M 1

Stadt-
bücherei
Elbing

N^o I.

N° II.

Für die A. L. Zeitung I. Bd. 1802.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1802.

ERSTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,

und LEIPZIG,
in der kurfürſtl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.

1802.

BIBLIOTEKA
7397

012108

VORBERICHT.

Seit Anfang des vorigen Jahres hat die Direction der A. L. Z. die Einrichtung getroffen, dafs jeder der vier Bände des Jahrgangs ein Titelkupfer erhält, welches entweder mit einer Recenſion in Verbindung ſtehet, oder durch einen beſondern Aufſatz erläutert wird. Es iſt alſo dem erſten Bande des Jahrgangs 1801 der Grundriſs der Antiken-Gallerie zu Paris, dem zweyten Bande der Plan eines neuen verbeſſerten Pächterhofes zu Hardwick-Hill bey Bedford in England, nebſt dem Plan eines Dorfes nach Sir John Sinclair's Vorſchlag; dem dritten die Abbildung der von Alexander Delaborde im J. 1799 unweit Sevilla in Spanien gefundenen Moſaik, dem vierten der Grundriſs vom alten und neuen Alexandrien, nebſt einer Abbildung der Pompejus Säule vorgeſetzt worden.

Dieſe für ein Literatur-Journal zweckmäſsigen Verzierungen ſollen, ohne den urſprünglichen Preis der A. L. Z. zu erhöhen, auch ferner fortgeſetzt werden.

Den gegenwärtigen Jahrgang eröffnet ein Programm, worin Hr. Geh. Rath von *Göthe*, der, ſich nicht mit den unverwelklichen Lorbeeren begnügend, die er ſich als Dichter erworben, ſeit einigen Jahren auch als Beförderer der zeichnenden Künſte, davon er ſchon lange ausgebreitete Kenntniſſe beſaſs, öffentlich

fich aufgetreten, und in Verbindung mit einigen Kunſtfreunden durch ausgeſetzte Preiſe eine Concurrenz von Künſtlern in Weimar veranlaſst hat, die zur dritten Ausſtellung im abgewichnen Jahre eingeſandten Zeichnungen mit der Ihm eignen Gabe das Talent eben ſowohl zu belehren als zu ermuntern, als ein ächter Kunſtrichter beurtheilt hat. Das dazu gehörige Kupfer giebt von den beiden Stücken der Herren Nahl und Hoffmann, zwiſchen denen der Preis getheilet worden, einen gefälligen Umriſs.

Wir können bey dieſer Gelegenheit den Wunſch nicht unterdrücken, daſs doch mehrere begüterte Freunde der Kunſt ſich an das ſo edelmüthig unternommne, und ſo zweckmäſsig beſorgte vaterländiſche Inſtitut in Weimar anſchlieſsen, und durch Beyträge zu Vermehrung und Vervielfältigung der auszuſetzenden Preiſe, ſich einigen Antheil an dem Verdienſte deſſelben erwerben mögen.

Die Herausgeber der Allg. Lit. Zeitung.

WEI-

WEIMARISCHE
KUNSTAUSSTELLUNG
VON 1801.

UND

PREISAUFGABEN
FÜR 1802.

INHALT.

I. Kunstausstellung vom Jahre 1801.

I. *Vorerinnerung.*

II. *Verzeichniss der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke.*

III. *Beurtheilung der concurrirenden Arbeiten, im Einzelnen.*

IV. *Antike Basreliefe, Achill auf Scyros vorstellend.*

V. *Ueber die Motive der beiden Aufgaben überhaupt und in wie fern sie benutzt worden.*

VI. *Ertheilung des Preises.*

VII. *Tod der Lucretia, von Herrn Langer, Sohn, aus Düsseldorf.*

II. Aufgaben fürs laufende Jahr.

VIII. *Erste Aufgabe. Perseus und Andromeda.*

IX. *Zweyte Aufgabe. Die Wahl des Gegenstandes wird dem Künstler frey gegeben.*

X. *Aufruf an Künstler, auch Arbeiten ohne Concurrenz einzuschicken.*

XI. *Näheres über das Local, die Zeit der Ausstellung und den Antheil des Publicums.*

XII. *Wachsendes Interesse für die folgenden Jahre. Beybehaltene vorzügliche Zeichnungen der vorhergehenden Jahre.*

XIII. *Anfrage wegen Bekanntmachung der Namen.*

XIV. *Kleine Umrisse von den grossen Zeichnungen werden erbeten.*

XV. *Antrag, die eingesendeten Zeichnungen dem Industrie-Comptoir zu Weimar in Commission zu geben.*

WEIMARISCHE KUNSTAUSSTELLUNG
VOM JAHRE 1801.
UND
PREISAUFGABEN
FÜR DAS JAHR 1802.

I.
Kunstausstellung von 1801.
I. Vorerinnerung.

Die *dritte*, im so eben verflossenen Jahre zu Weimar gegebene, *Kunstausstellung*, hat denenjenigen, die sie veranlafsten, sowohl, als dem nächsten Kreise, so viel Vergnügen und Nutzen gewährt, dafs wir den concurrirenden Künstlern dafür den besten Dank schuldig sind, und wünschten ihnen ein gleiches dagegen leisten zu können.

Verdiente Männer, die wir von den vorigen Jahren her kannten, haben uns, von ihrem Beharren, ihrem Fortschreiten im Guten und Rechten, überzeugt; mehrere vorzügliche Künstler haben wir diesmal zuerst kennen lernen; unsere Einsicht in die Gesinnung der einzelnen, in die Richtung des Ganzen, ist klärer und genauer geworden.

Die Arbeiten einiger Künstler, die in Paris studierten, haben uns auch dorthin einen Blick vermittelt, der, wenn er sich ferner aufklärt, uns in den Stand setzen wird, über die Neigung des Kunstsinnes daselbst, etwas bestimmtes zur Leitung unserer vaterländischen Künstler, welche nach jenem Orte nunmehr unwiderstehlich hingezogen werden, vielleicht nächstens zu äufsern.

Eine allgemeine Uebersicht der Ausstellung, bey welcher nicht allein Concurrenzstücke, sondern auch andere Arbeiten aufgenommen worden, giebt folgendes Verzeichnifs, welches wir zur Bequemlichkeit des kunstliebenden Publicums drucken liefsen, und hier um so mehr abermals mittheilen, als nach den Buchstaben, womit auch die zurückgeschickten Arbeiten bezeichnet worden, jeder Künstler die Beurtheilung, welche ihn betrifft, aufsuchen kann.

II. Verzeichnifs der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke.

A.

Arbeiten, welche um den, im sechsten Stück der Propyläen, für 1801. ausgesetzten Preis concurrirten.

1.

Achill auf Scyros, in Frauentracht, unter den Töchtern Lycomeds verborgen, wird von Ulyfs und Diomed entdeckt.

A. Oelgemälde. Ratzeburg.
B. Grau Papier, schwarze, weifse und farbige Kreide. Köln. (Man sehe das Titelkupfer Nr. 2.)
C. Sepia, auf weifs Papier. Kassel. (Man sehe das Titelkupfer Nr. 1.)
E. Federzeichnung, farbig. Berlin.
F. Grau Papier, schwarze Kreide. Paris.
G. Federzeichnung, lavirt. Paris.
H. Grau Papier, weifs gehöht. Düsseldorf.
I. Oelgemälde. Detmold.
K. Sepia, weifs Papier. Hamburg.
L. Federzeichnung, lavirt. Wien.

M. Federzeichnung, lavirt. Wien.
N. Schwarze Kreide, auf weifs Papier. Köln.
O. Federzeichnung, lavirt. Kaffel.
P. Federzeichnung, lavirt. Paris.
Y. Zeichnung mit Silber- und Bleyftift. Bremen.

2.

Achill, welcher die flüchtigen Trojaner bis in den Skamander verfolgt hatte, wird durch die erzürnten Flüffe bekämpft.

Q. Grau Papier, fchwarze Kreide, lavirt, weifs gehöht. Dresden.
R. Grau Papier, fchwarze Kreide, weifs gehöht. Dresden.
S. Oelgemälde. Ratzeburg.
T. Grau Papier, fchwarze und weifse Kreide, farbig gehöht. Köln.
U. Schwarze Kreide, grau Papier, wenig gefärbt. Berlin.
V. Federzeichnung, lavirt. Paris.
W. Basrelief.
X. Oelgemälde. Dresden.

B.

Von der vorjährigen Ausftellung.

1) *Tod des Rhefus, von Hoffmann in Köln. Propyläen fechftes Stück. pag.* 102.
2) *Abfchied des Hectors, von Nahl. pag.* 138.
3) *Derfelbe Gegenftand. Nr.* 25. *pag.* 137.

C.

Arbeiten neuerer Meifter.

Nahl, in Kaffel.

1) Venus und Amor. Oelgemälde.
2) Deiphantes, König von Epidaurus, trachtet feine Gemalin aus den Händen ihrer Brüder zu retten, welche fie zu entführen in Begriff find.
3) Merkur führt dem Epimetheus die Pandora zu.
4) Tirefias erblindet, vor dem Anblick der Minerva, die er zufällig im Bade fieht.
5) Venus und Adonis.
6) Ein grofser Baum. Venus zeigt dem Aeneas den Weg nach Carthago.
7) 8) Zwey Landfchaften.
9) 10) 11) Ausfichten von Wilhelmshöhe.
12) 13) 14) Kleine Landfchaften.
15) Jacob fegnet feine Enkel, nach Rembrandt.
Sämmtlich ausgeführte Zeichnungen mit Sepie, auf weifs Papier.

Tiek, von Berlin.

16) Danae empfängt den Goldregen.
17) Danae wird, mit ihrem Sohne Perfeus, in einem kleinen Kahne, aufs Meer geftofsen.
18) Beide auf den Wellen.
19) Orpheus und Eurydice; fie wird von der Schlange verwundet.
20) Orpheus im Schattenreiche.
21) Orpheus Grab.
22) Ulyfs und Circe.
23) Der Abfchied des Hectors.
Sämmtlich Skizzen.

Bury, von Hanau.

24) Jupiter und Juno, nach Hannibal Carrache.
25) 26) 27) Drey Portraite.

Kolbe, von Düffeldorf.

28) Portrait, in Oel.
29) Schwebende Figur, in Oel.

Langer, Sohn, von Düffeldorf.

30) Tod der Lucretia, auf grau Papier.

Dannecker, von Stuttgard.

31) 32) Zwey Portraitbüften.

Wolf, von Kaffel.

Monument für Büfch nach Hamburg.

D.

Verfchiedene Arbeiten älterer Meifter.

III. Beurtheilung der eingefendeten Arbeiten, im einzelnen.

1.

Achilles auf Scyros.

Unter allen, über diefen Gegenftand eingegangenen, Concurrenzftücken wurden die Zeichnungen L. und M. beide auf gefärbtem Papier, getufcht und weifs gehöht, als die fchwächften Darftellungen deffelben befunden. Die Vf. beide haben den Fehler begangen, dafs es ausfieht, als ob Achill den Degen ziehe, in der Abficht, das Kind oder Deidamien zu ermorden.

Befonders ift diefes bey der Zeichnung M. der Fall, wo die ftehende Deidamia, mit gefaltetenHänden, um Pardon zu bitten fcheint; das Kind fitzt an der Erde vor ihr, mit einem Bogen fpielend. Die zwey Mädchen zu beiden Seiten nehmen, nach Verhältnifs, zu wenig Antheil an der Handlung. Die Architectur des Grundes ift theatralifch. Ulyffes

und

und Diomed könnten jünger seyn, und sind einander auch von Seiten des Charakters zu ähnlich; beide haben, gegen das Kostum, eine Art von türkischem Bund auf dem Kopfe.

Alles dessen ungeachtet hegen wir keine üble Meynung von den Fähigkeiten des Vfs.; es sind Spuren von Gemüthlichkeit und Ausdruck in seinem Werk, die Gutes hoffen lassen, vorausgesetzt, dass er noch ein junger Mann ist; nur darf er nicht säumen, mit Ernst zu studieren, sich nach den besten Mustern, vornehmlich im Zeichnen zu üben, und, unter Leitung eines geschickten Meisters, Kenntnisse von den Regeln der Kunst zu erwerben, deren er, wie seine Arbeit zeigt, gegenwärtig noch völlig unkundig ist.

Die Zeichnung L soll von einem Knaben, der nur erst zwölf Jahre alt ist, verfertigt seyn, und, mit Hinsicht auf seine Jugend, muss man gestehen, dass derselbe ungemein viel leistete. Von ihm, der kaum noch dem Kinde entwachsen, wäre es höchst unbillig zu fordern, dass er ernst denke, oder stark fühle, und eine so schwere Aufgabe, wie diese ist, aus ihrer Tiefe heraus, entwickelt darstelle, oder dass er die Uebung und Wissenschaft eines vollendeten Meisters schon besitze; seine Figuren sind aber überhaupt gefällig. Die vor dem Achill auf den Knien liegende Deidamia, mit dem Kinde im Arm, ist malerisch gestellt, lebhaft bewegt, und ihr Gewand mit Geschmack geworfen. Eben so gelungen in Stellung und Drapperie ist auch Ulysses. Sollten diese beiden Figuren dem Vf. ganz angehören: so zeugen sie von ausserordentlichen Anlagen, die, bey fortgesetztem Fleiss, in kurzem etwas vorzügliches erwarten lassen.

Lit. I. Oelgemälde. Was die Kunst anbetrifft, hat der Vf. dieses Werks wohl keine Vorzüge vor den beiden vorhergehenden Concurrenten; ja er ist, in der Anordnung und Wirkung des Ganzen, noch hinter dem letzten zurückgeblieben; hingegen fasste er den Sinn unserer Aufgabe um so viel besser, als er anschaulich zu machen suchte, dass der verkleidete Achilles von den Gespielinnen wegeilt, die vor den Waffen und heroischen Bewegungen erschrocken, und zugleich über sein Weggehen betrübt sind. Deidamia allein folgt dem Geliebten nach, und scheint noch zärtliche Worte zu demselben zu sprechen. Im Hintergrund erscheinen die beiden Helden, Ulysses und Diomed, beobachtend was vorgeht.

Achilles weiblich gekleidet, in der Hand das Schwert, den Helm auf dem Haupt, bewegt sich kriegerisch, Ulyss und Diomed erkennen ihn, Deidamia stürzt vor ihm hin auf die Knie, die Mädchen fliehen und Lykomedes tritt heran, voll Erstaunen. Dieses ist im allgemeinen die Anlage des recht gut gedachten Oelgemäldes Lit. A.; allein es fehlt der Anordnung an gesonderten, auseinander gesetzten Gruppen, den Formen an Eleganz; die Zeichnung ist schwach, ohne anatomische Kenntnisse, und der Geschmack im Wurf der Gewänder ebenfalls nicht der gebildetste; nur ein blaugekleidetes Mädchen, welches die Deidamia aufrichten will, nimmt sich von dieser Seite besser als die andern Figuren aus.

Vom Ausdruck kann man zwar nicht sagen, er fehle; aber derselbe ist weder abwechselnd noch nüanzirt genug, und zeigt, so wie das schmuzige Kolorit, die magere Behandlung, und die nicht gehörig nach Kunstzwecken eingerichtete Beleuchtung, den noch wenig erfahrnen Mahler, der aber seines Talents wegen Achtung, und Aufmunterung verdient. Wir machen, zu seiner Ehre, die Bemerkung: dass ein unterrichteter Künstler mit denselben Motiven, deren er sich in seinem Werke bediente, wohl ein ausgezeichnet schätzbares Bild hätte zu Stande bringen können.

Lit. N. Zeichnung, mit schwarzer Kreide, auf weiss Papier. Achilles, der Schild und Schwert

Schwert ergriffen, will sich von Deidamien losreissen, die ihn umfasst, und zurück zu halten strebt. Einer der beiden Helden, welche sich in diesem Augenblick gleichfalls entdecken, reicht dem Peliden noch einen Helm hin, und zeigt mit der Hand in die Ferne; der andere drückt lautwerdende Zufriedenheit über die Erkennung des Jünglings aus. Unter denen, die ihm folgen, zeigen sich Freude und Erstaunen auf verschiedene Weise. Einer, höher gestellt als die andern, und weiter zurück, stösst in die Trompete. Auf der entgegengesetzten Seite fliehen die Mädchen erschrocken nach dem Innern des Pallastes.

Unsere Leser werden aus dem, mit wenig Worten, angegebenen Inhalt des Werks erkennen, dass der Gegenstand wenigstens verständig begriffen worden, wenn auch, was den Charakter der einzelnen Figuren betreffen mag, das meiste würdiger, heroischer und edler zu wünschen wäre. Alles ist in heftiger Unruhe, in wilder, stürmischer Bewegung, die zum Gegenstand, so wie derselbe hier genommen worden, zwar passt; aber demungeachtet zu allgemein, dabey auch wohl ein wenig gar zu gewaltsam ist, zumahl da die Menge der Figuren den Raum des Bildes gedrängt voll füllt. Indessen sind wir der Wahrheit die Bemerkung schuldig, dass, bey all dieser Fülle, der Verfasser doch die Einheit der Wirkung des Ganzen hinlänglich zu erhalten gewusst, und Geschicklichkeit in Vertheilung des Lichts gezeigt hat; dasselbe ruht auf den Hauptfiguren, in der Mitte des Bildes, und nimmt gegen die Seiten ab, wo die Schattenpartien gröfser und kräftiger werden. Man sieht, dass in diesem Theil, so wie in allen übrigen, Rubens das studierte Muster gewesen.

Lit. K. und Lit. F. zwey Zeichnungen, deren Urheber äusserst verschiedene Wege eingeschlagen, scheinen uns doch ungefähr auf gleichen Werth Anspruch zu machen. Die erste auf weiss Papier, bräunlich getuscht, hat den Vorzug einer ungemein fleissigen und zarten Ausführuug. Die Erkennung des verkleideten jungen Achilles scheint kein Hauptzweck des Künstlers gewesen zu seyn, sondern er wollte vornehmlich den Abschied des Achilles von seiner Geliebten zur Anschauung bringen. Die Hauptfigur ist daher, der ganzen Gestalt nach, ein völlig ausgebildeter Jüngling nicht weiblich gekleidet. Das Gewand desselben ist von den Schultern bis auf die Hüfte niedergesunken, so dass sein ganzer Oberleib nackt erscheint; das Schwert in der Hand scheint er eben gesonnen, auch den Schild, nebst dem an der Erde liegenden Helm und der Lanze zu ergreifen, um hernach dem Ulysses und Diomed zu folgen, welche aus dem Saale, wo die Scene vorgeht, herausgehen wollen. Deidamia fällt ihrem Geliebten um den Hals, das Kind schmiegt sich in den Schoofs der Mutter, ängstlich ihr Gewand fassend. Fünf niedlich geputzte Mädchen, in anmuthiger Verschiedenheit der Geberde, drücken bekümmertes Erstaunen aus. Durch die Thüre des Saals sieht man in einer äufsern Halle zwey Krieger, von denen einer in die Tuba stösst.

Aus der Aehnlichkeit, welche die Mädchen mit einander haben, läfst sich übrigens vermuthen, unser Künstler habe eine sehr schöne Person zum Muster für alle genommen. Der weiche, weibliche Charakter ist in ihnen sehr wahrhaft dargestellt. Vorzüglich nehmen sich ein paar Köpfe, durch naive Anmuth, vortheilhaft aus. Dem Umriss gebricht es im Ganzen sehr an Richtigkeit und in Hinsicht auf Vertheilung Lichts und Schattens verräth der Künstler nicht viel Erfahrung. Ferner hat er auch den Raum des Bildes in Verhältniss zu den Figuren zu gross gemacht, und in der Architectur gegen die angenommenen Regeln gefehlt. Die Gruppe vom Achill und den Mädchen müssen wir ihm hingegen loben. Sie ist zwar was die Anordnung der ein-

einzelnen Theile betrifft, nicht kunſtgerecht; doch im Ganzen mit natürlichem Geſchmack angegeben, der ſie wohlgefällig macht. Ein Geiſt der Reinlichkeit, des Weichen und Zierlichen, herrſcht durch das ganze Werk, und es liegt wohl nicht an dem Talent des Verfaſſers, ſondern an der Gelegenheit, daſſelbe gehörig auszubilden, die ihm gemangelt haben mag, wenn er nicht eine höhere Stufe in der Kunſt erſtiegen, als die iſt, worauf wir ihn ſehen.

Lit. F. iſt eine Zeichnung auf graues Papier mit ſchwarzer und weiſser Kreide.

Eine Behandlungsweiſe, die unbiegſam nach einmahl angenommenen Regeln verfährt, gewiſſe Stellungen und Formeln von Figuren und Gruppen immer wieder bringt, und beſtändig nur den gleichen Charakter allen ihren Schöpfungen mittheilt, mit einem Wort das manierirte, unnatürliche Weſen, welches ein Fehler faſt aller Werke der neuern franzöſiſchen Mahlerſchule iſt, ſo verdienſtlich ſie in mancher andern Rückſicht ſeyn mögen, müſſen wir auch an der gegenwärtigen Zeichnung tadeln.

Die Hauptgruppe von vier fliehenden Mädchen iſt an ſich zwar gut geordnet, ſie umfaſſen ſich aber auf eine gezwungene Weiſe, und ſchreiten weit, ſoldatiſch aus, gleichſam in Reihe und Glied, welches ſich widerlich ausnimmt. Zwey andere Mädchen fliehen weiter zurück, erſchrocken und einzeln. Eine ſiebente ſitzt näher an der Erde, beym Korb mit den Putzſachen, erſtaunt, und will eben aufſtehen; bey ihr ein Kind. Man erkennt unter allen dieſen weiblichen Figuren die Deidamia nicht, weil keine Antheil oder vorzügliche Neigung für den Achilles zeigt; dieſer rennt, mit Schild und Dolch bewaffnet, haſtig, aus dem Saal, als wollte er die Männer bekämpfen, die draußen in Hörner ſtoſſen und auf Schilde ſchlagen. Diomed und Ulyſſes ſtehen als Zuſchauer ſtill im Hintergrunde.

Für einen der löblichſten Theile dieſes Werks ſehen wir vornehmlich die Gewänder an, welche durchgängig mit Geſchmack angelegt, leicht bewegt, und, wenig Stellen ausgenommen, auch gut in Maſſen gehalten ſind. Die fuelten Formen, und die überall durchſcheinende Tendenz des Künſtlers zum edlen, heroiſchen Stil, müſſen billigermaſsen ihm gleichfalls zum Verdienſt angerechnet werden.

Lit. Y. äuſserſt geduldig und fleiſsig ausgeführte Zeichnung, mit Silber, und Bleyſtift, auf weiſs Pergamentpapier. Wer allenfalls wegen des Werkzeugs ein ungünſtiges Vorurtheil gegen das Bild und den Künſtler faſſen ſollte, würde beym Anblick deſſelben, unerwartet, gute Haltung, ganz angenehmen Effect, in einzelnen Stellen ſogar viel Kraft, ja was noch mehr iſt, angenehme Figuren und einige recht hübſche und geiſtreiche Köpfchen finden. Die Scene iſt eine etwas theatraliſche Architectur, mit groſser Treppe, auf deren Podeſt der Kaſten mit Putz und Waffen ſteht. Die Mädchen ſind um denſelben verſammelt, jede beſchäftigt mit dem, was ſie aus ſeinem Inhalt ſich gewählt hat. Achill hat den Helm auf dem Haupte, das Schwert in der Hand, und greift nach dem Schilde, woran ihn aber Deidamia zu hindern ſucht, und auf Diomed und Ulyſſes hinweiſt, die an der Seite im Vorgrunde lauren. Auf der Treppe ſtehen ein Paar Bewaffnete die Lärm machen ſollen, einer ſteigt fachte die Stufen herab, und giebt ihnen Zeichen.

Die Formen ſind gröſstentheils etwas zu ſchmächtig, die Falten an manchen Stellen nicht glücklich gelegt; die Anordnung aber der groſsen Gruppe vom Achilles und dem Mädchen überhaupt recht lobenswerth. Auch wäre durchaus gegen die Anordnung des Werks nichts einzuwenden, wenn dem Ulyſſes und Diomed, welche als eine ſtarke und bedeutende Partie auf der linken Seite des

Bildes,

Bildes ſtehen, rechts ebenfalls etwas dergleichen entgegengeſetzt worden wäre.

Lit. O. auf weiſs Papier, braun getuſchte Zeichnung eines Bildhauers, der ſchon mehrmals unſere Ausſtellung gefällig durch Beyträge bereichert, und ſich damit Anſprüche auf den Dank aller Freunde der Kunſt erworben. Er hat die Aufgabe auch dieſsmal, wie es der Zweck ſeiner Kunſt erfodert, d. i. als Basrelief behandelt. Achill ſteht in der Mitte in weiblicher Kleidung, aber gerüſtet. Er bewegt ſich kriegeriſch, ſchreitet fort und verſucht ſich in ſeinen Waffen. Deidamia, darüber erſchrocken, ſtürzt auf ihn ein, um ihn zurückzuhalten; eine andere weibliche Figur wendet ſich zum Ulyſs und Diomed, welche den jungen Helden erkennen und ſcheint beide wegtreiben zu wollen; auf tieferm Grund, wie auſser dem Zimmer, ſtehen zwey Krieger, die in Trompeten ſtoſsen; ſie endigen das Basrelief von dieſer Seite. Auf der andern ſind acht Mädchen um einen Tiſch verſammelt, wo die Putzwaaren ausgelegt ſind, theils betrübt, theils erſtaunt. Der Knabe Pyrrhus ſteht einer von ihnen im Schooſse.

Das Aufflammen des kriegeriſchen Muths im Achill, der Zuruf beider Helden, welche ihn daran erkennen, Deidamiens ſich heftig äuſsernde Leidenſchaft, da ſie den Verluſt ihres Geliebten beſorgt, die artige Epiſode einer andern weiblichen Figur, die man ſich etwa als Amme oder Vertraute der Deidamia denken kann, welche die Helden beſchreyt und wegtreiben will, alles iſt wohlgedacht, dem Gegenſtand durchaus angemeſſen.

Weniger gelungen ſcheint uns hingegen der um den Tiſch verſammelte weibliche Chor. Ein Mädchen ringt in äuſserſter Betrübniſs die Hände über dem Kopf; wie kann aber ſolcher Jammer hier entſtehen? und ſchwächt der Künſtler nicht dadurch gar das Pathetiſche in der Deidamia? Ein anderes Mädchen bedeckt mit den Händen das Geſicht, wie vor Scham; könnte aber der Künſtler nicht miſsverſtanden werden, als hätte er dieſe, ſchuldbewuſst, wegen des verkleideten Jünglings darſtellen wollen, welches doch wohl ſeine Abſicht nicht ſeyn konnte?

Die Anordnung des Werks im Ganzen verdient Beyfall. In der Mitte nimmt ſich die Hauptgruppe des Achilles mit der Deidamia und der andern weiblichen Figur gut aus. Die Helden und Krieger auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite ſtehen im Gleichgewichte, und laſſen, da die Bewegung verhältniſsmäſsig minder raſch, die Anordnung ſelbſt weniger elegant iſt, die Mittelgruppe ſiegend ins Auge fallen. Die Gewänder haben durchgehends eine gute Anlage.

Dem Diomed iſt ſeine etwas gezwungene Stellung vorzuwerfen, ſo wie dem einen Soldaten, der in die Trompete ſtöſst. Der Helm kleidet wegen ſeiner beſondern Form das Haupt des Achilles nicht gut, auch ſchadet der zu groſse Schild der Schönheit der Gruppe. Wir bemerken noch, als Verſtoſs gegen das Coſtum, einen Medaillon, wie unſere Damen tragen, den eins von den Mädchen, aus dem Schmuckkaſten auf dem Tiſch, in die Höhe hebt.

In der colorirten Zeichnung Lit. E. ſehen wir den Achill, mit Helm, Schild und Schwert gerüſtet, ſich bemühen der Deidamia zu entgehen, welche flehend zu ſeinen Füſsen hinſtürzt. Die andern Mädchen heben die Blicke von den Putzwaaren auf, um zu ſehen, was vorgeht. Ulyſs, mit geſpannter Aufmerkſamkeit, lauert und ſieht ſeine Liſt gelingen. Er ſcheint mit der Hand den Diomed, welcher laut werden und vortreten will, zurückzuhalten, ihn ſtille warten zu heiſsen. Auſsen in der Halle bläſt einer die Tuba.

Gewiſs war dieſer Künſtler einer von denen, welche die Aufgabe am reiflichſten erwo-

erwogen haben. Auch ſieht man das Studium nach antiken Muſtern und ein löbliches Bemühen, den Geſchmack, die Einfalt derſelben nachzuahmen; daher entſtehen aber auch höhere Foderungen, welche nicht befriedigt werden. Das zarte Maas in Geiſt und Ausdruck, das letzte und rechte, iſt ſelten getroffen. Deidamien möchte man mehr Anmuth in Geſtalt, mehr weibliches Zartes in der Geberde wünſchen. Die andern Mädchen ſind, ohngeachtet des Naiven in ihrer Handlung, doch ein wenig ſteif. Ulyſſes und Diomed hätten mehr Adel in Geſtalt und Zügen erhalten dürfen. Die Gewänder haben eine gute Anlage, allein das Geſetz der Maſſen iſt vom Künſtler nicht gehörig beobachtet worden. Auch gegen Vertheilung des Lichtes lieſse ſich einiges einwenden. Endlich wäre auch gegen die Anordnung zu erinnern, daſs die Gruppen an ſich zierlicher und beſſer auseinander geſetzt ſeyn ſollten.

Alle Figuren ſtehen hingegen, nach perſpectiviſcher Wahrſcheinlichkeit, gehörig auf dem Plan, und die Architectur des Grundes iſt von der beſten Wirkung und vollkommen zweckmäſsig, auſser daſs die Tropfen am Doriſchen Gebälk uns überflüſsiger Zierrath ſcheinen, weil der Fries ſelbſt keine Triglyfen hat, ſondern mit Figuren geziert iſt; und obgleich der Künſtler für dieſe architectoniſche Licenz ein Beyſpiel an einem noch vorhandenen Denkmal des Alterthums nachweiſen kann: ſo wünſchten wir doch nicht gern dergleichen nachgeahmt zu ſehen.

Lit. H. Zeichnung auf grau Papier getuſcht und hell aufgehöht. Dieſem Künſtler gelingt, wie ſich aus der Beobachtung verſchiedener ſeiner Arbeiten zu ergeben ſcheint, das Anmuthige, Sanfte und Zärtlichkeit meiſt beſſer, als Aeuſserungen von Kraft, Muth und That: ſo iſt es auch hier geſchehen. Die weiblichen Geſtalten ſind verhältniſsmäſsig beſſer als die Männer gerathen. Ulyſſes hat in Geſtalt und Geberde nicht ſo viel Würde und Energie erhalten, als zur charakteriſtiſchen Darſtellung deſſelben, ſelbſt nach Maaſsgabe des übrigen Kunſtverdienſtes dieſes Werks, erfoderlich ſeyn möchten. Diomed iſt zwar eine edlere vollere Geſtalt, erſcheint aber, da wir ihn als eine brauſende heftige Natur denken, hier viel zu ruhig; Achilles ebenfalls. Wir ſehen ihn nicht mit erhöhetem Gefühl ſeines Vermögens und reger Thatenluſt dargeſtellt, ſondern wie augenblicklich betroffen, weil er ſich vom Ulyſſes entdeckt ſieht; er iſt überdem nicht mädchenhaft genug, und ſeine Bekleidung hat zu wenig mit dem Gewand der Weiber gemein. Deidamia ſinkt jammernd über den ihr bevorſtehenden Verluſt des Geliebten, zu deſſen Füſsen hin. Sie möchte den Ulyſſes der ihn eben angreift, abhalten. Ihr Kopf iſt voll lebendigen, ſeelenvollen Ausdrucks und deswegen ungemein lobenswürdig, ſo wie man auch der ganzen Figur die Gerechtigkeit widerfahren laſſen muſs, daſs ſie trefflich gedacht und gemacht, voll Wahrheit und voll Affect iſt. Vielleicht nur ein wenig zu ausgebildet, nicht jugendlich genug. Gleich hinter ihr ſteht die ebenfalls vorzüglich wohlgelungene Figur eines reizenden zarten Mädchens, das, mitleidig, auf die Jammernde niederſieht. Drey andere weibliche Figuren ſcheinen in reger Verwunderung über den entdeckten Achilles. Ganz auf der entgegengeſetzten Seite des Bildes ſind zwey kleine Mädchen, in lieblicher Unbefangenheit des kindiſchen Alters, völlig unbekümmert um das was vorgeht, bloſs mit Spiel- und Putzſachen beſchäftigt. Die Gewänder ſind meiſt zierlich angelegt, doch die Falten wohl etwas zu einförmig an Charakter, laufen auch manchmal über hohe Stellen der Glieder weg. Breite Maſſen von Licht und Schatten laſſen jeden Theil gehörig deutlich in die Augen fallen. Sie könnten hier und da indeſſen doch noch reiner und die Wiederſcheine zuweilen empfindlicher angegeben ſeyn.

Litt. G. Das vorige Stück liefs im Ganzen etwas mehr Bewegung wünfchen, im Gegenwärtigen ift hingegen die Unruhe gar zu herrfchend Ins Freye, an dasUfer des Meeres, verfetzte der Künftler die Scene. Eben fteigen Bewaffnete aus dem nahe liegenden Schiffe, zwey derfelben blafen auf Hörnern, Ulyffes und Diomed beobachten, unter Bäumen, hinter einem Poftament, auf welchem die Statue einer Nymphe (vielleicht der Thetis) liegt, den Achilles. Diefer fteht in weiblichem Gewand und zieht eben ein Schwert, als wollte er fich den Landenden widerfetzen. Deidamia, mit dem Kind im Arm, will, beforgt, ihn zurückhalten. Zwey Figuren (die vorderfte führt ein nackendes Kind mit fich), eilen fchnell davon, eine jüngere trägt Gefchmeide im Schoofs des Gewandes; etwas ift ihr entfallen, welches fie in der Eile noch aufzuheben fucht; ihnen folgt ein halb erwachfenes, zartes Mädchen nach und trägt ebenfalls etwas im Schoofs; alle laufen gegen den Pallaft, aus welchem Lykomedes heraustritt, zu fehen was vorgeht. Es ift eine gute zum Mächtigen und Grofsen fich neigende Manier in allen diefen Figuren, der Künftler ruft uns die gewaltigen, derben Formen in den Werken des Salviati und der beiden Bronzine wieder ins Gedächtnifs, wiewohl ohne die correcte Zeichnung diefer Meifter in feiner Gewalt zu haben. Indeffen ift er durchaus dem heroifchen Sinne treu geblieben, und da wo der Ausdruck eilender Bewegung fein Zweck war, gelang ihm derfelbe, fowohl in Stellungen, als Gewändern, faft immer gut. Von den Falten mufs indefs bemerkt werden, dafs fie das Nackte manchmal zu fehr durchfcheinen laffen, zuweilen aber auch etwas zu tief und kraus find. Eine eigentlich elegante Gruppe findet fich zwar nicht, demungeachtet ift das Talent für die Anordnung unverkennbar, und jene fliehenden Weiber find gefchickt zufammengeftellt. Ein paar Beine von zwey verfchiedenen Figuren ausgenommen, die fo ftehen, dafs fie leicht verwechfelt werden können.

Hat man fich überhaupt nur einmal mit der freylich etwas willkürlichen Behandlung des Gegenftandes, in Hinficht der Erfindung, wo das Epifodifche eine zu grofse, ja eigentlich die Hauptrolle fpielt, ausgeföhnt: fo ift auch an der Dispofition des Ganzen weiter nicht viel zu tadeln. Die Figuren des Achilles, der Deidamia, nebft den fliehenden Weibern nehmen den Vorgrund ein; weiter zurück wird das Bild auf der einen Seite von den Kriegern, welche dem Schiffe entfteigen, auf der andern vom König, der die Stufen der Halle feines Pallafts herabkömmt, geendigt. Ungefähr auf gleichen Plan in die Mitte find Ulyffes und Diomed geftellt. Die Kunft der Vertheilung von Licht und Schatten vermifst man ungern.

Lit. B. Zeichnung auf grau Papier, mit Tufche und mehrern Arten Kreide, von Hn. *Hoffmann* in Kölln, von welcher unfere Lefer, da derfelben die Hälfte des ausgefetzten Preifes zuerkannt worden, auf der Kupfertafel Nr. 2. einen leichten Entwurf finden.

Alles an diefer reichen Compofition ift Leben und Fülle, man kann die Anordnung in Hinficht auf malerifche Erfoderniffe, ohne Bedenken vortrefflich nennen, denn die Figuren find alle gut in Gruppen zufammengehalten, und diefe Gruppen wieder unter fich gefchickt mit einander verbunden. Auch der reichlich ausgeftattete Hintergrund pafst zum Ganzen. Je ernftlicher das Werk betrachtet wird, je mehr nimmt man Verftand, Ueberlegung und Talent wahr.

Hr. Hoffmann folgte feinem natürlichen Hang, der ihn zum Vollen, Reichen und Glänzenden zieht. Diefem Sinne gemäfs ift nun alles. Wir fehen ein Königshaus, den Herrfcher felbft auf einem Throne fitzend, überfchwenglichen Reichthum und Pracht in allem was Ihn umgiebt. Ein wohlerfunde-

nes

nes, gehaltvolles, bedeutsames Motiv ist es, dass Achilles hastig den Gürtel reisst, der sein Gewand hält. Noch ein anderes, von der feinsten zierlichsten Gattung, bemerken wir. Der Künstler supponirte nämlich, die heftige Bewegung des jungen Helden habe die Perlenschnur, womit sein blondes Haar weiblich geschmückt ist, zersprengt, die glänzenden Kügelchen fallen und rollen schimmernd auf der Erde hin.

Alle Formen nackter Glieder sind durchgängig von gutem Geschmack, nicht mager und eben so weit vom unangenehm Schwerfälligen entfernt, sie können sogar in gewissem Sinne, zum Theil für schön gelten, und Hr. Hoffmann hat, in Hinsicht auf Wahl und Zierlichkeit derselben, seit vorigem Jahr einen Schritt vorwärts gethan, wiewohl seine Zeichnung an vielen Stellen, noch immer den strengern Foderungen kein Genügen leistet. In den Stellungen, die er seinen Figuren gab, waltet, nebst der Mannichfaltigkeit, auch das Gefällige, Zierliche vor; Achilles selbst und Ulyss möchten indessen, von dieser Seite betrachtet, am wenigsten zu loben seyn, dagegen zeichnet sich das Mädchen im Vorgrund, welches an dem Kasten mit Schmuck und Geräth kniet, durch seine reizend malerische Stellung ungemein vortheilhaft aus. Ein paar andere weibliche Figuren auf dieser Seite, verdienen eben deswegen auch bemerkt und gelobt zu werden. Auch von der Seite des Ausdrucks befriedigt dieses Werk hinlänglich, er ist lebhaft, geistreich, angemessen, und, wie z. B. im Achilles, welcher mit zärtlichem Schmerz, der sein Gesicht verschönt, zu der klagenden Geliebten sich wendet, fein empfunden. Der Figur des Diomed wäre ein edlerer Charakter, so wie der Deidamia vielleicht mehr Jugend und eine hübschere Gesichtsform zu wünschen. Was Licht und Schatten betrifft: so hat Hr. Hoffman sich desselben von allen diesmal concurrirenden Künstlern am geschicktesten zu bedienen gewusst, und seinem Werk dadurch einen wesentlichen Vorzug verschafft. Es ist kräftig, ohne ins düstre zu fallen, weil starker Wiederschein die grossen Schattenpartieen unterbricht; auch fallen die hellaufgesetzten Lichter nirgends schreyend in die Augen, indem sie breite Massen bilden, und einander gehörig untergeordnet sind. Der Wurf der Gewänder ist überhaupt zu billigen, an einigen Stellen nur häufen sich die Falten etwas zu sehr, und laufen auch manchmal über die Höhe der Glieder. Die Regeln der Perspective sind nicht überall gehörig beobachtet worden.

Vergleichen wir die so eben betrachtete Zeichnung des Hn. Hoffmanns mit der Zeichnung Litt. C. auf weiss Pappier, mit Sepia getuscht, vom Hn. *Nahl* in Kassel, von welcher, da derselben ebenfalls ein Theil des Preises zuerkannt worden, man den Entwurf auf der Kupfertafel unter Nr. 1. findet: so will es uns dünken, Hr. Nahl habe durch ein langes, gründliches Studium der Antiken eine weit edlere, höhere Idee von der Kunst gefasst, und dem Schönen nachgestrebt, da Hr. Hoffmann hingegen, der wahrscheinlich sich meistens nach Werken der niederländischen Schule gebildet hat, kein so hohes Ziel sich setzte, aber eben darum vielleicht seiner Absicht näher gekommen ist. Man muss zwar seinem Werke das Prächtige, den fast überflüssigen Reichthum erst zugeben, alsdann aber ist es ein besseres malerisches Ganze, von grösserer Einheit, Wirkung und Beweglichkeit überhaupt. In Hn. Nahls Zeichnung hingegen sehen wir jeden einzelnen Theil mit Eleganz, Geschmack und Anmuth reichlich ausgestattet und weit sorgfältiger vollendet.

Wir gehen sogleich zur Betrachtung der Anordnung über, indem einiges über die gebrauchten Motive unten folgen wird.

Je seltener man, in Kunstwerken unserer Zeit, eigentlich kunstgerechte Anordnung, in

den einzelnen Theilen der Gruppen wahrnimmt, je mehr gereicht es zum Lobe der Zeichnung des Hn. Nahl, dafs die Hauptgruppe derſelben, in dieſem Stück muſterhaft, ja beynahe vollkommen gerathen iſt. Was hingegen das Ganze betrifft: ſo dürfte die rechte Seite der Zeichnung etwas reicher an Figuren und geſchloſſener ſeyn, um gegen die Linke, wo die Mädchen um den Tiſch verſammelt ſind, ein Gleichgewicht hervor zu bringen. Ferner wäre zu wünſchen, dafs der Raum um die Figuren nicht ſo weit und die Ecken beſſer gefüllt wären. Hr. Hoffmann, dem es freylich wegen des Reichthums und Pomps, den er ſich in ſeiner Compoſition erlaubte, leichter geworden, iſt in dieſem Stück glücklicher geweſen, und manche Aeuſserung in den Urtheilen der Menge hat uns vermuthen laſſen, derſelbe ſey, wenigſtens etwas von dem faſt allgemeinen Beyfall, der ihm ertheilt wurde, dem gefälligen Eindruck des gut ausgefüllten Raumes in ſeinem Bilde ſchuldig.

Das Leidenſchaftliche hat Hr. Nahl in ſeinem Werk, mit überlegter Kunſt, ſo zu ſtimmen gewuſst, dafs ſtarker oder erſchütternder Ausdruck nie nothwendig wurde; das Lebendige und Geiſtreiche hingegen vermiſst man nirgends. In Hinſicht auf Adel der Geſtalt und Eigenthümlichkeit des Charakters, nach Erforderniſs einer jeden Figur, hat er alle Concurrirenden weit übertroffen. Sein Achill iſt, ohne allen Vergleich, der ſchönſte und edelſte, der am meiſten verſpricht, am meiſten Reiz und jugendliche Lieblichkeit hat. Zwar gelang es dem Vf. der eben erwähnten Zeichnung Lit. G. auch, ſeinem Achill eine raſche, Thaten verkündende Geberde, ſelbſt eine heroiſche Geſtalt zu geben; dort hat der verkleidete Held das Anſehen einer krieggewohnten Amazone, hier aber tritt er auf, an Geſtalt und Würde einer anmuthigen Minerva ähnlich, und wir müſſen geſtehen, dafs wir uns, in Werken lebender Künſtler, keiner Figur erinnern, die edler und zugleich lieblicher gedacht würde. Deidamia iſt beträchtlich kleiner als Achilles und die ſanfte Wellenlinie des Umriſſes an ihr vorzüglich weich behandelt. Dieſes vollgerundete der Geſtalt und Glieder, ihr holdes, liebevolles Anſchmiegen an den Geliebten, ſo wie das Abhalten des Ulyſſes von ihm, bringt einen höchſt lobenswürdigen Einklang des Charakters hervor, ſo zart und richtig empfunden, als wahrhaft dargeſtellt; weil aber etwas gutes und vortreffliches das Verlangen nach dem Vollkommenen nur reger macht, ſo möchte man auch dieſer Figur wünſchen, dafs ſie, wenn es unbeſchadet der erwähnten Vorzüge und ſchönen Einheit ihres ganzen Weſens hätte geſchehen können, ſich durch ihre Geſtalt vor den übrigen Mädchen etwas mehr auszeichnete. Ulyſſes hat, in der Gleichmuth ſeines heitern, doch ernſten Geſichts und in der ruhigen Geberde, den ganzen Typus eines weiſen, viel erfahrnen Mannes. Etwas ſtärkere Gliedmaſsen würden indeſs wahrſcheinlich in ihm den Helden noch mehr zur Anſchauung gebracht haben. Daſſelbe iſt auch beym Diomed der Fall, deſſen raſche Bewegung hingegen ganz für ihn paſſend iſt. Unter die lieblichſten Schöpfungen des Künſtlers auf dieſer Zeichnung gehören noch die beiden, vom Schall der Hörner erſchreckten und in das Innre des Saals hineinwärts eilenden Mädchen; ſie machen eine ſehr liebliche, untergeordnete, der groſsen Hauptgruppe ſich ſchön anſchlieſsende Nebengruppe aus.

Die Formen in dieſem Kunſtwerk haben durchgängig ſehr viel zierliches, oft ſind ſie ohne Einſchränkung ſogar *ſchön* zu nennen. Man bemerkt in keinem andern, zur Concurrenz eingegangenen Stück mehr wiſſenſchaftliche Kenntniſs, wiewohl ohne Anſpruch auf ſkrupulöſe anatomiſche Richtigkeit, die, weil ſie mühſames Studium über jeden einzelnen Theil vorausſetzt, auch wohl mit mehrerm Recht von Gemälden oder Statuen in Lebensgröſse

gröfse, als von blofsen Zeichnungen in kleinen Figuren gefordert wird.

Die Gewänder sind meist mit feinem Geschmack geworfen, wohl gezeichnet und meisterhaft in Massen gehalten.

An der Beleuchtung ist die Wahrheit unverkennbar. Licht und Schatten bilden auf jeder Figur ununterbrochene Massen. Die sogenannten accidentellen Lichter sind glücklich angebracht. Man bemerkt, dafs der Künstler sich durchaus an die Natur gehalten.

Nachtrag.

Lit. P. Es deutet auf lobenswürdigen Ernst und genialische Lust zur Sache, wenn der Künstler die Mühe übernimmt eine Aufgabe von verschiedenen Seiten darzustellen. Unser Glückwunsch und Dank gebührt daher dem wackern Freunde, welcher, obgleich die oben beurtheilte Zeichnung Lit. F. sein Werk ist, doch noch, als einen ferneren Beweis seiner Liebe zur Kunst und des guten Willens gegen unsere Anstalt, die gegenwärtig zu erwähnende Zeichnung Lit. P. auf weifs Papier mit der Feder umrissen und getuscht nachgesendet hat; er ist darin von der Sage, die unserer Aufgabe zum Grunde liegt, abgewichen, und einer andern gefolgt, nach welcher der verkleidete Achilles unter den Töchtern des Lycomedes sich unter Bäumen, auf einer schönen blumigen, mit Büschen umwachsenen Aue befindet, von deren Höhe man auf einen Busen des Meeres hinabsieht, in welchen ein nahes waldiges Gebirg niedersteigt. Ulysses und Diomed lauschen halb versteckt und erkennen den jungen Helden daran, dafs er, während die Mädchen tanzen, Blumenkränze winden, u. s. w. sich mit dem Bogen übt.

Der idyllische Reiz, welcher auf dieser Seite für die Darstellung gewonnen worden, entschädigt zwar den Künstler keineswegs hinlänglich dafür, dafs nun alles Leidenschaftliche Interesse von dem Gegenstand weicht; unterdessen hat sein Bild das entschiedene Verdienst einer gefälligen Anlage. Muntere, anmuthige Bewegung und ein Geist festlicher Fröhlichkeit herrschen durch das Ganze. Die Gewänder sind einfach, gröfstentheils auch zierlich gelegt. Unter den Figuren ist vielleicht Achilles, dem Range nach, welcher ihm in der Composition angewiesen ist, die so am wenigsten befriedigt; wir begreifen es wohl, er soll sich, mitten unter den zarten Mädchen und gekleidet wie sie, unterscheiden, durch etwas männliches in der raschen, angestrengten Stellung, von dem Beschauer des Bildes, so wie von den lauschenden Helden als Jüngling erkannt werden, allein es ist gleichsam dadurch eine Dissonanz in der Harmonie des Ganzen entstanden.

Die Behandlung des Umrisses verräth überall eine Neigung des Künstlers zum Manierirten, die er, um sein ausgezeichnetes Talent möglichst zu kultiviren, bemerken und ernstlich dagegen kämpfen sollte.

Erinnerung.

Drey Künstler haben den Fehler begangen, in der Architectur des Grundes, Jonischen Säulen und Pilastern, ein Dorisches Gebalk mit Triglyfen zu geben. Dieser Irrthum wirkt im Bilde sehr übel und giebt den Beschauern Anlafs, sich über die Unwissenheit des Künstlers lustig zu machen. Wir glaubten daher dieses Versehen nicht bey Recension der einzelnen Werke, sondern vielmehr hier in einer allgemeinen Anmerkung rügen zu dürfen. Kein Künstler sollte mit den Hülfswissenschaften so unbekannt seyn, dafs er sich der Gefahr aussetzte, Mifsgriffe dieser Art zu begehen. Wer einmahl die grofsen Fähigkeiten, welche zum Mahler oder Bildhauer erfoderlich sind, erhalten hat, dem kann es nur wenig Mühe kosten, von Architectur, Perspective und dergleichen so viel zu fassen, als zu seinem Bedarf hinreichend ist.

2.

Streit der Flufsgötter mit dem Achilles.

Lit. D. Oelgemälde. Zeigt einige Fertigkeit des Vf. in Führung des Pinsels, auch sind die

die Figuren der beiden Flufsgötter ganz hübfch, nur zu blühend colorirt. Achill fcheint mit einem tüchtigen Sprung, über fie beide, die zu Boden gefallen find, überzufetzen, und, durch einen zweyten Sprung, fich auf den Haufen zunächft im Vordergrunde hinftürzende Trojaner werfen zu wollen, die er mit dem Schwerdt bedroht. Ein paar Leichname treiben auf dem angefchwollenen Strome, und ein Reiter finkt eben in demfelben unter. In der Ferne fieht man die Flucht des trojanifchen Heers. Rechts im Mittelgrund kommt Vulkan, mit Fackeln in Händen, geftützt auf die goldenen Mädchen, links oben in den Wolken fitzt Pallas, und hinter ihr fteht Neptun, eben begriffen den Dreyzack herunter zu fchleudern.

Es ift kaum noch nöthig zu bemerken, dafs der Sinn der Aufgabe und des Dichters vom Vf. nicht wohl gefafst worden. Achilles ift ein winziges, gewaltig erboftes Männchen, keineswegs in Waffersnoth, fondern er fteht völlig auf trockenem Boden eines Infelchens, und bedroht die armen Trojaner. Die Flüffe mit zerbrochenen Rudern liegen unter feinen Füfsen; gleichwohl kommen die Götter noch ihm beyzuftehn. Die Ferne, fo wie überhaupt der Grund, ift zu düfter, Licht und Schatten weder gehörig in Maffen gehalten, noch abgeftuft, daher auch für das Auge unmöglich eine befriedigende Wirkung entftehen kann.

Lit. W. Basrelief in Thon. Achilles, zwifchen den beiden Flufsgöttern, etwas erhöht; mit dem einen Fufs auf einem Felfen, mit dem andern frey fchwebend. Er hat den Flufsgott zur Rechten bey den Haaren ergriffen; und fucht den zur Linken mit dem Schild, von fich abzuhalten, der ihn aber beym Gürtel gefafst hält. Die Köpfe der Flufsgötter mögen wohl an diefem Werk für das befte gelten, vorzüglich der ergriffene, dem es auch nicht an Ausdruck fehlt. Desgleichen hat der Kopf des Achilles einiges Verdienft und läfst bey dem Vf. zwar Talent vermuthen, allein es gehen ihm die nöthigen Kenntniffe fowohl, als die Bildung des Gefchmacks und felbft mechanifche Fertigkeit noch fehr ab.

Lit. Q. Zeichnung auf bläulich Papier, getufcht und weifs gehöht. Achilles völlig gerüftet, dringt mit Speer und Schild, von feinem höhern Standort, auf einen im Waffer tiefer ftehenden Flufsgott ein, welcher dafür dem Helden die Urne an den Kopf zu werfen droht. Zwey nackte Leichname erfchlagener Trojaner helfen diefe Hauptgruppe des Bildes voll machen. In der Ferne, jenfeits des Fluffes, fieht man viele fliehende Trojer und einen nachfetzenden Griechen. Pallas fchwebt durch die Lüfte.

Die meiften Künftler, welche fich auf Darftellung diefes Gegenftandes eingelaffen, irrten darin, dafs, die Flufsgötter von Achillen angefallen, ja gar befiegt werden, anftatt dafs er von ihnen bedrängt erfcheinen folite. Noch mehr ift es dem Sinn der Aufgabe zuwider, wenn, fo wie in der gegenwärtigen Zeichnung gefchieht, der Held nur mit einem der Flufsgötter zu fchaffen hat, und denfelben noch dazu mit offenbarem Vortheil bekämpft, wodurch vollends alles verworren und bedeutungslos wird. An Lebhaftigkeit des Ausdrucks und der Bewegung fehlt es im Uebrigen diefem Werk nicht. Auch haben die Figuren keine auffallenden Mifsverhältniffe, und jede ift, in Anfehung der Form, im allgemeinen fo ziemlich nach dem ihr zukommenden Charakter gehalten. Man kann auch, wenn keine fehr rigoriftifche Foderungen gemacht werden, mit der Beleuchtung ein wenig zufrieden feyn. Allein die Zeichnung ift nicht gut zu heifsen, fie ift unrichtig und manierirt. Wir rathen dem Vf. ein ernftes

Studium

Studium des Alterthums und der Natur, im Sinne der Alten. Am nöthigsten aber ist ihm die Betrachtung der Werke grosser Meister aller Zeiten, in Hinsicht auf den Gang ihrer Gedanken.

Lit. S. Oelgemälde. Ueber einen Haufen erschlagener Trojer will Achill ans Ufer schreiten, die Flussgötter widersetzen sich ihm, der eine fasst seine Hand, worin er den Speer hält, indessen der andere ihn am Schilde rückwärts in die Fluth zu reissen strebt. Mächtige Wellen wälzen sich drohend heran, und vermehren die Gefahr des Helden. Wiewohl auch hier die Aufgabe nicht hinlänglich anschaulich dargestellt worden: so ist doch das Ganze consequent gedacht. Auch lässt sich aus der Art, wie die Figuren zusammengestellt sind, vortheilhaft auf des Verfassers natürliche Anlage zur Gruppirung schliessen. Im übrigen ist in Absicht auf Zeichnung, Licht und Schatten, Behandlung u. s. w. wenig Kunst bewiesen. Nicht guter Wille und glückliches Talent allein sind vermögend, die Schwierigkeiten eines Gegenstandes, wie dieser ist, zu überwältigen, der auf die Kunst eigentlich berechnet, unumgänglich Kenntniss, Geschmack und Fertigkeit eines gebildeten Künstlers zu seiner Behandlung erfodert.

Lit. R. Auf grau Papier, mit schwarzer und weisser Kreide gezeichnet. Achilles, nur den Helm auf dem Haupt und ein leichtes Gewand um die Hüften geschlagen, deckt sich mit seinem Schild gegen die über ihn einbrechenden mit Leichen gefüllten Wellen. Ihm unter die Füsse niedergeworfen liegen die Flussgötter, welche sein Speer bedroht. Einzelne Theile, z. B. die Köpfe der Flussgötter, nebst einem paar Armen und Händen, sehr geistreich und lebendig dargestellt, zeigen, so wie die kräftige doch ungemein leichte Behandlung vorzügliche Fähigkeiten; nur Schade, dass das Ganze ein blos schnell hingeworfener Gedanke ist, wie ihn der Zufall eben gab. Der Held hat weder edle Gestalt noch Stellung; alle Figuren sind durchaus unregelmässig zusammengeordnet, und unrichtig gezeichnet. An dergleichen rohen Producten ist selbst die wenige Zeit, welche der Künstler darauf wendet, verloren.

Lit. X. Oelgemälde. Den schön gerüsteten Achill, der durchs Wasser setzt, hält einer der Flussgötter um den Leib gefasst, ihn in die Fluth zu ziehen, der Held vertheidigt sich mit dem Degen, indess drohend auch von der andern Seite ein zweyter Flussgott sich erhebt, mit einem paar Leichen im Arm. Noch andere Körper erschlagener Trojaner, von den Wellen herbeygeführt, helfen den Vorgrund des Bildes vollfüllen. Im Mittelgrund sieht man Nymfen aus ihren Urnen Wasser giessen, ferner Gezelte und fliehende Krieger. In den geöffneten Wolken sitzt Juno, sie sendet den Vulkan ab, dem Peliden gegen die Flüsse Beystand zu leisten, hinter ihr steht Minerva. In der freyen Behandlung, in einzelnen wohlgelungenen Theilen, z. B. Kopf und Arm des Flussgottes, welcher die zwey Leichname im Arm hält, den vortrefflichen Falten an dem in die Luft flatternden Mantel des Achilles etc. ist der tüchtige geschickte Künstler nicht zu verkennen; doch gelang ihm diesmal weder die Erfindung, noch die Anordnung des Ganzen. Auch scheint das Colorit etwas eintönig, und die Zeichnung an mehreren Stellen mangelhaft. Das letzte darf indessen nicht eigentlich im strengen Sinne ein Vorwurf seyn, weil das Werk mehr ein gemalter Entwurf, als ein mit Sorgfalt ausgeführtes Gemälde ist.

Lit. U. Zeichnung auf Papier, mit Kreide, wenig gefärbt. Achilles, der ohne Gewand, doch mit Helm, Schild und Speer bewaffnet, auf den einen Flussgott eindringt;

in-

indem ihn der andere im Rücken bedroht, ist eine mit vielem Fleifs, Aufmerksamkeit und Verstand gezeichnete Akademie. Die beiden halb aus den Wogen ragenden Flufsgötter haben edle Formen, und den von der Fluth zu Achills Füfsen herbeygeströmten Leichnam eines Trojaners führte der Künstler mit recht meisterhafter Kunst aus. Wir übergehen hier das weitere, was die Flufsgötter betrifft, weil solches in den Bemerkungen über die Motive erinnert werden soll.

Den Achilles völlig nackt darzustellen, scheint uns aus mehrern Gründen, hauptsächlich aber um der malerischen Wirkung willen nicht wohlgethan, der Leichnam des Trojaners ist angezogen, und sogar der eine von den Flufsgöttern hat ein fliegend Gewand. Dafs ferner der Held gegen den andern Flufsgott angriffsweise verfährt, könnte leicht zu einer Misdeutung des behandelten Gegenstandes Anlafs geben.

Betrachtet man die Anordnung dieses Werks, so hätte, da sie ohnehin zum Symmetrischen sich neigt, ein wohlgefälliges Ganze entstehen müssen, wenn die untere linke Ecke bedeutend wäre ausgefüllt worden; denn weil die Halbfiguren der Flufsgötter, über dem Achilles, zu beiden Seiten stehen: so würde derselbe, wenn unten, in der besagten linken Ecke, etwas der Halbfigur des todten Trojaners, der rechts liegt, gegenüber gesetzt wäre, gleichsam den Mittelpunkt der bedeutenden Theile des ganzen Bildes ausmachen, und die Anordnung untadelich seyn.

Die Farben, welche der Luft, einem entfernten Gebirg und einer nähern mit Bäumen bewachsenen Felsenhöhe, desgleichen dem Waffer, den Waffen des Achilles, etc. gegeben sind, und beynahe die Stärke haben, wie in einem wirklichen Gemälde, sind Urfache, dafs der Körper des Achilles sowohl, als die Körper der beiden Flufsgötter, die nur mit schwarzer und weifser Kreide gezeichnet sind, frohig aussehen, und die Wirkung überhaupt geringer ist, als sie bey so kräftigem Schatten und gespartem Licht seyn könnte.

Lit. V. Federzeichnung auf weifs Papier mit Tusche lavirt. Man findet in den Bemerkungen über die Motive, was allenfalls für und wider den Gedanken in dieser Zeichnung zu sagen ist. Wenn dieser Künstler dem Sinn der Aufgabe zwar etwas näher gekommen, als der vorige: so mufs er demselben doch in der Anordnung schon den Vorzug lassen, und ist von ihm ebenfalls auch an Richtigkeit in der Zeichnung bey weitem übertroffen worden. Wir bemerkten inzwischen nicht ohne Vergnügen das Gewaltige, Heroische der Formen, und einen durch die Antiken genährten Geist. Man erkennt, besonders in der Figur des Achilles, deutlich, dafs unser Künstler die Coloffen auf dem Quirinal gesehen und studirt hat.

Lit. T. Zeichnung auf grau Papier, mit Tusche und schwarzer Kreide schattirt, mit weifs und verschiedenen andern Farben gehöht. Von den Mängeln sowohl als von den Vorzügen der Erfindung dieses Werks finden unsere Leser ebenfalls das Nöthige in den Bemerkungen über die Motive. Achilles ist als Charakter in der That sehr edel; prächtig im Schmuck der Rüstung, setzt er durch die Wogen, einem Flufsgott den Fufs auf den Nacken drückend, einen bey den Haaren fassend, den übrigen mit erhobenem Schwerte drohend. Zum malerischen Zweck ist die Anordnung recht gut gedacht. Die Behandlung verdient ihrer Kraft und Freyheit wegen nicht minder Lob. Achilles selbst, nebst einem von den Wogen getragenen Leichnam in Waffen, sind trefflich ausgeführt. Eben so viel Urfache hat man auch mit dem lebendigen, geistreichen Ausdruck, mit der Bewegung der Figuren mit der Beleuchtung und Wirkung im allgemeinen zufrieden zu seyn. Die Zeichnung hingegen ist an vielen Stellen mangelhaft;

kaft; einige im Hintergrunde liegende Schiffe ſcheinen uns nicht von ächt antiker Form.

IV. Antike Basreliefe, Achill auf Scyros vorſtellend.

1) *Muſeo Pio Clementino* Tom IV. Tab. XVII.
2) *Winkelmann monumenti inediti*, vor der Präfation, pag. XV.
3) Sarkophag in Petersburg, in einer kleinen Schrift *das vermeynte Grabmal Homers.* Leipzig 1794.

Das erſte dieſer Werke iſt wohl das vorzüglichſte; es enthält eine vollſtändige, jedoch ökonomiſche Darſtellung, indem nur die nothwendigſten Figuren auf demſelben erſcheinen.

Achill, dem das Gewand ſich zurückgeſchlagen, ſo daſs er faſt ganz nackt daſteht, den Speer in der rechten Hand, tritt, indem er gegen die linke ſchreitet, auf einen Helm. Ihm folgt Deidamia, die meiſt von hinten geſehen wird, ſie hält ihn mit der rechten Hand zurück, indem ſie mit der linken eine Geberde macht, die auf Ueberredung deutet. Hinter ihr drey Mädchen, in verſchiedenen Graden der Theilnahme. Auf der linken Seite Achills ſtellt ſich die Amme, indem ſie ihm das Kind entgegen bringt, Ulyſſen, der in nachdrücklicher, Diomeden, der in drohender Stellung einhertritt, ſo wie dem blaſenden Krieger entgegen, und ſucht dieſe ungebetenen Gäſte, durch einen Schleyer, der auch von einem Mädchen, welches zwiſchen Achill und Deidamia erſcheint, im Grunde gehalten wird, vom Innern der weiblichen Wohnung abzuſchneiden. Beywerke und einzelne Motive, die wir Motive der Ausführung nennen möchten, übergehen wir, da hier nur vom Hauptgedanken die Rede ſeyn kann.

Das zweyte Werk deutet auf eine ähnliche Abſtammung; nur iſt die Hauptgruppe verändert, und es läſst ſich über den Zuſammenhang des Ganzen, da die Zeichnung nach einer verdorbenen und ſchlecht reſtaurirten Arbeit gemacht worden, nichts mehr ſagen.

Achill iſt, wie auf dem vorigen, nach der linken Seite zu ſchreitend, auf einen Helm tretend und nach der rechten zurückſehend. Dieſes Zurückſehen iſt aber nicht, wie dort, motivirt, (es müſste denn das Mädchen hinter ihm, urſprünglich, ſtatt der Leyer das Kind gehalten haben) denn Deidamia hat ſich zwiſchen die fremden Männer und den Geliebten, deſſen Knie ſie umfaſst, niedergeworfen. Sie blickt rückwärts, nach Ulyſſen, ſo daſs die beiden Hauptperſonen einander nicht anſehen, welches der Gruppe, die im Ganzen eine glückliche Anlage hat, ein groſses Leben gäbe, ſobald man nur die Veranlaſſung einſähe, die Achill rückwärts blicken macht.

Hier erſcheint gleichfalls ein Mädchen, die einen Schleyer, der auf der ganzen Frauenſeite im Grunde hergeht, zwiſchen Ulyſſen und die Liebenden ziehen will.

Ein kleiner Genius ſcheint ſich für die Liebenden, ein anderer für Ulyſſen zu intereſſiren.

Mehrere, nur wenig von dieſem verſchiedene, Werke und Fragmente von dergleichen findet man in und um Rom.

Das dritte iſt in einem ruhigen häuslichen Sinne gedacht. Achill ſtrebt fort, Deidamia iſt, ohne leidenſchaftlichen Ausdruck, auf die Kniee geſunken. Gelaſſen theilnehmend ſteht die Amme bey ihr, ein paar Schweſtern ſitzen ſymmetriſch, hüben und drüben, die Spindel in den Händen, auch einige Stehende bezeigen ihre Theilnahme. Ulyſs und Diomed halten ſich aufmerkſam an einer Seite, und Lykomed erſcheint, wie in einen Rahm gefaſst, auf der entgegengeſetzten, in der Ecke, gleichſam aus einem Fenſter ſehend. Die Erfindung und Zuſammenſetzung des Ganzen deutet auf ſpätere Zeiten.

Ein merkwürdiges Beyſpiel der Symbolik findet ſich auf dieſem Kunſtwerke, das, wenn

es gleich nicht völlig, wie es hier in der Compoſition erſcheint, zu loben ſeyn möchte, doch unſere Aufmerkſamkeit verdient. Die Tuba, in welche, an der Seite der Helden, eine ſubalterne Figur ſtöſst, reicht bis an das Ohr des Achills und berührt es gleichſam. Hier wird alſo nicht etwa nur im Allgemeinen Lärm geblaſen, ſondern es wird dem Auge gezeigt, daſs für dieſen geblaſen werde, daſs eigentlich nur die Wirkung auf dieſen intentionirt ſey. Eine ſolche Darſtellung iſt denn freylich nicht natürlich und hiſtoriſch, ſondern künſtleriſch und poetiſch. Wobey jedem Denkenden nicht verborgen bleibt, daſs die Bildhauerey mehr zu der ſymboliſchen Behandlung geſchickt iſt, als die Malerey, obgleich auch dieſe, bey zweckmäſsiger Anwendung, ſich von dieſer Seite groſse Vortheile zueignen kann.

V. Ueber die Motive der beiden Aufgaben überhaupt und in wie fern ſie genutzt worden.

Nachdem wir nun was die Künſtler geleiſtet, in Betrachtung der einzelnen Arbeiten angezeigt: ſo bleibt uns nun übrig, die Gegenſtände von Grund aus zu entwickeln, und die ſämmtlichen Motive in gewiſſer Ordnung aufzuſtellen.

1.

Achilles auf Scyros gehört zwar nicht unter die vollkommenſten Gegenſtände, die ſich, ſo zu ſagen, auf der Tafel anfangen und endigen, es muſs dabey allerdings etwas vorausgeſetzt, es muſs nachgedacht werden; aber er bietet dem Künſtler eine Menge Vortheile für die Darſtellung an. Bewegung und Ruhe, Leidenſchaften, mannichfaltige Abwechslung von Formen und Charakteren, der ſchönen oder edlen Gattung, endlich die Gelegenheit zum gefällig Naiven, wornach gegenwärtig ohnehin die Neigung faſt aller, welche die Kunſt üben, oder bloſs lieben, gerichtet iſt. Auch fehlt es hier nicht an Schmuck zierlicher Nebenwerke.

Der Punkt, auf welchem die darzuſtellende Fabel eigentlich gefaſst werden ſollte, ſtellt die Entdeckung eines vielfachen Räthſels oder Geheimniſſes dar.

1) *Unter einer Schaar Mädchen wird ein Jüngling entdeckt.*

Dieſes Hauptmotiv war in allen, nur nicht in Lit. K. gebraucht. Einigen Künſtlern iſt es gelungen, dieſen Uebergang vom Mädchen zum Jüngling ziemlich deutlich auszudrücken, bey andern iſt dieſe Enthüllung zweydeutiger geblieben.

Durch Herrn Hofmanns Zeichnung, wo Achill den Gürtel, der das Gewand hält, abreiſst, und eine Perlſchnur in deſſen Haar zerſpringt, ſind wir auf den Gedanken geleitet worden: es könnte die ſinnlich deutliche Anſchauung der Geſchichte ungemein befördern, wenn der Künſtler den verkleideten Achill ſich ſo denken wollte, daſs durch die lebhafte Bewegung mit den Waffen, ein Heft oder Gürtel ſeines Gewandes dergeſtalt, wie zufällig riſſe, daſs ſich dadurch ein beträchtlicher Theil ſeines Oberleibs entblöſst zeigte, und ſo die Entdeckung des jungen Helden, nicht bloſs durch die Liſt des Ulyſſes, mit den untergeſchobenen Waffen, wobey der Zuſchauer noch rathen muſs, ſondern ſinnlich überzeugend, vor unſern Augen durch die Zauberkraft des Künſtlers bewirkt würde. Für Unterrichtete iſt es kaum nöthig noch anzumerken, daſs ſelbſt der maleriſchen Wirkung hieraus nicht nur keine neuen Hinderniſſe entſtehen, ſondern im Gegentheil, durch Contraſt, Farbenmaſſe u. ſ. w. anſehnliche Vortheile zuwachſen müſsten.

2) *Er ſondert ſich von ihnen, durch männliches Streben.*

Die Scheidung, welche hierbey vorgeht, des ſchwachen Theils vom ſtarken, iſt am leb-

hafte-

hafteſten vorgeſtellt auf G, ingleichen auf F, doch in letztem nicht ſo zweckmäſsig.

Hier iſt wohl der Ort, eines Motivs zu gedenken, welches Hr. Nahl in ſeiner Zeichnung gebraucht hat, und der Leſer aus dem Kupfer deutlich erſehen wird. Diomed hält nämlich dem Achill einen blanken Schild vor, in welchem dieſer ſich beſieht, ohne daſs jedoch der Anſchauer des Kunſtwerks das abgeſpiegelte Bild erblicken könne.

Taſſo läſst einen ausgearteten Helden auf ähnliche Weiſe überraſchen, und ihn, von der Spiegelfläche eines Schildes, ſeine der Weichlichkeit hingegebene Geſtalt beſchämt erblicken.

Hier finden wir das gebrauchte Mittel ſehr ſchicklich; doch aber auch mehr dem Poeten als dem Maler günſtig, indem dieſer mit tauſend Schwierigkeiten der Darſtellung zu kämpfen hat, wenn jener der Einbildungskraft gar manches, nach Belieben, zumuthet.

In der vorliegenden Zeichnung ſcheint uns auch dieſes Mittel keinesweges fördernd, und obgleich, durch die Intention des Künſtlers, das Geſicht des Achills mit einem entzückten Erſtaunen ſehr glücklich begeiſtert worden, ſo bleibt doch der aufgehobene Schild dem Zuſchauer ein Räthſel, um ſo mehr, als Diomed, hinter demſelben, den Blaſenden das Zeichen giebt, und man alſo denken kann, er ſuche dadurch ſeine Geberde vor dem Achill bloſs zu verbergen.

Doch wäre auch das nicht, und es lieſse ſich alles deutlich machen und glücklich darſtellen: ſo würden wir doch nicht rathen, in einem ſo leidenſchaftlichen Momente den jungen Helden, der ſich ohnehin zur That getrieben fühlt, in die Anſchauung ſeiner ſelbſt, auf dieſem Wege, zu verſenken und von der Theilnahme an der übrigen Umgebung abzuziehen.

3) *Es wird offenbar, daſs eine der Frauen ihn ſchon gekannt habe, mit ihm verbunden ſey.*

Dieſes Motiv iſt auch durchaus gebraucht, nur nicht in Lit. F.

4) *Eine geheime Frucht ihrer Liebe wird offenbar.*

Dieſes Motiv, wie es hier ausgeſprochen iſt, hat Niemand gebraucht. Mehr oder weniger erwachſene Kinder zeigen ſich auf unſern Compoſitionen, mehr oder weniger der Mutter nahe, aber ſchon als bekannte Glieder der Geſellſchaft.

Auf dem Basrelief des Muſeum P. C. wird ein kleines Kind raſch hervorgebracht. Beym Statius werfen ſie es dem Groſsvater vor die Füſse.

Wollte man die Fabel hiſtoriſch behandeln: ſo müſste freylich Pyrrhus, als der Vater nach Troja zog, ſchon einiges Alter gehabt haben, allein, um des ächt poetiſchen Sinnes und Ausdruckes willen, würden wir, nach Anleitung gedachter Antike, zu einem kleinen Kinde rathen. Ein Kind, das erſt zum Vorſchein kommt, iſt ein moraliſch neugebornes Kind.

5) *Es entdeckt ſich die Mitwiſſenſchaft einer alten Amme.*

Der Antheil der Amme iſt auf einigen unſerer Zeichnungen gebraucht, doch nicht ganz wie wir wünſchten. Auf Lit. O. vielleicht am beſten. Auf Lit. B. erſcheint ſie betrübt über die Entdeckung, welches innerhalb dieſer Compoſition ganz zweckmäſsig iſt. Auf dem Petersburger Basrelief ſteht ſie der Deidamia gar gemüthlich bey. Wir würden ihr nach Anleitung des Pio-Clementiniſchen Basreliefs das Kind anvertrauen.

6) *Dem Hausherrn werden dieſe Zuſtände bekannt.*

Die Perſon des Lycomeds erſcheint auf drey Zeichnungen, auf Lit. G, wo er durch den

den Lärm aus dem Pallaſte gelockt wird, auf Lit. B. wo er, auf dem Throne ſitzend, ſeine Familie vor ſich verſammelt hat; auf Lit. A., wo das ſchöne Motiv gebraucht iſt, daſs Ulyſs den Achill anfaſst, ſich deſſen gleichſam bemächtigt, und dem erſtaunten Lycomed, durch eine Geberde, das Geheimniſs entdeckt. Auf dem Petersburger Basrelief ſteht er, wie angedeutet, in einem Fenſter in einer Ecke.

7) *Die Abſichten der liſtigen Griechen, es ſey nun, daſs man ſie als Geſandten des Heers, oder als verkappte Kaufleute behandle, kommen an den Tag.*

Ulyſs und Diomed, in Heldentracht, lauſchen auf verſchiedenen Zeichnungen, welches uns jedoch nicht gut deucht; denn wenn ſie als Helden erſcheinen, ſo müſste man ſie, wie Statius, als griechiſche Geſandten annehmen, da ſie denn vom König und ſeiner Familie gekannt ſind.

Als Kaufleute lauſchend, wo es auf einigen Zeichnungen recht gut thut, z. B. auf E.

Thätig als Helden, oder Kaufleute, auf A. B. C. H. L. N. O.

Einige Künſtler haben geſucht, in die beiden Perſonen verſchiedenen Ausdruck und Antheil zu legen und es iſt gelungen.

8) *Kriegeriſcher blinder Lärm.*

Auf einigen wird ins Horn geſtoſsen, auf andern Zeichnungen ſchlägt man die Degen zuſammen, auf Lit. G. iſt eine ſimulirte feindliche Landung recht geiſtreich vorgeſtellt. Die Abſicht hingegen deutlich anzuzeigen daſs dieſer kriegeriſche Ueberfall nur zum Scherze geſchähe, iſt in Lit. Y. dem Anſchauen am nächſten gebracht.

9) *Die Frauen ſuchen im Augenblick der Entdeckung die Fremden, durch Vorziehen einer Art Vorhang auszuſchlieſsen, und den Achill innerhalb zu behalten.*

Dieſes auf zwey alten Basreliefen gebrauchte Motiv iſt unſern ſämmtlichen Concurrenten entgangen. Wir halten es für ſehr glücklich und ſind überzeugt, daſs durch geſchickten Gebrauch deſſelben eine Darſtellung an Leben, Bedeutung und Effect auf alle Weiſe gewinnen müſste.

Alle dieſe Motive in ein Bild zu faſſen, dieſe Entdeckungen gleichzeitig und gleichbedeutend zu machen, wäre die Aufgabe für einen tüchtigen Künſtler, der, nach ſolchen Vorarbeiten, dieſen Gegenſtand nochmals zu behandeln geneigt wäre.

2.

Achill verfolgt die Trojaner, welche zu retten ſich ihm zwey Flüſſe entgegenſetzen, dagegen ſtehen ihm obere Gottheiten bey.

Dieſes Sujet hat mehrere Momente, und es entſteht daher das eigene, daſs man es auf entgegengeſetzte Weiſe behandeln kann. Einmal ſehr einfach, ſymboliſch auf Bildhauer-Art. Und dann weitgreifend, maleriſch, in geſchichtlicher Darſtellung.

Nach beiden Seiten hin haben die Concurrenten gearbeitet, ſind aber, nach unſerer Ueberzeugung, vom Ziele allzuweit entfernt geblieben.

Von der einfachſten Art war ſchon ein Muſter vorhanden, es befindet ſich unter den Flaxmanniſchen Umriſſen. Achill ſteht, über einem Todten mit Schwert und Schild, zwiſchen den zwey Flufsgöttern, die auf dem Saume der Woge zwey Leichen gegen ihn anwälzen.

Wahrſcheinlich haben mehrere der diesjährigen Concurrenten dieſes Bild gekannt, nur haben ſie darin geirrt, daſs ſie, anſtatt ſeinen glücklichen Gedanken noch weiter auszuarbeiten, zurückgegangen ſind, und die Motive vergröbert haben.

Daſs Flaxmann die Leichen, auf dem Saume der Wellen, gegen Achill losſchieben läſst, iſt vortrefflich und wahrhaft antik. Hier

kann

kann man nicht weiter! Welle, Flufsgott und Leiche werden dadurch zur Einheit, fowohl in der Idee, als in der Darftellung; und da, was das wichtigfte ift, Flufsgötter und Leichen oben gehalten find, fo wird der Contur organifch geformt, und die Welle als unorganifcher Stoff, wird ganz bey Seite gedrängt.

Die Götter, nach ihrer höhern Natur, fcheinen die Leichen bequem zu behandeln, und doch ift auch diefs dem Phyfifchen gemäfs, indem der Körper im Waffer leicht wird.

Der Held ftcht, zum Kämpfen gerüftet, nicht kämpfend, fondern mit Entfetzen zwifchen ihnen! und hier ziemt ihm das Entfetzen, da er nicht von bewaffneten, kräftigen Feinden, fondern von göttlichen Wundernaturen, Leichen und einem wilden Element beftürmt wird.

Wir hätten gewünfcht, dafs einer unferer Freunde geradezu erklärt hätte, er gehe von der Flaxmannifchen Arbeit aus, glaube, ohne den Vorwurf des Plagiats zu fürchten, das vorzügliche diefer Erfindung beybehalten zu dürfen, und es frage fich nur, wie weit er über fein Vorbild hinausgekommen? Hier war zum Ziele noch ein grofser Weg. Flaxmanns Arbeit ift eine glückliche Skizze. Wie viel wäre noch an der Compofition zu rücken und zu beffern, und, bey einer forgfältigen Ausführung, an Form und Charakter u. f. w. zu gewinnen gewefen!

Wann wird doch bey uns auch jener rechte Kunftfinn der Alten aufwachen! dafs wir nicht mehr nach Originalität, in der Weite und Breite fuchen, fondern dafs wir das unendlich Motivbare einer fchon wirklich dargeftellten Idee aufzufuchen lernen. Wie oft bearbeiteten alte Künftler eine bekannte Darftellung und wetteiferten in gleicher, oder gröfserer Meifterfchaft, mit ihrem Vorgänger!

Da wir nun ein, nach unferer Ueberzeugung höchftes in der Anlage, obgleich in der Ausführung noch weit übertreffbares Werk oben an ftellen konnten: fo wollen wir nun auch die Motive beurtheilen, wie fie von unfern Concurrenten ergriffen worden find.

Der eine Lit. U. ftellt gleichfalls den Achill zwifchen Gewäffer und Flufsgötter, fymmetrifch, allein hier fpielt das Element eine viel zu grofse Rolle. Die Flufsgötter, bis an den halben Leib im Waffer, arbeiten, die fchon äufserft bewegten Wellen durch Ruder noch mehr in Bewegung zu fetzen, welche Bewegung, gegen die von felbft aufbrauf ende Woge, kleinlich erfcheint.

Die Compofition ift nicht zufammengefühlt, die Welle ftrömt für fich, die Götter arbeiten, ohne dafs man die Wirkung ficht, das Handhaben der Ruder ift blofs allegorifch. Die Leiche, die aus der einen Ecke hervorkommt, wird blofs durch den Strom phyfifch hiehergeführt, und fo zerfällt diefes Bild, das fonft fo viele Vorzüge hat, vor unferm Anfchauen, unferm Gefühl, unferer Imagination in viele Theile, anftatt uns in eine Einheit zu nöthigen.

Ein anderer Lit. V. hat die Flaxmannifchen Motive gebraucht, aber wir möchten fagen, fie zu fehr verkörpert. Hier bekämpfen die Flufsgötter auch den Achill mit Leichen, aber es find mächtige Männer, die im Waffer ftehen, Leichen tragen und fie zu fchleudern drohen.

Flufsgott, Waffer und Leiche, die dort fo glücklich vereinigt find, erfcheinen hier getrennt. Das Waffer wirkt nicht, man ficht auch nicht recht, wohin diefe ftarken Männer die fchweren Leichen in die Luft fchleudern wollen, und was hat ein Ertrunkener, man nehme es phyfifch oder poetifch, in der Luft zu thun?

Achill fucht hier mit Entfetzen das Land zu gewinnen und ftcht auf der einen Seite. Er findet fich hier noch lange nicht fo im Gedränge als bey Flaxmann.

Der Vf. der Zeichnung Lit. R. läfst eine ganze Maffe Todten, von einer Welle aufgefafst,

faſst, gegen Achill anſtürmen. Er war auf dem Weg des rechten, wie er ſich aber ſonſt vergriffen, zeigt die Beurtheilung.

Mehr oder weniger im Handgemenge mit den Flufsgöttern ſtellen ihn Lit. P. S. W. und X. dar, wobey wir kein erfreuliches Motiv gefunden haben.

Hr. Hoffmann Lit. T. hat ſeinen der niederländiſchen Schule gemäſsen Weg ergriffen, er hat ſich nicht mit den beiden Flüſſen begnügt, ſondern, in poetiſch allegoriſchem Sinne, Wellen und Gewäſſer in lebendige Weſen verwandelt.

Sein Bild wimmelt daher von Waſſergöttern, die er auf eine geſchickte Weiſe gegen einander charakteriſirt. Der eine reifst einen Baum aus, der andere führt einen ausgeriſſenen Baum als Waffe, andere ſind mit Exuvien von Schaalthieren verſehen, andere kämpfen mit losgeriſſenen Steinen. Durchaus iſt das Phyſiſche mit dem Poetiſchen auf eine geſchickte Weiſe vereinigt. Nur iſt dabey zu erinnern, dafs es den Hauptflufsgöttern zu ſchlecht geht, und dafs eine Idee, obgleich mannichfaltig nüancirt, zu oft wiederholt wird.

Das Motiv, dafs Achill als die Trojaner verfolgend dargeſtellt werde, iſt nur von Einem Concurrenten deutlich ausgedruckt worden, und doch iſt daſſelbe demjenigen, der eine reiche Compoſition machen will, unentbehrlich.

Hätte Hr. Hoffmann daſſelbe ergriffen: ſo hätte er ſeinen Vordergrund durch die Fliehenden beleben, den verfolgenden Achill und die dazwiſchen tretenden Flufsgötter im Mittelgrunde darſtellen, und dadurch ſeinem Bild zweckmäſsigern Reichthum und Vollſtändigkeit geben können.

Das Motiv, dafs dem Achill die oberen Götter beyſtehen, iſt auf verſchiedenen hier eingeſandten Stücken Lit. D. R. X. jedoch auf keinem zweckmäſsig angedeutet. Hn. Hoffmann allein iſt es gewiſſermafsen geglückt. Dem, von wüthend andringenden Flufsgöttern, zu beiden Seiten eingeſchloſſenen, Achill hat er durch eine Wolke einen Rückenhalt bereitet, der ihn mit den höhern Regionen fürs Auge zuſammenknüpft. Auf dieſer Wolke erſcheinen Neptun und Minerva als gelaſſene göttliche Beyſtände, freylich, wenn man will, für die Nähe, in der ſie ſich befinden, zu klein; doch lieſse ſich dieſer Umſtand wohl aus dem Sinne, in dem das ganze Bild gedacht iſt, vertheidigen, wozu wir gegenwärtig weder Raum noch Beruf haben.

VI. Ertheilung des Preiſes.

Nachdem uns diejenigen Arbeiten, welche ſich mit Achill zwiſchen den Flufsgöttern beſchäftigt, zu wenig Genüge gethan: ſo haben wir, aus Urſachen, welche vorſtehende Beurtheilung im einzelnen angiebt, den Preis von 30 Ducaten zwiſchen Hn. Nahl in Kaſſel und Hn. Hoffmann in Köln abermals getheilt, und es bleibt uns nunmehr nichts weiter übrig, als hier, vielleicht am ſchicklichſten Orte, einiges über das Fundament unſerer Urtheile im allgemeinen beyzubringen.

Wir fühlen uns von den Foderungen, die man an ein Kunſtwerk zu machen hat, durchdrungen, und es dünkt uns, dafs ſie in ziemlicher Klarheit und Ordnung vor unſerm Geiſte ſtehen; allein wir ſind weit entfernt, eine Arbeit, ſie ſey nun vor Zeiten entſtanden, oder ſie entſtehe in unſern Tagen, unmittelbar an jenen idealen Maasſtab zu halten, jene Foderungen unbedingt an ein Werk zu machen, das unter ſo mancherley Bedingungen entſtanden iſt; vielmehr ſuchen wir uns durchaus auf den hiſtoriſchen Standpunkt zu befeſtigen. Wir bedenken die Zeit, in welcher der Künſtler gelebt hat, oder lebt, die Umſtände in denen er ſich befand, die Periode ſeines Lebens in welcher das Werk verfertigt ward; und ſo lernen wir das, was er geleiſtet, mit Billigkeit ſchätzen. Mag doch der Liebhaber, der

Kün-

Käufer gewiſſen gefälligen Eindrücken ſein Herz oder ſeinen Beutel öffnen, mag doch der Künſtler dasjenige nur ſchätzen, wonach er ſelber ſtrebt, dasjenige verachten, was er hinter ſich glaubt; uns hingegen ziemt es, ſtrenger gegen uns ſelbſt zu ſeyn, als gegen die Arbeiten, um zu einem reinen leidenſchaftsloſen Urtheil immer mehr zu gelangen.

VII. Tod der Lucretia, von Herrn Langer, Sohn, aus Düſſeldorf.

Herr Langer der jüngere in Düſſeldorf hat, ohne concurriren zu wollen, ein ſchönes Product ſeiner Kunſt zur Ausſtellung eingeſandt, von welchem wir, mit ſeiner Bewilligung, unſern Leſern noch Rechenſchaft geben müſſen.

Es iſt der Tod der Lucretia, Zeichnung auf grau Papier, mit der Feder umriſſen, getuſcht und weiſs aufgehöht.

In die Bruſt verwundet, ſinkt die Heldin, von zwey Mädchen gehalten, ſterbend hin. Ihr Vater nähert ſich ihr, tief trauernd, mit verhülltem Haupt, die Hände vor das Geſicht gehalten, Brutus hebt eben den blutbefleckten Dolch in der Rechten hoch empor und ſchwört, indem er mit der Linken auf Lucretia zeigt, nebſt Collatinus und P. Valerius, Rache an den Tarquiniern zu nehmen. In allegoriſcher Bedeutung brachte der Künſtler eine kleine Statue der Nemeſis, auf hoher, runder Baſe an und zierte den Fries einer Zwiſchenmauer des Saals, worin die Handlung vorgeht, mit Basreliefs, welche auf den römiſchen Staat und ſeine Entſtehung anſpielen.

Dem Künſtler gereicht es zum nicht geringen Lob, daſs wir ſagen können: der erſte allgemeine Eindruck ſeines Werks auf kundige Beſchauer ruft ihnen Pouſſins Geiſt und Arbeiten ins Gedächtniſs zurück. So ſind die Figuren überhaupt gedacht, ſo die Gruppen, ſo der Grund des Bildes angelegt, ſelbſt die gutgeſparten, kräftigen Maſſen von Licht und Schatten, die ſorgfältig gelegten, doch mitunter etwas zu ruhigen und ſcharfgebrochenen Falten der Gewänder erinnern an dieſen Meiſter.

Die Zeichnung überhaupt betrachtet, hat viel wiſſenſchaftliches Verdienſt. Jeder Figur ſind ſchickliche Verhältniſſe und der für ſie paſſende Charakter zugetheilt. Die Männer ſtellen ausgearbeitete Naturen dar, im Felde und unter Waffen erwachſen, voll Senne. Vielleicht hat ſich der Künſtler, um dieſes auszudrücken, nur ein wenig zu ſehr an das Detail von Adern und Runzeln der Haut gehalten. Die weiblichen Figuren ſind zarter gegliedert, ihr Contour weicher, flieſsender und ſtehen daher in ſchönem Contraſt zu jenen. Den Ausdruck muſs man billig, als geiſtreich und kräftig, loben. Brutus und Collatinus zeigen, im Schmerz, ein zu Thaten entflammtes, bedrängtes Gemüth, P. Valerius verbiſſenen, grimmigen Zorn. Wir hätten dieſem übrigens wohl etwas edlere Züge wünſchen mögen. Kaltes Erſtarren iſt über das Geſicht der Lucretia verbreitet, die Mädchen ſchreyen im heftigſten Schmerz. Beide würden lieblicher erſcheinen, wenn die Augenbraunen nicht ſo gewaltſam gezogen, der Mund weniger geöffnet wäre. Ausdruck von ſtillem, bangem Schmerz hätte vielleicht eine rührendere Wirkung und der Schönheit weniger Schaden gethan. Die etwas zu lang gerathene Naſe der Lucretia iſt der Form ihres Geſichts ebenfalls nachtheilig. Dieſe kleinen Flecken verdienten kaum eine Bemerkung, wenn es nicht Fehler wären, die wir vornehmlich in den Werken der berühmteſten lebenden Künſtler wahrgenommen zu haben uns erinnern und alſo junge Künſtler um ſo vielmehr davor zu warnen, für Pflicht halten.

Die Anlage der Gewänder iſt, wie ſchon oben gedacht, ſorgfältig, ja wir können, bey näherer

näherer Betrachtung, hinzuſetzen, durchaus von gutem Geſchmack, und, was dem Künſtler in unſern Augen vorzüglich Ehre bringt, ſehr treu der Natur nachgebildet. Manche, welche das Werk ſahen, warfen zwar ein: man ſehe den Gliedermann zu ſehr durch; das Detail zufälliger kleiner Fältchen, welche in einer gelegten Drapperie zu entſtehen pflegen, ſey zu gewiſſenhaft nachgeahmt. Wir wollen ſie nicht widerlegen, haben aber das feſte Vertrauen zu den Fähigkeiten unſers Künſtlers, daſs er alle Schwierigkeiten von dieſer Seite bald überwinden und zur rühmlichſten Ausbildung gelangen werde.

Mit der Beleuchtung hat man alle Urſache zufrieden zu ſeyn. Das Licht fällt ungezwungen ein und trifft die Hauptfiguren in groſsen Maſſen, die Schatten ſind kräftig, angenehm von Wiederſcheinen unterbrochen, auch hierin zeigt ſich ſorgfältige treue Nachahmung des Wirklichen. Dabey iſt die Ausführung keineswegs geleckt, oder ängſtlich, nirgends unnöthiger Aufwand von Fleiſs, alles zweckt bloſs zur deutlichen Darſtellung ab.

Erlaube uns nun der wackere Künſtler, deſſen Werk uns wahrhaftes Vergnügen gemacht, und zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt hat, noch einige Worte über den Gegenſtand deſſelben.

Unſerer Meynung nach gehört er nicht zu denen, welche der bildenden Kunſt vorzüglich günſtig ſind. Er mag mit noch ſo groſser Geſchicklichkeit behandelt werden, ſo wird der Künſtler ſeinen Zweck doch nicht völlig erreichen, ſondern es wird zuletzt immer etwas anderes auf der Tafel ſtehen, als er darauf darzuſtellen ſich vorgenommen hat.

Wäre uns die Geſchichte völlig unbekannt, ſo würden wir das Bild etwa folgendermaſsen anſprechen: In einem ſtattlichen Hauſe, unter würdigen Perſonen, ereignet ſich eine tragiſche Begebenheit. Ein Held tritt herein, wahrſcheinlich kommt er aus dem Felde zurück, er findet ſein Weib vielleicht untreu, ſeine Tochter vielleicht entehrt, er ermordet ſie und hebt nun den Dolch auf, um mit ſeinen Freunden und Genoſſen Rache zu ſchwören, gegen denjenigen der eine ſolche That veranlaſst. Das iſts, was man auf dem Bilde zum Theil ſieht, zum Theil von dem Inhalt vermuthet, und ſo nähert ſich nur die dargeſtellte Fabel der überlieferten, ohne ſie erreichen zu können.

Auf alle Fälle bleibt der Mann, der den aus der Wunde eben gezogenen Dolch in die Höhe hebt, für uns der Thäter; wir trauen ihm keine gemeine Mordthat zu, wir ſuchen höhere Bewegungsgründe in Grundſätzen der Ehre, in verletzten Rechten des Vaters, des Gatten. Doch eben das worauf alles ankommt, die unſchuldige Schuld Lucretiens, ihr Heroismus, die Umwälzung einer alten Staatsform bey dieſem häuslichen Anlaſs, das Entſtehen einer neuen, der Zuſammenhang, in welchem die Geſchichte am höchſten intereſſirt, bleibt völlig undarſtellbar.

Auch aus dieſem Beyſpiel erhellt, wie viel der Künſtler wagt, wenn er Geſinnungen und Handlungen, die aus verflochtnen Begebenheiten entſpringen, zum Anſchauen bringen will.

Was demungeachtet ſeit ein Paar Jahrzehnden ſo manchen zur Wahl und Bearbeitung dieſes Gegenſtandes veranlaſst zu haben ſcheint, iſt das Pathetiſche, daſs Leidenſchaften in der mächtigſten Bewegung, Blut und Tod vorzuſtellen ſind. Ferner bieten ſich bedeutende Charaktere, von kräftigen, abgehärteten, männlichen Naturen, im Gegenſatz mit zarten, duldenden Weibern an. Die Beleuchtung wird kräftig, ſelbſt etwas düſter gefodert, daſs, wenn es in der Kunſt nur auf Gegenſätze, auf maleriſchen Effect ankäme, allerdings wenig einzuwenden wäre. Allein das Selbſtſtändige der bildenden Kunſt und die daraus entſpringende Foderung, daſs ein Kunſtwerk in ſich ſelbſt wo möglich abge-

geschlossen seyn solle, ist höher, und deren Erfüllung wünschenswerther.

II.

Aufgaben fürs laufende Jahr.

VIII.

Wir wenden uns nunmehr zu den neuen Aufgaben, und zwar zu der ersten der *Befreyung der Andromeda durch Perseus.* Dieser Gegenstand, wenn keine Mifsgriffe in der Wahl des Moments geschehen, bietet für die Darstellung ungemeine Vortheile, indem er sich ins Enge ziehen und plastisch-symbolisch behandeln läfst, von einem Künstler, der eine ganz obligate Composition zu liefern, und mit dem Werth weniger Figuren auszulangen sich getraut; dagegen aber auch wieder in grofser Breite malerisch und historisch, mit poetisch-allegorischem Schmuck, dargestellt werden kann.

Wir ersuchen die Künstler, welche dieses Werk zu unternehmen geneigt sind, ehe sie an die Arbeit gehen, die Motive genau zu entwickeln, wie wir es oben von den vorjährigen Aufgaben gethan haben; denn es wird uns besonders freuen, wenn wir künftig bey Beurtheilung der eingesandten Werke, nichts von dem unsrigen hinzuzuthun haben, vielmehr in diesem Stücke alles geleistet finden.

IX.

Da nun aber, nach unserer Ueberzeugung, die wir wohl mit sehr vielen Kunstfreunden theilen, von der Wahl des Gegenstandes vorzüglich das Glück eines Kunstwerkes abhängt; so haben wir uns vorgesetzt, auch hierin den Geist unserer werthen Concurrenten zu prüfen. Wir lassen daher bey der zweyten Aufgabe *den Gegenstand völlig frey*, und wünschten nur, dafs er lieber aus der Fabel als aus der Geschichte genommen seyn möchte. Was wir im ersten und zweyten Stück der Propyläen über die Wahl der Gegenstände angedeutet, kann hierbey einigermafsen zum Leitfaden dienen. Die Hauptmomente, worauf es eigentlich ankommt, werden bey künftiger Beurtheilung vollständiger auseinanderzusetzen seyn. Wobey wir eine glücklich getroffene Wahl gehörig in Anschlag bringen werden.

Diejenigen Gegenstände, welche in älteren oder neuern Zeiten bereits bearbeitet worden sind, schliefsen wir zwar nicht aus, nur dürfen die einkommenden Darstellungen mit keiner der schon vorhandenen in allzunaher Verwandtschaft stehen.

Im übrigen erklären wir, dafs ein glücklich neu gefundener Gegenstand, der sonst noch wenig oder nie bearbeitet worden, und sich doch zur bildlichen Darstellung vorzüglich eignet, dem Künstler zu besonderm Verdienst angerechnet werden soll. Es ist zwar, wir geben es gerne zu, schwer, dergleichen zu finden, doch für denkende und ernstlich forschende Künstler keinesweges unmöglich. So wie uns Hr. Nahl, (der, noch aufser seinem Preisstück, mit andern Werken unsere Ausstellung zu schmücken, die Gefälligkeit hatte) indem er einen jungen Tiresias, der über den Anblick der badenden Minerva erblindet, einsandte, aufs angenehmste überrascht hat.

Noch ist dieser Gegenstand, so viel wir wissen, von keinem vorzüglichen Meister behandelt worden, und ist dennoch einer der vollkommensten, besonders für die Malerey. Er enthält das eigenste Streben und das letzte Ziel der Kunst, indem sie das höchste Lob, die Verherrlichung der Schönheit, in anschaulicher Wirkung darzustellen unternimmt. Hier sind der Kunst gar keine Grenzen gesetzt; sie macht nur an sich selbst unendliche Anfoderungen, und ist auch wieder

durch den Gegenstand ins unendliche begünstigt.

X.

Indem wir nun auf diese Weise jedem Künstler überlassen, dasjenige zu bearbeiten, was seiner Natur am angemessensten ist, und wovon er sich den meisten Erfolg verspricht; so bieten wir ihm, bey unserer Anstalt, noch eine andere Bequemlichkeit an, indem wir uns geneigt erklären, auch Kunstwerke aufzustellen, welche zu keiner unserer beiden Aufgaben zu concurriren geeignet sind. Hievon können besonders Landschaftsmaler Gebrauch machen, nicht weniger Bildhauer, welche Abgüsse von Basreliefen und Portraiten einzusenden geneigt wären. Unser vorjähriges Verzeichniss beweist, dass damit schon der Anfang gemacht worden.

XI.

Wir können hierzu um so mehr auffodern, als unser Local, das in zwey Zimmern im Schauspielhause besteht, eine vortheilhafte Gelegenheit anbietet; selbst der Termin unserer Ausstellung, den wir bis nach Michaelis verlängern, ist für Fremde bequem, um, nebst den einheimischen, an dieser Anstalt Theil nehmen zu können. So wie sich schon dieses Jahr mancher auf die Leipziger Messe, und in den akademischen Ferien Reisender, dabey eingefunden.

Da wir nun ferner, in manchem Betracht, für dienlich erachtet, auf die Entrée eine kleine Abgabe zu legen und ein Abonnement für diejenigen zu errichten, welche die Ausstellung öfters zu besuchen geneigt waren: so haben wir dadurch nicht allein einer bessern Societät Gelegenheit gegeben, sich über Gegenstände der Kunst bequem und angenehm zu unterhalten, sondern wir sind auch durch die daher entsprungene Einnahme in den Stand gesetzt worden, den Preis auf das nächste Jahr zu verdoppeln, welcher also nunmehr auf *Sechzig Ducaten* erhöhet worden.

Wobey wir unsere Concurrenten nochmahls ersuchen, ihre Arbeiten vor *Ende des Augusts* einzusenden, indem der mechanische Theil einer solchen Ausstellung, als die Sicherung der Zeichnungen, durch Rahmen und Glas, das Vertheilen derselben in den gegebenen Raum, immer einige Zeit und eine gewisse Sorgfalt erfodert, wobey zu spät eingesendete Stücke manche Unbequemlichkeit verursachen.

XII.

Ferner können wir nicht unbemerkt lassen, dass verschiedene Zeichnungen des vergangenen Jahrs acquirirt und zugleich mit den neuern wieder aufgestellt worden, welches künftig noch ferner geschehen kann, um ein wachsendes Interesse zu erregen und zur Vergleichung, worauf hier alles ankommt, immer mehr Anlass zu geben.

XIII.

Da die Namen der concurrirenden Künstler, aus mehrern Ursachen, kein Geheimniss bleiben können; so würde es bey unsern künftigen Beurtheilungen vielleicht nicht unschicklich seyn und im Publikum eine lebhaftere Theilnahme erregen, wenn wir diejenigen, welche auch den Preis nicht gewonnen, durchaus nennen dürften.

Für die Zukunft ersuchen wir daher sämmtliche Herrn Concurrenten, uns in den Briefen, welche sie ihren Arbeiten beyzulegen pflegen, zu einer solchen Bekanntmachung ihrer Namen, insofern sie solche nicht ungern sehen, zu autorisiren.

Künstler, welche schon gebildet sind, haben dabey so wenig als Anfänger und Liebhaber zu riskiren; denn sie sind ohnehin vom Publikum schon gekannt, und diesen kommt

folgende

folgende Betrachtung zu ſtatten. Wie mancher junger Dichter wagt ſeinen Namen, in Journalen und Almanachen; warum ſollte ein junger Zeichner nicht auch den ſeinigen bey einem Inſtitute wagen, das ſich zum Geſetz gemacht hat, mit ſo redlichem Ernſt, als billiger Schonung zu wirken, und deſſen Vorſteher ſich immer noch das Recht vorbehalten, einen oder den andern Namen, bey eintretender Bedenklichkeit, zu verſchweigen.

XIV.

Die Nothwendigkeit, zu unſern Beurtheilungen auch Umriſſe zu liefern, iſt ſo anerkannt, daſs wir uns derſelben freylich nicht entziehen können. Indeſſen bürden wir uns, bey unſerer Lage, eine zu groſse Obliegenheit auf, wenn wir bedeutende Zeichnungen ins Kleine zu bringen, und auf dieſe Weiſe dem Kupferſtecher vorzuarbeiten fortfahren.

Möchten künftighin diejenigen, welche uns mit Beyträgen beehren, kleine Umriſſe derſelben nach Maafsgabe derer, welche wir dieſsmal geben, beylegen: ſo könnte manches Gute daraus entſtehen.

Der Kupferſtecher würde nach einer Zeichnung des Verfaſſers, und alſo doch unmittelbarer arbeiten, als gegenwärtig geſchieht, ſo daſs der Charakter derſelben vielleicht genauer ausgedruckt würde. Wir könnten nicht allein die Zeichnungen, welche den Preis erhalten, ſondern auch wohl mehrere in Kupfer geben, um dadurch immer mehr Leben und Antheil zu erwecken.

Wir würden dieſe kleinen Umriſſe als Eigenthum des Inſtituts anſehen, und ſolche, bey dem nächſtenmale mit aufſtellen, und ſo die Anſtalt immer lehrreicher machen, welches zuletzt doch alles zum Vortheil des Künſtlers gereichen muſs.

XV.

So kann denn auch, daſs wir noch ſchlieſslich dieſes Umſtandes gedenken, mancher Künſtler wünſchen, daſs ſeine Arbeit, nach der Ausſtellung, hier am Ort, einem Liebhaber überlaſſen werde, theils um von ſeinen Bemühungen einigen Genuſs zu haben, theils um Koſten und Gefahr der Rückſendung nicht zu übernehmen.

Wir können gegenwärtig, da Herr Legationsrath Bertuch die rühmliche Anſtalt, welche dem einheimiſchen Kunſt- und Gewerbfleiſs eigentlich gewidmet war, dergeſtalt erweitert hat, daſs ſie auch den Auswärtigen zu ſtatten kommen wird, den Künſtlern einen Weg zum Verkauf ihrer eingeſchickten Zeichnungen, Gemälde und Sculpturen anzeigen.

Man darf nur, bey Einſendung des Concurrenzſtücks, einen verſiegelten Zettel, mit Addreſſe an das *Fürſtl. Sächſiſche privilegirte Landes-Induſtrie-Comptoir* zu Weimar beylegen, worin der *Name* und der *genaueſte Preis* der Arbeit verzeichnet iſt.

Mit dieſem Zettel wird das Stück, nach aufgehobener Ausſtellung, an gedachtes Comptoir, ausgeliefert, welches die Commiſſion, *ohne weitere Unkoſten* übernimmt, dem Künſtler den erfolgten Verkauf, mit Uebermachung des Betrags, ohne Abzug meldet. Die Stücke können jedoch von dem Künſtler, zu jeder Stunde, gegen Einſendung des erſten Scheins zurückgefordert werden. Dabey behalten wir uns vor zu beſtimmen, was wir ungefähr für verkäuflich halten, oder nicht, um keine vergebliche Hoffnung zu erregen. Im übrigen bleibt alles bey der bisherigen Einrichtung, und die Packete werden an Unterzeichneten eingeſandt.

Und ſo hätten wir denn dieſer Verbindlichkeit, die wir uns gegen Künſtler und Publicum auferlegt, zum drittenmal, nach unſerm beſten Vermögen, in ſo fern es Zeit und Umſtände erlauben wollten, Genüge geleiſtet. Wir ſchlieſsen mit dem Wunſche, daſs dieſe

ſe kleine Anſtalt ſich immer mehr ausbreiten möge.

Haben wir uns, durch unſer redliches Bemühen, Widerſacher aufgeregt: ſo iſt das ein unvermeidliches Schickſal jedes neuen Unternehmens, und wir können uns, bis ſich alles mehr aufklärt, indeſſen manches wackren Freundes und Theilnehmers erfreuen. Möchten doch alle nach dem Zwecke hinſehen, der von mancher Seite her erreicht werden kann. Der Kunſt, nach innen, Ernſt und Würde, nach Auſsen, Ehre und Vortheil zu erhalten und zu verſchaffen, darauf dringen wir; und ſollte nicht jeder Künſtler und Kenner und Liebhaber dazu mitwirken wollen? Mag man doch in einzelnen Meynungen von einander abweichen, ja, mag man, in Abſicht auf Maximen, von denen man ausgeht, einander völlig entgegen ſtehen, man arbeitet dennoch in einem Kreiſe und wohl gar nach einem Punkt. Mag der eine ſich mehr gegen das Natürliche, der andere mehr gegen das Ideale neigen, bedenke man doch, daſs Natur und Ideal nicht mit einander im Streit liegen, daſs ſie vielmehr beide, in der groſsen lebendigen Einheit, innig verbunden ſind, nach der wir ſo wunderbar ſtreben, indem wir ſie vielleicht ſchon beſitzen.

Weimar den 1ten Januar
1802.

Im Namen der vereinigten
Kunſtfreunde.
J. W. v. Göthe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta, *MARIA STUART*, ein Trauerspiel von *Schiller*. 1801. 8.

Maria's Misgeschick übertrifft, nach Robertson's Bemerkung, an Gröfse und Dauer die tragischen Unfälle, welche die Einbildungskraft erdichtet, um Furcht und Mitleiden zu erwecken. Hieraus sollte man schliefsen, dafs eine pathetische Darstellung des Schicksals jener unglücklichen Fürstin leicht sey, und keinen grofsen Aufwand von Talent und Genie erfodere. Bey genauerer Betrachtung findet es sich anders.

„Der letzte Zweck der Kunst," sagt Schiller in der Abhandlung über das Pathetische, ist Darstel„lung des Uebersinnlichen, und die tragische Kunst „insbesondere bewerkstelliget dieses dadurch, dafs „sie uns die moralische Unabhängigkeit des Menschen „von Naturgesetzen im Zustande des Affects versinn„licht. Das *erste Gesetz* der tragischen Kunst, fügt „er hinzu, ist Darstellung der leidenden Natur, das „*zweyte* ist Darstellung des moralischen Widerstandes „gegen das Leiden."

Wendet man diese Grundsätze auf das an, was die Geschichte mit fast allgemeiner Uebereinstimmung von Maria's Schicksale erzählet: so entdeckt man in dem historischen Stoffe vieles, was der pathetischen Darstellung widerstrebt; Schwierigkeiten, die nur das Genie überwinden kann.

Erstens. Der unglücklichen Königin Leiden, ihre lange Gefangenschaft und ihr schmählicher Tod, rührten zwar zunächst her von der Uebermacht und Ungerechtigkeit einer feindseligen Nebenbuhlerin, aber mittelbar waren sie verschuldet, sie waren die Folge von einer Reihe thörichter, gesetzwidriger, frevelhafter Handlungen, ruchloser und frecher Missethaten. Um das Eigenthümliche ihres Verhängnisses darzustellen, mufs der Dichter uns an alles jenes lebhaft erinnern, und wie kann er das, ohne Empfindungen in uns zu erwecken, welche dem tragischen Mitleiden und der künstlerischen Stimmung überhaupt so ungünstig sind?

Zweytens. — Was aufserdem entscheidend auf Maria's Schicksal wirkte, war ihr Fanatismus für eine heillose Religion, die in jenen unglücklichen Zeiten ganz Europa zerrüttete, und in Jammer und Elend stürzte. Dieser Fanatismus erstickte bey ihr die Gefühle der Natur; denn sie sagt in ihrem Testamente ausdrücklich, dafs sie ihren Sohn nur unter der Bedingung zum Erben ihrer Krone erkläre, wenn er der Irrlehre d. h. der protestantischen Religion entsage; wo nicht, so vermache sie alle ihre Rechte und Ansprüche dem katholischen Könige. Ja, was noch wichtiger ist, laut der Geschichte war der Fanatismus, der sie in das Verderben zog, es allein, der sie bey ihren schrecklichen Leiden aufrecht erhielt. Was ihr auf dem Blutgerüste die bewunderte Standhaftigkeit gab, war der Gedanke, dafs sie als eine Märtyrerin ihres Glaubens sterbe. Die grofse Aufgabe für den Dichter ist, uns diesen Fanatismus nicht nur als verzeihlich, sondern selbst als edel und sittlich darzustellen; denn sonst übertritt er das zweyte von den angeführten Gesetzen der tragischen Kunst.

Drittens. Selbst das Aufserordentliche und Ungeheure in Maria's Verhängnisse scheint eine pathetische Darstellung nicht zuzulassen. Ausgestattet von der Natur und dem Schicksale mit allem, was einen heitern und frohen Lebensgenufs, was Ruhm, Glanz und Herrlichkeit verheifst; als ein Kind von acht Tagen gesalbte Königin von Schottland, in der Jugend vermälte Königin von Frankreich, von dem katholischen Europa anerkannt als Königin von England, mufs sie in einem Alter von 25 Jahren aus ihrem Reiche entfliehen, diejenige um Hülfe anrufen, der sie die Krone streitig machte, sieht sich in einem Gefängnisse eingeschlossen, worin sie 18 Jahre vergessen von der Welt schmachtet, und aus dem man sie endlich entläfst, um sie von dem Blutgerüste herab in ein ehrloses Grab zu stürzen. Und dieses Schicksal war mit dem Schicksale einer unzähligen Menge von Menschen, mit dem Schicksale der ganzen Christenheit auf das innigste verschlugen. Wir erwarten von dem Dichter, dafs er es uns nach seinem ganzen Umfange übersehen lasse, dafs er uns das unermefsliche Elend fühlen lasse, unter welchem damals die Welt seufzte, und dessen ganze Last auf das unselige Haupt jener bejammernswürdigen Fürstin zusammenstürzte. Wie ist es möglich, diese Erwartungen zu befriedigen, in einem Werke von so geringem Umfange, als eine Tragödie ihrer Natur nach seyn kann? Und doch mufs der Dichter sie befriedigen: denn sonst verletzet er das erste von den oben angegebenen Gesetzen der tragischen Kunst, welches angemessene Darstellung der leidenden Natur gebietet.

Viertens. Eine unerlafsliche Foderung, wie an den Dichter überhaupt, so auch an den tragischen, ist anschauliche Zweckmäfsigkeit. Diese aber vermifst man durchaus in dem, was die Geschichtschreiber von Elisabeths Verhalten gegen Maria erzählen. Alle kommen überein, sie habe darin den Charakter einer Königin und die natürlichen Gefühle einer Frau

verleugnet. „Wenn wir uns alles, fagt Gentz, was „Selbſtſucht, Furcht und Hafs der Königin von Eng„land eingeben konnten, in einem Punkte geſam„melt denken: ſo ſcheint es noch immer nicht hin„reichend, den ſchrecklichen Entſchluſs zu erklä„ren, der eine ſo tief gefallene, in Gram und Lei„den verzehrte Frau, eine Königin und ihre nächſte „Verwandtin dem Blutgerüſte übergab.“

Hierbey kann der Geſchichtſchreiber ſtehen bleiben; denn ſein Geſchäft iſt nur, darzuſtellen, was wirklich war; der Dichter muſs weiter gehen, und uns nicht nur begreiflich, ſondern auch anſchaulich machen, wie es möglich, wie es nothwendig war. Denn in dem Reiche der Kunſt darf der Zufall nicht walten. Durchſchaut der Verſtand nicht klar die Urſachen von der Verknüpfung der Ideen, welche die Einbildungskraft hervorbringt: ſo wird dieſe in ihren Bewegungen gehemmt, und die Täuſchung unterbrochen.

Von welcher Seite ſoll der Dichter den Charakter der Eliſabeth faſſen, welche Reihe von Begebenheiten ſoll er herbeyführen, um die Lücken, welche die Geſchichte läſst, auszufüllen? Dieſs ſind die Schwierigkeiten, die ſich dem Dichter der vorliegenden Tragödie entgegenſtellten. Jetzt einige Bemerkungen über die Art, wie er ſie bekämpft hat.

Erſtens. Der Tag, an welchem Maria im Gefängniſſe zuerſt vor uns erſcheinet, iſt der Jahrestag der Ermordung ihres Gemals. Gleich in der erſten Unterredung mit der Amme, die ihren Kummer aufheitern will, fagt ſie (I. 4. S. 20.):

Ich erkenn' ihn.
Es iſt der blutge Schatten König Darnleys,
Der ſchaudernd aus dem Grabgewölbe ſteigt,
Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
Bis meines Unglücks Maafs erfüllet iſt.

Und gleich darauf:

Der Jahrstag dieſer unglückſel'gen That
Iſt heute abermals zurückgekehrt,
Er iſt's den ich mit Buſs' und Faſten feyre.

Die Amme, um ſie zu beruhigen, erinnert ſie an Darnleys rohen Uebermuth, an ſeine Undankbarkeit gegen ſie, die ihn aus dem Staube auf den Thron gehoben, an die ſchwere Beleidigung, die er ihr durch Rizio's Ermordung zugefügt. Sie erwähnt darauf des ruchloſen Bothwell, der mit Maria's Vorwiſſen den Königsmord verübte, und ſagt (I. 14. S. 23.):

Ueber euch
Mit übermüth'gem Männerwillen herrſchte
Der Schreckliche, der euch durch *Zaubertränke*
Durch Höllenkünſte das Gemüth verwirrend
Erhitzte.

Maria unterbricht ſie:

Seine Künſte waren keine andre
Als ſeine Männerkraft, und meine Schwachheit.

Die Amme geht weiter, und ſchildert mit ſchauderhafter Beredtſamkeit die Reihe von Verbrechen, zu denen Maria ſich von Bothwell hinreiſſen lieſs, bis zu dem letzten, ihrer ſchändlichen Vermählung mit ihm, um eben aus der Unnatürlichkeit dieſer Miſſethaten begreiflich zu machen, daſs Maria damals nicht ſie ſelber war, ſondern unter dem Einfluſſe feindſeliger Dämonen ſtand. Sie ſetzt hinzu:

Der Leichtſinn nur iſt euer Laſter.

Ferner: Die Quelle von Maria's meiſten Vergehungen war ihre Leidenſchaftlichkeit in der Liebe. Der Dichter verfehlet nicht, uns die Strafbarkeit derſelben in einem mildern Lichte zu zeigen, durch die Schilderungen ihrer Schönheit. Wie auſserordentlich dieſe geweſen ſeyn müſſe, ſelbſt nachdem ein vieljähriger Gram an ihrer Blüthe genagt hatte, ſehen wir gleich in der erſten Scene. Die Amme beklagt ſich gegen Paulet den Hüter des Gefängniſſes, daſs man die Wohnung der Königin alles Schmuckes beraube, ſelbſt des Spiegels. Er antwortet: (I. 1. S. 8.)

So lang ſie noch ihr eides Bild beſchaut,
Hört ſie nicht auf, zu hoffen und zu wagen.

So wie Maria durch ihre Schönheit dem Paulet ihrem Hüter furchtbar wird: ſo entzündet ſie dadurch den Mortimer zu einer raſenden Liebe, die ihn in Wahnſinn und Verzweifelung ſtürzet, worin er ſich ſelber den Tod giebt. (III. 6. IV. 4.) — So lernen wir alle Vergehungen Maria's kennen, aber zugleich, was ihre Schuld mindert, und wegen der Reue, womit ſie dieſelben büſst, wird ſie eben durch ihre Vergehungen ein *äſthetiſch-groſser Gegenſtand.* „Zum „Erhabenen der Handlung, fagt Schiller, wird er„fodert, daſs das Leiden des Menſchen das Werk „ſeines moraliſchen Charakters ſey; dieſs geſchieht „entweder, wenn er aus Achtung für eine Pflicht das „Leiden wählt, oder wenn er eine übertretene Pflicht „moraliſch büſst. In dem erſten Falle erſcheint der „Menſch als eine moraliſch groſse Perſon, in dem „zweyten als *ein äſthetiſch groſser Gegenſtand.*“

Aus dem Geſagten ſcheint zu erhellen, daſs der Dichter die erſte der angeführten Schwierigkeiten glücklich beſiegt habe.

Zweytens. Der junge Mortimer, Paulets Neffe, zweyter Hüter des Gefängniſſes, ſcheinbar der Eliſabeth ergeben, im Herzen ein leidenſchaftlicher Verehrer der Maria, in welcher er eine Heilige und eine Geliebte anbetet, iſt von einer Reiſe durch Frankreich und Italien zurückgekehrt, während welcher er heimlich die katholiſche Religion angenommen hat. Als eine von den Urſachen ſeiner Bekehrung führt er folgendes an: (I. 6. S. 29.)

Ich hatte nie der Künſte Macht gefühlt,
Es haſst die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet ſie,
Allein das körperloſe Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich in's Innre nun
Der Kirchen trat, und die Muſik der Himmel
Herunterſtieg, und der Geſtalten Fülle
Verſchwenderiſch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichſte und Höchſte, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen ſich bewegte,

Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruss des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilge Mutter, die herabgeflogne
Dreyfaltigkeit, die leuchtende Verklärung!

Durch diese und ähnliche Schilderungen, vornehmlich durch die Abendmahlsscene (V. 7.) stellt der Dichter die katholische Religion von ihrer schönen und edeln Seite dar, und macht den Eifer für dieselbe zu einem liebenswürdigen Zuge in Maria's Charakter; er geht noch weiter und macht ihn auch zu einem höchst achtungswürdigen. Denn eben die Religion, von welcher Elisabeth sagt: (III. 4. S. 131.)

Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
Den Treubruch heiligt sie, den Königsmord.

Eben die Religion, welche den Mortimer zu einer so wilden Wuth empört, dass er sagt: (III. 6. S. 141.)

Alle Frevel sind
Vergeben im voraus. Ich kann das Aergste
Begehen und ich wills.
Und müsst' ich auch die Königin durchbohren,
Ich hab' es auf die Hostie geschworen;

eben diese Religion vermag Maria's Sittlichkeit nicht zu verunreinigen, so innig und herzlich sie ihr auch ergeben ist, und so zeigt der Fanatismus ihren Charakter in einem Adel, in welchem er ohne denselben nicht erscheinen würde. Gleich in der ersten Unterredung mit der Amme sagt sie: (I. 4. S. 21.)

Frischblutend steigt die längst vergebne Schuld,
Aus ihrem leichtbedeckten Grab empor!
Des Gatten Rache foderndes Gespenst
Schickt keines Messedieners Glocke, kein
Hochwürdiges in Priesters Hand zur Gruft.

Und zu Melvil in der Beichte: (V. 7. S. 216.)

Den König meinen Gatten liess ich morden,
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand.
Streng büsst' ich's ab mit allen Kirchenstrafen.
Doch in der Seele will der Wurm nicht schlafen.

Und ferner betheuert sie ihm, dass sie nie einen Anschlag auf das Leben ihrer Gegnerin weder selber gemacht noch begünstigt habe, ungeachtet offenbar ist, dass nach den Grundsätzen der katholischen Kirche Elisabeth als eine Kronräuberin zu betrachten war, gegen welche allen alles frey stand. So verklärt sich Maria's Religiosität zu einer reinen Liebe des Ueberirrdischen und Göttlichen, und der Widerstand, den sie durch diese gestärkt, den Leiden thut, ist gewiss ein moralischer.

Hieraus scheint hervorzugehen, dass der Dichter auch die zweyte der angeführten Schwierigkeiten siegreich bekämpft habe.

Drittens. Unglückliche, die sehr lange und viel gelitten haben, pflegen den Tod als eine Wohlthat anzusehn. Eben das aber, was den Unglücklichen gewöhnlich die Bitterkeiten des Todes vermindert, musste für Maria die Bitterkeiten desselben verstärken. Je mehr sie gelitten hatte, desto furchtbarer musste ihr der Tod erscheinen, weil er ihr die noch immer unterhaltene Hoffnung plötzlich raubte, die Hoffnung, die verlorenen theuern Güter wieder zu erlangen, Freyheit, Ehre, Zepter, den lang entbehrten Anblick des Sohnes, des Reiches, der geweiheten Kirche. Was sie bis dahin in ihren Drangsalen aufrecht erhalten hatte, die Aussicht auf künftige bessere Zeiten, war dahin. Das Elend ihres vergangenen Lebens, da es diesen Ausgang nahm, musste ihr gräslich scheinen, und das Andenken daran die Schauderhaftigkeit ihres Todes furchtbar vermehren. Um uns eine angemessene Vorstellung zu machen von dem was sie litt, und welcher Geistesstärke sie bedurfte, um der Verzweiflung nicht zum Raube zu werden, müssen wir ihr vergangenes Leben übersehen, dessen Wehe alles in ihre letzten Tage zusammenfloss. Wir erwarten von dem Dichter, dass er es uns vorüberführen werde; aber diese Erwartung wird getäuscht. Absichtlich verschweigt uns der Dichter einen grossen Theil von Maria's Gram. Er stellt sie kinderlos dar; er erwähnt nirgend ihres Sohnes, nur einmal ihres Vaterlandes, er lässt uns also nicht Theil nehmen an dem Schmerze, der ihr mütterliches und königliches Herz zerreissen musste, bey dem Gedanken, von beiden, von Kind und Reich auf eine so unerhörte Art für immer getrennt zu werden. Der Dichter gedenket auch vieler andern Unfälle ihres vergangenen Lebens nicht, oder legt sie doch dem Herzen nicht nahe genug, so dass die Tragödie von Maria's letzten Leiden weniger zu *fühlen* giebt, als die Geschichte davon erzählt, oder wenn auch nicht ausdrücklich erzählt, doch vermuthen lässt.

Wir glauben einzusehen, dass es vielleicht unmöglich war, die Darstellung alles dessen in eine Tragödie von gewöhnlicher Form aufzunehmen; aber eben deswegen scheint es, dass dieses Sujet wegen seiner Ausserordentlichkeit auch eine ausserordentliche Behandlung erfodert hätte, eine *tragische Darstellung nach griechischer Weise mit hinzugefügtem Chor.* Hätte es dem Dichter gefallen, (und sein reicher Geist konnte ohne Zweifel Mittel finden, dieses auf eine zweckmässige Art zu thun), hätte es dem Dichter gefallen, einen Chor einzuführen, welcher die Zwischenzeiten, in denen der Gang der Handlung stille steht, mit Gesängen über Maria's Schicksal ausfüllte, über das schreckliche Verhängniss, dass sie, obgleich Mutter, ihr Leben wie eine Kinderlose vertrauern; dass sie, obgleich so empfänglich für die geselligen Freuden, so viele Jahre in der Einsamkeit schmachten sollte; dass sie, obgleich höchst liebenswürdig, so sehr gehasst würde; dass sie, obgleich Königin, entbehrte, was der letzte ihrer Knechte hatte, Freyheit; dass sie wegen ihrer Frömmigkeit in der Heimath verwünscht, und nur im Auslande gesegnet würde; dass sie in den Verwandten ihres Glaubens, Feinde ihres Reiches, in den Unterthanen und dem eigenen Sohne Feinde ihres Glaubens sähe; dass alle Plane zu ihrer Rettung scheitern; dass die unzähligen, die sich für sie aufopferten, ihr Verderben nur be-

beſchleunigen mufsten; dafs das Zutrauen, mit dem ſie einer Schweſter in die Arme eilte, ſo gräfslich getäuſcht werden, dafs ſie in der Wiege, gekrönt, und im Sarge, enthauptet, liegen ſollte; hätte ſolch ein Chor, in ſanften Klageliedern Maria's vielfaches Wehe dem Hörer in das Herz geſungen: dann könnten wir ihr nachempfinden, was ſie empfand, da ſie laut der Geſchichte zu Melvil ſagte: „Dieſe Welt iſt ſo „reich an Elend, dafs ein Meer von Thränen nicht „hinreicht, um es zu beweinen." Und ſähen wir ſie dann nach ſo unſäglichen Leiden, geſtärkt durch ihren Glauben und ihre Frömmigkeit, über das letzte und ſchrecklichſte glorreich triumphiren, über den Tod, der ihr plötzlich die Hoffnung raubte, nach ſo vielen Bitterkeiten noch einmal des Lebens Süfsigkeit zu ſchmecken, über die Schmach, ihr königliches Haupt, das einſt drey Kronen ſchmückten, und das noch jetzt in der Blüthe der Schönheit prangte, dem Beile des Henkers Preis zu geben — gewifs, hat je eine Tragödie die Leidenſchaften *gereiniget*, dieſe hätte es gethan. „Fehlt es einer pathetiſchen „Darſtellung, ſagt Schiller in der angeführten Aq- „handlung, an einem Ausdrucke der leidenden Na- „tur: ſo iſt ſie ohne äſthetiſche Kraft; fehlt es ihr „an einem Ausdrucke der ethiſchen Anlage: ſo kann „ſie bey aller ſinnlichen Kraft nie pathetiſch ſeyn." — Aus dem Angeführten ſcheint dieſen Grundſatzen gemäfs zu folgen, dafs Maria Stuart zwar nicht, weder ohne äſthetiſche Kraft, noch ohne ethiſche Würde iſt; aber doch ohne die *gehörige*, ohne die dem Gegenſtande *angemeſſene*, ohne die *erwartete* äſthetiſche Kraft und ethiſche Würde. Sagen wir nun dem zufolge, es ſcheine uns, dafs der Dichter die dritte der angegebenen Schwierigkeiten minder glücklich beſiegt habe, als die beiden erſten: ſo thun wir dieſes mit derjenigen Beſcheidenheit und Ehrfurcht, die dem aufserordentlichen Talente gebührt, und fügen hinzu, dafs unſerer Meynung nach dieſs einer von den Fällen iſt, in denen ein Dichter nur von ſeinen Pairs gerichtet werden kann.

Viertens. Die erſte Aufgabe, welche der Dichter in der Darſtellung der Königin Eliſabeth aufzulöſen hatte, war, zu zeigen, wie ſie der Gewaltthätigkeit gegen die Maria ſich ſchuldig machen konnte, ohne den in ihrer übrigen Regierung behaupteten Charakter einer gerechten Königin zu verleugnen. Eliſabeth ſagt (IV. 4. S. 187.)

Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkür gehaſst mein Leben lang, dafs ich
Für dieſe erſte unvermeidliche
Gewaltthat ſelbſt die Hände mir gefeſſelt!
Das Muſter, das ich ſelber gab, verdammt mich!
War ich tyranniſch, wie die ſpaniſche
Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
Jetzt ohne Tadel Königsblut verſprützen!
Doch war's denn meine eigne freye Wahl
Gerecht zu ſeyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freye Wollen
Der Könige zwingt, gebot mir dieſe Tugend.

Wir ſehn aus dieſem merkwürdigen Bekenntniſſe, und aus dem, was ſie gleich danach ſagt:

Umgeben rings von Feinden hält mich nur
Die Volksgunſt auf dem angefochtnen Thron.
Mich zu vernichten ſtreben alle Mächte
Des feſten Landes. Unverſöhnlich ſchleudert
Der römiſche Papſt den Bannfluch auf mein Haupt.
Mit falſchem Bruderkuſs verräth mich Frankreich
Und offnen, wüthenden Vertilgungskrieg
Bereitet mir der Spanier auf den Meeren.
So ſteh' ich kämpfend gegen eine Welt
Ein wehrlos Weib! Mit hohen Tugenden
Mufs ich die Blöſse meines Rechts bedecken.
Den Flecken meiner fürſtlichen Geburt
Wodurch der eigne Vater mich geſchändet
Umſonſt bedeck' ich ihn. — Der Gegner Haſs
Hat ihn entblöſst, und ſtellt mir dieſe Stuart
Ein ewig drohendes Geſpenſt entgegen.
Nein dieſe Furcht ſoll endigen!
Ihr Haupt ſoll fallen. Ich will Frieden haben!
— Sie iſt die Furie meines Lebens! Mir
Ein Plagegeiſt vom Schickſal angeheftet!
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenſchlange mir
Im Wege. Sie entreifst mir den Geliebten
Den Bräutgam raubt ſie mir! *Maria Stuart*
Heifst jedes Unglück, das mich niederſchlägt;
Iſt ſie aus den Lebendigen vertilgt,
Frey bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen;

wir, überzeugen uns durch dieſe Worte, dafs die Quelle von Eliſabeths geprieſener Gerechtigkeit unrein war, nicht Achtung für die Pflicht, ſondern Sorge für ihre Sicherheit. Da nun dieſe jetzt eine Gewaltthätigkeit zu fodern ſchien, warum ſollte ſie ſich derſelben enthalten? Es iſt alſo conſequent, dafs ſie geneigt iſt, das Todesurtheil, welches das Gericht der Zwey und vierzig über Maria ausgeſprochen, obgleich ſie es für ungerecht hält, zu beſtätigen; es iſt conſequent, dafs ſie dem Burleigh, der ihr immer vorſpricht von der Gefahr, welche Maria's Begnadigung für ſie haben würde, ein williges, dem Talbot hingegen, der ihr immer von der Ungerechtigkeit der Vollziehung des Urtheils vorſpricht, ein unwilliges Ohr leihet. — Dieſes alles iſt in der Darſtellung vollkommen zweckmäſsig; doch iſt dieſe Zweckmäſsigkeit vielleicht nicht anſchaulich genug, weil der Hauptzug in Eliſabeths Charakter in jenem Monologe ſich nicht ſtark genug ausprägt.

(Der Beſchluſs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *MARIA STUART*, ein Trauerspiel von *Schiller* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *zweyte Aufgabe* war, zu zeigen, wie Elisabeth die Maria dem Blutgerüste übergeben konnte, ohne die natürlichen Gefühle einer Frau zu verleugnen. Zur Auflösung dieser Aufgabe dienet dem Dichter der Lord Lester. — Der Geschichte zufolge hatte nach des Königs Franz Tode Elisabeth selber diesen ihren Liebling der Maria zum Gemahl, man weiss nicht, ob im Ernste oder nur zum Scheine, und in welcher Absicht, angetragen. Was nach der Geschichte früher Elisabeth entworfen hatte, trägt der Dichter auf Lestern über. Er zeigt sich als einen Mann von gränzenlosem Ehrgeize, der nach nichts Geringerem strebt, als mit einer von beiden Königinnen den Thron zu theilen. So lange er hoffen kann, Elisabeths Hand zu gewinnen, fügt er sich in alle ihre Wünsche; und da er ihre geheimen Gesinnungen gegen die Maria kennt: so stimmt er im Gerichte für der Unglücklichen Tod. Jene Hoffnung aber verliert er. Der Geschichte zufolge unterhandelte Elisabeth eine Vermählung mit dem französischen Prinzen Franz, dem Bruder Heinrichs des dritten. Diese Unterhandlungen fallen in das J. 1576, als Franz noch Herzog von Alençon war. Der Dichter verlegt diese Unterhandlung in Maria's Todesjahr, obgleich damals Franz nicht mehr lebte. In der zweyten Scene des zweyten Actes treten der Graf Aubespine, französischer Gesandter am englischen Hofe, und der Graf Bellievre, aufserordentlicher Botschafter des Herzogs von Anjou auf, um von der Königin das feyerliche Jawort zu vernehmen. Ihrem zweydeutigen Charakter getreu, weigert sie sich zwar dieses in bestimmten Ausdrücken zu geben, doch äufsert sie sich so, dafs es wenigstens wahrscheinlich wird, sie denke ernstlich an die Vermählung. Nun wendet Lester seine Blicke wieder auf die Maria, und macht Anschläge, sie zu retten. Hiezu treibt ihn aufser dem Ehrgeize, ihren Thron zu theilen, auch das Verlangen, ihr Herz zu besitzen. Die längst erstorbene Liebe zu ihr erwacht plötzlich wieder in ihm bey Erblickung ihres Bildnisses, das sie ihm durch Mortimer überschickt. Obgleich er im Gerichte für ihren Tod gestimmt hat: so stimmt er nun im Staatsrathe für ihre Begnadigung. Er geht weiter und beredet die Elisabeth zu einer persönlichen Zusammenkunft mit der Maria, weil er mit Burleigh glaubt, dafs nach einer solchen Zusammenkunft das Urtheil nicht könne vollzogen werden. Sie nimmt aber ein unglückliches Ende, und schliefst mit folgenden Worten der von Elisabeth auf das bitterste gekränkten Maria (III. 4. S. 135.)

Ich habe
Ertragen, was ein Mensch ertragen kann.
Fahr hin lammherzige Gelassenheit,
Zum Himmel fliehe leidende Geduld!
Sprang endlich deine Bande, tritt hervor
Aus deiner Höhle lang verhaltner Groll! —
Und du, der dem gereizten Basilisk
Den Mordblick gab, leg auf die Zunge mir
Den gift'gen Pfeil.

Und gleich darauf:

Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Britten edelherzig Volk
Durch eine list'ge Gauklerin betrogen. —
Regierte Recht: so läget ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König.

Kurz nach dieser Unterredung wird Elisabeth meuchelmörderisch angefallen. Bey der Untersuchung dieses Verbrechens findet sich, dafs die französischen Gesandten es begünstigt (ihnen wird befohlen, auf der Stelle das Königreich zu räumen), es findet sich, dafs Mortimer, auf den Elisabeth ihr ganzes Vertrauen gesetzt, Anstalten zu einer gewaltsamen Befreyung Maria's gemacht hat; es findet sich, dafs selbst Lester mit dieser im Einverständnifs ist. Die Königin verbannt ihn aus ihren Augen, doch gelingt es seiner siegenden Beredtsamkeit, sich zu rechtfertigen; und da die Unterhandlungen mit Frankreich abgebrochen sind, und sich ihm von neuem die alte Hoffnung öffnet: so dringt er nun auf die Vollziehung des Urtheils. Die Königin, nachdem sie ihre Minister entlassen, geht mit sich selber zu Rathe, der Monolog, den sie hält, endet nach folgenden schon vorher angeführten Versen:

Ihr Haupt soll fallen. Ich will Frieden haben!
Sie ist die Furie meines Lebens! Mir
Ein Plagegeist vom Schicksal angeheftet.
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gepflanzt, da liegt die Höllenschlange mir
Im Wege. Sie entreifst mir *den Geliebten*,
Den Bräut'gam raubt sie mir! Maria Stuart
Heifst jedes Unglück, das mich niederschlägt!
Ist sie aus den Lebendigen vertilgt,
Frey bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen.

Mit

Mit dieſer furchtbaren Drohung:

Mit welchem Hohn ſie auf mich niederſah,
Als ſollte mich der Blick zu Boden blitzen!
Ohnmächtige! Ich führe beſsre Waffen,
Sie treffen tödtlich und du biſt nicht mehr!
Ein Baſtard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, ſo lang du lebſt und athmeſt,
Der Zweifel meiner fürſtlichen Geburt,
Er iſt getilgt, ſo bald ich dich vertilge,
So bald den Britten keine Wahl mehr bleibt,
Bin ich im ächten Ehebett geboren.

In der Aufwallung dieſer heftigen Leidenſchaft unterſchreibt ſie das Todesurtheil. Dieſe Darſtellung hat unſerer Meynung nach die vollkommenſte und anſchaulichſte Zweckmäſsigkeit. Denn Eliſabeth tödtet die Maria nicht nur als eine durch ſie in ihrer Hoheit bedrohete *Königin*, ſondern auch als eine von ihr perſönlich beleidigte, in ihrer Weiblichkeit in den Angelegenheiten ihrer Liebe zwiefach auf das tiefſte verletzte Frau. — Weit weniger pſychologiſche Wahrheit hat die Erzählung der Geſchichte, welcher zufolge Eliſabeth das Todesurtheil ſcherzend unterſchrieb, und dieſs durch nichts beſchönigen konnte, als durch eine ungegründete Sorge für ihre Sicherheit.

Die *dritte Aufgabe* für den Dichter war, zu zeigen, wie Eliſabeth ſich nahm, um nach begangener Ungerechtigkeit den Schein derſelben zu vermeiden, und ihren Ruf zu retten. Sie übergiebt (IV. 11.) das Todesurtheil dem Staatsſecretär Daviſon, ohne in beſtimmten Ausdrücken zu befehlen, dafs es vollzogen werde. Auf wiederholte dringende Anfragen erhält dieſer keine andere Antwort, als den Blutbefehl auf ſeine Gefahr entweder in den Händen zu behalten, oder aus den Händen zu geben. Die Königin verläſst ihn. Er bleibt zweifelnd und rathlos zurück, als Burleigh kommt, ihm das verhängniſsvolle Blatt entreiſst, und ſeinem Inhalte gemäſs den folgenden Tag vollziehen läſst. Um zu begreifen, wie eine ſo hellſehende Frau als Eliſabeth zu einer ſo verkehrten Maafsregel ihre Zuflucht nehmen konnte, muſs man vorausſetzen, dafs ſie ſich während der Unterredung mit Daviſon in einer aus heftiger Leidenſchaft entſtandenen Geiſtesverwirrung befand. Lieſse ſich nur ihr nachheriges Verhalten auf gleiche Weiſe erklären! — In der dreyzehnten Scene des fünften Actes erſcheint Shrewsbury, und berichtet der Königin, er habe ſich nach dem Tower begeben, um die beiden Schreiber der Maria, deren Zeugniſs der einzige Rechtsgrund ihrer Verdammung war, noch einmal zu vernehmen; der eine von dieſen, Kurl, nachdem er die Verurtheilung ſeiner Königin vernommen, ſey in Wahnſinn gefallen, und habe mit der Wuth eines Verzweifelten ſich und ſeinen Geſellen als falſche Zeugen angeklagt. Eliſabeth fodert darauf von Daviſon den Blutbefehl zurück, den ſie ihm in *Verwahrung* gegeben. Als dieſer in der gröſsten Beſtürzung antwortet, er befinde ſich ſchon ſeit geſtern in den Händen der Commiſſarien, und als Burleigh darauf triumphirend ankündigt, er ſey vollzogen, geräth ſie ſcheinbar in Zorn, verbannt dieſen aus ihrer Nähe, und befiehlt, jenen als einen, der freventlich ſeine Vollmacht überſchritten, auf Leib und Leben zu verklagen. Wie wenig ſie hiedurch erreicht, was ſie beabſichtigt, ſieht ſie an Shrewsbury, welcher aus Abſcheu über ihre Ungerechtigkeit und Heucheley auf der Stelle ſein Amt niederlegt. In der That zeigt ſich, unſerer Meynung nach Eliſabeth in dieſem Gaukelſpiele eben ſo thöricht, bey dem Dichter, als bey den Geſchichtſchreibern.

Wir können dieſen Theil unſerer Analyſe nicht verlaſſen, ohne noch drey Bemerkungen hinzuzufügen. Die eine betrifft den Burleigh. Dieſer iſt unter Eliſabeths Miniſtern Maria's heftigſter Widerſacher, man weifs nicht warum. Was er immer im Munde führt, dafs, ſo lange Maria lebe, der Thron und die Kirche Englands in Gefahr ſey, erklärt zwar hinreichend was er thut, aber nicht die Leidenſchaftlichkeit, mit der es thut. Evidenter iſt hierin die Geſchichte, welcher zufolge Eliſabeths Miniſter den Tod der Königin von Schottland gewaltſam zu beſchleunigen ſuchten, aus Furcht, ſie möchte die Eliſabeth überleben, den engliſchen Thron beſteigen, und an ihnen die verdiente Rache nehmen. Die andere Bemerkung betrifft den Daviſon. Wie ſoll man nach den Geſinnungen, die er in der erwähnten Unterredung zu erkennen giebt, erklären, dafs er ſich durch Burleigh den Blutbefehl *entreiſsen* läſst, und von dem Augenblicke an, wo das geſchieht, bis zum folgenden Tage nichts thut, um die Vollziehung deſſelben ohne ausdrückliche Genehmigung der Königin zu vereiteln? Ganz begreiflich würde dieſs alles ſeyn, wenn Daviſon bey Marias Tode perſönlich intereſſirt wäre.

Die dritte Bemerkung betrifft die Eliſabeth. In der letzten Scene des erſten Actes giebt ſie durch Burleigh dem Paulet verſteckt den Auftrag, ſeine Gefangene heimlich umzubringen; und da Paulet dieſen Auftrag als entehrend mit Abſcheu von ſich weiſt, giebt ſie ſelber ihn von neuem dem Mortimer (II. 5. S. 89.). Allein vor den Begebenheiten des dritten Actes hatte ſie noch nicht hinreichende Urſachen, ihre Gegnerin zu tödten, und jene meuchelmörderiſchen Anſchläge zeigen ſie in einer unweiblichen und empörenden Abſcheulichkeit.

Iſt das bisher Geſagte richtig: ſo ſcheinet zu erhellen, dafs der Dichter die letzte der angegebenen Schwierigkeiten zwar gröſstentheils, aber nicht ganz beſiegt habe.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen ſey es uns erlaubt, einiges hinzuzuſetzen über einzelne Schönheiten, an denen dieſe Tragödie ſo reich iſt.

Von der dem Dichter eigenen Kunſt im Gebrauche des Reims an Stellen, wo die Empfindung ſich hebt, und ſtarke Leidenſchaft ſpricht, hat er auch in dieſer Tragödie die glücklichſte Anwendung gemacht. Wir haben über die Urſachen nachgedacht, warum

in

in solchen Fällen der Reim die Darstellung verschönere, und wir glauben, sie gefunden zu haben.

Der Reim in einem reimlosen Gedichte überrascht; die Ueberraschung spannt die Aufmerksamkeit, und erregt Erwartungen, die den Hörer für den Inhalt empfänglicher machen. Ferner! Die sich reimenden Zeilen setzet der Gleichlaut am Ende in eine Harmonie, welche macht, dass bey dem Anhören der zweyten Reimzeile die erste wieder anklingt, und die schon einmal erregten Gefühle von neuem erregt. Hierdurch wird die Ideenfülle erhöht, das erste Element des Schönen. Endlich! In dem Reime offenbart sich sehr anschaulich eine Zweckmäfsigkeit, welche desto mehr Wohlgefallen erweckt, je heftiger jene tobt. Denn das ist der Triumph der Kunst, alles zu begränzen und zu binden, und der Bewegung jeglicher Kraft, Maafs, Ziel und Schranke zu setzen, und dann am meisten, wenn diese Bewegung am heftigsten ist. Zur Bestätigung des Gesagten führen wir einige Stellen, an aus dem Dithyrambus, in welchem Maria das Gefühl der Freyheit ergiefst, welches sie ergreift, als sie nach langer Zeit zum erstenmale aus dem Gefängnisse in den daran stofsenden Park entlassen wird. (III. 1. S. 116.)

Lafs mich der neuen Freyheit geniefsen,
Lafs mich ein Kind seyn, sey es mit!
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängniss entstiegen?
Hält sie mich nicht mehr die traurige Gruft?
Lafs mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freye, die himmlische Luft.

Und etwas weiter hin:

Dort wo die grauen Nebelberge ragen
Fängt meines Reiches Gränze an,
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.
Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüfset mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach ich habe keinen andern Gesandten!
Frey in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seyd nicht dieser Königin unterthan.

Ueber das Mechanische dieser Poesie ist noch zu bemerken, dass an dem Wohlgefälligen desselben aufser dem Reime auch der Wechsel der Sylbenfüfse Antheil hat. Dieser giebt der Bewegung des Verses eine scheinbare Regellosigkeit; und diese Regellosigkeit, welche den Ungestüm des Affectes hörbar macht, bildet einen vortrefflichen Contrast mit dem Reime, der den Ausdruck des Affectes im geordneten Tacte mäfsig hält.

„Bey allem Pathos, sagt Schiller in der angeführten Abhandlung, mufs der Sinn durch Leiden, „und der Geist durch Freyheit interessirt seyn.“ — Wendet man diesen Grundsatz auf die Unterredung zwischen beiden Königinnen an; so entsteht die Frage, ob Maria's Widerstand gegen die Elisabeth, da er von Leidenschaft ausgeht, ein moralischer ist. Allerdings. Nur ein freyes und edles Gemüth konnte unter diesen Umständen dem Zorne Raum geben. Dem gemeinen und knechtischen hätte die Furcht den Mund verschlossen. Maria hatte zu wählen zwischen der Schmach, von einer stolzen Nebenbuhlerin ungestraft gekränkt zu werden, und zwischen der Gefahr, ihren tödtlichen Hafs zu erregen. Sie zog dieses vor, und offenbart darin den Adel und den Freymuth ihrer Gesinnung, den sie schön so ausdrückt: (III. 5. S. 137.)

Sie geht in Wuth! Sie trägt den Tod in Herzen!
O! wie mir wohl ist, Hanna! Endlich, endlich
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
Wie Bergeslasten fällt's von meinem Herzen,
Das Messer stiefs ich in der Feindin Brust!

Noch müssen wir aus jener Unterredung zweyer Züge erwähnen, die merkwürdig sind, wegen des genau wahren Ausdrucks der Leidenschaft. Eben da der entscheidende Augenblick nahet, in welchem Maria die Elisabeth sehen soll, sagt sie zu Shrewsbury (III. 3. S. 122.):

Ich habe drauf geharret — Jahre lang
Mich drauf bereitet, alles hab' ich mir
Gesagt, und ins Gedächtniss eingeschrieben,
Wie ich sie rühren wollte, und bewegen!
Vergessen plötzlich, ausgelöscht ist alles,
Nichts lebt in mir in diesem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.

Ferner: In der oben angeführten Stelle unterbricht Shrewsbury Marias zornige Rede, und sagt, sich zur Elisabeth wendend:

O! sie ist aufser sich!
Verzeih der Rasenden, der *schwer Gereizten*!

Dieser Zusatz: *der schwer Gereizten*, ist gewifs sehr charakteristisch in dem Munde eines Mannes, der sich der Maria immer so edelmüthig angenommen hatte.

Die Scene (III. 6.) in welcher Mortimer der Maria seine Liebe bekennt in Ausdrücken, welche nur eine durch Sinnenreiz bis zur Wuth empörte Leidenschaft eingeben kann, nehmen wir gegen die Meynung vieler in Schutz, erstlich, weil sie, wie oben gezeigt ist, in die Organisation des Ganzen eingreift; ferner, weil sie in Niemanden, der Sinn für Darstellung hat, die Phantasiekraft verunreinigen und in eine unkünstlerische Stimmung versetzen kann, endlich, weil sie der Maria Gelegenheit giebt, in wenigen Worten das Eigenthümliche ihres Verhängnisses darzustellen. Sie sagt:

Furchtbares Schicksal, grimmig schleuderst du
Von einem Schrecknifs mich dem andern zu!
Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken?
Vereint sich Hafs und Liebe, mich zu schrecken?

In der Unterredung (IV. 6.) zwischen Elisabeth, Burleigh und Lester bedient sich dieser gegen jenen be-

beſchimpfender Ausdrücke. Er nennt ihn *frech*, er nennt ihn einen *Plauderer*, einen *Schwätzer*, einen *Ueberläſtigen*. Die Weltleute tadeln dieſs und ſagen, es ſey gegen den ſchuldigen Reſpect, dafs zwey vornehme Herrn in Gegenwart der Königin ſolche Worte mit einander wechſelten. Es iſt möglich, dafs die Weltleute darin Recht haben, aber eben ſo gewifs iſt, dafs die Natur ſich nicht nach den Hofſitten bequemt; der Natur aber iſt es gemäfs, dafs zwey ehrgeizige Männer, die ſich tödtlich haſſen, unter ſolchen Umſtänden eine ſolche Sprache zu einander führen.

Das Schickliche in der Kunſt iſt ganz verſchieden vom Schicklichen im Leben. Alles nicht Ekelhafte und Abſcheuliche, alles, was weder dem Intereſſe der Sinnlichkeit, noch dem Intereſſe der Vernunft geradezu widerſtreitet, alles, was weder durch zu ſtarken Reiz noch durch zu ſtarke Rührung die Bewegungen der Phantaſie in ihrem freyen Spiele gewaltſam hemmt, — alles dieſes iſt, wenn es anſchauliche Zweckmäſsigkeit hat, *poetiſch ſchicklich*. Hienach mufs man auch die Unterredung beider Königinnen beurtheilen. Daran, dafs dieſe einander mit ſo weniger Schonung die Vergehungen in der Liebe vorwerfen, kann nur der Anſtofs nehmen, der durch das franzöſiſche Drama zu einer unkünſtleriſchen *Decenz* verwöhnet worden, — Göthe läſst einmal den Taſſo ſagen:

> Frey will ich ſeyn im Denken und im Dichten,
> Im Handeln ſchränkt die Welt genug uns ein!

Derſelbe Dichter preiſt ſeine Muſe dafür:

> Dafs des Lebens bedingender Drang nicht
> den Menſchen (in ihm) verändert.

Ohne Zweifel will er hiedurch andeuten, dafs der Künſtler zwar in der Wirklichkeit ſich dem Herkommen fügen müſſe, in ſeinen Darſtellungen aber keine Rückſicht darauf nehmen dürfe.

Die Abendmahlsſcene (V. 7. S. 219.) wird verſchieden beurtheilt. Einige halten ſie für unpoetiſch; andere für irreligiös. Wir halten ſie weder für das eine, noch für das andre. — Die chriſtliche Vorſtellung, nach welcher das Abendmahl innige Vereinigung des Menſchen mit der Gottheit verſinnlicht, iſt wahrhaft religiös! denn ſie iſt in den ſittlichen Anlagen des Menſchen gegründet. Das Eigenthümliche der Seelenſtimmung, worein der Chriſt durch den Genufs des Abendmahls verſetzt wird, beſteht darin, dafs er das Ueberſinnliche mit dem *Gefühle* ergreift. Ohne mit dem Chriſten den Glauben zu theilen, kann jeder moraliſchgeſinnte mit ihm die Andacht theilen. Dieſe andächtige Stimmung aber iſt durchaus künſtleriſch: denn wie wir oben geſehn haben, iſt ja der Zweck aller Kunſt *Darſtellung des Ueberſinnlichen*. Alles wahrhaft Heilige iſt wahrhaft ſchön.

So wenig jene Scene als unpoetiſch erſcheinet, eben ſo wenig iſt ſie irreligiös. Denn wie kann es irreligiös ſeyn, die beſeligende Kraft des Glaubens an das Ueberſinnliche in einem Kunſtwerke darzuſtellen? —

Auf der andern Seite aber, da das Publicum, welches die Theater am häufigſten beſucht, des reinen Kunſtſinnes am meiſten ermangelt; da es im Schauſpiele gröſstentheils nichts ſucht und findet, als nichtigen Zeitvertreib: ſo läſst ſich denken, dafs die Obrigkeit, welche Aufſicht über die öffentlichen Vergnügen führt, die Darſtellung jener Scene auf der Bühne bedenklich findet, um nicht das Heilige für den grofsen Haufen zum Spielwerke zu machen. — Dieſes aber gereicht nicht dem Dichter, ſondern nur dem Publicum zum Vorwurfe.

Eliſabeth hat dem Leſter befohlen, der Hinrichtung der Maria beyzuwohnen, um ſich von dem Verdachte, der auf ihm laſte, zu befreyen. Er erſcheint (V. 8.) mit Burleigh, um ſie zum Blutgerüſte zu begleiten. Maria wird ihn erſt ſpät gewahr, und ſagt zu ihm (V. 9. S. 224.):

> Ihr haltet Wort Graf Leſter — Ihr verſpracht
> Mir Euren Arm, aus dieſem Kerker mich
> Zu führen, und ihr leihet mir ihn jetzt.

Darauf bekennt ſie ihm ihre Liebe und ſetzt hinzu:

> Lebt wohl, und wenn ihr könnt: ſo lebt beglückt!
> Ihr durftet werben um zwey Königinnen,
> Ein zärtlich liebend Herz habt ihr verſchmäht,
> Verrathen, um ein ſtolzes zu gewinnen.

Durch dieſe Worte auf das tiefſte erſchüttert, bleibt Leſter allein zurück. Mehr als einmal verſucht er es ihr zu folgen, aber er vermag es nicht. Er ſagt:

> Umſonſt! umſonſt! Mich faſst der Hölle Grauen,
> Ich kann, ich kann das Schreckliche nicht ſchauen,
> Kann ſie nicht ſterben ſehn — Horch! Was war das?
> Sie ſind ſchon unten — Unter meinen Füſsen
> Bereitet ſich das fürchterliche Werk.
> Ich höre Stimmen — Fort! Hinweg! Hinweg
> Aus dieſem Haus des Schreckens und des Todes!
> Wie? feſſelt mich ein Gott an dieſen Boden?
> Mufs ich *anhören*, was mir *anzuſchauen* graut?

Davon, dafs Leſter der Maria nicht folgt, wird jedem die pſychologiſche Urſache einleuchten. Weniger einleuchtend iſt es vielleicht Manchen, warum er nicht flieht, ſondern zu ſeiner eigenen Marter *anhört*, was ihm *anzuſchauen* graut. — Allein es iſt in der Natur, dafs bey einer heftigen Seelenangſt der Menſch nichts ſo ſehr ſcheuet, als zu ſich ſelber zu kommen; er will das Gräfsliche lieber in der Empfindung als in der Vorſtellung haben, lieber gegenwärtig in den Sinnen, als abweſend in der Phantaſie. Daher iſt es auch vollkommen zweckmäſsig, dafs Leſter, als er den verhängnifsvollen Streich fallen hört, ſinnlos niederſtürzt. Geſchähe dieſes nicht: ſo müſste er ſich ſelbſt tödten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS: *Hiſtoire naturelle des Poiſſons*, par le Citoyen *Lacepède*, Membre de l'Inſtitut national et Profeſſeur au Muſéum d'Hiſtoire naturelle. *Tome I.* 1798. *Tome II.* 1800. *Tome III.* 1801. in 4. Der erſte Theil mit 25, der zweyte mit 20, der dritte mit 34 Kupferplatten. (Jeder Theil ungefähr 7 Rthlr.)

Sowohl die Manier des Vf. als die von ihm gemachte neue Eintheilung der Fiſche werden manche unſrer Leſer ſchon aus der deutſchen Ueberſetzung dieſes Werks und aus den der Naturgeſchichte beſonders gewidmeten Zeitſchriften kennen. Um alſo dieſer Anzeige den Werth der Neuheit zu erhalten, wird ſie ſich allein auf einen Auszug und auf die Schätzung des Inhalts vom dritten und neueſten Bande einſchränken; um ſo mehr, weil dadurch Rec. mehr Platz für die Erinnerungen gewinnt, welche er über die hier mitgetheilten Entdeckungen und Meynungen des Vf. zu machen, durch ein vieljähriges Studium der Fiſchkunde veranlaſst ward, und welche vielleicht noch dem Ueberſetzer zur Berichtigung mancher Stelle dienen oder ihn auf die Spur bringen können, wenn es ihm anders darum zu thun iſt, dem deutſchen Publikum die Arbeit des Franzoſen nutzbarer zu machen, als der Vf. ſelbſt es vermochte. Dieſer ſcheint für die eigentliche Naturbeſchreibung weder die gehörige Geduld noch eigentlich Sinn oder Talent zu haben. Sein Blick ſcheint durchaus mehr auf das Groſse und Ganze der thieriſchen Schöpfung als auf das kleinliche und zerſtreuende Detail der Gattungen und Arten gerichtet geweſen zu ſeyn. Zu dieſer Anſicht der lebendigen Natur paſst auch der Ausdruck und die Sprache des Vf., welche viele Gegenſtände in groſsen Maſſen faſst, mit ſtarken Farben gleichſam perſpectiviſch ſie darſtellt, vorzüglich die Einbildungskraft der Leſer durch einen ſteten Wechſel der glänzendeſten Bilder anſpricht, auch oft ihre Beurtheilung durch Exclamationen und Allgemeinſätze überraſcht oder täuſcht. Den beſtimmten, den dem zu beſchreibenden Körper oder Sache eigenthümlichen Ausdruck, welcher ſo deutlich den ruhigen und bedächtigen Forſcher bezeichnet, und allein zum Unterrichte taugt, vermiſst man überall. Dagegen zeigt ſich durchaus eine Begierde, nicht allein durch die prachtvolle Darſtellung der abgehandelten Gegenſtände zu glänzen, ſondern auch dieſs Werk über die Naturgeſchichte der Fiſche durch die Anzahl von neuen Gattungen und Arten auszuzeichnen. Die gröſste Unterſtützung fand der Vf. in den Commerſonſchen Handſchriften und Zeichnungen, welche ihm Büffon ehemals überliefert hatte. Aber ob dasjenige, was Commerſon zu ſeiner Zeit für neu hielt und was damals wirklich neu war, noch jetzt nach ſo vielen Jahren, nachdem ſo viele Gelehrte aus allen Gegenden und Ländern von Europa dieſelben Meere und Länder beſucht und die natürlichen Erzeugniſſe derſelben beſchrieben und abgebildet haben, denſelben Werth der Neuheit hat, oder ob andere eben den Gegenſtand von einer andern Seite geſehn und anders dargeſtellt haben, darum hat er ſich nicht im geringſten bekümmert; ſondern ihm iſt die Gmelinſche Ausgabe des Linneiſchen Naturſyſtems, die Ueberſetzung des Blochſchen Fiſchwerks und die Arbeit von Daubenton und Bonnaterre über denſelben Gegenſtand in der *Encyclopedie methodique* und im *Tableau encyclopédique et methodique* das vollſtändigſte Magazin, aus welchem er ſeine Beſchreibungen ausſtattet, und der ſicherſte und einzige Maasſtab, nach welchem er die fremden Entdeckungen beurtheilt. Man wird alſo, ungeachtet der vielen neuen von Commerſon gelieferten Arten und Gattungen, wenn man dieſes Werk mit dem Blochiſchen *Syſtema Ichthyologiae tabulis CX illuſtratum* vergleicht, wo alle neue Entdeckungen ſorgfältig geſammelt und verglichen ſind, es dennoch äuſserſt dürftig und mager finden, und dagegen dem Eifer und Fleiſse des Deutſchen, der ſein eignes Vermögen und ſeine halbe Lebenszeit auf das Studium der Fiſche verwandte, alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen! Doch Rec. wendet ſich zur Anzeige des Inhalts ſelbſt. Den ſchönen, ſchnellen, für die Schiffahrenden ſowohl als für die Küſtenbewohner nutzbaren Thunfiſch hat er unter dem Namen *Le Scombre Thon* 118. 616. höchſt unvollſtändig und ſo gut als gar nicht beſchrieben, dagegen deſſen Fang deſto umſtändlicher erzählt. Daſs er ſich die Mühe nicht genommen habe, neben dem Blochiſchen Werke noch die Quellen ſelbſt zu vergleichen, erhellet auch daraus, daſs er die Anzahl der Floſsenſtralen gerade ſo wie Bloch, und beſonders die der ſehr langen Bruſtfloſse zu 22 angegeben hat, da doch alle übrige Schriftſteller, welche den Fiſch lebendig unterſucht hatten, 32 bis 34 angeben. Den Fehler hat leider das kürzlich bekannt gewordne Blochiſche *Syſtema Ichthyologiae* wiederholt. Die Synonymie hat Lacepède zwar vollſtändiger gemacht, aber dieſs heiſst bey ihm eigentlich nur ſo viel, er hat aus der Gmelinſchen Ausgabe des Naturſyſtems mehrere Citata abgeſchrieben hin-

hingesetzt als Bloch: aber leider sind es fast immer solche, welche gar nicht zum Fische gehören; (weswegen Bloch sie auch weggelassen hat) damit man aber nicht sogleich die Täuschung erkennen möge, so sind die Citata verstümmelt worden. Z. B. hier: *Scomber pinnulis utrinque 9 dorso dipterygio etc. Gronov. Zooph.* 305. Hätte er aus Gmelins Ausgabe noch hinzugefügt *spina duplici ad anum*, so hätte man sogleich gesehn, dass die Stelle nicht auf diesen Fisch selbst in der so kurzen Beschreibung des Vf. passte. Er unterscheidet daran den Fisch, welcher hier unter dem Namen *Germon* aus Commersons Handschriften sehr genau beschrieben wird 3 S. 1 — 8 blos durch die ganze Grösse des Fisches und durch die längern Brustflossen, welche über den After hinausreichen. Ausser diesem Kennzeichen, das aber aus Abbildungen von todten Fischen, welche in Weingeist aufbewahrt und meistens an den zärtern Theilen der Flossen beschädiget worden sind, nicht erkannt noch beurtheilt werden kann, findet Rec. kein anderes angegeben, welches nicht auf *Scomber thynnus L.* passte. Nur in der Beschreibung des Vf. findet er ein paar Stellen, deren Sinn er errathen musste. Z. B. 2. folgt auf die Beschreibung der Nase: *chaque commissure marquee par une prolongation triangulaire de la machoire superieure*, welches vermuthlich von den Mundwinkeln zu verstehn ist. Denn auf das vorhergehende *l'ouverture de chaque narine reduite à une forte de fente* weis Rec. es nicht zu deuten. Den Nutzen der am Schwanze in einen vorstehenden häutigen Anhang verlängerten Seitenlinie wünschte er ebenfalls genauer bestimmt zu sehn, als es in den Worten *qui ne contribue pas peu à la rapidité avec laquelle le germon s'elance au milieu ou à la surface des eaux.* Von den vorigen beiden Fischen unterscheidet Lac. mit Bonnaterre den Fisch, welchen Cetti unter dem Namen *Alelungha* und *Alalunga* (3 B. S. 198 der deutsch. Uebers.) sehr kurz beschrieben, und blos durch die geringere Grösse des Körpers, so wie durch die 7 Afterflossen (*pinnulas*) und die sehr langen, bis an die zweyte Rückenflosse reichenden Brustflossen unterschieden hat. Hier so wie bey Bonnaterre heisst der Fisch *Alarunga*, und darauf wird die Zeichnung bey Plümier unter dem Namen *thynnus oceanicus vulgo germon* gedeutet, welche Bloch zu *S. thynnus L.* gezogen hat. Dieselbe Zeichnung des Plümier sammt der Zergliederung der innern Theile hat Gautier copiert. Bey Dü Hamel Partie II. Sect. 7 p. 205 werden *Alilanghi* als sicilianische Arten von Thunfischen angeführt. Rec. hält alle 3 Fische für einerley und glaubt, dass mit zunehmendem Alter und Grösse des Fisches die früher ausgewachsenen Brustflossen nothwendigerweise kürzer erscheinen müssen; welcher Fall bey den vordern Flossfüssen der *Testudo coriacea L.* ebenfalls eintritt, wenn das Thier ausgewachsen ist. Auf diesen Artikel, fast den vollständigsten im ganzen dritten Bande, folgt *Le Scombre Thazard* nach Commerson genau beschrieben; die erwähnte Abbildung fehlt in des Rec. Exemplar. Von Blochs *Sarda* unterscheidet sie sich vorzüglich durch den Mangel der farbigen Querstreifen am Rücken, die geringere Anzahl der Flossenstrahlen und die lange Stütze über der Bauchflosse. Vermuthlich ist es ein Druckfehler, wenn es S. 12 heisst *entre les nageoires thoracines se montre un cartilage xiphoide ou en forme de lame aussi long que ces nageoires, et sous lequel l'animal peut les plier et les cacher en partie*, und soll vielmehr *au dessus des nageoires* heissen, wie schon das folgende *sous* vermuthen lässt. Unter dem Namen von *Sc. Bonite* wird *Sc. pelamys L.* hier nach Commerson vollständig beschrieben und *Planche* 20 f. 2 des 2ten Bandes abgebildet. *Le Scombre chinois* S. 23 wird nach einer finefischen Zeichnung höchst unvollständig beschrieben, und verdiente kaum erwähnt zu werden. *Scomber Scomber L.* wird nach fremden Beobachtungen unvollständig beschrieben. Der Vf. will auf diese Art den *Colias* der Alten und des Cetti, oder vielmehr den Coguoil des Rondelet deuten. Die Wanderungen des Fisches werden nach Bloch und Noel geläugnet, und nach einer Beobachtung des Viceadmiral Pleville le Peley bemerkt, dass die Makrelen den Winter über in den kleinen Meerbusen an den Küsten von Grönland, Terreneuve und Hudsonsbay sich in dem schlammigen Boden so tief eingraben und verstecken, dass nur der Schwanz vertikal hervorragt. Die Bemerkung selbst ist schon alt, aber die Umstände waren nicht so genau bekannt. Bey Gelegenheit wird eine Erzählung des Hn. Charvet eingeschaltet, welcher auf Guadeloupe einen Fisch bemerkt hat, der aus einer Spalte vor und zwischen der getheilten Rückenflosse bey der Berührung mit der Hand einen lackrothen Saft von sich spritzte. Aber die Gattung und Art des Fisches vermag der Vf. nach der aus der Erinnerung gezeichneten Figur nicht zu bestimmen. Die Gattung *Scomberoide* unterscheidet sich durch die einzige Rückenflosse und die vor ihr stehenden Stacheln. Die erste Art *Sc. Noel*, nach einem trockenen Exemplar beschrieben, hat oben 10, unten 14 Büschelflossen und 7 gekrümmte Stacheln: die zweyte *Sc. Commersonien* 12 Büschelflossen oben und unten, und 6 Stacheln: die dritte *Sc. Sauteur*, oben 7 unten 8 Büschelflossen und 4 Stacheln. Alle drey haben noch vor der Afterflosse 2 Stacheln, welche bey der letzten durch eine Haut vereiniget sind, so wie auch die Rückenstacheln einen dreyeckigen Hautansatz haben. Die erste hat 6 kleine Querstreifen, die zweyte 8 rundliche Flecke am Rücken. Diese ist nach Commerson Pl. 20 f. 3 abgebildet, aber sehr unvollständig beschrieben. Zwar sollen alle 3 noch unbeschrieben seyn: aber Rec. hält die zweyte für *Scomber Forsteri* No. 15 des Blochischen Systems, wo er mit 4 andern die zweyte Abtheilung *Pinnulis spuriis, pinna ani gemina prima bispinosa* ausmacht. Die dritte ist ganz offenbar die von Bloch tab. 335 abgebildete Art *Sc. saliens*, welche er aus Plümiers Handschrift genommen hat, so wie Lacepède, nur dass bey des Vf. Zeichnung weiter keine Nachricht sich befunden zu haben scheint. Die Gattung *Caranx*

ranx von 14 Arten unterſcheidet der Vf. durch 2 Floſſen am Rücken, den Mangel der Büſchelfloſſen, die Seitenerhebung am Schwanze oder 2 verbundene Stacheln vor der Afterfloſſe; davon hat die erſte Abtheilung (*Sousgenre*) keine einzelne Stacheln zwiſchen den Rückenfloſſen; die zweyte aber hat dergleichen. Den Namen *Caranx* hat Commerſon gegeben; die Ableitung des Vf. vom griechiſchen καρα iſt lächerlich. Das Wort iſt nach *Carangue* gemacht. Die wenigſten ſind neu oder vom Vf. ſelbſt beobachtet. *Caranx Daubenton* nach einer Zeichnung von Plümier ſehr unvollkommen beſchrieben iſt ohne allen Zweifel *Scomber Plumierii* bey Bloch tab. 344 nach dem Original des Plümier gezeichnet. Eben ſo iſt *C. Carangue* aus Plümier ſehr kurz beſchrieben Blochs *Scomber Carangus* tab. 340, wobey eine Anmerkung im *Syſtema* S. 28 zu beherzigen iſt. *Scomber falcatus L.* iſt hier unter einer neuen Gattung als *Trachinotus falcatus* einzeln aufgeſtellt. Die Gattung *Caranaomore* enthält *Sc. pelagicus L.* und *Caranx: Plumerien* Pl. 2. f. r. den Rec. im Blochiſchen Werke nicht finden konnte. Die Gattung *Caeſio* enthält *C. Azuror* und *Centrogaſter equula L.* Die Merkmale ſind bey der erſten nach Commerſon beſchriebnen Art die himmelblaue Farbe des Körpers (daher der Name *Caeſius*) am Rücken, die Silberfarbe am Bauche, der goldfarbige Streif längſt der Seitenlinie, der ſchwarze Fleck am Grunde der Bruſtfloſſe, die ſehr lange braune Rückenfloſſe, die ſehr tief ausgeſchnittene Schwanzfloſſe, die braune mit Roth geſäumte Schwanzfloſſe, die rothe Afterfloſſe, die ſpitzige Schnautze, die groſſen eyförmigen Augen, die unmerklichen Zähne; dieſe alle zuſammen geben noch gar nicht einmal einen Thunfiſch oder einen Verwandten zu erkennen: die zuletzt geſetzten zwey, als die obere Lippe, welche ſich weit hervorziehn läſst und der zweyblättrige, auf der hintern Seite dreyeckig zugeſpitzte, mit kleinen Schuppen bedeckte Kiemendeckel ſamt der fünften Halbkieme inwendig am Deckel befeſtiget, laſſen den Rec. gar nicht zweifeln, daſs dieſer Fiſch gar keine Aehnlichkeit mit den Thunfiſchen habe. Deswegen mag ihn Commerſon auch durch einen neuen Namen bezeichnet haben. Schade, daſs keine Abbildung davon gegeben worden iſt, in welcher man aus dem Habitus etwas beſſer die Gattung errrathen möchte. Wie damit der Vf. den von Forſkål beſchriebnen Fiſch zuſammenſtellen konnte, bleibt dem Rec. ein Geheimniſs; und ſcheint ihm, wie mehrere Stellen des Buchs, auf eine durch die Revolution in Frankreich herbey geführte Veränderung in der Logik, ſo wie in der Taktik zu deuten, welcher der ſchwerfällige Deutſche nicht folgen kann. Nicht einmal der allgemeine Charakter des letztern Fiſches, der zuſammengedrückte eyförmige Körper, iſt angegeben: aber freylich dieſer allein ſchon hätte alle Aehnlichkeit mit den Thunfiſchen verdächtig gemacht. Wo bleiben denn nun aber die vom Vf. angegebnen Kennzeichen der Gattung: *les côtes de la queue relevés longitudinalement en carene, ou une petite nageoire composée de 2 aiguillons et d'une membrane au devant de la nageoire de l'anus?* Keine von beiden Arten hat dieſs Merkmal! Es bleibt nur die einzige lange Rückenfloſſe übrig, ſo wie die ausdehnbare Oberlippe. Dieſe iſt bloſs der erſtern Art eigen, jene ſcheint beiden gemein zu ſeyn. Die übrigen Merkmale alle ſind negativ und können alſo allein nichts lehren. Gleichwohl baut auf eine Aehnlichkeit mit der Gattung *Caeſio* der Vf. ſeine Gattung *Caeſiomore*, welche er durch 2 poſitive und 3 negative Merkmale bezeichnet. Jene ſind eine einzige Rückenfloſſe und vor ihr einzelne Stacheln. Statt die Stacheln vor der Afterfloſſe zu nennen, ſagt der Vf. lieber *point de petite nageoire au devant de celle de l'anus.* Den beiden Stacheln fehlt bloſs die ſie vereinigende Haut zur Floſſe, wie denen auf dem Rücken. Die beiden neuen Arten *Caeſ. Baillon* und *C. Bloch* ſind abgebildet; der Vf. fand nichts als die Figuren unter Commerſons Handſchriften. Darnach iſt die Beſchreibung gemacht, alſo höchſt unvollſtändig und unzuverläſſig. Die Gattung *Coris* hat einen länglichten zuſammengedrückten Körper, einen groſſen Kopf, höher als der Rücken, mit einem einzigen Schuppenſtücke ganz wie mit einem Helme bedeckt, übrigens ohne Schuppen; beide Arten ſind hier nach Commerſon abgebildet: aber die Beſchreibung iſt abermals aus dieſen Figuren vom Vf. zuſammengeſetzt, und alſo ſehr unvollſtändig. Nach der Figur würde Linné beide Fiſche zur Gattung *Coryphaena* gerechnet haben. Die Gattung *Gomphoſe* hat einen länglichten Rüſſel in Geſtalt eines Nagels, (und davon hat der Vf. ihm den Namen *Gomphoſus* von γομφος, gegeben) und Kopf ſamt Kiemendeckeln ohne Schuppen. Commerſon, welcher beide Arten beſchrieben und abgebildet hat, nannte ſie *Elops.* Die Beſchreibungen ſind ſehr kurz; aber man ſieht deutlich, daſs die Fiſche nahe mit *Centriscus L.* verwandt ſind; und hätten ſie doppelte Rückenfloſſen und wären Bauchfloſſer: ſo würde Rec. ſie ohne Bedenken jener Gattung zugeſellen. Jetzt ſcheinen ſie ihm mit dem von Bloch im *Syſtema* S. 113 nach Pocoke beſchriebenen und tab. 30 S. 1 abgebildeten *Centr. niloticus* mit einer einzigen Rückenfloſſe in eine neue Gattung zu gehören, wovon aber 2 Bruſtfloſſer und 1 Bauchfloſſer die Arten ausmachen. Die Gattung *Naſon* beſteht aus *N. Licornet*, (*Chaetodon unicornis L.*) den Bloch unter dem Namen *Monoceros biaculeatus* im *Syſtema* nach Forſkål und Forſter beſchrieben und abgebildet hat, und aus *N. loupe* der allerdings neu iſt, aber zu Blochs Gattung *Acanthurus*, bereits aus 10 Arten beſtehend, gehört. *Le Kyphoſe double boſſe* nach einer Zeichnung von Commerſon. *L'Osphroneme olfax* des Commerſon, den *Lac. goramy* nennt, iſt in China und Bengalen einheimiſch, von dort aber nach Batavia und Isle de France verſetzt worden; ein groſſer Fiſch von ſehr ſchmackhaftem Fleiſche, mit breitem zuſammengedrückten, oben und unten ſcharfen oder kielartigen Körper; hinter der Rückenfloſſe iſt der Rücken eingebogen und abgeſetzt; groſſe Schuppen bedecken

den Kopf und Leib, kleinere die Floſse am Rücken und After; der zweyte Stral der Bauchfloſsen reicht bis ans Ende der Schwanzfloſse, und im Innern des Mauls über den Kiemen bemerkte Commerſon eine Art von Siebbein in einer eignen Höhle liegend, von deſſen Gebrauche der Vf. in ſeinem *Diſcours ſur les parties ſolides des poiſſons* zu handeln verſpricht. Aus dem Namen, welchen Commerſon dem Fiſche gegeben hat, kann Rec. wohl ſeine Meynung vom Gebrauche des erwähnten Theils errathen; aber die Abbildung, ſo ſchlecht ſie auch iſt, zeigt ihm einen ganz ähnlichen Bau, wie er in *Amphipion teſtudineus* ganz neuerlich in Blochs *Syſtema* S. 570 bemerkt worden iſt. Dieſer Bau aber gehört nicht zu dem Geruche, ſondern iſt vielmehr ein Werkzeug des Blutumlaufs und der Reſpiration. Zu dieſem Fiſche hat der Vf. Forſkäls *Scarus gallus* geſellt, welcher bloſs dem zweyten langen Strahl der Bauchfloſſen, welche er zum Charakter der Gattung annimmt, mit ihm gemein hat. So aber würde auch *Labrus opercularis L.* hieher gehören! Den lateiniſchen Namen *Gallus* verwandelt der Vf. in *Gal.* Bey Gelegenheit des *Trichopode mentonnier*, deſſen Unterkinnlade die Geſtalt eines Kinnes hat, und deſſen Abbildung Commerſon allein hinterlaſſen hat, giebt der Vf. die ſtärkſte Probe ſeines Talents, über Nichts eine Menge von ſchönen Worten und Redensarten zu ergieſsen, welche ſich allein auf eine üppige Einbildung gründen, und dem Leſer weder ein helles und deutliches Bild von einem Gegenſtande geben, noch ſein Urtheil leiten können, und überhaupt nicht zur Sache oder in die Sprache eines Naturforſchers, ſondern vielmehr in die Topik eines Galanteriekrämers gehören. Zu dem allerdings neuen Fiſche geſellt der Vf. *Labrus trichopterus L.*, den Bloch tab. 295 mit ſeinen Farben abgebildet hat, obgleich der Vf. ſeines Freundes dabey gar nicht gedenkt. Eben dieſer Bloch hat im *Syſtema* eine eigne Gattung *Trichogaſter* S. 164, wozu der eben erwähnte *Labrus trichopterus*, und eine neue tab. 36 abgebildete Art *Faſciatus* gehören, wozu die von Lac. abgebildete dritte kommt.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

Jena, in Commiſſion der akademiſch. Buchh: *Weimar's Flora*, entworfen von *Auguſt Wilhelm Dennſtedt*, der innern und äuſsern Heilkunde Befliſſenen. *Erſte Abtheilung. Pflanzen mit deutlichen Geſchlechtern.* 1800. VI. u. 362 S. 8. (18 gr.)

Ein fleiſsig ausgearbeitetes Pflanzenverzeichniſs der Gegend um Weimar, einer Stadt, die nicht nur wegen ihrer gebildeten einheimiſchen und fremden Bewohner, ſondern auch, weil von ihr hauptſächlich die Bildung und Erziehung für das weimariſche Land ausgeht, wohl einer eignen Flora bedurfte, und eine ernſtliche Anwendung möglich werden läſst. Das Verzeichniſs enthält 772 Arten, unter denen mehrere vorkommen, die zu den ſeltnern und merkwürdigern gehören. Die Ordnung richtet ſich nach den Linneiſchen Claſſen, in der Anordnung der Gattungen aber iſt der Vf. wie bey den Gräſern und Umbelien, Roths Vorgange gefolgt. Beſondre Bemerkungen iſt Rec. nicht gewahr worden, und die Gattungen und Arten ſind nur kurz beſtimmt, mit Anzeige des Wohnorts und der Blühezeit. Aber es war ſehr gut, wie es denn eigentlich bey keiner Flora fehlen ſollte, daſs der Vf. auſser dem Regiſter die Pflanzen nach der Blühezeit aufzählte, und bey jedem Monat ſie ſowohl unter den allgemeinen Standörtern, den Aeckern, Wieſen, Wäldern u. ſ. w. als auch unter der Angabe ganz ſpecieller Oerter, wo ſie allein gefunden werden, bemerkte. So wird es jedem Freunde der Pflanzen im Anfang erleichtert, indem er an einem gewiſſen Orte zu einer beſtimmten Zeit, ſehr bald die blühenden Pflanzen vergleichen und beſtimmen kann, die ſich, zu Folge der gemachten Erfahrung, daſelbſt vorfinden. Die Cryptogamie gedenkt der Vf. in einem andern Bändchen zu liefern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Erfurt*, b. Beyer u. Maring: *An die vorzüglichſten Mächte Europens über den zu Lüneville abgeſchloſſenen Frieden.* 1801. 32 S. 8. Der ungenannte Vf. giebt dieſe Schrift als die Skizze eines politiſch-ſtatiſtiſchen Werks an, welches auf Subſcription herauskommen ſoll; will ſich jedoch begnügen, ſchon durch dieſe Ankündigung und die gelieferten Aufſchriften der Abſchnitte, Ideen erweckt zu haben, wenn das auszuführende Werk, wegen Mangel an Subſcribenten, oder gar wegen eines Verbots, ganz unterbleiben müſste. Es ſcheint ihm aber, bey ſeiner auch ſeitdem beobachteten Anonymität, mit dieſer Ankündigung, kein rechter Ernſt geweſen zu ſeyn; und er hat in dieſer Skizze mit vielbedeutenden Winken, jeder Macht Europens ihre Rolle ſchon ſo angewieſen, daſs wahrſcheinlich keine derſelben einen weitern Unterricht verlangen wird. Uebrigens ſucht er nicht nur die Anſprüche der geiſtlichen Stände auf ihre Erhaltung darzuthun, und zur Wachſamkeit dafür zu ermuntern, ſondern auch die Nachtheile ins Licht zu ſetzen, welche aus der Aufhebung derſelben ſowohl für Deutſchland, als andere Staaten erwachſen würden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS: *Hiſtoire naturelle des Poiſſons*, par le Citoyen *La Cepede*, T. I.—III. etc.

(*Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Die Gattung und Art *Monodactyle falciforme* hat einen ſehr zuſammengedrückten mit kleinen runden Schuppen beſetzten Leib, ſtatt der Bauchfloſſen zwey kurze Stacheln, die Floſſe am Rücken und After lang und faſt ſichelförmig, zum Theil mit kleinern Schuppen beſetzt, die am Schwanze halbmondförmig, den After faſt unter den ſpitzigen Bruſtfloſſen, die Augen groſs, die Mundöffnung klein, die obere Kinnlade halbzirkelrund, mit kurzen, dichten, ſpitzigen Zähnen beſetzt, läſst ſich ausdehnen: die breite runde Zunge iſt rauh; die Farbe iſt ſilberweiſs mit braun gemiſcht. Ob übrigens der Leib geſtreckt oder eyförmig ſey, iſt nicht bemerkt; und alſo kann Rec. ſich vom Habitus oder der Aehnlichkeit des Fiſches mit andern keine Vorſtellung machen. Sonſt würde er auf *Chaetodon argenteus L.* oder *rhombeus Sebae* III. tab. 26. f. 21. rathen. Doch ſcheint aus den allgemeinen Kennzeichen der vorigen und folgenden Gattungen zu erhellen, daſs der Vf. immer dabey den Habitus der Thunfiſche zum Model nahm. Von *Plectorhinque chetodontoide* ſind die Kennzeichen der groſse zuſammengedrückte Kopf mit kleinen Schuppen wie der übrige Körper beſetzt, groſse Augen, kleine Mundöffnung, ein etwas länglichter Rüſſel gleichſam in den Falten der Lippen verſteckt, eine oder mehrere Blätter der Kiemendeckel gezähnelt. Die innere Beſchaffenheit der Kinnladen wird nicht bemerkt. In der Abbildung Pl. 13. Fig. 2. des 2ten Bandes, nach einem Exemplar der ehemaligen Statthalteriſchen Sammlung gemacht, zeigt die fleiſchigte und geſchuppte Baſis der Afterfloſſe und des Hintertheils von der Rückenfloſſe weit über den Umriſs des Körpers erhoben. Rec. hat kein Bedenken, den Fiſch zur Gattung *Chatoedon* zu rechnen. *Pogonias faſce Pl.* 16. f. 2. des zweyten Bandes hat am Kinne viele Bartfaſern, die Kiemendeckel geſchuppt, und vier Querbänder am länglichten Körper, befindet ſich in derſelben Sammlung und gehört vielleicht zu derſelben Gattung mit dem vorigen. Die Gattung *Boſtryche* aus zwey Arten *le Chinois* und *le tachete* beſtehend, nach Chineſiſchen Zeichnungen beſchrieben, und die erſte abgebildet, Pl. 14. f. 2. hat einen ſchlangenförmigen Körper und zwey Bartfaſern an der Oberlippe. Der *Boſtrychoide oeillé* ebendaher, Pl. 14. f. 3. des zweyten Bandes ſcheint dem Rec. viele Aehnlichkeit mit Blochs *Ophicephalus* zu haben. Nach Commerſons Bemerkungen S. 153. hat der gemeine Saugefiſch, *Echeneis remora* allerdings kleine Schuppen, aber ſie erſcheinen erſt, wenn die darüber gezogene klebrige Haut eingetrocknet iſt. Der Rachen iſt inwendig ſchön roth gefärbt. Man kann den Fiſch, wenn er ſich an einen gröſsern Fiſch mit dem Kopfſchilde eingehäkelt hat, nicht anders los machen, als wenn man in derſelben Richtung mit den Zähnen der Schildplatten zieht. Bey der Berührung des lebenden Fiſches mit dem Daumen empfand Commerſon eine ſo ſtarke Cohäſion, und darauf eine Betäubung und eine Art von Lähmung in dem Finger, daſs ſie erſt lange nachher aufhörte, als er den Schild losgelaſſen hatte. In einem Gefäſse mit Meerwaſſer dauerte der Fiſch einige Stunden, hielt ſich aber immer oder ſchwamm auf dem Rücken, ſo daſs es ſcheint, daſs ihn der Kopfſchild und das Gewicht des Oberkopfs in ſeiner natürlichen und freyen Bewegung jedesmal zu dieſer umgekehrten Richtung des Körpers zwinge. Daher wohl auch die gleiche Farbe am obern und untern Theile des Körpers rühren mag. Die zweyte viel ſtärkere und gröſsere Art *E. naucrates* ſah Commerſon auf der Küſte von Moſambique zum Fange der Meerſchildkröten brauchen. Man bindet nämlich an den Schwanz eines lebenden Fiſches der Art einen nicht zu engen Ring, an welchem ein ſehr langer Strick befeſtiget iſt: ſo vorbereitet halten die Fiſcher die Fiſche in einem Gefäſse mit Meerwaſſer auf dem Fahrzeuge, und fahren damit nach den Plätzen, wo die Meerſchildkröten ſich gern aufhalten, und gewöhnlich auf der Oberfläche ſchwimmend ſchlafen. Die Fiſcher laſſen in der gehörigen Entfernung den Fiſch an dem Stricke los, und dieſer hakt ſich endlich am Bruſtſchilde einer Schildkröte an, worauf man mit ihm zugleich die Schildkröte am Stricke wegzieht. — Die vierte Art, von Daldorf und Euphraſen beſchrieben, kannte Lac. nicht. *Coryphaena equiſelis* will der Vf. auch noch durch den zweyblättrigen Kiemendeckel von *Hippurus* unterſcheiden. Zu dem Ende giebt er eine Abbildung nach Plümier, welche Bloch aus dem Original tab. 174. ganz anders geliefert hat. *Coryphaena chryſura* und *ſcomberoides* ſind neu, von Commerſon genau beſchrieben, die erſte auch abgebildet. Die zweyte ſcheint doch mehr zu den Thunfiſchen zu gehören, und hat im Bau der Zunge mit *Scomber* (*Centrogaſter Forskål*) *rhombeus* bey Bloch Aehnlichkeit. *Chinenſis* iſt nach einer Sineſiſchen Zeichnung beſchrieben.

ben. *Coryphaena Japonica* des Huttuyn hält er für einerley mit *branchioſtega L.* und bringt ſie in eine eigene Gattung *Coryphaenoide.* Die Gattung *Aspidophores* mit zwey Abtheilungen enthält *Cottus cataphractus L.* und *Japonicus Patas*, hingegen *Aspidophoroide* den *Cottus monopterygius Bloch.* Darauf folgen *les Cottes* 9 Arten; worunter zwey neue, von Commerſon entdeckte, ſeyn ſollen; *Cotte Madégaſſe* und *noir*; erſtere iſt auch doppelt abgebildet. Dieſe Abbildung hat der Vf. ganz falſch gedeutet, wenn er ſagt: *la nageoire caudale paroit dans les deux figures doublement echancrée, c'eſt à dire diviſée en trois lobes arrondis:* denn die erſte Figur zeigt zwey länglicht runde Flecke am Ende der geraden Schwanzfloſſe, welche ſich in der zweyten, wo der Schwanz zuſammengefaltet erſcheint, gar nicht als Ausſchnitte zeigen. Hierzu kommen noch die klaren Worte von Commerſon *caudâ variegatâ*, welche keinen Zweifel wegen der Miſsdeutung übrig laſſen. Uebrigens iſt der Fiſch nicht neu, ſondern ſchon von Bloch unter dem Namen *Cottus ſpatula* beſchrieben, und tab. 424. abgebildet.

Die 86ſte Gattung *Scorpene*, mit zwey Abtheilungen liefert 16 Arten; worunter einige neu ſeyn ſollen, als *Sc. aiguillonée* aus der Pariſer Nationalſammlung höchſt unvollſtändig beſchrieben, ſo daſs keine Beurtheilung ſtatt findet. *Sc. marſeilloiſe* iſt *Cottus maſſilienſis* in Gmelins Ausgabe. Woher Gmelin den Fiſch genommen habe, bekümmerte den Franzoſen nicht. Es iſt *C. Maſſil.* des Forſkål, welchen Bloch ſammt der *Perca cirrhoſa* von Thunberg für *Scorpaena ſcrofa L.* erklärt hat. S. *Syſtema Ichthyologiae S.* 192. Die nach Commerſons Zeichnung Pl. 11. f. 3. des zweyten Bandes abgebildete *Scorp. bicirrata*, mit zwey ſehr langen Fäden am Hinterkopfe ſcheint neu zu ſeyn. Eben ſo *Sc. brachion Pl.* 12. f. 1. welche die breiten Bruſtfloſſen der Länge nach am Leibe angewachſen zu haben ſcheint. Dieſs gilt auch von *Sc. Mahe* mit rauhen Schuppen und Querbändern über Leib und Floſſen, welche Commerſon ſelbſt beſchrieben hat. *Sc. Plumier* Pl. 19. f. 3. des zweyten Bandes ſtimmt nicht mit Blochs *Sc. Plumerii* Nr. 2. des *Syſtema.* Nach einer langen Verirrung, welche *quelques circonſtances* veranlaſst haben ſollen, kehrt der Vf. zu den Thunfiſchen zurück, und ſtellt eine neue Gattung und Art, *Scomberomore Plumier* auf, welche nach einer Handzeichnung von *Plumier* höchſt unvollſtändig und falſch beſchrieben wird. Es iſt dieſer Fiſch ohne allen Zweifel der von Bloch tab. 333. aus Plumier mit Farben abgebildete, und mit der vollſtändigen Synonymie verſehene *Scomber regalis.* Die Gattung *Gaſteroſtee* enthält *Gaſteroſteus aculeatus*, (hier *teraculeatus* genannt) *pungitius* und *ſpinachia L.* zuſammengeworfen, aber nicht beſchrieben, ohne Abbildung. Nicht einmal iſt bemerkt, daſs dieſe Gattung zu den Bauchfloſſern gehört. Unter den Kennzeichen der Gattung paſst *une carène longitudinale de chaque côté de la queue* nur auf die erſte Art; *un ou deux rayons au plus à chaque nageoire thoracine, ces rayons aiguillonés* iſt doch höchſt unbeſtimmt, wo nicht unrichtig: denn dieſe Stacheln vertreten die Stellen der Bauchfloſſen. *Centropodus rhombeus* iſt *Centrogaſter rhombeus* des Forſkål, welchen Bloch in die vierte Abtheilung der Thunfiſche unter dem Namen *Scomber rhombeus* gebracht hat. Huttuyns *Gaſteroſteus japonicus* wird hier *Lépiſacanthe japonois* umgetauft; denſelben Fiſch hat Thunberg unter dem Namen *Sciaena cataphracta* beſchrieben und abgebildet, und aus ihm Bloch *Syſtema* tab. 24. welcher ihn *Monocentris carinata* nennt.

Die fliegenden Fiſche nennt der Vf. *Dactyloptères;* dieſen Namen kann man gelten laſſen; aber wenn er nun die erſte Art *Trigla volitans L.* mit Daubenton in der *Encyclopédie méthodique*, durch den Zunamen *pirapède* beſtimmt: ſo ſieht man, daſs der Mann ſich nicht darum bekümmerte, was Daubentons *Trigle pirapède* bedeuten ſollte; hätte er aber bemerkt, daſs der Name bloſs verdruckt iſt, und *ptérapède* heiſsen ſoll (deutſch *Fuſsflügel*) ſo würde er ſich wohl geſcheut haben, dem Gattungsnamen noch einen tautologiſchen Zunamen beyzufügen. Es iſt gerade als wenn man deutſch den Fiſch den *Fingerflügel Flügelfuſs* nennen wollte. Die Gattung *Prionotes* enthält *Trigla evolans L.* Die Gattung *Trigles* aber 12 Arten, *Periſtedion* (von περιστερίον abgeleitet) zwey bekannte Arten. Alle dieſe Fiſche ſind nach fremden Beobachtungen, ohne eine eigene oder neue, höchſt unvollſtändig beſchrieben und in mehrere Gattungen zerſtückelt worden. *Iſiophore porte-glaive* iſt Blochs *Scomber gladius.* Forſkåls *Trigla auriflamma* iſt hier nach einer Zeichnung von Commerſon abgebildet. Die 8 neuen Arten ſind ſehr kurz von Commerſon beſchrieben, und 6 davon abgebildet. Die Kennzeichen der Arten ſchwanken überhaupt noch gar ſehr bey dieſer Gattung, und auch bey Bloch im *Syſtema* ſind die Beſtimmungen nicht ſcharf gezeichnet. *Mullus imberbis L.* iſt hier *Apogon rouge.* Blochs *Lonchurus* erſcheint hier mit verſchiedenen veränderten Gattungskennzeichen, obgleich das Hauptkennzeichen der Schwanzfloſſe bleibt. Zu der einzigen Art hat Bloch im *Syſtema* 4 neue gebracht und beſchrieben. *Le Maſtopode verd-doré* iſt nach einer chineſiſchen Zeichnung abgebildet und höchſt mangelhaft beſchrieben. Die Kennzeichen der Gattung *Labrus* ſind hier *la levre ſuperieure extenſible, point de dents inciſives ni molaires, les opercules des branchies denués de piquans et de dentelure, une ſeule nageoire dorſale.* Zur Beſtimmung der Arten hat er die Farben zu Hülfe genommen, welche er für beſtändig hält, *malgré les differences d'age, de ſexe et de pays natal*, nach den vielfachen Unterſuchungen, welche der Vf. anzuſtellen Gelegenheit gehabt haben will. Alſo waren die Arten, welche er ſahe, alle nach dem Alter, Vaterlande und Geſchlechte deutlich bezeichnet? *Labrus catenula (chapelet)*, und *longiroſtris* ſind nach Commerſons Zeichnungen abgebildet Pl. 3. f. 3. und

Pl. 19.

Pl. 19. f. 1. ferner *L. semidiscus*, *doliatus*, *hirsutus* Pl. 6. f. 2. und 3. Pl. 20. f. 1. *tetracanthus* ist nach einem Exemplar in Weingeist gezeichnet. Pl. 13. f. 3. des zweyten Bandes. Von *L. semiruber* oder *hemichrysus* hatte Commerson vollständige Notizen geliefert, welche hier sehr verstümmelt gegeben werden! So sagte C. der Rand des vordern Kiemendeckels sey *très legerement dentelé:* damit nun das Kennzeichen der Gattung nicht verloren gehe, meynt Lac. S. 476. C. habe den Ausdruck nicht im eigentlichen Sinne gnommen wissen wollen. In welchem denn? Nachdem 10 Arten hintereinander sehr kurz waren abgefertiget worden, welche nach Commersons Zeichnungen abgebildet sind, *L. furca*, *fasciatus*, *macrogaster*, *filamentosus*, *angulosus*, *octovittatus*, *punctulatus*, *Commersonii*, *laevis*, *macropterus*, Pl. 21. f. 1. Pl. 19. f. 2. und 3. Pl. 18. f. 2. Pl. 22. f. 1. und 2. Pl. 17. f. 2. Pl. 23. f. 1. und 2. Pl. 24. f. 1. sagt er doch S. 478. selbst von 2 neuen Arten, *que l'anguleux et les six-bandes doivent avoir des dens très fines;* wie konnte aber der Vf. aus denselben Zeichnungen ersehen, dafs die Fische keine Backenzähne haben? *L. enneacanthus* und *Gouani* sind nach Exemplaren in Weingeist beschrieben, *rubro lineatus* nach Commerson, dessen Zeichnungen von 15 *aculeatus* und *macrocephalus* hier gegeben werden Pl. 5. f. 1. Pl. 26. f. 1. *Labrus Plumerii* Pl. 2. f. 2. *L. fuliginosus*, *fuscus*, *centiquadrus*, *marmoratus*, und *macrurus* nach Commerson beschrieben, und *ful.* Pl. 22. f. 3. *marmor* Pl. 5. f. 3. *macr.* Pl. 9. f. 3. abgebildet. Bey dieser Gelegenheit will Rec. den Leser erinnern, dafs *μακρὸς* dem Vf. in allen Compositionen *breit* bedeutet. *Labrus cingulum* Pl. 28. f. 1. *digramma* Pl. 1. f. 2. *hololepidotus* Pl. 21. f. 2. *taeniurus* Pl. 29. f. 1. *hortulanus* Pl. 29. f. 2. *sparoides* Pl. 24. f. 2. *leopardus* Pl. 30. f. 1. *natapternotus* Pl. 31. f. 1. sind nach Commerson beschrieben und abgebildet. Auch Blochs *Johnius Carutta* und *Anei* schienen dem Vf. zur Gattung *Labrus* zu gehören; er bedachte oder bemerkte also nicht, dafs diese Fische zwey Rückenflossen haben, da seine *Labri* nur eine haben. *Labrus diana* Pl. 32. f. 1. nach Commerson, *cruentatus* Pl. 2. f. 3. und *psittacutus* Pl. 16. f. 2. nach Plümier, *Neurtiae* und *calops* nach Noels Nachrichten, *macrodontus* nach einem Exemplar der Nationalsammlung beschrieben. Die 5 letzten *Labrus trilobatus* Pl. 4. f. 3. *bilunulatus* Pl. 31. f. 2. *hebraicus* Pl. 29. f. 3. *latovittatus* und *annulatus* Pl. 28. f. 3. sind ebenfalls nach Commerson beschrieben und abgebildet. Alle sollen neu seyn, welches dem Vf. zu versichern viel leichter und bequemer war, als eine Vergleichung der bereits beschriebenen Arten mit Commersonschen anzustellen, welche freylich, wie Rec. aus mehrjähriger Erfahrung weifs, höchst mühselig seyn mufste, aber gewifs auch eine geringere Anzahl von Arten als Resultat gegeben, und noch sonst durch manche wichtige Entdeckung die Mühe belohnt haben würde. Die Gattung *Cheilines* unterscheidet sich von der vorigen vorzüglich durch *grandes écailles ou des appendices placées sur la base de la nageoire caudale ou sur les côtés de la queue.* Die erste Art (*Labrus Scarus L.*) wird so charakterisirt: *des appendices sur les côtés de la queue,* also dieselben Kennzeichen wie bey der Gattung selbst!! Die zweyte *Cheilinus trilobatus* Pl. 32. f. 3. so: *deux lignes latérales: la nageoire caudale trilobée.* Die erste ist die von Belon allein beschriebene Art, dessen Notiz alle übrige Schriftsteller wiederholt haben. Gleichwohl ist hier der brave Landsmann des Vfs., freylich noch nicht *Citoyen*, nicht einmal genannt worden! Was aber bisher kein Ichthyolog nach Belon verstand oder zu erklären vermochte, was nämlich Belons *appendices transversae ad caudae latera* seyen, dieses will der Vf. gefunden haben, oder vielmehr giebt er es durch eine Vergleichung und Zusammenstellung mit der zweyten Art zu verstehen. Rec. mufs bekennen, dafs er einen grofsen Unwillen empfand, als er bey näherer Einsicht sich so sehr vom Vf. getäuscht fand. Es heifst nämlich von der dreylappigen Schwanzflosse S. 537. *cette nageoire est recouverte à sa base et de chaque côté par trois ou quatre appendices presque membraneuses, semblables par leur forme à des écailles longues, larges et pointues et qui flottent pour ainsi dire sur cette même base, à la quelle elles ne tiennent que par une petite portion de leur contour.* Commerson nennt es kürzer und natürlicher *squamas membranaceas ad basin caudae imbricatas.* Diese haben blofs das Besondere, dafs sie gröfser und spitzig sind. Wie passen nun diese Schuppen zu den *appendicibus transversis ad caudae latera* des *Scarus?* Oder sind dem Vf. *appendices transversae* und *squamae* synonyme Wörter? Wenn dieses nicht ist, so fragt Rec.: was haben *Scarus* und *trilobatus* für Gattungskennzeichen gemein? Die doppelte Seitenlinie ist eine zweyte Täuschung des Vf.; denn in der Zeichnung erkennt man die bey den *Labris* so gewöhnliche abgebrochene Seitenlinie. Die Gattung *Cheilodipterus* (ein sehr widersinnig zusammengesetzter Name!) mit zwey Rückenflossen enthält drey Arten *heptacanthus* Pl. 21. f. 3. *caryssopterus* nach Plumier Pl. 33. f. 1. und *lineatus* Pl. 34. f. 1. mit dem ersten nach Commersons Zeichnungen abgebildet und schlecht beschrieben. *Cheil. Mauritii* ist Blochs *Scinena Maur.* ferner *cyanopterus* Pl. 16. f. 3. Plumiers *Chromis* und *Ch. acoupa*, ein von Leblond aus Cayenne gesendeter Fisch. *Ch. macrolepidotus* und *maculatus* sind bey Bloch *Sciaenae* mit denselben Beynamen. Die beiden Arten der Gattung *Ophicephalus* sind nach Bloch beschrieben; aber die gröfste physiologische Merkwürdigkeit im Bau des Kiemendeckels hat der Herausgeber von Blochs *Systema* S. 237. entdeckt und beschrieben. Die letzte Gattung dieses Bandes ist nach Commersons Zeichnung abgebildet Pl. 1. f. 3. und *Hologymnose fasce* genannt worden, wornach der Vf. den lateinischen *Hologymnosus* gemacht hat, zum Beweise, dafs er kein Sprachkenner ist; sonst würde er *Hologymnos* gesetzt haben. Die Nacktheit dieses Meerfisches, sonst einem *Labrus* ähnlich, fällt allerdings sehr auf! Die einstralichte dicke Bauchflosse vermehrt die Sonderbarkeit der Bildung, und

läfst bedauern, dafs der genaue Commerfon keine Bemerkung darüber mitgetheilt hat.

(Der Beſchluſs folgt.)

ERLANGEN, b. Palm: *Compendium Florae Britannicae* autore *Jacobo Eduardo Smith* M. D. Societatis Linnaeanae Praeſide. In uſum Florae Germanicae editum a *Georgio Francisco Hoffmann*. 274 S. ohne Vorrede und Regiſter; mit dem Bildnifs des Vf. vor dem Titel. 1801. Taſchenbuchsformat. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ein Jahr früher gab Hr. *S.* dieſes eigentlich für England beſtimmte Taſchenbuch heraus, das wegen der groſsen Papiernoth des reichen Britanniens nur bis zur Claſſe der *Syngeneſie* kommen konnte, und dem das übrige nachfolgen ſoll. Hr. Prof. *H.* glaubte den deutſchen Botanikern einen Gefallen zu thun, wenn er es für ſie, mit einigen Bemerkungen vermehrt, und, ſelbſt bis auf die Species herunter (wie er ſchon in Anſehung der Gattungen in der neuen Ausgabe von Deutſchlands Flora gethan hat), mit Bezeichnung der rechten Ausſprache, nach *Withering*, verſehen, wieder abdrucken liefs. Vielleicht wäre eine Aushebung des beſondern noch willkommner, aber auch zu umſtändlich und mühſam geweſen; denn dafs gar vieles längſt bekannte abermals muſste gegeben werden, war wohl unvermeidlich, und für dieſes iſt ja ſchon in Deutſchlands Flora geſorgt, wenn es der Anfänger zu wiſſen verlangt; die übrigen brauchen blofs das Beſondere, den neuen Zuwachs, und die Berichtigung. Indeſs iſt zwiſchen dieſes Bekannte ſehr vieles eingemiſcht, was der Vf. ſeinen eignen Unterſuchungen, Vergleichungen und Anſichten verdankt. In der Claſſification folgt *S.*, wie Hoffmann, der Linneiſchen Ordnung, mit geringen und unbedeutenden Ausnahmen. Er ſieht nicht ein, was die neuern, mit jenem Syſteme vorgenommenen Veränderungen der Wiſſenſchaft für Nutzen bringen ſollen, da das Linneiſche Syſtem doch nur ein willkürliches oder künſtliches ſey. Er hätte aber wohl bedenken ſollen, dafs ein ſolches Syſtem unerläſslich in ſich harmoniſch ſeyn, und ſeiner Abſicht entſprechen muſs; und er hätte ſich, nach ſo vielen, und ſo lange von Linné's Feinden und Freunden dargelegten, Gründen leicht überzeugen können, dafs das urſprüngliche Sexualſyſtem dieſes nicht leiſtet. Wenn etwas aus Gründen gethan werden muſs, und man es ganz bewirken kann: ſo muſs man es nicht nur zum zehnten Theile thun. Die Art der Bezeichnung der Gattungen und Specierum gleicht der in Hoffmanns Flora, nur ſind noch, wie bey Scopoli, die ſehr artigen Diagnoſes des erſten Eindrucks, und die Dauer bey den Speciebus beygefügt worden. *Buffonia*, *Cherleria*, *Cotyledon*, *Exacum*, *Frankenia*, *Fritillaria*, *Rottböllia*, *Santolina*, *Sibbaldia*, *Sibthorpia*, dürften die Gattungen ſeyn, welche der deutſchen Flora fehlen, und in den hier vorkommenden Claſſen aufgeführt werden. Manche ſind nur mit andern Namen bezeichnet, und von ſchon bekannten Gattungen ausgeſondert, wie *Seſleria*, *Galeobdoton*, *Toſieldia*, *Narthecium*. Einzelne Gattungen haben etwas mehrere Arten, als in Deutſchland, aber im Ganzen iſt der Reichthum des letztern Landes beträchtlicher, wenn man die Smithiſche Aufzählung mit der Hoffmanniſchen vergleicht. So hat z. B. Sm. in der *Polyandrie* 52. Hoffm. 82. Arten, in der *Didynamie* hat jener 81. dieſer 115.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Ohne Druckort: *Kurze Darſtellung nebſt Bitte, die Anſprüche des Fürſtl. Hauſes Wied auf den Theil des Kur-Trieriſchen Landes, ſo auf dem rechten Rheinufer übrig geblieben, auch das auf demſelben übrig gebliebene Stück von Kur-Cölln, die alte Grafſchaft Wied betreffend.* 1801. 8 S. fol. nebſt einer Stammtafel. Dieſe, mit einer Bittſchrift an die Reichsverſammlung begleitete, und durch die Reichsdictatur bekannt gewordene, Deduction ſetzt als wahrſcheinlich voraus, was dermalen noch ſehr zweifelhaft iſt, — dafs der Ueberreſt der Kur-Trieriſchen und Kur-Köllniſchen Lande, in Gefolg des Luneviller Friedens, dem Schickſal der Säculariſation unterliegen werde. Auf dieſem Fall glaubt der Fürſt zu Neuwied, dafs ihm dieſe beträchtlichen Ueberreſte vor allen anderen gebührten. Er gründet ſeinen Anſpruch, a) was das Trieriſche betrifft, nach der beyliegenden genealogiſchen Tabelle, auf eine gemeinſchaftliche Abſtammung des Gräfl. Wiediſchen und des im Jahre 1664 ausgeſtorbenen Gräfl. Isenburg-Grenzauiſchen Hauſes, deſſen Beſitzungen gröſstentheils von Kur-Trier occupirt worden, und worüber im Jahre 1679 ein Proceſs bey dem Reichshofrath entſtanden, aber unentſchieden geblieben iſt. b) Das Kur-Köllniſche, welches in Anſpruch genommen wird, ſoll durch eine, nur nach wahrſcheinlichen Gründen, ungültige Schenkung der Gräfin Mechtild zu Wied, im 13 oder 14 Jahrhundert (ſo unbeſtimmt iſt die Angabe) von der Grafſchaft abgekommen ſeyn. Es iſt leicht abzuſehen, dafs ſolche veraltete und verjährte Anſprüche, beſonders in dem jetzigen Zeitpunkt, wo man nicht weifs, wie die Säculariſationen zu den im Frieden ſelbſt bedungenen Entſchädigungen, hinreichen werden, kein Glück machen können. Der Fürſt bittet aber ſo gar, ihm alles Uebrige von den Trieriſchen und Köllniſchen Landen, als eine Entſchädigung für die, ſo lange Zeit entbehrten, Nutzungen der abgekommenen Stücke, und für neuerlich erlittene Kriegs-Schäden, zu überlaſſen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS: *Hiſtoire naturelle des Poiſſons* par le Citoyen *La Cepede.* T I. — III. etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion).

Nachdem Rec. den Inhalt des neuen Bandes gewiſſenhaft angezeigt, alle neuen Bemerkungen ausgehoben, und die für neu ausgegebenen Arten ſammt den dazu gehörigen Abbildungen (welche zum Verdruſſe des Leſers im Texte nirgends nachgewieſen und in mehrern Bänden auf verſchiednen Platten vertheilt ſind) angezeigt hat, ſetzt er hier noch einige Bemerkungen hinzu, welche ihm bey Vergleichung der Abbildungen von den neuen Fiſchen aufgeſtoſsen ſind. Der Vf. wuſste oder konnte es wiſſen, daſs Bloch das Original von den Zeichnungen beſaſs, welche er ſo oft anführt und copirt; er muſste bemerkt haben, daſs Bloch alle angeführt und die meiſten copirt hat, wenn er den Fiſch nicht ſelbſt beſaſs; warum nahm er ſich nicht die Mühe, zuvor dieſe Copien und Nachrichten zu vergleichen, ehe er eine Plumierſche Zeichnung copirte, und einen Fiſch für unbekannt und neu ausgab? Wahrſcheinlich um das Verdienſt der Menge von neuen von ihm zuerſt beſchriebnen Fiſchen nicht zu verlieren. So findet Rec. *Cheilodipterus cyanopterus* Pl. 16. f. 3 von Bloch auf der 300 Tafel aus derſelben Handſchrift weit beſſer abgebildet. Bloch hat bewieſen, daſs der Fiſch *Perca cirrhoſa L.* ſey. Nicht einmal Schuppen hat die Copie von Lacepede! Die von Brünnich beſchriebene *Trigla adriatica* verbindet der Vf. in der Anmerkung S. 349. ſtillſchweigend mit *Tr. lineata*, und will alſo beide für einen Fiſch gehalten wiſſen. Darin muſs ihm Rec. vollkommen Recht geben: obgleich auch noch Bloch in ſeinem *Syſtema* beide Fiſche beſonders beſchrieben hat. Ob die Bemerkung durch einen Zufall entſtanden ſey, will Rec. nicht entſcheiden. Aber wie wenig ſonſt der Vf. Sinn und Geduld zum Entwirren und Aufklären habe, deſſen er ſich doch ſo oft rühmt, mag die ſchwierige Gattung *Labrus* beweiſen, deren zahlreiche Arten er zu Dutzenden in einem kurzen Artikel abfertiget, ohne die von andern bemerkten wichtigern Merkmale anzuführen. Ein glücklicher Zufall iſt es, wenn er in der Note Linnés ganzen Charakter beyſetzt, damit der Leſer ſelbſt die Vergleichung anſtellen möge. Aber dieſs iſt bey weitem nicht überall geſchehn. Rec. wählt *Labrus oſſifagus* L. zum Beyſpiele. Dieſen Fiſch hat der Vf. S. 440 und 502. beſchrieben, aber bloſs nach der Zahl der Floſſenſtralen; die bedeutenden Worte *labiis plicatis* hat er ganz ausgelaſſen; und ohne dieſes Merkmal iſt nun kein Leſer im Stande, den Linneiſchen Fiſch aufzufinden. Gerade ſo ging es dem viel aufmerkſamern Bloch mit dem *Labrus teſtellatus*, welchen er aus Norwegen erhielt; aber, weil er die gefalteten Lippen nicht bemerkt hatte: ſo konnte er ihn unter den Linneiſchen Fiſchen nicht heraus finden, ſo wenig als der Herausg. ſeines *Syſtema Ichtyologiae*, ob er gleich S. 250. die gefalteten Lippen beobachtet hatte. Deswegen iſt dort der Linneiſche Fiſch unter die ungewiſſen geſetzt worden. Mehrere Beyſpiele anzuführen, würde jetzt zu weitläuftig ſeyn; daher verſpart der Rec. ſeine übrigen Bemerkungen auf die Anzeige der nächſten Theile, welche bald folgen ſollen.

Der vorausgehende *Diſcours: des effets de l'art de l'homme ſur la nature des poiſſons* ſoll, wie der Vf. S. 6. ſonderbar und pomphaft ſagt, zeigen, *comment on peut transporter, acclimater, multiplier et perfectioner les poiſſons, ou ce qui eſt la même choſe, montrons comment l'art modifie leur nature.* Alſo iſt dem Vf. die Natur eines Thieres modificiren und ein Thier vollkommener durch Cultur machen, eine gleichbedeutende Phraſis, deren man ſich von den Fiſchen eben ſo ſchicklich bedienen kann, wie von Schweinen und andern Hausthieren, denen die Cultur nichts als vergröſserte Maſſe, vermehrte Fruchtbarkeit und verfeinerten Geſchmack des Fleiſches abgewinnen oder geben kann. Eigentlich ſpricht der Vf. vom Verſetzen der Fiſche, der Art, ſie in Behältern und Teichen zu vermehren und aufzubewahren, von der künſtlichen Befruchtung, der Mäſtung, dem Verſchneiden, von ihren Krankheiten und von der Benutzung ihres Fleiſches und aller Theile ihres Körpers für die Bedürfniſſe des Menſchen. Von allen dieſen Gegenſtänden ſpricht der Vf. kurz und mit einer ſichtbaren Vorſichtigkeit, welche den Rec. an die Glucke erinnerte, die mit groſsem Angſtgeſchrey um den Teich herum läuft, ihren Brutkindern zuruft, die dort in ſicherer Ruhe ſpielen und ihr Kreiſchen nicht vernehmen! — Von der Benutzung der Schuppen ſcheint folgende Stelle ein für uns Deutſche neues Beyſpiel zu enthalten: *avec les écailles - on donne le brillant de la nacre au ciment deſtiné à couvrir les murs des palais les plus magnifiques.* Der Vf. verſteht die ſogenannte Orienteſſenz, womit auch die falſchen Perlen inwendig überzogen werden. Dem Einfluſſe von der ökonomiſchen Vermehrung der Fiſche ſchreibt der Vf. S. 45. die groſse Bevölkerung von

von China und dem alten Aegypten zu, und will damit das *grand problème historique* lösen, *wie Sesostris mit den Einwohnern des so eingeschränkten Landes die Ufer des Euphrates, des Tigris, des Indus, des Ganges, die Küsten des Pontus Euxinus und die Berge von Thrazien habe erobern können?* Er nimmt bey der Geburt des Sesostris 34 Millionen Einwohner von Aegypten an, zu deren Erhaltung vorzüglich der fischreiche Nil mit seinen zahlreichen Kanälen, so wie der See Moeris, welcher mehr als 180000 Millionen Fische, jeden mehr als ein Demimeter lang, ernähren konnte, beygetragen habe. Hierauf schlägt der Vf. wirklich die Veredlung der Fische vermittelst der Durchkreutzung der Rassen vor, und erhebt sich bey der Gelegenheit in allgemeine und sublime Betrachtungen über die eigentlichen Ursachen der durch dieses Mittel hervorgebrachten Veredelung und über die Kraft und Wirkung des männlichen Saamens auf Form und Wesen des durch die Begattung hervorzubringenden Geschöpfs. S. 49—56. Aber dieses genügt ihm noch nicht, sondern er schlägt vor, durch künstliche Begattung verschiedener Arten neue und fruchtbare Mittelarten hervorzubringen. Dieses Unternehmen schildert er als sehr leicht (*on dispose avec tant de facilité de la laite et des oeufs!*) und von einem gewissen Erfolge, weil der gemeine Karpfe von selbst mit der Giebel und andern Arten seiner Gattung leicht Zwitterarten erzeuge. Was hier S. 59. zur Bestätigung dieser freywilligen Vermischung verschiedener Arten angeführt wird, sind blosse Muthmassungen des Bürger Noel. Zwar hatte der Vf. gesagt, die viele Vorsicht, welche bey der künstlichen Vermischung und Begattung verschiedener Arten erfodert werde, erkläre hinreichend, *pourquoi des reunions analogues sont tres-peu frequentes dans la nature et par conséquent pourquoi cette nature, quelque puissante qu'elle soit, ne produit cependant que très rarement des especes nouvelles par le melange des especes anciennes:* aber gleich auf der folgenden Seite 60. versichert er, *que la nature fait naitre des mulets chaque jour par l'union de la carpe avec la gibèle ou par celle de plusieures autres espèces.* Die Zwitterarten sieht er für einen wichtigen Grund gegen die Meynung an, welche dem männlichen Saamen keine andere Wirkung als Reiz des todten Keims zugesteht. Mit Hülfe dieser künstlichen Befruchtungen sey der Mensch im Stande, durch Vergleichung des Erfolgs zu beurtheilen, was die Natur auf demselben Wege viel leichter in dem Zeitraume von Jahrtausenden bewirket, und welche neue Arten sie hervorgebracht habe, oder noch hervorbringen werde und könne. *Les espèces artificielles feront la mesure des espèces naturelles.* Wie passt aber auf diesen Fall das Beyspiel des sinesischen Goldkarpfen, welcher als Hausthier durch den Einfluss, die Kunst und die Hand des Menschen (alle diese 3 Phrasen stehn S. 62.) nicht allein Merkmale der Art, sondern auch der Gattung und sogar der Ordnung, zu welcher er gehört, mit der Rückenflosse, den Bauchflosen und der veränderten Schwanzflosse verloren hat. Wie kann man die Wirkungen einer künstlichen Beschränkung aller natürlichen Triebe und Kräfte des Fisches mit dem Erfolge vergleichen, welchen die freye und durch alle Umstände begünstigte Entwickelung derselben zeigt? Wo und wie oft befinden die Fische sich in der freyen Natur ihres Elements in der Lage, worin der Mensch den gefangenen Fisch hält? Die künstlich erzeugten Arten sollen ferner der Maasstab seyn, nach welchem man genau die Anzahl der Arten schätzen könne, welche mit den vorigen Jahrhunderten sich aus unsrer Schöpfung verloren haben! Kaum haben wir angefangen, durch mühseliges Aufsuchen und Vergleichen der Knochenreste mit dem Gerippe der noch existirenden Thiere die Muthmaasung zu begründen, dass manche Thiere der Vorzeit sich aus der Schöpfung verloren haben: so will der Vf. schon die Anzahl der verlornen Thiere mit Genauigkeit und gleichsam *a priori* bestimmen!! Zuletzt erhebt der Vf. sich zu den zwey erhabensten Ansichten des lebendigen Universums, und schwebt wie ein Fischaar in Betrachtungen über die beiden Hypothesen, ob eine bestimmte Anzahl von ursprünglichen Thierarten und Formen durch Vermischung mit einander nach und nach immer mehr und mehr von einander abweichende Zwischenarten bis zu der jetzigen erstaunlichen Mannichfaltigkeit des Thierreichs erzeugt habe? oder ob alle mögliche Formen beym Anfange der thierischen Schöpfung angewendet und gebraucht worden sind, einige aber davon als weniger dauerhaft und beständig nach und nach sich abgenutzt, an Zahl abgenommen haben, und endlich ganz zerstört worden sind. Auch die Frage wird beyläufig berührt: ob die Temperatur der Erde und der lebendigen Natur noch immer dieselbe sey und bleibe, oder ob sie sich verändert habe? In dieser Höhe der Naturbeschauung mögen andre immer den Vf. anstaunen: Rec. geht auf den eigentlichen Gegenstand der Abhandlung zurück, und fragt, was denn die Veredelung der Fische vermittelst der Durchkreutzung der Rassen, was denn die Erzeugung neuer Arten eigentlich bewirken soll? Der Vf. sagt S. 49. dies Mittel der durchkreuzten Rassen habe beym Schaafbock, Stier, Esel und Ross dazu gedient, die guten Eigenschaften derselben zu vermehren und zu vergrösern, so wie ihre Gestalt zu verschönern. Kann der Vf. ein zuverlässiges Beyspiel von diesem Erfolge der sich durchkreuzenden Rassen bey den Fischen anführen? Ist also auch auf diese Thierclasse der Satz anwendbar, dass das Produkt zweyer verschiedenen sich begattenden Rassen schlechter und besser, an Güte allemal sogar die beisre Rasse übertreffe? Wo ist für uns der Maasstab des Bessern und Guten bey den Fischen, deren Fleisch wir allein zu unserer Nahrung suchen? Entweder der Gaumen oder die Diätetik allein sind hier gültige Richter über die Güte der Fische! Aber welche Güte! Und wie lässt sie sich mit der Güte eines Rosses, Stiers, Esels und Schafbocks vergleichen? Dann aber die künstliche Befruchtung selbst, so wenig Schwierigkeiten sie bey einer und derselben Art hat, so viele und grosse zeigen

gen

gen sich nach der Analogie, wenn man sie auf verschiedene Arten anwenden will. Durchaus findet hier die Vergleichung und Analogie mit den Landthieren nicht Statt, welche man in nahe verwandten Graden und Arten mit einander gepaart und Bastarde erzeugt hat! Diefs beweisen Spallanzanis Versuche mit den Eyern der Frösche, Kröten und Salamander, welche durch vielfältige Durchkreutzung der Arten und Gattungen vermittelst der künstlichen Befruchtung nie den Erfolg einer neuen Zeugung gehabt haben. Wie viele Unähnlichkeiten und Schwierigkeiten zeigt die Vergleichung der Umstände, unter welchen die künstliche Befruchtung des Keims innerhalb des Leibes der Mutter und aufserhalb desselben unternommen wird? Im letztern Fall schwimmt der Keim in einem fremden Elemente, dem Wasser, und der männliche Saamen wird entweder bey und nach der Befruchtung durch dasselbe Element aufgelöst, oder er gelangt erst nach einer völligen Auflösung in Wasser ohne alle Begattung zu den frey umherschwimmenden Keimen und befruchtet sie, wie diefs so oft der Fall bey den Salamandern und Wassereidechsen der Fall ist. Auch hat Spallanzani diesen in Wasser aufgelösten Saamen mit Erfolg zur Befruchtung der Eyer und Keime von Fröschen, Kröten und Wassereidechsen angewendet. Aber welche eine ewige Ebbe und Fluth von Gattungen und Arten müfste der stete Wechsel von Formen verursachen, wenn der im grofsen Elemente des Wassers aufgelöfete und durch einander gemischte männliche Saamen der Wasserthiere, als da sind Fische, Frösche, Kröten und Eidechsen alle die ihm aufstofsenden Eyer und durch den Zufall entgegengeführten und im Wasser frey schwimmenden oder an Körpern befestigten Keime ohne Unterschied befruchten und so stets die Ordnung der Schöpfung stören und verwirren könnte! Sonach scheint es vielmehr, dafs jeder thierische Keim und jedes Ey der Wasserthiere einen bestimmten Charakter und eine unabänderliche Empfänglichkeit für eine besondre Eigenschaft und einzelne Kraft des männlichen Saamens einer Art empfangen habe und behalte!

MATHEMATIK.

Wien, b. v. Trattnern: *Ephemerides Astronomicae anni* 1802. *ad meridianum Vindobonensem*, Jussu Augustissimi, a *Franc. de Paula Triesnecker*, Astronomo Caes. Reg. Universit. et *Joh. Bürg*, Adj. Astron. supputatae, cum Appendice. 1801. 460 S. 8. mit einer Mondskarte.

Der Anhang astronomischer Aufsätze enthält: I. Astronomische Beobachtungen auf der k. k. Sternwarte zu Wien von den Herausgebern, wie auch an andern Orten angestellt; unter den letztern finden sich insbesondere Beobachtungen zu Ofen von *Taucher*, *Hallman* und *Bogdanich*, zu Prag von *David*, zu Kremsmünster von *Thadd. Derflinger*, Bened. und zu Cracau von dem Prof. Emerit. *Sniadecki* der dort gewesenen Universität. Die Opposition des Mars, am 8. Nov. 1800 zu Wien und Ofen beobachtet, bestätigt die Richtigkeit der neuern Triesneckerschen Marstafeln, wenn dabey die Orianischen Störungsgleichungen angebracht werden; der Fehler in Länge und Breite des Planeten betrug nicht viel mehr als 1 bis 2 Secunden; *Bogdanich* hat bey dieser Gelegenheit aus der Ofner Beobachtung die Länge vom aufsteigenden Knoten des Mars, für die Epoche 1801, zu $1^z\ 18^\circ\ 1'\ 3''$ und dessen jährliches Fortrücken durch Vergleichung mit *Cassinis* und *Triesnecker's* Beobachtungen im Mittel zu 27″, 4 bestimmt. Von Cracau kommen, aufser astronomischen, auch Witterungsbeobachtungen vom December 1799 bis März 1800 vor: die gröfste Kälte fiel am 28. Dec. 1799 mit — 23,6 des Reaum. Thermometers; der Winter war also beynahe so strenge, als der unmittelbar vorhergehende, wo das Thermometer am 10. Febr. 1799 zu Cracau — 24,1 erreichte. Beobachtungen des Mercurs bey dem Durchgange am 7. May 1799 von *Poczobut* in Wilna. Umständliche Anzeige der Beobachtungen, welche zur Bestimmung der geographischen Länge und Breite der neuerrichteten Sternwarte zu Carlsburg (*Alba Carolina*) in Siebenbürgen dienen; die Beobachtungen sind meistens von *Anton Martonfi*, dem 1799 im Dec. verstorbenen Astronomen dieser Sternwarte, welche übrigens unter dem Schutze seines Bruders, des Bischofs von Siebenbürgen, *Joseph von Martonfi*, noch ferner in Thätigkeit erhalten werden soll. Die Breite von Carlsburg kann hienach auf 46° 4′ 17″, die Länge, nach Triesnecker's Berechnungen auf $1^{st}\ 24'\ 56''$ östlich in Zeit von Paris, gesetzt werden; Beobachtungen zu Clausenburg in Siebenbürgen geben die Breite daselbst 46° 45′ 53″. Astronomische Beobachtungen im J. 1798 und 1799 von *Jungnitz* in Breslau. Die Sonnenfinsterniss am 28. Oct. 1799 zu Cumana im spanischen America durch *v. Humboldt* beobachtet. Sammlung einiger älterer bisher noch nicht benutzter astronomischer Beobachtungen; darunter: Beobachtungen der Sonnenfinsterniss vom 4. Aug. 1739 zu Clermont en Auvergne von *Cassini de Thury* und *de la Caille*. Marsbeobachtungen zu Greenwich von *Bradley* in den J. 1751. 53. 55. und von *Tobias Mayer* zu Göttingen im J. 1760 aus den Mspten des letzten gezogen. Eigene Bewegung von 24 Fixsternen nach gerader Aufsteigung von *Hornsby*. Fixsternbedeckungen von 1788 und 1789 aus dem Vten Bande der *Comment. Societ. Italicae*. Gerade Aufsteigungen von 12 bey *Bradley* fehlerhaft angesetzten Fixsternen, durch neuere Bestimmungen *von Zach's* berichtigt. Aeltere und neuere Beobachtungen von Sonnen- und Mondsfinsternissen, auch Mercurdurchgängen in Regensburg und Ingolstadt, mitgetheilt von *Prof. Placidus Heinrich* in Regensburg. Störungen des Mars, von *Burckhardt*, *Oriani*, *Schubert* und *Wurm* gemeinschaftlich berechnet; mit diesem Aufsatze verdienen neuere Berechnungen des Collegienraths *Schubert* in St. Petersburg, die in *v. Zach's* monatlicher Correspondenz 1801 Sept. enthalten sind, verglichen zu werden. Auszug der merkwürdigsten astro-

aſtronomiſchen Beobachtungen, die theils in der *Connaiſſance des tems pour l'an VIII*, theils in *Bode's* aſtronomiſchen Jahrbuche für 1801 zerſtreut vorkommen. II. Ueber Berechnung der Maſſen der Himmelskörper, bloſs mit Hülfe ihrer mittlern Abſtände vom Centralkörper, und ihrer periodiſchen Umlaufszeiten, von dem k. k. Obriſtwachtmeiſter, Ritter *von Vega*. Die Trabanten, von denen einige Planeten begleitet ſind, bieten ſonſt das ſicherſte Mittel zur Berechnung der Maſſen dieſer Planeten dar; indeſs läſst ſich aus dem genauern Ausdruck eines bekannten Kepplerſchen Geſetzes, $T^2 (M + m) : t^2 (M + n) = A^3 : a^3$ auch die Maſſe n eines jeden Hauptplaneten herleiten, wenn nur deſſen Umlaufszeit t und Abſtand von der Sonne a, und zugleich die Umlaufszeit der Erde T, ihr Abſtand A, wie auch ihre Maſſe m = 1 und die Maſſe der Sonne M als bekannt vorausgeſetzt werden. Der Vf. hat dieſe und mehrere hieher gehörige Formeln entwickelt, und daraus die Maſſen der Planeten auf obige Art, ohne Rückſicht auf Trabanten, zu berechnen verſucht, allein, da die gegebenen Gröſsen, z. B. die Sonnenmaſſe und die mittlere Entfernung der Planeten hiebey aufs genaueſte bekannt ſeyn müſſen: ſo können ganz geringe Unterſchiede in dieſen Gröſsen ſehr beträchtlich auf die gefundenen Maſſen wirken, wie auch die Ueberſicht von des Vfs. Berechnungen S. 409. zu erkennen giebt, da ebendaſelbſt z. B. die Maſſen des Mercurs und des Mars, gegen alle bisherigen Wahrnehmungen und gegründete Vorausſetzungen, jene um $3\frac{1}{2}$ dieſe um $1\frac{1}{7}$ gröſser als die Maſſe der Erde gefunden werden. III. Bemerkungen über *Pilgram's Calendarium Chronologicum, medii potiſſimum aevi monumentis accommodatum*, von Prof. *Bauer*, Director der Normalſchule in Wien. In dieſen Bemerkungen wird theils verſichert, daſs die Mondsveränderungen nach *Pilgram* mit ungleich weniger Mühe, aber eben ſo ſicher als nach *Lambert*, ſich berechnen laſſen, wovon ſich der Vf. durch eine Menge Beyſpiele überzeugt hält, theils werden für die Beſitzer des nützlichen Pilgramſchen Werks mehrere bedeutende Druckfehler angezeigt. IV. Geographiſche Längen verſchiedener Orte aus Sonnenfinſterniſſen und Fixſternbeobachtungen berechnet von *Triesnecker*. Mit dieſer vierten Sammlung ſchlieſst der Vf. wenigſtens auf eine Zeitlang, ſeine ſchätzbaren Arbeiten über geographiſche Längen, nachdem er ſeit einigen Jahren deren eine gröſse Anzahl mit Zuziehung wohl der meiſten oder doch der wichtigſten zu dieſem Zwecke dienlichen, und ſeit einem halben Jahrhundert in und auſser Europa angeſtellten aſtronomiſchen Beobachtungen berechnet hat. Die Reſultate der mühſamſten Unterſuchungen von wenigſtens 300 bis 400 ſolcher Beobachtungen enthält, kurz zuſammengedrängt, ein alphabetiſches Verzeichniſs von hundert und fünf Orten nach geographiſcher Länge und Breite, wovon jene durch die Bemühungen des Vfs. aſtronomiſch beſtimmt iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) Ohne Druckort: *Der Friede von Luneville iſt über alle Auslegung erhaben.* Ein Nachtrag zu der Piece: Bedarf der ſiebente Artikel des Friedens von Luneville einer Auslegung? 1801. 52 S. 8.

2) *Rechtfertigung des Verſuchs einer doctrinellen Auslegung des ſiebenten Friedensartikels von Luneville.* Gegen den Verſuch einer natürlichen Erklärung des beſagten Friedensartikels. 1801. 92 S. 8.

Hier folgt noch eine Nachleſe zu den Streitſchriften über die Auslegung des Luneviller Friedens, und beſonders des ſiebenten Artikels deſſelben, welche bald nach ihrer Erſcheinung in dieſen Blättern angezeigt worden ſind, und damals ein gröſseres Intereſſe, als jetzt hatten, nachdem die letzte Reichstagsberathſchlagung über dieſen wichtigen Gegenſtand und andere nachher bekannt gewordene Umſtände, die Zweifel gröſstentheils gelöſet haben, und ſtatt einer authentiſchen Auslegung dienen können.

Die erſte Schrift iſt gleichſam eine Duplik auf die ſchon angezeigte Flugſchrift: *Der Friede von Luneville bedarf allerdings einer Auslegung.* Der ungenannte Vf. ſucht die in ſeiner vorhergehenden Schrift: *Bedarf der ſiebente Artikel des Friedens von Luneville einer Auslegung* etc. deducirte Gründe noch mehr zu erläutern und fügt die Behauptung hinzu: daſs vermöge des jüngſten Reichsgutachtens, welches den Vten Art. gleich dem VIIten mit Beziehung auf die Raſtädter Verhandlungen, zum Gegenſtande der künftigen Berathung macht, der Groſsherzog von Toscana ein Recht zur Entſchädigung durch Säcularisation erlangt habe. Uebrigens wird bey Beſtreitung der Gründe des Gegners, nicht nur auf die in kurzem zu hoffende Entſcheidung der Reichs-Friedensdeputation, ſondern auch auf den von einem andern Vf. herrührenden *Verſuch einer natürlichen Erklärung des VIIten Friedensartikels von Luneville* verwieſen, jedoch zugleich gegen dieſen der EntſchädigungsAnſpruch des Fürſtl. Taxiſchen Hauſes in Schutz genommen.

In Nr. 2. ſucht der Vf. der doctrinellen Auslegung den, von einem zweyten Gegner, in *dem Verſuch einer natürlichen Erklärung* etc. ihm gemachten Einwürfen zu begegnen. Mit ſchulgerechter Genauigkeit tadelt er den Titel und die Eintheilung dieſer Abhandlung, vorzüglich aber die dem Worte: *Reich*, beygelegte doppelſinnige Bedeutung, und den angegebenen Entſchädigungsgrund: daſs der Staat im Colliſionsfall des öffentlichen und Privatrechts, jeden Bürger zur Erhaltung des Ganzen, nur gegen Schadenerſatz zu nöthigen befugt ſey. Ueberhaupt wird es ihm nicht ſchwer, manche Blöſsen ſeines etwas flüchtigen Gegners, und die künſtlichen Wendungen deſſelben zu zeigen, welche mit der angenommenen *natürlichen* Erklärung ſehr contraſtiren. Er beharret übrigens ſehr hartnäckig auf ſeinen vorherigen Sätzen, wovon freylich manches nicht recht haltbar iſt, inſonderheit die behauptete Ausſchlieſsung der Erbgrafen, und Einſchränkung des Entſchädigungsobjects auf die *Domainen*, worunter er, nach der neuen ſtaatsrechtlichen Bedeutung, die *Kammerguter* verſteht, welche als Eigenthum der regierenden Familien zu betrachten ſeyen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Januar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Monath und Kufsler: D. *Joh. Chriſt. Döderleins chriſtlicher Religionsunterricht nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit*, nach dem Lateiniſchen von D. *Chriſt. Gottf. Junge*, Antiſtes zu Nürnberg. *Zehnter Theil.* 1801. 316 S. 8. (20 gr.)

Dieſer Theil geht von §. 217. 18. der lateiniſchen *Inſtitutt.* des ſel. *Döderlein* bis §. 247. und umfaſst die Lehren *von der ewigen Verdammniſs* oder den Strafen nach dem Tode, *von der Erlöſung durch Chriſtus* oder den Meſſias, alſo auch *von den meſſianiſchen Weiſſagungen*, von der ganzen Geſchichte des Meſſias Jeſus oder *dem Stande der Erniedrigung und Erhöhung*, *vom Reich Chriſti*, ſeiner jetzigen und künftigen Art der Regierung, mithin auch *von der Auferſtehung*, *dem letzten Gerichte* und *der Veränderung unſerer Erde*, oder allem dem, was zur Eſchatologie gehört, wenn man die ewige Seligkeit und ewige Verdammniſs noch dazu rechnet, welche eigentlich nach einer natürlichern Ordnung beſſer hinter dem jüngſten Gerichte ſtehen, als oben, wo der ſel. *D.* ihnen ihren Platz gegeben hat. — Die Manier des Hn. *D. J.* iſt rühmlichſt bekannt. Er unterſucht ruhig das Alte wie das Neue, und geht dabey einen Mittelweg. Er nimmt zwar auch auf die neueſten Unterſuchungen in der Dogmatik Rückſicht: allein er erklärt ſich nur ſelten ganz dafür, ſondern wählt gewöhnlich eine Meynung, welche man die mildere nennen kann, in ſo fern ſie die ältere Vorſtellung zwar anders modificirt, aber alsdann auch gegen die neueſten Behauptungen vertheidigt. Dabey iſt nichts zu erinnern, weil es immer mit Gründen geſchieht. Allein hin und wieder möchte doch ſelbſt gegen die Gründe noch manches einzuwenden oder anderes zu berichtigen ſeyn, weil noch zu viel von der alten Vorſtellung, und vorzüglich von der alten dogmatiſchen Manier beybehalten iſt, welches ſich nicht wohl vertheidigen läſst.

Irren wir nicht, ſo geht der gelehrte Vf. offenbar bisweilen nach Art der alten Dogmatiker zu tief in eine dogmatiſche Speculation über überſinnliche Gegenſtände ein, wovon wir nichts wiſſen können, die alſo eben deswegen entbehrlich iſt, zumal wenn auch die bibliſche Veranlaſſung dazu fehlt. Dahin gehört z. B. die lange Stelle S. 8—11. wo Hr. *J.* die natürlichen Strafen in einer andern Welt auch ohne Beziehung auf das Geſetz und Gewiſſen zu erklären ſucht. „Die Seele geht mit der Gemüthsbeſchaffenheit, mit der Denkungsart, die ſie einmal angenommen hat, in die Ewigkeit über. Sie nimmt alſo ihre Eitelkeit, ihren Hochmuth, *ihre Liebe zum Eſſen und Trinken, zu Vergnügen, zur Wolluſt*, ihre Neigung zum Zorn, zur Herrſchſucht, zur Verachtung und Miſshandlung anderer mit ſich. Dieſer Gemüthszuſtand raubt ihr nun ſchon die freye, edle, tugendhafte Denkungsart, und feſſelt ſie *an lauter niedrige ſinnliche Dinge*, welche die Nahrung ſolcher verkehrten Neigungen ausmachen“ u. ſ. w. Schwerlich ſtimmt dieſes mit der Pſychologie ganz überein; denn wir entdecken ſchon hier auf Erden an abgelebten wollüſtigen Perſonen beiderley Geſchlechts einen wahren Abſcheu vor der Wolluſt, und eine wahre Sucht, diejenigen zu verfolgen, von denen ſie vermuthen, daſs ſie eben ſo wollüſtig leben, als ſie ehemals gelebt haben. Dagegen verklagen ſie ſelbſt ihre Gefühle, Bewuſtſeyn und Gewiſſen wegen ihrer vorigen Laſter. Dieſer Zuſtand läſst ſich nicht wohl ändern. Daher hätten wir gewünſcht, daſs der Vf. gleich die Qualen des Bewuſtſeyns und Gewiſſens dargeſtellt hätte, wie er es von S. 11. an thut. — Eben ſo wenig würden wir uns bey der Lehre von der Auferſtehung und dem Gericht auf die Einwendungen eingelaſſen haben: wo denn eine ſolche Menge von Menſchen Materie genug zu ihren neuen Körpern, oder einen hinlänglichen Platz zum Stehen, finden würde, und wie ſie alle vermögen würden, die richterliche Stimme zu vernehmen? S. 302. Wir würden bloſs im Allgemeinen bemerkt haben, daſs nach der Lehre der Bibel die künftigen Körper *verklärte* Körper gleich den Engeln ſeyn ſollten, und daſs alle ſubtile Fragen über die Natur der Körper, die Art der Auferſtehung und des Gerichts, ſo wie die Einwendungen dagegen völlig fruchtlos und ohne praktiſches Intereſſe wären. Am wenigſten würden wir aber die Einwendung des *Simon Tiſſot*, daſs die ſämmtliche Maſſe der auferſtandenen Menſchen nicht Raum auf der ganzen Erde haben dürfte, mit *Süſsmilch's* Rechnung beantwortet haben, die ſo lautet: „Wenn die Auferſtehung der Todten am Ende des ſechſten Jahrtauſends erfolgte, ſo würden dann ungefähr hundert und achtzig Tauſend Millionen gelebt haben. Räumte man nun jedem *zum Stehen zwey rheinländiſche Quadratſchuhe* ein: ſo würde die ganze Summe neun tauſend engliſche Quadratmeilen betragen, deren die Erde über neun Millionen und 200,000 enthält. Die Erde dürfte alſo über ſieben und zwanzig Millionen Jahre ſtehen, ehe ein Mangel an Raum zu beſorgen wäre. Eben ſo würde auch

„auch der hundert und funfzigste Theil (der Materie) von Europa hinreichen, um *allen Auferstandenen* einen Körper *von sechs Fuss Länge* zu geben.“ Wir zweifeln, ob solche arithmetische Discussionen den Glauben an eine Auferstehung bey irgend jemanden befestigen können; gewiss aber ist, dass sie nicht mehr nach dem Geschmacke unserer Zeit sind, und dass der sel. *Süssmilch* den ächten biblischen Begriff von verklärten Körpern bey der Auferstehung gar nicht hatte, wenn er den 150sten Theil von Europa dazu verarbeitet werden lässt. — Endlich würden wir auch nicht so tief in die Speculation über die Veränderung der Erde durch Feuer eingegangen seyn, als es hier geschieht. Es ist von exegetischer Nothwendigkeit, dass etwas darüber gesagt werden muss; allein weil dieser Punkt ganz ohne alles praktische Interesse ist: so wird er am besten so kurz als möglich behandelt, wie alle übrigen dieser Art, um der blossen übersinnlichen Speculation, welche keine moralische Beziehung hat, mithin völlig leer ist, keine Nahrung zu geben. Beyläufig wollen wir noch bemerken, dass die Erklärung S. 309. wonach *Petrus* unter dem Vergehen der Himmel, das Herabfallen der Sterne Matth. 24, 29. verstanden haben soll, schwerlich Beyfall finden wird. Die Sache lässt sich besser nach den damaligen Zeitbegriffen der Juden erklären. Eben so möchte auch wohl die Erklärung von dem Ausdruck *des Menschen Sohn* in den Evangelien mehr Beyfall behalten, wonach er aus dem Daniel genommen ein Euphemismus für *Messias* ist, als die hier S. 148. aufgestellt wird, wonach er aus dem Ezechiel genommen *einen von Gott gesendeten Lehrer, der wahrer Mensch ist*, bedeuten soll. — S. 174. kommt der Vf. auf die wichtige Frage: ob sich Jesus accommodirt habe, und ob überhaupt eine Accommodation im Lehrvortrage erlaubt sey? Er entscheidet sie nach des Hn. D. *Vogel theologischen Aufsatzen* 2. St., und unterscheidet auch mit ihm eine *relative* und *positive* Accommodation. Nur die letzte hat Schwierigkeiten, und zwar auch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, wie sie hier vorgetragen wird, sondern nur in folgenden Punkten. Darf ein Lehrer etwas als *Wahrheit* vortragen, was er selbst nicht dafür hält, und darf er etwas als *pflichtmässig* thun, was er nicht dafür erkennt? Kann damit die Pflicht der Wahrhaftigkeit bestehen? Der Vf. bejaht diese Fragen aus Gründen, die man selbst nachlesen muss, die aber den Rec. nicht völlig überzeugt haben. Er hält indessen sein Urtheil zurück, und ist nicht geneigt, voreilig zu entscheiden, weil ihm die Sache zu wichtig ist. Nur will er noch auf einen Unterschied aufmerksam machen, der hier nicht gehörig beherzigt ist. Da hier von Glaubenssätzen und Religionslehrern die Rede ist: so müssen *blos theoretische* und *praktische* Irrthümer sehr wohl unterschieden werden. Was moralisch wahr ist, das weiss der Mensch gewiss, also auch was ein moralischer praktisch schädlicher Irrthum ist: allein über die Wahrheit oder den Irrthum eines blos theoretischen Glaubens hat er keine objective metaphysische Evidenz, weil hier alles subjectiv, und dem metaphysischen Scepticismus ausgesetzt ist. Sich also bey blos theoretischen Glaubenssätzen zu accommodiren, kann sehr wohl mit der Pflicht der Wahrhaftigkeit bestehen; denn so wenig man selbst will, dass der andere einem seinen blos theoretischen Glauben aufdringe, eben so wenig hat man Beruf und Pflicht, dem andern seinen blos theoretischen Glauben aufzudringen, abgerechnet dass der Glaube an einen blos theoretischen Religionssatz nie Pflicht werden kann. Allein einen moralischen praktisch schädlichen Irrthum, wenn er als solcher erkannt ist, für Wahrheit auszugeben, kann schwerlich mit der Wahrhaftigkeit und Pflicht bestehen. Als man daher Jesu bey einem Kranken die Frage vorlegte: wer hat gesündigt dieser Mensch oder seine Aeltern? so antwortete Jesus mit Recht, weder er, noch seine Aeltern, und verwarf diesen praktisch schädlichen Irrthum ausdrücklich. Etwas anderes ist es dagegen, wenn sich ein Lehrer über einen Punkt nicht ausliässt, oder auch nach derselben Vorstellung spricht, um das praktisch Unwahre darin allmälig zu berichtigen. Allein so bald er ausdrücklich darum gefragt wird, muss er seine Ueberzeugung wahrhaft aussagen, denn das Gegentheil wäre Heucheley. — S. 164. wird der dogmatische Satz von der absoluten Unmöglichkeit, dass Christus habe sündigen können, beleuchtet. Der Vf. unterscheidet eine absolute und hypothetische Unmöglichkeit. Nur die letzte war vorhanden, weil der Logos erfoderlichen Falls das wirkliche Sündigen *durch die Kraft seines Einflusses* verhütet haben würde. Dies ist eine sehr bedenkliche Behauptung. Wenn dies wirklich der Fall gewesen wäre: so verschwindet gerade die schönste Seite von Jesu, wonach man ihn mit Recht als das Ideal und Muster einer den Menschen möglichen Lebensheiligkeit betrachtet und aufstellt. Dies ist unstreitig mehr werth als eine Hypothese der Dogmatik zu Gefallen. — Wenn wir nun auch in solchen einzelnen Punkten anderer Meynung sind: so stimmen wir doch mit dem Ganzen von Herzen überein. Besonders hat uns die Auseinandersetzung der Lehre von einer ewigen Verdammniss wohl gefallen. Man kann nicht läugnen, dass im N. T. ewige Strafen gedrohet werden, wenn man das Wort αἰώνιος im metaphysischen Sinne nehmen will (bisweilen heisst es auch blos *künftig*, und bezieht sich auf die künftige Welt): allein es wird nirgends im N. T. gesagt, dass eine Besserung in jener Welt *unmöglich* sey. Also ist es wenigstens möglich, dass die Strafen aufhören können. So hat Rec. immer über diesen Punkt gedacht. Nur fehlt zur Consequenz dieser Vorstellung noch etwas, was er bey dem Vf. nicht bemerkt hat, sondern eher das Gegentheil. Auch eine ewige Seligkeit kann nur unter der Bedingung verheissen werden, wenn der Mensch im Guten beharret. Also muss man auch die Möglichkeit der Abweichung vom Guten selbst in jener Welt noch zugestehen, denn ein *endlich freyes Wesen* darf man unter keiner Bedingung des Daseyns als determinirt denken. Endlich verdienten ein paar Stellen,

die

die sich auf die Geschichte der Dogmen beziehen, vielleicht noch eine nähere Bestimmung. So ist es z. B. ganz richtig, wenn der Chiliasmus S. 313. von den Juden abgeleitet, und zu den Judenchristen hinüber geleitet wird, ohne dass sie etwas daran änderten. Allein das Uebrige, was von der Milderung und Verfeinerung durch diese Judenchristen gesagt wird, kann wegfallen. Sie behielten ihn vielmehr in der ganzen groben jüdischen Gestalt bey, wie man am *Papias* sehen kann. Zugleich fällt dann auch die Behauptung des *Eusebius* weg, dass Papias der erste war, der diese Vorstellung annahm. Er war blos unter den Vielen ein Hauptanhänger dieser Lehre, welche im ganzen frühesten Christenthume die allein *herrschende* Lehre blieb. S. 147. ist eine solche Stellung gewählt, dass es scheinen könnte, als hätten Arius und Apollinaris später gelebt, als die Priscillianisten. — Uebrigens wäre es zu wünschen, dass der Hr. D. J. den Rest der Institutt. in zwey Bände zusammen fassen könnte, damit das deutsche Werk nicht zu stark, und eben deswegen weniger allgemein brauchbar würde.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Himburg: *Anleitung zur Kenntniss des gestirnten Himmels*, von *Johann Elert Bode*, Königlichem Astronomen, und Mitgliede der Akademieen d. Wiss. in Berlin, London u. s. w. Siebente verbesserte Auflage; mit 15 Kupfertaf. und einer allgemeinen Himmelskarte. 1801. 632 S. 8. (5 Rthlr.)

Daraus ist besonders abgedruckt:

Ebendas. b. Ebendemf.: *Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude.* (der letzte Abschnitt des vorhergehenden Werks) 1801. auf 74 S. 8. (10 gr.)

Auch wird besonders verkauft:

Ebendas. b. Ebendemf.: *Beschreibung und Gebrauch einer allgemeinen* (zu eben dieser Schrift gehörigen) *Himmelskarte mit durchscheinendem Horizonte.* 1800. (2 Rthlr. und ohne den Horizont 1 Rthlr. 12 gr.)

Mit Vergnügen zeigen wir die neue Ausgabe eines Buchs an, das, wie wir aus vielfältiger Erfahrung wissen, seinen Zweck bisher so gut erfüllt hat, um nicht nur, wozu es unmittelbar bestimmt ist, die Stelle einer mündlichen Anleitung zur Kenntniss der Sterne zu vertreten, sondern überhaupt in einen grösern Kreis von Lesern, durch populäre und interessante Darstellung der vornehmsten Resultate, eine Wissenschaft einzuführen, die immerhin eine edle Beschäftigung für alle Geister bleiben wird, welche (wie der verewigte *Büsch*, ein Landsmann des Vf. sich ausdrückt) nicht blos an der Erde kleben, und ihre Kenntnisse über das hinaus erweitern wollen, was zunächst zur Nahrung und Nothdurft des Leibes gehört. — Die gegenwärtige siebente Auflage hat folgende Erweiterungen und Verbesserungen erhalten. In der allgemeinen Himmelskarte, wovon eine ausführliche Anzeige in der A. L. Z. vom vorigen J. enthalten ist, sind die neuesten Sternbilder eingetragen worden. Durchgehends ist das, was erst seit 1792 (oder seit der letztern Ausgabe) in der Astronomie entdeckt worden, und für die Leser dieses Buchs von Wichtigkeit seyn kann, an gehörigem Ort eingeschaltet, z. B. die Entdeckung von zwey neuen Saturns- und vier neuen Uranustrabanten, die Bestimmung einer Axendrehung der Venus, des Saturns und seines Ringes u. s. w. Von der Rotation des Mercurs, die neuerdings *Schröter* wahrgenommen hat, konnte noch nichts vorkommen. Mit Weglassung der Stellungen der Planeten für die neun letzten Jahre des achtzehenden Jahrhunderts, welche noch in der vorigen Ausgabe stehen geblieben waren, sind nunmehr die heliocentrischen Oerter der sieben Planeten für die Jahre 1801 bis 1812, wie auch die innerhalb dieses Zeitraums fallenden Sonnen- und Mondsfinsternisse, im allgemeinen berechnet, neu hinzugekommen. Durch jene neuen Bestimmungen der Erscheinung der Planeten in den nächsten zwölf Jahren hat der Vf. ohne Zweifel den zahlreichen Herausgebern jährlicher Taschenkalender in Deutschland eine Gefälligkeit erwiesen. Auch selbst dem Astronomen kann eine solche allgemeine Uebersicht der heliocentrischen Längen der Planeten für ein gegebenes Jahr in gewissen Fällen, wo keine strenge Genauigkeit gefodert wird, brauchbar seyn, z. B. um die Zeitpunkte der heliocentrischen Conjunction mehrerer Planeten, wo ihre wechselseitigen Störungen am beträchtlichsten sind, voraus zu wissen, oder aus andern Absichten. — Nach S. 568. soll sich ein Punkt des Sonnenäquators bey dem 112mal grösern Umfange der Sonnenkugel und ihrer 25½ tägigen Umwälzung um ihre Axe 106 mal schneller fortschwingen, als ein Punkt des Erdäquators. Allein bekanntlich verhalten sich die Geschwindigkeiten zweyer Körper geradehin, wie die durchlaufenen Räume, und umgekehrt, wie die Zeiten; die Geschwindigkeit eines Punkts auf dem Erdäquator verhält sich daher zur Geschwindigkeit eines Punkts auf dem Sonnenäquator, wie 1 Erddurchmesser, dividirt durch 1 Tag, zu 112 Erddurchmessern, dividirt durch 25½ Tage, d. h. wie 1 zu 4⅝ ungefähr; der Vf. hat in seiner Rechnung der Erde einen Umschwung von 24 Tagen, statt von 24 Stunden gegeben, und so 106 statt 4⅝ mal gefunden. Rec. würde hier dieser Verwechslung nicht erwähnen, hätte er nicht bemerkt, dass sie aus der sechsten Auflage des Buchs bereits in eine andere neue populäre Schrift (in das Taschenbuch auf 1801 von *Fritsch*) übergegangen ist. — S. 579. kommt der Vf. auf seine längst geäusserte, und nun durch neuere Beobachtungen z. B. von *Schröter*, immer wahrscheinlicher gewordene Meynung über Kometennebel und Schweife zurück; er lässt bey der schnellen Annäherung des Kometen gegen die Sonne von jenem sich viele äusserst feine Theile losreissen, und auf die von der Sonne abgewandte

Sei-

Seite des Kometen zurücktreten, wo sie oft auf mehrere 100,000 Meilen hinaus sich erstrecken, und uns als eine Art von Nebelhülle und Schweif sichtbar werden: dieser Nebel und Schweif müssen ein eigenthümliches Licht haben, da durch sie hindurch noch Fixsterne sich zeigen, und da sie uns selbst hinter der Sonne und im Schatten des Kometenkörpers noch zu Gesichte kommen; sie haben viel Analoges mit den Leuchtungen der irrdischen Elektricität, des Zodiakallichts und der Nordscheine. — S. 586. wiederholt der Vf. noch immer theils die angeblichen Beobachtungen eines Venustrabanten, theils die Gründe für seine Meynung, warum die Existenz eines solchen Trabanten nicht so durchaus zweifelhaft seyn könne. Ihm ist nicht wahrscheinlich, dass geübte Beobachter mehrmalen einen Wiederglanz der Venus im Augenglase des Fernrohrs (wie *Hell* sich vorstellt) oder auch ein durch das schief eingesetzte Objectivglas entstandenes Nebenbild (wie *Köhler* die Sache erklärt) für den Venusmond sollten angesehen haben. Schon *Mairan* meynte, dass zur Sichtbarkeit dieses Trabanten eine gewisse seltene Durchsichtigkeit der Zodiakallichtmaterie, die um die untern Planeten noch ziemlich dichte ist, erfoderlich seyn möchte, daher man ihn auch bisher immer nur in einem geschwächten Lichte gesehen habe. Ueberdem findet *Bode* noch folgende Schwierigkeiten, den Trabanten zu sehen. Hat Venus volles Licht: so ist sie von der Erde am weitesten entfernt; ihr Durchmesser und der Durchmesser ihres Trabanten sind also beide am kleinsten, auch verdunkelt ihr starkes Licht das Licht des Trabanten. Ist hingegen Venus der Erde näher: so ist sie nur wenig erleuchtet; der Trabant ahmt die Phase seines Hauptplaneten nach, und wirft nicht genug Licht zur Erde zurück, oder bleibt auch, da in der Erdnähe sein scheinbarer Abstand von der Venus sich erweitert, mit dieser nicht zugleich im Felde des Fernrohrs; am besten müsste er sich hiernach um die Zeit, wo Venus halb erleuchtet ist, auffinden lassen. Es ist wahr, diese Gründe sind für wenige Astronomen befriedigend genug, um an einen schon beobachteten Venusmond zu glauben; indess verdienen sie doch gehört zu werden, da sie wenigstens immer eine Möglichkeit, den Trabanten einst wieder zu finden, übrig lassen. Auch die beyläufigen Verhältnisse in den Abständen der Planeten von der Sonne, nach welchen *Bode* in einigen seiner früheren Schriften noch mehrere Planeten unsers Sonnensystems ausser den längst bekannten ahndete, schienen den meisten Astronomen nur eine sehr entfernte Wahrscheinlichkeit zu einer solchen Vermuthung zu enthalten; aber ein unerwarteter Erfolg hat diese etwas gewagten Muthmassungen vor 20 Jahren durch die Entdeckung des Uranus bestätigt, und wird sie vielleicht durch die Auffindung eines andern neuen Planeten zwischen Mars und Jupiter, über den man seit dem ersten Tage des neuen Jahrhunderts ernstliche, jedoch mit grossen Schwierigkeiten verbundene, Nachforschungen am Himmel anstellt, noch ferner bestätigen. Wenn auf der einen Seite die Astronomie, als Wissenschaft, mit Strenge alles ausschliesst, was ins Feld der Dichtungen gehört: so liefern auf der andern Seite die Gegenstände, mit welchen sich diese ernste Wissenschaft beschäftigt, nur zu reichen Stoff für die dichterische Einbildungskraft, und auch hier gilt manchmal: — *habent aliquid vatum praesagia veri.*

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Noch ein Wort über Säcularisationen.* Von einem Freunde der Menschheit und der guten Sache. 1801. 72 S. 8. In der Vorrede kündigt sich der Vf. als einen Protestanten (?) an, dessen Ideen durch volle Ueberzeugung und innigste Theilnahme an dem Schicksal der geistlichen Regenten geleitet würden. Er hat daher mit gar zu vieler Wärme geschrieben, und ist eben so wenig, als seine zahlreichen Vorgänger, für einen unpartheyischen Beurtheiler des Säcularisations-Systems zu halten. Seine Erörterung reducirt sich auf folgende 4 Sätze: 1) *das Säcularisations-System sey unvereinbar mit den Grundsätzen der Humanität und Gerechtigkeit.* Man würde besser gethan haben, solches auf die Rechnung einer grausamen, vom Feinde aufgedrungenen Politik zu setzen, als die Verläugnung der Wahrheit und Menschlichkeit durch Sophismen zu beschönigen, welche bald eben so gut als Waffen zur Verjagung der weltlichen Herrscher dienen könnten. 2) *Es sey unvereinbar mit den Grundsätzen der Reichs-Constitution*, weil selbige die Erhaltung des Eigenthums und aller sanctionirten Regalien vorzüglich fodere, und die Existenz der geistlichen Staaten mit allen innern Verhältnissen des Reichs genau zusammenhänge. Der Vf. schildert mit vieler Lebhaftigkeit die traurigen Folgen jenes Systems für die mindermächtigen Stände und für das kaiserliche Ansehen, und empfiehlt den verlierenden Fürsten die Genügsamkeit an einer unvollkommenen Entschädigung, wobey die geistlichen Stände noch bestehen könnten, und die Ausmittelung einer billigen Indemnisirung aller im Kriege Verunglückten. 3) *Es sey selbst mit dem Geist des Luneviller Friedens nicht ganz übereinstimmend.* Zu dessen Beweis werden verschiedene Stellen aus dem *Versuch einer doctrinellen Auslegung des VII. Fr. Art. von Luneville* etc. angeführt, und die darin geäusserten Grundsätze empfohlen. 4) *Jenes System sey endlich unverträglich mit der politischen, moralischen und religiösen Wohlfahrt der demselben unterworfenen Länder.* Hier werden die Nachtheile einer, ohne Beziehung auf Religion, angewendeten Staatsklugheit angegeben, und daraus, dass Staat und Religion ein harmonisches Ganzes bilden müsse, will der Vf. erweisen, dass die Vereinigung der weltlichen und bischöflichen Gewalt in einer Person einzig die Idee einer ganz beglückenden Staatsverfassung realisire.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 7. Januar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA, b. Perthes: *Anton Pigafetta's Beſchreibung der von Magellan unternommenen erſten Reiſe um die Welt.* Aus dem Franzöſiſchen 1801. Auſser der Vorrede von 70 S. 296 S. 8. nebſt drey Karten. (1 Rthlr. 16 gr.)

Magellans merkwürdige Umſchiffung der Erde war bisher nur aus einem flüchtigen und ohne Sachkenntniſs gemachten Auszug des Franzoſen *le Febre* (*Fabre*), aus dem während der Reiſe gehaltenen Tagebuch und den Erzählungen ſpaniſcher oder portugiſiſcher Geſchichtſchreiber bekannt, welche dieſe Reiſe in ihren Nachrichten von der Entdeckung der neuen Welt und Oſtindien nicht übergehen durften. Wohin das Tagebuch ſelber gekommen war, wuſste man nicht, obgleich Pigafetta, der Vf. deſſelben und Magellans Reiſegefährte, wenigſtens vier Abſchriften ſeines genau geführten Journals Kaiſer Karl V, der Königin Luiſe von Frankreich, Papſt Alexander dem VII, und dem Groſsmeiſter von Rhodus Philipp de Villers l'Isle Adam übergeben hatte. *Le Febres* Auszug ward ſchon 1536 in Venedig gedruckt, ihn nahm hernach Ramuſio im erſten Theile ſeiner Sammlung auf, und aus dieſer Quelle haben *Des Broſſes*, *Dalrymple*, *Ortega*, *Adelung* und *Sprengel* ihre Ueberſetzungen entlehnt, wovon die letzte im vierten Theil der Beyträge zur Länder- und Völkerkunde zu finden iſt.

Hr. *Amoretti* in Mayland hat das vollſtändige Tagebuch, welches Pigafetta während der ganzen Reiſe hielt, vor Kurzem in der Ambroſiſchen Bibliothek in Mayland aufgefunden. Weil daſſelbe aus einem Gemiſch von venetianiſchen, portugiſiſchen und italiäniſchen Redensarten beſtand: ſo überſetzte er es rein italiäniſch, und lieſs ſeine Ueberſetzung, die nach der Vergleichung mit den aus der Urſchrift in den Anmerkungen ausgehobenen Stellen getreu iſt, 1800 in Mayland drucken. Er beſorgte hernach eine franzöſiſche Ueberſetzung, welche in dieſem Jahr in Paris erſchienen, und mit Martin Behaims Lebensbeſchreibung von Hn. *v. Murr* verſehen iſt. Letztere haben hier Hr. *Jacobs* und *Kries* deutſch übertragen, und ſowohl der italiäniſche als die deutſchen Herausg. haben ihre Arbeiten mit erklärenden Noten begleitet. Hr. *A.* hätte dieſe leicht vermehren oder belehrender einrichten können, wenn nicht dabey faſt einzig die Sammlung aller Reiſen wäre befragt worden, und die deutſchen Ueberſetzer konnten ihr Original vielleicht verbeſſern oder hin und wieder berichtigen, hätten ſie die Reiſen ſelber befragt, wovon jene Sammlung nur Auszüge liefert oder ſich nur an die frühern Ueberſetzungen des Pigafetta gehalten, wie wir unten zeigen werden.

Pigafetta, deſſen vollſtändiges Tagebuch vor uns liegt, erſcheint jetzt in einem vortheilhaftern Lichte, als man ihn bisher zu betrachten gewohnt war, und er verdient die nachtheiligen Urtheile nicht, welche Pauw und andere über ihn fällten, weil ſie nur den Auszug vor ſich hatten, der freylich oft buchſtäblich getreu iſt, aber auch eben ſo oft erhebliche Dinge wegläſst, und eine Menge Uebereilungsfehler enthält. Pigafetta war zwar nicht frey von der Leichtgläubigkeit und den Vorurtheilen ſeines Zeitalters, allein er beobachtete die neuen Gegenſtände genau und aufmerkſam, und er ſuchte überall, wie ſeine Erzählung von den Reichen auf der Halbinſel jenſeit des Ganges und von China beweiſt, Belehrungen zu erlangen und mitzutheilen. Auch iſt er der erſte Reiſende, welcher das Studium fremder Sprachen zu erweitern ſuchte, und nicht blofs einzelne Worte, ſondern lange Verzeichniſſe patagoniſcher und malayiſcher Sprachproben zuſammenbrachte.

Hr. *A.* hat ſich nach Auffindung dieſes Tagebuchs, welches wahrſcheinlich von Magellans Exemplar abgeſchrieben ward, das er dem vorgedachten Groſsmeiſter des Johanniter-Ordens überſchickte, und einem Ritter deſſelben Ordens gehörte, wie in der Vorrede hinlänglich erwieſen wird, vergeblich bemühet, die Urſchrift oder ähnliche Copien in andern italiäniſchen Bibliotheken anzutreffen, aber dergleichen war weder in der Vaticaniſchen noch in andern vorhanden. Da ihm dieſes fehlſchlug: ſo blieb ihm noch die Gelegenheit übrig, ſeine Handſchrift mit andern gedruckten oder ungedruckten Nachrichten zu vergleichen, aus denen jene für die Erdkunde wichtige Reiſe erläutert, oder gar ergänzt werden konnte. *Le Febres* Auszug iſt von ihm in dieſer Rückſicht lange nicht genug mit dem Tagebuch ſelber conferirt worden, wie blofs folgende Beyſpiele zeigen, deren, wenn hier der Ort wäre, eine gröſsere Anzahl beygebracht werden könnte. S. 186. erzählt Pigafetta nach Hn. *A.* Ueberſetzung, der König von Ternate habe die Schiffe beſucht, um ſpaniſche Gewehre kennen zu lernen, nämlich die Flinte, die Armbruſt (*baleſtre*) und den *Berſils*. Hr. *A.* erklärt Berſils durch eine Art ſtarker Armbruſt. Uns iſt jenes Wort nie in der angeführten Bedeutung vorgekommen, auch haben wir beym Nachſchlagen nichts darüber finden können. Indeſſen erklärt der

Auszug die ganze dunkle Stelle auf einmal. Hier heifst es: der König befahe die Bogen von Braſilienholz (*archi di Verzino*); im Tagebuch ſelber kann vielleicht *Berſille*, *Breſille* ſtehen, oder dieſes Wort in Berſils verſchrieben ſeyn. Auch Pigafetta ſelber erwähnt S. 25. der Bogen aus Braſilienholz. S. 203. beſchreibt Pigafetta den Paradiesvogel, bey dem er die lange geleugneten Füſse fand, und nennt ihn in ſeinem Tagebuch Bolondinata. Durch den Auszug beym Ramuſio kann man die wahre Lesart Manucodiata wieder herſtellen, weil der Vogel noch im Spaniſchen dieſen Namen führt, auch von Naturforſchern ſo genannt wird.

Zu den andern Nachrichten, welche Pigafetta's Tagebuch wohl ergänzen konnten, rechnen wir *Franz Alvo's* nautiſches Diarium, der als Oberlootſe mit den wenigen Ueberbleibſeln der Mannſchaft, welche mit Magellan die Reiſe antrat, in dem Schiffe Victoria zurückkehrte, welches 1788 in Madrid zuerſt aus dem Archiv von Indien gedruckt, und der in eben dieſem Jahre erſchienenen *Relation del ultimo Viage al Eſtrecho de Magellanes de la Fregatta S. Maria de la Cabeza* angehängt ward. Nicht nur die Zeit mancher Entdeckungen kann man daraus genauer beſtimmen, ſondern auch einzelne verſchriebene oder verhörte Ortsnamen laſſen ſich daraus entziffern. Auch *Barros* hatte bey Abfaſſung ſeiner Decaden von Aſien, und zwar bey Beſchreibung von Magellans Reiſe, Papiere in Händen, die auſser ihm Niemand gebraucht hat, und ſchwerlich nach ihm irgend jemand wird befragen können, weil ſie gewiſs längſt verloren ſind. Durch einen wunderbaren Zufall kam er in Beſitz der Papiere des den Magellan begleitenden Aſtronomen Andreas de St. Martin, oder wie er in Amoretti's Vorrede heifst, Martin von Sevilien. Er ward 1521 auf der Inſel Zebu erſchlagen, und ſeine Papiere auf eine uns unbekannte Art nach Portugal gerettet. Aus dieſen hat *Barros* die ganze ſchriftliche Verhandlung mitgetheilt, die Magellan mit ſeinen vornehmſten Gefährten den 21ten Nov. 1520 in der Mitte der Meerenge in der heiligen Bay über die Frage anſtellte, ob ſie in der neuentdeckten Straſse weiter fortſegeln, oder von hier nach Hauſe zurückkehren ſollten. Vorzüglich war St. Martin für die letzte Meynung, und Barros hat uns alle ſeine Gründe für dieſen Entſchluſs erhalten, der aber von Magellan verworfen ward. Von dieſer Berathſchlagung ſagt Pigafetta eigentlich gar nichts (S. 45.); er hat nicht einmal den Namen jener Bay bemerkt. Auch in dem 1716 gedruckten Bücherverzeichniſs der Leidner Bibliothek findet ſich S. 372. eine Handſchrift von Magellan's Reiſe, aber über ihren Inhalt wiſſen wir weiter nichts zu ſagen. Indeſſen machen dieſe zur Zeit bekannten gedruckten und ungedruckten Nachrichten es ſehr wahrſcheinlich, daſs ſich bey ſtrengerer Nachforſchung noch wohl andere Ergänzungen oder Aufklärungen dieſer Reiſe erwarten laſſen.

Da der Zweck, der Erfolg und die wichtigſten Nebenumſtände von Magellan's Fahrt um die Welt hinlänglich bekannt ſind, und jederman ſich jetzt durch die deutſche Ueberſetzung des ganzen Tagebuchs von deſſen Vorzügen vor dem in allen gebildeten Sprachen vorhandenen Auszuge, überzeugen kann: ſo enthalten wir uns, den Inhalt deſſelben ausführlicher anzuzeigen, oder auch nur die Stellen auszuheben, welche der franzöſiſche Epitomator weggelaſſen hat. Dagegen halten wir für nöthig, etwas länger bey Amoretti's Einleitung oder Vorrede zu verweilen, als die deutſchen Ueberſetzer für gut gefunden haben.

In derſelben berührt er die Veranlaſſung der erſten Seereiſen, die Streitigkeiten zwiſchen Portugal und Spanien nach der Entdeckung der neuen Welt, ihre Beylegung durch päpſtliche Vermittelung, auf welche Art Magellan bewogen ward, jene Reiſe anzutreten, wann und wie dieſe von ſeinem Begleiter Pigafetta beſchrieben ward, oder wie die Handſchrift beſchaffen war, die er zuerſt ins Publicum brachte. — Die Urſachen, warum Magellan die Erhöhung ſeiner monatlichen Moradia verlangte, und König Emanuel von Portugal ihm nach ſeiner Rückkehr aus Indien ſein Geſuch verweigerte, das nach Barros jährlich nur ſechs Cruſaden betrug, ſind Hn. *A.* unbekannt geblieben. Allein der oben angeführte Geſchichtſchreiber Barros bemerkt, daſs Magellan jene Erhöhung deswegen gefodert habe, weil er nach ſeiner Rückkehr mit andern Portugieſen nach der afrikaniſchen Feſtung Azamor gezogen, um die Maroccaner zu bekriegen, und in einem Gefecht mit ihnen ſchwer verwundet worden. Der König hingegen verweigerte *M.* Verlangen, weil er Azamor ohne Erlaubniſs verlaſſen, und überdem der Kommendant dieſer damals portugieſiſchen Feſtung gegründete Beſchwerden über ihn zu führen hatte. Während dieſer Zeit ſtand M. mit ſeinem Freunde und Landsmann Serrano (Serrão) in beſtändigem Briefwechſel, der ſeit langer Zeit oder ſeit 1511 auf den Molucken lebte, und ihm übertriebene Berichte von der Lage, Wichtigkeit und Ausdehnung dieſer Inſeln zuſchickte, ſo daſs man eigentlich den Serrano für den Erfinder des fünften Welttheils halten muſs.

Vor Magellan's Fahrt war die Lage der Molucken, oder Gewürzinſeln, nebſt dem gewaltigen Inſelmeer in ihrer Nachbarſchaft wenig bekannt, und die Portugieſen ſuchten nach der engherzigen Politik damaliger Zeiten dieſe möglichſt zu verhüllen, oder Fremde von den mit einem vorgeblich ewigen Nebel bedeckten, und mit verborgenen Klippen umgebenen Inſeln abzuſchrecken. Die päpſtliche Demarcation war alſo in dieſem noch unerforſchtem Ocean unentſchieden, und Spanien wie Portugal rechneten zu ihrem Antheil, was ſie entweder wirklich beſaſsen, oder Abentheurer, nach ihrer verſchiedenen Theorie, zum Gebiet beider Reiche rechneten. Doch war das Recht auf die Molucken unſtreitig auf Seiten der Portugieſen. Da nun ſchon vor Magellan's Ankunft, den Johann de Solis ausgeſchickt hatte,

auf dem südwestlichen Wege die Molucken aufzusuchen, und Stephan Gomez zu erweisen suchte, die Gewürzinseln lägen in der spanischen Demarcation, auch Karl V. bereits entschlossen war, ihn zur Besitznehmung derselben auf dem westlichen Wege auszusenden: so ward dieser Kaiser für Magellan's neues System um so mehr eingenommen, da er selber in Malacca, in der Nachbarschaft derselben gewesen war, Beweise und Erfahrungen an Ort und Stelle gemacht vorweisen konnte, und mehrere Ostindienfahrer, und unter diesen den geschickten Astronomen Rui Falero nebst dem gelehrten indischen Geographen Eduard Barbosa (Barbessa) aus Portugal mitbrachte. Jener konnte den Kaiser oder dessen Rathgeber durch Rechnungen und Demonstrationen, und dieser sie durch seine indische Erdbeschreibung von der Wahrheit der vorgelegten Thatsachen überzeugen. Dass man in Spanien die Ausführung dieses Unternehmens nicht bezweifelte, zeigen die grosen Vortheile, welche man dem Magellan und Falero versprach, und eben dieselben waren, unter denen Colon nach America segelte. Von diesen allen aber hatte Pigafetta nichts erfahren, und giebt daher in seinem Tagebuch hierüber keine Auskunft. Beide vorher genannte Portugiesen sollten den zwanzigsten Theil von dem Gewinn der Reise haben, zehn Jahre ausschliefslich die neuentdeckte Strafse befahren, und Freyheit haben, jährlich für 1000 Dukaten Waaren dahin zu senden, aufser andern ansehnlichen Belohnungen.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Görlitz, b. Anton: *Zerstreute Blätter*, beschrieben von *Maria Mnioch*, geb. *Schmidt*. Gesammelt und herausgegeben von *J. J. Mnioch*. 1800. 264 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Man kann die vom Herausg. beygefügte prunklose Lebensschilderung der Maria Mnioch nicht ohne innigen Antheil lesen. Sie hatte sich nach ihrem Lehrer und Freund und nachmals Gatten gebildet, und ihre Gedankenreihen und Poesien tragen sehr die Farbe seines Geistes, nur modificirt durch einen zärtern, ätherischern Anstrich. Es spiegelt sich in ihnen durchaus eine reine und schöne weibliche Seele ab. Sie lebte nur für ihren Mann, für ihr Haus, ihre Kinder, und für einen kleinen vertrauten Kreis; ihre sehr beschränkte Lage und ihre häuslichen Sorgen versüsste sie durch ihren Genius, der an allem Schönen, Wahren und Guten Wohlgefallen fand; ihre kleinen Aufsätze und Gedichte wurden meist in den letzten beiden Jahren ihres Lebens — sie starb, 20 Jahr alt — bey ihrer Nadelarbeit empfangen und auf einzelne Blätter hingeworfen, die sie selbst zusammenlegte, und mit der Ueberschrift versah, welche ihnen der Herausg. gelassen hat. Freude am begränzten häuslichen Leben mit Sehnsucht nach dem Unendlichen ist das Hauptthema der Ergiefsungen ihres Geistes und Herzens. Ein grofser Theil dieser zerstreuten Blätter war schon in Mnioch's sämmtliche auserlesene Schriften 1798. 1799 aufgenommen, und der Charakter derselben ist bey der Anzeige derselben in A. L. Z. 1800. Nr. 335. S. 443—445. gewürdigt worden. Die edle Maria verdiente es aber, dass der Verleger aus ihren Blumen einen besondern Kranz flocht, den der Herausg. noch mit manchen lieblichen Blüthen ihres Geistes, die nicht in seinen gesammelten Schriften stehen, bereichert hat. Es sind nämlich hinzugekommen: Muttergedichte; häusliches Leben des Königs von Preusen als Kronprinzen; Skolien; Hausstands-Poesie; Schiller; Mignon; Phantasien; Wechsel und Bestand.

Glogau, in der neuen Güntherschen Buchh.: *Briefe eines Menschenfreundes* an bekümmerte und leidende Mitmenschen. 1800. VIII. u. 283 S. 8. (20 gr.)

Der Vf., ein einsichtsvoller und wohlgesinnter Landprediger, sucht mit dem Pfunde, das ihm verliehen, auch aufser dem Wirkungskreise, den sein Amt um ihn zieht, nützlich zu werden. Er hat seine menschenfreundliche Belehrung für die Classe der Leidenden und Unzufriednen berechnet, die in dem Maafse immer grösser wird, in welchem die erkünstelten Bedürfnisse, die Ansprüche, die Ueppigkeit mit dem Gefolge der Laster und des Elendes überhand nehmen. „Ich wollte, sagt er, manchen nützlichen und unter besondern Umständen trostreichen Gedanken in eine gefällige Form giefsen, so dass selbst diejenigen, die sonst die moralische Lectüre nicht lieben, doch einige Augenblicke dabey festgehalten würden.“ Ernste Gemüther, welche nach Büchern der Art greifen und empfänglich für die Stimme der Wahrheit und des Trostes sind, werden hier viel Belehrung und Zurechtweisung, und viel Stoff zur Beruhigung und zur Verbesserung ihres Zustandes finden. Ein aufgeklärter, menschenfreundlicher, milder und darum wohlthuender Geist athmet in diesen Betrachtungen. Ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, behandelt er das Vorurtheil mit Schonung, ohne durch Härte die Gemüther von sich zu entfernen, macht er auf Fehler und Vergehungen als Quellen des Elends aufmerksam, predigt die Wahrheit, dass wir uns den Dingen unterwerfen müssen, weil wir sie uns nicht unterwürfig machen können, stellt der Schattenseite immer eine Lichtseite entgegen, und zeigt, dass *oft* das Bessersеyn eine Bedingung des Glücklichersеyn ist. Man findet hier Briefe an einen über einreisende Irreligiosität klagenden Religionslehrer, an einen mit Nahrungssorgen Kämpfenden, an einen Onanisten, an eine unglücklich Verheyrathete, an einen Freund über vereitelte Aussichten auf ein Amt, an einen, der mit seinem Stand, an einen andern, der mit sich selbst nicht zufrieden ist, an Jemanden, dem der Tod seinen Freund entrissen hat, an eine hoffnungslos Liebende, an eine Frau, die sich von ihrem Gatten getrennt hat, an einen

einen Abgebrannten, an ein Mädchen, die sich von ihren Aeltern zurückgesetzt glaubte, an den Gatten einer unwirthschaftlichen Frau, an einen, der über verkannten Werth und über Verleumdung klagt, an einen andern, den das Gefühl, verwahrloft zu seyn, niederschlug, an eine kinderlose Gattin, an einen Weichling, den seine geschäftvolle Lage drückt, an einen siechen Hausvater, der sich dem Tod nahe fühlt, an eine Mutter, deren Tochter durch Romanen-Leserey verschroben worden, an Aeltern wegen eines ungerathenen Sohnes, an einen Erzieher über die Neigung seines Zöglings zum Spiele, an einen Religions-Zweifler, an einen Menschen, der keinen Freund fand, an eine Mutter über den Tod ihres an geimpften Pocken gestorbenen Kindes, an Jemand, der vergebens nach dem Vertrauen eines Achtungswerthen strebte, an einen, der in der Freundschaft hintergangen worden, an Aeltern, deren Kinder durch ihren Lehrer verwahrloft worden, an eine Mutter, die von ihrer undankbaren Tochter im Alter gekränkt wurde, an eine andere, die über das Fortkommen ihrer nicht schönen und armen Tochter bekümmert ist, an eine Gutsbesitzerin, welcher die Unsittlichkeit ihrer Unterthanen Kummer macht, an Kinder, deren Aeltern ausschweifend sind, und endlich an eine von vieljährigen Leiden niedergedrückte Person. Dies der mannichfaltige Inhalt dieser Briefe, deren Stoff so unversiegbar ist als die Quellen der Leiden hienieden selbst. Möge daher der Vf. die von ihm erregte Hoffnung in Erfüllung bringen, seine Briefe fortzusetzen!

* * *

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Die vornehmsten europäischen Reisen, wie solche durch Deutschland, die Schweiz, die Niederlande, England, Portugall, Spanien, Frankreich, Italien, Dänemark, Schweden, Ungarn, Preussen und Rufsland, auf eine nützliche und bequeme Weise anzustellen sind*, mit Anweisung der gewöhnlichsten Post- und Reise-Routen, der merkwürdigsten Oerter, deren Sehenswürdigkeiten, besten Logis, gangbarsten Münzsorten, Reisekosten u. s. w. ausgefertiget von *Gottlob Friedrich Krebel.* 15te verbesserte Auflage. 2ter Th., welcher den Beschluss der Reisen durch Deutschland und die Schweiz, und die Reisen durch die Niederlande, Preufsen, Curland, Rufsland, Dänemark und Schweden enthält. 1801. 328 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Nr. 74.)

Halle, in der Waisenhausbuchh.: *Kurzer Abrifs der Geographie*, entworfen von M. *Johann Ernst Fabri.* Achte rechtmäfsige, durchgehends verbesserte Auflage. 1801. 264 S. 8. (7 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 6.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Landshut*, b. Krüll u. C.: *Bitte eines bayerischen Landmannes an Max Joseph III. bey dessen Wiederkehr, um Aerzte, Wundärzte und Geburtshelfer auf das Land.* 1801. 29 S. 8. (3 gr.) Bekanntlich mufste auch der Kurfürst Max Joseph vor den Franzosen aus München, erst nach Amberg, dann nach Bayreuth sich flüchten. Der Vf. freut sich dessen Rückkehr, schildert, nur mit zu grellen Farben, die Verwüstungen des Krieges in Bayern, und bittet seinen Fürsten zur Vergütung aller dieser erlittenen Unfälle um Aerzte, Wundärzte und Geburtshelfer auf das Land — „Fürst und Vater! an Beamten und Pfaffen mangelt „es uns auf dem Lande nicht; wir haben deren leider! eher „zu viel, als zu wenig. Aber an Aerzten fehlt es uns gänzlich, und doch bedürfen wir der letztern zu unserm Wohl „vielmehr als der erstern. Schicke uns doch daher auf jedes „Gericht (Amt) einen Arzt, aber besolde sie auch wie Beamte, damit sie nicht in die Nothwendigkeit versetzt werden, „grofse Taxen zu fodern, die der Arme nicht würde bezahlen können. Kann der Staat Tausende von Pfaffen und Beamten — diese Tyrannen des Landsvolkes — nähren, warum soll er nicht auch ein oder zwey hundert Aerzte, von „denen so oft das Wohl ganzer Familien abhängt, unterhalten können. — Wie erhaben ist des Arztes Beruf: Menschenleiden zu lindern, Menschenwohl fördern: Menschen vom Tode retten: Wahrlich der seinem erhabenen Beruf „entsprechende Arzt ist eine wohlthätige Gottheit unter den „Sterblichen." — Nun folgt die Schilderung eines thätigen wackern jungen Arztes, den der frühe Tod in seinem Beruf wegrafte. „Solche Aerzte, Fürst und Vater, wie dieser Edle, „schicke uns aufs Land, bald wird dann die Herrschaft des „medicinischen Aberglaubens an miraculose Marien- und Heiligen-Bilder, oder die Zuflucht zu Abdeckern, Einsiedlern, „alten Weibern, Badern etc. zernichtet seyn. — In eben „dem Maas fehlt es uns an geschickten Wundärzten und Hebammen. Arbeiten wollen wir Landleute gern, wollen Hitze „und Kälte, Hunger und Durst, Sturm und Regen gern ertragen, wenn du uns nur Männer schickst, die uns wieder „gesund machen, wenn wir erkranken, unsere Glieder wieder gerade und brauchbar machen, wenn sie brechen. Auch „Kinder zeugen wollen wir gern, wenn du uns nur Männer „schickest, die unsern Weibern Hülfe leisten bey ihrer Entbindung, damit sie uns nicht aus Furcht, die Stunde ihrer „Entbindung möchte auch ihre Todesstunde seyn, die eheliche Umarmung verweigern." Rec., der mitten in Bayern lebt, kann auf Ehre versichern, dafs die bayrischen Weiber so ängstlich nicht empfindeln. Ueberhaupt Schade! dafs der Vf. wie unsere Leser sehen, hie und da zu derb und übertrieben sprach. Schwerlich wird eben deshalb das Ganze den beabsichteten Nutzen bringen, der vielleicht zu erwarten gewesen wäre, wenn mit Bescheidenheit und strenger Wahrheitsliebe dieses grofse Bedürfnifs des bayerischen Landmannes dem Landesfürsten mit Würde vorgetragen worden wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 8. Januar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA, b. Perthes: *Anton Pigafetta's Beſchreibung der von Magellan unternommenen erſten Reiſe um die Welt* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Noch vertheidigt Hr. *A.* in dieſer Einleitung gegen v. *Murr*, die bloſs auf Pigafetta's Autorität ſich ſtützende Behauptung, Magellan habe nach einer von Martin Behaim gezeichneten und ihm aus dem portugiſiſchen Archiv mitgetheilten Karte, auf welcher ſchon die magellaniſche Meerenge zu ſehen war, dieſe Straſse aufgeſucht. Wir wiederholen hier nicht, was Hr. von *Murr* dagegen längſt gründlich eingewandt hat, und bemerken nur, die von Behaim noch in Nürnberg vorhandene Weltkarte kann es nicht ſeyn. Denn wie der Augenſchein lehrt, iſt auf derſelben keine Spur einer Straſse aus dem atlantiſchen Meere in die Südſee zu finden, weil Behaim 1492 nach den Ideen ſeiner Zeit beide Meere für einen und denſelben Ocean hielt, und daher gegen Weſten China, Japan, und die von Marco Polo beſchriebenen Inſeln ſtellte.

Der ganze Streit, ſo weit er jetzt ohne Benutzung der Archive im *Torre del Tombo* und *Simancas* geführt werden kann, beruhet auf der Löſung folgender beiden Fragen: 1) Iſt es wahrſcheinlich, daſs *Behaim* nach 1492 die von Pigafetta erwähnte Karte verfertigt habe, und 2) konnte Magellan ſolche wohl nach ſeiner Zurückkunft aus Indien aus dem Liſſabonner Archive erhalten. — Martin Behaim lebte gewiſs in einem merkwürdigen Zeitpunkt, der für einen Entdecker wie er um ſo wichtiger war. Seine Weltkenntniſs bis 1492 beweiſt ſeine in jedermanns Händen längſt befindliche Karte; daſs er aber nachher eine andere von den ſpätern Entdeckungen angefertigt haben, iſt unwahrſcheinlich. Nach den vom Hn. Murr geführten Beweiſen kehrte er 1493 aus Deutſchland nach Portugal zurück. Damals konnte er über die neuen Entdeckungen noch keine Karte verfertigen, weil Colon noch zu wenig von America geſehen hatte. Seit 1494 hielt er ſich geraume Zeit in den Niederlanden, in England und Frankreich auf, kehrte nach Liſſabon zurück, gieng von hier nach den Azoren zu ſeinem Schwager, dem eine dieſer Inſeln gehörte, und zuletzt 1506 wieder nach Liſſabon; wo er in der Mitte dieſes Jahres in hohem Alter ſtarb, auch ſcheint er, ſeit 1495 nicht weiter in Geſchäften gebraucht zu ſeyn. Aber er konnte nichts von dieſer ſüdlichen Straſse erfahren, ob man gleich ſeit Colons Reiſen dergleichen durch die von ihm erfundenen Länder ahndete. Denn Amerigo Veſpucci, der bey ſeinem Lebzeiten am weiteſten nach Süden gelangte, ſtieſs den 7. Apr. 1502 auf Land unter 52° ſüdlicher Breite, das er aber wegen Kälte und ſtürmiſcher Witterung nicht näher unterſuchen konnte. Da Veſpucci dahin vom braſiliſchen Vorgebirge St. Auguſtin ſüdoſtwärts ſegelte: ſo ſahe er die Falklandinſeln für feſtes Land an, und konnte auf ſeinem Wege nichts von der magellaniſchen Meerenge entdecken oder erfahren. Nach ihm entdeckte erſt Johann de Solis 1515 den Laplatafluſs, und ward hier von den Wilden erſchlagen. Doch dieſe Entdeckung fällt lange nach Behaims Ableben. Den Portugieſen war auch weniger an dieſer Durchfahrt gelegen, wie ſchon ihre Vernachläſsigung von Braſilien zeigt, weil ſie bey Behaims Lebzeiten den lange geſuchten Weg nach Oſtindien gefunden hatten, und die Gewürzinſeln erſt ſpäter oder 1511 mit eigenen Augen ſahen. Auch ward jene Durchfahrt, welche Solis ſuchen ſollte, und gewiſs ohne Behaims Karte gefunden haben würde, den Spaniern erſt nach der wirklichen Auffindung der Molucken wichtig, weil man anfänglich ihre Lage zu weit nach Oſten verſetzte, und dieſe Inſeln, je öſtlicher lagen, deſto gewiſſer zur ſpaniſchen Demarcation gehörten.

Daſs Magellan Behaims Karte in Liſſabon erhalten habe, beweiſt Hr. *A.* folgendermaaſsen: da dieſer nach ſeiner Rückkehr aus Oſtindien eine Beförderung in Portugal ſuchte, hörte er nicht auf, Geographie und Schifffahrtskunde zu ſtudieren, ſo daſs er nach Pigafetta's Urtheil einer der geſchickteſten Geographen ſeiner Zeit wurde. Zu dieſem Behuf erlaubte man ihm alles, was man über dieſe Gegenſtände geſammelt, und ſorgfältigſt im Schatz (wahrſcheinlicher im Archiv) aufbewahrt hatte, zu unterſuchen. Wir hätten für dieſe poſitiven Behauptungen nur einen einzigen ſichern Gewährsmann gewünſcht; da er aber bey dieſer Erzählung ſich auf keinen einzigen gültigen Zeugen beruft: ſo kann ein Unbefangener ſie für nichts als eine unwahrſcheinliche, ganz unerwieſene Conjectur halten.

Magellan war wirklich in Indien, und bey der Eroberung von Malacca zugegen. Aber die Zeit ſeiner Abreiſe nach Indien, iſt eben ſo wenig zuverläſsig bekannt, als das Jahr ſeiner Rückkehr. In Indien bekleidete er gewiſs keinen auch nur etwas anſehnlichen Rang, zeichnete ſich auch nicht vor ſeinen Gefährten aus, denn ſonſt würde *Barros*, der bey jeder

jeder Gelegenheit alle Befehlshaber und Helden seiner Nation namentlich anführt, ihn genannt haben. Er erwähnt seiner blofs wegen seiner Verbindung mit dem Serrano und bey der von ihm unternommenen Reise, und vorher nicht. Auch in den Commentarien des grofsen Albuquerque, in dessen Gefolge er nach Indien gegangen seyn soll, erscheint er nicht ein einzigesmal, so sorgfältig auch diese vier Bände von uns durchgesehen sind. Nach seiner Rückkehr aus Indien gieng er nach Africa, um mit den Marocanern zu kämpfen, und ward bey Azamor verwundet. In Azamor erhielt er den Posten eines Aufsehers der von den Mauren gemachten Beute (Quadrilleiro mor) den er aber schlecht verwaltete, daher er diese Festung ohne Erlaubnifs verliefs, und deswegen und anderer Beschwerden halber in eine Art von Untersuchung gerieth. Unter diesen Umständen ist es höchst unwahrscheinlich, dafs man ihm das Archiv geöffnet haben werde; gewisser aber ist es, dafs er seit seiner Rückkehr aus Azamor vielen Umgang mit Ostindienfahrern, Mathematikern und Geographen hatte. Ob Magellan in Sumatra war, wie Hr. *A.* glaubt, ist nicht auszumachen. Um einen malayischen Sklaven zu kaufen, durfte er diese Insel nicht besuchen, dergleichen konnte er eben so gut in Malacca erhandeln, besonders nach der Art, wie dort die Ueberwundenen von den Siegern behandelt wurden.

Bis also Behaims Karte mit der darauf befindlichen magellanischen Meerenge wirklich zum Vorschein kommt, oder ihre ehemalige Existenz durch bessere Beweise unterstützt wird, als Pigafetta's beyläufige Erwähnung derselben, oder derer, welche ihm nachschrieben: so glauben wir entweder, Pigafetta hat den Martin Behaim mit dem Martin von Sevilien verwechselt, oder Magellan hat, um den idealischen Angaben seines Gefährten einen höhern Werth zu verschaffen, diese für Martin Behaims Erfahrungen ausgegeben.

Obgleich unsere Anzeige ausführlicher geworden ist, als unsere erste Absicht war: so müssen wir versprochenermafsen doch noch einiges über des italiänischen Herausgebers und der deutschen Uebersetzer Anmerkungen mittheilen, da uns der Raum verbietet, alles hier mitzutheilen, was wir beym Durchlesen des Tagebuchs angezeichnet hatten. Der S. 21. angeführte Carvajo heifst allerdings Carvalho; denn Barros nennt ihn Joao Rodriguez Carvalho. Das weifse Brod der Brasilier S. 23. war gewifs kein Sago, weil die Palmenart, Cycas, welche das Sagomehl liefert, dort nicht wächst. Dieis war gewifs Brod aus Cassawa, oder Manioc, welche gistige Wurzel in grofser Menge in Brasilien gebauet wird, so dafs die Portugiesen noch Brod und Mehl von dieser Wurzel unter dem Namen Farinha de Pao, Holzmehl, nach Angola ausführen, auch daraus Puder bereiten. Macis S. 72. ist Muscatenblüthe, oder das feine Gewebe, welches die harte Schaale der Muscatnus umgiebt, portugiesisch Massa, englisch Mace heifst, und im Handel gewöhnlich Macis genannt wird. S. 190. ist sie genauer beschrieben. Das Gummi oder Harz, welches Pigafetta S. 84. *anime* nennt, hat noch auf jenen Inseln diesen Namen. Denn Dalrymple nennt im *Plan for extending the Commerce of the Kingdom and the East India Company*, unter den Producten der Insel Palawan Gummi Anime, das er durch Kopal erklärt. Nach S. 157. versteht Pigafetta unter diesem Namen das Harz Dammer genannt, womit auf jenen Inseln Schiffe kalfatert werden. Die Insel Panilongon, längst welcher S. 136. die Schiffe von Bohol bis Butuan segelten, ist, nach le Gentils Karte, die südwestwärts von Bohol belegene Insel Panglang. Die Lequier S. 140. sind die Bewohner der Liquejoinseln, welche als Seefahrer noch in jenen Gewässern bekannt sind. Die Pici S. 157. sind zinnerne und kupferne Scheidemünzen, die man jetzt gewöhnlich Pitjis nennt. Die kupfernen kommen aus China, wie Pigafetta sehr richtig bemerkt, haben in der Mitte ein viereckiges Loch, und gelten in allen östlichen Inseln. Vierhundert und fünf bis vierhundert und zehen dieser Pitjis gehen auf einen spanischen Thaler. Die chinesische Stadt Comlaha, S. 227. ist Cambalu oder das heutige Peking, wie auch schon die Verbindung mit Nankin zeigt. Unter Chelim versteht Pigafetta gewifs die Küste Coromandel, weil er hieher das Reich Narsinge (Bisnagar) versetzt, dessen Unterthanen er aber unrichtig für Malayen hält. Was er sonst vom eigentlichen Indien und den verschiedenen Kasten der Einwohner anführt, ist sehr verworren und unrichtig. Einige Namen der Kasten kann ihm Barbosa mitgetheilt haben, seine Franai sind gewifs aus Brahminen corrumpirt, wenn sie gleich Palmweinzapfer seyn sollen. Seine Macuai oder Fischer sind Barbosas Muchoa, oder Mechoe, und die Poleai, die Pollars oder Ackerleute.

Die deutschen Uebersetzer haben die in der Reise zerstreuten Sprachproben am Ende derselben zusammengestellt und mit neuern Wortregistern verglichen. Bey den malayischen Worten ist vorzüglich zu bewundern, dafs sie sich so wenig verdorben erhalten haben. Pigafetta hat noch eine Schrift über die Schiffahrtskunde seiner Zeiten hinterlassen; diese ist hier auch übersetzt zu finden und mit sehr belehrenden Anmerkungen begleitet. P. hatte auch seine Reisekarten beygefügt, um die von ihm besuchten Weltgegenden zu übersehen. Von diesen sind in der deutschen Uebersetzung zwey genau nachgestochen, die eine begreift die Philippinen, die Inseln, welche zwischen ihnen und den Molucken liegen, die Amboina und Bandainseln, die Inselgruppe von Timor bis Java, nebst den Benennungen, die P. ihnen in seinem Tagebuche beylegte, ingleichen Celebes, nebst einem ansehnlichen Theil von Borneo. Die zweyte ist colorirt und zeigt die Lage der wirklichen Molucken, längst der Westküste von Gilolo; auch befindet sich darauf eine misrathene Abbildung des Nelkenbaums. Noch kann man auf einer dritten Weltkarte den ganzen Weg übersehen, den Magellan und Pigafetta auf ihrer Reise nahmen. Auf derselben sind auch die Gränzen der portugiesischen und spanischen Demarcation angezeigt.

Bey-

Berlin, b. Decker: *Tableau de Berlin à la fin du dixhuitieme Siecle.* 1801. 8.

Schwer kann unmöglich die Verfertigung eines Werks, wie das gegenwärtige, auch nur für den feyn, der sich einige Tage in Berlin aufgehalten hat. Dafs Alles ohne Ordnung und ohne Zusammenhang hingeworfen ist, mag noch hingehen; wahrscheinlich geschahe es, um diesem Gemälde eine Aehnlichkeit mit *Merciers Tableau de Paris* zu geben; dafs aber nicht eine feine Bemerkung, nicht eine Schilderung darin vorkömmt, die über das Alltägliche sich erhebt, ist bey einem Buche, das nicht ohne Prätension geschrieben zu seyn scheint, auffallend. Für den Berliner kann es kein Interesse haben; denn er findet nichts darin, was er nicht wüfste, oder nicht sehr leicht, zum Theil auch besser wissen könne; für den Fremden ist es ebenfalls nicht lehrreich, weil es oberflächlich und unzuverläfsig ist; denn wenn der Vf. einen Satz aufgestellt hat: so nimmt er das, was sich zuerst unter seiner Feder findet, zum Belege desselben an. Z. B. unter den Privathäusern *qui font honneur à leurs battisseurs ainsi qu'à leurs proprietaires* zählt der Vf. *l'hotel garni de Kraus* auf dem Gensd'armes-Markte, und *l'hotel de Russie* unter den Linden — zu den *rues bruiantes et passagerès* rechnet er (S. 120.) die Wilhelms-Strafse, die eine der ödesten in Berlin ist. — S. 178. versichert er, dafs im Januar und Februar Blumenkohl und Spargel auf öffentlichen Märkten feil geboten würden. — Doch den stärksten Beweis, dafs der Vf. seine Beyspiele gleichsam aus einem Glückstopfe greift, liefert das Kapitel *Sciences et belles lettres.* Man geräth dabey zuweilen in Versuchung zu glauben, dafs er aus Ironie die Beynamen, die er verschiedenen Berliner Gelehrten giebt, gewählt habe; einigen wirft er das Rauchfafs an den Kopf, und *Engel* nennt er dagegen *un auteur presque classique* — von *Kiesewetter* sagt er: *il s'efforce de rendre intelligible à ses auditeurs la doctrine du mysterieux Kant.* Uebrigens ist das Buch voll Wörter, die nicht zur Zeit der schönen Literatur gewöhnlich waren; auch ist der Stil sich nicht gleich. Ueber des Vfs. Bemerkungen in Ansehung der Gemälde in Berlin, erlaubt Rec. sich kein Urtheil.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Pichler: *Sineds letztes Gedicht*, herausgegeben von *Lorenz Leopold Haschka*, im May 1801. 19 S. 8. (4 gr.)

Nur einige wenige Blätter, aber aus mancher Ursache der Bemerkung mehr werth, als oft ganze Alphabete gereimter und reimloser Oden! Sie enthalten den Schwanengefang eines Mannes, der wohl verdient, dafs sein Name in den Jahrbüchern deutscher Dichtkunst unvergefslich bleibe; der zu jeder Zeit und überall unter Germaniens Sängern sich ausgezeichnet haben würde, dessen Verdienstlichkeit aber doch noch stieg, durch das Wo und Wann, als er auftrat. Denn schon vor beynahe vierzig Jahren, als es noch in den Staaten und selbst im Königssitz der österreichischen Monarchie düster genug aussah; als die Werke classischer Dichter des protest. Deutschlands fast sämmtlich noch für verbotne Waare galten, wagte *Denis* seine ersten Versuche, denen bald reifere Arbeiten folgten; gestand laut, wer seine Lehrmeister wären; und zeichnete sich durch seine Gedichte sowohl, als seine Aufrichtigkeit zwiefach unter einem Orden aus, dem unsre vaterländische Poesie bis dahin wenig oder nichts zu verdanken hatte. An genialischem Fluge, an Stärke des Ausdrucks, an Kühnheit des Plans übertraf ihn keiner seiner spätern Nacheiferer. Unter allen Herolden Marien Theresiens und Josephs II. blieb er der Erste; pries weislich den Ruhm seiner Helden, ohne das Verdienst ihrer Gegner zu schmälern; und erwarb sich um so mehr auch da Beyfall und Achtung, wo seinen Gedichten vielleicht das individuelle Interesse abgieng. Seit mehrern Jahren schien er freywillig dem Parnafs entsagt, und nur zu mühsamen bibliographischen Arbeiten sich gewandt zu haben; um so mehr dürfte die Neugier ein Gedicht reizen, welches er in seinem siebenzigsten Jahre, wenige Tage vor seinem Tode, vollendete. Aber auch durch den Stoff, durch Anordnung, und wahren Dichtergeist empfiehlt sich sein Abschiedgesang. Keinem Lyriker der ältern und neuern Zeit war es vielleicht *edler zu enden* bestimmt. Er schlofs mit einem secularischen Päan, mit einer ächt genialischen Ode, dem kurz vor ihm entweichenden achtzehnten Jahrhunderte gewidmet. Sein Gang dabey ist folgender.

Unterm Nordpol ist die Halle der Aeonen. Dort schlummern schon auf neun und sechszig Stühlen eben so viele Greise. Aber so oft hundert Winter entflohen sind, öffnen sich krachend die Thore; jene Schlummernden erwachen. Ein neuer Bruder schwebt thatenbelastet und müde hernieder, nimmt seinen Stuhl ein, und giebt eine kurze Rechenschaft von dem, was er *zuerst* sah oder that. Der Dichter sieht den siebenzigsten Aeon eintreten, und hört seine Rede. Hier nur einige Stanzen derselben:

Zwey grofse Frauen sah ich, Theresien
Und Katharinen — Brüder! ihr hattet nicht
An Weisheit, Macht und Thatenruhme
Gröfsere Männer auf Herrscherstühlen.

Nur Eines Mannes alles umfassenden,
Sich selber alles schuldigen Heldengeist,
Der von der Sprea stolzen Ufern
Glänzete, konnten sie nicht verdunkeln.

Ein fünfter Welttheil, Brüder, euch unbekannt,
Sieht Wimpel wehen, hört des Geschützes Knall.
Ein kühner Britte, Cook (o klaget)
Fand und begofs ihn mit eignem Blute.

Schon müde des Gehorchens entrissen sich
Der Mutter England Pflanzer Americas.
Vieläftig ragt der neuen Eiche
Wipfel nun auf, und beschattet Meere. — —

Der

Der Weſen Wunderkette, durch die genau
Stein, Pflanze, Thier zum Menſchen hinauf ſich ringt,
Ergriff ein Schwede, wie noch keiner (Linné)
Folgte mit Namen und Zahl den Ringen.

Ein Deutſcher, voll des heiligen Alterthums,
Berauſcht an Sions Quellen, erhub ein Lied
In fremden Maaſsen. Unerreichbar
Ward er Homer und Virgil den Seinen.

Ein Greis voll Tiefſinns faſste der Dinge Grund
Von vorn, und ſchwang ſich über Erfahrung weg,
Auf die ſonſt Weiſe bauten. Zukunft
Wird es entſcheiden, mit welchem Glücke.

So fährt er fort, und ſchildert die neuen Fortſchritte der Scheidekunſt, die Einführung der Blatter-Impfung, der Blitzableiter, der Luftſchifffahrt u. ſ. w. Weitläuftig auszuführen: mit welcher edlen Einfalt, Kraft des Ausdrucks und ſtrenger Unpartheylichkeit er dieſs thue, wäre überflüſsig, denn dieſe Proben ſchon beweiſen es. In einer einzigen Strophe verräth ſich ſein ehemaliger Stand, denn er ſingt:

Ein Gottgeweihter, jeglicher Menſchenart
Durch alle Zonen fröhnender Männerbund
Erlag den Ränken, ward zerriſſen
Unüberwieſen und ungehöret.

Man wünſcht ſie hinweg; man denkt ſich im Stillen: daſs dieſer Orden wohl eher ein *jeglicher Menſchen-Art durch alle Zonen gebieten-wollender Männerbund* zu nennen geweſen ſey. Aber man verzeiht gewiſs dieſe Anhänglichkeit an ſeine erſte, vielleicht von ihm nicht einmal ganz gekannte Beſtimmung, dem ſonſt biedern Greiſe gern, und entſchädigt ſich durch das Uebrige. Selbſt über Frankreichs Umſchaffung, wiewohl er ſie miſsbilligt, und ſeinem Stande, ſeiner Landsmannſchaft nach miſsbilligen muſs, drückt er ſich mit kluger Mäſsigung aus. Kurz, er hat ſeine dichtriſche Laufbahn auf eine treffliche Art beſchloſſen; und Hn. *Haſchka*, wenn er uns oft dergleichen Gedichte von Andern herauszugeben vermöchte, wollten wir gern dankbar manches ſeiner eigenen nachſehn.

* * *

Jena, b. Stahl: D. *Johann Wilhelm Schmids* Anleitung zum populären Kanzelvortrag, zum Gebrauch bey akademiſchen Vorleſungen. Dritter hiſtoriſcher Theil, oder kurzer Abriſs der Geſchichte der geiſtlichen Beredſamkeit und Homiletik. Zweyte verbeſſerte Ausgabe. 1800. VIII. und 307 S. 8. (22 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1789. Nr. 325.)

Berlin, in d. Realſchulbuchh.: *Kurzgefaſste franzöſiſche Sprachlehre für Anfänger.* Herausgegeben von *A. J. Hecker.* 4te Auflage. 1801. 88 S. 8. (3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 194.)

Vermiſchte Schriften. *Kopenhagen* u. *Leipzig*, b. Schubothe: *Etwas über die auf den Küſten angelegten Leuchtfeuer*, wie auch *über die Wirkung verſchiedener Winde auf eine der Luft frey ausgeſetzte Flamme* von *Paul von Löwenörn.* Aus dem Däniſchen überſetzt von *Carl Ferdinand Degen.* 1801. 32 S. 8. (3 gr.) Dieſe kleine Schrift eines rühmlichſt bekannten Vfs. iſt vorzüglich für die Naturkunde wichtig; denn die Verbeſſerung, welche der Vf. bey den Leuchtfeuern, mittelſt eines zweckmäſsigen Luftzuges angebracht hat, iſt längſt bekannt geweſen, und von den Erbauern der Leuchtthürme auf dem Felſen Edyſtone, auf dem Spurn-Point (von *Smeaton*), und bey Havre (von Hn. *Du Chesne*) in Anwendung gebracht worden, wie wir aus Wiebekings Waſſerbaukunſt 3. Band ſehen, worin dieſe Leuchtthürme genau beſchrieben und in Kupfern dargeſtellt ſind. — Die vom Vf. theils gemachten, theils von andern ihm mitgetheilten, Erfahrungen beſtehen nun in folgenden: Die Flamme eines im Freyen brennenden Bläſen- oder Steinkohlenfeuers wird von den weſtlichen Winden horizontal gehalten; von den N. W. und N. N. W. Winden ſchräge abwärts gewehet. Dreht ſich der Wind durch O. nach S. O.: ſo erhebt ſich die Flamme; ſelbſt bey ſtürmiſchen Wetter lodert ſie aufwärts. Bey S. S. W. und S. W. Winden ſchlägt ſie bald auf bald abwärts. Auch der Schein, den ſie von ſich wirft, iſt verſchieden: bey den S. O. Winden iſt derſelbe röthlich, bey den entgegengeſetzten aber weiſslicht. Endlich richtet ſich auch der Luftzug nach den Winden: ſo iſt derſelbe z. B. bey S. W. Winden in der geſammten Kohlenmaſſe des Feuerkorbes nicht ſo lebhaft, daſs er ſie anfachen könne, ſondern ſie muſs ſorgfältig geſchürt werden.

Dieſe Wahrnehmungen geben alſo bey der Anlage der Leuchtfeuer die Regel: daſs man vorzüglich für einen zweckmäſsigen Luftzug, der horizontal und vertical durch Röhren oder Oeffnungen geht, und für die Einſchlieſsung des Feuers in eine mit Spiegelglasſcheiben verſehenen Laterne ſorgen muſs. — Daſs die weſtlichen Winde abwärts, die öſtlichen hingegen gewiſſermaſsen aufwärts wehen, könnte wohl, dem Vf. zufolge, gröſstentheils von der Rotation der Erde herrühren. Daſs die Flamme bey den ſüdlichen und ſüdweſtlichen Winden wechſelsweiſe auf und abwärts lodert, könne wohl daher entſtehn, daſs die S. Winde gemeiniglich Regen oder doch feuchte Luft führen. Daſs bey dem Winde von S. bis jen O. her die Kohlen nicht ſo gut als mit den entgegengeſetzten Winden brennen, entſteht ihm auch noch daher, daſs bey den letztern die Luft mit mehr Sauerſtoff geſchwängert ſey. Gegen dieſe letztere Erklärung macht der gelehrte Ueberſ. einen (wie es uns ſcheint) gegründeten Einwand. Doch, wir glauben von dieſer ſehr intereſſanten Abhandlung genug geſagt zu haben, um die Naturforſcher darauf aufmerkſam zu machen. Vorzüglich könnten die holländiſchen Baumeiſter über die Wirkung des im Freyen brennenden Leuchtfeuers mehrere Beobachtungen anſtellen, weil in der bataviſchen Republik mehr denn ſechs ſolcher Kohlenfeuer im Freyen brennen; und wir laden ſie dazu recht dringend ein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Januar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

JENA, b. Stahl: *Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtswissenschaften*, von D. *Gottlieb Hufeland*, H. S. W. Justizrath, ord. Prof. des Cod. und der Nov. zu Jena u. s. w. *Zweytes* und *drittes Stück*. 1801. 224 S. 8. (18 gr.)

Bey der noch immer nicht sehr beträchtlichen Anzahl solcher Producte, wodurch das Fortschreiten der Rechtswissenschaft befördert wird, ist die Fortsetzung dieser schätzbaren Beyträge gewifs eine sehr erfreuliche Erscheinung. Wenn sich gleich die gegenwärtigen Stücke nicht, wie die erste Lieferung, (A. L. Z. 1800. Nr. 99. B. II. S. 49.) durch glanzende Siege über einzelne allgewaltig herrschende Irrthümer auszeichnen: so erhält doch die Wissenschaft durch sie nicht weniger Gewinn, indem der würdige Vf. im gröfsten Theile dieser Hefte durch unermüdet fortgesetztes Forschen nach einem genügenden wissenschaftlichen Zusammenhang aller Rechtstheile dem Studium derselben eine immer festere Richtung zu geben sucht. Auch die von Hn. *H.* aus dem reichen Vorrath seiner praktischen Erfahrungen mitgetheilten Fälle sind theils wegen ihrer factischen Eigenheiten, theils wegen des besondern Interesse für die Theorie, das sie unter den Händen des scharfsinnigen Vfs. gewinnen, ungemein lehrreich. IV. Abh. *Grund und Verhältnifs der Criminalgewalt des Staats.* Hr. *H.* entwickelt hier die von ihm in seinen früheren Schriften bestimmten Begriffe von Vergehen und Verbrechen, von Polizey- und Criminalstrafen, von Capital- und Nichtcapitalstrafen, vollständiger und in näherem Bezug auf die Begründung der *Criminalgewalt*. Diese hat vorzüglich die Erklärung zum Zweck, dafs jemand ein Verbrechen begangen habe, und als Verbrecher nicht mehr Staatsbürger sey, folglich der Staat keine Rechte mehr für ihn anerkenne; sie besteht aus der eigentlichen Criminalgesetzgebung, die festsetzt, welche Handlungen Verbrechen seyn, und aus der criminalrichterlichen Gewalt, welche sich mit der Beurtheilung im einzelnen Falle, ob ein Verbrechen begangen sey, beschäftiget; welche beide Zweige der Justizgewalt angehören. Neben der eigentlichen Criminalgewalt, die sich auf *Verbrechen* bezieht, existirt noch die Gewalt des Staats, die *Strafen* zum Gegenstande hat. Da nun der Verbrecher, als rechtlos, aufser dem Schutz des Staats ist: so würde jedem Bürger frey stehen, gegen den Verbrecher in diesem Zustande sich zu erlauben, was er irgend für nöthig hielte. Dieſs würde aber zu mancherley Gefahren Veranlassung geben, die der Staat, so wie die Verbrechen selbst, zu verhüten suchen mufs. Der Polizey also, welche die Wirksamkeit des Staats für seine Hülfszwecke ist, kommt es zu, durch das Nebenmittel einer allgemeinen *Abschreckung* durch Criminalstrafen (denn Strafen für Vergehen gehören ohnedieſs unstreitig zur Polizeygewalt) den Verbrechen sicherer vorzubeugen. *Criminalstrafgesetzgebung* ist demnach ein Theil der *Polizeygewalt*; die *Criminalgerichtsbarkeit* hingegen, die auf Zuerkennung der bestimmten Strafe geht, gehört zur *Justizgewalt*. — Unter dem als richtig vorausgesetzten Begriff des Vfs. von Polizeygewalt, der allerdings sehr viel für sich hat, wird wohl kaum eine Lücke in den Hauptfolgerungen entdeckt werden; nur möchte Rec. bezweifeln, ob, (S. 30. n.) durch diese Sonderung der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit bey Criminalstrafen Hn. *Feuerbachs* bekannte Unterscheidung zwischen dem Zweck der Bestimmung und der Zufügung der Strafe mehr begründet werde. Wenn, nach *Feuerbach*, vorhergehendes Strafgesetz zum Begriff des Verbrechens erfodert wird: so scheint Androhung der Strafe nicht mehr Hülfszweck, sondern wesentliches, ja das nächste Mittel zum Hauptzweck des Staats zu seyn. Denn wie würde die Sicherheit der Rechte bewirkt werden, wenn es nicht durch Bestimmung der Strafe, als der nothwendigen Bedingung, unter welcher einer als Verbrecher gedacht und behandelt werden kann, geschähe? Nimmt man aber mit Hn. *H.* an, dafs Verbrechen ohne Strafgesetze sich denken lassen, dafs der Verbrecher durch seine Handlung rechtlos wird, dann fodert der Hauptzweck des Staats schlechterdings weiter nichts, als jenen Theil der Criminalgerichtsbarkeit, durch die der Beschuldigte verurtheilt wird, sich einer solchen Handlung, die den Verlust des Staatsbürgerrecht zur Folge hat, schuldig gemacht zu haben. Hr. *H.* scheint also in einem wesentlichen sich hierher beziehenden Punkte von Hn. *Feuerbach* abzuweichen. V. Abh. *Rechtfertigung meiner Eintheilung der gesammten positiven deutschen Rechtsgelahrtheit.* Sie ist zunächst für die Leser der encyklopädischen Schriften des Vfs. (A. L. Z. 1800. Nr. 212. B. III. S. 209. u. ff.) bestimmt, die natürlicher Weise in den Geist und die innern Gründe des Zusammenhangs der von Hn. *H.* über das ganze Gebiet der Rechtswissenschaft entworfenen Karte nicht so, wie dessen Zuhörer, eindringen konnten; aber auch jene werden sich gröfstentheils, nach dieser geistvollen Darstellung, mit der Hauptanlage seines Systems aussöhnen. — Der Vf. schickt zuerst sehr

richtige Erfoderniſſe jeder Abtheilung der Jurisprudenz voraus, giebt hierauf eine kurze Ueberſicht ſeiner Abtheilung, und läſst dann die Rechtfertigung der von ihm angenommenen Begriffe der Rechtstheile, und der Stellung der erſten Schlufsſteine des Gebäudes folgen. Jede verjüngte Darſtellung dieſer Rechtfertigung würde entweder für den Zweck einer Anzeige zu weitläufig, oder unbefriedigend ausfallen; ohnedieſs wird jeder Freund der beſſern Behandlung der Rechtswiſſenſchaft dieſe Beyträge zur Hand nehmen. Vorzüglich hat ſich Hr. *H.* den Beweis der Exiſtenz des ihm eigenen *Regierungsprivatrechts*, als eines beſonderen Rechtstheils, angelegen ſeyn laſſen, und, nach unſerer Ueberzeugung, nicht nur die Wahrheit des Begriffs, ſondern auch des äufsern Umfangs dieſes Theils bis zur Anſchaulichkeit dargelegt: Rec. bekennt auch nach reiferer Erwägung offen, dafs das von ihm ehedem (A. L. Z. a. a. O. S. 219.) angenommene *Privatrecht des Staats* der Sache nicht Genüge thue. Sollte aber nicht etwa die Idee des Vfs. durch eine weiter verfolgte *ſubjective* Analyſe jenes Rechtsfachs noch mehr Licht gewinnen? Das Reg. priv. Recht iſt der Inbegriff derjenigen Privatrechte, die durch den Staat und deſſen Verwaltung ganz unmittelbar entſtehen, und nicht ohne den Staat gedacht werden können; ſie entſpringen entweder 1) aus den privatrechtlichen Verhältniſſen, in welchen der *Staat* als *moraliſche Perſon* zu einem Staatsbürger ſteht, oder 2) aus den Privatverhältniſſen, in die *einzelne Staatsbürger zu einander* (ſie ſeyn Individuen oder Gemeinheiten) in Beziehung auf Staatsgewalt, und als Folge der Thätigkeit derſelben kommen. In dieſe beide Claſſen möchte ſich wohl der gröſste Theil der von Hn. *H.* im Reg. priv. Recht aufgeführten Rechte abſondern laſſen. VI. Abh. *Erläuterung einer Stelle in der Henneberg. Landesordn. (Buch. III. Tit. 2. Cap. 6.). Beyſpiel einer einſchränkenden Auslegung eines Particulargeſetzes.* Die erwähnte Stelle ſchreibt gewiſſe Formalien bey Schenkungen vor; die deswegen entſtandene Frage: ob ſich dieſes Geſetz auf alle und jede Schenkungen, insbeſondere die an Kirchen, erſtrecke, wird aus dem richtigen Grunde verneinet, weil in Rechtsgeſchäften, die auch im fremden recipirten Rechte ihrem Gegenſtande nach vorkommen, das Particularrecht nicht anders als eingeſchränkt angewendet werden kann. Hr. *H.* macht hier gelegentlich Hoffnung zu Bemerkungen über die juriſtiſche Auslegungskunſt, beſonders über die Verwechslung der eigentlich juriſtiſchen Regeln der Auslegung mit den blofs pſychologiſchen; den Werth dieſes Verſprechens wird jeder zu ſchätzen wiſſen, der ſich auch nur mit einigen Blicken in dieſem noch wüſten Lande umgeſehen hat. VII. Abh. *Erläuterung einer andern Stelle in der Henneb. Landesord. (B. III. T. 4. C. 12. §. 2.). Beyſpiel einer ausdehnenden Auslegung eines Particulargeſetzes*, zugleich eine meiſterhafte Erklärung eines Geſetzes mit Hülfe eines andern. In der angeführten Stelle wird von der Beerbung in die Errungenſchaft unter Eheleuten nach ihrem kinderloſen Abſterben gehandelt, und im Eingange der Fall angenommen, wenn Ehegatten gar kein Heyrathsgut einander zugebracht haben. In einer andern Stelle (B. III. Tit. 3. C. 13. §. 1.) iſt von der Zurückgabe des Eingebrachten nach dem Tode des einen Ehegatten, wenn keine Kinder vorhanden ſind, die Rede, und es heiſst unter andern, dafs die Frau nach des Manns Tode deſſen *Eingebrachtes* herausgeben ſoll. Hieraus wird nun gefolgert, dafs die römiſchen Grundſätze bey der Erbfolge in die Errungenſchaft hier ausgeſchloſſen ſind; die obige erſte Stelle *kann* alſo als Particulargeſetz, die von einem dem römiſchen Rechte ganz unbekannten deutſchen Inſtitute ſpricht, ausdehnend erklärt werden, und *mufs* es, weil die *ratio legis* ſich nicht blofs auf den dort ausgedrückten Fall der beiderſeitigen Armuth der Eheleute vor der Heyrath, ſich beſchränkt, ſondern auf jede Errungenſchaft geht. — Angehängt ſind wegen ihrer Seltenheit die H. Weimariſche Verord. v. 20. Oct. 1725, und H. Cob. und Goth. v. 11. Jan. 1781 über das Erbrecht der Kinder. VIII. Abh. *Zuſätze und Berichtigungen zu Hn. Prof. Hugo's Index Edit. fontium Corp. J. civ.*; aus der Univerſitäts-Bibliothek zu Jena, und Herzogl. zu Weimar. IX. Abh. *Merkwürdige Rechtsfälle mit und ohne Entſcheidung.* Nr. 1. In einem über des Manns und der Frau Vermögen ausgebrochenen Concurſe entſtand die Frage: *Verſteht ſich die Subſtitution eines Gläubigers der Ehefrau an deren Stelle, und der Ehefrau an deſſelben Stelle im Concurſe ohne richterliches Erkenntnifs von ſelbſt (ipſo jure)?* Sie ward von der Facultät zu Jena aus der Analogie der Ceſſion verneinend entſchieden. Nr. 2. *Iſt der Remittent eines Wechſels verbunden, den Primawechſel unmittelbar an den Wohnort des Traſſaten zur Acceptation zu ſenden?* Ein Fall, der unlängſt vor der King's Bench in London verhandelt und entſchieden wurde, deſſen Entſcheidung aber wahrſcheinlich in Deutſchland anders ausgefallen wäre. Nr. 3. und 4. Zwey Fälle, in welchen die Entſcheidung zwiſchen dem *Erfüllungs- und Reinigungseide* ſehr ſchwierig war; ſie können vorzüglich zur Uebung in Beurtheilung der Beweiskraft dienen.

Giessen und Darmstadt, b. Heyer: *Staatsrechtliche Abhandlung über die Reichskriegs- und andere Steuern* mit Hinſicht auf den Geiſt der Reichsgeſetze und des Reichs-Schluſſes von 1793. oder: *Staatsrechtlicher Beweis, dafs die Steuerbefreyeten auch in dieſem Kriege nach dem Beſitzſtande beurtheilt werden müſſen;* von *J. B. Schue.* 1801. 428 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der ſchon durch mehrere ſtaatsrechtliche Abhandlungen rühmlich bekannte Vf., (Heſſen-Darmſtädtiſcher Hofrath und Syndicus der Reichs- unmittelbaren Abtey Arnsburg in der Wetterau,) liefert in dieſer Abhandlung eigentlich eine Deduction für dieſe Abtey, welche wegen der Steuerpflichtigkeit ihrer Mediatgüter mit den Solmſiſchen Haufern, beſonders

ders mit Solms-Lich, in Rechtsſtreitigkeiten befangen iſt. Er hat jedoch, durch Ausführung allgemein anwendbarer Grundſätze, ſein Werk gemeinnützig zu machen geſucht, ſo dafs ſelbiges als ein brauchbarer Beytrag zu dem noch nicht ſattſam aufgeklärten Reichsſteuerweſen gelten kann. Vorläufig etwas über den *Grund* und das *Alter* der Steuer, jedoch ohne hiſtoriſche Erörterung, blofs nach dem allgemeinen Erfahrungsſatz, dafs die Steuer ſo alt ſey, als die Staaten ſelbſt, und auf den nämlichen Grundſätzen beruhe; ferner von der Abtheilung in *Reichs-Kreis-* und *Landſteuer*, der erſteren, in *gemeine* und *privilegirte*, der letztern in *ordinäre* und *extraordinäre*. Nach einem vorausgeſchickten Auszug der die Reichskriegsſteuer betreffenden Geſetze, vom Jahre 1422 an, bis 1793, und nach Erörterung der verſchiedenen Güter-Erwerbungen des Kloſters Arnsburg, und der deshalb beſtehenden Schatzungsverträge, kommt der Vf. auf den, unter andern, von dem Reichsgräfl. Fuggeriſchen Rath *Kolb* (in Reuſſens Ded. Samml. B. XI. S. 231. ff.) vertheidigten Satz: „dafs der Reichs-Schlufs vom 1. Febr. 1793 den ein„zelnen Reichsſtänden die Befugniſs einräume, nicht „blofs ihr *Perſonal-* ſondern auch alle *Realunterthanen* ihres Gebiets, in Rückſicht der darin befind„lichen Güter und Gefälle, aller Exemtion unerach„tet, während des franzöſiſchen Krieges, zur Er„leichterung ihrer Landſchafts- und Contributions„Caſſen, in das gemeinſame Mitleiden zu ziehen.“ Da der Beweis dieſes Satzes, nächſt dem kaiſerlichen Circular-Schreiben, vom 27. Febr. 1793, auf den alten Reichsgeſetzen, und auf einigen anderen Nebengründen beruhet: ſo wirft der Vf. darüber neun verſchiedene Fragen auf, und ſucht bey deren Erörterung vorzüglich darzuthun, dafs die Reichsgeſetze blofs von *privilegirten* Reichsſteuern nicht aber von *Landſteuern* reden; dafs obgleich nach ſelbigen ſeit 1548 keine Exemtion mehr gelten ſolle, es dennoch Exemte, ſelbſt gegen die privilegirte Reichsſteuer, noch mehr aber gegen gemeine Reichs-Kreis- und Landſteuer, gebe; dafs das Herkommen hierbey nicht nur der einzige, ſondern auch der einzig mögliche Maafsſtab ſey; und dafs ſich dagegen keine Obrigkeit Interpretationen erlauben dürfe, weil ſolche als petitoriſch und unausgemacht, den Beſitz nicht ſtören dürften. Die Reichsgerichte würden daher angewieſen, vor der Hand auf Gewohnheit und Herkommen zu ſprechen; und ſelbſt die Kaiſer hätten ſich keine einſeitige Veränderung im Steuerweſen erlaubt. Da der Reichsſchlufs von 1793 hierunter nichts neues beſtimmt, ſondern es nur dabey läſst: „dafs die Stände des Reichs zu allen Koſten „der Wehr- und Armatur-Anſtalten ihre *Unterthanen, „geiſtliche und weltliche. Niemand deren davon ausge„nommen, vermöge der ſchon vorhandenen zielgebenden „Reichsgeſetze zu beſteuern* befugt ſeyen“ etc. auch zugleich verordnet: „*Niemanden auf irgend eine Art „über die Gebühr und Erfoderniſs zu beſchweren*“ etc.: ſo läſst ſich mit den Gegnern des Vf. nach richtigen hermeneutiſchen Folgerungen, nicht behaupten, dafs dieſer Reichsſchlufs von dem bis dahin beſtandenen Herkommen eine Ausnahme gemacht, und ſolches wenigſtens für dieſen Fall ſuſpendiret habe, oder dafs die ausgezeichnete Veranlaſſung dieſes Revolutionskrieges eine ſolche Ausnahme begründe, und dafs bey ſelbigem das allgemeine Staatsrecht und Staatsbeſte, und die Societätsgeſetze zur Richtſchnur dienen müſsten. Freylich hätten ſeit 1548 keine neue Befreyungen aufkommen ſollen: allein jene ſtrenge, auch noch nachher wiederholte Vorſchrift, hatte nur — für den dringenden Nothfall einige Wirkſamkeit, und wurde in den Zwiſchenräumen durch Verträge und Beſitzerwerbungen vielfältig durchlöchert, welche, weil ſie von dem Herkommen geheiliget waren, durch ſpätere Geſetze nicht aufgehoben werden durften. Der Vf. bemüht ſich auch, aus den reichsgerichtlichen Erkenntniſſen, die in dieſem Fach nicht ganz übereinſtimmend ſind, ein Uebergewicht für ſeine Meynung zu erhalten, und beſonders aus den neueſten Decreten des Reichskammergerichts, von welchem das letzte für die Abtey Arnsburg gegen Solms Lich am 22. Oct. 1799 ergieng, zu beweiſen, dafs dieſes höchſte Gericht, bey der Verbindlichkeit zu Reichskriegsſteuern, blofs auf den Beſitzſtand geſehen habe.

Frankfurt a. M.: *Beytrag zur Geſchichte der Frohne oder Schaarwerk in Bayern. Erſter Theil.* 1798. 191 S. *Zweyter Theil.* 1800. 226 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der ungenannte Vf. behandelt hier einen wichtigen Gegenſtand auf eine ſo ausgezeichnete Art, dafs ſeine Schrift alle Aufmerkſamkeit verdient, und der Beherzigung aller derjenigen vollkommen würdig iſt, welche die Gewalt haben, zur Abſtellung der groſsen Miſsbräuche der Frohnen in Bayern etwas beyzutragen. Das Ganze iſt in Fragen abgetheilt, welche der Vf. gründlich und ausführlich beantwortet. I. Frage: war in Bayern die Schaarwerk in ältern Zeiten ein *effectus jurisdictionis baſſae?* Hier wird gegen *Kreittmaier* und *Schmid* bewieſen, dafs die Schaarwerk blofs durch das Herkommen entſtanden, und keine Folge der niedern Gerichtsbarkeit ſey, was die Landsordnung von 1553 die Erklärung der Landesfreyheit von 1516, und die Landtage von 1515 und 1516 deutlich zeigen. Dieſen und der Geſchichte zu folge hatte der Adel die Schaarwerk auf einſchichtigen und Lehengütern nicht vor erlangter Gerichtsbarkeit, ſondern er behauptete dieſelbe vermöge Herkommens, welches aber nicht mit Vorwiſſen des Herzogs eingeführt, und eben ſo wenig gleichförmig war. II. Frage: wann und wie kam in Bayern die ſtändiſche Niedergerichtsbarkeit in Ausübung? Die Stände erhielten ſie durch die Ottoniſche Handfeſte von 1311, die nachher von den Herzogen häufig beſtätigt ward, aber aus verſchiedenen Urſachen, die hier aus der Geſchichte entwickelt werden, kommen die Stände nicht zur Ausübung kommen. Gewöhnlich bewilligten ſie dem Herzoge nicht

eher Steuern, bis dieser ihre Privilegien bestätigte. Dadurch kamen sie nach und nach zur Ausübung der Gerichtsbarkeit, besonders da sie von den Herzogen die Bewilligung erhielten, dass ihre Räthe und Beamte lauter Inländer und Adeliche seyn sollen. In der Folge suchten aber die Stände ihre Gerichtsbarkeit immer mehr zu erweitern, was hier weitläufig aus der Bayerschen Geschichte gezeigt wird. III. Frage: Hatten die Stände das Recht, den Herzogen die gemeinen Landsteuern der Bauern zu bewilligen, und sich steuerfrey zu machen? Wird sehr gründlich dahin beantwortet, dass die Stände sich steuerfrey zu machen kein Recht hatten, weil die Stände in ältern Zeiten Steuern bezahlten, die Ottonische Handfeste Bauern wie die Stände für steuerfrey erklärte, und in der Folge die Bauern, ohne gehört oder vertreten zu werden, allein die Steuern tragen mussten. IV. Frage: wie war die Frohne oder Schaarwerk in Bayern von der Zeit des Königs Otto bis zum Anfange des 17ten Jahrhunderts beschaffen? Hier wird aus der Geschichte sehr gut deducirt, wie gering die Frohne vom Anfang bey den Herzogen war, und wie unermesslich sie erweitert ward, als sie von den Herzogen den Ständen überlassen ward. Ein trauriges Bild der grosen Bedrückungen, die daraus entstanden. Am Ende ist ein Rescript des vorigen Kurfürsten befindlich, worin von den Landesstellen ein Gutachten gefodert wird: wie dem Missbrauche der Schaarwerke zu steuern sey? Dann folgt ein solches eben nicht sehr gründliches Gutachten, ohne weiter zu melden, welche Wirkung das gedachte Rescript gehabt habe. Ein sehr edeles Schreiben eines bayerischen Cavaliers über die Missbräuche der Frohne macht den Beschluss des ersten Theils. II. Theil, V. Frage: wie war die Schaarwerk in Bayern im 17ten Jahrhundert bis auf gegenwärtige Zeit beschaffen? Man behauptete von Seiten der Stände, dass die Schaarwerk eine Folge der Gerichtsbarkeit sey, man dehnte dieselbe immer weiter aus, was der Vf. mit einer Menge von Beyspielen und deren Contraste gegen die Gesetze belegt. VI. Frage: soll die Frohne nach Rechten und Gesetzen begünstigt oder eingeschränkt werden; oder ist die rechtliche Vermuthung für die gemessene oder ungemessene Frohne? Mit Recht führt hier der Vf. den Grundsatz aus, dass die Frohne der natürlichen Freyheit entgegen sey, also sie bewiesen und eingeschränkt werden müsse: dieser Satz wird sodann auch durch die bayerische Geschichte und Gesetze als richtig dargestellt. Es ist zu erwarten, ob und wie die höhern Stände Bayerns diese gründliche und durchgängig documentirte Schrift zu widerlegen im Stande sind. Noch grösser aber ist für die leidende Menschheit die Hoffnung, dass der jetztregierende weise und gütige Kurfürst die Missbräuche der Frohnen gewiss abstellen wird, wenn sie gehörig zu seiner Notiz gebracht werden.

* * *

Berlin, b. Nicolai, Sohn: *Der Bouillottenleuchter.* Eine Goldgrube der Pariser Damen vom Ton. Skizze über die heutigen Sitten der Pariser, ihre Spielsucht, ihre hohen Wetten, ihre Spielfeste und privilegirte Lotthäuser, nebst Schilderung einer solchen Spielscene in einem Tripot. Mit einem charakteristischen Kupferstiche. 1800. 32 S. 8. Ein blosser wörtlicher Abdruck aus dem bekannten Journale: *London und Paris.* II. Jahrgang, IV. Band. Nr. V. S. 62.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit, *Leipzig*, b. Rein: *Die Kuhpockenimpfung*; ein durch Thatsachen bewährtes Hülfsmittel zum Besten der leidenden Menschheit. In Briefen an Sophie M... geb. T... herausgegeben von *J. G. D. Schmiedtgen.* 1801. 64 S. 8. m. 1. Kpfr. (6 gr.) Hoffentlich ist durch Hn. *Hunolds* Entschluss, ein Magazin für die Geschichte der Kuhpocken herauszugeben, die Veranlassung für die Zukunft gehoben, mehrere überflüssige eigene Schriften über diesen Gegenstand entstehen zu sehen, unter welche die vorliegende zu zählen, Rec. völlige Befugniss hat. Die Debatten über den Werth und Unwerth der Kuhpocken sind bereits so oft vorgekommen, dass wir des Raisonnirens nunmehro genug haben. Nur auf Thatsachen wird es ferner ankommen, die entweder die bisher siegreichen Kuhpocken um ihren erlangten Credit bringen, oder sie darin bestätigen. Thatsachen dieser Art, unter denen Rec. bald solche anzutreffen wünscht, die den Ursprung der Kuhpocken ins Licht setzen, werden in der Folge in Hn. *Hunolds* Magazin den angemessensten Platz finden. Wer etwa eine Freundin über den Werth der Kuhpocken unterhalten will, wird dieses am besten in ungedruckten Briefen thun, worin es ihm unbenommen bleibt, sie auf lehrreiche Aufsätze im Reichsanzeiger zu verweisen, ohne solche in extenso wieder abdrucken zu lassen, dergleichen mehrere, namentlich von *Wiedemann*, *Roose* und *Himly*, *Hessert*, *Pilger*, *Koch* Hr. *Schmiedtgen* hier wieder auftischt. Wenn er übrigens glaubte, dass zwey glückliche Fälle der Kuhpockenimpfung in Leipzig, an den Kindern des Hn. Buchhändler Rein obigen Aufsätzen eine vorzügliche Unterstützung gewähren könnten: so scheint dieses dem Rec. ein *argumentum ad hominem* eigner Art zu seyn, dergleichen die Sachwalter der Kuhpockenimpfung bey den bekannten vielen tausenden glücklicher Beyspiele nicht mehr bedürfen. — Die angehängte Kupfertafel, welche eine vergleichende Ansicht der geimpften Kuhpocken und Menschenpocken gewähren soll, ist nicht übel gerathen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. *Januar* 1802.

PHYSIK.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Anfangsgründe der Naturlehre*, zum Behuf der Vorlesungen über die Experimental-Physik, von *Joh. Tobias Mayer*, Prof. zu Göttingen. 1801. 550 S. 8. ohne die Vorrede und Register, mit 3 Kupfert. (1 Rthlr. 10 gr.)

Die sich anhäufenden Entdeckungen und neuen Untersuchungen in der Naturlehre machten ein dem gegenwärtigen Zustande derselben angemessenes Lehrbuch zum Bedürfniss der Wissenschaft selbst, anstatt dass zuweilen neue Compendien nur Bedürfniss der Verfasser sind. Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und geschickte Auswahl zeichnen dieses Lehrbuch sehr vortheilhaft aus. Die Gränzen zwischen Physik und angewandter Mathematik auf der einen, und der Chemie auf der andern Seite, sind sehr bequem und richtig angenommen. Die Sätze oder Kenntnisse, welche diese der Physik liefern, sind vorgetragen, ohne in Erörterungen hineinzugehen, die nur in jenen Wissenschaften selbst gründlich vorgenommen werden können. Wenn es auch in einem ausführlichen Lehrbuche thunlich gefunden würde, die Gränzen der Physik in die Gebiete der Mathematik und Chemie hinein zu erweitern; so war es doch für ein Lehrbuch, das für Vorlesungen über die Experimental-Physik bestimmt ist, welche der Regel nach in einem halben Jahre beendigt werden müssen, nothwendig, hierin Mässigung zu beobachten. Die metaphysischen Gründe der Naturwissenschaft berührt der Vf. wo es nöthig war, fast nur um zu zeigen, dass sie zur Erklärung der Naturbegebenheiten wenig oder nichts helfen. Von dem Geiste der Experimental-Untersuchung, der jetzt unsere Physiker belebt, erwartet er mehr als von den unfruchtbaren Speculationen, die man jetzt so gern der Physik aufdringen möchte. Er habe, fügt er hinzu, von vielen philosophisch seyn sollenden Ansichten der Naturdinge keinen Gebrauch machen können; die auch in einem Lehrbuche, wie das gegenwärtige seyn soll, keinen Platz finden konnten. Ob wir denn jetzt bessere physische Romane hätten, als die geistlosen, welche fast alle von Mathematikern herrühren sollen? Denjenigen, die eine solche ungereimte Behauptung vorbringen könnten, oder ihr beyzutreten geneigt seyn möchten, wird ein Lehrbuch, wie das gegenwärtige, sehr dienlich zur Belehrung seyn, da es die Erscheinungen in der Natur richtig und deutlich erzählt, und, so weit es unserm Erkenntnissvermögen vergönnt ist, begreiflich macht, ohne selbst den Erklärungen eine grössere Zuverlässigkeit zuzuschreiben, als sie bey unserer Ansicht der Dinge haben können. Es lässt sich aus diesem Lehrbuche noch mehr als Kenntniss der Natur, es lässt sich auch Bescheidenheit lernen.

In dem 1sten Kap. wird zur Einleitung das Metaphysische, Logische und Literarische der Naturlehre kurz vorgetragen. Dogmatismus und Idealismus. (Ist der Idealismus nicht aber auch dogmatisch und intolerant dazu?) Man möge sich das Widerstehende im Raume, mit Kant, als eine zurückstossende Kraft denken, wenn man glaubt, durch dieses Wort den Begriff der Materie deutlicher zu construiren. Aber zu folgern, dass, wenn diese Repulsivkraft nur allein vorhanden wäre, und nicht durch eine entgegengesetzte Ziehkraft beschränkt würde, die Materie sich in den unendlichen Raum zerstreuen müsste, und also kein Körper (d. i. Materie in einem bestimmten Raume) ohne einen solchen Conflict entgegengesetzter Kräfte gedacht werden könne, dazu berechtige uns das nackte Phänomen der Undurchdringlichkeit nicht. Denn etwas blos Widerstehendes ist noch nichts Repellirendes, und wenn keine Materie den Raum einer andern einnehmen will, wird auch nichts abgestossen. (Z. B. Luft zeigt nur Elasticität, sofern sie zusammengedrückt wird, wird sich aber, wo kein Druck vorhanden ist, nicht ins Unendliche ausbreiten.) Es ist ungedenkbar (§. 18), dass der erfüllte Raum, das Undurchdringliche, das Reale im Raume, zugleich durch etwas anderes erfüllt, durchdrungen, etwas anderes Reales seyn könne. In diesem Sinne sage man, die Materie erfülle ihren Raum durch blosse Existenz. Aber freylich wäre es lächerlich, wenn man dies Ungedenkbare (den Satz des Widerspruchs) sich als die Ursache der Undurchdringlichkeit gedenken wollte, wie *Kant* den Physikern aufzubürden scheine. Dadurch, dass man nach dem dynamischen System alle Materie ursprünglich nur als ein Spiel entgegengesetzter Kräfte ansieht, und alle specifische Verschiedenheit der Körper in Nichts als in eine Verschiedenheit des Verhältnisses jener Kräfte setzt, sey bey Erklärung der Erscheinungen nicht viel gewonnen. Indessen empfehle sich das *dynamische System* vor dem *Atomistischen* dadurch, dass es nicht so viele willkührliche Fictionen zulässt und durch Annahme jener, uns freylich nicht weiter erklärbaren Kräfte dem Verstande gleichsam das Ziel steckt, über welches er nicht hinaus kann, ohne sich in unabsehbare Labyrinthe zu verirren. In der Folge macht der Vf. eini-

gemahl auf die Unzulänglichkeit des dynamiſchen Syſtems aufmerkſam. Nach dieſem kann (§. 108) ein jeder feſter oder tropfbar-flüſſiger Körper zu einer expanſiven Flüſſigkeit werden, wenn die Repulſivkraft ſeiner Theile das Uebergewicht über die Kraft bekommt, womit ſich dieſe Theile gegenſeitig anziehen. Wenn man aber nicht näher beſtimmen kann, wie dieſes Uebergewicht entſteht: ſo iſt mit dieſer Erklärung ſo viel als Nichts geſagt. — Warum eine gegenſeitige vollkommene Auflöſung zweyer Stoffe nie ohne einen dritten aufgehoben werden könne, laſſe ſich (§. 134) nach dem atomiſtiſchen Syſtem ſo gut als nach dem dynamiſchen erklären, wenn man ſich ja auf Erklärungen einlaſſen will, welche aber in beiden Syſtemen wohl immer auf Fictionen beruhen. Die Scheidung eines zuſammengeſetzten Körpers durch einen dritten erklärt das dynamiſche Syſtem weniger befriedigend. Nach demſelben (§. 137) beſteht die ſinnliche Eigenſchaft eines Körpers blofs in einem gewiſſen Verhalten ſeiner attractiven und repulſiven Kraft. Tritt zu dieſem Körper A, ein anderer, B: ſo theilen ſie einander ihre Kräfte mit, und es entſteht hieraus ein neues Verhalten dieſer Kräfte, d. h. ein Körper, M, welcher in ſeinen ſinnlichen Eigenſchaften weder A noch B iſt. Wird nun M wieder in A und B zerlegt: ſo geſchieht weiter nichts, als eine Wiederherſtellung des Verhältniſſes jener Grundkräfte. Aber wie dieſs durch einen Körper N., deſſen Kräfte doch auch mit im Spiele ſind, geſchehen könne, iſt nicht deutlich einzuſehen. (In der That iſt nach dem einen Syſtem Vereinigung der Kräfte, was nach dem andern Miſchung der Stoffe iſt, nur dafs jene etwas homogenes bilden, dieſe nicht. Dort kann eine dritte Kraft die Vereinigung heben, hier ein dritter Stoff. Dort wird die Homogeneität der Miſchung begreiflicher, hier die Scheidung.)

Das Angeführte mag zur Würdigung des Gebrauchs der Metaphyſik in der Phyſik dienen, und zur Erinnerung, das Spiel mit unbekannten Kräften nicht für etwas wichtiges in der Naturlehre zu halten, ſo nöthig es auch der Strenge nach ſeyn mag, die Begriffe von Kraft und Materie nicht zu trennen. Der Inhalt des Werks ſelbſt kann, um nicht zu ausführlich zu ſeyn, nur kurz angezeigt werden.

II. Kap. *Allgemeine Körperphänomene.* III. Kap. *Cohäſion. Anziehung. Verwandtſchaft.* IV Kap. *Geſetze der Bewegung.* V. Kap. *Bewegungsgeſetze liquider Flüſſigkeiten*, infofern ſie von der Schwere getrieben werden. VI Kap. *Geſetze der Bewegung elaſtiſcher Flüſſigkeiten.* Wenn eine elaſtiſche Flüſſigkeit (§. 288) gegen einen gewiſſen Körper ſchwer iſt, oder von demſelben angezogen wird, ohne jedoch zerſetzt zu werden: ſo mufs ſie eine Atmoſphäre um ihn bilden, deren Dichtigkeit nahe bey dem Körper gröfser ſeyn wird, als weiter davon. Dieſe Atmoſphären, die ſich aus dergleichen Fluidis oft ſelbſt um kleine Körperchen bilden, ſpielen in der Natur gewifs (?) ſehr wichtige Rollen. VII. *Atmoſphäriſche Luft.* VIII. *Erſcheinungen der Wärme.* Sie werden (§. 330) um nichts deutlicher, wenn man ſie nach dynamiſchen Grundſätzen conſtruirt, wobey man oft der Einbildungskraft zu viel Freyheit läſst, Kräfte und Bewegungen in den Körpertheilen zu erdichten. Ein materielles Wärme-Princip iſt eine den Erſcheinungen ſehr anpaſſende Hypotheſe. Am Ende laufen (§. 331) alle Erſcheinungen der Wärme nur auf eine beſondere Art der Kraftäuſserung hinaus, unentſchieden, ob ſie einer eigenen Materie oder der Materie der Körper überhaupt zukommen. Wir können keine befriedigende Erklärungen geben, ſondern nur die Umſtände bemerkbar machen, unter welchen Körper die Erſcheinungen der Wärme veranlaſſen. Je mehr Zwiſchenräume (§. 357) ein Körper hat, welche dem Wärmeſtoff Eingang verſtatten, und je ſtärker die Materie des Körpers denſelben anzieht, in deſto gröſserer Menge und Dichte wird ſich derſelbe um die Theile des Körpers anhäufen. (In den Zwiſchenräumen? Dieſe ſind etwas hypothetiſches. Die Atomen müſsten abſolut kalt bleiben. Dichte Körper werden heiſser als lockere. Mehr Zwiſchenräume geben nur mehr Wärmetheilchen Raum, ohne den Grad der Wärme zu vermehren. In kleinern Zwiſchenräumen würde ſich der Wärmeſtoff mehr zuſammendrängen. Der Wärmeſtoff, wenn man ihn blofs in den Zwiſchenräumchen ſich aufhalten läſst, ſcheint ſich nirgends als freyer Wärmeſtoff anhäufen zu können. Der Wärmeſtoff iſt ein gutes Verflüchtigungsmittel, das aber nur zu gebrauchen iſt, wie die Buchſtabenzeichen in analytiſchen Rechnungen.) Unter zwey Körpern von gleicher Figur, Oberfläche und Temperatur hat derjenige eine gröſsere Leitungskraft für die Wärme, (§. 365) welcher die Wärme am leichteſten fahren läſst. (Der Ausdruck iſt zweydeutig. Wäre geringeres wärmehaltendes Vermögen nicht ſchicklicher?) Im tropfbaren Zuſtande (§. 379) kann Waſſer von der Luft nicht aufgelöſet werden. (Warum ſollte man nicht unterſcheiden Verdünſtung bey einer niedrigern Temperatur als die Siedhitze und Verdampfung bey dieſer? Verdampfen des Waſſers iſt, was Verbrennen brennbarer Körper, nachdem ſie den bey ihnen möglich gröſsten Grad der Erhitzung erhalten haben.) Kap. IX. *Das Licht.* Die Erſcheinungen des Lichts mag man durch die Annahme eines eigenen materiellen Stoffes erklären, bis gezeigt wird, wie ſie ſich einfacher und ungekünſtelter nach dynamiſchen Grundſätzen conſtruiren laſſen. Die chemiſchen Wirkungen des Lichts vertragen ſich beſſer mit dem Emanations-Syſtem als dem der Vibrationen. Jenem iſt der Vf. günſtiger, aber nur der leichtern Anſicht wegen, auf die ſich nach demſelben die Erſcheinungen bringen laſſen (§. 401). Lavoiſiers Muthmafsung, dafs die Theilchen durchſichtiger feſter Körper ſich nicht wirklich berühren, ſondern durch den Wärmeſtoff in gewiſſen Entfernungen gehalten werden, findet der Vf. ſehr wahrſcheinlich. (Sollte dieſes die Erklärung ihrer Durchſichtigkeit und der flüſſigen leichter machen? Man möchte vielmehr ſagen, dafs das Licht auch in dieſer Erſcheinung eine Aehnlichkeit

mit

mit der Schwerkraft habe, die durch Zwischenkörper in ihren Wirkungen nicht gehemmt wird.) Kap. X. *Von den einfachen und zusammengesetzten Stoffen.* Da die grüne organische Materie, welche sich im Wasser beym Einflusse des Sonnenlichts erzeugt, in der Hitze mehr Kohle giebt, als man in der Menge Wasser, worin sie sich erzeugt hat, etwa als Kohlensäure annehmen kann; so fragt der Vf., ob die Kohle vielleicht selbst nur aus Sauerstoff und Wasserstoff bestehe. Allein das Wasser kann ja die Kohlensäure, welche es an jene Materie abgab, aus der Luft ersetzt bekommen haben. Kap. XI. *Von den Gasarten.* Die atmosphärische Luft ist (§. 506) wahrscheinlich nur luftförmiges Wasser, wenn uns gleich der chemische Process unbekannt ist, wodurch das Wasser die permanente Luftform erhält. Kap. XII. *Feuer und Gesetze des Brennens.* Die Wärme, welche durch Zersetzung der Nahrungsmittel und andere Mischungs-Processe in den thierischen Körpern entsteht, möchte (§. 513) mehr betragen als diejenige, welche man der Zersetzung der eingeathmeten Luft zuschreibt. Kap. XIII. *Elektricität.* Die elektrischen Erscheinungen sind höchst wahrscheinlich der Erfolg der Zersetzung einer in allen Körpern befindlichen Flüssigkeit, welche aus zwey verschiedenen Stoffen + E und — E, zusammengesetzt ist. Diese durch Anziehung oder Verwandtschaft mit einander vereinigten Stoffe können durch verschiedene Processe von einander geschieden werden. Die durch Reiben frey gewordenen + E und — E adhäriren dem geriebenen Körper und dem Reibezeuge in Gestalt von Atmosphären, wenn sie nicht durch stärkere Anziehung wo anders hin geleitet werden, und diese Atmosphären enthalten den näheren Grund der elektrischen Erscheinungen in sich. Die Erklärung des Abstofsens gleichartig elektrischer Körper aus diesen Atmosphären §. 542 ist noch dunkel. Das Ausströmen des Conductors einer Elektrisir-Maschine an den fälschlich so genannten Saugspitzen ist das natürliche — E des Conductors, welches sich mit dem freyen + E des geriebenen Körpers verbindet, und wodurch nun der Conductor selbst elektrisch wird, gleichnamig mit dem geriebenen Körper. Der Conductor empfängt nichts von dem geriebenen Körper, sondern giebt etwas an ihn ab. So laden auch bey einer Glasmaschine die inneren Belegungen der Flaschen sich durch ihr eigenes natürliches frey gewordenes + E, indem sie ihr natürliches — E vermittelst des Conductors an das + E der Maschine abgeben. Kap. XIV. *Galvanismus.* Bis jetzt sind (§. 593) noch viel zu wenig Thatsachen vorhanden, um zu entscheiden, ob der Galvanismus nur Modificationen einer bereits bekannten Naturkraft, oder Wirkung einer ganz eigenen für sich bestehenden Kraft oder Materie sey. Kap. XV. *Magnet.* Kap. XVI. *Weitere Ausführung der Lehre vom Lichte. Zurückwerfung und Berechnung. Optische Werkzeuge.* Newton nenne (S. 632) die bekannten sieben prismatischen Farben *Grundfarben* (lieber Hauptfarben, *primary colours*), und betrachte sie als einfaches Licht weil er sie durch das Prisma nicht weiter in ungleichartige Theile zerlegen konnte. Diese Stelle kann einen Misverstand veranlassen. Newton sagt *Opticks* S. 39 ausdrücklich, dafs das Licht, welches er gleichartiges genannt habe, nicht vollkommen gleichartig sey, sondern dafs nur die Veränderung der Farbe durchs Prisma für das Auge in demselben unmerklich ist. Auch von den Berechnungsverhältnissen der farbigen Stralen giebt er weiterhin die Gränzen an, mit dem Zusatze: und alle dazwischen liegenden Verhältnisse. Man würde hier das Gesetz der Stetigkeit vermissen, wenn es nur sieben, oder eine andere bestimmte Anzahl farbiger und zugleich verschiedentlich brechbarer Stralen gäbe. Was der Vf. Newton entgegensetzt, widerlegt dieser ausdrücklich. *Opticks* S. 101. — Von Herschels erwärmenden aber nicht leuchtenden Sonnenstralen urtheilt der Vf., dafs es Wärme seyn möge, die durch die sichtbare Lichtmasse aus der Luft entbunden und hauptsächlich nach der Seite des rothen Lichts getrieben sey.

Die physische Astronomie, Meteorologie, Theorie der Erde u. s. w. wird Hr. *Mayer* in einem besondern Lehrbuche vortragen. Dadurch wird er sich alle Liebhaber einer gründlichen Physik verbinden, besonders, wenn es nicht auf das Bedürfnifs akademischer Vorlesungen eingeschränkt wird.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Beliz: *Militärische Encyklopädie für künftige Officiere, besonders für preussische.* Herausgegeben von *F. L. Streit*, K. Pr. Sec. Lieuten. bey dem Feldartillerie-Corps. Ister Theil. mit 9 Kupfertafeln. 1800. 454 S. und X S. Vorrede 8. (3 Rthl. 8 gr.)

Der für den Officierstand bestimmten Jugend ein Lesebuch in die Hand zu geben, das sie zu ihrem künftigen Berufe vorbereite, und sie mit den ihr unentbehrlichen Wissenschaften wenigstens bekannt mache, ist der Zweck des vorliegenden ersten Theils dieser Encyklopädie. In den noch übrigen dreyen soll alsdann ein Wörterbuch, eine deutsche Sprachlehre (?) eine militärische Geographie und eine Kriegsgeschichte folgen; eine Arithmetik und Geometrie aber den Beschlufs machen. Das Lesebuch, das sich nach der Meynung des Herausgebers über alle, dem künftigen Officier nöthige Kenntnisse erstrecken soll, enthält eine Menge theils überflüssiger, theils zweckloser Dinge, meistens ziemlich oberflächlich abgehandelt.

Auf eine kurze Erklärung des menschlichen Körpers und der Seele läfst Hr. *Kosmann*, — dem die in der 1sten Abtheilung befindlichen Aufsätze gröfstentheils angehören, — eine Darstellung der Vorzüge des Menschen vor den Thieren folgen, wo sich verschiedene merkwürdige Versuche angeführt finden, über die Kälte- und Wärmegrade, welche der menschliche Körper zu ertragen im Stande ist.

Die

Dieser Abschnitt wird jedoch durch verschiedene übertriebene Erzählungen von körperlicher Stärke verunstaltet. z. B. S. 84, dass *Gottfr. von Bouillon* einen *geharnischten* Türken in der Gegend des Nabels mitten von einander gehauen haben soll. Der folgende Abschnitt: *Ueber die Zubereitung verschiedener zur Bekleidung und Bewaffnung des Soldaten unentbehrlichen Materialien* giebt die Bereitung des Leders und der Tücher, die Verfertigung der Hüthe, der Papieres, und der Seile an, letzteres sehr kurz, obgleich gerade die Kenntniss derselben für die Artilleristen nöthig ist. Eben so kurz werden S. 159 *die beym Militair brauchbaren Holzarten* abgefertiget. Man findet hier durchaus Nichts von der Kenntniss des Holzes selbst. — Der Vf. geht nun zu den Metallen über, und erwähnt der antiphlogistischen Theorie blos im Vorbeygehn, worauf er die Grundstoffe des alten Systems: Feuer, Wasser, Luft, Erde der Reihe nach erklärt. Von den Säuren der einfachen Stoffe werden blos die Schwefelsäure, die Salpeters.; die Salzs.; die Flussspathsäure und die Boraxs.; von allen vegetabilischen und animalischen Säuren aber nur 12, mit Uebergehung der übrigen, aufgeführet. Die Metalle werden noch in *Ganze* und *Halbmetalle* eingetheilet, die neuere Classification derselben aber wird übergangen, wodurch zehen Metalle ganz unerwähnt bleiben. Die Verfertigung der Treffen beschliesst diesen Abschnitt, auf den S. 225 die Bestandtheile des Schiesspulvers folgen, dessen Verfertigung aber erst S. 370 zu finden ist. Hier vermisst man das sogenannte *Brechen* des Salpeters, wodurch die den Krystallen noch anhängende Feuchtigkeit vollends weggeschafft und der reine Salpeter in ein feines Mehl verwandelt wird. So hätte auch unter den zu dem Pulver tauglichen Kohlen, die von lindenen und Schiessbeerenholze mit aufgeführet werden sollen, die leichter zu haben sind und häufiger angewendet werden, als die S. 230 angegebenen Arten. — Jeden Leser wird mit uns der Uebergang S. 232 von den Bestandtheilen des Schiesspulvers zu der Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft befremden, die wenigstens *hier* nicht an ihrem Orte stehet, und so wie die Einrichtung des ganzen Werkes Mangel an System beweist; ein Mangel, der selbst in der II. Abtheil., obschon sie die Erste weit übertrifft, doch noch immer merklich wird. Den Kriegsstand theilet der Vf. in 2 Haupttheile: die Armee und das Kriegscollegium. Wer siehet nicht, dass hier eine ältere, missverstandene, Eintheilung zum Grunde liege, wo das Kriegscollegium nur einen kleinen Theil der zweyten *unbewehrten* Haupttheilung ausmacht, zu der auch das Proviantwesen, das Fuhrwesen etc. gehören. — *II. Abschn. Bestandtheile der Armee*, wo der Vf. wieder auf die Erfindung des Schiesspulvers zurückkommt. Nicht *jeder einzelne* Theil einer Brücke für die Armee heisst ein *Ponton* S. 18, sondern die Fahrzeuge von Holz oder Metall, welche im Felde mitgeführet werden, führen diesen Namen. *III. Abschn. Milit. Chargen.* Einrichtung des Preussischen Generalstaabes. Der *Stückjunker* bey der Sächsischen Artillerie ist keinesweges Freykorporal, sondern der jüngste Officier bey einer Compagnie; eben so, wie der Fähndrich der Infanterie. Eben so unrichtig ist es, dass bey der Sächsischen Armee der Profos die arretirten Officiers in Verwahrung habe; diese befinden sich entweder auf der Wacht bey dem Officier, oder bey dem Regimentadjutanten. *IV. Abschn. Geschichte der Preussischen Armee;* sehr kurz nach den *Memoires de Brandenb.* Der *V. Abschn. Von der Recrutirung*, besonders von der Einrichtung des Preussischen Kantonwesens, ist befriedigender als alles übrige. Dasselbe findet auch in Absicht der Remonte statt. Benennung der äussern Theile des Pferdes. *VI. Abschn. Bekleidung nebst Sattel und Zeug. VII. Abschn. Bewaffnung*, wo Rec. die Beschreibung der Gewehrfabrik am besten gefallen hat. *VIII. Abschn. Munition*, mit Inbegriff der Kunstfeuer. Die Kupfer stellen theils Preussische Montirungen dar, jedoch nur einige, und sind deshalb unzweckmässig; theils dienen sie zur Erläuterung des Textes, und enthalten Kanonen, Mörser und andere Waffen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Glogau*, in d. Günther. Buchh.: *Preisaufgabe eines Schlesischen Edelmanns: wie er seine Vorrechte am besten benutzen kann*, nebst einer kleinen Darstellung der Verhältnisse der Gutsbesitzer zu ihren sogenannten Unterthanen. 1801. 104 S. 8. (8 gr.) Ob es gleich schwer hält, Richter und Partey zu gleicher Zeit zu seyn, und dennoch unbefangen zu bleiben: so muss doch dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren, dass die von ihm angeführten Thatsachen auf Wahrheit beruhen. Es ist sehr wahr, dass diejenigen, die über die Sklaverey der Unterthanen in Schlesien seufzen, die Verfassung nicht kennen, und dass auf manchem Gute die Herrschaft mehr von ihren Bauern als diese von jenen leiden. — Der Vf. ist keinesweges gegen die Aufhebung der Hofdienste (d. i. der Spanndienste) führt aber sehr richtig an, dass die Schwierigkeiten, die in der Ausführung liegen, meistentheils auf der Lage der Unterthanen beruhen. — Dass die weisen Preussischen Gesetze nicht Tyranney von Seiten der Herrschaft verstatten, ist ein grosses Glück; dass aber der Unterthan für ein Vergehen, durch den kostspieligen Gang des Processes öfter, in der That, weit mehr büsst als durch eine summarische Bestrafung, ist gewiss; nur würde es freylich sehr schwer seyn, die gehörige Gränzlinie zu ziehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. *Januar* 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

WEIMAR, in d. Expedition dieſer Zeitſchrift auf den k. k. Poſtämtern, und LEIPZIG im Mag. für Literatur: *Der Waffenträger der Geſetze*; ein allgemeiner Anzeiger des Rechts und Unrechts und der neueſten Ereigniſſe im Gebiete der Rechts- und Polizeywiſſenſchaft in Bezug auf alle Zweige derſelben. Für Deutſchlands Rechtsgelehrte und Freunde des Rechts. 1801. Januar bis Junius. Zuſammen 738 S. 8. (3 Rthlr.)

Der Ankündigung und dem vorgelegten Plane zufolge ſoll dieſe Zeitſchrift alle Gegenſtände des Rechts und der Polizey in theoretiſcher und praktiſcher Hinſicht umfaſſen. Dieſem Plane ſind die Herausg. in vorliegenden 6 Heften treu geblieben; jedoch iſt bey weitem das Meiſte, was bisher geliefert ward, der Rechtswiſſenſchaft und nur weniges der Polizeywiſſenſchaft gewidmet. Wenn die Herausgeber in ihrem rühmlichen Eifer fortfahren, beſonders wenn ſie ſich beeifern, mehrere Abhandlungen zur Erläuterung des gemeinen deutſchen Rechts, als bisher geſchah, zu liefern: ſo verdient ihr Unternehmen allen Dank und alle Aufmunterung. Ihr Journal nimmt allerdings einen rühmlichen Platz unter den juriſtiſchen Zeitſchriften ein, und Rec. wünſcht ihm von Herzen eine längere Dauer, als juriſtiſche Journale gewöhnlich haben.

Januar: I. *Sonderbare Schickſale eines merkwürdigen Rechtsſtreites nebſt einer Rüge eines ſeichten Facultätsurtheils und einigen Anmerkungen.* Wie die Sache hier dargeſtellt wird: ſo wurden bloſse Tractaten als wirklicher Vertrag angenommen, und der angebliche Verkäufer zur Entſchädigung verurtheilt, weil er den Vertrag nicht gehalten hatte. Das Rechtsgutachten der Facultät zu F. wird wörtlich eingerückt und mit widerlegenden Noten begleitet. II. *Noch ein Beytrag zum deutſchen Facultätsunweſen.* Iſt gegen die Facultät zu R . . . n gerichtet, welche einen Rechtsſtreit *in poſſeſſorio* entſchied, obſchon darüber kein Streit war. III. *Iſt denn die Cabinetsjuſtiz in unſern Reichslanden noch immer zu Hauſe?* Eine gründliche Abhandlung über das Widerrechtliche der Cabinetsjuſtiz nebſt einigen Beyſpielen aus Bayern. IV. *Ueber die Schädlichkeit der Geſellſchafts-Glücks- und Hazardſpiele, nebſt Vorſchlägen, ihnen durch Polizeyverfügungen zu ſteuern.* Nach Anführung der fremden und einheimiſchen Geſetze gegen das Spielen und der Prüfung derſelben werden gegen Hazardſpiele nebſt Confiscation des vom Banquier ausgelegten Geldes, Gefängniſs, Verluſt des Rechts der Gaſtwirthſchaft und gegen Pächter derſelben Zuchthaus vorgeſchlagen: ſollte das letztere nicht zu hart ſeyn? V. *Bemerkungen über das Vaterland des Irnerius*, von *Böttger*. Mit einem groſsen Aufwande von Beleſenheit wird hier ſehr gründlich gegen Sarti gezeigt, daſs Irnerius ein Deutſcher war. Unter VI. ſind verſchiedene wichtige und unwichtige neuere deutſche Verordnungen, unter VII und VIII. zwey franzöſiſche Geſetze über die Form der Rechtsſtreite, wie auch Maas und Gewicht, unter IX—XIV. verſchiedene minder bedeutende Sachen geliefert. XV. *Ueber Colliſion der Rechte und deren Beſeitigung: gründliche Erinnerungen gegen Erhards Kritik des preuſsiſchen Geſetzbuchs* S. 304. Nr. XVI. enthält den Schluſs zur Errichtung einer Cammer des Avoués bey den franzöſiſchen Gerichten.

Februar: I. *Kann die Abſicht des Feinds, der Inhalt oder die Art und Weiſe der Contribution oder Requiſition zum rechtlichen Maaſsſtabe bey der Repartition der Kriegsſchäden zum Grunde gelegt werden?* Dieſs wird mit befriedigenden Gründen meiſt nach Weber verneint. II — IV. enthält Recenſionen dreyer die Pfalz betreffenden Schriften. V. *Iſt der Staat im allgemeinen und insbeſondere der pfälziſche Staat aus rechtlichen Gründen verbunden, die überrheiniſchen Staatsdiener zu entſchädigen* u. ſ. w. Nach einem entworfenen höchſt traurigen Bilde der Lage dieſer Staatsdiener, wird die Frage mit vollem Rechte und ſehr überzeugenden Gründen bejaht. VI. *Ueber das Eigene der Odenwäldiſchen Hubenverfaſſung, beſonders im rheinpfälziſchen Oberamte Lichtenfels.* VII. *Ueber eine Unartigkeit und zwey Unbilligkeiten der böhmiſchen Geſetze gegen das ſchöne Geſchlecht.* Ein mehr artig und witzig als gründlich geſchriebener Aufſatz; die Unart beſteht in der Unfähigkeit der Weibsperſonen zum Teſtamentszeugniſſe, die Unbilligkeiten betreffen die Inteſtaterbfolge der Witwen, und die Erbſteuer, die von dem geerbten Vermögen eines Ehegatten muſs entrichtet werden. VIII. *Sammlung merkwürdiger kurpfälziſcher Verordnungen ſeit dem Regierungsantritte Maximilian Joſeph.* Dieſe gröſstentheils muſterhaften Verordnungen ſind es im hohen Grade werth, zur Kenntniſs des gröſsern Publicums gebracht zu werden. Sie betreffen die Veredlung des Standes der Staatsdiener und die Organiſation der General-Landesdirection. IX. *Neueſte Verfolgungsgeſchichte und actenmaſsiger Ketzerproceſs des würdigen Thaddäus Dereſer.* Dieſer verdienſtvolle Gelehrte konnte nur mit vieler Mühe einen Lehrſtuhl in Heidelberg erhalten, und

nachdem dieſs gegen die Cabalen der Obſcuranten durchgeſetzt war: ſo ward er von dieſen wegen angeblich gelehrter ketzeriſcher Sätze angeklagt, wogegen er ſich aber vollkommen rechtfertigte. Der *Entwurf* (Nr. X.) *einer Inſtruction für eine pfälziſche Kriegsſchäden- und Kriegsſchulden-Tilgungsdeputation* enthält ſehr viele gute Grundſätze, nur führt dieſs Project zu ſehr verwickelten und weit ausſehenden Geſchäften, z. B. zur gänzlichen Umänderung des beſtehenden Steuerſyſtems, wodurch freylich die Regulirung des Hauptgeſchäftes ſehr aufgehalten würde.

März: I. *Proceſsgeſchichte über Vogels plötzliche Verabſchiedung vom Hoftheater zu Mannheim.* Dieſer Aufſatz ſcheint nicht wohl in ein juriſtiſches Journal zu gehören. II. *Sind die Executoren reichsgerichtlicher Urtheile an die Worte der Urtheile gebunden, oder dürfen ſie dieſelben nach Zeit und Umſtänden abändern?* Es wird aus den Reichsgeſetzen gezeigt, daſs die erſte Frage zu bejahen ſey. III. *Nachricht von den Landrechten der Markgrafſchaft Baden.* IV. *Von Pertinentien und deren Reunion überhaupt und insbeſondere nach den braunſchweig-wolfenbüttelſchen Geſetzen.* Dieſer Gegenſtand wird ganz nach gedachtem Landrechte behandelt, vom gemeinen Rechte kommt nichts vor. V. *Reichskammergerichtliche Entſcheidung darüber, ob ein von reichsgerichtlichen Urtheilen ergriffener Recurs effectum ſuſpenſivum habe, und eine Litispendenz bey dem Reichstage bewirke.* In dieſer gründlichen Abhandlung wird ein den Hn. von *Berlepſch* betreffender Rechtsfall erzählt, und dem Recurſe der *effectus ſuſpenſivus* mit allem Rechte abgeſprochen. VI. *Etwas über das Hageſtolzenrecht in der Pfalz.* Es wird behauptet, daſs ein ſolches nicht exiſtire. VII. *Noch etwas über das deutſche Facultätsunweſen mit Verbeſſerungsvorſchlägen von einem Facultiſten.* Als vorzügliche Fehler werden angegeben: Vertheilung der Acten nach dem Turnus, Mangel aller Controlle, Abfaſſung des Schluſſes durch Circuliren der Acten ſtatt collegialiſcher Berathſchlagung. Die Vorſchläge zur Verbeſſerung verdienen alle Beherzigung. IX. *Lyceum der Jurisprudenz in Paris.* X. Vermiſchte Nachrichten aller Art.

April: I. *Merkwürdiges Rechtsgutachten einer Juriſtenfacultät, die willkürliche Entlaſſung eines Staatsdieners betreffend.* Ein eben ſo gründlicher als geſchmackvoller Aufſatz, einer der beſten, die in dieſem Journale vorkommen. Mit voller Befriedigung wird gezeigt, daſs eine ſolche Entlaſſung widerrechtlich, unbillig und unpolitiſch ſey. II. *Iſt es denn nach ſtrengem Rechte ausgemacht, daſs ein Landesherr die Güter und Einkünfte katholiſcher Klöſter, wenn ſie aufgehoben ſind, ſich nicht zueignen und ſie in Domanialgüter verwandeln dürfe?* Es wird ſehr gut gezeigt, daſs der Staat ſolche Güter dem Staatszwecke gemäſs als Gemeingut verwenden könne. III. *Zweifel gegen einige Geſetze des preuſsiſchen Landrechts über Teſtamente.* IV. *Wie iſt den zwiſchen landesherrlichen Beamten und Patrimonialgerichten ſo häufigen Jurisdictionsirrungen vorzubeugen?* Eine Heſſencaſſelſche Verordnung hierüber, welche die Sache ziemlich erſchöpft. V. *Ueber das Recht Abzugsgelder zu fodern und zu erheben.* In dieſem gutgeſchriebnen Aufſatze wird die Aufhebung dieſer Gelder aus guten Gründen vorgeſchlagen. VII. *Ueber die Nachtheile des mündlichen gerichtlichen Verfahrens auf dem Lande in Böhmen.* Die hier ſehr weitläuftig ausgeführten Gründe haben Rec. von den Nachtheilen dieſes Verfahrens nicht überzeugt, und er glaubt gewiſs, daſs das ſchriftliche Verfahren die Proceſſe gewiſs weitläuftiger und theurer machen würde. VIII. *Einige kurpfälziſche Verordnungen, von denen die über den Receſs bey Juſtizcollegien mit Recht muſterhaft genannt wird.* IX. *Preisaufgaben des Nationalinſtituts in Paris.*

May: I. *Kurzer Abriſs der teſtamentariſchen Succeſſionslehre und der Schenkungen nach den neueſten Geſetzen in Frankreich.* Ein ſehr gut geſchriebener Aufſatz. II. *Gedanken über das Rechtstheorem des Realismus: die Einquartierung iſt eine Reallaſt u. ſ. w.* In dieſer gründlichen Abhandlung zeigt Hr. *Werner* aus dem römiſchten Rechte, und der Analogie, daſs die Einquartierungslaſt dem Hauseigenthümer allein nicht aufgebürdet werden könne, ſondern auf dem geſammten Vermögen der Staatsmitglieder hafte; am Ende wird die völlige Einquartierungsfreyheit des Reſidenzortes des kaiſerl. Kammergerichts gegen *Gumprecht* vertheidigt. III. *Bruchſtücke über Juſtiz und Polizey in Spanien.* Auffallende Beyſpiele, wie ſchlecht es mit beiden in Spanien beſchaffen ſey. IV. *Abriſs der Polizeyverfaſſung im königl. preuſsiſchen Fürſtenthum Anſpach.* Sie zeichnet ſich durch ein ſehr pünktliches Detail aus, welches hier gut dargeſtellt wird. Nr. V. liefert Auszüge neuer Geſetze aus verſchiedenen deutſchen Landen. VI. *Vorſchlag zu einem Intelligenzblatte für Geſetze und Verordnungen beſonders für die pfälziſchen Lande.* Verdient allerdings erwogen zu werden.

Junius: I. *Fürſtl. Schwarzburg-Rudolſtädtiſche oberherrſchaftliche Vormundſchaftsordnung vom 23ten Octobr. 1797.* Eine ſehr gründliche Beurtheilung dieſes vorzüglichen Geſetzes, von Hn. *Schmidt Phiſeldeck.* II. *Noch einige Bemerkungen über das deutſche Facultätsunweſen.* Es wird vorzüglich die Juriſtenfacultät zu Helmſtädt als Muſter aufgeſtellt, und eine Prüfung über die in den vorigen Heften gemachten Verbeſſerungsvorſchläge angeſtellt. III. *Vorrede zu dem Entwurfe des franzöſiſchen bürgerlichen Geſetzbuchs.* Die Vff. geben hier eine eben ſo gründliche als angenehm geſchriebne Rechenſchaft und Ueberſicht ihrer gelieferten Arbeit. IV. *Ueber die neue Miniſterialorganiſation in den pfalzbaierſchen Erbſtaaten.* V. (franzöſiſches) *Geſetz über die Verfolgung der Verbrechen in Criminal- und Zuchtpolizey-Fällen vom 7. Pluvioſe J. 9.* VI. *Edle Handlung im Frauenkloſter zu Herrnalp.* Daſſelbe ſchaffte den bisher gewöhnlichen Tod- und Fröhnenfall ab, der den Unterthanen ſehr läſtig war. VII. *Ueber die Vertei-*

theilung der Gemeindegründe in Bayern. Eine kurfürstliche Verordnung, wodurch diese Vertheilung begünstigt wird. VIII und IX. sind zwey unbefriedigende Aufsätze über die Gewährzeit beym Pferdehandel, und die Veräusserung von Gütern der Minderjährigen ohne ein *decretum de alienando*. — Jedes Heft hat auch ein paar Blätter Intelligenzblatt, worin meist neue Schriften angezeigt, hie und da auch Berichtigungen geliefert werden.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Das Wichtigste von den Rechten und Verbindlichkeiten Wirtembergischer Bürger in ihren öffentlichen und Privatverhältnissen.* Ein Auszug aus den Wirtembergischen Gesetzen zum Gebrauch jedes Bürgers, und besonders der Ortsvorsteher bestimmt. Von *Heinr. Ernst Ferd. Bolley*, Amtschreiber zu Waiblingen. 1801. 317 S. 8.

Die erste Anlage des Buchs scheint auf einen ganz eigenthümlichen Zweck berechnet gewesen zu seyn; es sollte allem Ansehen nach eine angemessene Lectüre für die sogenannten Ruggerichte werden. Erst im Verfolg der Bearbeitung dehnte der Vf. seinen Plan aus, und nahm nun die weitern Belehrungen, die er geben wollte, theils in Parenthesen, theils in Noten auf. Nur in der Uebergehung der in der Eheordnung enthaltenen Gesetze — diese pflegt jährlich von den Kanzeln verkündigt, nicht bey den Ruggerichten vorgelesen zu werden — und der meisten Verordnungen gegen den Missbrauch der anvertrauten Gewalt, den sich Beamte und Ortsobrigkeiten erlauben, auch in der Weglassung einiger besondern Rechte des Wirtembergers, deren Erwähnung bey Ruggerichten vielleicht nicht an ihrem Orte seyn würde, entdeckt man noch Spuren der ursprünglichen Absicht des Vfs. Die Schrift leistet übrigens den Foderungen so ziemlich Genüge, die man an ein Werk dieser Art macht. Der Vortrag ist deutlich, fliessend, und einige Noten abgerechnet, die blos für den Gelehrten bestimmt zu seyn scheinen, auch dem gemeinen Bürger verständlich; zumal wenn das Buch künftig von geschickten Schullehrern beym Schulunterrichte gebraucht und erläutert werden sollte. Eine streng systematische Ordnung darf man in einer solchen Schrift nicht erwarten. Indessen sind doch die Materien ziemlich gut geordnet. Auch wo man die Stellung derselben weniger natürlich findet, da erleichtert nicht nur die vorangeschickte Uebersicht über den Inhalt, sondern noch mehr das angehängte ausführliche Register das Nachschlagen. Wir vermissen überdiess nur weniges, was keinen Wirtemberger von dem Staats- Polizey - peinlichen und bürgerlichen Rechte seines Vaterlandes unbekannt bleiben sollte. Das Buch theilt sich in vier Hauptstücke. Nach einer *Einleitung*, welche die Darstellung der Rechte und Verbindlichkeiten der Wirtemberger überhaupt enthält, handelt das *erste* Hauptstück von den Pflichten, welche die Unterthanen in ihrem öffentlichen Verhältniss gegen den Regenten, den Staat und die Gemeinde zu erfüllen haben. Die Einleitung sowohl als dieser Abschnitt sind unverhältnismässig kurz ausgefallen, weil hier der Vf. auf eine schon vorhandene Schrift: „die Pflichten und Rechte des wirtembergischen Bürgers von *Gutscher* hinweisen konnte. Das *zweyte* Hauptstück hat die Aufschrift: „von den wechselseitigen Verbindlichkeiten, welche aus dem Verhältniss der Bürger gegen einander selbst entspringen." Im *dritten* Hauptstück wird von vermischten Verbindlichkeiten, welche aus verschiedenen Polizey- und andern verwandten Gesetzen entspringen, gehandelt. Das *vierte* Hauptstück enthält Einiges aus dem bürgerlichen Rechte, oder von der Art und Weise, „auf welche gewisse Rechte und Verbindlichkeiten erworben, und den Bedingungen, unter welchen sie ausgeübt werden können." Die Hauptfächer des zweyten Abschnitts entlehnte der Vf. aus Funke's Lehrbuch für Bürgerschulen. Ueberall sind in den Noten die gesetzlichen Quellen genannt, aus denen die Angaben des Texts geschöpft sind. — Wir haben schon oben bemerkt, worin die Unvollständigkeit einiger Abschnitte ihren Grund haben möge. Indessen lässt es sich doch durch die erste Anlage der Schrift oder durch das Daseyn der Gutscherschen Schrift nicht ganz rechtfertigen, wenn z. B. nirgends angeführt wird, dass auch das Verhältniss der Leibeigenschaft den in demselben stehenden Wirtemberger nicht hindere, nach Gefallen auszuwandern, und dass der Auswandernde keine Nachsteuer oder andere Gebühren zu entrichten habe (Wirtemb. Erbv. v. J. 1770. Cl. I. Gr. 9. §. 1. u. 2.), dass kein Wirtemberger genöthigt werden könne, in einem seiner Gebäude nach Salpeter graben zu lassen (h. Resol. v. 17. März 1798. in der offic. Zeitschr. der Landtag im H. Wirtemberg VI. H.), dass Steinbrüche dem Eigenthümer des Grundstücks gehören (Berger El. Jur. publ. Wirt. §. 323.), dass die Gewerbfreyheit des Wirtembergers durch kein Monopol beschränkt werden dürfe (Wirt. Erb. Cl. IV. §. 4.), dass niemand ohne herrschaftliche Erlaubniss eine Mühle an einem öffentlichen Flusse anlegen dürfe u. s. w. Auch dürften noch manche Gegenstände des bürgerlichen Rechts übrig seyn, die für den gemeinen Bürger gleiches, wo nicht ein höheres praktisches Interesse haben, als viele von denjenigen, über welche er in dem vierten Hauptstücke und in mehreren Stellen der vorhergehenden Abschnitte Belehrung findet. Wir wollen nur bemerken, dass der Vf. nichts von Leih- Pacht- und Miethcontracten, nichts von Gesellschafts- und Bevollmächtigungs-Contracten, nichts von Leibgedingsverträgen, nichts von Testamenten und Vermögensuebergaben der Aeltern, nichts von dem älterlichen Nutzniessungsrechte u. dgl. erwähnt hat. Ein Anhang des Buchs enthält drey Formulare, die als Vorhaltungen bey Eidesleistungen gebraucht werden können. Sie sind aus einer königlichen preussischen Verordnung wegen zweckmässigerer Einrichtung der Eidesleistungungen ausgezogen.

STAATS-

STAATSWISSENSCHAFTEN.

London, b. Shaw: *Observations on a late publication intitled: A Treatise on the police of the Metropolis* by *P. Colquhoun*, by a Citizen of London: but no Magistrate. 1800. VIII. und 97 S. (18 gr.)

Da *Colquhouns* Werk von Hn. Doctor *Volkmann* unter dem Titel: „*Ueber Londons Polizey* etc. übersetzt und den Deutschen bekannter geworden ist: so verdienen diese Beobachtungen auch unter uns einige Aufmerksamkeit. Der Vf. giebt in der Vorrede einige Winke zu *C's.* Nachtheil, indem er sagt, dafs es Leute gäbe, die während sie sich einbildeten, blofs aus Eifer und Menschenliebe zu handeln, im Grunde von Vorurtheilen, oder von irgend einer Leidenschaft geleitet würden, die noch weniger zu entschuldigen wäre. Auch gäbe es Leute, die an den Anblick von Verbrechen und Verbrechern so gewöhnt wären, dafs sie an nichts anderes dächten, und so gegen einen grofsen Theil der Menschheit mifstrauisch wären. Er wirft dem berühmten Friedensrichter vor, dafs er die niedrigen Stände schlimmer geschildert hätte, als sie wirklich wären. Er fragt ihn, ob es weise war, angenommen, dafs alle das Uebel wirklich existirte, es öffentlich bekannt zu machen, und seine Mitbürger damit zu beunruhigen? Dabey ruft er mehreremale aus: Was müssen wohl Fremde von uns denken! (eine Frage, die bey Untersuchung der Wahrheit nie in Betrachtung kommen mufs). Eben so meynt er, dafs der Vorwurf, den Colquhoun den Geschwornen (Juries) macht, dafs sie oft nach einem falschen Mitleiden handelten, viele nachtheilige Folgen haben könnte (welche uns aber eben so wenig abhalten sollen, einen wichtigen Gegenstand gründlich zu erforschen: denn sonst gäbe es am Ende wenig Wahrheiten, aus deren Bekanntmachung nicht irgend jemand nachtheilige Folgen ziehen könnte). Der Vf. hat Achtung für das, was der Friedensrichter aus eigener langer Erfahrung angiebt; meynt aber, er habe auch bisweilen aus andern Quellen geschöpft, und diese werden für trübe erklärt. — Die niedern Menschenclassen werden vertheidiget, und es wird gesagt, dafs Colq. ihnen Unrecht gethan habe. Gegen die Anführung, dafs ein Theil der Londoner Leckereyen von den Armen gekauft würde, behauptet der Vf., dafs viele Armen sich nicht einmal die Nothwendigkeiten des Lebens verschaffen könnten. (Beyde Behauptungen können wahr seyn und vollkommen mit einander bestehen; denn die Zahl der Armen in London ist sehr grofs, und sie sind sehr verschiedener Art). — Indem der Vf. die Armen mit Wärme vertheidiget, thut er bittere Ausfälle auf die Reichen (die nicht hieher gehören), und selbst auf die Handhabung der Gesetze; die Beyspiele aber, die er für den letztern Vorwurf anführt, sind aus frühern Zeiten, in welchen die Richter noch von der Krone abhiengen. Am heftigsten widersetzt sich der Vf. der Abänderung der alten Gesetze in Rücksicht auf die Polizey und gegen den neuen Gerichtshof, dessen Errichtung Colq. vorschlägt. (Allerdings würde das grofse Publicum einen Theil seiner Rechte und Freyheiten aufgeben müssen, die es jetzt geniefst, aber der gute Bürger würde dadurch gewinnen; da er hingegen jetzt so oft durch Verbrechen beeinträchtiget wird, denen bey den gegenwärtig bestehenden Gesetzen nicht hinlänglich vorgebeugt werden kann). — Im Ganzen hat Rec. mehr willkürliches Räsonnement und unsichere Behauptungen als treffende Einwendungen gegen Colq. Werk gefunden, und nirgends eine klare Widerlegung irgend einer von dem Friedensrichter angegebnen Thatsache.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Schleswig*, b. Röhs: *Ueber Frontangriffe der Cavalerie, auf Reuterey und Infanterie, oder bestimmter: die militärische Frage: Ist es zum Vortheil der Reuterey, bey Frontangriffen auf Infanterie und Reuterey, in der Tiefe von zweyen Gliedern aufzutreten? verneinend beantwortet.* 1801. 38 S. 8. (4 gr.) Der Titel zeiget den Inhalt dieser kleinen Schrift bestimmt genug an, deren Resultat der Vf. aus den bekannten Gesetzen vom Stofs zweyer Körper herzuleiten versucht. Das zweyte Glied soll gleichsam eine zweyte Linie bilden, und deshalb dem ersten zum neuen Angriff in einer Entfernung von 40 Schritt gegen Reuterey folgen, welches jedoch offenbar zu wenig ist, als dafs bey fehlgeschlagenen Choc das erste Glied Raum und Zeit genug hätte, dem zweyten aus dem Wege zu kommen. Das letztere wird vielmehr von den in Unordnung zurückgeworfenen Leuten gehindert und höchst wahrscheinlich selbst in Unordnung gebracht werden. Dasselbe findet auch bey dem Angriff auf Infanterie statt, wo der Vf. den Gliedern nur 25. Schritt Abstand von einander giebt. Der praktische, mit den Wirkungen des Geschützes und mit dem wirklichen Verhalten der Reuterey genugsam bekannte Soldat wird gewifs mit Rec. manches gegen diese Stellungsart einzuwenden haben; indessen erlauben die Gränzen der Anzeige einer so kleinen Schrift hier keine weitläuftigere Auseinandersetzung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. *Januar* 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Versuch einer theoretisch-praktischen Darstellung der Wirkungen der Arzneyen*, von *Friedrich Kretschmar.* 1800. 529 S. 8. (2 Rthlr. 10 gr.)

Ganz wahr ist, was der Vf. sagt, dass eine systematische Arzneylehre bis jetzt noch ein eitler Versuch seyn würde; es gebe manche Wirkungen der Arzneyen, die sich entweder gar nicht, oder nicht hinreichend erklären lassen, und selbst im Bekannten liege noch manches Unbekannte. Der Vf. strebt daher, die Wirkungen der Arzneymittel nach ihren Hauptmomenten darzustellen, und die vorgetragenen Lehrsätze dem Heilgeschäfte möglichst anzupassen. (Dies ist noch immer die am meisten pragmatische Behandlungsart der Arzneymittellehre.) Man habe sich vergeblich bemüht, von Arzney, Gift, Nahrungsmittel einen absoluten Begriff aufzustellen. Die letzten unterscheiden sich dadurch, dass sie den Verlust der thierischen Materie zu ersetzen geneigt, ihr homogen, die ersten, die Thätigkeit der thierischen Materie zu verändern geneigt, ihr heterogen sind. (Das scheint uns nicht ganz richtig. Erstlich müssen Nahrungsmittel auch gewissermasen die Thätigkeit der thierischen Materie verändern, sonst müsste der Körper im gleichen Zustande bleiben, wogegen doch das Fett- und Magerwerden streitet. Zweytens können nicht alle Arzneymittel der thierischen Materie heterogen seyn, sonst würden sie die Gesundheit nicht wiederherstellen und Krankheiten heben können. Auch kann ja, wie der Vf. selbst weiter unten angiebt, ein Nahrungs-Arzneymittel, Gift für eine Art der Mischung und Form thierischer Materie nützlich oder schädlich seyn, was für eine andere gerade umgekehrte Eigenschaften besitzt. Endlich ists nicht richtig, dass Nahrungsmittel angenehme Empfindungen, Arzneyen widrige gebe, manchmal ist es gerade umgekehrt der Fall z. B. mit Erdbirnen [*Helianthus tuberosus*] und der Salpeter- oder Essignaptha.) Zu den vorzüglichsten Giften werden gerechnet: Arsenik, Phosphor (?) weisse Niesswurzel, Quecksilberpräparate (?) Kantharide (?) Kupfer- und Zinkvitriol u. s. w. (Schon hieraus ergiebt sich das Schwankende im Begriffe Gift.) Einige nicht giftige Arzneyen nähern sich den giftigen durch ihre heftigen Wirkungen, wie Brechweinstein, Gummigutte u. a. Zu lange fortgesetzte Ekelkur verkürzt als ein langsames Gift die Lebensdauer. (Was könnte man auf solche Art nicht alles unter die Gifte rechnen! Wenigstens müssten dann die Mittel der andern Branche, die stärkenden Reizmittel, Wein, Branntwein [wie es von diesem auch wirklich von *Faust* geschehen ist] eben so gut können dazu gerechnet werden, in so ferne, als sie indirecte Schwäche erzeugen, und die Lebensdauer verkürzen.) Die Arzneymittel werden dem Körper mitgetheilt durch Einsaugung, Durchdringlichkeit und Reizempfänglichkeit. (Auch diese Eintheilung scheint uns nicht fehlerfrey zu seyn. Bey einem lebenden Wesen wird, ausser der elektrischen Einwirkung, kaum eine blosse Durchdringlichkeit angenommen werden können, da auch die kleinsten Theilchen erregbar sind; wenigstens werden die Naphthen, Kampfer u. d. gl. Stoffe gewiss nicht hieher zu rangiren seyn dürfen,) und endlich durch Infusion (Infusion und Transfusion sind Chimären; Einblasen in die Lungen und in den Mastdarm sind nicht Infusion.) Die vorzüglichsten Organe sind Magen, Haut, Nase, Lungen, Mastdarm. Die Gesetze, nach welchen die Arzneymittel wirken, theilt der Vf. in organische, organisch vitale, und Lebensgesetze. (Die letzten sind die allein gültigen, wenn vom lebenden menschlichen Körper die Rede ist. Sie mischen sich immer zu den übrigen, geben diesen die Richtung und machen sie mithin unstatthaft. Auch verirrt der Vf. sich darüber in physiologische Untersuchungen, welche nur uneigentlich hierher gehören.) Zuletzt wird die Eintheilung in Arzneymittel, welche die Thätigkeit der Kräfte vermehren und vermindern, aufgestellt. Die letztern können als secutive Wirkung auch vermehrte Thätigkeit der Kräfte veranlassen. Beide Wirkungen geben abweichende Veränderungen der Lebenskraft vom gesunden oder mittelmäsigen (Normal) Zustande derselben, und lassen sich unter die eine, krankmachende Wirkung begreifen. (Wollen wir nicht durch Wortspiele verwirren: so dürften diese Abweichungen zur Opportunität der Sthenie, oder Asthenie nicht als Krankheit angesehen werden; denn die Erregbarkeit ist ja schon von der gesunden abgewichen, und wir wollen sie durch unsere Arzneymittel wieder zum Normalgrade zurückführen. Oder soll die Rede vom gesunden Menschen seyn, was wir doch nicht glauben: so wäre es zwar richtig, diesem geben wir aber keine Arzneyen. Die Phänomene der heilenden Natur hat erst neulichst *Struve* in seinem *Triumpf der Heilkunde* schön auseinander gesetzt, wodurch das Wunderbare derselben verschwindet. Der Vf. bringt sie der *Anima Stahlii* sehr nahe. Auch in Hinsicht auf die ausleerenden Wir-

kungen der Arzneymittel, dafs fie vorzüglich durch Ausleerung fchadhafter Stoffe wohlthätig wirken, find wir nicht einerley Meynung mit dem Vf.) Eine Unterabtheilung der Arzneymittel machen diejenigen, welche die Action der Lebenskraft fowohl dem Grade, als der Art nach abändern, reizmodificirende Wirkungen. Hierher gehören a) erregende Mittel, welche die *in gradu* fehlerhafte Aeufserung der Reizbarkeit niederreizen, herabftimmen (erregende Mittel, welche herabftimmen?) ein andermal aufreizen, hinaufftimmen (alfo bald fo, bald entgegengefetzt? Wie vage ift diefe Beftimmung der Modalität der Wirkungen der Arzneymittel!) b) Mittel, welche die Irritabilität und Senfibilität unmittelbar fchwächen. (Folglich fchwächende, nicht erregende Mittel. Das ganze Kapitel fcheint uns etwas verworren zu feyn, welches von den allzu vielen Diftinctionen herrührt. Wer zu viel diftinguirt, verwirrt leicht. Wenn der Vf. fagt, dafs eine und diefelbe Krankheit durch verfchiedenartige Mittel könne geheilt werden: fo liegt da die *fallacia fymptomatum ut cauffae* zu Grunde, worüber die Erregungstheoretiker fo viel gefagt haben.) Aus den obigen letzten Grundfätzen folgt die Claffification der Arzneymittel nach ihren fpecififchen Wirkungen, über deren Werth oder Unwerth neulichft auch geftritten worden ift. Die Lehre von der Affociation und Sympathie ift fchön und genau entwickelt.

Alle diefe und noch verfchiedene, hier nicht anzugebende theoretifchen Subftrate liegen dem erften Theile zu Grunde; der zweyte ftellt die Wirkungen der Arzneymittel nach den Refultaten der Erfahrung auf — für unfere Zeiten gewifs die beffere und nützlichere Anficht der Arzneymittellehre! Es find freylich dabey auch manche Erfahrungsfätze aufgeftellt, welche nichts weniger als allgemein, folglich jenes Namens nicht ganz würdig find, z. B. dafs Schwefel die Brechkraft der Antimonialien fchwäche, da doch Goldfchwefel fo leicht Erbrechen macht; dafs Ipecacoanha durch Mohnfaft corrigirt werde, wo doch immer höchft kleine Gaben von jener gegeben werden müffen; dafs China mit Nutzen zu Abführungen gefetzt werde; dafs Queckfilber in kleinen Gaben die Luftfeuche am ficherften hebe; dafs eryfipelatöfe Entzündungen keine Näffe vertrügen, wo jede rofenartige Milchbruft das Gegentheil lehrt; dafs der Ruffe ohne Nachtheil Scheidewaffer ftatt Arrac trinke u. f. w. Indeffen ift die Folgerung richtig, dafs es nicht wohl möglich fey, die Arzneymittel nach ihren Wirkungen, oder nach ihrem therapeutifchen Gebrauche (jenes im Allgemeinen doch eher, als diefes) zu claffificiren. Eben fo mifslich find die Urtheile über die Wirkfamkeit der Arzneymittel aus der Analogie, Chemie, finnlichen Aehnlichkeit, die Vergleichung der Wirkungen auf die Thierkörper, welche Momente der Vf. alle genau und vortrefflich erwägt. Jede in der Erfahrung gegebene Wirkung einer Arzney ftellt eine Combination von Wirkungen dar, (die wir nur nicht genau zerlegen können. Ohne Zweifel eins der nothwendigften und unvergefslichften Gefetze in der Arzneymittellehre!) die aber ebenfalls nicht fyftematifch geordnet werden können. Der Vf. fucht zwar die mehrfach combinirten Wirkungen der Arzneymittel nach einfachen Combinationen darzuftellen, giebt aber, felbft nicht zufrieden damit, im folgenden noch eine Ueberficht der fpeciellen Wirkungen derfelben nach ihrer finnlichen, chemifchen und Wirkungsanalogie, die wir inzwifchen, ob fie gleich nicht ohne Intereffe ift, nicht näher durchgehen können, fondern endlich zu der fyftematifchen Abhandlung über die Arzneymittel insbefondere gehen müffen, um auch diefe einigermafsen kenntlich zu machen. Der Vf. entfchuldigt, was jedem Lefer gleich auffallen mufste, warum er entbehrliche neben wirkfamen, wenig gebräuchliche neben ftark gebrauchten, fogar unfichere, zweifelhafte, verwerfliche aufgeftellt habe, und bezeichnet fie nach diefem ungleichen Werthe. Das erfte Mittel, wovon die Rede ift, ift *Opium*. Zuerft die Art, wie es gewonnen wird, fein Geruch, Gefchmack, chemifcher Gehalt. In den meiften Fällen äufsere es eine primitive und fecutive Wirkung. Man beobachtet am häufigften, dafs es anfangs excitire, den Puls befchleunige, zuweilen munter mache und beraufche, bald darauf aber, indem es gleichfam feine Maske ablege, die Irritabilität, Senfibilität und Willenskraft fchwäche, betäube und fchlafrig mache, den Puls retardire. Diefe zweyte Wirkung, die herabreizende, überwiege feine hinaufreizende, fowohl durch Stärke als Dauer. — Ueberdiefs fchwäche es das Lebensprincip auf eine directe, dem narcotifchen Princip eigenthümliche, Art. Opium mit Vitriolfäure ift eine ftr wirkfame Verbindung, durch Nitrum wird die erhitzende Wirkung deffelben gemindert. Seine betäubende Wirkung wird durch ftarke erhitzende Mittel und fcharfe Gifte in etwas abgeändert. Opium vermindert die heftige Erregung ftark reizender Subftanzen, daher giebt man es oft mit Salmiak u. f. w. (Es wird und mag nun jeder Arzt diefe Angaben mit feinem theoretifchen und praktifchen Glauben vergleichen!)

Die ganze Schrift ift voll fcharffinniger Bemerkungen aus vieler Lectüre und eigenem Nachdenken abgezogen, eine vielfeitige Anficht der Wirkungen der Arzneymittel, mehr eine Kritik der Methodologie und Sammlung von Materialien für den denkenden Theoretiker, als ein Handbuch über die Arzneymittellehre für den praktifchen Arzt. Eine Praxis von mehreren Jahren wird den gelehrten Vf. leicht in den Stand fetzen, feiner Schrift auch für den Praktiker die gehörige Richtung zu geben, wird ihn lehren, fich mit geringeren Anfprüchen an die fcientififche Form unferer Erfahrungswiffenfchaft zu begnügen, die allzu vielen Abtheilungen, welche nur zweifelhaft machen und verwirren, zu vermeiden, den menfchlichen Körper zwar als ein verfchiedenartig zufammengefetztes, durch das Leben aber zu einer felbftftändigen Einheit, zu einem untheilbaren

baren Ganzen erhobenes Weſen anzuſehen, von deſſen Wirkungen, Zuſammenſetzungen, Reizungen wir nur runde Summen anzugeben vermögen u. ſ. w.

Leipzig, b. Kleefeld: *W. Buchan's Anweiſung, ohne Hülfe eines Arztes den veneriſchen Krankheiten zuvor zu kommen und ſie zu heilen.* Nach der zweyten engl. Ausg. frey bearbeitet mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen, von *J. C. J. Lenne.* — *Erſtes Bändchen.* 1800. 190 S. 8. (14gr.)

Das Original kam zu London 1797 unter dem Titel: *Obſervations concerning the Prevention and Cure of the Venereal Diſeaſes* etc. heraus. Der Ueberſetzer hat, wie er ſagt, eine zweckmäſsigere Anordnung des Ganzen und genauere Ueberſchriften einzelner Rubriken vorgenommen, auch hie und da die Ideen des Vfs. ſelbſt zu vervollſtändigen geſucht. In dieſem erſten Bändchen iſt das Werk des Vfs mit einigen Anmerkungen des Ueberſetzers enthalten, in einem zweyten will der letzte Zuſätze und Recepte mittheilen, was, bis auf die Recepte, recht gut iſt. Wirklich ſind gute Schriften über die veneriſche Krankheit, ſo viel wir derſelben auch ſchon haben, um ſo mehr mit Dank aufzunehmen, je allgemeiner, und, leider muſs der Rec. aus eigener Erfahrung hinzuſetzen, je bösartiger dieſelbe in der neueſten Zeit geworden iſt. Wenigſtens kann Rec. nicht von ſich rühmen, was der Vf. in der Vorrede ſagt, daſs ihm nie eine Cur mit Queckſilber miſslungen, und er bey allen veneriſchen Krankheiten ganz glücklich geweſen ſey. Der Vf. glaubt, das liege in der Art, wie das Queckſilber gegeben worden ſey, Rec. iſt aber geneigter, zu glauben, daſs es eher in einer Combination mehrerer Krankheitsreize, welche ſich von ſchwächlicher Conſtitution herſchreiben, beſonders in der Verbindung ſkrofulöſer Reizung zu ſuchen ſey. Man ſoll, iſt die Meynung des Vfs., bey veneriſchen Uebeln geſchwinde ſo groſse Gaben Queckſilber geben, daſs der Mund davon angegriffen werde, und dann eine Zeit lang mit kleineren Gaben fortfahren. Präſervationen ſeyen hauptſächlich Waſchwaſſer aus reinigenden Ingredienzen, mit Genauigkeit angewandt. Es dient dazu Waſſer, worin etwas Seife aufgelöſt iſt, ſchwaches alkaliſches und goulardiſches Waſſer, Sublimat in Waſſer. Nicht veneriſche Gonorrhöe habe er mehrmals gefunden. (Die Harnröhre kann zuverläſſig von verſchiedenartigen Krankheitsreizen afficirt werden, die Diagnoſis derſelben iſt nur ſchwer und ungewiſs.) Zur Heilung der Gonorrhöe empfiehlt der Vf. (höchſt gelinde) zuſammenziehende Einſpritzungen, beſonders weiſsen Vitriol in Waſſer aufgelöſt, eine Unze Vitriol in vier Unzen Waſſer, davon einen Theelöffel voll in eine Taſſe Waſſer, zwey bis drey kleine Spritzen voll hinter einander fünf bis ſechsmal im Tage eingeſpritzt. (Rec. hat ſich der *Hunterſchen* Einſpritzung mit Nutzen bedient). Nach der Reizbarkeit des Kranken muſs dieſe Einſpritzung bald ſtärker, bald ſchwächer gemacht, bey ſtarker Entzündung ganz ausgeſetzt, und alsdann mit Blutigeln, Aderläſſen und dem ganzen antiphlogiſtiſchen Apparate verwechſelt werden. Bey Verengerung der Harnröhre dienen Bougies, bey Hodengeſchwulſt, Blutigel, Aderlaſſen, Opium, Breyumſchläge von Hafer- oder Roggenmehl und (warmer?) Eſſig. Das ſicherſte Unterſcheidungszeichen der veneriſchen von andern Geſchwüren beſteht darin, daſs ſie, wenn kein Queckſilber angewendet wird, nicht, wie andere Geſchwüre, heilen, ſondern ſich immer weiter ausbreiten und ſchlimmer werden. (Das iſt aber gewiſs höchſt unſicher!) Veneriſche Geſchwüre muſs man äuſserlich nur rein und frey von aller Reizung halten, fleiſsig auswaſchen mit Milch und Waſſer, verbinden mit trockner, oft erneuerter Scharpie, nicht mit Balſamen, Salben etc. und breiten ſie ſich aus, ſo beſtreut man ſie mit Calomel. Innerlich giebt man ſogleich Queckſilber. Der Vf. giebt alle Morgen und Abende zwey Gran verkalchtes Queckſilber mit Brodkrume zu einer Pille gemacht. Wird der Mund in einigen Tagen nicht wund: ſo giebt er zwey Pillen vor Schlafenszeit und eine des Morgens, und wenn auch dieſe nicht einen Grad von (anfangendem) Speicheln (was der Vf. für nothwendig hält) bewirken, zwey Pillen Morgens und zwey Abends. Selten giebt er mehr als vier Grane täglich. Nun giebt er einen, zwey Grane fort, und wenn Leibweh kommt, etwas Mohnſaft dazu. Verträgt der Kranke das Queckſilber innerlich nicht: ſo muſs man Salben einreiben. Phimoſis muſs entzündungswidrig behandelt werden. Wahren veneriſchen Bubonen geht meiſtens ein Schanker vorher; ſie in Eiterung zu bringen, widerräth der Vf. Eben ſo wenig hält derſelbe die bloſse Extinctionsmethode für ſicher ausreichend. Der Mund muſs nach ihm immer angegriffen werden und eine Zeit lang bleiben. Er braucht gewöhnlich das für ſich verkalchte Queckſilber, das milde ſalzſaure Queckſilber, den Calomel, den ätzenden Sublimat und die Salbe, die letzte doch nie allein in hartnäckichten Uebeln. Sublimat iſt beſonders bey Hautkrankheiten zu empfehlen. Die Anſteckung der Kinder nimmt der Vf. in der Gebärmutter ſchon an, nicht bloſs beym Durchgange durch die Scheide. Er giebt auch für angeſteckte Kinder und Mütter die nothwendigſten Regeln an, die wir aber hier nicht weiter erörtern wollen. Alles, was der Vf. ſagt, iſt recht gut, obgleich nicht immer nach dem neueſten Geſchmacke, vielleicht deſto praktiſch richtiger und brauchbar.

Leipzig, b. Fleiſcher d. J.: *Everard Home praktiſche Bemerkungen über die Harnröhrenverengerungen durch Aezmittel*, aus dem Engl. überſetzt und mit Anmerkungen (verſehen) von *Sam. Hahnemann.* 1801. 147 S. 8. (16 gr.)

Die Methode, Verengerungen der Harnröhre mit Aezmittel zu behandeln, gründet ſich auf einen Vorſchlag *Joh. Hunters.* Die Krankheit beſteht in einem Krampfe der innern Harnröhrenhaut und iſt häufiger in

warmen, als kalten Ländern zu finden. Der Anfang ist gewöhnlich gelinde, die Zunahme geschwind und heftig. Gewöhnlich empfiehlt man dagegen Kerzen, Bougies, welche in den frühern Stadien des Uebels, wo die Membran der Harnröhre in einem nicht sehr reizbaren Zustande ist, die Erweiterung leicht bewirkt; oft aber wiederholt angewendet werden muss. Wenn die Strictur schon alt ist, lässt sie sich nicht wohl erweitern, verträgt auch in die Länge die Kerze nicht. Ist mehr als eine Strictur in der Harnröhre: so haben Kerzen von Bleypräparaten, Wachs und Oel einen Vorzug. In Fällen, wo der Kanal ganz undurchdringlich, oder die Oeffnung so klein ist, dass keine Kerze durchgebracht werden kann, schlug *Hunter* Aezmittel vor. Die Schwierigkeiten, welche sich der Anwendung dieser Mittel entgegensetzten, macht folgende Verbesserungen nothwendig. Man nimmt eine Kerze von der Dicke, dass sie leicht eingebracht werden kann, steckt oben in das Ende derselben ein Stückchen Höllenstein, so dass derselbe an der Oberfläche der Kerze gleich ist, zu den Seiten aber von der Masse der Kerze umfasst wird. Die Kerze wird mit Oel bestrichen, und vor der Anwendung derselben eine gemeine Kerze eingebracht, um den Kanal frey zu machen und die Strictur genau zu messen.

Wenn man auch die ganze Vorschrift, wie sie weitläuftiger bey dem Vf. angegeben ist, aufs genaueste befolgen will: so ist und bleibt die Anwendung auf diese Art immer eine schwierige Operation, die, wenn sie misslingt, sehr nachtheilige Folgen haben kann. Demungeachtet empfiehlt sie der Vf. in noch mehrern Fällen, als der verstorbene *Hunter*; unter andern alsdann, wenn die Verengerung durch gewöhnliche Kerzen nur, wie es oft geschieht, bis auf einen gewissen Grad geheilt, die Harnröhre aber nicht ganz vollkommen erweitert werden konnte. Diese Vorliebe zu seinen Aezkerzen führt den Vf. dahin, dass er behauptet, die feine, gefäsreiche, empfindliche innere Haut der Harnröhre könne zum Theil zerstört werden, ohne dass nur einigermafsen beträchtliche Symptomen davon entständen, ja, dass er die Meynung aufstellt, krampfhafte Beschwerden würden gewöhnlich durch leichte, aber nicht durch heftige Reizungen erregt. Gewöhnlich wendet der Vf. sein Aezmittel einen Tag um den andern, in sehr hartnäckichten Fällen auch wohl alle Tage an. Die Krankengeschichten, welche zu Belegen dienen, sind nicht arm an Interesse, jedoch, wie auch der Uebersetzer bemerkt, nicht immer geeignet, das bündig zu beweisen, was der Vf. damit beweisen will. Wir glauben, dass der Vf. eine zu grosse Vorliebe zu seinem Mittel hat, welchem wir in der Hand eines vorsichtigen Wundarztes seine Wirksamkeit nicht absprechen.

* * *

GOTHA, b. Perthes: *Meister Liebreich.* Ein nützliches moralisches Lesebuch für Volksschulen und bürgerliche Familien. Von *Rudolph Christoph Lossius.* 3ter und letzter Theil. 1801. 220 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. Ergänz. Blätter für 1801. Nr. 103.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Giessen*, b. Braun: *Tractatio de Apoplexia tamquam morbo universali e summa debilitate oriundo*, auct. *Ge. Aug. Dörel.* 1801. 46 S. 8. (4 gr.) Eine Inauguralschrift nach Brownischem Zuschnitte, woran die allgemeinen, schon bis zum Eckel wiederholten physiologischen Principien den ersten, die speciellern ätiologischen vom Schlage den zweyten Theil ausmachen. Apoplexie nennt der Vf. *morbum, qui a caussis corpus debilitantibus ortus ad summum fere debilitatis gradum, qui ad cessationem omnis prope incitationis accedit, jam progressus* u. s. w. Dergleichen Definitionen können unmöglich genugthuend seyn! Die Eintheilung in serösen und Blutschlag verwirft der Vf. mit Recht, wie uns dünkt; eben so die Eintheilung in Blut- Gallen- oder gastrischen, metastatischen und nervösen Schlag. Der Blutschlag sey eine indirecte Asthenie, Folge einer Ueberreizung. Den gastrischen Schlag verwirft der Vf. Wer wird, fragt er, aus einigen gastrischen Zeichen gerade den ganzen Ursprung des Uebels herleiten? Sind ja dergleichen da: so sind sie von der allgemeinen und besondern Schwäche der Digestionsorgane herzuleiten. (Wir wollen darüber nicht disputiren! Gewiss ist, dass viele Schlagflüsse während oder kurz nach den Mahlzeiten kommen.) Der metastatische Schlag gehöre zu den topischen Arten, deren es mehrere gebe und nicht hieher. Man müsse den Schlag in den direct und indirect asthenischen theilen, jener entstehe, wenn die ganze Summe erregender Potenzen bey sehr schwacher, oder angehäufter *(admodum exigua praesente, vel accumulata)* Incitabilität absolut und plötzlich so sehr vermindert werde, dass fast alle Lebensfunction aufhöre. Dergleichen könne beym Wechselfieber, Gicht, Podagra (?) nach Schrecken, Furcht etc. entstehen. Indirecter asthenischer Schlag entstehe von relativer und schleuniger Abnahme der ganzen Summe erregender Potenzen bey fast erschöpfter Incitabilität. (Die Diagnosis reducirt sich auf die bekannten Brownischen Grundsätze, deren Schwäche wenigstens in diesem Punkte nicht geläugnet werden kann. Bey der Erklärung des Vfs. finden wir, dass er bey weitem zu wenig auf das afficirte Organ Rücksicht genommen hat.) Die Anzeigen zur Cur sind die bekannten: bey directer Schwäche flüchtige Reizmittel in kleinen und öftern Gaben; bey indirecter kräftigere in grösern Gaben, oft wiederholt. (Das letzte ist nicht nach dem Systeme, und ist unbestimmt angegeben worden. Mohnsaft, welchen der Vf. empfiehlt, würden wir gerade bey dieser Gattung am wenigsten anwenden.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. *Januar* 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HAMBURG u. MAINZ, b. Vollmer: *Archiv zur Vervollkommnung des Bibelſtudiums*, herausgegeben von Dr. *Joh. Lud. Wilh. Scherer*, Pred. zu Echzell im Darmſtädtiſchen. *Erſten Bandes erſtes Stück.* 1801. 175 S. 8.

Hiemit beginnt eine neue Zeitſchrift für das Studium der Bibel, welche auch den Titel führt: *Exegetiſche, philoſophiſche und hiſtoriſche Unterſuchungen über die Bibel als Beyträge zur Förderung des Studiums derſelben von einer Geſellſchaft* (Theologen?) Hamburg und Altona bey Vollmer. Warum aber hier Altona und dort Mainz ſteht, ſieht Rec. nicht ein. Die Verſchiedenheit des Titels kann ſchwerlich damit in Verbindung ſtehen. Dem Herausg. ſcheint die Klage nicht ungegründet, dafs die jungen Theologen in unſern Tagen über dem allzu groſsen Drängen nach Tranſcendentalphiloſophie das Studium der Bibel, ſo wie die zur Auslegung derſelben unentbehrlichen Kenntniſſe der griechiſchen und hebräiſchen Sprache verabſäumen, und dafs ſie in dem Wahne ſtehen, als hätten ſie ſchon genug gethan, wenn ſie die Grundſätze der moraliſchen Interpretation anzuwenden verſtänden. Wie nothwendig aber die richtige Einſicht in den wahren Sinn und Geiſt der Bibel für Theologen bleibe, ſey bekannt, und er habe ſich mit mehreren Gelehrten vereinigt, das Bibelſtudium zu befördern, wovon er hier die erſten Proben vorlege. Wir wünſchen dem Vf. Glück zu dieſem Unternehmen, und ſtimmen ihm in ſeinem Urtheile über den Geiſt unſrer Zeit völlig bey. Nicht jeder, der Theologie ſtudiert, hat Beruf und Talent, ein Tranſcendentalphiloſoph zu werden, und ſo lange noch die bibliſche Theologie gilt, kann ein ſolcher Theolog nicht ohne Gewalt und Zwang eine Sektenphiloſophie durchgängig auf die chriſtliche Theologie anwenden, ſondern mufs nach wie vor ein Eklektiker ſeyn. Dieſs wird um ſo eher einleuchten, je mehr die Geſchichte unſrer Tage zeigt, wie wenig dieſe oder jene Tranſcendentalphiloſophie auf Allgemeingültigkeit Anſpruch machen kann, und wie klein im Ganzen die Zahl derjenigen ſeyn mag, die Talent genug haben, mit freyer Geiſtesthätigkeit in die Tiefen derſelben hineinzudringen. Wie wäre es ſonſt möglich, dafs ſich die Tranſcendentalphiloſophen bis zur Verwirrung einander ſelbſt nicht verſtehen, und dafs mit einer Art von Verzweiflung ſogar Verſuche gemacht worden, das Verſtändnifs und die Allgemeingültigkeit, welche jedoch der Natur der Sache nach nie eintreten kann, zu *erzwingen*. Dagegen begleitet aber die bibliſche Theologie den chriſtlichen Theologen ſein ganzes Leben hindurch, und er kann ohne dieſelbe in der Praxis nicht fertig werden. Daher bleibt es ſeine erſte Pflicht, ſich gründlich mit dem Sinne und Geiſte der Bibel bekannt zu machen, worauf alsdann das Studium der Philoſophie folgt, vorzüglich ſo weit es praktiſch iſt, und endlich das Studium der Geſchichte der chriſtlichen Religion. — Wenn aber der Herausg. ſich den Beyfall des theologiſchen Publicums für ſeine Zeitſchrift erwerben will: ſo wird er vorzüglich auf eine ſtrenge Auswahl der Aufſätze zu ſehen haben, und nicht alles geradezu aufnehmen, was ihm zugeſandt wird; eben ſo auf einen correctern Druck, als der gegenwärtige iſt. Gleich anfangs kann freylich noch nicht alles ſo ſeyn, wie es wohl ſeyn ſollte: allein man erwartet mit Recht mehr Gediegenheit und Vollkommenheit für die Zukunft. — Der Inhalt dieſes erſten Stücks iſt folgender: I. *Ueber die innere Oekonomie der Bergrede Jeſu vom Prediger Beckhaus zu Gladbach bey Mühlheim am Rhein.* Der Vf. tritt der Meynung bey, welche immer die wahrſcheinlichſte bleibt, dafs hier mehrere Sentenzen aus verſchiedenen Reden Jeſu an ſeine Jünger und das Volk an einander gereihet ſind, und vertheidigt dieſe Meynung gegen den Hn. D. *Storr* und Andere mit ſehr guten Gründen. Auf den Commentar des Hn. D. *Paulus* iſt aber noch nicht Rückſicht genommen. Am Ende ſucht er wieder zu trennen, was zu den Jüngern und was zum Volke geſagt ſeyn mag. Dafs eine ſolche Trennung bey verſchiedenen Exegeten immer verſchieden ausfallen wird, geſteht der billige Vf. ſelbſt zu. II. *Probe einer neuen Bearbeitung der meſſianiſchen Pſalmen. Zuerſt der 22. Pſ.* III. *Der* 45. *Pſ.* IV. *Eine neue Ueberſetzung des* 45. *Pſ.* V. *Der* 69. *Pſ. als Probe eines im reinen jambiſchen Sylbenmaafse überſetzten Pſalms.* So wenig der 22te als 45te Pſalm ſind Weiſsagungen vom Meſſias. Der letzte iſt ein Lied auf die Vermählung Salomos mit einer Prinzeſſin, wie gewöhnlich angenommen wird; den 22ten aber hält der Vf. für eine Elegie des *Hiskias* bey dem plötzlichen Ueberfalle ſeines Landes von Seiten *Sanheribs* mit einem ſtarken Heere. Hiskias hatte gleich beym Antritt ſeiner Regierung allen Götzendienſt vernichtet, und den Dienſt Jehovahs nach Anordnung des Moſes wieder hergeſtellt. Er hatte ſchon mehrere Feinde des Reichs beſiegt, und die Propheten hatten ihm eine glorreiche Regierung verſprochen, wenn er ſtets Jehovah ehre. Plötzlich brach Sanherib mit einem groſsen Heere in ſein

Reich ein, und Hiskias zu schwach, ihm eine gleiche Armee entgegen zu stellen, sah den nahen Untergang desselben vor Augen. Da rief er mit Wehmuth aus: mein Gott! warum verläfst du mich u. s. w. 2 Kön. 19, 15. 22. Man mufs gestehen, dafs der Vf. seine Hypothese sehr sinnreich durchgeführt hat. Eine Hauptschwierigkeit bleibt nur die, dafs dieser Psalm in der ersten Sammlung steht, welche gerade die ältesten Psalmen enthält, die wohl nicht bis in das Zeitalter des Hiskias reichen. In der Erklärung würde manches treffender seyn, wenn der Vf. einen der trefflichsten Interpreten der Psalmen, *Muntinghe*, hätte benutzen können. Wenn z. B. die Benennung *Hunde* auf die Geilheit bezogen wird: so ist dies der Vorstellung des hohen Alterthums nicht gemäfs, wo Hunde ein Bild der Unverschämtheit und Beifsigkeit waren, wie man aus dem *Homer* sehen kann. Anderer nicht recht passender Erklärungen zu geschweigen. Der 69 Psalm endlich hätte auch in reinen Jamben noch poetischer und rhythmischer übersetzt werden können. Rec. mufs daher eine Fortsetzung in dieser unpoetischen Manier widerrathen. VI. *Ueber Jonas im Wallfisch vom Prof. Palmer in Giefsen.* In allen Sprachen werden Gewissensvorwürfe mit Sturm und Ungewitter verglichen, dagegen Befreyung davon mit Errettung aus grofsen Gefahren. Jonas suchte dem Gedanken, den Niniviten Vorwürfe zu machen, unter allerley Vorwand auszuweichen. Da wurde ihm zu Muthe, wie demjenigen, der sich zur Zeit des wüthendsten Sturms auf einem Schiffe befindet, über den zur Besänftigung der erzürnten Gottheit das Loos geworfen, und der den Seeungeheuern Preis gegeben werden soll u. s. w. Besser wird es wohl seyn, auf diese wunderbare Geschichte als auf eine alte Sage zu reflectiren, der ein Factum zum Grunde liegt, das man aber nicht mehr rein herausfinden kann. VII. *Ueber den Priester- und Prophetenklub der Hebräer von Ottmar.* Unwahrscheinlicher kann kein Bild vom hohen Alterthume werden, als wenn man ihm einen modernen Namen unterschiebt, womit zugleich auch ein Bild der modernen Welt vor Augen schwebt. Freylich ist hier vom Moses an alles so dargestellt, dafs aus den alten hebräischen Priestern und Propheten eine Art von Jakobinerklub heraus kommt, wenigstens beruht alles auf Täuschung und Betrug nach Art der modernen Welt. Von diesem Klub und seinen geheimen Machinationen wird alles geleitet vermittelst trüglicher Wunder, besonders von den Präsidenten oder Directoren desselben Samuel, Elias u. s. w. Nebenher wird der Betrug mit den Wundern auf dem natürlichen Wege vollkommen enthüllt, wobey unbekannte brennbare Materialien eine Hauptrolle spielen. Dies ist allerdings neu genug, aber auch die Nachricht nicht minder, dafs *Romulus* und *Remus* von einer *Löwin* gesäugt seyn sollen (sonst wufste man nur von einer *Wölfin*), welches vielleicht so zu erklären sey, dafs diese Brüder von der Milch einer *zahm gemachten Löwin* ernährt wären, um sie tapfer zu machen. Wer weifs, ob dadurch nicht wirklich ein Löwenmuth entstehen könnte, wenn man erst nur ein Mittel fände, einer Löwin, die geworfen hat, ohne Lebensgefahr so nahe zu kommen, dafs man sie ausmelken könnte. Doch an solche natürliche Erklärungen, die wieder eben so wunderbar bleiben, als die Wundersagen der Urwelt selbst, sind wir in unsern Tagen bereits gewöhnt: allein sie werden uns eben deswegen auch immer widerlicher, weil wir überzeugt sind, dafs sich die reinen Thatsachen auf keine Weise mehr aus der wunderbaren Sagenhülle herausfinden lassen. Warum will man denn noch neue wundersame Erklärungen hinzuhäufen? In Hinsicht dieser ganzen Erzählung und Darstellung aber giebt Rec. dem Vf. zu bedenken: woher er den gröfsten Theil davon anders wisse, als aus blofsen Vermuthungen? Ist nun dieses der Fall: so fragt er weiter, was die Humanität dazu sage, wenn man auf blofse Vermuthungen hin namhafte Menschen, sie mögen so lange todt seyn, wie sie wollen, als Betrüger darstellt, da sie doch eben so gut grofse Verdienste um ihre Nation gehabt haben können, und wahrscheinlich wirklich hatten? Endlich, ob es nicht pflichtmäfsig sey, solche Vermuthungen, wenn sie Einem auch aufsteigen sollten, bey einem Buche, welches nun einmal Religionsbuch ist, und als heilig betrachtet wird, lieber zurück zu halten, als sie voreilig dem Drucke zu übergeben? Ueberdem hat jedes Zeitalter seine eigne Art zu denken und zu handeln, welches alles so viel als möglich aus dem Gesichtspunkte derselben Zeit beurtheilt werden mufs, wenn man ein billiges Urtheil fällen will. Das Zeitalter, welches der Vf. beschreibt, war roh und uncultivirt; also dachte und handelte es auch roh. Das kann freylich von uns nicht gebilligt, aber wohl nach den Begriffen der Zeit entschuldigt werden, und leidet eine weit mildere Ansicht, als die der Vf. genommen hat. Es ist daher zu bedauern, dafs er sich nicht mehr in den Geist der damaligen Zeit hineingedacht hat, um die wahre Lage der Sachen zu ergründen, denn die angegebenen Intriguen und Machinationen der Priester und Propheten sind zu modern, um für die damalige einfache Zeit zu passen. VIII. *Abweichende Vorstellungen der Schriftsteller des N. T. über einen und denselben Gegenstand von Dr. Th. . .* Hier zunächst nur über den Aufenthaltsort der bösen Geister, und über den Ort, wohin sich Jesus unmittelbar nach seinem Tode begeben hat, woraus unter andern das Resultat gezogen wird, dafs, wenn auch die Schriftsteller des N. T. in Hinsicht *des Wissens* verschieden sind, sie doch in Sachen des Herzens eins waren, in sofern alle auf reine Tugend drangen. In dieser Hinsicht könne man also mit Recht sagen, dafs sie alle nur *ein* moralischer Geist inspirirte und beseelte. Alles sehr gut, so dafs man die versprochene Fortsetzung mit Vergnügen lesen wird. IX. *Ueber Daniel* 9, 24 — 27. — also über die berühmte Stelle von den sogenannten 70 Jahrwochen. Der Vf. hält es mit Recht für unmöglich, die im Orakel unbestimmt angegebenen Zahlen in bestimmtere zu verwandeln. Der Prophet hatte in den Orakeln

keln des Jeremias gelesen, dafs seine Nation lange Zeit, ungefähr 70 Jahre, im Exil bleiben werde. Diese Zahl beschäftigte jetzt seine Seele, aber er weifs nicht, ob um diese Zeit das Exil auch aufhören werde. Darum spricht er mit Fleifs noch dunkler als Jeremias, damit man ihn nicht eigentlich verstehen möge. *Siebenzig sieben* soll unbestimmt noch eine lange Zeit bedeuten u. s. w. Allerdings läfst sich die Sache so recht gut denken, und Rec. stimmt wenigstens darin mit dem Vf. überein, dafs hier absichtlich alles *unbestimmt* seyn soll.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Geheime Strategische Instructionen Friedrichs des Zweyten, an seine General-Inspecteurs.* (1801.) 44 S. 4. und 1. Bl. Zueignungsschrift nebst 31. Plans in Querfol. (15 Rthlr.)

Lange vorher, ehe noch die Kriegskunst zu dem Range einer Wissenschaft erhoben ward, übte man sie empirisch, und die Strategie gehört unstreitig zu denjenigen ihrer Theile, die am frühesten bearbeitet wurden. Sobald die Menschen ihre Kräfte zum wirksameren Angriff des Feindes, oder zur wechselseitigen Unterstützung gegen den Angreifer vereinten; waren auch die Anführer darauf bedacht, die mannichfaltigen Umstände des Terrains zu benutzen, um dem Feinde — gegen seine Wurfwaffen gedeckt — sich zu nähern; oder seiner angreifenden Uebermacht desto besser die Spitze bieten zu können. Diese Benutzung des Terrains zu einer guten, vielleicht unangreifbaren Stellung, blieb jedoch lange nur das Eigenthum der helleren Köpfe; niemand aber dachte darauf, die Regeln, auf denen sie beruhete, in ein Syftem zu ordnen, oder auch nur zum Besten seiner Kunstverwandten nieder zu schreiben. Daher die so seltenen Beyspiele von einem richtigem Gebrauche des Terrains; daher die stete Beybehaltung der einmal hergebrachten Schlachtordnung; ohne Hinsicht darauf, ob sie dem Terrain anpasse, oder nicht.

Es läfst sich aus den bis jetzt bekannt gewordenen Datis nicht mit Zuverläfsigkeit bestimmen: ob vielleicht *Gustav Adolph*, dem die Kriegskunst so viel verdankt, sich nicht auch in diesem Fache verdient machte? Gewifs aber ist es, dafs König *Friedrich II.* von dem Augenblicke an, wo er durch die Eroberung Schlesiens den ersten Grundstein zu seinem künftigen militärischen Rufe legte, darauf bedacht war, auch diesen Zweig der Kriegskunst möglichst zu bearbeiten. Schon in seinem früheren *Unterrichte für seine Generals* dringt er überall auf zweckmäfsige Benutzung des Terrains. Er bildete diese Lehre in der Folge immer mehr und mehr aus, und so entstand die gegenwärtige Instruction, die bey der Preufsischen Armee selbst aufserordentlich geheim gehalten, und nur wenigen anvertrauet ward. Der Herausgeber verdient daher um so mehr den Dank des militärischen Publicums, dafs er durch die Bekanntmachung derselben auch die Officiere anderer Armeen in den Stand setzte, die Vorschriften des grofsen Feldherrn zu benutzen.

Pl. I. und II. sind Stellungen auf Bergen, wo vorzüglich die letzten auf gute Besetzung aller Schluchten deutet; eine Vorsicht, durch deren häufige Unterlaffung in dem eben beendigten Kriege die Armee von den zwischen sie eingedrungenen feindlichen Kolonnen zerstückelt und theilweise geschlagen ward. Auf Pl. III. vermifste Rec. die in der Erklärung auf dem rechten Flügel des Lagers bey B. angegebene Ueberschwemmung, die auch schon durch die zu hoch gezeichneten Ufer des Flusses unmöglich wird. Pl. IV. und V. sind Belege zu jener bekannten Neigung des Königs, alle defensive Stellungen in offensive zu verwandeln. Läfst der Feind sich, wie es nicht unwahrscheinlich ist, durch die zuerst genommene Stellung täuschen: so wird seine Niederlage eine unausbleibliche Folge davon seyn. Denn während er im Begriff ist, das diesseitige Heer anzugreifen, mufs ihm ein so unerwarteter Flankenangriff um so nachtheiliger werden. Das Lager Pl. VI. ist durch die Kunst, das Pl. VII. aber durch die Natur unangreifbar gemacht, wenn man anders nicht Mittel findet, den Feind heraus zu manöuvriren. VIII bis XI, sind Stellungen auf wirklichem Terrain, und deuten vorzüglich auf zwey Punkte: dafs man ausgedehnte Positionen nicht durch vereinzelte Truppenabtheilungen decken, sondern seine Stärke immer zusammenhalten müsse, um dem Feinde da, wo er durchbrechen will, mit seiner ganzen Macht entgegen zu gehen und ihn zu schlagen; und dann, dafs man bey jeder Stellung unerlafslich auf die Sicherstellung seiner Flanken bedacht seyn mufs, welches hier entweder durch Begünstigung des Terrains, oder durch eine gute Reserve, oder aber durch ein besonderes, in die Flanke gesetztes Corps erreicht wird. Das letztere ist auch bey dem Angriff auf einen Flügel des Feindes Pl. XII. der Fall; Pl XIII. aber hat die in der Ebne en Echelon angreifende Armee ein Quarree von 4 Bataillonen zu seinem Anlehnungspunkte. XIV. stellt eine sehr glückliche Idee dar: während der Feind die vor der Fronte liegenden Verschanzungen angreift, die hinter denselben in einer Niederung stehende Armee wegzuziehen, und ihm selbst damit in die Flanke und in den Rücken zu gehen. XV—XX. Ueber den Angriff fester Positionen, durchgehends auf Manöuvres gegen die feindlichen Flanken, und auf ein dadurch erhaltenes kreuzendes Feuer berechnet. XXII. lehret den Uebergang des Feindes über einen Flufs durch eine gute Position vor dem letzten zu hindern. Nur auf *diese* Weise wird man seine Absicht erreichen; nie aber durch hinter den Flufs gesetzte kleine Posten, die überall zu schwach sind, dem Feinde zu widerstehen, und zu weit von einander entfernt, um sich schnell genug zur nachdrücklichen Gegenwehr vereinigen zu können. XXIII. und XXIV. Uebergang und Rückzug über einen Flufs mit den bekannten Anordnungen. XXV. Wie der Marsch einer Armee durch ein seitwärts detaschirtes Corps zu decken

ist,

ist, das immer neue Positionen nimmt. XXVIII. Rückzug einer Armee von Königsgrätz, und Anordnung zum Angriff derselben.

Rec. erlaubt sich weiter keine Bemerkung über diese lehrreiche Sammlung, als dass der König bisweilen zu viel auf die Unthätigkeit des Feindes zu rechnen schien; obgleich man überall die Anlage zu den wirksamsten Gegenvorkehrungen entdeckt, im Fall der Angriff abgeschlagen werden sollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Freymüthige Beyträge über den Frieden zu Luneville, zur Reichstagsberathschlagung über Entschädigung und Säcularisation.* 1802. 88 S. 8. (6 gr.) Schon wieder ein Commentar über den Frieden zu Luneville, und insbesondere den VII. Art. desselben; ein Commentar, der, obgleich etwas verspätet, doch eben dadurch in Hinsicht auf Reife und Unpartheylichkeit den Sieg über seine Vorgänger gewonnen zu haben scheint. Obgleich erst für das Jahr 1802 bestimmt, wurde derselbe doch noch vor dem letzten Reichsgutachten vom 2. Octbr. v. J. gedruckt, wie sich aus einer Stelle S. 25. ergiebt. Im Hauptwerk stimmt der ungenannte Vf. mit dem *doctrinellen Ausleger* des VII. Friedensartikels überein, von dem er in der Einleitung sagt, dass er die undankbare Mühe übernommen habe, die Mittelstrasse der Gerechtigkeit und Billigkeit zu erforschen, und die allgemeine Vereinigung auf Erhaltung der Reichsverfassung zu befördern. Er ist jedoch in seinen Urtheilen noch mässiger, berichtiget manche gewagte Sätze jenes Verfassers, und giebt der Sache einige neue Ansichten, um das Schicksal des leidenden Theils zu mildern. Die Abhandlung zerfällt in VII Abschnitte: I. *Von dem Einfluss des Luneviller Friedens auf das deutsche Staats- und Völkerrecht.* Durch denselben sey die staatsrechtliche Frage, an die sich vorher noch kein Rechtsgelehrter gewagt habe, zuerst entschieden worden: ob das deutsche Reich seinen Mitständen ihren Verlust aus einem unglücklichen Kriege zu ersetzen schuldig sey? — Selbst der Münsterische und andere Friedensschlüsse, worin ein und andere Entschädigung festgesetzt worden, hätten diese Frage nicht bestimmt; denn in allen diesen Fällen hätten nie Kaiser und Reich allein unter sich und mit den einzelnen Ständen gehandelt, sondern fremde Mächte hätten ihre Hände im Spiel gehabt. (Ist dieses aber nicht auch jetzt der Fall? Und lässt sich wohl behaupten, dass die Mehrheit der Reichsstände, ohne fremden Zwang, jenes Postulat genehmiget habe? —). Der Vf. findet das Entschädigungsprincip *wohlthätig*, weil die Pacisc enten durch ihre gemeinsame Fürsorge den Keim zu innern Unruhen und anarchischen Auftritten erstickt hätten, weil die Furcht vor fernerer Anwendung dieses Princips, jeden Reichsstand von aller Einmischung in die Politik fremder Mächte abschrecken, mithin die in diesem Fall so wichtige Stimmfreyheit befestigen, und die Möglichkeit eines Reichskriegs, wobey das Reich von jeher zu kurz gekommen sey, entfernen werde. II. *Von der Auslegung des Luneviller Friedens in Absicht auf Entschädigung.* Bey der bisherigen verschiedenen Auslegung, sey eine authentische Bestimmung der Pacisc enten vor der Thür, deren gefährliche Folgen zu vermeiden, die Reichsstände sich über das Entschädigungswerk ungesäumt vereinigen, und dem Reichs-Oberhaupt, welchem an der Erhaltung der Reichsconstitution am meisten gelegen sey, unbeschränkte Vollmacht dazu ertheilen sollten. III. *Von dem Subject, das Entschädigung leisten solle.* Der Luneviller Friede verweise dieserhalb auf die Rastadter Verhandlungen, welche aber nicht positiv bestimmten: ob die Entschädigung *ganz allein durch Säcularisation* geschehen solle? — Das Ende des Congresses zu Rastadt sey offenbar den französischen Ministern gekommen, ehe sie mit der Reichsdeputation in die von ihr vorbehaltene nähere Untersuchung getreten, und sich über feste Grundsätze vergiichen hätten. Jene Frage müsse also nach dem Vorbehalt dieser Deputation entschieden oder verglichen werden. Hierbey seyen nun die Gründe für die Gesammtverbindlichkeit des Reichs zum Schadenersatz überwiegend; und jene Stände, welche durch frühen Rücktritt von dem gemein beliebten Schauspiel des Krieges Millionen gewonnen oder erspart hätten, würden ihren Beytrag desto leichter aufbringen können. Diejenigen evangelischen Stände, die noch Kirchenschätze von Millionen unter Leitung eines Kirchenraths, unabhängig von ihren Domainen-Kammern, besässen, die noch evangelische Prälaten unter ihren Landständen hätten, möchten wohl auf ihrer Hut seyn; denn auch diese Besitzungen seyen noch nicht weltlich, und könnten zur Säcularisationsmasse gezogen werden (!!). IV. *Von dem Subject, das entschädiget werden soll.* Der bedungene Fürstenstand schliesse die Reichsgrafen, ungeachtet ihrer fürstlichen Curiatstimmen, aus, weil der Verlust einzelner Glieder, nicht gleich dem Verlust der ganzen Curien, also noch nicht der Verlust eines Fürsten sey. (Dies Verhältniss dürfte wohl weder *historisch*, wenn man den zufälligen Ursprung dieser Curiatstimmen erwägt — noch auch *plusisch*, im Vergleich mit so vielen mindermächtigen Fürsten, richtig seyn). Hierbey wird der doctrinelle Ausleger getadelt, dass er den geistlichen Fürsten, im Säcularisationsfall eine Entschädigung zuspreche, da ihnen doch nur ein standesmässiger Unterhalt gebühre. V. *Von dem Object, für welches Entschädigung geleistet werden soll.* Nur der Besitzstand zur Zeit des geschlossenen Friedens sey zu entschädigen, nicht der Werth der Besitzungen vor dem Kriege, nicht der Verlust während desselben; nicht mittelbare oder vorhin unter französischer Hoheit gestandene Besitzungen, wohl aber die Landeshoheit, als welche von dem Werth unmittelbarer Reichsgüter untrennbar sey. Auch hier wird der doctrinelle Ausleger mit guten Gründen widerlegt. VI. *Von dem Object, woraus die Entschädigung zu leisten ist.* Die Auswahl der Entschädigungsmittel stehe nicht bey den verlierenden Erzfürsten, sondern bey den Ständen, die entschädigen müssen. Geistliche und weltliche Stände hätten zuerst ihre *neuerworbenen* Besitzungen zur Entschädigung hinzugeben; und erst alsdann, wenn die Rata eines geistlichen Stifts so tief in dessen Vermögen eingreife, dass die nöthige Subsistenz nicht übrig bleibe, sey die Säcularisation desselben eine unausweichliche Nothwendigkeit. VII. *Von der Modalität und Vollziehung des Entschädigungswerks.* Hier werden manche gute Vorschläge zu einer möglichst verfassungsmässigen Behandlungsart gethan, die aber freylich bey den mächtigen Entschädigungs-Prätendenten wenig Eingang finden dürften. Der Stil ist übrigens sehr vernachlässiget, auch in einigen Stellen dunkel und durch unnöthige Wiederholungen entstellt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 14. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Die JUNGFRAU von ORLEANS*, eine romantiſche Tragödie von *Schiller*. 1802. 260 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es giebt eine doppelte Anſicht der Producte freyer Künſte. Man betrachtet ſie entweder in ihrem Seyn, als gegebene Objecte, oder in ihrem Werden, als fixirte Punkte in der Geſchichte der Kunſt, als Hemmungspunkte der idealen Thätigkeit und Glieder der äſthetiſchen Stufenfolge. Denn Kunſtphiloſophie iſt Philoſophie einer idealen oder freyen Natur, und verhält ſich zu der Naturphiloſophie, wie die höhere Potenz zu der niedern. Daſs ihr Gegenſatz alſo nicht die der Naturphiloſophie entgegenſtehende Transſcendental-Philoſophie, ſondern, um gleich die bekanntere Formel zu brauchen, eine Transſcendental-Philoſophie in höherer Potenz, (der Freyheit) ſey, iſt an ſich klar. Wie ſich nun Naturbeſchreibung von Naturgeſchichte unterſcheidet: ſo iſt auch die Kunſtbeſchreibung von der Kunſtgeſchichte verſchieden, nur daſs die Producte der Natur, welche allezeit und nothwendig durch unbewuſste Thätigkeit entſtehen, und alſo nothwendig in ihrer Art vollendet ſind, die Kritik ausſchlieſsen, wie das nothwendige Miſslingen ſolcher Kritiken der Nothwendigkeit im Groſsen, unter einem andern Namen, beweiſst; während daſs die Producte der Kunſt, welche durch freye und bewuſste Thätigkeit entſtehen, allezeit die doppelte Frage zulaſſen: ob die *Freyheit* als productive Thätigkeit ſie bildete, und ob die Freyheit in ihnen bloſs *bildete*, d. h. ob dieſelbe wie die Naturkraft ſich in ihrem Product ganz verlor, oder ob ſie vielleicht noch in mancherley Tendenzen über ihr Product hinausſtrebte. Die erſte Frage unterſucht den *Inhalt* eines Kunſtwerkes, ob es nämlich eine *freye* Darſtellung des Unendlichen ſey, die zweyte bezieht ſich auf ſeine *Form*, ob es nämlich eine Darſtellung für die ſinnliche Anſchauung ſey, welche die Thätigkeit erſchöpfend und von ihr durchaus durchdrungen, reine Objectivität gebe. Beides, der Inhalt und die Form, iſt zu dem Weſen eines Kunſtwerkes gleich nothwendig. Denn die Wiſſenſchaft z. B. iſt ebenfalls Darſtellung des Unendlichen im Endlichen, aber kein Kunſtwerk, weil ſie ihre Darſtellung nicht der Anſchauung giebt, und von der andern Seite iſt ein Naturproduct ebenfalls Objectivität für die Anſchauung, aber kein Kunſtwerk, weil dieſe Objectivität nicht eine *freye* Darſtellung des Unendlichen iſt. Vereinigen ſich Form und Inhalt der Kunſt in einem ihrer Werke: ſo liegt das Ideal der Kunſt, wie niemand läugnen wird, in der genaueſten Wechſelbeſtimmung beider, ſo, daſs der Stoff bloſs durch und für die Form vorhanden wäre; und wenn ein ſolches Ideal aufgeſtellt würde: ſo könnte die Kritik, weil ſie nichts geſondertes vorfände, und ſie dieſe Wechſelbeſtimmung, ohne ſie aufzuheben, nicht zu ſondern vermöchte, vom Kunſtwerke weiter nichts ausſagen, als: es iſt; und ihre Reflexion ſtänd an demſelben Punkte, an welchem die Wiſſenſchaft ſteht, wenn ſie bis zu dem Princip alles Wiſſens gelangt iſt. Ob dieſe ideale Objectivität in der Wirklichkeit gegeben werden könne, liegt auſser den Gränzen unſerer Unterſuchung, und der Beweis dafür, welcher etwa aus der Erfahrung genommen würde, müſste dem theoretiſch verneinenden Gegner noch immer die unwiderlegliche Einrede geſtatten, daſs ideale Objectivität nur von einer anſchauenden idealen Subjectivität erkannt werden könne, wodurch denn allen Beweiſen aus der Erfahrung auf einmal ihre beweiſende Kraft entzogen ſeyn würde. Wenn wir alſo das Ideal der Kunſt für nichts als für das Bild oder Symbol halten, welches ſich die Phantaſie von der Idee der Kunſt entwirft: ſo bezeichnet uns jedes wirkliche Kunſtwerk ein beſtimmtes Verhältniſs der Differenz von Materie und Form, und bietet ſich bey dieſer Anſicht, der Reflexion zu einem möglichen äſthetiſchen Urtheil an. Je geringer dieſe Differenz iſt, und je mehr ſich alſo Form und Materie durchdringen, deſto vollkommner iſt das Kunſtwerk; je mehr aber die Form ſich über den Inhalt, oder der Inhalt ſich über die Form hervordrängt, deſto weiter entfernt es ſich von dem Ideal ſeiner Vollkommenheit. Im erſten Falle behält das Product ſeine Objectivität, und eine Kritik, welche bloſs innerhalb der Kunſtbeſchreibung ihren Weg wandelt, wird hierdurch verleitet, der bloſs formalen Vollkommenheit abſoluten Kunſtwerth zuzugeſtehen, und die Bedeutung des Wortes Objectivität ganz zu verſtellen, indem es ſtatt der von der Freyheit ſelbſtthätig hervorgebrachten Form, nun die Naturform bedeutet, welche ſich gegen die in ſich aufzunehmende Freyheit bloſs paſſiv verhalten würde. Im zweyten Falle verliert das Product an der Objectivität, und wird, in wie weit es hierdurch der Anſchauung entzogen wird, Object für die Reflexion. Dieſe Abweichung von der indifferenten Natur des wahren Kunſtwerks bleibt von der Kritik, welche mehr in dem Gebiet der Kunſtgeſchichte, als der Kunſtbeſchreibung thätig iſt, oft unbemerkt, weil ſie in dem Producte die Wirkung der freyen Thätigkeit er-

erblickt, und hierdurch ihre hauptfächlichſte Foderung befriedigt findet. Beide Arten der Kritik müſſen ſich alſo gegenſeitig ergänzen und vor Täuſchungen ſichern, wenn das Urtheil über ein Kunſtwerk den Foderungen einer eigentlichen Kunſtphiloſophie angemeſſen ſeyn ſoll, und die Verſchiedenheit, welche ſich ſelbſt in verſtändigen Urtheilen, — von welchen überhaupt hier nur die Rede ſeyn kann — zeigt, beruht faſt allezeit auf einer der einſeitigen Kritik nothwendigen Täuſchung.

Daſs Schiller's Poeſieen, bis auf die kleinſten, welche er in den neueſten Zeiten noch anerkannt hat, von Seiten des Inhaltes — nach dem angegebenen Sinne dieſes Wortes — den Foderungen einer Kunſtkritik Gnüge leiſten, iſt zu ſehr in die Augen fallend, und auch zu ſehr anerkannt, als daſs es eines Beweiſes bedürfen ſollte; und wenn man hier und da einen materiellen Tadel ſeiner Gedichte hörte: ſo kam er entweder aus einem ganz andern Gebiet, als aus dem der Kunſtkritik, oder er betraf, beſonders bey Sch's. theatraliſchen Gedichten, eine ganz andere Art des Materiellen, welche man das Materielle der Darſtellung nennen könnte, und von welchem zu ſeiner Zeit hier ebenfalls die Rede ſeyn wird. Weniger allgemein anerkannt hingegen iſt die Reinheit der Objectivität in den Schilleriſchen Poeſieen, und es iſt in der That nicht zu läugnen, daſs in vielen ſeiner Gedichte die freye producirende Thätigkeit nicht ganz in ihr Product eingeht, oder was daſſelbe iſt, daſs ſie ſich oft, nicht bloſs für die Anſchauung, ſondern zugleich oder auch hauptſächlich für die Reflexion beſtimmt. Solchen Gedichten mangelt allerdings die reine äſthetiſche Form, und ſie ſtellen mehr die Tendenz der freyen Thätigkeit ſich für die Anſchauung zu formen, als dieſe Form ſelbſt dar. Allein wegen dieſer urſprünglichen Tendenz zur Form, ſpricht das Gedicht noch immer zu der Anſchauung und kann ſelbſt in dieſer unvollendeten Form zum ſinnlichen Zeichen einer Idee, wenn auch nicht eben der Idee der reinen Schönheit ſelbſt, dienen, ſo wie ſelbſt ein Naturproduct, in deſſen Bildung die Naturkraft geſtört wurde, bey aller Veranlaſſung zum Reflectiren, doch zugleich für die Anſchauung gegeben iſt. Eine Theorie des Romantiſchen, deſſen Weſen in einem harmoniſchen Verhältniſs des Erhabenen und Angenehmen beſteht, dahingegen in dem Schönen ſich beide neutraliſiren, würde den Werth dieſer Art von Gedichten beſtimmen können; und wenn die Schönheit in der Sphäre der Kunſt das iſt, was das Licht für die Natur iſt: ſo repräſentirt das Romantiſche in jener Sphäre die Wärme. Jene Tendenz zur Bildung, welche ſich in ihrem Producte nicht erſchöpft hat, zeigt nun, weil ſie einmal lebende bildende Kraft iſt, ihre Thätigkeit im anſchauenden Subjecte, indem ſie die Phantaſie erregt, und hierdurch entſteht das von der Schönheit verſchiedene Intereſſante, welches ſolchen Gedichten eigen iſt. Wir haben nun jetzt nicht zu unterſuchen, welche Abweichung von dem Ideale der Schönheit kunſtwidriger ſey, ob die, welche uns ein geſtaltloſes Leben, oder die, welche uns lebloſe Geſtalt giebt. Von der lebendigen Geſtalt ſind beide gleich entfernt, alſo in ihrem Seyn betrachtet, (für die Kunſtbeſchreibung) in gleichem Maaſse unvollkommen. Weil aber vom Leben zur Geſtalt ein Progreſs, von der Geſtalt zum Leben hingegen nur ein Regreſs ſtatt findet: ſo iſt für die Kunſtphiloſophie, welche ihr Object im Werden betrachtet, die noch geſtaltloſe Tendenz zur Bildung von höheren Werth, als die nicht durch eigenes Leben und freye Thätigkeit gebildete Form.

Ein ſolcher Progreſs vom Leben zur Geſtalt, wird in der Reihe der Schilleriſchen Schauſpiele auch für die Erfahrung ſichtbar, und das jetzt näher zu betrachtende Schauſpiel ſteht in Rückſicht auf das Gleichgewicht zwiſchen Materie und Form unläugbar über den frühern Schauſpielen des Vfs., wenn auch manche von den Werken der alten Tragiker abſtrahirte Foderungen an die Tragödie, hier weniger, als in manchen frühern befriedigt werden ſollten, weil überhaupt dieſe Gattung der modernen Tragödie, zu welcher die Jungfrau v. O. gehört, zu ſehr von der antiken verſchieden iſt, als daſs ſie eine Beurtheilung nach den bey der letztern ſtatt findenden Grundſätzen zulaſſen ſollte. Aber auch ohne dieſe ſpecielle Beziehung auf eine beſtimmte Reihe, verdient die J. v. O. eine ſehr ehrenvolle Stelle unter den theatraliſchen Kunſtwerken, für welche es auſser dem eigentlich poetiſchen noch in einer beſondern Hinſicht als Muſter aufgeſtellt zu werden verdient. Es läſst ſich nun freylich nicht nachweiſen, wie der Inhalt und die Form in dieſem Schauſpiele in einander verſchmelzen, denn überhaupt kann nicht das Poetiſche, ſondern nur das Unpoetiſche in einem Gedicht nachgewieſen, und Materie und Form nur unter Bedingung der Differenz, welche aber im Poetiſchen aufgehoben ſeyn ſoll, gedacht werden. Wenn ſich alſo das Unpoetiſche in einem Gedichte nicht aufzeigen läſst: ſo iſt der Schluſs auf das Vorhandenſeyn wahrer Poeſie gerechtfertiget. Uebrigens giebt aber auch die reine, in dem Weſen des Ganzen gegründete Beruhigung, welche den Schluſs und die Totalanſchauung dieſes Schauſpieles begleitet, ohne daſs ein Epilog nöthig wäre, um die geſtörte Harmonie herzuſtellen, den ſicherſten Beweis für die eigentlich organiſirte Objectivität deſſelben. Man hört indeſſen wohl Urtheile, welche in dieſem Schauſpiele eine Subjectivität zu bemerken glauben, welche es des Namens eines wahren Kunſtwerkes unwürdig mache. Es bleibt aber bis zur nähern Unterſuchung immer noch problematiſch, ob die bemerkte Subjectivität aus dem Gedicht ſelbſt herausblickte, oder ob ſie aus der Individualität des Urtheilenden erſt hineingeſehen, und dann auf ihn reflectirt wurde. Es giebt nämlich kein anderes Merkmal der Subjectivität, als das der Schönheit fremde Nebenintereſſe, welches ein Kunſtwerk für die Empfindung oder für die Reflexion erregt. Dieſes Aergerniſs der Kritiker kann aber wie das moraliſche ein gegebenes oder eingenommenes ſeyn, und niemand

mand wird behaupten, dafs von dem letztern der Werth eines Kunſtwerkes abhängig gemacht werden könne. Wenn ein Barbar beym Anblick einer ſchönen Statue ein Nebenintereſſe der Empfindung fühlt: ſo ſchadet dieſes Subjective der reinen Schönheit des Kunſtwerkes ſo wenig, als der Ilias, wenn ein Antiquar blofs ſeinen Verſtand dabey intereſſirt findet.

Zu ſolchen vermeyntlichen Subjectivitäten gehört unter andern der Vorwurf, welchen man auch wohl als Ausſpruch der Kritik in die Welt hineingeſchrieben lieſet, dafs die Handlungen, welche die Heldin verrichtet, und die Weiſſagungen, welche ſie ausſpricht, ganz aufser dem natürlichen Laufe der Dinge liegen, durch natürliche Kräfte nicht zu bewerkſtelligen ſeyn, und folglich, gegen alle Wahrſcheinlichkeit verſtofsen. Dieſes Urtheil will zwar ein materiales ſeyn und ſich auf den Stoff des Gedichtes als Schauſpiel beziehen; faſst man es aber nicht in einem höhern Sinne auf, als der iſt, in welchem es ſich ſelbſt ausſpricht: ſo verſtattet es nicht einmal die Bemühung einer Widerlegung, weil es nichts anders ausſagt, als die individuellſte Aeufserung eines Einzelnen über ſeine Anfoderungen an eine theatraliſche Darſtellung, welche noch überdiefs ſo wenig in ihm ſelbſt feſtſteht, dafs er ſie bey den meiſten Schauſpielen der Griechen oder Shakespeare's, ohne es nur zu ahnden, zurücknimmt. Man mufs daher dieſem Urtheile erſt eine andere Anſicht abgewinnen, und es zu einem formalen erheben, um es anſtändig behandeln zu können. Es könnte nämlich damit ſo viel gemeynt ſeyn: „Begebenheiten, welche durch wirkliche Kräfte der Natur nicht bewirkt werden können, ſondern für ihre Möglichkeit einen übernatürlichen Grund vorausſetzen, geben überhaupt keine reine Form für die Anſchauung; denn dieſes Uebernatürliche wird, eben weil es übernatürlich iſt, nicht von der Anſchauung erkannt, ſondern von der Reflexion bemerkt, und hierdurch die Objectivität nicht allein geſtört, ſondern unmöglich gemacht. Ein anders iſt es in einem Mährchen oder in einer Oper, wo eine ganz andere Natur, als die wirkliche iſt, dargeſtellt wird, wo alſo das, was für das wirkliche Leben übernatürlich wäre, ganz natürlich iſt, und ſich ganz rein objectiv der Anſchauung in dieſer ganz verſchiedenen Sphäre darſtellt.“ Auf dieſe Weiſe verſtanden iſt allerdings etwas Wahres in jenem Urtheil, allein man ſieht ihm ſehr leicht an, dafs es mehr auf den Buchſtaben als auf den Geiſt der Kritik gegründet iſt. Der Stoff eines Mährchens oder einer Oper iſt nie ganz in eine von der unſern abſolut verſchiedene Welt geſetzt, und kann es nicht ſeyn, ohne dafs die Natur des Mährchens oder der Zauberoper ganz aufgehoben würde. Es mufs nämlich der Zauber in beiden nicht blofs für den Zuſchauer oder den Zuhörer Zauber, und in deſſen Wirklichkeit unerhört ſeyn, ſondern er mufs ſelbſt für die in dem Mährchen handelnden Perſonen die Wirkung einer aufser ihrer Natur vorhandenen Urſache vorausſetzen, ſonſt erſcheint er ſelbſt dem Zuſchauer nicht als Zauber, und die Freyheit, welche der Kritiker dem Opern- und Mährchen-Dichter geſtattet, hebt ſich durch den Grund, warum er ſie geſtattet, von ſelbſt auf. Soll alſo der Gebrauch des Uebernatürlichen nicht der Kunſtdarſtellung geradezu entzogen ſeyn: ſo mufs es nothwendig im Gegenſatz mit dem natürlichen Fortgang der Begebenheiten dargeſtellt werden, weil es eben nur in dieſem Gegenſatze als das Uebernatürliche erſcheint. Man kann und darf aber die freye bildende Kraft der Poeſie nicht auf die Geſetze der Wirklichkeit und des in der Wirklichkeit Möglichen beſchränken, ohne die Poeſie, deren Gebiet keine Gränze kennt, ſelbſt zu vernichten. Wäre es gegründet, dafs das Uebernatürliche nicht durch reine Anſchauung, ſondern blofs durch Reflexion aufgefafst werden könnte: ſo wäre die Darſtellung deſſelben freylich wegen der mangelnden Objectivität zu verwerfen. Allein hierin liegt eben der Irrthum; denn das Uebernatürliche läſst ſich allerdings für die Anſchauung ganz rein darſtellen, durch eine Erſcheinung oder Begebenheit, welche den Bedingungen der Erfahrung widerſpricht, und alſo die Reflexion, welche erſt unter den Bedingungen der Erfahrung möglich wird, gar nicht zur Thätigkeit kommen läſst. Von dieſer Art ſind die Geiſter Hamlet's und Banko's bey Shakespeare, die wandelnde Statue im Don Juan, und in dem angezeigten Schauſpiele die Eröffnung von des Dauphin's Gebet, die Verkündigung von Salisbury's Tod, welche die Jungfrau als Inſpirirte treffend bezeichnen, da ihre Thaten auch durch hohen Enthuſiasmus möglich bleiben.

Deſſen ungeachtet ſoll aber hiermit nicht abgeläugnet werden, dafs das Uebernatürliche im Schauſpiele von einer ganz andern Art ſey, und mithin auch eine ganz andere Behandlung erfodere, als das Zauberhafte im Mährchen. In dieſem, es mag erzählt, oder als Oper dargeſtellt werden, machen die Charaktere und Begebenheiten aufsermenſchlicher Weſen die eigentliche Erzählung aus, und die Menſchen ſind nur die Menſchen, welche jene für ihre Zwecke zu leiten ſuchen, weil von ihren freyen Handlungen das Schickſal jener Weſen abhängig iſt; in dieſer Rückſicht kann man nun allerdings ſagen, das Uebernatürliche ſey die eigentliche Natur des Mährchens, wiewohl es allezeit den Gegenſatz des für uns Natürlichen fodert. Ganz umgekehrt iſt aber das Verhältnifs im Schauſpiele. Hier ſind die freyen Handlungen der Menſchen, und die Bedingungen der Erfahrung, auf welche ſie berechnet ſind, das Natürliche und machen als Zweck für ſich den eigentlichen Gegenſtand der Fabel aus. Wie aber im Mährchen die fremdartige Welt als abhängig von den freyen Handlungen der Menſchen erſcheint: ſo ſtellt das Schauſpiel die freyen Handlungen als abhängig von einer fremden Macht, dem Schickſale dar. Im Mährchen können daher die freyen Handlungen der Menſchen von den Geiſtern nach ihren Zwecken geleitet werden, im Schauſpiele aber iſt das Schickſal

das

das Unvermeidliche, welches ſich nicht nach den Zwecken der Menſchen lenken läſst, und deſſen Allmacht ſelbſt die Naturkräfte gehorchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Leipzig, im Magazin für Literatur: *Albin, oder der Schiffbruch am Donauſtrudel.* Eine Familiengeſchichte aus dem ſiebenjährigen Kriege. 1801. 179 S. 8. m. 1 Kpfr. (14 gr.)

Verflechtungen und Entwicklungen von jener Art, wie man ſie ſchon tauſend- und aber tauſendmal in Romanen vom zweyten und dritten Range gefunden hat, machen den Faden der Begebenheiten in dieſem Werkchen aus. — Ein Knabe, der im hülfloſenſten Alter durch einen Huſaren vom Tode errettet, erſt von einem Müller dann von einem Oberſten erzogen wird, wächſt auf, ohne ſeine Aeltern zu kennen, und gewinnt die Tochter dieſes Oberſten heimlich lieb. Zum Officier befördert, wagt er ein Geſtändniſs ſeiner Leidenſchaft, wird aber von dem dazu kommenden Vater zur ſchleunigſten Entfernung genöthigt. Nach einigen kleinen Herumirrungen findet er in dem ſogenannten Teufelsthurm, beym Donauſtrudel, einen Fremden, auch in Uniform, und eine geheime Sympathie vereint ſie beide zur Freundſchaft. — Wer erräth nun nicht im Voraus, daſs dieſer Fremde der Vater vom Albin ſey? Daſs ſie durch ein neues Ungefähr den Huſaren (der jetzt ein Korbmacher geworden iſt) wieder finden werden? Daſs auch Albins Mutter wieder zum Vorſchein kommen, und der Held der Geſchichte ſeine Auserwählte zur Frau erhalten müſſe? — Wenn ſo abgenützte Abentheuer nicht ein ſehr reizender Vortrag, eine originelle Kraft der Darſtellung unterſtützt: ſo werden ſie uns natürlich nicht Unterhaltung, ſondern Langeweile verurſachen; und leider iſt dieſs auch hier der Fall! Denn der Stil iſt kraftlos und fehlerhaft zugleich.

Elberfeld, im Comtoir für Literatur: *Kritik der äuſserlichen Beredſamkeit mit Beyſpielen belegt für angehende Prediger und Candidaten des Predigtamts*, von *R.* 1800. 128 S. 8.

Dieſe kleine Schrift iſt mit Dank anzunehmen, ob gleich Rec. ihr eine gröſsere Ausführlichkeit und insbeſondere die darin aufgeſtellten Grundſätze mit mehrern Beyſpielen erläutert gewünſcht hätte. Der Vf. zeigt, wie wichtig für den Kanzelredner richtige Ausſprache, eine der Sache angemeſſene Declamation und ſolche Bewegungen des Körpers ſind, wobey das Decorum immer gehörig beobachtet werde. Es iſt nicht zu laugnen, wir ſind in unſern Zeiten, gegen die alten Griechen und Römer, bey welchen auch die frühen Uebungen in der Gymnaſtik einen freyen und edlen Anſtand bilden halfen, in dieſer Rückſicht vollendete Barbaren. Der Vf. wünſcht, daſs junge Leute ſchon auf Schulen zur richtigen Declamation angeleitet werden möchten. Allein die meiſten Lehrer empfinden ſelbſt wenig Intereſſe dafür, möchten auch wohl die nöthige Geſchicklichkeit dazu nicht beſitzen. In den Predigerſeminarien, worin, nach des Vf. Rathſchlägen, für die äuſsere Beredſamkeit etwas von Bedeutung gethan werden ſollte, dürfte am Ende ebenfalls nicht viel geleiſtet werden. Noch iſt die Nation für dieſes Studium viel zu gleichgültig. Noch ſind zu wenig Stimmen mit Einſicht und Nachdruck darüber laut geworden, um lebhafteres Intereſſe dafür rege zu machen. Jede Anweiſung, jeder Wink, der dazu gegeben wird, iſt deshalb zu achten. Die Grundſätze des Vf. haben, einige Kleinigkeiten ausgenommen, durchaus den Beyfall des Rec. Sie kündigen einen Mann an, der über Ausſprache, Modulation der Stimme, gehöriges Tempo der Rede, Darſtellung der Empfindungen u. ſ. w. reiflich nachgedacht hat, und, wie es Rec. ſcheint, den Unterſchied zwiſchen theatraliſcher und Kanzeldeclamation richtig zu machen weiſs. Jedoch einige von den Regeln, welche er zur Haltung des Körpers, insbeſondere zum rechten Gebrauch der Hände giebt, möchte Rec. nicht empfehlen. So heiſst es z. B. S. 119. „*Drohen:* ein bedenklicher Blick, den Ellenbogen vor das Geſicht geſtellt, mit vor- und rückwärts wankender Bewegung des Zeigefingers, u. ſ. w. Dieſe Bewegung ſcheint mehr auf der Schaubühne, als auf der Kanzel, am rechten Orte zu ſeyn. Die *argutiae digitorum*, welche ſchon *Cicero* dem Redner nicht geſtatten will, dürften von der Kanzel vielleicht ganz wegbleiben. Die Bewegung mit der *Fauſt* S. 117. möchte ebenfalls das Decorum beleidigen. Die Regel S. 117. durch den Geſtus, ſowohl ſinnliche Begriffe als Handlungen nachzuahmen, iſt falſch, und könnte manchen, der ſeine Sache recht gut machen wollte, bis zur Poſſirlichkeit verführen. *Quintilians* Erinnerung (L. XI. 3.) iſt hier ſehr zu beherzigen: *Abeſſe plurimum a ſaltatore (hiſtrione) debet orator, ut ſit geſtus ad ſenſus magis, quam ad verba accommodatus.* Die meiſten Regeln zur Action hat der Vf. aus *Engels Mimik* entlehnt. Dieſes vortreffliche Werk, welches auch kein Kanzelredner ungeleſen laſſen ſollte, iſt aber zunächſt für den Schauſpieler beſtimmt.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Liturgiſche Blätter.* Von D. *Wilhelm Friedrich Hufnagel.* 2ten Bandes 5tes Stück. 1801. 10 Bogen. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 228.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Die JUNGFRAU von ORLEANS*, eine romantiſche Tragödie von *Schiller* etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Wir ſind durch dieſe Betrachtung von der allgemeinern Anſicht dieſes Schauſpiels als Kunſtproduct überhaupt, auf die ſpeciellere geleitet worden, nach welcher wir es als beſtimmtes Kunſtproduct, nämlich als Schauſpiel, anzuſehen haben. Es iſt ſchon im Vorbeygehn erinnert worden, daſs die moderne Tragödie ſich von der antiken im Weſentlichen unterſcheidet, und der Zuſatz „romantiſch" mit welchem der Vf. die Gattung ſeiner Tragödie beſtimmt, drückt das Weſen der modernen Tragödie treffend aus. Die Jungfrau von Orleans darf daher ſo wenig als manche der bedeutendſten Schauſpiele Shakeſpear's und anderer moderner Tragiker nach dem Maaſsſtabe der griechiſchen Tragödie gemeſſen werden; denn um in ein Wort den Unterſchied der antiken und der romantiſchen Tragödie zu drängen: ſo verhält ſich dieſe zu jener wie Rhythmus zu Harmonie. Wir haben hier nicht die ganze Gattung der modernen Tragödie zu beurtheilen, auch iſt über die innere Natur dieſer Gattungen ſchon oft die Rede geweſen; es bleibt aber eine andre Anſicht des Schauſpiels übrig, welche gleichſam die äuſsere Natur deſſelben betrifft, und vielleicht noch zu wenig erwogen worden iſt. Das Schauſpiel iſt offenbar ein Product, nicht einer einzigen Kunſt, ſondern mehrerer Künſte, welche vereinigt werden, um ein gemeinſchaftliches Product hervorzubringen. Dieſe Vereinigung darf nun durchaus keine bloſs *mechaniſche* ſeyn, denn aus dieſer würde nichts als eine Nebeneinanderſtellung der Producte verſchiedener Künſte, aber kein, ihnen allen angehöriges und von ihnen gemeinſchaftlich hervorgebrachtes Product entſtehn können, ſondern ſie muſs eine *dynamiſche* Vereinigung ſeyn, in welcher alle wirkende Künſte ſich wechſelſeitig beſtimmen, und unter den Bedingungen dieſer Wechſelbeſtimmung produciren. Nur auf dieſe Art kann das gemeinſchaftliche Product ein organiſches Ganzes werden, und der Zweck des Producirens, wie es die Natur des Organismus fodert, in das Product ſelbſt fallen; dahingegen bey einer mechaniſchen Zuſammenſtellung nicht nur kein Ganzes, ſondern eine bloſse Anhäufung verſchiedenartiger Dinge entſteht. und der Zweck der Zuſammenſtellung nicht in das Product derſelben, ſondern in etwas auſser dieſem fällt, für welches das Product nur als Mittel dient. In der Oper z. B. wirken alle Künſte in einer dynamiſchen Vereinigung, und das Product iſt ihr Zweck. In unſern Kirchen werden ebenfalls alle Künſte in Thätigkeit geſetzt, aber weil die Vereinigung derſelben eine dynamiſche weder iſt noch ſeyn ſoll: ſo entſteht hier kein gemeinſchaftliches Product, ſondern eine mechaniſche Zuſammenſtellung, deren Zweck auſser ihr ſelbſt liegt, und die Gottesverehrung und Belebung religiöſer Gefühle ſeyn ſoll. Von mechaniſchen Zuſammenſtellungen kann man daher etwas abſondern, z. B. die Werke der bildenden Kunſt aus den Kirchen, und das Ganze wird nur im Grade ſeiner Wirkſamkeit geſchwächt, aber nicht in ſeinem Weſen geſtört; von einem dynamiſch vereinigten hingegen läſst ſich nichts ſondern, ohne den Organismus deſſelben aufzuheben; deſswegen kann zu den mechaniſchen Zuſammenſtellungen jede einzelne Kunſt ganz unabhängig von der andern in ihrer weiteſten Sphäre wirken; in organiſchen Producten hingegen iſt von keiner der mitwirkenden Künſte das *maximum* ihrer geſonderten Wirkſamkeit ſichtbar, ſondern jede hat nur gewirkt unter den Bedingungen der gemeinſchaftlichen Wirkſamkeit aller.

Im Schauſpiele muſs nun ebenfalls eine ſolche dynamiſche Vereinigung der dabey thätigen Künſte ſtatt haben, und der Schauſpieldichter unterſcheidet ſich vom bloſs dramatiſchen Dichter dadurch, daſs er in Anſehung der Erfindung, zugleich Mime, Declamator, oder alles in ein Wort zuſammen zu faſſen, plaſtiſcher Künſtler im weiteſten Sinne ſeyn muſs, während der bloſs dramatiſche Dichter, wenn auch ſein Gedicht die äuſsere Form eines Schauſpieles hat, innerhalb der Gränzen der Poeſie im weiteſten Sinne bleibt. Dem eigentlichen und vollkommnen Schauſpiele darf der Antheil keiner der Künſte, welche ſein Weſen conſtituiren, entzogen werden können, und Ariſtoteles's Behauptung, daſs ein gutes Schauſpiel auch auſser der Aufführung (χωρὶς ἀγωνος καὶ ὑποκριτων) die Wirkung eines äſthetiſchen Ganzen thun müſſe, beruht auf einem Irrthum, welchen man äſthetiſchen Atomismus nennen könnte, weil er, um ſich Gültigkeit zu verſchaffen, zuerſt die Natur eines äſthetiſchen Ganzen leugnen muſs. Das Urtheil, welches man über manche Schauſpiele hört, daſs ſie bey der Aufführung beſtehen, beym Leſen aber hinter der Erwartung zurückbleiben, iſt in der That mehr Lob als Tadel; denn wie der Opernkomponiſt ſeine Muſik für das Theater und nicht für den Con-

Concertſaal ſchreiben ſoll: ſo ſoll auch der Schauſpieldichter für die Aufführung und nicht für die Lectüre im Zimmer ſchreiben. Das dramatiſche Gedicht hingegen würde bey der Aufführung verlieren müſſen, weil das Hinzukommende der andern Künſte keine Vereinigung mit dem Gedicht ſelbſt eingehen, und alſo von einer andern Seite ſich kein organiſches Ganze bilden könnte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs dieſe äuſsere Anſicht eines Schauſpieles, kein Urtheil über den innern poetiſchen Werth deſſelben, abſtrahirt von der Eigenſchaft des Schauſpieles, rechtfertige, aber in Anſehung dieſer Eigenſchaft begründet ſie das Urtheil über ein Schauſpiel vollkommen; denn wegen der Wechſelwirkung der Form und des Inhaltes, welche auch hier, wie überall ſtatt findet, iſt es für das Reſultat gleichgültig, von welcher Seite die Reflexion ausgehe, wiewohl es für die Faſslichkeit der Unterſuchung zuweilen zweckmäſsiger ſeyn kann, von dieſer als von jener Seite auszugehen.

Wenn man nun das anzuzeigende Schauſpiel mit den Foderungen vergleicht, welche die ſtrengſte Kritik in Beziehung auf eine ſolche Wechſelbeſtimmung der Künſte an ein Schauſpiel macht: ſo erſcheint *Sch's* Jungfrau von Orleans in einer ſeltnen Vortrefflichkeit, und erhebt ſich ungemein über die meiſten, übrigens vortrefflichen theatraliſchen Werke, in welchen dieſes eigentlich theatraliſche entweder zu wenig beobachtet, oder durch Hervortreten einer einzelnen Kunſt geſtört, oder nicht gleichförmig fortgehalten iſt. Höchſt ſelten wird man einige Stellen finden, wo eine Störung dieſer theatraliſchen Einheit durch die Behandlung nothwendig, oder durch eine verfehlte Angabe des Dichters veranlaſst würde. Zu den erſten gehört die in einer andern Rückſicht, von welcher in der Folge gehandelt werden ſoll, ſich ſehr auszeichnende Scene zwiſchen Montgomery und Johanna, welche für das Schauſpiel zu epiſch iſt, und dieſe an dieſem Orte fehlerhafte Form vielleicht dem Inhalte verdankt, welcher in der That zu *buchſtäblich* an den Homeriſchen Epos und einige Stellen der Ilias erinnert; denn den *Geiſt* des Griechen, welcher aus andern Stellen hervorblickt, wird wohl niemand ungern bemerken. Zu den andern gehört z. B. S. 21. die Anweiſung für Johanna, ſich den Helm aufzuſetzen. Durch dieſe Handlung wird die Einheit der Darſtellung unterbrochen; denn das Aufſetzen des Helms kann nur das Zeichen von Johanna's kriegeriſcher Begeiſterung ſeyn, und gehört alſo zu den Worten:

> Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe,
> Der Retter naht u. ſ. w.

mit welchen Johanna in der Folge hervor, und zwiſchen die an der Sache ihres Königs verzweifelnden Landleute tritt. Vor dieſen Worten iſt jene Handlung leer, und ſtört ſowohl die Harmonie der Handlung, als den Rhythmus in Johanna's Empfindung. Die behelmte Jungfrau erſcheint augenblicklich als Heldin, ſie kann alſo nicht zuvor ſich als ſolche ankündigen, und ſpäter erſt in der Begeiſterung als Heldin ſprechen und handeln.

Daſs der ſogenannte Theatereffect verſtärkt werde, wenn Johanna bey den angeführten Worten auf einmal wie eine Göttin in Waffen hervortrit, iſt bloſs nothwendige Folge, aber nicht Zweck. Denn Harmonie und Rhythmus ſind in der Kunſt daſſelbe, urſprünglich alles Endliche conſtituirende, was in der Natur die anziehende und ausdehnende Kraft iſt, und wie der Magnetismus, in welchem dieſe Kräfte zuerſt erſcheinen, nicht dem Magnet allein eigen, ſondern in der ganzen Natur verbreitet iſt: ſo iſt die Muſik, deren Weſen in Harmonie und Rhythmus beſteht, nicht bloſs den Tönen eigen, ſondern in jeder Kunſt nothwendig und weſentlich enthalten. Jede Störung dieſes Muſikaliſchen wird alſo zugleich das ganze Kunſtwerk entſtellen, ſo wie von der andern Seite die muſikaliſche Einheit nie ohne Erfolg bleiben kann, und alſo das, was man Effect nennt, nothwendig hervorbringen muſs.

Wir haben nun das angezeigte Schauſpiel zuerſt als Gedicht überhaupt, und ſodann als Schauſpiel im Allgemeinen betrachtet. Es bleibt uns aber noch eine dritte Anſicht übrig, welche uns zu der beſondern Individualität deſſelben führt. Die Art, wie *Sch.* ſeinen, aus der Geſchichte entlehnten, Stoff aufgefaſst und behandelt hat, iſt dem Publicum durch Aufführungen und durch das Leſen des Gedichtes ſelbſt zu bekannt worden, als daſs eine Auseinanderſetzung davon nöthig wäre, um das Urtheil darüber vorzubereiten. Der Prolog dient vortrefflich dazu, dem Zuſchauer eine vollendete Ueberſicht über die ganze Situation, in welcher Johanna handeln wird, über ihren Charakter und über die Charaktere aller in dieſem Schauſpiele handelnden Perſonen mit ihren Verhältniſſen zu einander zu geben. Es iſt zwar gewiſs, daſs der Dichter eines hiſtoriſchen Schauſpieles den Vortheil beſitzt, daſs ſeine Charaktere durch ihre Namen ſchon feſt beſtimmt ſind, und gleichſam unabänderliche Attribute ſeiner Perſonen bilden. — Man irrt deſswegen, wenn man meynt, der Dichter müſſe ſeine einzelnen Charaktere, wenn auch nicht vor den Augen der Zuſchauer entſtehen, doch wenigſtens ihren berühmten Namen verdienen laſſen. — Indeſſen bleibt die poetiſche Darſtellung des Charakters von der hiſtoriſchen allezeit verſchieden, und der Dichter kann ſich der Verbindlichkeit nicht entledigen, das Poetiſche dieſer Darſtellung vor die Augen der Zuſchauer zu bringen, und das Hiſtoriſche aus dem Gedächtniſſe der Zuſchauer hervor, und vor die Anſchauung zu rufen. Das Erſtere gehört in das Ganze des Schauſpiels ſelbſt und zu ſeiner Poeſie, das Zweyte, welches mehr Vorausſetzung für das Gedicht, als eigentliche Poeſie iſt, giebt den Prolog, welcher freylich in der einfachen Geſtalt, wie er in manchen Tragödien des Euripides vorkommt, ein Hülfsmittel iſt, welches die Kunſt aus einem ihr fremden Gebiete entlehnt, und welches daher mit der eigentlichen Darſtellung ſich nicht vollkommen vereinigt, ſelbſt, wenn der Dichter die

Ver-

Vereinigung dadurch zu bewirken sucht, dass er den Inhalt des Prologs den handelnden Personen, selbst während des Schauspieles in den Mund legt, und ihn also formaliter dem Ganzen einverleibt. Auf diese Art hat *Schiller* den Prolog, mit seiner Maria Stuart, und Euripides, wiewohl mehr nach der Convenienz des griechischen Theaters, als aus andern Rücksichten mit der Iphigenia auf Aulis verbunden. Weit zweckmäßiger ist es daher, nicht den Prolog in die Handlung zu ziehn, sondern die Handlung auf den Prolog auszudehnen, wie dieses hier bey dem Prolog zur Jungfrau von Orleans geschehen ist. Wallensteins Lager steht zwar in einer Beziehung auf Wallenstein, allein der Unterschied ist leicht zu bemerken; denn dieses ist mit dem Schauspiele, zu welchem es gehört, bey weitem nicht so innig verbunden, als jener Prolog, durch welchen die Handlung selbst fortgeht, statt dass das Lager einen erläuternden Pendant zu dem Schauspiele giebt, und eine eigne Darstellung für sich ausmacht. Auch von dieser Seite zeigt sich also die höhere Vollendung, welche der Vf. diesem Schauspiele vor seinen frühern gegeben hat. Bertrand's Erzählung von Frankreichs Lage, von den Siegen der Engländer und der Gewalt ihrer Feldherrn, von der Macht Burgund's und den Heeren, welche er gegen Frankreich führt, von des Dauphins Ohnmacht und dem Beschluss der Franken, sich dem Burgund zu übergeben, erfüllt nicht nur den Zweck des Prologs, sondern befeuert zugleich Johanna's Muth und drängt sie, ihren Beruf, Frankreichs Retterin zu werden, zu erfüllen. So hat der Dichter die verschiedensten Elemente der Geschichte und der Poesie zu Einem Kunstwerke zu vereinigen, und selbst das der Kunst widerstehende zur Poesie zu erheben gewusst.

Im Schauspiele selbst entwickelt sich die Handlung ohne Unterbrechung, und ihr Verlauf entzieht sich nie der eigentlichen Darstellung. Die Verkennung Johanna's als einer Zauberin zu Ende des vierten Actes, ist vom ersten Moment der Handlung an unübertrefflich schön vorbereitet, und der Zustand ihres Geistes, welcher sich in dem höchst vollendeten Monolog zu Anfange des vierten Actes ausspricht, trifft mit den äußern, ebenfalls vom ersten Anfang an motivirten Umständen so vollkommen zusammen, dass die Darstellung die höchste Wahrheit erreicht. Nur die Scene der Johanna mit dem schwarzen Ritter, scheint an dem Orte, wo sie steht, müssig und täuscht die Erwartung, welche das Geheimnissvolle der Erscheinung erregt. Was will dieser Dunkle, der zuletzt in unterirdische Nacht versinkt? Raubt er der Jungfrau den Muth, oder erschüttert er ihren Glauben an ihre Sendung von der heiligen Mutter Gottes, und lässt sie durch seine Dazwischenkunft in ihren himmlischen Gesichten ein täuschendes Gaukelspiel der Hölle vermuthen? Das letzte wird fast wahrscheinlich, da sie in der Folge den ausdrücklichen Beschuldigungen der Zauberey und des Bündnisses mit der Hölle nichts entgegensetzt, und der Zuschauer fasst die Ahndung dieses Zusammenhanges um so sicherer auf, da durch diese Beziehung sowohl die Scene mit der Erscheinung selbst, als Johanna's Schweigen bey der Anklage wegen eines Bündnisses mit der Hölle in hohem Grade tragisch wird. Allein diese Täuschung verschwindet mit dem fünften Acte. Wir sehen nicht, dass Johanna an der Göttlichkeit ihrer Sendung zweifelhaft wurde, und dass es blos die Neigung zu Lionel ist, welche sie an der Gnade der heiligen Jungfrau verzweifeln lässt. Nun steht aber jene Erscheinung ganz müssig, und das Grauen, welches diese an sich vortreffliche Scene erregt, hat nur die Anschauung des Ganzen gestört. Dass ein ähnliches Urtheil die Scene zwischen Johanna und Montgomery trifft, ist schon beyläufig erwähnt worden. Sie scheint beynah in einer andern Rücksicht geschrieben zu seyn, als um diese Stelle in diesem Schauspiele einzunehmen, und daher schreiben sich wahrscheinlich selbst einige kleine Vernachlässigungen ihrer innern Anordnung. Auf Johanna's Rede:

> Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht
> Weib.
> Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht freyn
> Auf irdische Weise, schliess ich mich an kein
> Geschlecht
> Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz,

ist Montgomery's neue Bitte:

> O bey der Liebe heilig waltendem Gesetz,
> Dem alle Herzen huldigen, beschwör ich dich
> . . . . . .
> . . . . . .
> O wenn du selber je zu lieben hofft, und hofft
> Beglückt zu seyn durch Liebe u. s. w.

zu spät angewendet, und stört die vortreffliche Continuität der steigenden Empfindung, welche durch die ganze Scene so schön gehalten ist.

Wir haben uns bey dieser Beurtheilung blos an die fehlerhaften Stellen halten müssen, weil unter den vorzüglichen, welche das Wesen des ganzen Schauspieles ausmachen, theils eine Auswahl nicht wohl statt findet, theils auch Proben von den Vorzügen dieses Schauspieles bey der Bekanntschaft unsrer Leser mit demselben unnöthig seyn würden. Auch geht bey dem Ausheben einzelner Stellen ihre Hauptschönheit, welche sie durch ihren Ort und ihre Verbindung mit dem Ganzen erhalten, nothwendig verloren.

Als meisterhaft und höchst gelungen verdient aber noch die Art angeführt zu werden, wie der Vf. die dem Schauspiele eigentlich fremde Kunst der Musik einigen Scenen angeeignet hat. Weniger vollkommen geschieht es in der Mitte des dritten Actes vor Talbot's Tod, wo die Musik zwar vortrefflichen Effect macht, aber die Handlung blos commentirt, ohne in das Kunstwerk selbst einzugreifen. Sie bleibt also hier eine für sich wirkende Kunst, und vertritt blos die Stelle schicklicher Sinfonien zwischen den Acten des Schauspieles. Ungleich vollkommner ist

aber die Anwendung der Musik bey Johanna's Monolog zu Anfang des vierten Actes, wo diese Kunst zu dem Organismus des Ganzen selbst mitwirkend ist, und mit diesem Monolog zusammen der Anschauung die reinste Objectivität darstellt.

Zu der Individualität dieses Schauspieles gehört auch noch die ihm eigne metrische Behandlung, in welcher es sich ebenfalls vor den andern Schauspielen des Vf. auszeichnet. Schiller war der erste, welcher den Versuch machte, dem deutschen Schauspiele die Abwechselung der reimlosen Jamben mit gereimten zu geben, welche man vorher nicht einmal in Uebersetzungen Shakespeare's dem Originale nachzubilden versucht hatte. Tieck, von welchem hier nur die Genoveva erwähnt sey, behielt neben den reimlosen Jamben wie Shakespeare auch die Prosa im Dialog bey, und erweiterte von der andern Seite das Gebiet der Reime im Schauspiele, mehr als irgend einer es vor ihm gethan hatte. In der Jungfrau von O. finden wir nun die höchste Freyheit in Rhythmus, Metrum und Reim, und die reinste Wechselbestimmung dieser Formen und des Inhalts des Gedichts. Dass die Rhythmen der Sylben und die Harmonie und Consonanz der artikulierten Laute, welche wir Reim nennen, eine äufsere Musik der Rede bilden, läfst sich der Erfahrung entgegen nicht ableugnen, und eben so wenig, dafs die Dichtkunst jene äufsere Musik der Rede jederzeit geliebt habe. Nur eine falsche Ansicht der Kunst, welche sie zu einer kindischen Copie der Wirklichkeit herabwürdigt, kann dem Schauspiele diese der Dichtkunst eigne Form entziehn wollen, und es wäre überflüssig, gegen dergleichen Meynungen eine Rechtfertigung des Reims und des Metrum im Schauspiele zu versuchen. Wichtiger aber für die Beurtheilung der metrischen und gereimten Stellen in einem gegebenen Schauspiele, ist die Untersuchung, in wiefern diese Formen durch den Inhalt des Gedichtes bestimmbar sind. Die Beschränktheit des Raums gestattet uns hier nur einige Sätze, welche sich auf eine solche Untersuchung gründen, auszuheben, und dem Leser zu überlassen, dafs er die Beweise aus der bey ihm vorausgesetzten Ansicht der Kunst supplire. Die Oper wird zwar durch die Musik aus der Sphäre des eigentlichen Schauspieles gehoben, dessen ungeachtet aber behält sie die allgemeine Natur des Schauspieles und die noch allgemeinere des dramatischen Gedichtes, wiewohl unter den ihr eignen Bestimmungen bey. Wir können also von ihr Erklärungen über das Schauspiel und wechselseitig vom Schauspiele Erklärungen über die Oper erhalten, so wie in der Natur die höhern Stufen der Organisation die niedern und wechselseitig diese jene erläutern. Was also im Schauspiele musikalisch ist, wird sich in der Oper, wo nicht nur das der Musik Analoge, sondern die Musik selbst wirkt, schärfer und bestimmter zeigen, und der Theorie wie unter dem Mikroskope erscheinen. Die Oper zeigt uns nun ganz bestimmt drey Gattungen der Verbindung von Musik und Dichtkunst. Die höchste ist der melodische Gesang, in welcher sich lyrische Dichtkunst mit lyrischer Musik verbindet. Rein lyrisch wird indessen keins von beiden seyn, weil das dramatische des Ganzen sich auch über diese Melodie verbreitet. Daher ist zwischen der Melodie einer Opernarie und der eines Liedes immer ein Unterschied. Die zweyte Gattung ist der dramatische Gesang, welcher nichts lyrisches enthält: und daher mehr rhythmischen und harmonischen als metrischen Ausdruck hat. (Metrum ist nämlich das Ganze einer Reihe von Rhythmen, oder Rhythmus in der zweyten Potenz, Melodie ist Metrum harmonischer Töne.) Sein Maximum und eben deswegen das Minimum des lyrischen Gesangs ist das Recitativ mit Begleitung. Die dritte Gattung ist das gemeine einfache Recitativ. Bestimmen wir nun diese drey Gattungen nicht durch Musik zum Gesange, sondern durch jenes Analoge der Musik zur theatralischen Rede: so erhalten wir dieselben drey Gattungen in der von der Oper verschiedenen Sphäre des Schauspiels. Für das Lyrische bekommen wir das Analogon der Melodie, Metrum mit Harmonie oder Consonanz articulirter Laute, also nach obiger Erklärung gereimte metrische Verse; für das Dramatische bekommen wir rhythmische Behandlung ohne Reim, denn die Harmonie artikulirter Laute ist nicht wie bey den Tönen Bedingung der Möglichkeit ihrer Auffassung in ein Ganzes, und kann daher unbeschadet des rhythmischen Ganzen, welches durch die Harmonie des Inhaltes zusammengehalten wird, wegfallen. Hierzu dient der Jambe, welchen die Griechen ebenfalls für diese Gattung brauchten. Statt des einfachen Recitativs endlich, dient im Schauspiele der prosaische Dialog, welchen der Vf. dem äufsern Anschein nach nicht braucht, aber, was dasselbe ist, durch regellose und nur scheinbare Jamben ersetzt. Z. B. S. 107 rufen Soldaten:

> Das Mädchen! Mitten im Lager!
> Nicht möglich! Nimmermehr! wie kam sie in das Lager?
> Durch die Luft! der Teufel hilft ihr!
> Flieht! flieht! wir sind alle des Todes!

Hier ist blofs Prosa in abgesetzten Zeilen, und die zweyte hat wohl ganz gegen des Vfs. Willen die Form eines Alexandriners angenommen, welche sie entstellt.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Januar 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Die JUNGFRAU von ORLEANS*, eine romantiſche Tragödie von *Schiller*. etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Mancher Tadel gegen Sch's. Jamben würde verſchwinden, wenn man ſolche Stellen, die keinen Anſpruch auf Metrum und Rhythmus machen, nicht nach dieſen Geſetzen beurtheilte. Wo der Inhalt des Gedichts die jambiſche Behandlung fordert, da ſind Sch's. Jamben in dieſem Schauſpiele flieſsender und reiner als in ſeinen frühern, beſonders ſind die rhythmiſchen Einſchnitte in den meiſten Verſen ungemein ſchön beobachtet, welches den Schauſpieler ſelbſt unwillkürlich drängt, ſeine Declamation über die proſaiſche zu erheben. Aber zwey Fehler, welche ſich auf falſche Reflexionen gründen, ziehen den Schauſpieler auf zwey entgegengeſetzte Abwege; er meynt nämlich entweder mit einer ältern kritiſchen Schule, das Summum der Declamation ſey, den Rhythmus und das Metrum ganz zu verſtecken, und hierdurch kommt die rhythmiſche Kunſt gar nicht vor den Anſchauenden; oder er meynt, der Declamator müſſe die Quantität der Sylben im Fuſse bezeichnen, und hierdurch bringt er zwar das Rhythmiſche zum Vorſchein, aber nicht für die Anſchauung, ſondern für die Reflexion, er gleicht dem Muſiker der den Tact markirt und das Hülfsmittel als Zweck betrachtet. Der Rhythmus hat mit dem Fuſse nichts gemein, im Gegentheil fällt ſein Ende oft am ſchönſten in die Mitte eines Fuſses. Rhythmiſch ſoll alſo der Schauſpieler ſprechen, aber um dieſes zu können, muſs der Dichter rhythmiſch gedichtet haben. Vorzüglich in dieſer Rückſicht iſt die Scene zwiſchen Montgomery und Johanna. Sie iſt nicht in den gewöhnlichen fünffüſsigen Jamben, ſondern in jambiſchen Trimetern geſchrieben, über deren Vorzug vor jenen hier nicht der Ort iſt zu ſprechen. Die rhythmiſchen Reihen der Sylben und der Worte, ſind faſt durchgehends unter ſich, und mit ihrem Inhalte in der vollkommenſten Uebereinſtimmung, und in der ganzen Scene wird man nie den fehlerhaften Einſchnitt des Alexandriners in der Mitte der zweyten Dipodie finden. Die mehreſten Verſe haben die Cäſur ſowohl den Worten als dem Sinne nach, nach der fünften Sylbe, z. B.:

. . . Kein Buſch,
Der mich verbürge | keiner Höle ſichrer Raum! –
O wär ich nimmer | über Meer hieher geſchifft,
Ich Unglückſelger | eitler Wahn bethörte mich.

Ein Vers hat nach jeder Dipodie die Cäſur:

Der Schlachten Gott | verhängniſsvoll | entgegen ſchickt.

welches von vortrefflicher und kräftiger Wirkung iſt; auch kann dieſe Abtheilung, da jede Dipodie, die zweyte ausgenommen, mehrere Worte enthält, von dem eigenſinnigſten und buchſtäblichſten Theoretiker nicht getadelt werden. Daſs mit dem Ende jedes Verſes auch in dem Sinne der Worte ein Einſchnitt fallen ſolle, iſt eine Forderung, welche bey reimloſen Verſen nie gemacht, und von keinem, ſelbſt der alten, Dichter beobachtet worden iſt. Aus der Theorie des Rhythmus und des Metrum würde ſich erweiſen laſſen, daſs, ſobald man jede Zeile als ein aus mehrern Rhythmen beſtehendes Ganzes (Rhythmus der Rhythmen) anſieht, dieſe Forderung wegen dieſer Anſicht nöthig wird, weil ſonſt ein Streit zwiſchen Form und Inhalt entſtehen würde. Sobald aber die Nothwendigkeit dieſer Anſicht nicht erwieſen werden kann, ſo iſt zwar die Beendigung des Sinnes mit der letzten Sylbe des Verſes nicht nöthig, allein da der Rhythmus ſelbſt durch das Uebergreifen des Inhaltes in den andern Vers auch mit hinüber gezogen wird: ſo entſtehen für ſolche eingreifende Verſe andere Eintheilungen der rhythmiſchen Reihen, und ohne dieſe Veränderung würde der ganze rhythmiſche Bau zerfallen. In folgenden Verſen z. B.:

Biſt du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlöſung mehr zu hoffen iſt.

kann das Ende des erſtern keine rhythmiſche Reihe beendigen, weil der Sinn in den folgenden übergeht. Die erſte Zeile hat daher ſehr zweckmäſsig die an ſich unrichtige Abtheilung:

Biſt du gefallen | die verderbliche | woraus

denn die letzte Abtheilung enthält nun keine Reihe, ſondern bloſs einen Fuſs, deswegen macht nun ſelbſt die Form der Rhythmus das Uebergehen in den zweyten Vers nöthig, welches der Inhalt verlangt. Die rhythmiſchen Reihen ſind alſo dieſe:

Biſt du gefallen | die verderbliche
Woraus nicht Rettung
Noch Erlöſung mehr | zu hoffen iſt

und ſo bleibt der Rhythmus, wiewohl das Metrum, wenn es dieſer Versart nöthig wäre, zerſtört ſeyn würde.

de. Bey weitem die meiſten Verſe behalten jedoch ihre natürlichen Abtheilungen, und ſchlieſsen auch in Anſehung des Inhalts mit dem Ende einer Reihe. Z. B.

O bey der Liebe heilig waltendem Geſetz,
Dem alle Herzen huldigen, beſchwör ich dich!
Daheim gelaſſen hab ich eine holde Braut,
Schön wie du ſelbſt biſt, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft.

Ungern ſieht man aber unter ſolchen Vorzügen einige Vernachläſſigungen des richtigen Versbaues, welche um ſo mehr auffallen, da an den Stellen, wo ſie ſtehen, die Sprache ſich ſehr willig in die richtigere Form fügt. So wär z. B. der ſiebenfüſsige Vers S. 111.:

Du biſt des Todes! Eine brittſche Mutter zeugte dich.

durch die Veränderung der brittſchen Mutter in eine Brittin ſehr leicht in einen richtigen Trimeter verwandelt geweſen. Ein zweyter ſiebenfüſsiger ſteht S. 114.:

O ſo erbarme meiner jammervollen Aeltern dich!

dagegen fehlt folgenden Verſen:

S. 110. Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
S. 112. Doch tödlich iſt's, der Jungfrau zu begegnen
S. 114. Erfahren und die Thränen kennen lernen
S. 118. Dich trug dein Fuſs zum Tode — fahre hin
Den blühenden (blüh'nden) Leib des Gegners zu verletzen.

eine oder auch zwey Sylben. Den Anapäſtiſchen Anfang mancher Verſe hat der Vf. nach dem Beyſpiel der Griechen und als richtige Abänderung des im erſten Fuſse der Dipodie geſtatteten Spondeen ſich erlaubt. Z. B.

Wie die Brunſt des Feuers raſet, und ringsum kein Buſch.

Zuweilen braucht er ihn auch mit ſehr guter Wirkung in mehrern Verſen ... ch einander. Z. B. S. 23.:

Der die Trift beſchützt und fruchtbar macht die Erde
Der die Leibeignen in die Freyheit führt,
Der die Städte freudig ſtellt um ſeinen Thron,
Der dem Schwachen beyſteht und den Böſen ſchreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er iſt der Gröſste,
Der ein Menſch iſt und ein Engel der Erbarmung.

Unter dieſen Anapäſten macht nun freylich der Jambe — oder vielmehr der Pyrrhichius — in dem zweyten der angeführten Verſe einen Uebelſtand, beſonders da der überall kurz gebrauchte Artikel hier auf den langen Theil des Fuſses, und die lange erſte Sylbe des Worts *Leibeignen* auf den kurzen Theil im zweyten Fuſse der Dipodie fällt. Man wird dieſen Vers nie ohne Zwang leſen können. Zuweilen ſind auch die Anapäſten ſelbſt nicht rein. Z. B. S. 112.:

– ⏑ –
Denn dem Geiſterreich, dem ſtrengen unerbittlichen.

und S. 116.:

– ⏑ –
Muſs ich hier ich muſs — mich treibt die Götterſtimme nicht.

wo ſtatt der Anapäſten ſich der Kretikus eingeſchlichen hat. Daſſelbe iſt der Fall S. 118.:

– – ⏑ –
Und nimmer irrend in der zit | ternden Hand regiert.

und S. 116.:

– ⏑ ⏑ –
Eignes Gelüſten — euch zu bittern Hohn, mir nicht.

wo der Trochäe zu Anfang den ganzen Rhythmus vernichtet.

Den Uebergang von den jambiſchen Rhythmen zu den Reimen hat der Vf. in dieſem Schauſpiele einigemal äuſserſt ſchön durch Verwandlung der rhythmiſchen Reihen in ein reimloſes Metrum vermittelt, und dadurch das Schauſpiel mit einer, dem begleiteten Recitativ ähnlichen, Gattung bereichert. So wird z. B. Johanna's erſter Monolog in achtzeiligen, dreyfach gereimten Strophen; mit folgenden Verſen eingeleitet:

Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften
Ihr traulich ſtillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna ſagt euch ewig Lebewohl
Ihr Wieſen, die ich wäſſerte, ihr Bäume
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort.
Lebt wohl ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen,
Du Echo holde Stimme dieſes Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht und nimmer kehrt ſie wieder.

und ſo ſchlieſst ſich das Ganze vollkommen muſikaliſch an einander. Denn der folgende Theil des Monologs, welcher nicht in bloſs metriſchen, ſondern auch ſtrophiſchen Verſen (Strophe nämlich iſt ein Rhythmus des Metrum, alſo Rhythmus in der dritten Potenz, ſo wie Metrum Rhythmus in der zweyten Potenz war) geſchrieben iſt, konnte nicht, wie die einfachen metriſchen Verſe, durch bloſse rhythmiſche Reihen vorbereitet werden, ſondern er erfoderte eine metriſche Einleitung, ſo wie die obligaten Inſtrumente zu einer Arie ſich in durchdachten Compoſitionen ſchon in dem vorhergehenden Recitativ ankündigen. — Von dem Reime haben wir freylich noch keine beſtimmte Theorie, indeſſen läſst ſich doch aus ſeinem bloſsen Daſeyn wenigſtens ſo viel folgern, daſs dieſes nicht ein bloſs ruhendes Daſeyn, — wie das *Ding an ſich* der Metaphyſiker, ſondern ein wirkendes erkennbares Daſeyn ſeyn müſſe, daſs er alſo nicht für das Auge an das Ende einer Zeile, ſondern für das Ohr an das Ende einer metriſchen Reihe gehöre. Hieraus ergiebt ſich nun ſchon ſo viel, daſs in Anſehung des Inhaltes bey jedem Reim ein Einſchnitt ſeyn müſſe, und daſs die ehemalige Theorie, welche den Reim in der Declamation zu verſtecken lehrte, den Geſetzen des Metrum ſelbſt zuwider war. Ferner bringt der Reim allezeit die letzten Sylben zweyer oder mehrerer Wörter mit-

mithin auch diese Worte selbst in Beziehung auf einander. Wäre diese Beziehung blofs eine formale Beziehung des Lautes: so würde die Wiederholung desselben Wortes der vollendetste Reim seyn; es gesteht aber jeder zu, dafs das reimende Wort ein anderes seyn müsse, als das gereimte, oder, dafs, wenn selbst die Buchstaben dieselben bleiben, doch der Sinn des Wortes ein anderer seyn müsse. So kann man z. B. nicht „träumen" und „träumen" als zwey Infinitive zu Reimen brauchen, wohl aber als Infinitiv und Plural des Substantives. Auf dieses Zugeständnifs — dessen Grund anzugeben nicht unmöglich, aber hier zu weitläuftig seyn würde — gründen wir den Satz, dafs die den Reim constituirenden Worte, nicht nur durch die äufsere Harmonie des Reimes, sondern auch durch die innere Harmonie ihres Sinnes mit einander in Verbindung stehen müssen. Der Reim führt also immer einen leisen Parallelismus durch das Gedicht, und bringt, wie jede Harmonie in der Duplicität, die Anschauung der Identität hervor. Hieraus folgt ferner, dafs die reimenden Worte den Sinn des ganzen in der metrischen Reihe enthaltenen Inhaltes bestimmen, dafs also die Beziehungs-Worte zu den Reimen gebraucht und an den Schlufs der metrischen Reihen gestellt werden müssen. Diese Beziehungen sind nun entweder eigentliche Begriffs-Beziehungen, und haben dann ihren Grund in der ursprünglichen Bildung der Sprache, welche verwandte Begriffe mit sich ähnlichen Zeichen bezeichnete; z. B. Klang, Sang; *Foe, woe*, oder sie werden durch Ideen vermittelt, so dafs an sich fremdartige Begriffe durch die Behandlung des Dichters in Beziehung gebracht werden, und der äufsern Musik des Reimes diese innere Harmonie begleitet; z. B. *death* und *breath* stehen in keiner unmittelbaren Begriffsbeziehung, aber sie erhalten ihre Beziehung durch die Gleichheit der Empfindung zu deren Ausdruck sie der Dichter braucht:

Come away, come away death
Fly away, fly away breath.

Es braucht keiner Erinnerung, dafs nur die letztere Beziehung der gereimten Worte poetisch ist, und dafs der Dichter selbst, wo ihm die Sprache jene Art Reime darbietet, genöthigt sey, eine Beziehung der zweyten Art hervorzubringen. Wird diese Beziehung der gereimten Worte vernachlässigt, und erscheint das Verhältnifs derselben nicht der Anschauung: so ist der Reim selbst ein leerer Schall, und als inhaltlose Form ein Fehler und kein Vorzug. Nur gegen solche Reime können die oft gehörten Declamationen gegen den Reim überhaupt gelten. Tritt aber statt der Bezeichnung der gereimten Worte ein Unterschied ihres Sinnes hervor, welches da statt hat, wo der gleiche Laut entweder gar keine oder eine Begriffs-Beziehung andeutet: so entsteht durch den gleichen Laut unvereinbarer Dinge eine Anschauung der Duplicität in der Identität, also etwas Komisches, oder im Allgemeinen Parodie der Kunst. Daher sind Reime auf *nomina propria* fast nur im Komischen zuzulassen, z. B. in Wallensteins Lager:

. . . Was der Blitz
Das ist ja die Gustel aus Blasewitz.

und überhaupt möchten die gereimten Verse dem vollendeten Lustspiele eigenthümlich seyn. Sie gewinnen am Komischen, wenn die Reime unmittelbar auf einander folgen, und die Verse unmetrisch und blofs rhythmisch sind.

Die weitere Ausführung dieser Theorie interessirt uns hier nicht; wir haben aber die Reime in der Jungfrau v. O. mit den Foderungen an gereimte Verse zu vergleichen. Dafs diese Foderungen nicht leicht zu befriedigen sind, fällt in die Augen, indessen finden sich doch einige Verse, welche ihnen in hohem Grade Genüge leisten. Zu diesen gehört folgende Strophe S. 184.:

Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frey von Sünden
Stehn in deinem ewgen Haus,
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen
Die nicht fühlen, die nicht weinen?
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele.

Weniger gut und richtig sind folgende Reime:

Kümmert mich das Loos der Schlachten
Mich der Zwist der *Könige*?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des steilen Berges *Höh*.

Aufser der Gleichgültigkeit dieser Reime, wird die letzte Sylbe des Worts „Könige" durch den Reim ganz sprachwidrig verlängert, welches zwar ein gemeiner aber nicht zu entschuldigender Fehler ist. Verwerflich ist auch nach den angegebenen Grundsätzen der Reim, S. 28.:

Denn der zu Mosen auf des Horeb Höhen
Im feurgen Busch sich flammend *niederliefs*,
Und ihm befahl vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben *Isai's* u. s. w.

Dafs hier der Reim mit dem eigenen Namen nicht komisch wird, liegt theils an der Trennung der Reime durch die Zwischenzeile, theils in dem symbolischen des Namens Isai, bey welchem man mehr einen frommen Mann im Allgemeinen als ein bestimmtes Individuum zu denken gewohnt ist. Gleichgültig bleibt aber dieser Reim auf jeden Fall. Dasselbe gilt von den Abgange der Königin Isabeau. S. 127.:

Wohl taugt ihr mit dem Schwerte drein zu schlagen,
Der Franke nur weifs zierliches zu sagen.

welcher durch den Reim pretiös wird, ohne nur im geringsten lyrisch zu seyn. Doch genug von dergleichen kleinen Fehlern, von welchen viele nur in Vergleichung mit den Schönheiten, neben welchen sie stehen, auffallen. Auch wird der Reim immer

noch

noch zu sehr als eine blofs zufällige Zierde der Verse betrachtet, als dafs man die Versuche ihn noch vor den Beweisen der Kritik zu etwas höherm zu erheben, nicht achten sollte, wenn sie auch nicht überall in gleichem Grade gelungen wären. Dafs Griechen und Römer uns hierin keine Muster hinterlassen haben, erklärt sich leicht aus den Eigenheiten ihrer Sprache. Die langen und betonten Biegungssylben ihrer Nam- und Zeitwörter, würden den Reim auf sich und von den Stammsylben abziehen, wodurch nur das Zufällige der Nebenbestimmung nicht aber der Begriff des Hauptwortes in Beziehung gebracht würde. Die nördlichen Sprachen haben kurze und unbetonte Biegungssylben, und biegen oft mehr durch Veränderung der Vocale als durch Verlängerung der Worte; daher bleiben sie also zu den Reimen geschickter. In der italiänischen Sprache zeigen die poetischen Verkürzungen die Unbrauchbarkeit der langen Biegungen, wiewohl es nicht zu läugnen ist, dafs die Vorliebe der italiänischen Dichter für Reime und ihre Zusammensetzungen auch zuweilen sehr unbedeutende Reime mit unterlaufen läfst.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Niederrheinisches Taschenbuch für Liebhaber des Schönen und Guten.* Herausgegeben von *Fr. Mohn.* Mit 7 Kupfern. 1802. 230 S. in 12. (1 Rthl. 20 gr.)

Dieses Taschenbuch, welches nun zum vierten mal erscheint, ist seit seinem Anfang vom Publikum mit verdientem Beyfall aufgenommen worden, hauptsächlich wohl der niedlichen kleinen Kupferstiche wegen, welche dasselbe zieren. Diese Kupferstiche sind denn auch in dem gegenwärtigen, so wie in den vorhergehenden, nach vorzüglichen Gemälden der Düsseldorfer Gallerie sauber gearbeitet, und geben, insofern der kleine Raum es gestattet, einen zureichenden Begriff von den Originalbildern. Zum Titelblatt wählte der Herausgeber die Abbildung eines allegorischen Gemäldes von A. Van der Werff mit den Bildnissen des Kurfürsten Joh. Wilhelm und seiner Gemahlin allem Anscheine nach eines der vorzüglichsten Werke dieses Meisters. Nach eben demselben ist auch das zweyte Blättchen die Anbethung der Hirten darstellend. Auf dem dritten findet sich eine heilige Familie nach Raphael, das Vierte enthält die Abnehmung von Kreutz nach Rembrand, beynahe eben die Composition, welche der Meister auf einem grofsen und sehr gesuchten Blatt radirt hat, von der schönsten Wirkung und verständig angeordnet. Auf dem fünften Küpferchen sieht man die Himmelfahrt Mariä nach Cignani; und wiewohl hier die gewöhnlichen auch von andern Malern oft gebrauchten Motive wieder vorkommen: so ist doch das Ganze übereinstimmend gedacht, mit Kunst und Verstand geordnet. Die Arbeit des Kupferstechers gerieth vorzüglich sauber. Ebenfalls nach einem Gemälde von Cignani, welches derselbe in seinem 84sten Jahre gemalt haben soll, stellt das folgende Blättchen, in punktirter Manier, den kleinen Jupiter dar, von der Ziege getränkt, bey ihm ein paar Nymphen und zwey Satyren, die Musik machen: anmuthige Figuren in einer sehr zierlichen Gruppe, worin sich ein noch muntrer und völlig ungeschwächter Geist zeigt. Auf dem letzten Kupfertäfelchen ist das berühmte Gemälde von Rubens: die Amazonenschlacht, abgebildet und die Kleinheit und Menge der Figuren in Anschlag gebracht, immer noch gut und geistreich genug gerathen.

Die in diesem Taschenbuche befindlichen kleinen Gedichte und prosaischen Aufsätze müssen wir übergehen. Für Liebhaber der Musik ist durch eine Hymne und ein kleines Liedchen gesorgt, beide von Pfeifer componirt.

Wien, b. Wallishausser: *Antipater und Cassander, oder die Regenten von Macedonien und Griechenland,* von *R. v. H. u. A.* 1801. 128 S. 8. Mit 1 Kupfer. (10 gr.)

Eine unglücklichere Wahl des Gegenstandes selbst läfst sich kaum denken! Sey es zwar noch, dafs *Antipater* — so manche Zweydeutigkeit auch in seinem Charakter sich findet, — weil er doch in Alexanders Abwesenheit die schwere Rolle seines Stellverwesers klüglich spielte, nun als das Muster eines gleich getreuen, gleich weisen Ministers aufgeführt, mancher seiner Fehler verschwiegen, und manche seiner guten Eigenschaften mit Verschönerung dargestellt werden könne! Aber Cassandern, den schändlichsten aller Macedonischen Kriegsobersten, den mörderischen Vertilger von Alexanders ganzen Geschlechte, diesen durchgängig so meineidig, grausam und ungerecht handelnden Usurpator als einen menschenfreundlichen Helden, einen milden Sieger, einen musterhaften Sohn, einen zärtlichen Gemahl, einen getreuen Bundsgenossen und vortrefflichen Regenten geschildert zu sehn — wahrlich, das ist eine so übermäfsige, unnöthige, zweckverfehlende Beleidigung einer historischen, allbekannten Wahrheit, dafs wir uns schon höchlich wundern würden, wenn nur ein mittelmäfsiger, geschweige ein guter romantischer Dichter eine so grobe Verfälschung der Geschichte sich zu Schulden kommen liefse. Doch hier hat sie freylich nur — wenig zu bedeuten! Denn bey diesem Werklein ist an innern Werth alles sich gleich: Wahl des Sujets, Bearbeitung, Stil, Papier und Kupfer. Ja, damit nichts, durchaus nichts den einmal erwählten Charakter verletze, ist sogar das Motto auf dem Titelblatt: *Fortes Sagaces et Gloriae Capidi* mit einem Druckfehler gestempelt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. Januar 1802.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Weygand: *Malebranche's Geiſt im Verhältniſs zu dem philoſophiſchen Geiſt der Gegenwart.* Oder pragmatiſcher Auszug der originellſten und intereſſanteſten Ideen dieſes Philoſophen. Mit ſorgfältigſter Erwägung aus ſeinen philoſophiſchen Schriften gewählt. 1800. VIII u. 630 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Es iſt gewiſs eben ſo belehrend als intereſſant, die Ideen der vorigen Zeiten über Philoſophie und philoſophiſche Gegenſtände mit denen zu vergleichen, welche durch das fortgeſetzte und erneuerte Nachdenken mehrerer auf einander gefolgten Forſcher das Eigenthum unſerer Zeit geworden ſind, und auf dieſe Art die Fortſchritte, die der menſchliche Geiſt in dem Reiche der Wahrheit gemacht, und den Gewinn, welchen die Menſchheit daraus gezogen hat, in ein helleres Licht zu ſetzen. Dieſen guten Gedanken hatte der unbekannte Vf. der vor uns liegenden Schrift. Er wählte, um einen Maasſtab für dieſe Vergleichung zu haben, die Schrift des berühmten *Malebranche* von Unterſuchung der Wahrheit, theils, weil dieſer Denker dem Geſichtskreiſe des gegenwärtigen philoſophiſchen Publicums nicht ſo entfernt liegt, dafs dadurch die Theilnahme und das Intereſſe an den Unterſuchungen könnte geſchwächt werden; theils weil ſeine Gedanken auf eine populäre Weiſe vorgetragen ſind, welche aufser den Philoſophen von Profeſſion auch das gröfsere denkende Publikum zur nähern Kenntnifs einladet; endlich auch darum, weil die Unterſuchungen dieſes Denkers nicht ohne allen bleibenden Werth waren, da er oft und vielſeitig, obgleich mehr durch dunkles Gefühl, als durch entwickelte, unumſtöſsliche Gründe auf die Gränzen und das Unvermögen der menſchlichen Vernunft deutet, wenn auch mehrere ſeiner eigenthümlichen Gedanken durch beſſere Einſichten verdrängt worden ſind. Wir müſſen nun ſehen, wie der Vf. ſeine Idee ausgeführt hat.

Schon der Titel ſagt, dafs wir hier keine vollſtändige Ueberſetzung von M's Werke zu ſuchen haben. Der Vf. wollte uns nur einen pragmatiſchen Auszug aus demſelben geben, oder mit andern Worten, die originellſten und intereſſanteſten Ideen herausheben, welche zu ſeinem Zwecke dienen konnten. Er mufste bey dieſer Auswahl auf zweyerley Rückſicht nehmen, theils M. Gedankenſyſtem, theils die Summe und den Grad der wiſſenſchaftlichen Cultur ſeiner Zeiten darzuſtellen. Hierin hat aber der Vf. uns nicht hinlängliche Genüge geleiſtet, und wir fürchten beynahe, dafs er mit ſich nicht zu Rathe gegangen iſt, wie dieſer doppelte Zweck am beſten erreicht werden könne. Denn gerade dasjenige, was M. eigen iſt, und ſeinen Geiſt charakteriſirt, iſt entweder ganz ausgelaſſen, oder an die Stelle deſſelben werden ſogleich die richtigern Anſichten und Begriffe unſerer Zeit geſetzt. So läſst der Vf. S. 11 M. von dem Willen behaupten: er iſt ſelbſtthätig, ein freyes Vermögen, und giebt ſich ſeine Richtung ſelbſt, indem er ſich für verſchiedene Zwecke beſtimmt; da dieſer doch nur dem Willen eine eingeſchränkte Selbſtthätigkeit läſst, um die Richtungen, die er von der Gottheit erhalten, zu modificiren. Ebendaſelbſt finden wir folgende Erklärung der Freyheit: ſie iſt die Kraft der Seele, dieſes Vermögen (den Willen) auf die Dinge zu richten, die der Gegenſtand ihres Beſtrebens (Begehrens) ſind, und ſo die natürlichen Neigungen zur Erreichung eines gewiſſen vorgeſetzten Guten zu beſtimmen. M. ſagt aber S. 5 (der latein. Ueberſetz. Genev. 1691.) *voce vero libertatis nihil aliud intelligo, praeter vim illam, qua mens impreſſionem iſtam verſus objecta nobis arridentia diducere poteſt, atque hoc pacto efficere, ut inclinationes noſtrae naturales verſus bonum univerſale, Deum intelligo, qui ſolus eſt bonum generale, quia ſolus in ſe cuncta bona poſſidet, vago quodam et non determinato motu antea tendentes, ſingulari cuipiam objecto defixae adhaereant.* S. 19. Um religiös zu ſeyn, mufs man glauben können; M. S. 14 *fidelis coecus eſſe debet.* S. 22. Die Sinne betrügen uns nicht, der Verſtand (M. ſagt der Wille) führt uns irre. Nicht ſelten leſen wir in dieſem Auszuge Gedanken, die der Herausgeber eigenmächtig an die Stelle der Malebr. geſetzt hat, weil er ſie für richtiger hielt. Z. B. S. 18. Da wir vermöge der Einrichtung unſerer Natur (unſeres Erkenntnifsvermögens) nur Gegenſtände der Sinnenwelt erkennen können, um in dem Kreis (Syſtem) von Dingen, in deren Mitte wir uns verſetzt ſehen, thätig zu ſeyn: ſo darf es uns gar nicht befremden, dafs wir keiner Evidenz (Einſicht, Erkenntnifs) in Abſicht überſinnlicher Dinge fähig ſind. — In dem Originale heifst es dagegen S. 14 *nimirum res non niſi per ideas nobis impreſſas percipere poſſumus. Deus autem eas tantum in nobis ideas creavit, quae neceſſariae fuerunt, ut ſecundum ordinem naturalem a ſe praeſtitutum ageremus.* Wie wenig jene Gränzbeſtimmung den Grundſätzen des franzöſiſchen Philoſophen angemeſſen ſey, erhellet noch mehr, wenn man dasjenige damit vergleicht, was er in dem 4ten

Kap. über den *intellectus purus* ſagt, durch welches er auch die Erkenntniſs der reinen Geiſter für möglich hielt, wie der Vf. S. 281 richtig bemerkt. Daſs übrigens dieſes Kapitel, worin M. die Wege zur Erkenntniſs zu gelangen und die Quellen der Irrthümer angiebt, ganz übergangen iſt, ſcheint uns doch nicht zu billigen. Solche Bemerkungen laſſen ſich über das ganze Buch machen. Ueberall finden wir bald ähnliche kürzere, oft ziemlich lange Zuſätze, welche zuweilen gar nicht von dem Originale unterſchieden ſind, ſo daſs der Leſer, wenn er das letzte nicht vor ſich hat, oder durch die Neuheit der Ideen erinnert wird, in Verwirrung gerathen muſs, bald das Eigenthümliche der Malebranchiſchen Behauptungen verwiſcht. So wird die Hauptidee dieſes Mannes, daſs wir alles in Gott ſehen, daſs dieſes Weſen beides Vorſtellungen und Willenshandlungen hervorbringt, auf welche er ſo oft zurückkommt, ſorgfältig aus dem ganzen Buche verwieſen, bis ſie S. 278 in einem eignen Zuſatz beurtheilt wird. Das ganze vierte Buch iſt des Herausgebers eigne Arbeit, er fand des Vf. Ideen allzu gemein, und wollte daher an ihrer Stelle lieber ſeine eignen entwickeln. Dieſes Verfahren können wir auf keine Weiſe für zweckmäſsig halten. M's. Ideen hätten müſſen rein und unvermiſcht dargeſtellt werden, wären ſie auch nichts als Irrthümer, von deren Herrſchaft der menſchliche Geiſt ſich längſt losgemacht hätte; nicht allein die Stellen, in welchen bald eine hellere Anſicht, bald eine glücklichere Ahndung des Wahren hervorleuchtet, ſondern auch diejenigen, in welchen er eine unrichtige Denkart verräth, muſsten in einem Werke ihre Stelle finden, welches uns M's Geiſt darzuſtellen verſpricht. Wenn auch ſeine Theorie des Denkens und Erkennens, wie ſich der Vf. S. 283 ausdrückt, nicht einmal als antikes Kunſtgebäude, in dem man noch gar nicht wohnen will, ein gewiſſes Intereſſe für ſich einflöſsen könnte, was wir doch nicht behaupten möchten, ſo hätte er ſie doch dem Leſer nicht vorenthalten müſſen, weil wir aus ihr vorzüglich den Geiſt dieſes Denkers erkennen. Mag es doch ſeyn, daſs ſie bald ſich über die gemeine Empirie nicht erhebt, bald ſich in einen bodenloſen Supernaturalismus verlieret — ſeine Art zu denken iſt doch nicht gemein; es iſt lehrreich, ſeinem Ideengange nachzuſpüren, auf welchem er nicht ſelten Vorſtellungsarten berührt und verwirft, die von ſo vielen als der Stolz unſerer Zeit betrachtet werden; es iſt intereſſant, den Weg zu verfolgen, der ihn zu ſeinem Irrthum verleitete. Aber freylich hätte ſeine Anſicht und Vorſtellungsart ausführlicher und zuſammenhängender dargeſtellt werden müſſen, als es hier von dem Vf. geſchehen iſt. Wir wundern uns, daſs der helldenkende Vf. anſtatt dieſer unzweckmäſsigen, den Leſer verwirrenden, und die Vergleichung der Aufklärung in beiden Jahrhunderten erſchwerenden Verfahrungsart, nicht lieber entweder eine vollſtändige Ueberſetzung oder doch einen vollſtändigen, aber mit fremden Ideen unvermiſchten Auszug geliefert, und dann mit den zahlreichen Noten alles dasjenige vereinigt hat, was jetzt ſo häufig in den Text gebracht worden. Dieſes würde dann ſeinem Zweck vollkommen entſprochen haben.

Obgleich durch jene Verfahrungsart und willkürliche Veränderung des Textes mancher Stoff zur Vergleichung mit dem Grad der wiſſenſchaftlichen Cultur und Aufklärung unſers Zeitalters abgeſchnitten worden: ſo hat doch der Vf. in zahlreichen oft ziemlich langen Anmerkungen eine Menge dahin gehöriger Punkte berührt. Vorzüglich ſind die Aufſchlüſſe und Entdeckungen, welche wir Kanten verdanken, ſorgfältig angegeben und nach ihrem Werth und Einfluſs auf die Denkart gewürdiget. Zugleich verbreitet ſich der Vf. über viele andere Gegenſtände, welche mit jenen in näherer und entfernterer Beziehung ſtehen, z. B. den tranſcendentalen Idealismus, die Metakritik u. ſ. w. Nicht ſelten hat er auf Veranlaſſung eines Malebranchiſchen Gedankens ganze Excurſe über intereſſante Gegenſtände eingeſchaltet, z. B. S. 291. über den Grundſatz der Phyſik, Behandlung derſelben, über das Verhältniſs der Erkenntniſs zum Glauben, Religion u. ſ. w. S. 330. über Wahrheitsliebe, Achtung für Recht und Sittlichkeit. S. 351. über die Geſchichte der praktiſchen Wahrheiten. Ueberall zeigt er philoſophiſchen Geiſt, einen hellen Blick und vorurtheilsfreye Denkart, vertraute Bekanntſchaft mit der neuern und ältern Literatur; er umfaſst eine Menge Kenntniſſe von ſehr verſchiedener Art, betrachtet ſie aber alle in Beziehung auf den letzten Zweck der Menſchheit. Mit gründlichen Einſichten verbindet er eine gute Darſtellungsgabe; nicht in dem trocknen Schultone behandelt er ſeine Materien, ſondern ſeine Gedanken tragen das Gepräge einer gewiſſen Leichtigkeit und Freyheit an ſich, welche wohlthätig auf den Geiſt wirkt. Daſs dieſes Werk daher nicht ohne Intereſſe ſey, wenn auch der urſprüngliche Zweck deſſelben verfehlt iſt, dürfen wir nicht erſt verſichern. Gerne möchten wir einige Proben ausheben, um unſer Urtheil zu beſtätigen, wenn es nicht bey einem Werke dieſer Art ſchwer wäre, eine Auswahl zu treffen. Wie viel Intereſſantes findet man nicht über die Behandlung der Geſchichte der praktiſchen Wahrheiten geſagt! Er trennt die Geſchichte der ſittlichen, rechtlichen und religiöſen Wahrheiten in objectiver Rückſicht von der in ſubjectiver, welche eine Geſchichte der Moralität, des rechtlichen Geiſtes und der Religioſität ſeyn würde, unterſucht die Bedingungen und Erfoderniſſe derſelben, und beweiſst, daſs es keine Geſchichte der Moralität, weil dieſe es mit etwas bloſs Innern, den Maximen zu thun hat, aber wohl eine Geſchichte des moraliſchen Geiſtes geben könne. Das ganze vierte Buch iſt völlig nach Kants Idee einer Anthropologie ausgearbeitet, und enthält viele intereſſante nicht gemeine Beobachtungen und Anſichten der menſchlichen Natur, zum Theil auch aus andern Schriftſtellern entlehnt, und mit eignen Betrachtungen begleitet. Wir rechnen unter andern dahin, was er über eine beſondere Neigung zweyer

Per-

Perſonen beiderley Geſchlechts, die weder Liebe noch Freundſchaft iſt, ſagt, und mit Rouſſeaus und Woldemars Beyſpiel weitläuftig erklärt; Mackenſe'ns Erklärung der Neigung zur Grauſamkeit, die der Vf. modificiret und berichtiget; über die Geſchlechterneigung und Geſelligkeit, über Sprache, über die Art und Weiſe, wie ſich das Talent und Genie äuſsert und entwickelt, über das Phänomen, dafs groſse Geiſter ſelten Zufriedenheit und Glückſeligkeit genieſsen, über die Neigung zur Freyheit, als Folge der moraliſchen Anlage. Ueber dieſes und mehrere andere findet man hier viele intereſſante Bemerkungen, die aber in einem Auszuge nicht wohl dargeſtellt werden können. Wir führen nur noch einige zerſtreute Urtheile des Vfs. über den Fichtiſchen Idealismus, um ſeine Denkart zu charakteriſiren, an. S. 271. „Fichte hat ſeine Speculationen für vollendeten Kriticismus ausgeben wollen. Allein ſie haben mit Kants Syſtem gar nichts gemein. Kant, kann man ſagen, geht als ein vorſichtiger, beſonnener Mann, er fondirt, ehe er einen Schritt weit wagt, den Boden genau, ob er auch trägt. Fichte gleicht einem Abentheurer, der es ohne Unterſuchung an der erſten beſten Stelle einer ſumpfigen Gegend darauf wagt, darin zu verſinken, um den Ruhm einer beyſpielloſen Kühnheit einzuerndten. S. 226: Das iſt eben Kants groſses Verdienſt, dafs er als ſo tiefer Metaphyſiker doch nicht die Gränzen der Speculation verkennt, über die hinaus ſie nur ins Chimäriſche geräth. Kant ſchafft nicht aus ſeinen Vorſtellungen die ganze Welt; er erkennt die ewige Selbſtſtändigkeit der Dinge auſser ſich beſcheidentlich an, und geſteht gerade zu, dafs er, was ſie an ſich ſeyen, gar nicht wiſſe. Ohne ſich mit einer anmafslichen Schöpferkraft zu brüſten, und unſere Erkenntniſs in bloſser Selbſtthätigkeit beſtehen zu laſſen, erkennt er auch eine Empfänglichkeit, ein paſſives Vermögen, die Sinnlichkeit an, die der abſolute Idealiſt der Wahrheit zum Trotz erſt wegſchaffen mufs, um ſeinem Idealism Platz zu machen."

Bey allem Lehrreichen und Treffenden, was der Vf. über ſo mannichfaltige Gegenſtände in den Noten und Zuſätzen geſagt hat, mufste er doch ſelbſt fühlen, dafs alles das nicht hinreiche, um ein vollſtändiges Bild von der wiſſenſchaftlichen Cultur und Aufklärung unſerer Zeiten zu entwerfen. Daher beſchloſs er ſein Werk mit einer Ueberſicht *der wiſſenſchaftlichen Cultur der Gegenwart* aus Hn. *Jeniſch* Werke: *Geiſt und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts*, hier und da mit einigen berichtigenden Anmerkungen verſehen.

STATISTIK.

Gotha, b. Perthes: *Das deutſche Reich vor der franzöſiſchen Revolution und nach dem Frieden zu Lüneville.* — Eine geographiſch-ſtatiſtiſche Parallele nebſt einigen Urkunden und einer Karte von *Karl Ernſt Adolf von Hoff*, Herzogl. Sachſ. Gothaiſchen Legations-Secretaire. I. Theil. 1801. XII. u. 257 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. hielt ſchon lange das Vorcilen des *erſten Bandes* vor den folgenden für ein Gebrechen der deutſchen Literatur, welches bekanntlich in der Maſse weder unter Frankreichs noch Englands Schriftſtellern gebräuchlich iſt, und eben ſo fehlerhaft ſchien ihm die daraus folgende Trennung der *Recenſionen* eines einzelnen Werks. Bey dem vorliegenden erneuert ſich lebhaft dieſes Gefühl. Dieſer erſte Theil, der ſchon in vielen andern gelehrten und politiſchen Blättern ausführlich angezeigt iſt, enthält eine Ueberſicht aller derjenigen Veränderungen, welche der Friedensſchluſs von Luneville mit dem deutſchen Reiche (in Bezug auf ſeinen Verluſt an die Nachbarn) bewirkt hat. Der *zweyte Theil* wird dagegen, nach der Vorerinnerung des Vf. die neuen innern Verhältniſſe Deutſchlands nach erfolgten Ausgleichungen, wie auch die Grundzüge des *unfehlbar* ſich ändernden deutſchen Staatsrechts enthalten, und erſt alsdann erſcheinen, *wenn alle Beſtimmungen über dieſe Gegenſtände gemacht, und keine Geheimniſſe mehr ſeyn werden.* Nach Rec. Meynung, möchte zwiſchen dem Anfange und dem Schluſſe des Werks, nach dieſer *zweyfachen* Erfoderniſs, ein ſehr langer Zwiſchenraum entſtehen. Um es unter dem Geſichtspunkte eines praktiſchen Handbuchs für den dauernden Gebrauch zu beurtheilen, dazu gehört unſtreitig eine Ueberſicht des Ganzen.

Jedoch ſind logiſche Anordnung, Genauigkeit und Vollſtändigkeit drey ſo unverrückte Zielpunkte dieſes erſten Theils, dafs die literariſche Kritik ſchon zu einem vorläufigen Beyfalle berechtigt iſt. Der Inhalt zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, in welchen das deutſche Reich, ſo wie es *vor* dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution — und ſo wie es *nach* dem Friedensſchluſſe zu Lüneville geeigenſchaftet war, zergliedert wird. In jener iſt Lage, Gröſse, Bevölkerung, Kreiseintheilung, Ueberſicht der Staatskräfte, und ſehr gut auch der äuſserſt wichtige Punkt der Gränzverhältniſſe mit Holland und Frankreich, der Schweiz und mit Italien enthalten. Die zweyte Hauptabtheilung hebt mit der hiſtoriſchen, ſtaatsrechtlichen und ſtatiſtiſchen Ueberſicht, des Friedens von Lüneville an. Rec. hätte lieber geſehen, dafs, ſtatt des Anhangs der Urkunde unter den mit dem Plane überhaupt nicht ganz vereinbarlichen diplomatiſchen Actenſtücken der Text in Noten zu der eben erwähnten Zergliederung vereinzelt worden wäre. Dann folgt in publiciſtiſcher Ordnung der Verluſt der einzelnen Reichsſtände und Glieder vom Kaiſer an bis zu der Reichsritterſchaft. Dieſer Abſchnitt hätte mit etwas mehrerer Oekonomie des Raums abgedruckt werden können. Auch vermiſst man die Angabe der Quellen, vorzüglich bey Autoritäten, welche im Publicum gelten, und wodurch ältere irrige Angaben verdrängt worden. Einige dieſer Quellen z. B. das *Raſtadter Congreſs-Handbuch*, ſcheinen in Verbindung mit *Langs Tabellen* nicht genug benutzt worden zu ſeyn. Die Berichtigung einzelner Zahlangaben behält ſich Rec. bis zum *zweyten Theile* bevor, von welchem man ſich das Beſte verſprechen darf.

London, b. Brown: *Riders Britiſh Berlin* for the Year 1801. Compiled by *Cardanus Rider*. 60 S. kl. 8.

2) *Tables of Heraldry with ſeven Appendices.* 60 S. kl. 8.

3) London, b. Debrett: *The Royal Kalendar*, or complete and correct annual Regiſter for England, Scotland, Ireland, and America for the Year 1801. corrected to the 25th of April 1801. 372 S. kl. 8.

4) London, b. Wilſon: *A Companion to the Royal Kalendar* for the Year 1801, being a Liſt of all the changes in adminiſtration, from the acceſſion of the preſent King (in October 1760.) to the preſent Time. 132 S. kl. 8.

5) London, b. Debrett: *The new Eaſt-India Kalendar* for 1801, by *Robert Hudſon*, of the office of Examiner of India Correſpondence. 226 S. kl. 8.

Einzeln ſind die vorliegenden partiellen brittiſchen Staatskalender ſchon in der A. L. Z. angezeigt worden; z. B. Nr. 3. 1800. Nr. 114. und Nr. 5. 1801. Nr. 303. Jetzt werden aber alle fünf, wenn gleich in verſchiedenen Druckereyen, doch ſämmtlich im Debrettſchen Verlage durch Gleichheit des Formats und Debits vereinigt, und gewinnen durch die Union zwiſchen Groſsbritanien und Irland ein erhöhetes Intereſſe.

In No. 1. iſt alles zuſammengedrängt, was im praktiſchen Leben, z. B. über Meſſen, Märkte, Wege, Münzen u. ſ. w. innerhalb England zu wiſſen nöthig iſt. Nur die Beamten-Liſten ſind ganz davon ausgeſchloſſen. — No. 2 liefert die adelichen Wappen aller drey Reiche, ſauber geſtochen, aber leider ohne Commentar. Der Plan von No. 3 iſt in Deutſchland bekannt. Die Herausgabe wurde dieſesmal der Union wegen verſpätet; ſie geſchieht oft zweymal im Jahr, im April und im November. Der Companion No. 4 iſt ein hiſtoriſcher Anhang, der aber nicht jedesmal erſcheint. Vorliegender iſt die 75ſte Ausgabe. Er iſt gleichſam ein redendes Gemälde der jetzigen 41jährigen Regierung, und insbeſondere für die Geſchichte der Parlements-Wahlen ein trefflicher Commentar. No. 5 erſcheint mit dem neuen Jahrhundert und nach Einverleibung von Tippoo Saib's Reichen in einer durchaus verbeſſerten Geſtalt. Robert Hudſon, ſchon ſeit zwanzig Jahren als Schriftſteller bekannt, ſchöpfte dazu alles aus den untrüglichſten Quellen. In der Beamten-Liſte iſt S. 61 — 99 und S. 167 — 170 das Verzeichniſs aller in Oſtindien wohnenden Europäer, die nicht im Dienſt der Compagnie ſtehen, ſehr bemerkenswerth. Auch liefern die reichhaltigen *Miſcellaneen* viel neues und noch in Deutſchland unbekanntes.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- Feſt- und Feyertags-Evangelien.* Herausgegeben von D. *Joh. Wilh. Rau.* 5ter Band, 2tes Stück. 1801. 7 Bog. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. No. 301.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Ein Wort über Beſoldung der Staatsbeamten*, mit beſonderer Hinſicht auf die kaiſerl. und Reichskammergerichtskanzley. 1801. 62 S. 8. Dieſe Abhandlung hat gleichen Zweck mit der im vorigem Jahre ſchon angezeigten, unter dem Titel: *Ein Wort zu ſeiner Zeit über den Nothſtand der R. K. Ger. Kanzley.* Beide rühren von Mitgliedern dieſer Kanzley her. Die gegenwärtige iſt aber ausführlicher, und zeigt, nach der allgemeinen Theorie des Staatsrechts, die Nothwendigkeit einer, dem Range, dem Dienſt, und den Zeitumſtänden angemeſſenen Beſoldung der Staats-Diener, ohne welche Mangel an tauglichen Subjecten, Vernachläſſigung, Veruntreuung und Beſtechlichkeit entſtehen würden. Selbſt die, im Jahre 1732 um Ein Drittheil erhöhete, alte Beſoldung der Kanzleyperſonen ſey den jetzigen theueren Zeiten nicht angemeſſen; und ein Kammergerichts-Secretarius, welcher, mit Inbegriff der ſogenannten Beſſionsgelder ſich höchſtens auf 612 fl. rhein. ſtehe — weil die im Jahre 1732 beſtimmte Zulage ſeit 1759 wegen der ſchlechten Tax-Einnahme rückſtändig ſey — brauche, nach einem mit ſtrengſter Oekonomie gemachten Ueberſchlag, 889 fl. — 11 Kr. jährlich, müſſe alſo 277 fl. 11 Kr. zuſetzen; und ſo verhalte es ſich auch mit den übrigen Kanzley-Perſonen, wovon die Kopiſten, denen es an einer fixen Beſoldung fehle, ihren Verdienſt höchſtens auf 200 fl. — bringen könnten. Nach einer umſtändlichen Vergleichung des ältern und des neueren Zuſtandes der Kanzley-Perſonen und der bisherigen Bemühungen ſelbigen aufzuhelfen, wird zu einer Radicalkur ein neuer Beſoldungsplan auf 13,066 Rthl. 20 Kr. vorgelegt, welche nicht durch eine Erhöhung der Kanzleytaxe, welche keine hinreichende Ausbeute verſpreche, ſondern durch einen von ſämmtlen Reichsſtänden zu übernehmenden Anſchlag aufzubringen ſey. (Dieſes würde keine groſse Schwierigkeit finden, wenn Kurmainz ſich bequeme, die Kanzley zur Hälfte mit Evangeliſchen Mitgliedern zu beſetzen.) Um endlich auch die Beſoldungsrückſtände ſeit 1759 abzuführen, bringt der Vf. die Bewilligung eines Römermonats in Vorſchlag.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. Januar 1802.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Duprat: *Hiſtoire celeſte Françaiſe*, contenant les Obſervations faites par pluſieurs Aſtronomes Français, publiée par *Jerome De la Lande*, de l'Inſtitut National de France, des Académies de Londres, de Berlin etc. Tome Premier. De l'Imprimérie de la République. An IX. (1801.) 590 S. gr. 4.

Unter den ſchrecklichſten Erſchütterungen der franzöſiſchen Revolution ward, auf dem Schauplatze der ewigen Ordnung, der Stoff zu dieſer *Hiſtoire celeſte* geſammelt, und in einem Zeitpunkte, wo die Finanzen kaum hinreichten, die Bedürfniſſe der äuſſerſten Nothwendigkeit zu decken, ihr Druck auf Koſten des Staats decretirt, unter *Benézech's* Miniſterium des Innern im J. 1796 angefangen, und mit nicht geringem Aufwande bis jetzt fortgeſetzt. Die Reſultate derſelben, ſagt der Herausgeber, können ſich eine längere Dauer verſprechen, als die gleichzeitigen politiſchen Satzungen (*inſtitutions politiques*), für die man ſo lebhaft ſich umtrieb, und Blut in Strömen vergoſs. — Dieſer erſte Band fängt mit einigen der neueſten Beobachtungen an; (andere von den *Caſſini*, von *de l'Iſle*, *le Monnier*, *Meſſier* u. ſ. w. ſollen künftig noch folgen;) er enthält: I. *Originalbeobachtungen von ungefähr funfzigtauſend neubeſtimmten Fixſternen*, meiſtens von 5 bis 9 Gröſse, zwiſchen dem Nordpole und dem Wendekreis des Steinbocks, auf der *Ecole militaire* zu Paris mit einem 7½ füſsigen Mauerquadranten angeſtellt. Der Herausgeber nährte nach vierzig Jahren, in denen er meiſt für die planetariſche Aſtronomie gearbeitet hatte, den innigſten Wunſch, den Reſt ſeiner Tage einem neuen Fixſternverzeichniſſe zu widmen, das an Umfang alle bisherigen übertreffen, und mehrere Myriaden noch nie beobachteter Sterne enthalten ſollte. Er erhielt endlich „*perpetuo clamans*“ im J. 1774 durch *Bergeret*, (*Receveur général des finances*) was ihm die *Malesherbes*, *Turgot* u. ſ. w. nicht bewilligt hatten, das hierzu nöthige Werkzeug, den ſchon gedachten nun zur Verewigung der Dienſte, die er geleiſtet hat, als Sternbild an den Himmel verſetzten Mauerquadranten. Sein Zögling, *Dagelet*, ein vielverſprechender junger Aſtronom, war Anfangs beſtimmt, mit jenem Inſtrumente die neue Muſterung des Himmels vorzunehmen; aber er wurde dieſer Arbeit entriſſen, theilte *La Peroufe's* Reiſen und unglückliche Schickſale, und ſtarb den 15ten Jun. 1785. Das Werk muſste von neuem angefangen werden, und *de la Lande's* Neffe, *Michel le François*, unterzog ſich ſeit dem 5ten Auguſt 1789 ganz mit dem unermüdeten Eifer und der Anſtrengung, über die nur praktiſche Aſtronomen urtheilen können, einem Geſchäfte, das er jetzt bis ins zwölfte Jahr fortſetzt; von ihm ſind weit die meiſten in dieſem beträchtlichen Quartbande befindlichen Beobachtungen; ſeit dem Dec. 1797 war *Burckhardt* ſein Gehülfe. Die Beobachtungen auf der Südſeite des Meridians ſtehen auf S. 1—350. nun folgen von S. 351—389. Beobachtungen auf der Nordſeite, und noch drey Fortſetzungen auf der Südſeite von S. 389—392. S. 463—478. und S. 557—575. Jede dieſer 427 Quartſeiten begreift 116 bis 118 Sterne, nach ihrer ſcheinbaren Gröſse, ihrem Durchgange durch den Mittag in Sternzeit, und ihrem Scheitelabſtande. Von ſchon bekannten zugleich beobachteten Sternen ſind die Buchſtaben und Numern nach *Flamſteed's* Verzeichniſſe, manchmal auch nach dem ältern von 1712, bemerkt; hier und da iſt gelegentlich auch ein Planet mit beobachtet. Selten findet ſich der Durchgang durch drey Fäden, meiſtens nur durch einen; die Zenitabſtände ſind noch nicht von der Stralenbrechung befreyt, aber der Stand des Barometers und Thermometers angezeigt. Die Correctionen ſowohl der Durchgänge als der Zenitabſtände ſind aus einigen der bekannten Sterne proviſoriſch beſtimmt, und einſtweilen auf jeder Seite beygefügt worden, für die Durchgänge von zwey zu zwey Graden der Höhe; der Herausgeber erinnert übrigens, daſs, wenn man mehrere Sterne in Rechnung nimmt, dieſe Verbeſſerungen genauer zu erhalten ſeyn werden, eine Vorſicht, die bey jeder Beobachtung, an welcher etwas gelegen iſt, nie wird vernachläſſigt werden dürfen. Die Sterne ſind von dem Herausgeber in Zonen von zwey zu zwey Graden des Scheitelabſtandes eingetheilt, und dieſer Eintheilung gemäſs beobachtet worden; der Unordnung, in welcher man ſie durch das ganze Werk zerſtreut antrifft, hilft das angehängte Regiſter ab, wo die Zonen nach der Ordnung der zunächſt aufeinander folgenden Scheitelabſtände, und nach der beyläufigen geraden Aufſteigung in Zeit, an einander gereiht, und die Seiten im Buche, wo jede Zone zu finden iſt, nachgewieſen ſind; bey genauerer Reviſion zeigten ſich indeſs mehrere Lücken in der Folge der Zonen, die noch ausgefüllt werden ſollen. Einige dieſer Zonen, nämlich die Originalbeobachtungen der meiſten nördlichen Sterne, ſind bereits in den *Memoires pour* 1789 *et* 1790 abgedruckt, und in gegenwärtiger Sammlung, von der ſie einen weſent-

wesentlichen Theil ausmachen, nicht aufs neue wiederholt. Zwölftausend Sterne, deren Beobachtungen hier vorkommen, sind nach gerader Aufsteigung und Abweichung für das J. 1790 schon in verschiedenen Bänden der *Connaissance des tems pour l'an* V—XII. durch die Bemühungen der *Mad. Le Français*, Gattin des Astronomen, reducirt erschienen; die übrigen sollen es noch werden. Was die Schwierigkeit der Verfertigung dieses ausgedehnten Sterncatalogs vermehrte, ist auch dieses, dass der Beobachter in jeder heitern Nacht 1800 Toisen von seiner Wohnung bis zur Sternwarte der *Ecole militaire* zurückzulegen hatte. Die Breite der letztern, auf welche sich alle beobachteten Zenitabstände beziehen, und welche daher genau bekannt seyn muss, wird S. 1. zu 48° 51′ 7″ und 52″ nördlicher, als die Breite der Nationalsternwarte angegeben; dieses setzt die Breite der Nationalsternwarte 48° 50′ 15″ voraus; allein, da die neuesten äusserst vervielfältigten und bis auf den zehnten Theil einer Secunde unter sich einstimmenden Beobachtungen von *Mechain* und *Delambre* über die Breite des *Pantheon* in Paris gezeigt haben, dass die Breite der Nationalsternwarte nur 48° 50′ 14″ ist, so muss auch für die Breite der *Ecole militaire* eine Secunde weniger, als oben, genommen werden. Was man bey dieser ganzen sonst so schätzbaren Sammlung etwa vermissen möchte, ist, dass beynahe alle Sterne nur einmal beobachtet sind; *Le Français* und *Burckhardt* haben indess bereits den Anfang gemacht, die Beobachtungen in den verschiedenen Zonen, zumal der Zodiakalsterne, zu wiederholen. Nur dann wird man sich derselben mit einem hinreichenden und für den gegenwärtigen Zustand der Astronomie erfoderlichen Grade von Sicherheit bedienen können; überhaupt wird man zu diesem Endzwecke vorerst die Sammlung von Fundamentalsternen abwarten müssen, die den übrigen zur Vergleichung dienen, und meistens mehrmalen beobachtet sind; der Herausgeber verspricht, die Resultate von mehreren tausend Meridianhöhen und Durchgängen solcher Hauptsterne nachfolgen zu lassen; auch gehören schon zu denselben die 600 meist nach *Le Français* Beobachtungen angesetzten Sterne des jährliche Catalogs in der *Conn. d. tems pour l'an* XI. und XII. Bey Wiederholung der Zonen wird ohne Zweifel auch das neue erst 1798 auf der Kriegsschule aufgestellte Mittagsfernrohr von *Lenoir* mit Nutzen gebraucht werden. In Erwartung der weitern Vollendung dieser Arbeit, und einstweilen zufrieden mit dem, was der Herausgeber schon gegeben hat, wird der praktische Astronom künftig noch öfters zu einem Verzeichnisse zurückkehren, das durch den Reichthum von Sternen, besonders der kleinern noch so wenig beobachteten, die es enthält, eine beträchtliche Lücke ausfüllt, und z. B. um den Ort der Kometen zu bestimmen, die eigene Bewegung, Veränderung, Verschwindung mancher Fixsterne zu beurtheilen, ja selbst um neue noch nicht gekannte Planeten aufzufinden, in mancherley Betracht wichtig und brauchbar werden kann. *Bode* hat bereits sehr viele Sterne dieses Verzeichnisses, die ihm der Herausgeber vorläufig mitgetheilt hatte, in seine neuen prächtigen Karten eingetragen. Gelegentlich sind auch Sterne von auffallender Farbe (*etoiles rouges*) Doppelsterne, u. s. w. bemerkt, und häufig die Stellen angezeigt, wo der Himmel entweder sehr reich oder sehr arm an Sternen ist; hieraus ergeben sich Schlüsse über die verschiedenen Systeme von Sternschichten, und über die Lage unsers Systems unter denselben. Nach dem neuen hier gelieferten Catalog beträgt die Anzahl der mit bloßem Auge sichtbaren Fixsterne, d. h. der Sterne bis zur 6ten Grösse, gegen 6000; der Brittische Catalog enthielt noch keine 3000, und es fehlten darin selbst mehrere von der 5ten Grösse. Die hier gemusterte Strecke zwischen dem Nordpole und dem Wendekreis des Steinbocks fasst sieben Zehentheile der ganzen gestirnten Himmelsfläche; aus der Anzahl der Sterne in dieser Strecke, welche nach der Eintheilung in Zonen von zwey zu zwey Graden gefunden worden, folgert der Herausgeber, dass, wenn die Fäden nicht erleuchtet würden, auch andere Hindernisse, die Helligkeit des Monds, Dünste des Klima, wegfielen, ein Fernrohr von 2½ Zoll Oeffnung auf der ganzen Himmelsfläche wohl 180,000 und ein Herschelsches Teleskop von 45 Zoll Oeffnung bey 80 oder gar 100 Millionen Sterne zeigen dürfte. — II. *Fixsternbeobachtungen von Jos. Lepaute Dagelet* (S. oben) vom 18ten Febr. bis 25ten Sept. 1783, mit ebendemsf. Mauerquadranten auf der Kriegsschule angestellt. Sie gehen von S. 481—556. Spätere Beobachtungen der Fixsterne von *Dagelet* stehen schon in den *Memoires pour* 1789 *et* 1790, nebst andern Beobachtungen von ihm in den *Mém.* 1784. 1785. 1786. *Dagelet* war ein fleissiger Astronom; er beobachtete einst 500 Sterne in einer Nacht, und zwar an drey Fäden, und nach der gedoppelten Eintheilung in 90 und 96 Grade; nach beiden Eintheilungen sind auch die Zenitabstände bey den hier gedruckten Beobachtungen, und die Durchgänge durch den Mittag meistentheils an drey Fäden, angesetzt. III. *Astronomische Beobachtungen, in den Jahren* 1791 bis 1798. *zu Toulouse angestellt von Ant. Darquier.* S. 395—462. Diese vortreffliche Sammlung der neuesten Beobachtungen von *Darquier* ist als die sechste Fortsetzung derjenigen anzusehen, welche dieser geschickte Astronom, der einen grossen Theil seines Privatvermögens auf Sternkunde verwandte, in den J. 1777 und 1782 zu Toulouse, und nachher in den *Memoires* der dortigen Akademie bekannt gemacht hat. Man findet hier unter anderen gegen 400 Mondsbeobachtungen, mit *Mason's* Tafeln verglichen, nach welchen die Epochen der mittlern Länge um 24″ zu vermindern sind; sie sind von den Astronomen, welche sich neuerdings mit Verbesserung der Mondstheorie beschäftigt haben, noch nicht untersucht. Ausserdem eine schöne Anzahl von Planetenbeobachtungen, und deren Vergleichung mit den neuesten Tafeln, Oppositionen der Planeten, Finsternisse der Sonne, des Monds, der Fixsterne, der Jupiterstrabanten, u. s. w. Bey jeder Beobachtung ist zugleich

Pen-

Pendelzeit, wahre und mittlere Zeit angegeben. Der beobachteten geraden Aufsteigung und Abweichung ist jedesmal die daraus berechnete Länge und Breite zur Seite gestellt, sammt dem Fehler der Tafeln; den Mondsbeobachtungen ist noch der Höhenhalbmesser und die Höhenparallaxe des Monds zugegeben. — Der Herausgeber, der nun 50 Jahre mit rastlosem Eifer blofs für die Sterne gelebt hat, fühlt in seinem 63 Jahre sich noch so rüstig, dafs er, wenn seine physischen und moralischen Kräfte ferner anhalten sollten, nicht nur einen zweyten Band, wozu er schon die Materialien gesammelt hat, sondern selbst einen dritten Band dieser *Histoire celeste* verspricht. Der Himmel seye ihm gnädig, um dieses Versprechen zu erfüllen!

GRIECHISCHE LITERATUR.

Hildesheim, b. Gerstenberg: *Sophoclis Trachiniae ex recensione Brunckii.* Varietate lectionis et commentario adiecto in usum tironum illustravit *Henr. Ludov. Julius Billerbeck*, Gymnasii Andreani Rector Doctorque Philosophiae. 1801. XII. u. 93 S. kl. 8.

Ebendaselbst: *In Sophoclis Trachinias commentarius* conscriptus ab *H. L. J. Billerbeck*, etc. 1801. 368 S. kl. 8.

Ein vorzügliches Hindernifs, das der Erwerbung einer genauen Kenntnifs der griechischen Sprache im Wege steht, dürfte wohl darin zu suchen seyn, dafs so oft jungen Leuten noch gröfstentheils verdorbene Schriften der Alten, ohne eine richtige Anleitung in die Hände gegeben werden. Sie gewöhnen sich dadurch, manches für Griechisch zu halten, was offenbar Fehler der Abschreiber ist, und lernen jede Schwierigkeit durch erkünstelte Constructionen und unerhörte Ellipsen heben, anstatt dafs sie das ächte von dem unächten, das Griechische von dem Barbarischen unterscheiden lernen sollten. In dieser Rücksicht unternahm Hr. *B.* eine sehr verdienstliche Arbeit, wenn er durch eine sorgfältige Erklärung der Trachinierinnen eine Anleitung zur Lectüre des Sophocles zu geben bemüht war. Beide vorliegende Schriften sind einzeln zu haben, die erste enthält nebst der Dedication an Heyne, und der Vorrede, an deren Ende Hr. B. es beklagt, Höpfners Ausgabe erst während des Drucks kennen gelernt zu haben, den Brunckischen Text mit darunter gesetzten Varianten; die zweyte blofs den Commentar. In diesem hat Hr. *B.* mit vielem Fleifs bey jedem Verse alles, was zur Erläuterung sowohl der Sprache als der Alterthümer ihm dienlich schien, beygebracht: vorzüglich auch findet man häufige Anführungen ähnlicher Stellen, und zwar weit häufiger aus den römischen als aus den griechischen Schriftstellern. Im Ganzen aber scheint der Vf. nicht ganz darüber mit sich einig gewesen zu seyn, für welche Classe von Lesern er seine Arbeit einrichten sollte. So ist es befremdend, neben Versuchen die Lesart zu berichtigen, die *tempora* oft der gewöhnlichsten Zeitwörter angegeben zu sehen. Ueberhaupt aber dürfte vieles zu weitläuftig für junge Leser seyn, denen man immer nur das unentbehrliche geben mufs, weil sie ohnedem gern schnell vorwärts eilen. Was übrigens den innern Werth der Anmerkungen betrifft, so wird man darin viel richtiges, wenig hervorstechendes, und manches irrige finden. Es ist eine lobenswerthe Gewohnheit des Vf., die poetischen, oder dunklern Phrasen durch prosaische oder deutlichere zu erklären, und es kann dadurch die Kenntnifs der griechischen Sprache ungemein befördert werden; nur mufs man dabey auch auf die Richtigkeit der substituirten Redensarten sehen. So umschreibt gleich den 2ten Vers Hr. *B.* auf diese Weise: ἡμᾶς ἂν ἐκμανθάνειν δύνασθαι ἄτ' εἰ αἰῶν (sollte heifsen ὁ αἰῶν) τινι βροτῶν χρησός, ἄτ' εἰ κακὸς εἴη (sollte heifsen ἐσί). Auch in der Erklärung des Sinns hat Hr. *B.* oft gefehlt: z. B. V. 18. *Poeta voces Ζηνὸς Ἀλκμήνας τε παῖς adjiciendo belle subtiliterque Deianirae vanitatis studium inter feminas commune prodit.* An Eitelkeit ist hier nicht zu denken: eher könnte dieser Vers für einen Beweis von Liebe gelten. V. 56. construirt Hr. *B.* ὕπερ ἐλπὶς ἔπεσκεν (diefs erklärt er ganz falsch durch *ostendere*) εἰ νέμοι τιν' ὥραν τᾷ καλῷ; πράσσειν (i. e. τῆς εὐπραξίας) τὸ πατρός. Allein diefs müfste heifsen τὸν πατέρα. Sophocles schrieb wohl, εἰ πατρὸς νέμοι τιν' ὥραν, ἃ καλῶς πράσσειν δοκῶν. V. 102. ὦ κρατίστευον κατ' ὄμμα, *qui oculorum acie praestas*, wie Brunck, der in seiner Uebersetzung an unzähligen Stellen den Sinn des Sophocles verfehlt hat. In der poetischen Sprache müfste hier κατὰ wegfallen, und blofs verstanden werden. Allein κατ' ὄμμα ist *interdiu*: s. *Eurip. Androm.* 1065. 1118. Bach. 469. — V. 358. will Hr. *B.* προνθέσιν für *praetendere* genommen wissen, ob er gleich die einzig richtige Erklärung des Hesychius, ἐάσας, *omittens*, anführt. Ohne Zweifel schrieb Sophocles: ὃ (alles was der Bote jetzt erzählt hat) νῦν παρώσας ἔτος, ἔμπαλιν λέγων, τῶν Εὐρύτᾳ τόνδ' εἵνεκ' ἐστόχασεν θρόνων. *Das läfst dieser weg, und führt einen andern Grund an, warum jener den Thron des Eurytus eingenommen habe.* Hierher gehört dieser Vers, dessen unauflösliche Schwierigkeit an der Stelle, wo er bisher stand, Hr. *B.* mit Stillschweigen übergeht. V. 553. λυτήριον λύπημα ἔχειν, soll heifsen *dolorem sanabilem habere.* Aber es bedurfte erst eines Beweises, dafs λυτήριον auch passiv vorkomme, woran Rec. sehr zweifelt, und überdiefs könnte dann auch der Artikel bey λύπημα nicht fehlen. Die von Hn. *B.* halb angeführte Erklärung des Schol. ᾧ δὲ τρόπῳ τῆς λύπης ἴαμα σχολῇ, ὑμῖν ἐρᾷ, enthält die deutliche Anzeige, dafs der Dichter schrieb, ᾧ δ' ἔχω λυτήριον λυπημάτων, ὑμῖν φράσω. — Wer versteht eine Erklärung wie diese, τῶν πατρῴων σόλων μία ἅσα zu V. 562? Hier schlägt Hr. *B.* noch vor, τὰς σόλας πατρῴας νίκα — ἐστόμην, ohne zu bedenken, dafs ἔπεσθαι nicht den Accusativ regiert; ferner ὑσάτην statt ἡνίκα. Ebendaselbst heifst ihm εἰνὶς *concubina pro uxor.* Hier hätte er doch wohl lieber ein Lexicon nachsehen, als eine

eine neue Bedeutung aus dem Kopfe erfinden sollen. — V. 1203. „τὸν εἶπας, *scil.* λόγον." Wo hat Hr. B. je diese Redensart mit dieser Ellipse gefunden? Der Dichter schrieb τί μ' εἶπας; s. V. 1206. — Bey schwierigen Stellen, dergleichen es in den Trachinierinnen sehr viele giebt, fehlt es zwar Hn. B. nicht an Erklärungen, allein diese sind nur nicht immer leicht mit dem Texte zu vereinigen: z. B. V. 841. wo Hr. B. nach τλάμων ein Comma setzt, und es nach βλάβαν wegstreicht, und verbindet προσορῶσα — βλάβαν — τῶν (dies findet er in dem ὧν zu Anfang) — γάμων: *metu, quod pellicem periculosam adductam videbat, perturbata nimiumque anxia de Herculis amore conciliando, Nessi dolum non animadvertit.* Ἄδικον erklärt er *subitam.* Sophocles schrieb wohl (s. die *Aldina*) ἐν ἃδ' ἃ τλάμων ἄσκνος, μεγάλαν προσορῶσα δόμοισι βλάβαν νέων αἰτσόντων γάμων, ἃ μὲν ἔτι προσέβλε, τάδ' ἀπ' ἀλλοδρᾶ γυμνὰς μολόντ' (*scil.* ἐστὶν) ὀλεθρίαις ξυναλλαγαῖς: *a quibus (Nessi telis) misera nihil metuens, quum magnum damnum praevideret, novo impendente connubio, quae non exspectaverat, ea alienis consiliis evenerunt funesto cum casu.* V. 660. ff. wagt es Hr. B., diese höchst verdorbene Stelle nach Anleitung des Schol. zu erklären, die durchaus keinen Sinn giebt, wenn sie nicht verbessert wird. Es wäre daher zu wünschen, dafs Hr. B. an solchen Stellen entweder mit gehöriger Vorsicht Verbesserungen versucht, oder die Gründe, warum die Stelle für verdorben zu achten sey, beygebracht hätte. Das letzte würde den grofsen Nutzen haben, junge Leser vor allzugewagten Erklärungen zu warnen, deren Folge nichts als unrichtige Begriffe von der Möglichkeit zu construiren sind. Die Verbesserungen, welche Hr. B. hier und da vorschlägt, dürften wohl selten auf Beyfall Anspruch machen können, wie, aufser einigen bereits angeführten, ἔκτα — Ἴφιτον βίαν, *scil.* πρὸς βίαν. Hätte dies der Dichter gewollt: so hätte er gesagt βίᾳ. Πρὸς kann nicht ausgelassen werden. V. 614. ὁ κεῖνος εὐμαθὴς σφραγῖδος ἔρπει τῷδ' ἐπὸν μαθήσεται statt ἐπ' ὄμμα θήσεται, liefse sich hören, nur wäre dann εὐμαθὴς höchst überflüssig und matt. Es bedarf wohl keiner Veränderung. Εὐμαθὴς scheint active genommen, und mit ὄμμα verbunden, den Accusativ ὃ zu regieren, nach einer den Dichtern gewöhnlichen Construction: der Sinn also wäre: ἐπιθήσεται ὄμμα εὐμαθὴς τᾷ σήματος. Eben so könnte allerdings Hn. B's. Conjectur V. 30. διαδεγμάτων πόνας statt haben, wenn nicht auch die gewöhnliche Lesart einen vollkommen guten Sinn gäbe. — Die gewöhnliche Ordnung der Verse 88 bis 91. welche Brunck verändert hat, glaubte Rec. schon längst dadurch vertheidigen zu können, dafs εἶτα statt ἐξ gelesen würde, und er hat daher mit Vergnügen bemerkt, dafs auch Hr. B. auf diese Verbesserung gefallen ist, der noch mit Brunck ἀλλ' statt νῦν δ' liest, welches allerdings sehr angemessen ist, obgleich auch νῦν δ' vertheidigt werden kann. Auch die Brunckische Versetzung und Veränderung in den vorhergehenden Versen dürfte unnöthig seyn, wenn man läse κενὸν βίον σώσαντες.

Zuletzt hat Hr. B. noch eine kurze ästhetische Beurtheilung der Trachinierinnen und des Herc. Oetaeus von Seneca angehängt. Diese ist zu kurz und zu wenig eingreifend, um den eigentlichen tragischen Werth beider Stücke zu charakterisiren. Manches ästhetische ist auch hier und da in den Noten eingestreut, doch mehr beschränkt sich Hr. B. darauf, sein subjectives Gefühl anzudeuten, als die Schönheiten selbst zu entwickeln. Dies aber sollte vorzüglich geschehen seyn, wenn Hr. B. auf den Geschmack junger Leute Einflufs haben wollte. Uebrigens läfst bisweilen auch der Stil des Vf. noch etwas zu wünschen übrig. So z. B. setzt er, wie es leider jetzt gewöhnlich ist, *quoque* immer vor das Wort, dem es nachstehen sollte. Hier und da kommt auch eine geschmacklose Wendung mit vor. Zum Beleg mag folgende Stelle aus der Vorrede dienen: *Debet quoque haec fabula nobis esse carior, cum propter orationis splendorem, ac multa praeclara lumina, tum vero, quod ipse Cicero 2. libr. Tusc. quaest. quaedam ex ea in Romanam linguam convertit, quae juvenibus illustre exemplum esse possunt, ex quo discant, quam in vertendo formam probarit Romanorum ille Consul.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Gotha*, b. Ettinger: *Die grofse Thüringische Flachs-Hechel*; oder Unterricht, den Flachs mit solchem Nutzen zu hecheln, dafs dadurch nicht nur mehr, sondern auch besserer Flachs, als auf die gewöhnliche Art gewonnen wird. Nebst einer Abbildung dieser Hechel und des dazu gehörigen Gestelles. 1800. 32 S. 8. (4 gr.) Erfindung und Empfehlung dieser Hechel ist Verdienst: sie werde, was sie bis jetzt noch nicht war, die *grofse Thüringische Flachs-Hechel*: denn nur für Thüringen ist sie neu; anderwärts wo der Flachsbau ins Grofse geht, ist der Gebrauch grofser eiserner Hecheln zu erheblichem Gewinn der Seiler bekannt. Die bey diesen gewöhnliche Hechel kommt der hier vorgezeichneten sehr nahe, wenn sie auch nicht so gar hohe Zähne (Zinken) führt. Zum Unterricht auf dieser Thüringischen Hechel wird der beste Lehrer ein Seilermeister, und ein starker Mann der passendste Arbeiter seyn. Bey dem hier ertheilten Unterrichte sind wenigstens Vor- und Nachrede sehr langweilig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Januar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, in d. Becker. Buchh.: *Monatliche Correſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde;* herausgegeben vom *Freyherrn von Zach*, II. S. Oberſtlieut. und Direct. der Sternwarte Seeberg. I. II. III. IV. Band. 1800, 1801. gr. 8. Jeder in 6 Heften mit vollſt. Sachen- und Namenregiſter. (Jeder Jahrg. 5 Rthlr.)

Bekanntlich entſtand dieſe Zeitſchrift dadurch, daſs Hr. *von Zach* zu Ende des Jahrs 1799 von der Redaction der *Allg. Geogr. Ephem.* abging, deren beſtimmteres Fachwerk ihm dieſelbe erſchwerte. Bey dem Plane der *monatlichen Correſpondenz* hingegen iſt alles für Herausgeber und Mitarbeiter weit freyer. Es wechſeln hier Artikel aller Art, ſo wie ſie einlaufen, mit einander ab: Originalabhandlungen, Auszüge aus gröſsern, beſonders ausländiſchen Werken; Biographien; geographiſche Ortsbeſtimmungen; Beſchreibungen von Inſtrumenten; Recenſionen und Reviſionen von Büchern und Karten; vermiſchte aſtronomiſche Beobachtungen und Nachrichten aus Briefen u. ſ. w. Unſtreitig hat auch das Publicum Urſache, mit dieſer Einrichtung vollkommen zufrieden zu ſeyn; nur eine Beſorgniſs entſtand dadurch, daſs, da auch die allg. geogr. Ephem. von den Hn. *Gaſpari* und *Bertuch* ununterbrochen fortgeſetzt wurden, leicht der Fall hätte eintreten können, daſs in beiden Zeitſchriften einerley Gegenſtand dem Publicum wäre vorgelegt worden. — Allein nach einer nun zweyjährigen Erfahrung iſt, ſo viel wir bemerkt haben, dieſer Fall nie vorgekommen, höchſtens etwa einzelne Stellen bey Auszügen aus Schriften ausgenommen. Da nun auch die allg. geogr. Ephemeriden ihrem neuern Plane pünktlichſt treu bleiben: ſo genieſst dieſes Fach der Wiſſenſchaften wirklich ein Glück, das wenigen andern in dieſem Maaſse zu Theil wird; denn es dürfte, wenn man zumal noch die aſtronomiſchen Jahrbücher von *Bode* u. a. dazu nimmt, nun ſchwerlich noch etwas Erhebliches dafür aufzufinden ſeyn; weshalb wir auch beiden eine recht lange Dauer und immer thätigere Unterſtützung von Seiten des Publicums wünſchen. Die *monatliche Correſpondenz* muſs übrigens aus einem doppelten Geſichtspunkt betrachtet werden: einmal als *Journal* zur angenehmen und unterrichtenden Lectüre für das gröſsere gebildete Publicum, wozu ſich vornämlich die biographiſchen Nachrichten, das Reiſediarium des Herausg., die Auszüge aus den Reiſebeſchreibungen und Briefen, qualificiren; und dann — als *Depot* für den wiſſenſchaftlichen Bearbeiter, wohin wir die Menge von aſtronomiſchen Beobachtungen, die geographiſchen Ortsbeſtimmungen, die analytiſchen Rechnungsformeln, die literariſchen und kritiſchen Bemerkungen über Karten, und überhaupt den gröſsten Theil der Originalabhandlungen rechnen. In dieſer letztern Rückſicht ſollte billig dieſe Schrift auf jeder öffentlichen Bibliothek zum beſtändigen Nachſchlagen anzutreffen ſeyn. Da der Reichthum des Inhalts viel zu groſs iſt, als daſs wir unſern Leſern von allem Wiſſenswürdigen ſo viel mittheilen könnten, als ihnen vielleicht erwünſcht wäre: ſo müſſen wir uns bloſs auf dasjenige beſchränken, was, dem Plane der A. L. Z. gemäſs, hier nicht fehlen darf, und dieſs können wir auch um ſo viel eher, da bereits die Rubriken der einzelnen Artikel ſchon aus den Intelligenzblättern bekannt ſind. — Wir bemerken zuerſt in Abſicht der biographiſchen Nachrichten, daſs ſich dieſe bloſs auf lebende Mitarbeiter, und dazu auf ſolche beziehen, deren Porträte zugleich vor dieſen Heften ſtehen. Sie ſind als wahre *Elogia* anzuſehen, und mit einer ſolchen intereſſanten Zuſammenſtellung der Umſtände abgefaſst, daſs man den Gelehrten gleichſam vor ſeinen Augen entſtehen ſieht. Der erſte iſt der ruſs. kaiſ. wirkliche geheime Staatsrath und kaiſerl. Aſtronom, Hr. *Steph. v. Rumovski.* Er iſt der erſte geborne Ruſſe, der ſich in einem Fache berühmt gemacht hat, in welchem er bey ſeiner Nation keine Vorgänger und bis jetzt nur wenig Nachfolger hatte. Er ward den 29. Oct. 1734 im Wlodimirſchen geboren. Seine erſten Studien machte er im Kloſter von Alex. Newski nahe bey St. Petersburg. 1748 wurde er auf Koſten der Regierung unter die Studenten der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen. Als er 1753 an dem durch ſeinen elektriſchen Unſtern ſo merkwürdig gewordenen *Richmann* ſeinen einzigen Lehrer in der Mathematik verlor, ernannte ihn die Akademie zu ihrem Adjunctus, und ſchickte ihn 1754 nach Berlin zu *Euler*, wo er 2 Jahre blieb, und alsdann das mathematiſche Lehramt bey den Studenten der Akademie erhielt. Bey dieſer Gelegenheit ſchrieb er 1760 ein vortreffliches Lehrbuch der Mathematik in ruſſiſcher Sprache, und erwarb ſich dadurch das Verdienſt von Wolf's Auszuge um ſeine Nation. Um eben die Zeit verlangte ihn der berühmte kaiſ. Aſtronom *Griſchow* zu ſeinem Adjunct. 1761 wurde er nach Nertſchinsky in Sibirien geſchickt, um den Vorübergang der Venus vor der Sonne zu beobachten. Seine Berichte und Berechnungen wurden mit ſo viel Beyfall aufgenommen, daſs er 1763 zum kaiſ. Aſtro-

Aſtronom der Akademie ernannt wurde. Hier machte er ſich ſehr um die durch einen Brand in Verfall gerathene Sternwarte verdient, die er in einen ſo guten Stand ſetzte, als es ihm möglich war. Bey der von *Katharina* II. vorgenommenen Reform der Akademie, wurde R. zum Mitglied der dazu errichteten Commiſſion ernannt, und bald darauf die vaterländiſche Geographie das Berufsgeſchäft deſſelben. 1769 ſchickte ihn die Akademie nach Kola zur Beobachtung des abermaligen Vorübergangs der Venus, wovon er die Reſultate in eignen Schriften bekannt machte. Nach ſeiner Zurückkunft erhielt er die Direction des Studienweſens einer neuerrichteten Erziehungsanſtalt junger Griechen. Er beſorgte daneben den ruſſiſchen Kalender auf 30 Jahre lang; überſetzte *Eulers* Briefe an eine deutſche Prinzeſſin ins Ruſſiſche u. a. m. Die Berichtserſtattungen etc. in den Domaſchneffiſchen Streitigkeiten haben ihm viel Zeit geraubt, nach deren Beendigung aber er doch bald den Wiſſenſchaften wieder gegeben wurde. Als die ruſſiſche Admiralität auf kaiſ. Befehl Officiere der Marine nach dem weiſsen und Eismeere ausſchickte, um nautiſche und geographiſche Beobachtungen anzuſtellen, erhielten ſie den ganzen Winter 1798 und Sommer 1799 von R. aſtronomiſchen Unterricht. Der Kupferſtich vor dem Märzheft 1800 iſt nach einem von ihm ſelbſt überſchickten, wohlgetroffenen Bildniſs gemacht. 2) Der Aſtronom und Adjunct der Wiener Sternwarte Hr. *J. Tob. Bürg*, geboren zu Wien den 24. Dec. 1766. Seine Studien fielen in die Zeiten der v. *Swietenſchen* Lehrreformen, welches für B. die glücklichſten Folgen hatte, ſo wie er an v. Sw. ſelbſt den eifrigſten Beförderer fand, der ihm auch zum Studium der Aſtronomie rieth, und ihm frühzeitig die Erlaubniſs verſchaffte, ſich unter Triesneckers Anleitung mit den Inſtrumenten der Sternwarte zu üben. 1791 erhielt er zwar das phyſiſche Lehramt am Lyceum zu Klagenfurt, kam aber ſchon im folgenden Jahre nach Hell's Tode als Adjunct auf die Wiener Sternwarte, und nahm von 1795 an Theil an Berechnung der daſigen Ephemeriden, worin die ſprechendſten Beweiſe ſeiner theoretiſch praktiſchen Kenntniſſe der Aſtronomie vorhanden ſind. Als 1798 das Pariſer Nationalinſtitut die Preisfrage über die Beſtimmung der Epochen der mittlern Länge des Apogeum und aufſteigenden Knotens der Mondbahn, aus wenigſtens 500 der beſten Beobachtungen, ausſtellte, beantwortete er dieſelbe auf eine ſolche Art, daſs er bey weitem mehr leiſtete, als die Frage fod'erte, und da auch *Bouvard* die Frage genügend beantwortet hatte: ſo machte das Inſtitut die bis jetzt einzige Ausnahme, jedem Vf. den ganzen Preis von 1 Kilogr. (260 Ducaten) zukommen zu laſſen. Da vom Inhalte dieſer Schrift bisher noch faſt gar nichts bekannt gemacht worden iſt: ſo iſt es mit groſsem Danke zu erkennen, daſs der Herausg. eine Menge ächter Nachrichten daraus hier mitgetheilt hat. *Bürg* arbeitet noch immer fort an der Politur der Mondbahn-Elemente. Auf ſolche Art, ſagt der Herausg. und wenn man dabey ferner die Genauigkeit in Erwägung zieht, mit welcher man jetzt mittelſt Hadleyiſcher Spiegelſextanten Mondsabſtände miſst, iſt das ſo berühmte *Problem der Meereslänge* ſo gut als vollkommen aufgelöſst. — Wenn Rec. nicht irrt: ſo iſt noch ein Theil des in England darauf geſetzten Preiſes zu vertheilen; — hätte der verdienſtvolle *Bürg* hierauf nicht eben ſo gut Anſpruch, als vormals *Mayers* Erben? — 3) *P. Fr. André Mechain* Aſtronom der National Sternwarte etc. geb. zu Laon d. 16. Aug. 1744. Seinen erſten Unterricht erhielt er von den Jeſuiten. Wegen ſeiner frühen Auszeichnung gab man ihm beſondere Anweiſung in mathematiſchen mechaniſchen Wiſſenſchaften. Sein Vater war Baumeiſter, und im 19. Jahre konnte der junge M. ſchon Riſſe zu namhaften Gebäuden entwerfen, und die Ausführung leiten. Späterhin kam er in die *Ecole des Ponts et Chauſſées* nach Paris, von wo er aber durch das Mifsgeſchick ſeiner Aeltern vor der Zeit wieder abgehen muſste. Durch den Verkauf eines Quadranten, wodurch er ſeinen Vater aus der dringendſten Verlegenheit zu reiſsen bemüht war, lernte ihn *Lalande* kennen, und dieſer verſchaffte ihm 1772 die Stelle eines *Aſtronome hydrographe* beym Land- und See-Cadetten-Archiv, die er ein paarmal durch widrige Zufalle verlor, aber am Ende ehrenvoll wieder erhielt. Hier fand er Gelegenheit, unendlich viel für die Verbeſſerung der See- und Küſtenkarten zu thun. Auch viele aſtronomiſche Beobachtungen und Berechnungen von ihm, ſind ſchon aus jenen Zeiten. Eine 1782 gekrönte Preisſchrift, daſs der Komet von 1532 von dem 1661 verſchieden ſey, bahnte ihm den Weg zur Akademie, worin er in dieſem Jahre als *Aſſocié ord.* aufgenommen wurde. Seit 1781 hat er 11 Kometen entdekt und 24 neue Kometenbahnen nach verſchiedenen Methoden berechnet. An der groſsen Militärkarte von Deutſchland und Oberitalien, die der *Duc d'Ayen* 1780 unternahm, hat er das meiſte, und ganz unentgeldlich, gethan. Von der *Connoiſſ. des tems* gab er die 7 Bände von 1788 bis 94 heraus. Bey der 1784 von der engliſchen Regierung veranſtalteten trigonometriſchen Verbindung der Greenwicher und Pariſer Sternwarte war M. einer der hierzu ernannten Commiſſarien. 1791 wurde ihm die Meſſung des Meridianbogens zwiſchen Dünkirchen und Barcelona mit zu Theil. Er übernahm den ſüdlichen, und de *Lambre* den nördlichen Theil. Nicht ohne theilnehmende Rührung lieſt man die Trübſeligkeiten und Gefahren, die den verdienſtvollen Mann mehrmals an den Rand des Grabes brachten. Noch jetzt iſt ihm bey ſeiner ſchwächlichen Geſundheit die Aufſicht über die Nationalſternwarte zu Paris übertragen, wo er auch wohnt, und mit zweckmäſsiger Einrichtung derſelben beſchäftigt iſt, wovon ein eigner in der monatlichen Correſpondenz vorkommender Artikel die Beweiſe liefert. 4) Der Ritter *Paul von Löwenörn*, den 11. Aug. 1751 zu Kopenhagen geboren. Er wurde ſchon ſehr jung, aber aus Neigung, zum Seedienſt beſtimmt. Im 15. Jahre machte er ſeine erſte Seecampagne und 1770 verſchaffte ihm ſein Eifer die Stelle eines zweyten Schiffs-

lieu-

lieutenant. Die Theorie seines Metiers erwarb er sich mehr durch eigne Talente und Anstrengung, als durch fremden Unterricht. Beym Krieg zwischen England und Frankreich 1778 war es ausgemacht worden, dafs fremde Officiere zur Uebung auf den Flotten Dienste nehmen könnten und von L. wählte die französischen. 1781 wurde er in sein Vaterland abgerufen, um *Armand's* Längenuhren auf einer Seereise zu prüfen, wozu er sich durch theoretisch-praktischen Unterricht vom Justizrath *Bugge* vorbereitete. 1784 ward er Mitglied der kön. dänischen Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen, welcher er viele Denkschriften lieferte. In eben dem Jahre wurde er auch zum Director des schon längst von ihm vorgeschlagenen Seekartenarchivs ernannt, und in den folgenden Jahren ging er als Befehlshaber einer Expedition in See, um die Küste von Grönland zu untersuchen. Als er sich eines besondern Auftrags wegen nach St. Petersburg begeben mufste, erhielt er von der Kaiserin den Wlodimirorden; nach seiner Zurückkunft wurde er Schiffscapitain und Commandeur des kön. Wachtschiffes auf der Rhede von Kopenhagen. 1791 ging er nach Marocco zur Schliefsung eines Handelstractats, 1796 mufste er Sicherheitsanstalten an der Norwegischen Küste wegen des gelben Fiebers treffen; erhielt das Amt eines Oberlootsen, womit die Oberaufsicht über das gesammte Marine-Polizeywesen verbunden wurde; bald darauf ward er Commandeur-Capitain und noch im verwichenen Jahre 1800 hat er sich das ausgezeichnetste Verdienst um die Erdkunde dadurch erworben, dafs er die Errichtung einer *Commission der Meereslänge* in Coppenhagen veranlafste, wovon an einem andern Orte des Ausführlichere mitgetheilt worden ist. Noch neulich hat er die Spiegelsextanten zu nächtlichen Beobachtungen dadurch geschickt gemacht, dafs er *Nachtfernröhre* dabey anbrachte. Mit einem solchen in der Hand, ist er vor dem Januarhefte 1801 abgebildet. 5) Endlich Hr. *Joh. Carl Burkhardt*, den 30. Apr. 1773 zu Leipzig geb. Ein Zögling *Hindenburgs* und späterhin des *Herausgebers* selbst, der beiden unendliche Ehre macht. Seinen ersten Unterricht genofs er, so wie *Bürg* und *Mechain*, bey sehr eingeschränkten Mitteln, zeigte aber gleich früh einen grofsen Hang zur Lectüre; sonst war vornämlich das *Rechnen* seine Lieblingsbeschäftigung, welches bald in feurige Liebe zur Mathematik überhaupt und namentlich zur Astronomie überging. Im Febr. 1796 war er so glücklich auf *Hindenburgs* Empfehlung die Seeberger Sternwarte zu beziehen. Daselbst zeigte er 22 Monate lang eine beyspiellose Thätigkeit und grofse Geschicklichkeit in Handhabung der Instrumente. Vorzüglichen Antheil nahm er an Verfertigung des grofsen *Zachischen* Sternverzeichnisses, wo die Beobachtungen unzählig sind, die er, selbst mit Gefahr seiner Gesundheit, deshalb angestellt hat. In der Mitte des Dec. 1797 kam er nach Paris, wo er von *Lalande* so freundschaftlich aufgenommen wurde, dafs er ihn als ein Glied seiner Familie ansah, und ihn nur seinen zweyten Neveu nannte. Noch bis diese Stunde ist er unermüdet beschäftigt, die *Mon. Correspondenz* mit seinen interessanten und wichtigen Aufsätzen zu bereichern, wodurch er fast allein im Stande wäre, dieses Journal zu einer Sammlung der nützlichsten und lehrreichsten Artikel zu machen, die nicht blofs einen ephemerischen, sondern für die Eingeweihten einen ewig bleibenden Werth haben. Seine Aufnahme zum Adjunct des Längen-Büreau ward sehr erschwert; er erhielt sie aber doch am 20. Dec. 1799, nachdem er zuvor das französische Bürgerrecht erhalten hatte. Was für glänzende Verdienste er sich durch seine Preisschrift über den Kometen von 1770 erworben hat, mufs man so wie viel anderes Interessantes in mehreren Heften selbst nachlesen.

Zu den Artikeln, welche in der monatlichen Correspondenz beiden von den oben bemerkten Rücksichten zugleich Genüge thun, gehört vorzüglich des *Herausgebers astronomisches Tagebuch* von einer Reise nach *Celle*, *Bremen* und *Lilienthal* im Sept. 1800, welches durch sehr viele Hefte fortläuft, und wovon zu wünschen wäre, dafs in jedem etwas daraus vorkäme. Man weifs, dafs der Herausg. bisher in jedem Jahre eine solche Reise zu machen pflegte. Aufser seinem gewöhnlichen Apparat hatte er diesmal noch eine eben erhaltene *Reise-Pendeluhr* mitgenommen, die nach seinem Vorschlage vom geheimen Finanzsecretär *Seyffert* in Dresden verfertigt worden war, und die nach wirklich harten Proben ihrem Endzwecke vollkommen entsprach. Sie wird durch eine Feder mit Kette und Schnecke in Bewegung gesetzt, hat eine vom Verfertiger selbst erfundene freye Hemmung, und schlägt die ganze Secunde so ohne merklichen Nachfall, wie bey einem *Grahamischen* Anker, ein. Was über diese vortheilhafte Uhr, so wie über Chronometer, künstliche Horizonte und Hadleysche Sextanten lehrreiches gesagt wird, findet wieder hier nicht Raum. Vom letztern bemerken wir nur, dafs es nicht vortheilhaft ist, viele Sonnenbeobachtungen in einem fort, mit demselben anzustellen, indem nicht allein die Theilung durch die anhaltende Hitze ungleich gemacht, sondern auch der Arm des Beobachters auf eine dem Gebrauch nachtheilige Art ermüdet wird. Im folgenden Hefte wird die Privatsternwarte des Hn. O. A. Raths von *Ende* sehr instructiv beschrieben, und gelegentlich etwas über die so wesentliche Abgleichung bey Chronometern beygebracht. Eben so die Sternwarte des Hn. Dr. *Olbers* in Bremen, die eine der bequemsten und zweckmäfsigsten ist. Hier theilt der Herausg. seine *neue Methode* mit: den Gang und Stand astronomischer Uhren ohne Mittagsfernrohr und andere feste Instrumente zu erforschen und zu berichtigen, wovon in der Folge noch mehr und besonders auch ein Aufsatz von *de Lambre* darüber vorkommt. Im Märzhefte 1801 findet man bey der Fortsetzung ein gutes Prüfungsmittel für ein vollkommen ebnes und paralleles Planglas, welches bey tragbaren Horizonten allen andern Einrichtungen, z. B. dem Oel oder Wasser mit Glasdächern, vorzuziehen ist. Zu sol-

chen

chen Bedeckungen schicken sich am besten die dünnen Blätter von Marienglas oder Fraueneis; so wie auch diese Blätter hernach nach einer Bemerkung des Oberfinanzr. v. *Bose*, als Dumpfgläser zu Beobachtung der Sonne weit besser als die gewöhnlichen dunkelrothen u. a. gefärbte Gläser zu gebrauchen waren, da sie das Auge nicht so wie jene angreifen. Auch wie undurchsichtige auf einer Seite plangeschliffene Gläser zu probieren sind; vortreffliche Bemerkungen über die Behandlung der tragbaren Horizonten. Im Aprilhefte bekommt der Herausg. Veranlassung, einen neuen künstlichen Horizont für den Gebrauch der Spiegelsextanten zu beschreiben. Es sind feste bemerkbare Punkte auf der Erde, deren Elevation über dem wahren Horizont bekannt ist, welche sich auf ähnliche Art wie der Seehorizont gebrauchen lassen. Auch eine Anwendung der neuen Methode von correspondirenden Sonnendistanzen zur Erfindung genauer Zeitbestimmungen. Im Mayheft kommt der Herausg. bey Hn. *Schröter* in Lilienthal an, und auf diese nämliche Zeit den 16. Sept. 1800 fällt auch die bestätigte Entdeckung der *Merkurs-Rotationsperiode*. 7 Tage nach der eingetretenen gröfsten westlichen Mercurdigression sah Schr. zum erstenmal an einem der gröfsten parallaktischen Instrumente im Felde eines 10füfsigen Dollonds recht unerwartet und auffallend, so wie er es vor 12 Jahren an der Venus beobachtet hatte, die *abgerundete Phase des südlichen Horns* dieses so schwer zu beobachtenden Planeten, und bestätigt dadurch dessen Axendrehung von 24 St. 5 M. 30 Sec. Hier folgt nun die Beschreibung vom Innern der Schröterischen Sternwarte, deren Pracht und Zweckmäfsigkeit selbst einen *Zach* — in Staunen setzte! und dennoch fehlt es bey solchem Reichthum Hn. Schr. noch an einem Chronometer und Mittagsfernrohr?

Aus den andern *Originalabhandlungen* gedenken wir hier vorzüglich einer *authentischen* Nachricht von einem zu Burgtonna bey Gotha gefundenen vollständigen Elephantengerippe. Schon 1696 wurde in jener Gegend ein solches Gerippe ausgegraben und in die Gothaische Kunstkammer gebracht. Das jetzige fand sich 50 Fufs weiter gegen Mittag und wurde eben so zufällig wie das erste, von den Arbeitern in den dasigen Sandhölen entdeckt, und auf Befehl des Herzogs sorgfältig ausgegraben. Das Ganze des Locals deutet auf eine völlige Abwesenheit von Meerproducten. Die beiden Gerippe fanden sich in einer Tiefe von 50 Fufs in der jetzigen Grube, wo sich der Mergel schon wieder dem dichtern Tuffstein zu nähern anfängt, und wahrscheinlich war das grofse Gewicht dieser Thiere die Ursache ihres so tiefen Versinkens. Das neuerliche Gerippe befand sich in einer sehr verdrückten Lage. Die Länge der Waffenzähne betrug fast 10 Fufs. Sie waren bis an die äufserste Spitze vollkommen erhalten, und die Masse hatte ganz die Structur des Elfenbeins, obgleich an der äufsern Rinde der Schmelz fehlte. Das Ganze war so weich, dafs man leicht mit dem Nagel Eindrücke machen konnte, und bey der mindesten unvorsichtigen Behandlung fielen Schalen ab, die auf ihren Ablösungen gröfsere und kleinere Dendriten zeigten. Das feine zellige Gewebe im Innern der Knochen fühlte sich fast immer etwas fettig an und die Zellen waren mit krystallinischen Kalkspath angefüllt. Die Hauptdiagonale des ganzen Gerippes betrug über 20 Fufs. Die Backenzähne waren wie beym asiatischen Elephanten in die Quere gefurcht. Der Vf. vermuthet, dafs diese Thiere bey einer der jüngsten Revolutionen unsers Erdbodens durch Landgewässer fortgeschwemmt und bey eintretender Ruhe vom Niederschlage des Wassers bedeckt worden wären. Dafs man manche Originale solcher fossilen Reste noch nicht gefunden habe, könne daher rühren, dafs einige Thierarten, welche die Gegenwart der Menschen geflohen, sich in ganz unbesuchte Gegenden zurückgezogen hätten, oder auch völlig ausgestorben wären: der sonst sehr sinnreichen und wohl begründeten *Blumenbachischen* Erklärung von einer präadamitischen Schöpfung, welcher diese Originale zugehört hätten, sey der Umstand nicht recht günstig, dafs bey diesen Thierresten auch solche gefunden werden, wovon die Originale noch jetzt vorhanden sind. — Hr. Pastor *Fritsch* in Quedlinburg theilt seine Gedanken über die *Sonnenatmosphäre* mit. Er denkt sich die Sonne als einen an sich dunkeln Körper mit einer Atmosphäre, die aber an sich auch nicht leuchtend ist, — umgeben. Diese ist vom Lichte, das im Weltraum gleichförmig verbreitet ist, durchbrechbar, und wird von derselben glänzend erleuchtet; da sie sich nun sehr nahe um die Sonne herum befindet, so scheint sie mit deren Oberfläche eins zu seyn, — daher der gelbe leuchtende Ueberzug der Sonne. Aus der Voraussetzung verschiedener Schichten und verschiedener Dichtheiten dieser Schichten, aus den partiellen Aufheiterungen derselben u. s. w. erklärt Hr. F. die verschiedenen Flecken und Fackeln der Sonne. Nach dieser Hypothese sollte man aber wohl erwarten, dafs auch die Planeten Licht haben müfsten, ohne dafs sie es noch von der Sonne zu erhalten brauchten. — Hr. Artill. Lieut. *Textor* giebt Nachricht von seiner Ost- und Westpreufsischen Landesvermessung. Die dabey erfoderlichen Beobachtungen sind mit ein. Spiegelsextanten und einem vom Herausg. ihm mitgetheilten Chronometer in äufserster Schärfe angestellt worden, und diese Arbeit ist um desto schätzbarer, da alles was an Karten von Preufsen vorhanden ist, gar keinen Werth hat. Die Messung der Grundlinien auf dem Eise zwischen Tolkemit und Kahlberg ist umständlich beschrieben. Diese Eisfläche war nicht völlig horizontal, sondern zeigte zuweilen eine Neigung von einem halben bis ganzen Grad.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Januar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, in d. Becker. Buchh.: *Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde;* herausgegeben vom *Freyherrn von Zach*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Hr. v. *Humboldt* hat Nachrichten aus Cumana in Südamerica eingesandt, die jetzt zum Theil schon ziemlich allgemein bekannt sind. Der Himmel ist dort so rein und schön, dass man beym Schein der Venus den Vernier mit der Loupe ablesen kann. Ueberhaupt spielt hier Venus die Rolle des Mondes, sie hat grosse und leuchtende Höfe von 2 Grad im Durchmesser, welche die schönsten Regenbogenfarben zeigen. Der Mond aber hat hier eine Kraft die Wolken zu zerstreuen. Aeusserst interessant ist die Geologie der dasigen Gegend: Berge von Glimmerschiefer, Basalt, Gips, Steinsalz, wechseln miteinander ab; auch sieht man viel Schwefel und Bergöl, welches mit grosser Gewalt aus den Oeffnungen hervorquillt; welche, auch selbst unter dem Wasser, Luft ausspeyen, wodurch wahrscheinlich die häufigen Erdbeben verursacht werden. Es lebt in dieser Provinz ein Mann, der so viel Milch hat, dass er, als seine Frau ihr Kind nicht selbst stillen konnte, solches 5 Monate lang ganz allein damit versorgte. Alle Tage 2 Stunden nach der Culmination der Sonne hat man hier richtig ein Gewitter. Hr. *Pasquich* zeigt den Gebrauch der französischen Gradmessungen bey geographischen Untersuchungen. Es liegt hier die Peruanische zum Grunde, nach welcher Formeln berechnet sind, wodurch mehrere Aufgaben für das elliptische Sphäroid aufgelöst werden können, z. B. Halbmesser von Parallelkreisen und Entfernungen ihrer Mittelpunkte; Halbmesser der Krümmung des Erdmeridians, für einen Punkt in gegebener Breite. Gradbestimmung des Erdmeridians für eine bestimmte Breite; Bestimmung des Winkels, welchen der Erdhalbmesser an einem Orte mit dem Halbmesser des Aequators macht; Ablenkung der Verticallinie vom Mittelpunkt der Erde und Berechnung des Flächeninhalts jeder Erdzone. Der Herausgeber hatte bey Gelegenheit des *Eytelweinschen* Werkchens zu Beyträgen für das französische Maass- und Gewichtssystem aufgefodert, dergleichen werden dann hier von Hn. *Vega* und *Beigel*, so wie vom Herausgeber selbst zu einem sehr gemeinnützigen Gebrauche, geliefert. Die Vergleichungszahlen sind in Decimaltheilen nebst den zugehörigen Logar. angegeben, und betreffen theils altfranzösische mit neufranzösischen, theils wiener- und bayerische mit französischen Maassen. Z. B. wenn die pariser Elle Tuch 38 Livr. kostet, wie hoch kommt der *Mètre* davon zu stehen? Log. 38 = 1.5797836. Hierzu den mitgetheilten Log. d. Elle = 0,9250205 — 1 addirt, giebt:

1.5048041 welcher zu 91, 97 gehört, weshalb der *Mètre* Tuch 31 Livr. 97 *Centimen* kostet. — Vom Hn. *Schröter* finden wir folgende wichtige Resultate aus seinen neuesten Beobachtungen: dass der Naturbau des *Mercurs* dem der *Venus* vollkommen ähnlich sey; dass auch dieser Planet seine höchsten Gebirge in der südlichen Halbkugel habe, so wie ☿, ☽ und ♀; und dass das Verhältnis der Höhe seiner höchsten Gebirge zu seinem Durchmesser eher noch etwas grösser sey, als bey ♀ und ☽. — Hr. D. *Olbers* bemerkt, dass die Entdeckung: — der glänzende Stern, welchen im J. 755. der Mond während seiner Verfinsterung bedeckte, sey nicht Aldebaran, sondern Jupiter gewesen, — nicht *Lambert*, sondern *Struyk* zugehöre. — Prof. *Pasquich* theilt uns interessante Belehrungen über den Gebrauch der Pendeltheorie bey Annahme der ellipsoidischen Gestalt der Erde mit. Obgleich die Erde eigentlich keine Ellipsoid ist, so nimmt man es doch bey einer Abplattung von $\frac{1}{334}$ ohne merklichen Fehler an; indess dürfte der Nenner dieses Bruchs ungefähr noch um 1 Einheit zu vergrösern seyn. Hr. *P.* findet vorläufig, dass die Beschleunigung der Schwere unter dem Aequator, welche im Ruhestande des Erd-Sphäroids statt haben müsste, durch die von der Axendrehung erzeugte Schwungkraft beynahe um $7\frac{1}{2}$ Lin. vermindert werden müsste. Nennt man D die Länge eines einfachen Pendels vom Aufhängepunkt bis zum Mittelpunkt der Kugel (die etwa 6 bis 10 Lin. im Durchmesser hat) oder bis zum Halbirungspunkt der Axe eines Doppelkegels; N die Anzahl der Schwingungen, welche dieses Pendel während einer Beobachtung gemacht hat; L die Länge des einfachen Secundenpendels, und T die Dauer einer solchen Beobachtung in Secunden, so ist $T = N\sqrt{\frac{D}{L}}$. — D. *Gaus* in Braunschweig giebt Regeln zur Berechnung des Osterfestes ohne die gewöhnlichen Hülfstäfelchen: 1) man dividire die Zahl des Jahres, für welches man Ostern berechnen will, mit 19, mit 4 und mit 7, und nenne die Reste aus diesen Divisionen a, b und c, wenn eine Division aufgeht, ist der Rest = 0. Auf die Quotienten wird

nie Rückſicht genommen. 2) Man dividire 19a + 23 mit 30, und nenne den Reſt d. 3) Dividire man 2b + 4c + 6d + 3, oder 2b + 4c + 6d + 4, je nachdem das gegebene Jahr 1700 bis 1799 oder 1800 bis 1899 incl. iſt, mit 7 und nenne den Reſt e. Alsdann fällt Oſtern auf den 22 + d + e^ten März, oder wenn d + e gröſser als 9 iſt, auf den d + e — 9ten April. Es folgen nun noch Beyſpiele und weitere Ausführungen. — *La Place* theilt eine neue Entdeckung in der Mondstheorie mit, worauf auch ſchon *Bürg* in ſeiner 18ten Mondsgleichung hingedeutet hat. Sie betrifft eine in der Mondsbahn bisher unbekannte *Mutationsbewegung*, deren Periode der Bewegung der Mondsknoten gleich iſt. Das Erdſphäroid bringt durch ſeine Attraction gegen den Mond eine ähnliche Schwankung in ſeiner Bahn hervor, wie die Attraction des Mondes eine Mutation des Erdäquators bewirkt, die von der Abplattung der Erde abhängt. Hieraus entſteht in der Mondsbreite eine mit der mittlern Länge des Mondes im Verhältniſs ſtehende Ungleichheit, deren Coëfficient — 6′, 5 iſt, wenn die Erdabplattung $\frac{1}{311}$ angenommen wird. Dieſer Coëfficient würde bis auf 12″ gehen, wenn die Abplattung $\frac{1}{30}$ wäre. Da die Beobachtungen dieſen Coëfficienten immer anders geben, ſo folgt daraus, daſs die Gleichartigkeit unſers Erdkörpers ſelbſt von den Beobachtungen der Mondsbewegungen widerlegt wird. — *Tronghton* giebt Nachrichten von aſtronomiſchen Inſtrumenten, welche viel Intereſſantes über die Verbeſſerung der Spiegelkreiſe enthalten. Der *Herzog von Gotha* hat einen vortrefflichen ſolchen ganzen Kreis von 4 Fuſs für die Seeberger Sternwarte um 400 Guineen gekauft. Er war bereits ganz fertig. Auch bemerkt *Tr.*, daſs ſich die Fäden der Kreuzſpinne vortrefflich zu Fadenkreuzen in Teleſkopen ſchicken. Ihre Dicke beträgt nur $\frac{1}{800}$ eines Zolles. *Fontana* und *Rittenhouſe* ſollen ſie zuerſt gebraucht haben. Sie ſind ganz undurchſichtig, nur bey ſchwachen Beleuchtungen nicht wohl zu erkennen. — *Svanberg* berichtet einiges über die alte nordiſche Gradmeſſung. Das Gefälle des Torneofluſſes ſchätzt er nicht über 10 Min. weshalb die Standlinie nur einen Fehler von 0,0311, als der Differenz zwiſchen Secante von 10′ und Radius heben kann. Auch die Refractionsfehler hält *Svanberg* für unbedeutend. Möglich wäre es eher, daſs bey Legung und Aneinanderſtoſsung der Meſsſtangen, und durch Vernachläſſigung der Veränderlichkeit ihrer Längen, oder durch die fehlerhafte Beſtimmung des Azimuths, wo ein Fehler von 2 Zeitſec. nicht zu verbürgen wäre, — ein Verſehen ſtatt gefunden hätte. Aber weder dieſes alles, noch die Fehler, die bey der aſtronomiſchen Beobachtung des Himmelsbogens vorgefallen ſeyn könnten, ſind hinreichend, einen Unterſchied von 222½ Toiſen zu erklären, um welche ſich dieſer gemeſſene Grad von der Hypotheſe einer Revolutions-Ellipſoide von $\frac{1}{311}$ Abplatung, entfernt. In einer Nachricht von *Käſtners* Ehrendenkmal auf der Göttinger Bibliothek wird bemerkt, daſs der Herzog zu Braunſchweig-Oels *Friedrich Auguſt*, bey dieſer Gelegenheit an einen von Käſtners Verwandten geſchrieben: „Käſtner ſcheute nicht bey ſeinem Leben aus Freundſchaft meinen Handlungen mehr Werth beyzulegen als ſie verdienten. Darum will ich nach meinen Kräften ihm die Erkenntlichkeit öffentlich bezeigen, die er verdient, und das Andenken eines Mannes zu verewigen ſuchen, der durch ſeine tiefen Kenntniſſe, ſeinen feinen Witz, und ſeines trefflichen Charakters wegen, eine Zierde von ganz Europa war.“ — Käſtners Büſte iſt in Gotha von *Döll* nach einem ſehr ähnlichen Portrait aus Marmor verfertiget worden, welches der Herausgeber vor wenigen Jahren vom Gothaiſchen Hofmaler *Specht* hatte verfertigen laſſen. Im Jennerhefte 1801 hat *Burkhardt* eine Tafel über den Einfluſs des Windes auf die mittlere Barometerhöhe, geliefert. Dieſe Höhe übertraf zu Kopenhagen bey Oſtwind die bey Weſtwind etwa um 2½ pariſer Linien. Im Februarhefte hat er uns ein Geſetz über die jährliche Aenderung der Magnetnadel-Declination zu Paris, vorgelegt. Er ſtellt die vor ſich habenden Beobachtungen, die einen Zeitraum von 220 Jahren umfaſſen, durch eine Formel dar, aus welcher folgt, daſs die Abweichungsperiode zu Paris 860 Jahre beträgt. Das Maximum der weſtlichen Declination fällt in das Jahr 1878, und beträgt 27° 20′. Das Maximum der öſtlichen Abweichung fand 1448 ſtatt, und betrug 21°. Im J. 1233 war die Abweichung 0. Wahrſcheinlich wurde um dieſe Zeit die Entdeckung der Nadel gemacht, und daher iſt es begreiflich, daſs man die Declination nicht ſogleich bemerkte. Im Aprilſtücke werden noch Zuſätze und Berichtigungen dazu geliefert. Auch im Juniusſtücke mancherley über die Gränzen der Genauigkeit dieſes Geſetzes. — Nähere Prüfung verdient der Vorſchlag eines Ungenannten zu einer neuen See-Briefpoſt. Billets, wozu die Formulare mit angegeben ſind, ſollen in Oel getränkt und dann in einer ſtarken Bouteille verſchloſſen werden, die man in die See wirft. Einen beſondern Gebrauch ſoll man davon zur Entdeckung der Meeresſtrömungen machen können, aber der Herausgeber zeigt noch viele andere Vortheile, die ſich vielleicht davon erwarten lieſsen. Uebrigens wird bemerkt, daſs ſchon St. *Pierre* dergleichen Bouteillen vorgeſchlagen, und *Chriſtoph Colon* durch ſeine Fäſschen bereits etwas dergleichen verſucht hat. — Vom Junius an folgt vom Herausgeber in mehrern Heften alles was ſich über einen längſt vermutheten, und nun wahrſcheinlich entdeckten *neuen Hauptplaneten* unſers Sonnenſyſtems, für jetzt ſagen läſst. *Lambert* war der erſte, der noch einen Planeten zwiſchen Mars und Jupiter vermuthete, und dann machte ihn die bekannte *Bodiſche* harmoniſche Progreſſion noch wahrſcheinlicher, ſo daſs ſich der Herausgeber vor 16 Jahren ſchon mit Berechnung der Elemente dieſes noch nicht beobachteten Planeten beſchäftigt hat, ſo wie auch ſchon damals vom Herzog von Gotha der ſehr paſſende Name *Hera* bereits dazu vorgeſchlagen wurde. Auch philoſophiſche Gründe von *Kant* und *Wünſch* waren dafür vorhanden, die hier ebenfalls bey-

beygebracht werden. Bey des Herausgebers letzterm Aufenthalt in Lilienthal wurde eine ganze Gesellschaft praktischer Astronomen gestiftet, um diesem Stern auf die Spur zu kommen. *Piazzi* in Palermo kam ihnen aber am 1ten Jan. 1801 zuvor, ob er gleich anfangs das kleine Wandelsternchen zwischen 8 und 9ter Gröfse für einen Kometen zu halten geneigt war. Eine schwere Krankheit hielt diesen Astronomen ab, seine Beobachtungen lange genug fortzusetzen, sonst wäre die Sache wahrscheinlich früher entschieden worden. Jetzt ist er indefs vom wirklichen Daseyn überzeugt, und hat die Benennung *Ceres Ferdinandea* dazu vorgeschlagen, wozu sich wirklich die triftigsten Gründe finden, weshalb auch der Herausgeber diese Benennung sehr gebilligt hat. Man findet Elemente, Bahnen, Ephemeriden, bereits dafür berechnet, auch ein Sternkärtchen, welches einen Theil der Bahn darstellt; indessen scheint der nördliche Himmel durchaus ungünstig zur Beobachtung dieses Gestirns zu seyn, indem aufser dem Entdecker, solches noch von keines andern Astronomen Auge erblickt worden ist. — Eine wichtige neue Entdeckung hat Hr. *Harding*, der bey der Lilienthaler Sternwarte als Beobachter mit einem Gehalt angestellt ist, am 18ten May 1801 am *Mercur* gemacht. Sie betrifft einen vom östlichen Rande bis gröfstentheils zur Erleuchtungsgränze südlich schräg durch die Scheibe laufenden *dunkeln Streifen*, der bald darauf auch von Hn. Schröter beobachtet worden ist. Als letzterer den Mercur am 22ten May mit 84 maliger Vergröfserung beobachtete, schien nördlich in einer irregulär eingreifenden Bucht der Lichtgränze ein ganzes Stück der Phase zu fehlen, als wenn es aus der Lichtgränze herausgerissen wäre. Mit 126 und endlich mit 296 maliger Vergröfserung entdeckte er den Grund dieser Täuschung; seit dem 19. May war nämlich nördlich an der Lichtgränze ein grofser verwaschner dunkler Flecken entstanden, und aus der Rotationsperiode war zu erwarten, dafs er in wenig Stunden verschwinden müsse, so wie er auch um 11 Uhr 20 min. wirklich verschwunden war. Alle die hier angeführten Beobachtungen bestätigten die oben bemerkte Rotationsperiode aufs vollkommenste. — Von *Burkhardtischen* Beyträgen müssen wir noch gedenken einer trigonometrischen Methode zur genäherten Bestimmung der Elemente einer Kometenbahn. Es ist eigentlich die *indirecte* Methode, die aber durch Anwendung des schönen *Olberschen* Lehrsatzes über das Verhältnifs der beiden Abstände des Kometens sehr erleichtert worden ist. *Burkhardt* fand eine sehr einfache Formel zu Bestimmung der Zeit, in welcher ein Komet einen parabolischen Sector durchläuft, von welchem die beiden *radii vectores* und der davon eingeschlossene Winkel bekannt sind. Auch kürzt diese Formel die *Newtonische* und *Eulerische* Methode zur genauen Bestimmung der Elemente einer Kometenbahn sehr merklich ab. D. *Olbers*, welchem der Herausg. diese Methode sogleich mittheilte, läfst ihr alle Gerechtigkeit wiederfahren, bemerkt aber doch, dafs sie in der Anwendung nicht ganz die Kürze der seinigen darbiete; indefs hat *Olbers* manches von dem weiter in dieser Abhandlung folgenden angenommen und es seinem eignen Verfahren vorgezogen. Ein anderer Artikel von *Burkhardt* betrifft den Einfluss der 5ten Potenzen der Excentricitäten auf die grofse Störung Saturns und Jupiters. Diese Arbeit ward durch eine Aeufserung von *La Place* veranlafst, und man begreift kaum, wie eines Menschen Zeit und Kräfte zu Arbeiten dieser Art zureichen! Es waren hier 2 Formeln zu vergleichen und zu combiniren, deren jede 2 Foliofeiten einnimmt. Die eine Formel hat einen allgemeinen Buchstaben, welchem 6 verschiedene Werthe zukommen können; *Burkhardt* hatte daher mehr als 100,000, wir schreiben hunderttausend, Glieder zu untersuchen, ohne die Vorbereitungsrechnungen, um diese beiden Formeln zu finden! — Noch derselbe über eine Aufgabe der praktischen Geometrie, die schon oft, und besonders von *Lambert* untersucht worden ist. Einen Punkt dadurch zu bestimmen, dafs man die 2 Winkel mifst, welche 3 bekannte Gegenstände, aus diesem Punkt gesehen, bilden. Es ist eigentlich eine kleine Abkürzung der schönen *Lambertschen* Auflösung. Von Instrumenten ist aufser dem Holzschnitte von *Löwenörns* Nachtfernrohre, nur ein einziges abgebildet, nämlich des Ingenieurs *Osverbom's* Winkelmesser. Es ist sehr zusammengesetzt und vornämlich zur Messung *horizontaler* Winkel eingerichtet, so dafs geschickte Künstler wohl noch Verbesserungen dabey anbringen könnten. Der Herausg. hat der Beschreibung eine kritisch-praktische Uebersicht von den jetzt bekannten besten Werkzeugen dieser Art vorangehen lassen. Die *Kartenrecensionen* zeichnen sich aufser den vielen kritischen und andern Bemerkungen vorzüglich durch mitgetheilte *Längen-* und *Breitentafeln* einer Menge Oerter nach astronomischen Bestimmungen, aus. Bey *Heinekens* Karte vom Bremer Gebiete, und der von ihm selbst nach den neuesten astronomischen Bestimmungen von *Beauchamp*, gelieferten und beym Aprilhefte 1801 befindlichen Karte von Persien hat der Herausg. sich umständlich über die Erfoderniffe einer guten Karte erklärt und sie befolgt. Wir können übrigens diese Karten so wenig, als die vielen Reisebeschreibungen und damit verwandten Schriften, auch nur nennen. Eben dies gilt auch von den einzelnen geographischen Ortsbestimmungen, wo man meist die ganze Berechnung findet. Von Correspondenznachrichten interessiren vorzüglich die *Blumenbachischen* von *Hornemanns* africanischer Reise, die meist aus Briefen vom Baronet *Banks* mitgetheilt werden, besonders auch die Nachricht von einer englischen Entdeckungsreise nach der Südsee, und von gebrannten Ziegelsteinen mit Keilschrift aus Hillah am Euphrat, welche vom Capt. *Flinders* herrühren, der neulich auch die grofse van Diemens-Insel befahren hat, und welchen die Admiralität mit dem Investigator nach der Südsee schickte, um besonders die Küsten von Neuholland, nebst den dasigen grösern Flüssen und Landseen zu untersuchen. Aus

Denk-

Denkschriften von gelehrten Gesellschaften und Akademien sind nur wenige Auszüge vorhanden, z. B. aus den phil. Transact. von *Herschels* neuen Beobachtungen und Untersuchungen, und verschiedenes aus den *Memorias da Academia Real des Sciencias de Lisboa* T. I. II. 1797—1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, (eigentlich Wien,) b. Doll: *Die Verschleierte im schwarzen Schlosse. Eine abentheuerliche Geschichte.* 1801. 120 S. 8. mit 1 Kupf. (10 gr.)

Unter hundert Menschen, denen dieses Büchlein in die Hände fällt, werden gewiss neun und neunzig nach Kupfer und Titel muthmassen, dass ihnen hier abermals eine Geistergeschichte aufgetischt werde. Das geschieht zwar nicht! Es ist blos die Geschichte eines, und wie sich von selbst versteht, sehr schönen Fräuleins, das von einem sehr geitzigen Vater auf einem einsamen Schlosse erzogen, mit einem betrügerischen Liebhaber durchgeht, — das noch zur rechten Zeit ihm entrissen, mit einem gutherzigen Spanier und seinem italienischen (gar nicht eifersüchtigen) Weibchen, Italien durchreist; eben diesen Spanier, da seine Gemalin durch den Missgriff eines Banditen ermordet wird, heirathet, ihn aber gleich darauf durch einen jähen Tod einbüsst; nach ihrer Heimath nun rückkehrt, und ihre Hand einem jungen Manne reicht, der schon vorher aus Liebe zu ihr in Krieg gegangen war, und in Italien einmal gelegentlich ihr Leben vor den Franken gesichert hatte. Wie man sieht, handeln hier also lauter *sterbliche* Menschen. Aber es ist doch auch gegenseitig ein so höchst klägliches ganz ohne Interesse durch Verwicklung oder Charaktere, hingekritzeltes Geschichtchen, dass wieder unter hundert Lesern — wenn anders so viele ihre Zeit dabey verderben sollten! — neun und neunzig kaum begreifen werden: wie man es wagen könne, eine solche Schüler-Arbeit dem Publicum anzubieten. Als einen Beweis nicht blos von der Geistesblosigkeit — denn diese findet sich überall! — sondern auch von der *Nachlässigkeit* des Vf. merken wir an: dass S. 104 Rodrigo seine Braut in einigen Tagen zum Altare führt; (ausdrücklich *führt*, nicht etwa *führen will*) dass S. 105 ebenderselbe am *vorletzten Tage vor der Hochzeit* durch eine Erkältung vom Schlage tödtlich gerührt wird, und dass S. 106 seine *Gattin* beym Leichnam ihres *Gatten*, den sie auch völlig beerbt, verzweifeln will. — Eben so kömmt eine Jugendfreundin Amaliens, die im Anfange des Werkleins immer *Louise* heisst, beym Schluss als *Cecilie* wieder zum Vorschein. Können denn solche Scribler, die ihre Exercitien so rasch in die Presse schicken, nicht wenigstens die vorletzten Seiten ihrer Handschrift noch einmal überlesen, um die Schreib- und Gedächtnisfehler auszubessern?

KLEINE SCHRIFTEN.

Kirchengeschichte. *Einbeck*, b. Feysel: *Ueber die evangelischen Missionsangelegenheiten, sowohl überhaupt, als insbesondere die Ostindischen*, der grösten und glänzendsten Denkwürdigkeit des achtzehnten Jahrhunderts; aber auch dem ausgezeichnersten Beweise göttlicher Vorsehung und menschlicher Weisheit, von *Friedrich Ludwig Langstedt*, der W. W. Doctor, vormals Feldprediger des 14ten Kurhannöverischen Infanterie-Regiments zu Madras und Arcot in Ostindien. 1801. 27 S. 4. (4 gr.) Wir können die Begeisterung, mit welcher Hr. *L.* als Augenzeuge von diesen Missionsanstalten spricht, und zu ihrer Unterstützung aufmuntert, eben nicht missbilligen. Hat man gleich an der dabey üblichen Bekehrungsmethode bisweilen einiges, vielleicht nicht ohne Grund, getadelt: so ist doch das viele durch dieselben gestiftete Gute von überwiegendem Werthe. Ausser dem Gewinne, den Religion und Moralität durch sie offenbar erlangt haben, macht der Vf. auch auf einige andere, weniger bekannte Vortheile aufmerksam. Er zeigt z. B. wie viele schätzbare Beyträge zur Erdbeschreibung, Naturkunde, Oekonomie, Arzneymittellehre, Botanik, Technologie, und andere Wissenschaften, man den evangelischen Missionarien zu danken habe; wie denn noch vor kurzem Hr. *Sprengel* die aus dem Carnatic übersandten Nachrichten von der Eroberung Seringapatnams zu einer Eroberungsgeschichte des Mysorischen Reichs vom May 1799 benutzen konnte. Besonders aber ist es merkwürdig, dass manche der gedachten Missionarien, ohne die Gränzen ihres Amts zu überschreiten, selbst für den politischen Zustand jener Gegenden wichtige Dienste geleistet haben. Der sel. *Schwarz* rettete zur Zeit des vorletzten Kriegs, da der Rajah zu Tanschaur und seine Räthe allen Credit verloren hatten, durch sein ihm von den Einwohnern geschenktes Zutrauen, das Volk vom Verhungern und schmählichen Untergange. Auf Veranlassung des ehemaligen Gouverneurs von Madras, *Archibald Campbell*, musste er einen Plan zu einem Gerichtshofe entwerfen, der von der Ostindischen Compagnie angenommen wurde, und viele Menschen glücklich machte. Er streckte grosmüthig fünfhundert Pagoden (eine goldene Münze, ungefähr 2½ Thaler am Werthe) zur Reinigung der funfzehn Jahre verabsäumten nützlichen Wasserleitung vor; übernahm die Aufsicht darüber, und das Geschäft wurde unter Besorgung der Christen angefangen und vollendet; andere seiner vielfachen Verdienste von ähnlicher Art zu übergehen, unter welchen er, fast ein halbes Jahrhundert hindurch, und grösstentheils uneutgeltlich, nicht nur für die Mission, sondern auch für das Indische Publicum, als Staatsmann gebraucht, gearbeitet hat. Hr. *Gericke* bewahrte Cudelur während des Kriegs vor Ausplünderung und Blutvergiessen. Er schützte viele angesehene Leute, dass sie nicht in Hyder-Alys Gefangenschaft fielen. Auch wurde ihm von dem Gouvernement zu Madras die Vormundschaft über den Tanschaurschen Prinzen *Servoger*, und dessen Unterricht anvertrauet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. Januar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Wilson: *A Journey from London to the Isle of Wight* by *Thom. Pennant*, Esq. Vol. I. *From London to Dover.* 205 S. Vol. II. *From Dover to the Land's-End.* 4. 250 S. 1801. (19 Rthl. 20 gr.)

Ein grofser Theil dieser topographischen Reise, welche aus der Hinterlassenschaft des bekannten grofsen „Touristen" (Stückreisenmachers?) *Th. Pennant.* von dem Herausg., Ed. Harding, hervorgezogen wurde, macht blofs den Rahmen zu den 49 darin gegebenen Kupfern. Sogleich den Ufer-Sitze, wo P. von seiner Frau und seinem lieben Platz am Kaminfeuer mit vieler Bangigkeit, wie er selbst erzählt, sich trennte, (es waren die Londner *Temple Stairs*) verewigt eine Kupferplatte; und so sieht man die Mühe, mit welcher besonders im Anfang, jeder entfernteste Anlafs zu einer Anekdote, noch mehr aber zu einem Kupfer herbeygezogen wurde. Ein Porträt der *schönen Herzogin von Chevreuse* findet hier eine Stelle, weil sie ums J. 1638 dem Hofe zur Lust, über die Themse geschwommen ist, auch der *lustige Pakington* (Sir John P.) wird angebracht, weil er gegen eine Wette von 3000 Pfund von Westminster bis Greenwich, wenigstens schwimmen wollte. „Die gute Königin (Elisabeth) aber, „welche eine besondere Sorgfalt für Erhaltung hübscher Mannspersonen hegte, erlaubte ihm nicht, dieser Gefahr sich auszusetzen." So schweift P. die ganze Themse hinab, rechts und links, in die Geschichte der Vorzeit ab. Immer noch unterhaltend genug; aber ganz gegen die Erwartung, welche er gleich anfangs durch die Erklärung erweckt: dafs er diese Reise blofs um seines Sohnes Willen unternommen habe, damit dieser bey seinem nahen Ausflug nach Frankreich und Spanien (1787) wo er vornehmlich auf die Seemacht dieser Rivalen aufmerksam seyn sollte, schon mit Englands Marine bekannt genug und nicht „*in urbe sua hospes, in patria peregrinus*," seyn möchte. Wenigstens bey Greenwich-Hospital, dieser für den Stand der englischen Seeleute so wichtigen Stiftung; erwartet man den statistischen Blick auf deren jetzigen Zustand; aber überall bleibt der Vf. antiquarisch, die Bemerkung ausgenommen, dafs diese berühmte, von jedem Engländer mit Stolz genannte Anstalt grofsentheils von den 1715 confiscirten Gütern des unglücklichen Earl von Derwentwater, welche endlich seinen Nachkommen zurückzugeben grofsmüthig und gerecht, wohl aber nicht „mit der Lage der öffent-„lichen Angelegenheiten übereinstimmend" seyn möge. Bey *Blackwall* präsentirt sich *Perry's* Schiffswerft, die wichtigste Privatunternehmung dieser Art in Europa. Hier und in *Greenland-Dok* liegen alle Ostindienfahrer nach ihrer Heimkunft. Schon bey *Woolwich* steigt die Themse im Frühling durch die Fluth bis auf 19 Fufs. Hier wo eine Stückgiefserey ist, oder zu Deptford, können deswegen die Schiffe die Kanonen, Mörser etc. einnehmen, welche für jedes Schiff besonders in furchtbarer Ordnung aufgestellt warten. Bey *Purfleet* sind die grofsen Pulvermagazine, welche man erst seit 1762 aus der Nähe von London wegzuschaffen die Klugheit hatte. Sie enthalten 30,000 Centner gewöhnlich. Seit 1772 wurden sie nach Franklins Methode mit Ableitern versehen. 1777 schlug der Blitz dennoch ganz in der Nähe. Ob nun gleich P. selbst in der Note nachweist, dafs nach den *Philos. Transactions Vol.* 68. S. 232 in der Construction ein Fehler begangen war, auch nicht etwa wirklich mit einem Conductor versehener Platz getroffen wurde: so treibt den Vf. doch im Texte der Widerwille gegen Franklin „den „philosophischen geheimen Mordbrenner, welcher, un-„ter der milden englischen Regierung beschützt, „die Herzen der *Mitunterthanen* in Amerika" [welche aber immer nur mit bezahlen, nicht mit besteuern sollten] „zu jener Explosion bereitete, „die für immer uns von unsern *einst glücklichen* [jetzt „also unglücklichen?] Colonieen getrennt hat" — zu der ungerechten Behauptung, dafs die Unwirksamkeit der Franklinischen, spitzen Ableiter damals factisch erwiesen worden sey. Welche Ausartung des ächten Patriotismus! — In der Gegend von *Greenhithe* bis *Gravesend* werden die ungeheuern *Kalkgruben*, aus denen bis nach China Versendungen geschehen, und die *Flintsteine* bemerkt, von denen jährlich an 5000 Tonnen in den Staffordshire-Canal gehen. Auch diese Steine gehen in Menge bis nach China. *Wedgewood* aber verbannte dadurch das sonst blofs aus Holland gelieferte irdene Geschirr feinerer Art und brachte die Lieferungen für alle Tafeln fast allein in die Hände der Engländer. — Bey S. 57 findet man das Bildnifs von *Ed. Brown*, Leibarzt Karls des II. (st. 1708.) Merkwürdiger wäre sein Vater, *Sir Thomas Brown*, der Vf. der *Religio Medici.* — *Gravesend* war einst der Mittheilungsplatz zwischen London und Calais (statt Dover); noch jetzt hat die dortige Schifferzunft das ausschliefsende Recht, Passagiere auf dem Flufs, die Person für 9 Pence, nach London zu bringen. Linienschiffe laden hier ihre Ka-

Kanonen aus, um weiter bis Woolwich hinaufgehen zu können. Die Oſtindienfahrer lichten von hieraus. — Von *Tilburyfort* bis *Seeneſſ* finden ſich die älteren Uferbefeſtigungen gegen Landungsverſuche der Franzoſen und Spanier, von Heinrich VIII und Eliſabeth. Die Hauptſchrift über die letztere, als Vertheidigerin gegen die ſpaniſche Armada iſt *Robert. Adami Expeditionis Hispanorum vera deſcriptio* A. D. 1588. — *Sheernefs* wurde erſt regelmäſsiger befeſtigt, da es die Holländer unter dem Viceadmiral van Ghent 1667 zuſammengeſchoſſen hatten, eben damals, als der Admiral Ruyter ſelbſt bis Upnor caſtle mit 6 Kriegsſchiffen und eben ſo vielen Brandern gegen London hinauf ſtürmte. — Ehrwürdig durch ſein Alter folgt des Biſchofs *Gundulphus* zwiſchen 1077 — 1107 erbauter Sitz, *Rocheſter*, und die für das engliſche Seeweſen ſo wichtige Verlängerung dieſer Biſchofsſtadt, *Chatam*. — Bey *Devenham* führt P. aus den Stadtrechnungen an, dafs die Stadt 1519 einen Erzbiſchof noch für 5 ſh. 4 p. den König und die Königin für 1 L. 6 ſh. 1½ p. und den Kardinal Wolſey für 18 ſh. 9 p. mit gewürztem Brod, Wein, Bier und Ale tractirt hat: beym Kardinal kamen noch Kapaunen dazu. — Ueber die ſchönen Ruinen von *Daundelion* (eigentlich *Dent de Lion*) kommt der Vf. nach *Margate*, den erſten der Seeplätze, welche durch die Mode des *Seebads* aus ganz gewöhnlichen Städtchen zu Niederlagen des Luxus für den Sommer ſeit kurzer Zeit umgeſchaffen wurden. — Bey *Kings Gate* ſchuf ſich Henry, Lord Holland, in den Jahren nach 1767 eine ſonderbare Nachahmung der *Villa Formiana des Cicero*. Die Gebäude ſind koſtbar und voll von Antiken aus Italien, aber die Gegend ſo unfruchtbar, dafs dieſe *Formiani colles* nicht nur keinen Becher mit Wein füllen, ſondern nicht einmal einen einzigen Baum hervorbringen. — Der Hafen von *Ramsgate* iſt, ungeachtet ſeines herrlichen Molo, der Gefahr ausgeſetzt, allmählich ausgefüllt zu werden. Die Eine Seite des Molo, 26 Fuſs breit aus Purbeckſteinen erbaut, erſtreckt ſich 800 Fuſs weit ins Waſſer hinaus. — Dieſe ganze Gegend wird auch durch die *Auſtern* intereſſant. Die Ruinen von *Richborough ol. Rutupiae* geben von dieſer Seite eine Illuſtration zum Juvenal Sat. 4. lin. 140. Die römiſchen Leckerzungen wuſsten nämlich ſehr gut, *„circaeis ... ita forent, an Lucrinum ad ſaxum, Rutupinove edita fundo Oſtrea.“* — *Sandwich*, bekanntlich noch immer Einer von den *„cinque ports“* wurde aus den Reſten von Richborough erbaut und war ſchon 851 ein Landungsplatz der Däniſchen Invaſionen. Für jetzt iſt dieſer ehemals bedeutende Seehafen mehr nicht als der Kanal des Fluſſes *Stour*. 1457 eroberten und plünderten ihn die Franzoſen aus der Normandie unter Peter de Breze. Von da bis 1573 füllte ſich der Hafen allmählich mit Sand. — Ungewöhnlich lange verweilt der Vf. bey den hierarchiſchen Reliquien zu *Canterbury*, lat. *Durovernum*, ein Name, welchen P. von *Dwer Aber* d. i, Waſſerausfluſs, ableitet. Hier war *Thom. Beckets* heiliges Grab in Chriſt's-Church, welches Ludwig VII. von Frankreich 1179 als gemeiner Pilger beſuchte. Die Kirche hatte 3 Altäre, für Chriſtus, für die Mutter Gottes und für den martyriſirten Biſchof. P. führt ein Jahr an, in welchem *beym Altar Chriſti nichts*, beym zweyten 4 L. 1 ſh. 8 d. *bey Beckets Reliquien aber* 954 L. 6 *ſh.* 3 *d. gefallen waren.* Beckets Blut ſollte aber auch die Kraft haben, zum Genuſs des Bluts Chriſti zu verhelfen. Man ſang: *Tu per Thomae ſanguinem | quem pro te impendit | Fac nos, Chriſte, ſcandere | quo Thomas aſcendit.* — Von der *Abtey Auguſtins*, des Bekehrers von England, koſtete im J. 1309 der Einweihungstag an hier ſpecificirten Gerichten die damals ungeheure Summe von 287 L. für 300 Tafeln jede ungefähr zu 20 Perſonen.

Das *„apertum planum et molle littus“* bey *Deal* war Julius Cäſars Landungsplatz. Der Vf. beſchreibt die wegen der Dünen hier nöthigen, eigenen Arten von Fahrzeugen, giebt eine ſehr ſchöne Anſicht von *Deals Caſtle* und eine Beſchreibung der dort 1693 vorgefallenen Zerſtörung einer ſpaniſchen Flotte unter Adm. Ocquendo durch Van Trump. — Nur eine Meile weiter liegt *Walmer Caſtle*, wovon hier ein eben ſo ſchöner Proſpect gegeben iſt. Von dort an ſteigen an den Ufern die groſsen Kalkfelſen empor, welche die weiterhin liegende Häfen etwas mehr vor dem Dünenſand ſchützen. *Dovercaſtle* präſentirt ſich plötzlich auf einer ſchroffen, hohen Klippe dieſer Felſenwände. Der Blick von da aus reicht über das volkreiche, geſchäftige *Dover*, deſſen Hafen und den engſten Theil des Kanals weg bis auf das entgegengeſetzte Küſtenland von *Calais* hinüber. Das Trinkwaſſer mufs aus einer Tiefe von 360 Fuſs heraufgezogen werden. Vor den übrigen ſehenswürdigen Felſenwänden dieſer Strecke hat *Shakeſpeare Cliff* die Ehre, hier ebenfalls in einem Kupfer zu erſcheinen. Dieſe im King Lear verewigte Felſenſpitze hat indeſs durch Erdfälle vieles verloren. Doch immer noch bleibt das herrliche, dem Hörer die Höhe durch Abſtufungen vormalende Bild des Dichters wahr, in welchem Johnſon *„Kleinlichkeiten“* gefunden haben wollte!

Wie dem I. Theil eine umſtändliche *topographiſche Karte von London bis Dover* vorangeht, ſo iſt der Inhalt des II. Theils durch die Fortſetzung derſelben bis zur Inſel *Wight* zum voraus zu überſchauen. Doch iſt, gegen den Zweck einer des Seeweſens wegen unternommenen Reiſe, auf beiden Karten weit mehr auf das Land als auf die See Rückſicht genommen. Selbſt die Krümmungen der Ufer, Buchten etc. ſind faſt gar nicht angegeben, und die Ausflüſſe der Themſe völlig vernachläſſigt. Auch in Beziehung auf das Land iſt die Fortſetzung der Karte viel ungenauer, die Reiſebeſchreibung dagegen gedehnter, und führt eben deswegen nicht bis Land's End, ſondern blofs bis zu der ſchon genannten Inſel. — Bey *Folkſtone* wird das Bild von *Will. Harvey*, des berühmten Erfinders

des

des Blutumlaufs gegeben, welcher 1578 dort geboren war. Er war Leibarzt von Jacob I. und Karl I., zog sich unter den Unruhen der Regierung des letztern nach Kent zurück, starb 80 Jahre alt (1657) und wurde zu Hampstead in der Grafschaft Hartford begraben. — *Hythe*, einst eine Seestadt, liegt jetzt eine halbe Meile vom Wasser. Weiterhin sind bey *Shipway* die Reste des *Portus Lemannus*, von welchem sich die See noch weiter zurückgezogen hat. Dagegen blüht *New Romney*, als einer der „*cinque ports*" durch welchen *Old-Romney* gleichsam verschlungen wurde. — Zu *Rye* traf *P.* in dem Hospital ein Weib, welches (zur Strafe eines Meineyds) schon seit drey Jahren schwanger seyn sollte, so dass man des Kinds Bewegungen zu fühlen glaubte. — Von *Winchelsea* gab die Kirche zu einem angenehmen, ländlichen Kupfer Anlass. Dagegen ist der Prospect von *Hastings-castle* unbedeutend. *Pevensey-castle* erinnert an Wilhelm den Eroberer, welcher um Michaelis 1066. mit 60,000 Mann auf 900 Schiffen hier landete; *Beachy-head* bringt den Vf. auf das Seetreffen von Tourville (1690) gegen die Engländer unter dem Earl of Torrington und die Holländer unter Calembourg, welche für England unglücklich, und durch Torrington's standhaftes Betragen bey der Ungnade König Wilhelms (von Oranien) doppelt merkwürdig wurde. Bey *Brighthelmstone* ist der schöne Pavillon, in welchem der Prinz von Wales die Zeit des Seebads hier benutzt, zum Kupfer gewählt. „In früherer Zeit, setzt der Vf. hinzu, „brachte der Prinz seine Tage oft unter Gesellschaf„tern zu, von welchen die meisten seinem hohen Rang, „seinen anerkannten Fähigkeiten und seiner feinen Le„bensart nicht zur Ehre gereichten. Sein edles Gefühl „wurde oft zu Vergnügungen hinabgerissen, welche „seiner Geburt und künftigen Aussicht nicht entspra„chen. Die Zeit der Fluth in seinem Blute ist nun „vorüber, und es steht zu hoffen, dass unser Britti„scher Titus, frey von jugendlichen Ausschweifun„gen, das, was sein römisches Vorbild war, *deliciae hu„mani generis* werden werde." Wir möchten wissen, ob dies der Vf. etwa 1787 geschrieben habe?

Bey Brighthon giebt *P.* von den verschiedenen *Küstenfischen* Englands Nachricht. — Karl der II. schlief hier die Nacht vor seiner Flucht (14ten Oct. 1651.) nach Frankreich, in dem Hause eines ehemaligen Guardisten, Smith. Der Mann erkannte den König, liess sich aber nichts merken. Nur da er mit dem König einen Augenblick allein war, küsste er ihm schnell die Hand und sagte: Gott segne euch; die Reise gehe, wohin sie wolle, ich hoffe, ehe ich sterbe, soll ich noch ein Lord und mein Weib eine Lady werden. — *Arundel-castle* giebt einen schönen Anblick; zugleich hält sich der Vf. bey Notizen über die ehemaligen *Earls von Arundel* auf. Der letzte von der Linie, Fitz-Alan, brachte unter Elisabeth den Gebrauch der Kutschen nach England. Ein anderes Wagstück seines Luxus war, dass er sich, nachdem er schon zwey Frauen begraben hatte, in Elisabeth selbst verliebte. Alte Liebhaber aber waren nicht der Geschmack dieser Dame. Henry vertrieb sich seine Grillen in Ungarn gegen die Türken fechtend und starb 1580. Die ganze Familie nebst andern Grossen findet sich hier in guten Familiengemälden. — Bey Kleinigkeiten von *Chichester* und *Southwick* verweilt der Vf. noch sehr, ehe er uns nach *Portsmouth* führt. Selbst im Frieden arbeiten hier immer 1500—2000 Männer auf dem Schiffswerft. „Wäre ich König von England, ruft „*P.* hier aus, ich würde die fremden Gesandten nie „anders als in einem Linienschiffe von der ersten „Grösse zur Audienz annehmen. Da ist die wahre Re„sidenz unsers Reichs." — Portsmouth's Hafen ist im Stande, die ganze englische Seemacht, sicher vor Sturm, aufzunehmen. Die grössten Schiffe behalten ihre Kanonen, und können in einer Viertelstunde aus dem Hafen in See stechen, ohne Hindernisse von Sandbänken und Klippen. Die Zugänge zum Hafen sind durch eine Menge Forts unüberwindlich gemacht. John Aitkin, einem Schottischen Maler, aber gelang es den 7ten Dec. 1776 beynahe, auf Anstiften des Amerikanischen Agenten zu Paris, Silas Deane, die grossen Vorrathshäuser in Brand zu stecken. 1760 wurde ein beträchtlicher Theil durch ein feuriges Meteor entzündet. — Bis unter Heinrich VII. gab es keine englische Marine; man miethete im Krieg Kaufmannsschiffe, zu denen, welche die *cinque ports* liefern mussten. *The great Harry* war das erste bedeutende Kriegsschiff der Krone, welches 1503 zu Portsmouth gebaut wurde, und 14,000 L. kostete. Noch unter Eduard VI. bestand die ganze Marine aus 53 Schiffen, zusammen von nicht mehr als 6255 Tonnen. Dazu gehörte von Matrosen und Soldaten eine Mannschaft von 7780. Das grösste Schiff war *Henry Grace de Dieu* von 1000 Tonnen, mit 349 Soldaten, 301 Matrosen, 50 Artilleristen, 19 ehernen, und 103 eisernen Kanonen versehen. Von diesen Anekdoten aus der Kindheit des englischen Seewesens wünscht man von dem Vf. in die neuere und neueste Zeit herabgeführt zu werden. Aber nein! Hat sein Sohn, für dessen Belehrung über die Seemacht seines Vaterlands die Reise angestellt ward, nicht alles neuere für sich als Geheimniss behalten, und blos das Archäologische für des Vaters Reisebeschreibung hingegeben, so ist er wahrhaftig „*hospes in aevo suo*" geblieben. —

Auf der *Insel Wight*, nach welcher P. nun sich übersetzen liess, betrifft die merkwürdigste Notiz eine Gemäldesammlung zu *Appuldorcombe*. Der Besitzer sammelte diese Gemälde und viele andere hier aufgestellten Alterthümer 1785—87, indem er selbst, grossentheils auf einem eigenen Schiff, mit einer Anzahl von Künstlern Italien, Spanien, Griechenland, Aegypten, Kleinasien und die Krim besuchte. Unter den Antiken müssen die interessantesten seyn *Zevs* und *Athene* von einer Athenienischen Familie Gelübde annehmend, ein Relievo in Marmor aus dem Parthenon zu Athen, eine Herme von *Sophokles*, eine von *Alcibiades* aus den Ruinen

des

des Prytaneum zu Athen, ein *Opferſtier*, eine *Gnidiſche Venus* nach Praxiteles, der *Nil* an eine Sphinx gelehnt, dem Nil im Vatican zu Rom ähnlich, eine Herme der *Sappho*, *Bacchus* auf einen Genius ſich lehnend etc. — Die weſtlichen Spitzen der Inſel Wight ſind für die Schiffe einer der gefährlichſten Plätze. Man hat kürzlich bey the Needles und St. Catherine zwey Leuchtthürme errichtet. Sie ſtehen aber zu hoch und werden ſelbſt von den Sturmnebeln eingehüllt; auch können ſie mit den Leuchten von Portland verwechſelt werden und führen dadurch den Seemann irre. — Einige Nachrichten über Ebbe und Fluth an dieſen Küſten, die aber für den Kenner wenig zureichen mögen, begleiten den Leſer bis *Yarmouth*, dem letzten Platz der Reiſebeſchreibung, von welcher wir nichts weiter anzumerken haben, als daſs hie und da auch einige lithologiſche, botaniſche und ornithologiſche Notizen eingeſtreut ſind, welche aber nicht leicht mehr als das Daſeyn von dieſem oder jenem Naturproducte erſehen laſſen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau u. Leipzig, b. Gehr u. Comp.: *Julius.* Eine Blüthe der Phantaſie von *A. G. K.* 1800. 163 S. 8.

Der Vf. dieſes Romans, deſſen Manier an das *Blüthenalter der Empfindung* erinnert, zeichnet ſich einigermaaſsen durch das Beſtreben aus, den Weg gemeiner Romanſchreiber zu vermeiden, deren Werke keinen andern Zweck haben, als durch eine geſchmackloſe Anhäufung des Stoffes der ſchlaffen Neugierde Reizungsmittel zuzubringen. Indem er aber dieſen Fehler vermeidet, iſt er in den entgegengeſetzten verfallen, durch welchen der Roman vielleicht noch weiter von ſeinem weſentlichen Ziele entfernt wird, und der höchſt magre und nüchterne Stoff, welchen er darbietet, reicht kaum hin, die Aufmerkſamkeit zu reizen, geſchweige denn die Selbſtthätigkeit der Phantaſie aufzufodern. Den gröſsten Theil des Buches füllen Beſchreibungen innrer Zuſtände und einiger Naturſcenen, in denen ein gewiſſer Schimmer der Sprache und ein Anhauch philoſophiſchen Sinns den Mangel an feſter Zeichnung nicht verſtecken kann. Alles was zu der Geſchichte gehört, iſt mit ſchwacher und unſichrer Hand angedeutet; die Umriſſe zerflieſsen, und wo uns der Anblick eines Gemäldes verſprochen war, ſehen wir nur eine Anhäufung bunter Farben, die ſich durch die Auslegungen des danebenſtehenden Künſtlers nicht in Geſtalten verwandeln können.

* * *

Gotha, b. Ettinger: *Kleine Weltgeſchichte zum Unterrichte und zur Unterhaltung* von *J. G. A. Galletti, 2ter Th.* Neue verbeſſerte u. vermehrte Auflage. 1801. 426 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. No. 206.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Klaubarth: *De conceſſione inſignium in imperio Romano-Germanico*, Commentatio ſexta, qua ad audiendas orationes — invitat *Friedericus Auguſtus Guilielmus Wenckius.* 1801. XIV S. in 4. Mit einem groſsen Aufwande von hiſtoriſcher Gelehrſamkeit und ſeltenen Scharfſinn, und in einem ſchönen, gefälligen Vortrage, unterſucht der berühmte Vf., Hr. Hofr. *Wenck* zu Leipzig, in dieſer Fortſetzung die Siegel und Wappen der deutſchen Univerſitäten, wie ſie dieſen von ihren Stiftern, und in der Folge von den Kaiſern ſelbſt verliehen worden ſind. Die älteſten deutſchen Univerſitäten, von der Prager an bis zu der Mainzer, bedienten ſich vom erſten Anfang ihrer ſelbſt angenommenen Siegel; von *kaiſerlichen* Verleihungen zeigt ſich nicht die geringſte Spur. Zwar weiſs man von Maximilian I und ſeinen beiden erſten Nachfolgern, daſs ſie zur Anlegung mehrerer Univerſitäten die erbetenen Privilegien ertheilt haben: aber von den Siegeln ſcheint die kaiſerliche Kanzley keine Notiz genommen, ſondern deren Ertheilung den Stiftern überlaſſen zu haben. Der erſte Kaiſer, welcher einer Univerſität ein beſonderes Siegel gab, war Maximilian II; er ertheilte es der Univerſität zu Helmſtädt, wovon hier die Worte der Urkunde vom 9ten May 1575 angeführt ſind: und er that es aus beſonderen Wohlwollen gegen den H. Julius von Braunſchweig. Ueberhaupt glaubten nicht nur die Päpſte, ſondern auch die Kaiſer, daſs die deutſchen Fürſten berechtigt wären, ihren neu errichteten Univerſitäten Siegel und Wappen zu ertheilen, oder auch, daſs dieſes Recht unter den erhaltenen allgemeinen Privilegien dergeſtalt mit begriffen ſey, daſs es einer ausdrücklichen Erwähnung und Conceſſion deſſelben nicht bedürfe. Aber im 17ten Jahrhundert ſcheinen einige Rechtsgelehrte gemeynt, und die Fürſten, welche Akademieen ſtiften wollten, überedet zu haben, daſs ein Reichsſtand zwar einer ganzen Akademie ein Siegel und Wappen ertheilen könne, nicht aber den einzelnen Facultäten derſelben, weil das Recht, akademiſche Grade, oder eine Art von gelehrtem Adel zu ertheilen, bloſs vom Kaiſer abhänge. Daher finden ſich mehrere Beyſpiele von angeſehenen Reichsfürſten, die zwar der ganzen Univerſität ein beſonderes Siegel eigenmächtig ertheilten, aber die Facultätsſiegel ſich vom Kaiſer erbaten.

Im Anfange dieſer lehrreichen Schrift, wo der Vf. die Stiftungsjahre mehrerer Univerſitäten angiebt, haben ſich, wie es ſcheint, einige Druckfehler eingeſchlichen. Die Stiftung der Prager Univerſität muſs auf das Jahr 1348 (nicht 1347), der zu Löwen auf das J. 1325, (nicht 1326) der zu Baſel auf 1459 (nicht 1460), und der zu Mainz auf das Jahr 1476 (nicht 1477) angeſetzt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 22. Januar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Bremen, b. Wilmans: *Ophthalmologiſche Beobachtungen und Unterſuchungen*, oder *Beyträge zur richtigen Kenntniſs und Behandlung der Augen im geſunden und kranken Zuſtande*, von *K. Himly*. — *Erſtes Stück.* 1801. 12 Bog. 8. (14 gr.)

„In den folgenden Blättern," ſagt der, bekanntlich jetzt in Jena lehrende Vf. S. VIII. der Vorrede, „habe ich angefangen, Materialien zur allgemeinen „Augenkunde zu liefern, die mir Beobachtung „und Nachdenken an die Hand gaben. Sie enthal„ten Beyträge zur Anatomie, Phyſiologie, Diätetik, „Arzneymittellehre, Diognoſtik, der ſogenannten „medicinifchen und operativen Chirurgie der Augen „und ihrer Fehler; defshalb wählte ich die, zwar „fremde, aber hinlänglich allgemeine Benennung: „*ophthalmologiſche* Beyträge." Er wünſcht, dafs ſich Mehrere mit ihm zu dieſem Zwecke vereinigen möchten, *jedem* Zweige der Augenkunde ihre Aufmerkſamkeit zu widmen, *alle* immer genauer zu verbinden, und zugleich manche, noch zu wenig entſchiedene, Frage aufs Neue zur Sprache zu bringen, und bittet um Beyträge. Welcher Sachkundige wird nicht in dieſen Wunſch einſtimmen und zugleich die Fortſetzung auch der eignen Abhandlungen des Vfs., wozu der Titel Hoffnung macht, mit Verlangen erwarten!

Die in dieſem erſten Hefte enthaltenen Stücke haben folgenden Inhalt: I. *Lähmung der Regenbogenhaut durch örtliche Anwendung des Bilzenkrautes und Benutzung derſelben bey der Behandlung einiger Augenkrankheiten.* Bey einer Kranken, die vor einigen Stunden ein aus einer Auflöſung des Bilſenkraut-Extractes beſtehendes Augenwaſſer in das eine Auge gewiſcht hatte, fand der Vf. das Auge völlig ſo, wie man es ſonſt nur beym ärgſten ſchwarzen Staare findet, nämlich die Regenbogenhaut gänzlich unbeweglich, ſo ſehr zurückgezogen, dafs ſie einen kaum Eine Linie breiten Ring bildete, und mit ihrem innern Rande etwas nach hinten gewandt, ſo, dafs ihre vordere Fläche nach dem Mittelpunkte hinzu concav lag. Das ſchwarze Pigment im Boden des Auges hatte nicht die gewöhnliche Schwärze, ſondern einen graulichten Schein. Dennoch ſah die Kranke mit dieſem Auge ſo gut, als vorher, auſser dafs es ihr etwas vor demſelben flimmerte, welches von der zu grofsen Menge Lichtſtralen herrührte, die durch die ſo ſehr erweiterte Pupille in das Auge kam. Einige Tropfen gerade vorräthigen Cajeputöls, in die Augen gerieben, verengerten ſehr bald die Pupille wieder, und in einigen Stunden war der ganze Zufall völlig gehoben. Jenes Augenwaſſer war nicht einmal eingetröpfelt, ſondern nur etwas von demſelben mit dem Finger auf die Augenlieder-Ränder gewiſcht worden. Mehrere Verſuche an mehreren Perſonen brachten immer dieſelbe Wirkung hervor, ſo bald die Regenbogenhaut nur noch Beweglichkeit hatte. Der Vf. behielt die nämliche Vorſchrift bey; nämlich er läſst einen Scrupel Bilſenextract in einer Unze Waſſer auflöſen, und davon einige Tropfen in das Auge fallen, und durch hinten übergebogene Lage einige Zeit in demſelben erhalten. Es entſteht hierdurch gar kein Schmerz, auch keine auffallende Röthe. Die Lähmung der Pupille entſteht nach dem Verlaufe von 1 — 2 Stunden und dauert gemeiniglich 5 — 6 Stunden. — Die Wirkung eines, nach Art des Kirſchlorbeerwaſſers bereiteten, deſtillirten Waſſers von friſchem Bilſenkraute blieb zweifelhaft. Das wäſſerigte Mohnſaft-Extract in einer gleichen Auflöſung machte zwar Schmerz, Hitze und Röthe, aber durchaus keine Erweiterung der Pupille, vielweniger Unbeweglichkeit derſelben. Das Kirſchlorbeerwaſſer brachte dieſelbe Wirkung hervor, wie das Bilſenkrautextract, am allerſtärkſten aber das *extractum belladonnae*, in gleicher Gabe, als das *extractum hyoſciami.* Seine Wirkung war weit dauernder: der Vf. fand nach 24 Stunden die Pupille noch etwas erweitert. Auch war es dem Auge empfindlicher. Ob es auf die Netzhaut gar nicht wirkte, kann er nicht mit Beſtimmtheit angeben. Vom Auflegen des *empl. hyoſciami* und *belladonnae* über den Augenbraunen ſah er keine Wirkung auf die Regenbogenhaut. — Die Anwendung dieſes Mittels giebt 1) beym grauen Staare ein ſicheres Prüfungsmittel, ob derſelbe mit der Regenbogenhaut verwachſen iſt, oder nicht; 2) geſtattet ſie die genaueſte Unterſuchung der Beſchaffenheit des Staars; 3) iſt ſie ein Palliativmittel bey dem gewöhnlichſten grauen Staare, wiewohl es noch unbeſtimmt iſt, ob das Mittel ohne Schaden ſo anhaltend, und in ſo öfterer Wiederholung, dafs die Erweiterung der Pupille wenigſtens für die Tageszeit permanent werde, angewandt werden darf; 4) ſie ſchafft bey manchen Arten von Verdunkelung der Hornhaut das Geſicht; 5) erleichtert ſie in manchen Fällen die Ausziehung des grauen Staares, wenn man ſie mit einiger Vorſicht vornimmt; 6) mufs ſie bey der Conradiſchen Methode, durch Oeffnen der Kapſel die Zertheilung des Staars zu bewirken, von grofsem Nutzen ſeyn; 7) iſt ſie beſonders nützlich bey der Verengerung der Pupille

(*phthiſis, ſynizeſis pupillae*), die nicht mit Verklebung der Iris und Kapſel verbunden iſt. — Ein Verſuch des Vfs., zuerſt durch die Auflöſung des *extracti hyoſciami* allein, nachher in Verbindung mit der Vitriolnaphthe, den Staar zu zertheilen, gelang nicht. II. *Nutzen des Lichtes bey Augenübeln.* Ein jedes Organ bedarf der erregenden Kräfte, wenn ſeine Erregbarkeit nicht allmälig erlöſchen ſoll; und ſo auch das Auge. Augenentzündungen, beſonders die langwierigen, erfodern ſehr oft reizende Mittel: und der natürlichſte Reiz — der des Lichtes — ſollte dabey ſchädlich ſeyn? Theils hat man bisher ſich zu ſehr vor entzündenden Mitteln geſcheuet und viele Augenentzündungen zu ſchwächend behandelt, indem man der ältern Theorie zu viel folgte; theils hat man bey der Wahl der reizenden Potenzen, wenn die Summe der Reize vermehrt werden ſollte, zu ſehr die natürlichſten Reize bey Seite geſetzt. Natürlich aber erfodert der jedesmalige Zuſtand der Augen ſeinen eignen Grad von Luft. Die Anwendung deſſelben empfiehlt der Vf. namentlich beym ſchwarzen Staare und der ſich zu ihm hinneigenden Amblyopie. Er ſammelt die Lichtſtralen in einem convexen Glaſe (Staarbrillen), und wirft ſie ſo in das Auge. Dabey vergiſst er nie, bey Abmeſſung der gehörigen Entfernung, in welcher er es vom Auge hält, den Raum zwiſchen der Hornhaut und dem Boden des Auges, auf welchem erſt das Bild entſteht, mit zu rechnen, und auf die neue Stralenbrechnung im Auge Rückſicht zu nehmen. Er verſichert, noch kein Auge gefunden zu haben, welches ſo blind geweſen, dafs ſeine Methode nicht auf daſſelbe gewirkt habe: ſelbſt bey einem achtjährigen vollkommenen ſchwarzen Staare wirkte ſie noch. Freylich würde dieſe Methode bey Blindheit, die mit directer Schwäche anfängt, ſehr gefährlich ſeyn. Am beſten wird das Mittel bey ſolchen Perſonen paſſen, die durch Ueberreizung, Blitz, Sehen in die Sonne u. dgl. erblindet ſind, und bey denen, die eine weite Pupille haben und deren Blindheit ſich mit Nebel vor den Augen und, ſtatt mit Lichtſcheuheit (Lichtſcheue), gegentheils mit Unentbehrlichkeit ſtarken Lichtes, um noch etwas zu ſehen, anfieng. Auf jeden Fall kann man ſich durch einen ſtufenweiſen Gang völlig ſichern: man hat die Doſis ſo ſicher in ſeiner Gewalt, wie bey irgend einem Arzneymittel. Die Umſtände, von welchen ſie abhängt, beſtimmt der Vf. S. 42. f. III. *Ein paar Bemerkungen über den Bau und die Verrichtungen der Regenbogenhaut.* 1) Oſcillatoriſche Bewegung der Regenbogenhaut. Die letztere zieht, wenn in ein beſchattet geweſenes Auge plötzlich Licht fällt, ſich beſonders ſtark zuſammen, erweitert ſich aber binnen einer Secunde wieder etwas in demſelben Lichte. Auſser dem Reize des Lichtes ſelbſt, deſſen Wirkung nachher wieder ſchwächer wird, haben Beobachtungen den Vf. auf eine überſehene Miturſache dieſer Erſcheinung geleitet. Nämlich die Regenbogenhaut geräth durch das plötzliche Eindringen neuen Lichtes in eine wahre oſcillatoriſche Bewegung, in einen *öftern* Wechſel von Syſtole und Diaſtole, die, gleich den Schwingungen eines Pendels, nach und nach immer ſchwächer werden, deren der Vf. aber doch bey manchen Augen, beſonders bey dunkler Farbe der Regenbogenhaut und auf dem weiſsen Grunde des grauen Staars, bey einem und demſelben Lichte 4 bis 6 hat unterſcheiden können. Dieſe Erſcheinung läſst ſich nicht durch anfangs angehäufte Erregbarkeit erklären, ſondern hat ihren Grund in einem wirklichen Abnehmen und Zunehmen der abſoluten Summe des einwirkenden Reizes. Am längſten ſcheinen die immer kleiner werdenden Oſcillationen bey Leuten ſichtbar zu ſeyn, deren Regenbogenhaut einen mittlern Grad von Erregbarkeit beſitzt. 2) Gezackte oder ausgeſchweifte Pupille. Mehremale ſah ſie der Vf. bis zur Tiefe einer Linie eingekerbt: einmal zählte er 7 ſolcher Einſchnitte, wodurch der innere Rand eben ſo viele kleine Bogen bildete. Dabey war die Sehkraft geſund und die Bewegung der Regenbogenhaut natürlich. Gewaltthätigkeiten, die ſolche Riſſe hätten hervorbringen können, waren nicht vorhergegangen. Der Vf. hält deſshalb dieſe Beſchaffenheit für angeboren und glaubt, dafs ſie bey dem Verſchwinden der *membrana pupillaris*, durch ein ungleiches Zurückziehen der Gefäſse derſelben, entſtanden ſind. IV. *Ueber die Urſache des undeutlichen Sehens bey ſchnellem Wechſel ſtarken und ſchwachen Lichtes.* Sie liege in der angehäuften Erregbarkeit der Netzhaut. Etwas können auch wohl die erwähnten Oſcillationen der Iris dazu beytragen. V. *Weshalb ſehen Kurzſichtige beſſer, wenn ſie die Augenlieder halb ſchlieſſen?* Sie halten dadurch das von der Seite kommende Licht ab, und es wird durch dieſs Manoeuvre zugleich eine Veränderung des Augapfels ſelbſt bewirkt, die ſchon allein den Myops weitſichtiger macht. (Einige Kurzſichtige ſehen, ohne die Augenlieder zuſammen zu kneifen, beſſer in die Ferne aus dem Augenwinkel, als geradezu). VI. *Eine kleine optiſche Bemerkung.* VII. *Ueber den Nachtheil des ſchnellen Wechſels von Dunkelheit und Helle und einige deſshalb zu beobachtende Vorſichtigkeitsregeln.* (Dieſer vorzüglich für Nichtärzte bereits im Braunſchweigiſchen Magazin gedruckte Aufſatz verdient, auſser der Aufmerkſamkeit der Aerzte, ganz beſonders das Studium der erſtern und daher den Ankauf des 43 und 44. Stückes jenes Magazins vom Jahre 1801). VIII. *Ueber den Nachtheil der Beleuchtung von Einer Seite her.* (Warnungen für Gelehrte, ſitzende Arbeiter, Liebhaber vieler Lectüre u. ſ. w., die allerdings von jedem beherzigt zu werden verdienen. Schon die Gewohnheit aller mechaniſcher Künſtler, in Abſicht der Stellung ihrer Arbeitstiſche, kann jeden Aufmerkſamen von der Richtigkeit eines Theils der hier gegebenen Regeln überführen). IX. *Kurzſichtige ſollten keine Tabakraucher werden*, weil ſie immer (?) einen Hang haben, nur mit *einem* Auge zu leſen, und ſie dieſem bey der Pfeife im Munde, die ſie nur ſeitwärts bey dem Arbeiten halten können, vollends nachgeben. (Eigentlich iſt der kurze Aufſatz nur für ſolche, die

am Schreibtiſche ſitzen, beſtimmt. Richtiger hieſse die Ueberſchrift ſo: Kurzſichtige ſollten nie *beym Arbeiten* Tabak rauchen. Höchſt wahrſcheinlich fiele der Nachtheil weg, wenn ſie ſich gewöhnten, aus biegſamen Röhren mit gebogenem Mundſtücke zu rauchen, und die Pfeife gerade vor ſich hin zwiſchen Tiſch und Unterleib zu halten). X. *Einige ſehr gewöhnliche Fehler der Brillen und Lorgnetten.* (So wird letzteres Wort auch S. 77. und durchgängig in dieſem Aufſatze geſchrieben, ſtatt: *Lorgnetten*). — Die Faſſung zu den Brillen ſollte des Glanzes wegen nie polirt und im Umkreiſe der Augengläſer nie eine Facette geſchliffen werden. Nicht ſelten ſind die Brillen in ihrem Gelenke ſo fehlerhaft verfertigt, daſs ſie niemals gerade ſitzen, ſondern ſich immer ſchief rücken: die meiſten doppelten Bügel an Brillen liegen an den Seiten des Kopfes nur mit einem Punkte an, und preſſen dann die Brille zu ſtark gegen die Naſenwurzel an. Manchmal ſind an Doppel-Lorgnetten die Aerme nicht länger, als an einfachen, folglich zu kurz u. ſ. w. XI. *Ueber den ſchwarzen Ring im Umfange des harten Staars.* Er erweitert und verengert ſich gleichmäſsig mit der Pupille, wie den Vf. beſonders die obigen Verſuche mit dem Hyoſciamus gelehrt haben. Mancher Kapſelſtaar hat denſelben gleichfalls. Die Urſache deſſelben iſt nicht das Durchſchimmern des ſchwarzen Bodens des Auges allein, ſondern vorzüglich der Schatten, welchen die an ihrer hintern Fläche (*uvea*) ſchwarze Regenbogenhaut auf den Staar wirft. Zur völligen Beſtätigung dieſer Meynung fodert der Vf. zu Beobachtungen der Geſtalt des Ringes bey immer nicht zirkelförmiger Pupille auf, beſonders an Thieren, welche eine ovale Pupille haben, wo *jeder* graue Staar mit beweglicher Pupille dazu Gelegenheit giebt. Iſt nämlich bey einer eckigten oder ovalen Pupille der ſchwarze Ring des Staars auch eckigt oder oval: ſo iſt es völlig bewieſen, daſs der Ring nicht von der Durchſichtigkeit des dünnern Randes der doch immer runden Kryſtall-Linſe herrührt. XII. *Erklärung zweyer Nebenſymptome des ſchwarzen Staars, nämlich der rauchigten Pupille und der ſogenannten Auflöſung des Glaskörpers.* Jene ſcheint dem Vf. öfters bloſs daher zu rühren, daſs, wegen der erweiterten Pupille, mehr Lichtſtralen in das Innere des Auges fallen. Den grünlichten Schein und die weiſse Fläche, auf welcher man oft Blutgefäſse unterſcheidet, und die zuweilen auch bey einer kleinen Pupille vorkommen, kann man freylich nicht *durch* jene gröſsere (*von* jener gröſseren) Erhellung des innern Auges ableiten. „Sollten ſie aber," fragt der Vf., „beſonders der grünlichte Schein, nicht mehr von einem Mangel an ſchwarzem Pigment im Boden des Auges, als von einer Verdickung der Netzhaut, herrühren? Nur genaue anatomiſche Unterſuchungen können hierüber entſcheiden." Die ſogenannte Auflöſung der gläſernen Feuchtigkeit hat, wenn nicht *abſolute* Verengerung des Raumes, worin der Glaskörper enthalten iſt, Schuld an dem Vorfalle deſſelben iſt, eine von den folgenden zwey Urſachen; entweder eine widernatürliche Gröſse des Glaskörpers, einen waſſerſüchtigen Zuſtand der Glashaut, oder einen zu geringen Widerſtand derjenigen Theile, welche den Glaskörper nach Ausziehung der Linſe zurückhalten müſſen. Aus dem letztern Grunde fällt er auch leicht vor, wenn man, nach Beer's Methode, die Linſe ſammt der Kapſel auszieht: noch mehr wird dieſs durch die Bewegung des Staars nach allen Seiten befördert. XIII. *Ueber die Beweglichkeit der Regenbogenhaut, welche bey dem ſchwarzen Staare zuweilen unverletzt bleibt.* Es haben in dieſen Fällen, nach der Hypotheſe des Vfs., Netzhaut und Augennerven ihre Erregbarkeit nicht *gänzlich* verloren, ſondern nur *theilweiſe*. Nur die *ſpecifiſche*, die durch das Licht, in ſofern als es leuchtet, in den zum Sehen eingerichteten Organen erweckt wird, gieng verloren: hingegen die *allgemeine*, das Gemeingefühl der Nervenfaſer blieb, und, durch den Reiz des Lichtes in der Netzhaut in Thätigkeit geſetzt, wird dieſe Erregung durch den Augennerven zum Gehirne geführt, und von da durch den dritten und fünften Hirnnerven auf die Ciliarnerven zurück. XIV. *Vorfall der Kryſtall-Linſe ohne äuſsere Urſache.* Eine ſchon aus *Loder's* Journal B. I. St. 3. bekannte Krankengeſchichte, bey der wahrſcheinlich ein waſſerſüchtiger Zuſtand der Glashaut zum Grunde lag.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Beyträge zur Kenntniſs und Verbeſſerung des Kirchen- und Schulweſens* in den K. Braunſchw. Lüneburgſchen Kurlanden, geſammelt und herausgegeben von D. *J. C. Salfeld*. *Dritten Bandes* 1—3tes Heft. 1801. 376 S. 8. (1 Thlr.)

Das dritte Stück fängt mit einer Reihe ſchon etwas alter kirchlicher Actenſtücke zu Verbreitung eines vernünftigen Gebrauchs der Bibel an, die durch Umſtände noch nicht ganz zur Ausführung haben kommen können. Darauf folgen intereſſante Beyträge zur Geſchichte der öffentlichen und Privatbeichte in den hannöveriſchen Landen, mit einem bündigen, noch ungedruckt geweſenen Aufſatze des verſtorbnen Conſiſtorialraths *Jacobi* in Celle, gegen die Privatbeichte, der ſich auch in ſeinen gedruckten Schriften der öffentlichen Beichte annahm. Die Privatbeichte kann freylich, nach den herkömmlichen Einrichtungen des Beichtweſens, das Gute nicht ſtiften, das ihre Vertheidiger von ihr gerühmt haben: aber unter andern Modificirungen würde doch für die individuelle Seelſorge mehr dadurch gewirkt werden können. Der Paſt. *Jeſſe* zu Weſten theilt ſchätzbare Bemerkungen über die Beförderung des Schreibunterrichtes in Landſchulen mit. Die zwey folgenden Numern beziehen ſich auf die Verbeſſerung des Schulunterrichts zu Elkershauſen und Deyenrode im Amte Friedland durch eine eigne Stiftung, durch einen Prämienfonds, und durch Errich-

tung

tung einer Induſtrieſchule. In dem letzten Auffatze giebt der Hofcaplan *Reinhold* über die jetzige zweckmäſsige Einrichtung der Neuſtädter Söhne- und Töchterſchule, und zugleich über die vom Kaufmann *Biſchoff* (dem Stifter der Bildungsanſtalt für Kaufleute) errichtete Sonntagsſchule für Handwerks-Lehrlinge der Neuſtadt in Hannover, Auskunft. — Das zweyte Stück enthält Proben von Candidaten-Berichten, ſehr beyfallswerthe liturgiſche Verſuche bey der Communion, bey Trauungen und bey Taufhandlungen, unter denen man auch mit Vergnügen einige aus dem Nachlaſſe des würdigen Jacobi in Celle findet, und eine Reihe von Verordnungen, Ausſchreiben und Reſcripten, die vorzüglich angehende Prediger intereſſiren. — Im dritten Stücke haben drey ſchätzbare Auffätze die rühmliche Tendenz, die Bekanntſchaft mit dem Lyceum in Hannover zu befördern und die dort wohnhaften Familien zu bewegen, mehr als gewöhnlich geſchieht, ihre Söhne an den Lehrſtunden deſſelben Antheil nehmen zu laſſen. In dem erſten werden die Vortheile auseinandergeſetzt, welche aus der Verbindung des öffentlichen Unterrichts mit der Privat-Unterweiſung für ſtudierende Jünglinge entſpringen, und den Aeltern, welche Hauslehrer halten, empfohlen, ihre Söhne mit den Hauslehrern an dem Unterricht des Lyceums Theil nehmen zu laſſen. Der zweyte Aufſatz von dem gelehrten Rector *Krauſe* in Hannover, enthält eine gründliche Apologie der öffentlichen Schulen, und der dritte iſt ein Auszug aus dem erſten Buch von Quintilians *Inſtitutio oratoria* über den Vorzug der öffentlichen Unterweiſung. In dem folgenden Auffatze über die Sommerſchule auf dem Lande wird die Aufmerkſamkeit auf dieſen der Verbeſſerung ſehr bedürftigen Gegenſtand der Schulgeſetzgebung gelenkt. Kurz, aber wahr iſt, was Hofr. *Feder* für den Eid und deſſen Unabhängigkeit vom religiöſen Glauben ſagt: „Da es, heiſst es in ſeinem Auffatze, bey Ehrlichkeit und Betrug nicht darauf ankommt, was ich denke und glaube, ſondern was ich will und zu bewirken ſuche, daſs der *andere* glaube: ſo iſt derjenige immer der ärgſte Betrüger, der die ſtärkſten Mittel anwendet, Vertrauen zu erzeugen, was er auch bey ſich ſelbſt vom Grunde dieſes Vertrauens halten mag." Dieſem Auffatze ſind zweckmäſsig einige Verſuche zweyer Prediger von Anreden bey Eidesleiſtungen von Juden und Chriſten beygefügt. Den Beſchluſs machen zwey neuere Conſiſtorial-Ausſchreiben.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Regensburg*, b. Rotermundt: *De longitudine et latitudine geographica urbis Ratisbonae obſervationibus aſtronomicis determinata a P. Placido Heinrich*, S. S. Theol. et Phil. Doct. Benedictino et Mathes. Prof. ad S. Emmer. Tentam. I. cui accedunt theſes ſelectae ex phyſica et matheſi quas III. non. Dec. publice propugnabit F. Joſ. Diller. 1801. 60 und 12 S. gr. 4. mit 1 Kupf. In dieſer wohlgerathnen Schrift hat der Vf. eine Lücke in den Verzeichniſſen der geographiſchen Ortsbeſtimmungen ausgefüllt, die in einer Stadt, welche die Reſte eines *Keplers* verwahrt, nicht ſo lange hätte offen bleiben ſollen. Indeſſen ſagt *Lalande* noch in der *Conn. des tems* für 1799, daſs man wohl kaum 4 Orte auf der ganzen Erde finden werde, wo die Länge und Breite auf 2 Secunden genau beſtimmt ſey. Der raſtloſe Eifer des verdienſtvollen Directors der Seeberger Sternwarte hat jedoch durch Ermunterung, Beyſpiel und ſelbſt thätige Unterſtützung (er beſorgt den Beobachtern gute Spiegelſextanten und Chronometer, ja theilt im Nothfall ſeinen eignen mit) dieſem Bedürfniſſe ziemlich abgeholfen, wie ſolches die vielen Nachrichten in ſeiner allg. geogr. Ephemeriden und ſeiner monatlichen Correſpondenz hinlänglich beweiſen, ſo daſs beſonders Deutſchland ſeit kurzem eine ganz andre geographiſche Anſicht gewonnen hat. Unſer Vf. iſt ebenfalls im Beſitz einer kleinen Sternwarte, die mit verſchiednen guten Werkzeugen (nur noch mit keinem Troughtonſchen Sextant) verſehen iſt, von welchen er mit groſser Sachkenntniſs und anhaltendem Fleiſse Gebrauch gemacht hat. Er läſst es auch nicht dabey bewenden, bloſs die Reſultate ſeiner Bemühungen mitzutheilen, ſondern beſchreibt, um auch andere, die ſich mit ihm etwa in ähnlichen Lagen befinden, zu ſolchen Arbeiten aufzumuntern und ſie ihnen zu erleichtern — die Einrichtung der Sternwarte, den Gebrauch der Inſtrumente und die Berechnungsmethode ſeiner Beobachtungen umſtändlich und erläutert ſie durch mehrere Beyſpiele. Die geographiſche Breite von Regensburg hat er theils aus Mittagshöhen der Sonne, die er durch einen Gnomon erhielt; theils nach Horrebows und Hells Methode, aus Höhen von Fixſternen, welche ſüdlich und nördlich unter gleichen Höhengraden culminiren, hergeleitet, wobey er eigne Rechnungsvortheile beybringt. Die Höhen ſelbſt ſind mit einem Branderiſchen Quadranten genommen, der mit einem Mikrometer verſehen iſt, deſſen Theile 12,96 Sec. angeben. Für andere Liebhaber werden mehrere Sternpaare, die zu ſolchen Beobachtungen geeignet ſind, angegeben. Wie zu Beſtimmung der Polhöhe *Branders* amphidioptriſcher Goniometer gebraucht wird, iſt ebenfalls umſtändlich gezeigt, und dem Künſtler, der in Regensburg ſeine Wiege und ſeinen erſten Unterricht fand, dabey ein kleines Andenken geſtiftet. Das Reſultat aus allen hier beygebrachten Beobachtungen und Rechnungen giebt für die daſige Breite oder Polhöhe 48° 59′ 47″. Die Verſicherung der Zuverläſsigkeit behält er ſich indeſs noch bis auf die Zeit vor, wo der beſtellte Troughtonſche Sextant angekommen ſeyn wird. Mit gleicher Sorgfalt wird im andern Theile der Schrift das gebrauchte Verfahren für die Längenbeſtimmung beſchrieben. Es ſind hier ſowohl Mondsfinſterniſſe und Occultationen von Jupiterstrabanten, als auch Sonnenfinſterniſſe und Fixſternbedeckungen vom Monde, gebraucht worden. Das Reſultat aus allen giebt die Länge von Ferro 29° 43′ 8″ welche der Vf. bis auf eine Zeitſecunde für zweckmäſsig hält. Am Ende ſind noch Meridian-Differenzen zwiſchen Regensburg und einigen der berühmteſten Sternwarten beygefügt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Januar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BREMEN, b. Wilmans: *Ophthalmologiſche Beobachtungen und Unterſuchungen*, oder *Beyträge zur richtigen Kenntniſs und Behandlung der Augen im geſunden und kranken Zuſtande*, von *K. Himly* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

XV. *Angebornes Ochſenauge, nebſt einigen andern Fehlern der erſten Bildung eines Mannes.* Das eine Auge war bedeutend gröſser, als das andere, und unverhältnifsmäſsig grofs gegen die Augenlieder und die Augenhöhle. Der Kranke konnte damit recht gut ſehen, ob es gleich ein etwas blindes Anſehen hatte. Dieſe Beſchaffenheit war ihm, ſo wie ſechs Finger an jeder Hand und an einem Fufse ſechs Zehen, angeboren, jedoch nicht angeerbt. XVI. *Ein angebornes unvollkommnes Auge.* Die Augenlieder ſpalte des einen Auges hatte etwa zwey Drittheile ihrer natürlichen Länge. Die Augenlieder lagen tief in der Augenhöhle, und es war nichts von derjenigen Erhebung derſelben zu ſehen, die die darunter liegende convexere Hornhaut macht. Es war auch keine Spur von Hornhaut da, ſondern die Sclerotica gieng in gleicher Wölbung über jene Stelle weg, welche die Hornhaut hätte einnehmen müſſen; jedoch war die Sclerotica an dieſer Stelle ein wenig bläulichter. Die Augenhöhle war eben ſo grofs, als die des andern geſunden Auges, aber der ganze Augapfel zu klein, ſo, dafs zwiſchen ihm und dem äufsern Rande der Augenhöhle ein bedeutender Zwiſchenraum war. Die Augenlieder waren ganz verhältnifsmäſsig zu dieſem kleinen Auge geſpalten und bildeten keinen blinden Sack, der ſich bis zu der gewöhnlichen Gränze der Augenlieder erſtreckte. Die zu weit nach innen ſtehenden Augenwimper machten durch ihren Reiz Näſſen des Auges. Der Fall war bey einem Kinde von drey Wochen. Der Vf. verſuchte das Weiterſpalten der Augenlieder, allein der Schnitt ſchlofs ſich faſt gänzlich wieder, weil keine Höhlung unter ihm befindlich war. XVII. *Eine ſonderbare Art von Trichiaſis.* Es ſtand aus dem untern Thränenpunkte ein Haar hervor, welches gerade gegen den Augapfel gekehrt war, bey jeder Bewegung des Augenliedes den Augapfel kratzte, vier Linien lang war, und von dem, vor einem paar Tagen beſchnittenen, Kopfhaare in den Thränengang hineingerathen war. XVIII. *Anſcheinender Anfang eines Augenkrebſes.* Wiederhohltes Scarificiren, und eine, alle paar Stunden eingetröpfelte, Auflöſung von Anfangs drey, zuletzt zwölf, Granen weiſsen Vitriols in einer Unze Roſenwaſſers hoben nach etlichen Monaten das Uebel. XIX. *Geſchwüre der Hornhaut.* Warnung gegen Vernachläſſigung derſelben, mit einigen Beyſpielen belegt. Es iſt ein groſser Irrthum, wenn man glaubt, ſie wären nie ohne Lichtſcheue und Schmerzen. Sehr oft entſtehen dieſe Geſchwüre aus einer Phlyctaena. Dieſe Krankheit hat dem Vf. zuweilen ordentlich epidemiſch geſchienen, und ganze Familien litten hintereinander daran: es war ganz katarrhaliſche Conſtitution, und die Bläschen verloren ſich auch gemeiniglich bey diaphoretiſchem Verhalten, beſonders bey Blaſenpflaſtern, Kampfer und Spiefsglas. Zu gleicher Zeit litten auch viele an der katarrhaliſchen Art von Aphthen an der Zunge und den Lippen, und der Vf. hält jene Bläschen des Auges auch für Aphthen. Nach ſolchen Epidemieen bemerkte er immer, dafs ſich mehrere Kranke mit Geſchwüren der Hornhaut einfanden, als zu andern Zeiten. Er ſcheuet jetzt (vergl. *Loder's* Journ. B. I. St. 3. S. 412.) die Bleymittel, wenn die Geſchwürchen der Pupille gegen über ſind und nicht ihre grofse Tiefe die ſchnellſte Hülfe nöthig macht, weil es ihm mehreremal geſchienen hat, als ob nach ihrer Anwendung eine undurchſichtigere Narbe entſtanden wäre, als nach andern örtlichen Mitteln. XX. *Fehlerhafte Behandlung varioloſer Augenübel.* Der Fehler iſt häufig, dafs die metaſtatiſche Augenentzündung verkannt, und für das bey Blattern im früheren Zeitraume ſo gewöhnliche *Oedem* der Augenlieder gehalten, und daher gar nichts (oder eine verkehrte Curart) angewandt wird. Er iſt jedoch ſehr leicht zu vermeiden, wenn man nur auf den Zeitraum achtet, in welchem die Augen verſchwellen. Gehn ſie im letzten Zeitraume der Krankheit zu, oder ſelbſt nachdem die Blattern ſchon abgetrocknet ſind: ſo iſt es immer die gefährliche metaſtatiſche Entzündung, nie die unbedeutende ödematöſe Verſchwellung. Ein anderer Fehler iſt der, dafs Aerzte zuweilen glauben, gegen metaſtatiſche Flecken der Hornhaut und Staphylome von Blattern, könnten ſie nichts weiter thun, als nur immer tüchtige Abführungen, beſonders von Queckſilber, geben, und dafs ſie dabey zu ſpät zu örtlichen Mitteln greifen. Der Vf. zweifelt gar ſehr, dafs ſelbſt Anfangs eine wahre Verſetzung von Eiter hierbey vorgehe, und iſt überzeugt, dafs in den meiſten Fällen gar kein Eiter zwiſchen den Lamellen exiſtirt, ſondern dafs man es blofs mit einer aſthenifchen Entzündung und Erweichung der Horn-

Hornhaut zu thun hat. XXI. *Anfangender ſchwarzer und grauer Staar, durch Elektricität geheilt.* XXII. *Darwin's Vorſchlag, undurchſichtige Narben der Hornhaut wegzuſchaffen.* Beide Aufſätze ſind aus *Loder's* Journal B. I. St. 3. wieder abgedruckt; letzterer ſogar mit dem, *hier* ganz unpaſslichen, Citate: „*a. a. O.*“ (S. 141.) XXIII. *Bequemes Inſtrument, manche fremde Körper vom Augapfel wegzunehmen.* Es iſt dieſes die flache ſilberne Sonde, deren ſich Beer bey der Ausziehung des Staars ſammt der Kapſel bedient. Man giebt ihr eine hackenförmige Biegung, ſchiebt ſie unter den Körper, und hebt ihn ſo aus. XXIV. *Schwierigkeiten bey der Willburgiſchen Art, den Staar nieder zu drücken.* Es kann leicht dabey das *Corpus ciliare* verletzt werden, und der Staar zerbröckelt, nach des Vfs. Erfahrung, beſonders leicht. XXV. *Soll man den Staar nicht operiren, ſo lange der Kranke noch mit dem andern Auge gut ſieht?* Es iſt faſt in der Regel, daſs der graue Staar beide Augen ergreift, und es ſind beynahe nur Ausnahmen, wenn das andere zeitlebens frey bleibt, wo das eine an dieſer Krankheit leidet. Es entſteht die Frage, ob dieſe nachkommende Verdunklung der zweyten Linſe wirklich immer durch das *Fortdauern der erſten Urſache*, oder nicht auch manchmal *conſenſuel* durch die Krankheit der andern Linſe, hervorgebracht wird? Dem Vf. iſt das letztere wahrſcheinlich. Die Entſcheidung hängt faſt allein von einer groſsen Summe von Erfahrungen ab, und kann alſo am beſten von dem Zuſammentreten mehrerer Augenärzte erwartet werden. Auch *Richter* war *vormals* der Meynung, daſs man je eher, je lieber, den Staar operiren müſſe: Gründe, weshalb er ſpäterhin den entgegengeſetzten Rath gegeben, habe er nicht beygebracht. XXVI. *Soll man bey der Staaroperation das andere Auge verbinden? beſonders, wenn der Kranke mit demſelben noch ſehen kann?* Allerdings, und zwar aus ſehr guten Gründen, — gegen Beer. Iſt das andere Auge blind: ſo iſt das Zubinden deſſelben unnütz, und aufserdem mit einigen kleinen Unbequemlichkeiten verbunden. XXVII. *Iſt es rathſam, die Staaroperation auf beiden Augen zugleich vorzunehmen?* Bey Richter, Beer, und andern mehr ſucht man vergebens die Entſcheidung dieſer Frage. Angenehmer ſcheint dem Vf. die gleichzeitige Operation ſowohl für den Kranken, als für den Operateur zu ſeyn, aus umſtändlich angeführten Gründen. Allein ſie hat folgende Nachtheile: 1) die zweyte Operation wird durch eine Ohnmacht des Kranken ſehr erſchwert oder unmöglich gemacht werden; 2) es iſt dabey zu befürchten, daſs, wo nach der Operation das Auge und die Augenlieder unruhig ſind, indem die Augenlieder des noch zu operirenden Auges gehörig weit aus einander gezogen werden, auch die des ſchon operirten ſich öffnen oder ſcharf zuſammenſchnüren, Verſchiebung des Lappens der Hornhaut oder Zuſammenpreſſung des geöffneten Augapfels verurſachen, und hierdurch Anlaſs zu Vorfällen der Regenbogenhaut und des Glaskörpers geben werden; 3) es entſteht dabey die Gefahr einer gröſsern Entzündung und ſtärkerer krampfigter Bewegungen, die die gelungenſte Operation vereiteln können, denn jedes Auge leidet hier nicht blofs ſeine eigene unmittelbare Reizung, ſondern zugleich auch die mittelbare, von dem andern Auge ihm mitgetheilte; 4) die beſte Operation wird manchmal durch unglückliche Zufälle hinterdrein vereitelt, und dann ſind beide Augen verloren, wenn beide gemeinſchaftlich operirt wurden. Die Nachtheile überwiegen alſo die Vortheile bey Weitem. Der, von einigen Wundärzten manchmal eingeſchlagene, Mittelweg, etwa 6 bis 8 Tage nach der erſten Operation gleich die zweyte vorzunehmen, iſt zwar ſicherer, als jenes Verfahren, aber vor den ſpäten Entzündungen, die vorzüglich einen Nachſtaar bewirken, iſt man alsdann doch noch nicht ſicher, u. ſ. w. — Die Frage: ob es überhaupt nöthig ſey, das zweyte Auge zu operiren, wenn die Operation des erſten gelungen iſt? beantworten die Operirten ſelbſt; ſie ſehnen ſich nach der zweyten. Auch bleibt es immer Schonung für ein Auge, wenn es einen Gehülfen hat, und man erkennt mit zwey Augen die Diſtanzen der Objecte ſicherer.

1) Gotha, b. Ettinger: *Georg Adam's Anweiſung zur Erhaltung des Geſichts und zur Kenntniſs der Natur des Sehens.* Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Zuſätzen und Anmerkungen verſehen von *Friedr. Kries.* Zweyte verbeſſerte Auflage. 1800. 206 S. 8. 1 Kupfert. (14 gr.)

2) Wien, b. d. Vf. u. Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Pflege geſunder und geſchwächter Augen nebſt einer Vorſchrift, wie man ſich bey plötzlichen Zufällen an den Augen, welche nicht eine eigentlich medicinisch-chirurgiſche Kenntniſs fodern, ſelbſt helfen kann.* Von *Georg Joſ. Beer.* 1800. 197 S. 8. 1 Kupfert. (12 gr.)

Nr. 1. Von dem Originale wurde ſchon nach ein paar Jahren (1792) eine neue Auflage nöthig. Die vorliegende Ueberſetzung erſchien zuerſt 1793 und man muſs ſich freuen, daſs auch von ihr eine zweyte Auflage nöthig wurde. Man ſtoſst freylich in dieſer Schrift, beſonders in dem optiſchen Theile derſelben, nicht ſelten auf voreilige Annahmen; dieſe darf man aber ihrem Vf. nicht beſonders anrechnen, da ſie darin ihren Grund haben, daſs man auffallend genug bey den mächtigen Fortſchritten der Phyſik faſt in allen andern Zweigen während der letzten Zeit, dieſen faſt unberührt lieſs. Bey allen ihren Mängeln hat dieſe Schrift durch eine deutliche Belehrung über den Bau des Auges, die Brechung der Lichtſtrahlen, die Wahl der Augengläſer, die Nachtheile mancher Lichtſchirme, etc. vielen Nutzen geſtiftet. Der Ueberſetzer hat durch ſehr paſsliche Zuſätze dieſen noch vermehrt. Schon der erſten Aufgabe waren ſie hinzugefügt, bey der zweyten ſind aber auch die neuern Entdeckungen, z. B. des gelben Lochs, nachgetragen. Auch iſt dieſes mal ein die Augen weniger angreifender Druck gewählt. — Da das Buch durch die

die erste Auflage schon allgemein bekannt ist, würde eine weitläufigere Anzeige unzweckmäfsig seyn.

Nr. 2. Zerfällt in drey Abtheilungen. 1) *Von der Erhaltung gesunder Augen.* Hier werden die Regeln angegeben zur Pflege derselben während der verschiedenen Tageszeiten, in Hinsicht des verschiedenen Alters, der verschiedenen Gattungen von Arbeit u. s. f. 2) *Von der Behandlung schwacher Augen*, als von der täglichen Pflege derselben, ihrem zweckmäfsigen Gebrauche, der für sie besonders nöthigen Auswahl der Arbeit und Erholung, der Behandlung der kurzsichtigen und fernsichtigen Augen und der Behandlung der Augen nach schweren Krankheiten. — 3) *Von der Behandlung der Augen bey jähen Zufällen, die keine eigentlichen medicinisch-chirurgischen Kenntnisse fodern*, als von dem Ausnehmen fremder Körper aus den Augen, der Behandlung nach Insektenstichen, bey Blutunterlaufungen, nach plötzlicher Abkühlung und während der Blatterkrankheit. — Bey allen den guten Regeln, welche *Adams, Bäsch, Fest, Lichtenberg, Sömmering* und andere gaben, fehlte es uns wirklich noch an einem Volksbuche, nach dem Plane des Vf. bearbeitet, da theils jene Regeln zu sehr zerstreut in mehrern Schriften sind, theils sich nicht allgemein genug verbreiten, sondern nur Bruchstücke der Augendiätetik geben. Des Vf. Unternehmen ist deshalb sehr verdienstlich, und die Ausführung ist auch im Ganzen so, dafs wir diesem Buche recht viele Leser, nämlich *folgsame*, wünschen. Da aber bey einem Volksbuche besondere Correctheit eine strenge Foderung ist: so mufs Rec. doch einige Sätze ausheben, in welchen er diese vermifst. S. 18. und an andern Stellen ist der Vf. ein zu grofser Lobredner des Waschens und Badens der Augen mit kaltem Wasser. Viel zu allgemein preist er zur Stärkung angegriffner Augen seine auf der Kupfertafel abgebildete Duschbadmaschiene an, aus welcher das in einem Eisbehälter aufgefüllte Wasser mehrere Fufs herabfällt und gegen die Augen strömt, und zu deren Anwendung der Kranke erst mehrere Tage durch kalte Umschläge auf den Kopf vorbereitet werden soll. Rec. freuet sich, dafs die Kostbarkeit der Maschine und die Umständlichkeit ihrer Anwendung viele von dem Gebrauche derselben abhalten wird. Hr. B. mag sie immerhin ein wohlthätiges Werkzeug nennen, dessen man sich auch in dem Auslande mit dem glücklichsten Erfolge bedient hat: so gehört doch nur sehr wenige Kenntnifs dazu, um zu begreifen, dafs es in sehr vielen Fällen ein sehr schädliches Werkzeug werden kann. Zu allgemeine Empfehlung derselben ist Quacksalberey, so wie sie unsere Pädagogen vor einiger Zeit mit dem allgemeinen kalten Bade trieben. — Sehr unvorsichtig ist es, dafs der Vf. S. 41. gegen hartnäckige Verstopfung *dem Layen* Klystiere von kaltem Wasser anräth; eben so wenig ist *das Trinken eines Mineralwassers bey Tisch* ein Mittel, welches bey Verstopfung *vorzüglich im Sommer in jeder Hinsicht zu empfehlen ist*, wie der Vf. glaubt (aber doch sogleich noch die Klausel anhängt, *wenn es anders die individuelle Gesundheit erlaubt*). Unvorsichtig ist S. 64. die Angabe, dafs man niemals bey dem Arbeiten *zu viel* Licht haben könne. — Falsch ist es, dafs das Gesicht Morgens die gröfste Anstrengung ohne Nachtheil leide, weil während des Schlafes der ganze Körper und so auch die Augen sich neue Kräfte gesammelt haben (S. 106.) Der Vf. fügt zwar selbst die Bedingung hinzu, dafs man nicht gleich von dem Bette an den Arbeitstisch laufen müsse, aber die angehäufte Erregbarkeit der Augen dauert länger fort, und erleichtert eben so die Uebereizung, als derselbe Zustand des Magens etc. zur Morgenzeit. — Sehr übertrieben ist es, wenn der Vf. den Gebrauch einer mit einem zweckmäfsigen, das Licht nicht concentrirenden Schirme versehenen Argandschen Lampe deshalb widerräth, weil sie beym Mangel eines Rauchfanges die Luft verunreinigte, da es gerade bey dieser Lampe ein Vorzug ist, dafs sie dieses sehr wenig thut. — Dagegen wird das Besuchen des Theaters als ein Erholungsmittel der Augen zu warm empfohlen. Wenn auch durch zweckmäfsigere Einrichtung, als man überall findet, verhindert wäre, dafs die Lichter nicht unmittelbar in die Augen fallen: so schaden sie schwachen Augen doch leicht durch das Flattern, durch den schnellen Abfall, wenn man das Haus zur Nachtzeit verläfst, so wie mancher Theaterpomp, besonders in den empfohlenen Balletten, den armen Schwachsichtigen mit Blitzen und Furientänzen oft sehr zur Unzeit überrascht. — Den richtigen Satz, dafs das Schreiben bey Abend nicht so sehr angreift, als das Lesen, schränkt *B.* blofs auf das Concipiren ein, weil er den einzigen Grund darin findet, dafs man hierbey weniger genau auf die Buchstaben sieht. Es hat aber noch eine zweyte Ursache statt, nämlich, da man nicht so schnell schreibt, als man liest: so liest man in einer Stunde, in welcher man schreibt, nicht halb so viel, als in einer, in welcher man liest ohne zu schreiben. Deshalb finden auch Geschwindschreiber weniger Unterschied in Hinsicht der Anstrengung bey beiderley Arbeit. — S. 154. heifst es: „gemeiniglich verursacht das weifse Tischzeug, die Teller, „Löffel u. d. gl. schwachen Augen eine sehr unangenehme Empfindung; aber diese verschwindet fast „immer, wenn man einige Löffel *Suppe* oder sonst „eine warme und etwas *flüssige* Speise genossen hat.“ Hiernach sollte man glauben, dafs die Erleichterung durch die vermehrte allgemeine Erregung mittelst des Genossenen geschehe; dann hätte der Vf. aber, wie an mehrern andern Stellen, zu zweckmäfsigem innern Gebrauche von Arzneyen rathen sollen. Die Sache beruht aber vorzüglich darauf, dafs die flüssige Speise den Tellern und Löffeln den Glanz nimmt, und deshalb verschwindet die Empfindung nicht, wenn man zwar sehr viel flüssige Speise geniefst, die Gedecke aber oft gewechselt werden. — In dem Abschnitte von der Behandlung der Augen während der Pockenkrankheit hatte die später entstehende Augenentzündung, die meistens so sehr gefährlich wird, in ihrem ersten Anfange genau angegeben werden müssen.

müſſen mit dem dringenden Rathe, ſogleich einen Arzt zu Rathe zu ziehen. — „Ich habe mich," heifst es in dieſem Kapitel, „durch eine *ungeheure Menge* „*von Beobachtungen* davon überzeugt, daſs — es „theils von der individuellen Beſchaffenheit des Blat„terkranken, theils von der ſorgſamen oder nach„läſſigen, von der vernünftigen oder ganz ſinnloſen „Pflege der Augen während der Krankheit, theils „von der ärztlichen Pflege, und endlich theils von „den ökonomiſchen Verhältniſſen des Kranken ab„hänge, ob die Augen von dem Pockengifte früher „oder ſpäter oder gar nicht angegriffen werden." Dieſe *allgemeine* Angabe, die wahrlich doch nicht viel Beobachtung erfodert, iſt nicht weiter ausgeführt, und ſo erſcheint wohl nur ein Mäuschen, wo man einen Berg erwarten konnte. Die Schreibart iſt an mehrern Stellen gezwungen, pathetiſch und witzelnd.

GESCHICHTE.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kuſsler: *Staatsrechtliches Verhältniſs der Schweiz zu dem deutſchen Reiche*, von dem Urſprunge der Eidgenoſſenſchaft bis zum Ende des achtzehenden Jahrhunderts, von *Ludwig Friedrich Reichsfreyherrn von Jan*, Herzoglich Wirtemb. Geheimen Rath und geheimen Kanzley-Director. I. Theil. 1801. LX. u. 404 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Manche Leſer dieſes Titels mögen bey den jetzigen politiſchen Conjuncturen und bey der ſelbſt durch Friedenstractate ſanctionirten und in der Schweiz nur zu ſehr bethätigten Trennung alles Verbandes zwiſchen Deutſchland und Helvetien das von Janſche Unternehmen für überflüſſig halten. In der That ſcheint es auch unnütz, die Dependenz eines ganzen Landes zu demonſtriren, wenn davon ſelbſt in den unbedeutendſten Verhältniſſen kaum eine Spur vorhanden iſt. Unterdeſſen iſt doch nicht aller praktiſcher Werth verſchwunden, wie die neuerlich zwiſchen der Helvetiſchen Republik und Baden abgeſchloſſene, noch ungedruckte Abzugs-Convention und der officielle Schriftwechſel des Fürſtbiſchofs zu Coſtanz vom October und November 1801 beweiſen. Auch iſt es ſchwer, vor der Erſcheinung der folgenden Theile dieſes Werks, über deſſen hiſtoriſches Intereſſe beſtimmt zu urtheilen. Dieſer *erſte* Band enthält nur in einer chronologiſchen Ueberſicht die geſchichtlichen Daten über das Verhältnifs der Schweiz zu Deutſchland; in dem zweyten Theile ſollen dieſe Materialien juriſtiſch verarbeitet werden, wozu freylich alles hier mit der ſchon aus den vorigen Schriften des Vf. bekannten Emſigkeit zuſammengetragen worden. Ein Hauptthema für die folgenden Theile bleibt noch die Prüfung der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe; dagegen möchte die verſprochene Beyfügung von vielen hundert Urkunden für mehrere Käufer ein läſtiger Ballaſt ſcheinen. Der herrſchende Geiſt der Zeit, der ſchneidende Gang unſerer Politik und die Frivolität, welche ſich unvermerkt in die Federn unſerer Schriftſteller und in den Hang des leſenden Publicums einſchleicht, machen es zweckmäſsiger, ſtatt bogenlanger Urkunden des Alterthums, deren Quinteſſenz unmittelbar unter den Text, zu welchem ſie gehören, in Anmerkungen beyzufügen. Für die folgenden Theile empfiehlt Rec. dem Vf. noch die ſo eben erſcheinende *Hiſtoire des Helvetiens par George Farey*. (Paris, chez Deroy 1801. 342 S.) wo die beſten Quellen mit Auswahl und Sorgfalt benutzt ſind.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Des Abbé de Treſſan mit der Geſchichte verglichene Fabellehre des Alterthums.* Für Schulen und für Unkundige deſſelben ins Deutſche übertragen und mit Anmerkungen verſehen von *Dr. G. Köhler*, Rect. d. Detmold. Gymnaſ. *Erſter Band.* 1800. XXIV. u. 370 S. gr. 8. Mit 12 Kpft. (1 Rthlr. 16 gr.)

Treſſan's *Mythologie comparée avec l'hiſtoire* iſt ein neu aufgeſtutzter *Banier*, dem der Vf. ſeine hohe Achtung dadurch bezeigte, daſs er ſein Werk zum Leitfaden nahm. Sein Hauptzweck war, ein allgemeines Gemälde von der Mythologie zu entwerfen, ſie von ihrem Urſprunge an zu verfolgen, auf ihren Abwegen zu begleiten und ihren Gang zu bezeichnen. Es herrſcht in dem Werk franzöſiſche Leichtigkeit und Seichtheit, ſchiefes Räſonnement, Verworrenheit der Begriffe und kecker Hypotheſenbau, aber in einer gefälligen Einkleidung. Wurde es gleich in Frankreich gut aufgenommen, und erlebte es dort 1798 eine neue Auflage: ſo verdiente es doch nicht in ein deutſches Gewand umgekleidet zu werden, da es ſich mit unſern beſſern mythologiſchen Handbüchern nicht von fern vergleichen läſst, und uns wieder ganz zu den ehmaligen ungeläuterten Vorſtellungen über dieſe Gegenſtände zurückführt. Das ſah auch der gelehrte Ueberſetzer, dem die Arbeit aufgetragen worden war, ſehr gut ein, ſobald er ſich genauer mit ſeinem Autor bekannt gemacht hatte, und es koſtete ihm Mühe genug, durch Wegſchneiden, Zuſetzen und Berichtigen ein nur einigermaſsen genieſsbares und nützliches Buch daraus zu machen. Dem zweyten Band verſpricht er eine Abhandlung über die Unterwelt der Griechen beyzufügen. Der deutſche Stil iſt einer groſsen Politur bedürftig; bald fällt er ins Platte, bald ſtreift er an das Gezierte. Der oft wiederkehrende Ausdruck: *Götzendienſt* erinnert auch an Hederichs Zeiten. Die beygefügten Zeichnungen ſind vom Detmoldiſchen Hofmaler Valentini im Geiſt der Antike erfunden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. Januar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

STUTTGARDT, b. Löflund: *Ueber den Voraus des überlebenden Ehegatten, nach dem engern Sinne des Wirtembergischen Rechts*, von *Karl Pfizer*, Tutelarraths-Secretär in Stuttgardt. 1802. 215 S. 8. (20 gr.)

In der Lehre des Wirtembergischen Rechts von Erbtheilungen war bisher die Materie vom sogenannten *Voraus* des überlebenden Ehegatten eine von denjenigen, deren Theorie trotz ihrer praktischen Wichtigkeit noch nicht aufs reine gebracht war. Gewöhnlich waren die Schriftsteller, welche dieselbe *ex professo* bearbeiteten, entweder blosse Theoretiker, wie der neueste Commentator des Wirtembergischen Landrechts, oder blosse Praktiker. Hier tritt endlich einer auf, der nicht nur Rechtsgelehrter, sondern auch zugleich das ist, was man im Wirtembergischen einen Schreiber nennt, und daneben ein Mann, dem sein öffentliches Amt Erbschaftstheilungen als Hauptbeschäftigung anweist. Von diesem läfst sich also erwarten, dafs er die Klippen, an denen die Bemühungen seiner Vorgänger gescheitert sind, glücklich vermieden, die Verirrungen der Praxis aufgedeckt, uud überhaupt die ganze Lehre auf richtige und anwendbare Grundsätze zurückgeführt haben werde. Auf der andern Seite kann man freylich vermuthen, dafs der Vf. an eine einmal hergebrachte bequemere Verfahrungsweise gewöhnt, und vollkommen vertraut mit den Schwierigkeiten, die zuweilen mit einer strengen Anwendung der richtigern Theorie verknüpft sind, hier und da in Versuchung gekommen seyn werde, die bessern Grundsätze da zu bestreiten, wo sie der bisher üblichen leichtern Behandlungsart entgegen sind. Dieis geschah jedoch weit seltener, als die herrschende Theilungspraxis es zu erfodern schien. Wir wollen auch durch diese Bemerkung dem Werth der Schrift keineswegs zu nahe treten. Wir räumen ihr vielmehr nicht nur den Vorzug vor allen frühern Bearbeitungen des nämlichen Gegenstandes ein, sondern finden dieselbe überhaupt voll scharfsinniger Erörterungen und gründlicher Berichtigungen älterer und neuerer Theorieen. Wir können daher den Wunsch nicht unterdrücken, dafs der Vf. sich durch sein öffentliches Verhältnifs berufen fühlen möchte, nach diesem Muster die ganze Lehre von Erbtheilungen für das Publicum nach und nach zu bearbeiten. Um unser Urtheil zu bestätigen, wollen wir unsere Leser mit dem Inhalt der Schrift näher bekannt machen.

Der Vf. fängt damit an, dafs er uneigentlichen und eigentlichen Voraus unterscheidet, und diesen auf die Auseinandersetzung der gesellschaftlichen Verhältnisse zweyer Ehegatten einschränkt, während er unter jenem die übrigen sehr heterogenen Bedeutungen zusammenfafst, in welchen der Ausdruck Voraus in dem Wirtembergischem Landrechte gebraucht wird. Den eigentlichen Voraus theilt dann der Vf. in den Voraus im weitern und den im engern Sinne. Jener ist nach §. 2. das Recht beider Ehegatten, dasjenige, was sie als privatives Eigenthum beygebracht haben, nach getrennter Ehe wieder zurückzufodern. „Dieser, von dem in der gegenwärtigen Schrift zunächst gehandelt wird, die blofs dem überlebenden Ehegatten zustehende Befugnifs, gewisse Fahrnifsstücke, welche vorher nicht in seinem privativen Eigenthum waren, vermöge einer besondern gesetzlichen Disposition, sogleich nach getrennter Ehe auf Rechnung der Errungenschaftsgesellschaft in Anspruch zu nehmen.“ Man sieht, dafs der Vf. die Benennung *Voraus* etwas uneigentlich auf das Recht, einen Voraus zu fodern, überträgt. Auch würde der Voraus im weitern Sinne richtiger so erklärt worden seyn, dafs er den im engern Sinne unter sich begriffe. Und dann legt das Wirtembergische Landrecht P. IV. Tit. 4. nur dem, was der *überlebende* Ehegatte vorausnimmt, diese Benennung bey. Wir würden *Voraus* im *weitern* Sinne alles dasjenige genannt haben, was dem überlebenden Ehegatten nach getrennter Ehe von der zur Gesellschaftstheilung bestimmten Vermögensmasse aufser der halben Errungenschaft als privatives Eigenthum zugeschieden wird. Die darunter begriffene fahrende Habe, welche erst mit dem Tode des einen Ehegatten vermöge einer besondern gesetzlichen Disposition in das privative Eigenthum des andern übergeht, würde dann Voraus im *engern* Sinne seyn. Den Ursprung des Voraus findet der Vf. §. 5. in dem sogenannten Theilrechte, ohne jedoch die Gründe für diese Behauptung weiter auszuführen. Wir wären geneigter, die Veranlassung desselben mit Fischer in dem Heergewedde und der Gerade zu suchen. Die Fundamente des Vorauses sind nach §. 6 und 7. Bedürfnifs und Prädilection. Genauer würde sich der Vf. ausgedrückt haben, wenn er der Einführung desselben die Absicht untergelegt hätte, dem überlebenden Ehegatten den Besitz eines bestimmten Theils seiner wahren und eingebildeten Bedürfnisse zu sichern, und denselben sowohl von dem Besitz eigener Güter als von dem Daseyn ehelicher Errungenschaft möglichst unabhängig zu machen. Die An-

ſprache an den Voraus ſichert nur einige Bedürfniſſe, und findet auch ſtatt, wenn gleich dieſelbe durch die Zurückgabe des beygebrachten Vermögens, und durch die Zutheilung der halben Errungenſchaft hinlänglich geſichert ſind. Auf die allgemeinen Grundſätze und Notizen vom Voraus, die den Inhalt des erſten Hauptſtücks ausmachen, folgt im zweyten §. 8—22. die Aufzählung der Bedingungen, welche zu Begründung einer Anſprache auf Voraus weſentlich nothwendig ſind. Zu dieſen rechnet der Vf. Errungenſchaftsgeſellſchaft, gegen Grieſinger, der das Gegentheil behauptet, hier aber auf eine befriedigende Weiſe widerlegt wird. Warum eine Ehe zur linken Hand, vorausgeſetzt daſs alles übrige gleich iſt, den Voraus ausſchlieſsen ſolle, vermögen wir nicht einzuſehen. Im dritten Hauptſtück, das §. 23—65. von den einzelnen Vorausſtücken handelt, ſcheidet der Vf. dem überlebenden Ehegatten nicht blofs wirklich vorhandene ſondern auch *verſprochene* Vorausſtücke alsdann zu, wenn ſie von der Geſellſchaft als ein während der Ehe vorhandenes Bedürfniſs anerkannt, und blofs aus zufälligen Umſtänden nicht angeſchafft wurden. Das Wirtembergiſche Landrecht rechnet aber in der vom Vf. ausgehobenen Stelle, die der Sitz der Materie iſt, ausdrücklich nur ſolche Dinge zum Voraus, die damals, da der eine Gatte mit Tode abgieng, vorhanden waren, und nicht erſt nachher zum Vortheil des überlebenden von dem gemeinen Gut angeſchaft wurden. Da nun dieſs nach des Vf. Meynung einzig und allein deswegen geſchieht, weil dasjenige, was nicht vorhanden iſt, auch nicht zu den Bedürfniſſen des überlebenden Ehegatten gerechnet werden kann: ſo darf man, wie der Vf. glaubt, auch nicht vorhandene Dinge zum Voraus rechnen, ſobald ſie unter die Bedürfniſſe des überlebenden Ehegatten gezählt werden können. Aber auch angenommen, daſs Gleichheit des Grundes vorhanden wäre, wie läſst ſich eine ſolche Ausdehnung eines Geſetzes, in dem ein beſonderes Recht enthalten iſt, mit den erſten Regeln der logiſchen Auslegung vereinigen? Sagt doch der Vf. ſelbſt an andern Stellen ſeiner Schrift, daſs das, was das Landrecht über den Voraus beſtimme, keine ausdehnende Erklärung zulaſſe, weil der Voraus mit den allgemeinen Principien des Wirtembergiſchen Rechts im Widerſpruch ſtehe, und unter die Claſſe der *jurium ſingularium* gehöre. Wir wollen dabey nicht gedenken, daſs die Meynung des Vf. der Willkür der ſogenannten Waiſengerichte und der Theilungsactuare einen weiten Spielraum öffnen, und eine ſehr ergiebige Quelle von Rechtshändeln abgeben würde. Aus gleichen Gründen können wir auch dem Vf. nicht beytreten, wenn er *unverarbeitete Stoffe* dem Voraus da beyzählt, wo ſie erweislich von beiden Ehegatten die Beſtimmung erhalten haben, ein während der Ehe vorhanden geweſenes Bedürfniſs zu befriedigen. Das Geſetz giebt dem überlebenden Ehegatten zum Voraus ausdrücklich nur *ſeine Kleider* u. ſ. w. und unter dieſen diejenigen, die zur Zeit des Abſterbens *vorhanden* geweſen, und nicht erſt hernach *gemacht* worden ſind. Und indem hier daſſelbe den Voraus auf das, was während der Ehe *ſein* war, einſchränkt, bezeichnet es nicht blofs, wie der Vf. S. 46. behauptet, das Vorhandenſeyn der Vorausſtücke, ſondern auch dieſs, daſs ſie zwar nicht Eigenthum, aber doch Gegenſtände des ausſchlieſsenden Gebrauchs des überlebenden Gatten geweſen ſeyen. Aber der Vf. begnügt ſich nicht einmal, verſprochene Vorausſtücke und unverarbeitete Stoffe im Falle eines gemeinſchaftlich anerkannten Bedürfniſſes gegen die klare Entſcheidung des Geſetzes dem überlebenden Gatten als Voraus zuzuſprechen. Er räumt ihm unter dieſem Titel §. 61. ſelbſt ſolche Dinge ein, für welche weder roher Stoff vorhanden iſt, noch ein Verſprechen des Verſtorbenen angeführt werden kann, und fodert weiter nichts, als daſs dieſelbe als ein während der Ehe vorhandenes Bedürfniſs zu betrachten ſeyen. Der Vf. findet ſogar eine Beſtätigung dieſer paradoxen Meynung in dem Geſetze ſelbſt, weil dieſes nur diejenigen Gegenſtände, die zum *Vortheil* des überlebenden Ehegatten nach getrennter Ehe angeſchaft wurden, vom Voraus ausgeſchloſſen wiſſen wolle!! Was der Vf. §. 30—41. über die eigenthümlichen Vorausſtücke des Mannes bemerkt, und gelegentlich gegen Hn. Grieſinger erinnert, hat unſern ganzen Beyfall. Nur würden wir den Ausdruck *vornehmlich*, den das Geſetz braucht, nicht für gleichbedeutend mit weſentlich und unentbehrlich nehmen, ſondern als ſynonym der Ausdrücke, vorzugsweiſe, im eigentlichſten Sinne, anſehen. Auch würden wir unter den Gründen für die Unzuläſſigkeit, von zwey verſchiedenen Gewerben einen Voraus zu fodern, nicht angeführt haben, daſs nach dem Römiſchen Rechte und zwar in der L. I. §. 2. *D. de coll. et corp.* (einem auf blofs römiſche Inſtitute ſich beziehenden und in Deutſchland nicht anwendbaren Geſetze) ausdrücklich verboten ſey, zweyerley Handwerker zugleich zu treiben, und daſs dieſes Verbot bey uns nicht allein nicht aufgehoben, ſondern durch das Herkommen und durch den ausdrücklichen Inhalt einzelner Handwerksordnungen beſtätigt ſey. §. 42. bis 65. zählt der Vf. die Fälle auf, in welchen der Voraus eine Einſchränkung leidet. Der Vf. behauptet mit Recht, daſs Dinge, die ihrer Beſchaffenheit nach zum Voraus gehören würden, wenn der Ehegatte dieſelbe als Beybringen erhält, nicht noch obendrein als Voraus in Anſpruch genommen werden können. Aber wir wundern uns, daſs er nicht eine Hauptſtütze dieſer Behauptung in dem Geſetze ſelbſt gefunden hat, das dem Ehegatten nur dann eine Anſprache auf den Werth beygebrachter Vorausſtücke einräumt, wenn dieſelbe nicht mehr vorhanden ſind. Die einfache Frage, wem der Vorzug gebühre, wenn der Voraus des Ehegatten, und das Hauptrecht des Leib- oder Gutsherrn einerley Gegenſtand treffen, wird §. 59. und 60. durch unnöthige Diſtinctionen mehr verwirrt als aufgeklärt. Wir ſehen nicht, warum ſelbſt unter der vom Vf. bemerkten Vorausſetzung, die jedoch wohl ſchwerlich in

Wir-

Wirtemberg vorhanden seyn wird, der Gatte dem Leib- oder Gutsherrn nachstehen solle. Der Vf. scheint zu vergessen, dafs der Voraus keine Forderung ist, die der eine Gatte an die Erbsmasse des andern macht, und dafs das dem Leib- oder Gutsherrn beygelegte Eigenthum erst durch die Festsetzung des Nachlasses und neben dem noch meistens durch eine Wahl seinen bestimmten Gegenstand erhält. Das vierte Hauptstück beschäftigt sich §§. 66—112. mit den Mitteln, den reinen Voraus aufzufinden. Hier söhnt der Vf. die Theorie mit dem praktischen Grundsatz aus, welcher nur dasjenige, was die zur Zeit der getrennten Ehe vorhandenen Vorausstücke mehr betragen, als die inferirten, als reinen Voraus im engern Sinne gelten läfst. Die nähere Erläuterung dieses Grundsatzes leitet den Vf. §. 74. auf die Rechtssätze, auf welchen die *Revision* der in die Ehe gebrachten Fahrnifs beruht. Durch die Revision wird nämlich bestimmt, wem die während der Ehe eintretende Erhöhung des Werths der fahrenden Habe zu gut komme, und wer die Verminderung desselben und den Verlust einzelner Fahrnifsstücke zu tragen habe. Da bey der Errungenschafts-Gesellschaft jeder Ehegatte Eigenthümer dessen bleibt, was er in die Ehe gebracht hat: so konnte der Vf. nicht umhin, als Regel anzunehmen, dafs der inferirende Gatte die Folgen zu leiden habe, wenn ein inferirtes Fahrnifsstück durch Zufall am Werthe verliert, oder ganz zu Grunde geht. Aber nun mufs ihm eine an sich richtige Ausnahme dazu dienen, die Anwendbarkeit der Regel so gut als völlig wieder aufzuheben. Er weifs nämlich dem Satze: eine in die Ehe gebrachte Sache hat der Gesellschaft wegen Schaden gelitten; unvermerkt den völlig verschiedenen: eine der Gesellschaft wegen inferirte Sache hat Schaden gelitten: unterzuschieben. Wenn man nun mit dem Vf. annimmt, ein zufälliger Schaden sey immer der Gesellschaft wegen erfolgt, so oft er Gegenstände trifft, die der Gesellschaft wegen inferirt oder beybehalten worden sind: so wird sich nicht leicht ein Fall denken lassen, in welchem man, wenn man anders consequent seyn will, dem inferirenden Ehegatten die Erstattung des Schadens verweigern kann. Aber, auch abgesehen davon, dafs jene Voraussetzung selbst den Grundsätzen des römischen Rechts nicht völlig entspricht, wie läfst sich dieselbe mit dem Wirtembergischen Landrechte vereinigen, das dem Ehegatten ausdrücklich keinen Ersatz zugesteht, wenn seine liegende oder fahrende Habe „durch zugestandenen Unfall ohne des andern Ehegatten kundbare Schuld und Ursachen" zu Grunde geht, während dasselbe ihm nur dann Wiedererstattung zuerkennt, wenn etwas von seinem Vermögen „gemeiner Haushaltung zu gutem," oder, wie es an einer Parallelstelle heifst, „zu nothwendiger Ausbringung gemeiner Haushaltung" „oder des einen Ehegemächts oder der Kinder Leibeskrankheit halber in währender Ehe verkauft, verändert, eingebüfst worden, und nicht mehr vorhanden" ist? Eben so wenig sind wir mit dem Vf. einverstanden, wenn er §. 86. folg. bey der Frage: für welches Versehen der Ehegatte bey einer von dem andern beygebrachten Sache zu stehen habe, jenem die Verbindlichkeit auflegt, für das geringste Versehen zu haften. Wenn auch, wie der Vf. glaubt, das gemeine Recht, des in der Natur des Gesellschafts-Contracts liegenden allgemeinen Grundes ungeachtet, bey der Bestimmung der Prästation der Culpa einen Unterschied zwischen gemeinschaftlichen Sachen, und dem zum gemeinschaftlichen Gebrauch bestimmten Eigenthum des einen Gesellschafters annähme: so würde doch dieser Unterschied bey der Errungenschafts-Gemeinschaft im Wirtembergischen keine Anwendung finden, weil hier das Gesetz eine *kundbare* (offenbare, augenscheinliche) Schuld des einen Ehegatten voraussetzt, wenn der andere berechtigt seyn soll, Erstattung des seiner Sache zugefügten Schadens von jenem zu fodern. Das Beywort *kundbar* bezeichnet freylich an und für sich nicht den Grad der Schuld, sondern, wie der Vf. §. 87. bemerkt, eine gewisse Notorietät, die keinen Zweifel über die Wirklichkeit der Schuld zuläfst. Aber indem das Gesetz fodert, dafs die Schuld notorisch seyn, keines Beweises bedürfen müsse: so kann man eher annehmen, dafs nur *Culpa lata* gemeynt sey, als dafs der Gesetzgeber auch *Culpam levissimam* darunter begriffen wissen wolle; dessen nicht zu gedenken, dafs bey demselben auch die Natur des ehelichen Verhältnisses für gegenseitige Nachsicht geringer Versehen sprechen mufste. Wie viele Streitigkeiten, wie viele unverhältnifsmäfsige Kosten müfste darneben die Anwendung der vom Vf. angenommenen Hypothese veranlassen, wenn man auch den klugen Rath desselben befolgen, und seine Grundsätze auf keine unbedeutenden Gegenstände, sondern blofs auf Sachen, welche von Belang sind, anwenden wollte? Uebrigens hätte der Vf. vielleicht mit mehr Scheine den Mann allein, als gesetzlichen Vormund seiner Gattin und Verwalter ihres Beybringens zu einem höhern Grad von Sorgfalt verbindlich machen können. Gegen die allgemeine Uebersicht, die der Vf. §§. 98. bis 112. über die Art giebt, wie diese Grundsätze bey einem Theilungsgeschäft in Anwendung gebracht werden, haben wir nichts zu erinnern. Das fünfte Hauptstück beschäftigt sich §§. 114—122. mit der Form, den Voraus bey Theilungen zu behandeln. Hier rügt der Vf. die Fehler der hier und da herrschenden Praxis, und weifs't Hn. *Griefsinger* zu recht, der in der bisherigen Behandlung der sogenannten Ersatzposten einen Irrthum entdeckt zu haben glaubt, und den unrichtigen Satz aufstellt, dafs dem überlebenden Ehegatten aus dem Vermögen des andern nur dasjenige zu ersetzen sey, was zu der Hälfte des Werths des neu angeschafften Vorausstücks noch fehle, um dem Werthe des durch die Schuld des verstorbenen Gatten weggekommenen Vorausstücks ganz gleich zu kommen. Das sechste Hauptstück handelt §§. 123—125. von den Wirkungen des in Frage stehenden Rechts, nämlich von dem gesetzlichen Uebergang des Eigenthums derjenigen Gegenstände, die

zum

zum Voraus im engern Sinne gehören, und von den hier eintretenden Rechtsmitteln. Jenen ſetzt der Vf. in die Zeit des Todes des einen Ehegatten, oder wo eine Wahl ſtatt findet, in die Zeit der Ausübung des Wahrechts. Dieſe geben dem Vf. Anlafs in dem letzten §en die Frage zu erörtern, in wie fern die Einrede des begangenen Ehebruchs der Foderung des Vorauſes entgegengeſetzt werden könne.

Leipzig, b. Böhme: D. *Ernſt Gottfr. Schmidts*, weil. Prof. der Rechte und Hofgerichtsadvocaten zu Jena, *Theoretiſch praktiſcher Commentar über ſeines Vaters*, D. *Joh. Ludw. Schmidts praktiſches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden. Zweyte vermehrte Auflage.* Herausg. von *Joh. Chriſtian Wilh. Faſelius*, Herz. Sachſen Weimariſchen Hofadvocaten und Stadtſchreiber zu Jena. *Erſter Band.* 1800. 396 S. *Zweyter Band.* 1801. 486 S. *Dritter Band.* 1801. 586 S. 8. (4 Rthlr. 10 gr.)

So lange das Schmidtſche Lehrbuch beſonders nach der neueſten Bearbeitung unter allen über dieſen Gegenſtand vorhandenen Handbüchern in Rückſicht auf Ordnung und Vollſtändigkeit die erſte Stelle behauptet: ſo lange wird auch der darüber erſchienene Commentar von allen denen geſucht, und mit Nutzen gebraucht werden, für welche die Kürze des Lehrbuchs Dunkelheiten übrig läſst, und der Zugang zu den literariſchen Hülfsmitteln, auf welche daſſelbe verweiſt, nicht offen ſteht. Es war daher, nachdem die erſte Auflage ſich vergriffen hatte, allerdings der Mühe werth, den Commentar durch eine neue Bearbeitung für den angegebenen Zweck noch brauchbarer zu machen. Und wir müſſen geſtehen, dafs er durch den Fleifs des Herausg. in mehr als einer Hinſicht gewonnen hat. Ausdruck und Stil, die ſo ſehr einer Verbeſſerung bedürftig waren, haben faſt auf allen Seiten zweckmäſsige Aenderungen erhalten. Und dafs es an Zuſätzen nicht fehle, beweiſt ſchon die Vergleichung der Seitenzahl eines jeden Bandes mit der der erſten Ausgabe. Der Herausg. bemerkt zwar in der Vorrede, dafs er ſeine Erläuterungen und Zuſätze vorzüglich zum Behuf neu angehender Praktiker eingeſchaltet habe. Indeſſen geräth man doch in Verſuchung, ihm den Vorwurf zu machen, dafs er, ſtatt den Commentar, wo es ohne Nachtheil geſchehen konnte, abzukürzen und von unnützen Wiederholungen zu reinigen, das Erläutern und Paraphraſiren hie und da zu weit treibe, und bey ſeinen Leſern zu wenig eigene Geiſteskraft und zu wenig Vorkenntniſſe vorausſetze. Ohne Zweifel hätten es ihm neu angehende Praktiker, denen nichts ſo ſehr Freude macht, als einen *Caſum in terminis* zu finden, weit mehr verdankt, wenn er die neue Auflage mit mehreren Beyſpielen und muſterhaften Formularen bereichert hätte.

PÄDAGOGIK.

Halle, b. Dreyſsig: *Neues Schulbuch*, oder gründlicher Unterricht in allen für Kinder, nöthigen und nützlichen Wiſſenſchaften, zum Gebrauch in Bürger- und Landſchulen, für Lehrer und Lernende, von *J. G. Meyer. Erſter Band.* 142 S. *Zweyter Band.* 1801. 112 S. 8.

Das *erſte Bändchen* enthält eine Anweiſung zum Schönſchreiben, wozu noch eine Sammlung von 20 in Kupfer geſtochenen Vorſchriften gehört, auf deren Titel der Vf. als Lehrer der Schreibkunſt auf dem Lutheriſchen Gymnaſium zu Halle angegeben wird. Dieſe Vorſchriften ſind ſehr gut und zweckmäſsig eingerichtet. Die lateiniſche Handſchrift iſt beſonders gefällig. Der Vf. giebt ſich viele Mühe, die Entſtehung der Buchſtaben aus den Grundſtrichen zu zeigen. Er hat eine grofse Menge Sprüchwörter und kurzer Sätze in deutſcher, lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache zu Vorſchriften geſammelt. Dann auch eine Anzahl von Redensarten, worin Wörter vorkommen, die faſt gleich lauten, aber ganz verſchieden geſchrieben werden. Zu einigen gehört eine ſehr harte Ausſprache, um ſie gleichlautend zu finden, als Paar und baar; Pathe und Bad; verbarg und Park. Die Einleitung über den Nutzen und die Geſchichte der Schreibkunſt hätte kürzer gefaſst werden mögen. Der Vf. glaubt, dafs die Schreibkunſt lange vor Moſis Zeit erfunden ſeyn müſſe; denn dieſer habe Schriften gefunden, die er las und ſtudierte, abſchrieb und in ein Ganzes brachte, was wir noch jetzt unter dem Namen der 5 Bücher Moſis mit Vergnügen leſen.

Das *zweyte Bändchen* enthält den Anfang der Rechenkunſt, worauf in einem folgenden Bande mehreres folgen ſoll. In dieſem iſt eine Anweiſung zum Zählen, Zahlenleſen, und zu den vier Rechnungsarten in ganzen Zahlen gegeben. Alles iſt recht deutlich gemacht, ſo dafs ein angehender Lehrer dieſe Anweiſung mit Nutzen wird zu Rathe ziehen können.

* * *

Berlin, b. Franke: *Geſänge und Declamations-Uebungen für Schulen.* 2te wohlfeile Ausgabe. 1801. 150 S. 8. (6 gr.) — Ein neues Titelblatt zu dem i. J. 1799 im nämlichen Verlag erſchienenen Buche: *Lieder, Arien, Geſänge und Gedichte*, geſammelt und herausgegeben von *Johann Friedrich Arendt.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Frauenholz: *Abbildungen und Beschreibungen der in Franken brütenden wilden und zahmen Vögel*, veranstaltet und verfasst von *Johann Wolf*, Lehrer an der Büchnerischen Erziehungsanstalt und herausgegeben von *Johann Friedrich Frauenholz*. 1. *Heft.* S. 1—22. 2. *Heft.* S. 23—36. Jedes Heft mit 6 illuminirten Kupfertafeln. 1799. 1800. 4. (Pränum. Pr. für jedes Heft 1 Lbthlr. Ladenpr. 2 Rthl. Sächs.)

Ebendaselbst: *Histoire naturelle des Oiseaux sauvages et privés de la Franconie*, par *Jean Wolf*, Instituteur à la Maison d'education de Büchner, traduit de l'Allemand. 1. *Cahier.* S. 1—14. 2. *Cahier.* S. 15—22. 1799. Fol. (Pränum. Pr. von jedem Heft mit 6 illuminirten Tafeln 4 Laubthlr. Ladenpr. 5 Laubthlr.)

Gegen das, was Hr. W. im Eingange zu diesem Werke von der immer wünschenswerthen genauern Betreibung der, besonders vaterländischen, Naturgeschichte, von dem, was immer noch zu thun übrig bleiben muss, von dem eingeschränkten Gebrauche, der Kostbarkeit, oder gar den Mängeln bisheriger ornithologischer Werke sagt, wird niemand etwas einzuwenden haben, um so weniger bey der billigen und wenig anmafsenden Art, mit der Hr. W. diese Gedanken äufsert. Da Hr. W. sich schon als einen geübten und selbstthätigen Untersucher der Vögelgeschichte bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt hat, die Arbeiten seiner Vorgänger kennt, und insbesondre hier wieder auf eine Art über die Abbildung der Vögel spricht, die etwas Vollendetes vermuthen läfst: so würde von dieser Seite das Unternehmen sehr erwünscht, und vorzüglich nach reichhaltiger, aus der Natur selbst genommener, Erfahrung, wenn auch nicht immer etwas Neues, was ohne Unbilligkeit nicht zu fodern ist, doch Bestätigung und Berichtigung des schon Bekannten zu erwarten seyn. Die schönste und gerechteste Hoffnung müsste bey einer solchen, durch ein kleineres Land beschränkten Fauna einer ja verhältnismäfsig nicht zu zahlreichen Thierklasse dahin gerichtet seyn, dafs ein solcher in der freyen Natur einheimischer Forscher auf dem schönen Wege fortgehen werde, den Bechstein so glücklich betrat, indem er den Linneischen grofsen Geschichtssinn in der Classe der Vögel verfolgte, und wenigstens dazu aus eigner Beobachtung neue Materialien für die Charakteristik der Form und des Lebens bey Gattungen und Arten zu Tage brachte. Mit dieser Hoffnung näherte sich auch der Rec. den eigentlichen Beschreibungen der fränkischen Vögel, fand aber fast nichts weiter als Beschreibungen, und nur sparsam etwas von Geschichte oder Kritik. Zwar verspricht der Titel nur Abbildungen und Beschreibungen, man hätte daher nicht mehr zu erwarten; die Einleitung aber, und die Versicherung des Vf., dafs er seinen Vorgängern nicht nachgeschrieben, sondern mit Flinte, Garn, Messer und offnen Augen selbst untersucht habe, berechtigt zu mehrerm. Dafs dazu nicht Raum gelassen sey, wird man leicht begreifen, wenn man bedenkt, dafs z. B. für den Schuhu aufser den Synonymen weniger als 1½ Quartseite Text gegeben ist. Dem Kernbeifser sind 29 Zeilen zu Theil geworden u. s. w.

In dem ersten Hefte sind geliefert der Uhu (*Strix Bubo*), der Dorndreher (*Lanius spinitorquus*), die Elster (*Corvus Pica*) der Kernbeifser (*Loxia Coccothraustes*), der Gimpel (*Loxia Pyrrhula*) und die Kohlmeise (*Parus major*); im zweyten der Thurmfalke (*Falco Tinnunculus*), der Grünspecht (*Picus viridis*), die Dohle (*Corvus Monedula*), der Kreutzschnabel (*Loxia curvirostra*), in zwey Abänderungen, auf eben so viel Tafeln, und der Haussperling (*Fringilla domestica.*) Auf die französische Ausgabe in Folio ist unstreitig viel Fleifs verwendet worden, und die Behandlung, wo in getuschter Manier beym Stich die Federstriche hell ausgespart werden, hat eine eigenthümliche Schönheit, die besonders wieder bey der Kohlmeise, dem Kernbeifser, und der zweyten Abänderung des Kreutzschnabels angenehm in die Augen fällt, auch bey den meisten Pflanzenzweigen sehr gut angewendet ist. Aufserdem aber mufs Rec. gestehen, dafs ihm die grofsen Figuren von *Strix Bubo* und *Falco Tinnunculus* zu flach und hart, und mit einer unnöthigen Düsternheit des Colorits ausgeführt scheinen, dafs die Illumination von *Corvus pica* nicht rein und schicklich genannt werden kann, und dafs es dem *Lanius Spinitorquus* und der *Fringilla domestica* gar sehr an Schmuckheit und Haltung fehlt.

Die Kupfer zu der Quartausgabe, sind mit Ausnahme des Kernbeifsers und der Kohlmeise, die sich vorzüglich auszeichnen, nur um einige Grade besser als diejenigen, die man in den letzten Bänden der deutschen Uebersetzung von Buffons Vögelgeschichte findet. Das gewählte Papier dienet nicht sehr dazu die Bilder zu heben.

Wir wünschen übrigens dieser kostbaren Unternehmung, an der unsre Kritik das Gute anerkennt, ohne das was noch besser seyn könnte, zu verschweigen, eine reichliche Unterstützung, die beides den geschickten Herausgeber und die patriotische Kunsthandlung, zur Fortsetzung ermuntern möge!

RÖMISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Deterville: *Traduction en Vers des Métamorphoses d'Ovide*, Poëme en quinze livres, avec des Commentaires; par *F. de Saintange*, Prof. de Belles-Lettres aux Ecoles centrales de Paris avec XVI. Figures. *Tome Premier.* XLVI u. 406 S. *Tome Second.* 494 S. in 8. An IX. 1800.

Diese Uebersetzung eines der berühmtesten und bey allen seinen Fehlern anmuthigen Gedichtes hat in Frankreich nur eine Vorgängerin gehabt, und diese, die Arbeit von *Thomas Corneille*, war um desto leichter zu besiegen, da sie gänzlich veraltet und in eine verdiente Vergessenheit gesunken war. Der Vf. der gegenwärtigen Uebersetzung, bekannt als ein geübter und geistreicher Versificator, unternahm diese Arbeit vor länger als zwanzig Jahren, und liefs die sechs ersten Bücher (seit dem j. 1785) in einzelnen Lieferungen ans Licht treten. Die nachtheilige Lage, in welche er sich späterhin versetzt sah, hinderte die frühere Bekanntmachung des Ganzen, und weiterhin schob er diese selbst freywillig auf, um seinem Werke eine gröfsere Vollendung zu geben. „Ich glaubte nichts besseres thun zu können, sagt er unter andern, als meine Uebersetzung mehrere Jahre zurück zu behalten, um besser im Stande zu seyn, die Nachläfsigkeiten zu bemerken und die Fehler zu verbessern, die man sich in der Hitze der ersten Arbeit verzeiht, und endlich die Schwierigkeiten zu besiegen, über die man nur nach einem wiederholten Kampfe Herr werden kann. — Ich habe ungefähr hunderttausend Verse gemacht, um funfzehntausend drucken zu lassen."

Wenn man sich, wie es die Billigkeit fodert, in die Sphäre eines französischen Dichters versetzt, und die unzähligen Schwierigkeiten in Anschlag bringt, die ihm, bey einer Arbeit von so langem Athem, auf der einen Seite die Natur seiner Sprache, auf der andern der verzärtelte Geschmack seiner Nation, die trotz dem, was sie sich selbst hierüber einbilden mag, wenigen Sinn für das wahrhaft antike hat, überall in den Weg legen mufsten, so kann man nicht umhin, eine Uebersetzung zu bewundern, die, bey einem verhältnifsmäfsig grofsen Streben nach Treue, mit dem Scheine einer geistreichen und originalen Freyheit täuscht. Der leichte Flufs einer gefälligen Versification, der gewählte Ausdruck, die Lebhaftigkeit des Vortrags und die Klarheit des Stils — Eigenschaften, durch welche sie sich zu einer würdigen Nebenbuhlerin von Delilles Virgil erhebt — können sie selbst den profansten Lesern empfehlen; und die Kenner des Originals werden mit Vergnügen die gelungenen Anstrengungen des Uebers. bemerken, der auch da, wo er sein Original verlassen mufs, einen seltnen Fleifs und Gewandheit zeigt. Es versteht sich von selbst, dafs wenn von der Treue einer französischen versificirten Uebersetzung die Rede ist, nicht die Gewissenhaftigkeit gemeynt seyn kann, mit welcher einige deutsche Uebersetzer jede Schattirung ihres Originals wieder zu geben suchen, und man mufs zufrieden seyn, wenn der franz. Uebers. den Ton des Originals in seinen verschiednen Theilen nachzubilden bemüht ist; wenn er das Kolorit nicht unnöthiger Weise verstärkt; so wenig als möglich hinzusetzt, und die Form der Rede, so weit es seine Sprache erlaubt, nachahmt. Alles dieses hat *St. Ange* zu leisten gesucht. Wir wollen nur einige Beyspiele der letztern Art geben. Wenn L. 1. 361 Deucalion sagt: *Namque ego, crede mihi, si te modo pontus haberet, te sequerer, conjux, et me quoque pontus haberet;* so ist der sanfte Gleichfall beider Verse hier so nachgeahmt:

Chère épouse, sans moi si la mer t'eût ravie
Ah crois que ton époux dans la mer t'eût suivie.

Im VI. B. 15. *Deseruere sui Nymphae vineta Tymoli: Deseruere suas Nymphae Pactolides undas.*

Pour elle, désertant les verds coteaux du Tmole,
Pour elle, désertant les rives du Pactole,
Les nymphes des vallons et les Nymphes des eaux —

Unvollkommner in folgenden Versen IV. 91. — *lux tarde discedere visa Praecipitatur aquis, et aquis nox exit ab isdem.*

Le soir vient dans les mers, le char trop lent du jour
Se replonge, et des mers la nuit sort à son tour.

Mit vieler Geschicklichkeit ist das Spiel des Echo in der Geschichte des Narcissus ausgedrückt;

Il s'arrête, il s'écrie: amis, qui vient à moi?
A peine achève-t-il, Echo répete, moi.
Mais où donc te trouver? viens, je t' attends, approche,
Tandis qu'il cherche au loin, il entend dire proche.
Pourquoi donc te cacher, si tu sais où je suis?
Est-ce que tu me fuis? On répond: tu me fuis.
Surpris d'être appelé lorsque lui seul appelle:
Joignons nous, reprend-il; joignons nous, redit-elle etc.

An vielen Stellen wetteifert der Uebers. mit dem Original in dem lebendigen Ausdruck (*harmonie imitative*). So drückt in folgendem Vers S. 10. das Zusammenstofsen der nämlichen Buchstaben und der dunkeln Tone den langsamen Gang des pflügenden Stiers aus: *Et te boeuf — Connais du joug gênant la fatigue et le poids*, (*pressique jugo gemuere juvenci.*) Ein andermal S. 75 wird durch eine doppelte Aspiration — die freylich in der Mitte des Verses von gröfserer Wirkung seyn würde, als in dem Anfange

dessel-

deſſelben — das tief Aufathmen des belaſteten Atlas gemalt:

Vois hâleter Atlas ſous le poids enflammé —

oder durch die Wiederholung deſſelben Naſentons den durchdringenden Schall des Erzes nachgebildet (S. 149.)

Le vain bruit de l'airain frappé contre l'airain.

Bey den groſsen und zahlreichen Schönheiten, die man dieſer Ueberſetzung zugeſtehen muſs, und die weniger in dieſen kleinen Künſteleyen, als in der freyen und leichten Manier des Ganzen beſtehn, bleibt doch bey einer genauern Vergleichung mit dem Originale noch vieles übrig, was man anders wünſchen möchte. Manches davon mag freylich auf Rechnung des alexandriniſchen Verſes und des Reimes fallen, deren Gebrauch allein ſchon das Kolorit des Ganzen weſentlich ändern muſste. Es iſt kein Wunder, dafs dieſes oft ſchwächer iſt als das Kolorit des Originals. Faſt ein Drittheil der Hexameter war für Einen Alexandriner zu reich; ſie muſsten in zwey Verſe aufgelöſt werden, und das konnte oft nicht ohne ſchwächende Zuſätze abgehn. Man vergleiche folgende Stelle aus der Beſchreibung des eiſernen Zeitalters:

Soudain parut la Guerre amante du carnage,
Qui de l'or et du fer fait un barbare uſage,
La Guerre, entrechoquant dans ſes ſanglantes mains,
Son bouclier, ſon glaive, et ſes dards inhumains.
Chacun vit de rapine: on s'égorge, on ſe pille.
Plus d'hoſpitalité, plus de noeud de famille.
Du beau père en ſecret le gendre eſt l'ennemi.
Entre les freres mêmes on ne voit plus d'ami.
L'époux contre l'épouſe arme ſa main perfide,
Et l'époux médite une trâme homicide.
La marâtre féconde en noires trahiſons,
De la froide cigue exprime les poiſons.

mit der Beſchreibung des Originals:

— prodit bellum quod pugnat utroque;
Sanguineaque manu crepitantia concutit arma.
Vivitur ex rapto: Non hoſpes ab hoſpite tutus,
Non ſocer a genero: fratrum quoque gratia rara eſt.
Imminet exitio vir conjugis, illa mariti:
Lurida terribiles miſcent aconita novercae.

Faſt alle Zuſätze ſind hier etwas ſchwächend; aber ſie ſind dem antiken Rahmen mit Geſchicklichkeit eingepaſst, und dieſe Sorgfalt haben wir in dieſem Fall überall bemerkt. Man mufs dem Mangel an Kraft um der Zierlichkeit willen etwas zu Gute halten. In der Rede Jupiters, welche unmittelbar auf die angeführte Beſchreibung folgt, dürfte ſich Ovid bey mehrern Stellen beklagen, dafs er nicht nach Gebühr behandelt worden ſey. Der Anfang der Rede iſt ſchwach:

Quand je vis les Géans, nous déclarant la guerre,
Dans les cieux aſſiégés étendre leurs cens bras,
Je fus, je l'avourai, à dans un moindre embarras.

In dem folgenden Vers iſt durch eine etwas veränderte Stellung der Gedanken die nothwendige Beziehung der gegenwärtigen und vergangenen Zeit verdunkelt und die Worte *Il faut les perdre tous, il le faut* — kommen dem würdevollen, imperatoriſchen *Perdendum eſt mortale genus* keineswegs gleich. Gleich darauf drückt der Vers

On cherche en leur principe à pallier les maux

den Sinn des Originals: *Cuncta prius tentata* — nicht aus, wo nicht eine allgemeine Sentenz, ſondern ein Factum aufgeſtellt wird.

Bey der dringenden Nothwendigkeit, dem Dichter bisweilen etwas zu entziehn, mochte es dem Ueberſetzer, ungeachtet ſeines Vorſatzes und ſeiner Verſicherungen, nicht mehr als billig ſcheinen, ihm von der andern Seite etwas zu erſtatten, und ihm durch mancherley Interpolationen und Umbildungen, wenigſtens in den Augen verwöhnter Leſer einen Zuſatz von Schönheit und Reiz zu geben. Hier verräth ſich oft die franzöſiſche Manier, auch ohne Vergleichung des Originals, auf den erſten Blick. In dem Anfang des *erſten* Buchs mochte in den Worten

nec brachia longo
Margine terrarum porrexerat Amphitrite

dem Ueberſ. das Bild nicht zierlich genug ſcheinen. Er ſchafft es um:

La terre dans le vide, où la ſoutient ſon poids,
N'était point ſuſpendu; et preſſé d'autour d'elle,
Thétis n'embraſſait point les longs flancs de Cybèle.

Aber weit entfernt, dafs das Bild hierdurch gewonnen hätte, iſt es vielmehr verworren geworden. Thetis drängt ſich um die ſchwebende Erde und umarmt die Cybele, und dieſe iſt wiederum die Erde ſelbſt! — Eben ſo miſslungen ſcheint uns eine Veränderung in der Fabel der Pyrrha, welche die Steine hinter ſich wirft. Ovid ſagt ganz einfach: *Saxa — ponere duritiem coepere ſuumque rigorem, Mollirique mora, mollitaque ducere formam.* Der Ueberſ. giebt dafür ein abentheuerliches Bild:

Ces cailleux amollis ſous leurs doigts étonnés
S'échappent de leurs mains à demi façonnés;

Minder tadelhaft, aber doch ein wenig manierirt iſt es, wenn L. III. 14. der Berg, auf welchem Aktaeon jagt, *le théâtre de ſa gloire* heifst; wenn Narciſs (III. 42) nicht blofs *ſeine Augen, ein Doppelgeſtirn,* (*geminum, ſua lumina, ſidus*) betrachtet, ſondern

dans l'azur mouvant ſous ſa paupière
De deux aſtres vivans la touchante lumière.

wenn er es nicht wagt, das Erröthen der Salmacis (IV. 332) mit purpurgefärbtem Elfenbein zu vergleichen, sondern diesem

la rose dont Flore embellit sa corbeille

unterschiebt. Auch hier und da ein Zusatz von Schalkhaftigkeit verräth den Franzosen, wie in der Geschichte der Venus und des Mars: *Epoux, amans, tous trois sont la fable des cieux;* am meisten aber die Uebertreibungen der Leidenschaften in einzelnen Zügen. Juno will die Begleiterinnen der Ino bestrafen und ein neues Beyspiel von Strenge geben (*Saevitiae monumenta meae*):

Junon s'offense encor du cri de leurs douleurs:
Eh bien de mes fureurs toujours plus implacables
Vous aussi, vous serez des monumens durables.

Latona (VI. 204) beleidigt durch die Reden und den Uebermuth der Niobe *indignata — est, summoque in vertice Cynthi Talibus est dictis gemina cum prole locuta.* Hier:

Latone est indignée, et va dans sa fureur
Implorer, sur le Cynthe, Apollon et sa soeur.

Die hier angekündigte Heftigkeit mufs sich nun freylich auch in der Rede Latonens ausathmen, die in der Uebers. daher einen ganz andern Ton hat, als Ovid ihr zu geben für gut befunden.

Eine Verletzung des Gesetzes der Treue hat sich Saint-Ange an denjenigen Stellen erlaubt, wo das genaue Detail mit dem Geschmacke seiner Nation und dem Genius seiner Sprache gar zu wenig vereinbar schien. In dem Katalog der Namen des Bacchus IV. 12—15 sind einige ausgelassen, andere paraphrasirt; in der Beschreibung des Wettstreits der Arachne und Minerva L. VI ist V. 55 (*Tela jugo vincta est, stamen secernit arundo*) übergangen; und die Beschreibung der Schiffahrt III. 639 ist, zum Nachtheil der Deutlichkeit, zusammengezogen. Freyheiten dieser Art sind in der Sprache und dem Geschmack unsrer gallischen Nachbarn so tief gegründet, dafs man sie billiger Weise keiner Rüge unterwerfen darf. Auch erwähnen wir sie nur deshalb, um zu bemerken, dafs sie sich in dieser Uebersetzung seltner als in ähnlichen Arbeiten der Franzosen finden.

Die Uebersetzung ist mit Anmerkungen begleitet, die zum Theil einige nöthige Erklärungen enthalten, zum Theil die Kunst des Dichters entwickeln, oder auch wohl auf die Kunst des Uebersetzers und die Irrthümer seiner Vorgänger aufmerksam machen. Weder die ästhetischen noch die gelehrten Bemerkungen sind sehr tief geschöpft. Mit Verwunderung liest man unter andern Vol. I. S. 142 dafs die Rhamnusische Nemesis eine Phiole in der Hand gehalten, in welcher kleine Figuren schwarzer Menschen eingeschlossen waren. *Pausanias* L. I. 33 spricht von einer Schaale (φιάλη), auf welcher Aethioper abgebildet waren. Ganz schief heifst es auch S. 20 *Erynnis* (so schreibt der Vf. mit vielen seiner Landsleute, die noch immer an ihrem Hypocrate, Hypolite u. a. d. hängen) *etait la Deesse du mal, comme Némésis était la Déesse des châtimens et de la vengeance.*

Die Einleitung handelt von Ovids Leben und den Eigenthümlichkeiten seiner Poesie. Die Vergleichung des römischen Dichters mit Voltaire S. XII. hätte weiter führen können, aber der Vf. bleibt an der äufsern Aehnlichkeit hangen, ohne den innern Quellen derselben nachzuspüren. Dafs er übrigens Ovids Talente übermäfsig bewundert und auch da Veranlassung zum Lob findet, wo höchstens Entschuldigungen statt finden, ist bey einem Uebers. allzu gewöhnlich und in der That so verzeihlich, dafs wir uns gar nicht weiter bey diesem Umstande verweilen wollen.

Lemgo, b. Meyer: *Wörterbuch zu Phaedri Fabeln.* Zum Behuf der Vorbereitung ausgearbeitet, von *Alb. Chrst. Meineke*, Dir. d. Schule z. Osterode am Harz. 1801. 84 S. gr. 8. (4 gr.)

Dieses kleine Wörterbuch gehört zu des Vf. „*Phaedri Fabulae Aesopiae.* Zum Behuf der Schulen und der eignen Lectüre, herausgeg. u. m. deutschen Anmerkungen, auch m. e. deutschen Wörterbuche begleitet von *A. C. Meineke*“ Lemgo b. Meyer 1801. und wird, mit obigem eignen Titel versehen, auch besonders verkauft. Die Manipulationen des Vf. sind aus seinen Wörterbüchern zum Nepos und Justinus bekannt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Lemgo*, in d. Meyer. Buchh.: *Der Futterkräuter Anbau* als der des Klees, der Espercette, der Luzerne, der Dickwurzel oder Runkelrübe, wie auch des Timotheus- und Raygrafes, mit einer Abhandlung über die Stallfütterung für den Bürger und Landmann, von *F. Krome.* 1800. 40 S. 8. (2 gr.) Wenn der so häufige Unterricht über den Anbau dieser Futterkräuter und Gewächse gar nicht in jene Gegenden hingedrungen ist, wo Hr. *Krome* hauset; so ist sein trauliches Geschwätz hierüber zu einem in der Oekonomie unwissenden Volke, ihm nicht zu verübeln; aufser diesem beynahe unmöglichen Fall aber hätte er mit seinem Unterrichte ein Publikum verschonen sollen, das durch lästige Wiederholung längst gesagter und bekannter Dinge, fast ein Vierteljahrhundert hindurch gröblich mifshandelt wurde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Januar 1802.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Synopsis methodica fungorum. Sistens enumerationem omnium hucusque detectarum specierum, cum brevibus descriptionibus nec non synonymis et observationibus selectis.* Auctore *D. C. H. Persoon*, Soc. reg. Gotting. Linneanae Lond. phys. Gotting. Jenens. Berolinens. Tigur. et soc. mineral. Jen. membro. *Pars I—II.* Cum tabulis aeneis. 1801. XXX. und 706 S. 8. mit 5 Kpf.

Endlich hat der Vf die Wünsche der Botaniker erfüllt, und den Reichthum dieses Faches, der bisher in Beschreibungen, Abbildungen und Systemversuchen aufgehäuft war, mit Hülfe seiner ausgebreiteten Kenntnifs und seiner vieljährigen eignen Untersuchungen in ein Ganzes geordnet und vereinigt. Durch jene Vorarbeiten und diese schöne Anordnung hört freylich Linné's ehemaliger Ausspruch: „*Fungorum ordo in opprobrium artis etiamnum Chaos est*" auf, seine Wahrheit zu behalten, wenn Linné aber fortfuhr „*nescientibus botanicis in his, quid species, quid varietas sit*": so dürfte er noch lange Recht haben, und Hr. P. ist, wie Männer von wahrem Verdienst, bescheiden genug, um nur zu hoffen, er habe *etwas* dazu beygetragen, diese Ungewifsheit zu vermindern, und wahrheitsliebend genug, um in derselben Vorrede, wo er jenes sagt, die Botaniker zur weitern Prüfung der Fälle, in denen er selbst über Art und Abänderung ungewifs blieb, aufzufodern. Die Kenntnifs der cryptogamischen Gewächse ist schon so reichhaltig, dafs sie allein einen Untersucher für sein ganzes Leben beschäftigen kann; aus dem gegenwärtigen Werke wird es wahrscheinlich, dafs schon ein Theil derselben, die der schwammartigen Gewächse, zu derselben Fülle anwachsen wird, ja vielleicht zu einer gröfsern, als der von allen jetzt bekannten Cryptogamisten zusammen genommen. Die Zahl der hier aufgeführten Arten beläuft sich auf 1526, und sie ist doch, einige unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, blofs auf Beobachtungen in Deutschland, England und Frankreich (Italien und Dänemark darf man doch auch nicht vergessen) gegründet, in Ländern, in denen man noch immerfort etwas neues aus dieser Familie entdeckt. Wie wenig wissen wir von den vielen Schwämmen der übrigen europäischen Länder, und wie sehr spannen die wenigen merkwürdigen Beyspiele von America, dem Cap, und sogar auch neuerlich von Neu-Holland, für dieses Fach unsre Hoffnung? — Der Vf. nahm, wie billig, nur solche Arten in sein System auf, von deren Wahrheit er sich selbst in der Natur überzeugen konnte, oder deren Beschreibung, durch gute Abbildungen unterstützt, ihm das Gepräge der Aechtheit zu haben schien. Er machte nicht einmal von seinem ganzen Vorrathe Gebrauch, und verschob die Bekanntmachung mancher Arten, um erst vorher noch über sie zur völligen Gewifsheit zu kommen. Das von dem Vf. gelieferte, und auch von uns angezeigte, *Tentamen dispositionis methodicae* liegt, mit einigen Aenderungen, dem gegenwärtigen System zum Grunde. Wir glauben es sowohl dem Werke, als den Lesern dieser Blätter schuldig zu seyn, den Zusammenhang dieses Systems und die Hauptmomente seiner Ausführung darzulegen.

Nach einer sehr kurzen nur 4 Seiten betragenden *Philosophia mycologica*, die der Vf wohl deshalb abgekürzt hat, weil er sich schon anderswo weitläuftiger darüber auslies, beginnt das System. I. Classe. *Angiocarpi. Fungi clausi s. semina utplurimum copiosa interne gerentes.* Erste Ordnung: *Solerocarpi. Fungi duriusculi substantia interna molli.* Gattungen (durch das Ganze nun in fortlaufender Reihe): 1) *Sphaeria, peritheciis rotundis, substantia gelatinosa* (184 Arten). Diese so zahlreiche Gattung machte eine weitere Abtheilung in Sectionen nöthig, deren acht unter den Namen *Xylaria, Periphaericae, Compositae, Monostichae, Pustulatae, Circinnatae, Cespitosae, Simplices*, angeführt, bestimmt, und zum Theil selbst wieder in Unterabtheilungen gebracht werden. 2) *Stibospora, massam nigram cohaerentem, sub lente ex thecis aut sporulis constantem sistens* (6 Arten). 3) *Hysterium. Perithecium oblongum, rima longitudinali dehiscens* (15 A.). 4) *Xyloma, applanatum sub-arbiculare, inaequale dehiscens, intus farctum* (14 A.). Noch abgetheilt in *composita majora*, und *simplicia minora*. Sämmtlich auf Blättern von Laubholz. 5) *Naemaspora, gelatina fluxilis in cirros prominens, sub lente amorpha* (5.). Einige Arten *receptaculo manifesto sphaeriformi*, andre *obsoleto vel nullo.* 6) *Vermicularia. Capsula globosa sessilis, corporibus vermiformibus liberis seminiferis repleta* (3.). Diese Gattung ist vom Vf. blofs nach Tode aufgenommen, und noch zweifelhaft unter der ersten Ordnung aufgestellt. 7) *Tuberculariа, receptaculum obsoletum, gelatina compacta, rotunda* (6.). Hierunter *Tremella purpurea, Leprea rosea, Lepra carnea.* Zweyte Ordnung: *Sarcocarpi. Fungi carnosi farcti.* 8) *Sphaerobulus, vesicula globosa, receptaculo globoso radiatim fisso primum inclusa* (1.). *Lycoperdon Carpobolus.* In dieser und den folgenden beiden Gattungen wird die Fruchtblase ela-

elaſtiſch fortgeſchleudert. 9) *Thelobolus, veſicula papillaeformis, receptaculo globoſo cupulari inſidens* (1.). Die Todiſche Art. 10) *Pilobolus, veſicula capituliformis, receptaculo ſtipitiformi hydrophoro impoſita* (2.). Die eine Art iſt die *Hydrogera cryſtallina.* oder der *Mucor neceolatus.* 11. *Sclerotium, receptaculum nullum, forma fungi varia, intus laevis et ſimilaris* (16.). Unter dieſer Gattung der Saffrantod der Franzoſen, und die für Saamen gehaltnen Schwämmchen an den Kohlblättern. 12) *Tuber, receptaculum nullum, magnum ſubgloboſum intus venis ſeminiferis diſtinctum* (4.). Die gemeine Trüffel und andere. Dritte Ordnung: *Dermatocarpi. Fungi membranacei, coriacei, aut villoſi, intus pulvere farcti.* Erſte Unterordnung: *Trichoſpermi, pulvere ſeminali filis intertexto.* 13) *Balarrea. Volvata. Peridium pileiforme, ſtipitatum, a volva calyptratum* (1.). *Lycoperdon phalloides* der Engländer. 14) *Geaſtrum, volva radiatim fiſſa, peridium laeve (acaule), ore piloſo dehiscens* (6.). Einige *peridio ſtipitato*, andre *ſeſſili.* 15) *Boviſta. Peridium laeve, ſeſſile, apice dehiscens, cortice exteriore per partes evanescente* (4.). Hieher *Lycoperdon arrhizon* und *puſillum Batſch. Elench.* 16) *Tuloſtoma, peridium ſtipitatum, ore cylindrico, cartilagineo* (2.). *Lycoperdon pedunculatum*, und die rauchſtielige von Micheli beſchriebne Nebenart. 17) *Lycoperdon. Peridium caulescens, apice demum raptum, verrucis (deciduis) obſitum* (14.). Die funfzehnte Gattung hat einen ſchwarzröthlichen oder purpurbraunen Saamenſtaub, dieſe aber einen grünlichen. 18) *Scleroderma. Peridium induratum (ſuberoſum)* (12). Der Saamenſtaub iſt purpurfarb, braun, oder rothfarbig. *Lycoperdon cervinum, carcinomale* u. dgl. 19) *Lycogala. Laevis, membranacea, interne primo pulpoſa* (3.). 20) *Fuligo, ſubdifformis (magna), fibroſogrumoſa, primo tota mollis* (6.). Die *Mucores ſeptici.* 21) *Spumaria, effuſa, cortice exteriore rigido, ditabente* (2.). Hierunter eine Micheliſche *Mucilago.* 22) *Diderma, ſubrotundum laeve, peridium duplex, co amella magna* (11.). Kleine Arten von Staubſchwämmchen. 23) *Phyſarum. Peridium ſimplex, ſubfarinaceum, inaequaliter rumpens, fila adnata latentia* (16.). Theils mit, theils ohne, Stiel. Dieſe und die beiden vorhergehenden Gattungen ſcheinen nicht ſicher genug von einander abzuweichen. Die Charaktere ſcheinen zu graduell und ſchwankend. Auch fühlte der Vf. bey der weitern Beſtimmung, daſs bey der von ihm gemachten Anwendung des Ausdrucks *Peridium* noch keine Harmonie ſtatt finde. 24) *Trichia. Peridium glabrum, inaequaliter rumpens, capillitium, elaſtice ſe expandens* (11.). Birnförmige, rundliche, oder wurmförmig verlängerte Arten. *Lycoperdon veſparium, favogineum, lumbricale.* 25) *Arcyria. Peridium ad dimidium evanescens, capillitium ovatum* (5.). Auch hier eine Mittelart zwiſchen dieſer und der Gattung *Phyſarum.* 26) *Stemonitis. Capillitium ſtylum ambiens* (5.). Die Saamenwolle bildet theils rundliche, theils verlängerte Körper. Offenbar der vorigen Gattung nahe verwandt. 27) *Cribraria. Capillitium reticulatum, pulverem includens* (11.). *Mucor cancellatus Batſch Elench. Sphaerocarpus trichioides Bulliard*, und die übrigen von Schrader beſchriebenen. Die Saamenhülle verſchwindet ganz oder zur Hälfte. — Zweyte Unterordnung (der dritten Ordnung): *Gymnoſpermi, pulvere nudo ſ. filis non reticulato.* 28) *Licea. Peridium ſolitarium, ſubrotundum* (5.). *Didymium parietinum* Schrader, andre *Liceae* deſſelben Vfs., und *Trichia gymnoſperma Perſoon obſerv.* 29) *Tubulina. Peridia tubuliformia in ceſpitulum connata* (2.). Eine den *Trichiis* ſehr nahe ſtehende Gattung, die nur durch die mangelnde Saamenwolle abweicht. 30) *Mucor. Peridia ſtipitata, capituliformia, primo ſub-aquoſa, dein opaca, fugacia* (9.). Mit einfachen oder äſtigen Stielen. Hieher auch *tocophora Mucedo*, und etliche *Hydrophorae* von Tode gerechnet. 31) *Onygena, Peridium ſtipitatum ſiccum perſiſtens* (1.). Die Art ſchon in den *Obſervat.* bemerkt. Sie iſt Wildenows *Lycoperdum equinum*, und auch ſchon von Dillen *Hiſt. muſc.* t. 14. f. 3. B. abgebildet. Merkwürdig, daſs ſie nicht nur auf vermoderten Pferdehufen, ſondern auch auf Ochſen- und Schafhörnern gefunden wird. Die zweyte in den *Obſ.* beſchriebne Art läſst der Vf. jetzt als ungewiſs weg. 32) *Hecidium. Peridia aggregata, teretia, ſub foliorum epidermide erumpentia* (19.). Nicht immer blos auf Blättern, zuweilen auch mit an Zweigen, wie bey *Tragopogon* und *Pinus.* Sehr fein ſind die ſo einfachen Arten unterſchieden, was auch von den folgenden, noch einfachern gilt. 33) *Uredo. Peridium nullum. Sporulae rotundae uniformes* (30.). Nach der gelben (*Rubigo*), bräunlichen und ſchwärzlichen (*Nigredo*), weiſsen Farbe des Staubes (*Albugo*), unterſchieden, wozu noch eine Abtheilung (*Uſtilago*) kommt, in welcher das Pulver dunkelfarbig iſt, und ſich an Fructificationstheilen, wie an Saamen von grasartigen Gewächſen, dem Kelchboden von *Tragopogon*, und den Staubbeuteln von *Silene* und *ſaponaria* befindet. 34) *Puccinia. Peridium nullum. Sporulae ſeptulis diſtinctae caudatae* (11.). Zarte Schwämme, meiſt auf Blättern; *P. Juniperi* auf Zweigen. 35) *Trichoderma, denudatum, pulvis tegmine villoſo cinctus* (9.). Hieher auch die Todiſchen *Pyrenia*, auch eine Bulliardſche *Reticularia*, die übrigen vom Vf. 36) *Conoplea, ſila compacta, pulvere manifeſto interſperſa* (4.). Blos vom Vf. angezeigt, noch nirgend abgebildet. *Dematium ſphaericum Perſ. obſerv.* iſt auch dazu gezogen. 37) *Pyrenium* (1.). Eine nur von Tode entlehnte und zweifelhafte Gattung; die Art *Pyrenium terreſtre Tode fung. Meklenb.* I. t. 6. f. 50. — Die dritte Unterordnung: *Sarcoſpermi, fructibus luculentis carnoſis*, beſteht blos aus einer Gattung. 38) *Cyathus. Receptaculum infundibuliforme, fructibus lentiformibus repletum* (7.).

Die II. Claſſe: *Gymnocarpi, fungi carnoſi ſemina (parva) in receptaculo (Hymenio) aperto gerentes.* Die (erſte, oder in fortlaufender Reihe) vierte Ordnung: *Liſtothecii. Membrana fructificans, ſ. hymenium in laticem (gelatinam) demum ſolutum.* 39) *Clathrus. Pileus (acaulis) ramis anaſtomoſantibus per-*

pertuſus (2.). Dieſe Gattung ſcheint noch Berichtigung zu bedürfen. 40) *Phallus. Pileus cellulis reticulatus, aut tuberculatus* (6.) Sämmtlich geſtickte Arten. — Fünfte Ordnung: *Hymenothecii. Hymenium membranaceum indiſſolubile, ſporulis pulverulentum.* Die zahlreichſte Ordnung von allen, da ſie die huthtragenden und keulenförmigen Schwämme enthält. Sie iſt noch in mehrere Unterordnungen gebracht, die die ſchon bekannten groſsen Gattungen beſtimmen, aber hier ſelbſt noch Vereinigungen von Gattungen vorſtellen. † *Agaricoidei, hymenio lancelloſo, aut venoſo.* 41) *Amanita, ſtipes baſi volvatus* (6.). Die Eyer- und Fliegenſchwämme. 42) *Agaricus, evolvatus ſ. volva nulla* (447.). Die groſse Anzahl der Arten machte Abtheilungen nöthig. [1] *Lepiota, ſtipes annulatus, lamellae exſuccae ſ. arescentes, nec nebuloſae v. fuliginoſae* (1—29.). Hierunter *A. procerus* (*antiquatus*), *ſubantiquatus, granuloſus.* [2] *Cortinaria, annulus in ſila arachnoidea ſolutus* (30—82.). *A. violaceus, croceus, gomphus* u. ſ. w. [3] *Gymnopus, pileus carnoſus, convexus, ſtipes nudus* (83—220.). Hierunter *A. lateritius, obeſus, elatus, nebularis, pullus, limacinus, pluteus, nitens, chryſodon, Amanitae.* [4] *Mycena, pileus membranaceus, convexus, ſtriatus, ſtipes nudus (ſiſtuloſus)* (221—259.). *Ag. alliaceus, hypnorum, tenellus.* [5] *Caprinus, pileus membranaceus aut ſubcarnoſus, cum lamellis deliquescens* (260 bis 300.). Die Rufs- oder Miſtſchwämme, theils vollkommne, faſt ganz zerflieſsende, *A. narcoticus, papillatus;* theils minder vollkommne, wie *A. ſemiglobatus, titubans, ciliaris.* [6] *Pratella, pileus carnoſus ſubdeliquescens, lamellae nebuloſae, ſ. variegatae, aut ſub-aquoſae, molles* (301 — 324.). *Ag. campeſtris, aeruginoſus, faſcicularis.* [7] *Lactiſluus, pileus et lamellae lacteſcentes* [325—341.). Die ſüfsen oder unſchmackhaften und gepfefferten Milchſchwämme. [8] *Ruſſula, lamellae longitudine aequales* (342—365.). Die *Agarici integri.* [9] *Omphalia, pileus excavatus orbicularis, ſtylus centralis* (366 bis 415.). Theils groſse und ſtarke Arten, wie *A. involutus, cervinus, fragilis, virgineus*, theils zarte, wie *A. ſacharinus, ſquamula, campanella, ericetorum.* [10] *Pleuropus, pileus integer, plerisque dimidiatus, ſtipes lateralis aut nullus* (416—447.). Die Schief- und Halbſchwämme unter den *Agaricis*, jedoch nach dem Vf. mit Ausſchlufs ſeiner 44ſten Gattung. *Daedalea* 43. (im Haupttext iſt von hier an falſch numerirt, mit 42, welche Zahl der vorigen Gattung gehört; in der Gattungstabelle am Eingang laufen die Zahlen richtig fort). *Meruleus, lamellae venoſae tamidulae ſuperficiales*) (25.). Die Aderſchwämme oder Pfifferlinge, die noch in drey Abtheilungen gebracht ſind: *Cantharellus, pileus manifeſtus, ſtipitatus, aut dimidiatus acaulis; Serpula, reſupinata effuſa, ſuperne venoſa, reticulata; Gomphus, clavaeformis.* Die zweyte Abtheilung iſt doch wohl mehr eine Folge des örtlichen Wuchſes, und die letztere dürfte ſich durch Uebergänge in die erſtere verlieren. — †† *Boletoidei. Hymenium in tubos varios prominens.* 44) *Daedalea, pileus ſuberoſus, ſubtus ſinubus oblongis ſub-poriformibus reticulatus* (5.). Einige Halbſchwämme, wie *Agar. quercinus.* Sie ſcheinen doch ſehr nahe mit den Blätterſchwämmen verwandt zu ſeyn, und machen gleichſam eine Mittelgattung zwiſchen den *Agaricoideis* und *Boletoideis.* 45) *Boletus, pileus manifeſtus, tubi teretes, integri* (93.). Die Unterabtheilungen: A. *Suilli, pileo pulvinato carnoſo, a tubis elongatis facile ſe disjungente:* B. (ohne allgemeine Benennung) *Pileo carnoſo, coriaceo, utplurimum ſub-ſuberoſo, tubis ſub-brevibus, cum pilei ſubſtantia connexis* (*Bol. arcularius, lucidus, aduſtus, ſvaveolens, igniarius, verſicolor*); C. *Poria, reſupinata, effuſa ſ. ſuperne poroſa* (*Bol. deſtructor, medulla panis*); D. *Polyporus, fungus ramoſo-lobatus undique poroſus* (*Bol. ramoſus Bulliard.*); E. *Fiſtulina, tubis inter ſe liberis* (*Bol. hepaticus*). ††† *Hydnoidei. Hymenium in aculeos aut dentes prominens.* 46) *Siſtotrema, hymenium primo poroſum, demum in dentes compreſſos lacerum* (12.). Theils geſtielt, theils mit halbiertem Huthe, theils, wie *Serpula* und *Poria*, mit der rechten Seite aufwärts gekehrt, und als Ueberzug ausgegoſſen. Letztere Abtheilung nennt der Vf. *Xylodon.* 47) *Hydnum, aculei integri. teretes, pileus manifeſtus* (26.). Eigentliche Stachelſchwämme mit und ohne Stiel; ferner ausgebreitete mit den Stacheln aufwärts gekehrte (*odontia*), und endlich keulenartig gebildete, überall geſtachelte (*Hericium*). — †††† *Gymnodermata. Hymenium laeve aut papilloſum.* 48) *Thelephora, pileus, dilatatus, coriaceus, uniformis* (47). Verſchiedne Unterabtheilungen: *Craterella, pileo infundibuliformi, integro* (*Helvela caryophyllea*); *Stereum, pileo dimidiato, demum horizontali* (*Elvela lilacina*); *Corticium, effuſum, reſupinatum* (*Auricularia corticalis Bull.* und mehrere noch unabgebildete, meiſt nur vom Vf. beſchriebne Arten). 49) *Merisma, erectum, ramoſum* (7.). Hierher die *Clavaria laciniata* und *anthocephala* Bulliard., und die *Cl. flabellaris* Batſch, die ſich den *Sphaerien* ſehr zu nähern ſcheint. ††††† *Clavaeformes, fungi carnoſi, elongati, pileo cum ſtipite confluente.* 50) *Clavaria, clavula ſimilaris, uniformis, ſtipiti continua* (62.). Sie ſind theils äſtig (*Ramariae*), theils einfach (eigentliche *Clavariae*): theils mit einem kopfförmigen Ende verſehen (*Typhula*). 51) *Geoglosſum, clavula carnoſa ligulata, ſtipiti contigua eoque brevior* (7.). Die Verwandten der *Clavaria aphisgloſſoides.* — ††††† *Helvelloidei. Pileus ſtipitatus, membranaceus a ſtipite diſtinctus.* 52) *Spathularia, pileus membranaceus, ligulatus* (1.). Die auch als *Clavaria ſpathulata* und *Helvella ſpathulata*, aufgeführte Schwammart, deren wahre Stelle im Syſteme allerdings ſehr problematiſch iſt. 53) *Leotia, pileus capituliformis ſubtus ſtipitem tantum ambiens* (9.). Hieher die *Elvela cucullata* Batſch., *Mitrula Heyderi Perſoon, Helvella gelatinoſa* Bulliard. 54) *Helvella, pileus inflatus, utrinque deflexus* (10.). Die Schäfferiſche *Helvella acaulis*, von der *Perſ.* die Hedwigſche

ſche *octoſporam rhizophoram*, wie es Rec. ſcheint, mit Recht ausſchlieſst, und die andern morchelähnlichen Schwämme, ohne gegitterten Huth. 55) *Morchella, pileus carnoſus, areolis lacunoſus* (8.). Die *Phalli non volvati, ſeminibus non in latia diffluentibus.* Die Abtheilung des Vfs., nach der er früher die Gattung *Phallus* davon trennte, zeigt an, dafs ſein Syſtem, wenigſtens zum Theil, künſtlich iſt. Die Coprini unter den *Agaricis* hätten eben ſo aus der fünften Ordnung herausgehoben werden können, und *Clathrus* gehört natürlich nicht neben *Phallus*, ſondern zur zweyten Ordnung. 56) *Tremella, ſubſtantia gelatinoſa, forma anomala* (25.). Eine räthſelhafte, und, wie es ſcheint, eben ſo aus Noth, wie vor dem *Mucor*, aufgeſtellte Gattung. Die Waſſertremellen und die *Noſtoc* ſey abzuſondern, und gehöre zu andern Gattungen. Die Schwämme verlieren ſich hier an der Gränze in die *Algas*, ſo gut, wie bey der folgenden Gattung. 57) *Peziza, receptaculum concavum ſ. cupulaeforme, ſubſtantia tremelloſa, ceracea, coriacea* (151.). Die zahlreiche Gattung theilt der Vf. noch weiter ab. *A. Tremelloideae* (1—14.), *ſubſtantia plus minusve tremelloſa*, z. B. *Octoſpora elaſtica* Hedw. *Peziza cinerea* Batſch, B. *Helvelloideae* (15—49.). *Peziza leporina, radicata, crucibulum* etc. C. *Parvae, cupulae totae ſtrigoſo-hirtae, piloſae, tomentoſae, aut pubescentes* (51—85.). Darunter *P. ſcutellata, virginea*, auch *Myrothecium hiſpidum* Tode. D. *Glabrae, ſaltem non manifeſte tomentoſae, carnoſo-ceraceae, plurimae parvae* (86—129.). *P. bolaris, calyculus, aeruginoſa, citrina, olivacea.* E. *Plus minusve coriaceae, ſiccae, glabrae, aut pulverulentae utplurimum ſeſſiles* (130—144.). Unter dieſen auch Hedwigs *Lichen atratus.* F. *Stictis, receptaculum ſiccum, coriaceum, ligno immerſum* (145—147.). *Sphaerobolus roſaceus* Tode, und die in den *Obſ. mycol.* unter *ſtictis* angezeigten. G. *Solenia, elongata membranacea* (148—151.). Aus Hoffmanns *Flora* bekannt, und ſehr richtig hieher gebracht. Wir haben nicht nöthig, die Gattungen zum Uebermaafs zu vervielfältigen, ob es gleich ſehr zuträglich iſt, ihre Unterabtheilungen genauer zu beſtimmen. Selbſt unter den vielen hier vom Vf. in ſeinem Syſtem aufgeſtellten *Generibus*, wird der Kenner immer die ſchon bekannten Hauptgattungen durchſchimmern ſehen, aber die Vorſtellung wird durch die vielfachen Punkte der Beſtimmung mehr befeſtigt. 58) *Ascobolus. Thecae e receptaculo cupulaeformi prominent et diſſiliunt* (4.), *Peziza ſtercoraria* Bull., und einige ſchon in den *Obſ. mycol.* bemerkte Arten. 59) *Helotium. Receptaculum ſtipitatum convexum, capituliforme* (7.). Die *Leotia acicularis* und *Fimetaria Obſ. mycol.* ein *Acroſpermum*, und zwey *Helotia* von Tode. 60) *Stilbum, muciforme, capitulum globoſum, primo ſubaquoſum, dein opacum* (16.). Die Arten von Tode, von Schrader, und dem Vf. beſchrieben. 61) *Aegerita. Fungilli acaules, graniformes* (3.). Hievon abgebildet das *ſclerotium Aegerita*, oder *Aeg. candida* in Hoffmanns *Flora.* — Die ſechſte und letzte Ordnung des Syſtems. *Naematothecii. Fungi byſſoidei.* Hier dürften ſich wieder die *Fungi* und *Algae* ſehr nahe begegnen, wie der Vf. ſelbſt bemerkt. Die meiſten Arten dieſer Ordnung kommen an dunkeln, dumpfigen Oertern vor. 62) *Ascophora. Capitulum inflatum* (1.). Die Todiſche *A. ovalis.* 63) *Periconia. Capitulum farctum farinaceum* (3.). Die Todiſche *P. lichenoides*, eine ehemalige *Iſaria*, und eine neue Art. 64) *Iſaria. Subclavaeformis farinacea, albida* (9.). *Ramaria farinoſa* Holmskiold., *Clavaria Puccinia* und *brachiata* Batſch, nebſt andern. 65) (wir zählen der Reihe nach fort, ob gleich auch hier wieder keine Uebereinſtimmung zwiſchen der Eingangstabelle und dem ausführlichen Syſteme iſt, da *Botrytis* in erſterer fehlt). *Botrytis. Erecta fruticuloſa, dichotoma. Sporulae in racemum conglomeratae* (4.). Aus der *Diſpoſ. fung.* und Micheli *generibus* 66) *Monilia. Fila moniliformia* (12.). Theils machen ſie runde Köpfe, theils gefingerte Büſchel, theils ſind ſie ſtiellos, und breiten ſich unbeſtimmt aus. Die folgenden Gattungen ſind in der Form weniger beſtimmt als die vorigen dieſer letzten Ordnung. 67) *Dematium. Byſſi ceſpitoſi aut effuſi fila laevia* (17.). Hierher *Byſſus aurea*, die aber auch auf Holzwerk wächſt, und nicht wohl *Dem. petraeum* heifsen kann. 68) *Erineum. Ceſpituli byſſoidei, ſubgrumoſi, foliis immerſi* (7.). Ob dieſe Arten wirklich *cryptogama paraſitica* ſind, möchte Rec. noch bezweifeln. 69) *Racodium. Byſſus ſubcompacta, pannum referens* (6.). Hieher *Byſſus ſeptica Roth*, und *Xyloſtroma giganteum* Tode. 70) *Himantia. Byſſus ramoſa, aut ſubradiciformis, villoſa* (6.). Darunter *Byſſus candida.* 71) *Rhizomorpha. Rigida, glabra, fibrae aut radiciformis* (3.). 72) *Meſenterica, ſerpens, gelatinoſa, venoſa, venarum ramificationibus membranula junctis* (3.). Die Todiſchen Arten und Vaillants *Coralloforma diffuſa* mehr zur fünften Ordnung. Eine genaue Unterſuchung dieſes Syſtems würde der Raum nicht verſtatten, und der Rec. mufste ſich mit wenigen Anmerkungen begnügen. Es läfst ſich für die Folge hoffen, dafs das Syſtem immer mehr an Einheit, und die Beſtimmung der Arten an Schärfe gewinnen werde. Ein Regiſter aller Hauptnamen der Arten und aller Synonymen, eine beſondre Anzeige der zweifelhaften hier übergangnen Arten, und bey grofsen Gattungen mehrere Zuſammenſtellungen der Arten nach verſchiednen Rückſichten, würden willkommen geweſen ſeyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Januar 1802.

KIRCHENGESCHICHTE.

GIESSEN, b. Heyer: *Handbuch der chriſtlichen Kirchengeſchichte* von *Joh. Ernſt Chriſtian Schmidt*, ord. Prof. der Theol. *Erſter Theil.* 1801. 591 S. ohne das Regiſter und die Vorrede. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wenn ein Buch von der Art, wie das vorliegende, richtig gewürdigt werden ſoll: ſo muſs man mit ſeiner Aufmerkſamkeit nicht bloſs an einzelnen Stellen hängen bleiben, ſondern vor allen Dingen das Ganze im Auge behalten, und es beſonders mit dieſem Blicke über das Ganze beurtheilen. Denn es iſt nichts leichter, als daſs man bey einem ſolchen Schwall einſeitiger hiſtoriſchen Materialien, dergleichen die erſte Periode der Kirchengeſchichte *von Jeſus bis auf Konſtantin den Groſsen*, welche hier bearbeitet iſt, liefert, auch wohl einmal fehlgreift, und etwas überſieht; oder auch bey den häufigen hiſtoriſchen Lücken, die ſich ebenfalls in dieſer Periode finden, beſonders bey der Entſtehung des Chriſtenthums und gleich nachher, hiſtoriſche Vermuthungen und Hypotheſen anbringt, die andern zu kühn oder zu einſeitig, und eben deswegen nicht ſo wahrſcheinlich ſind. Alles dieſes bringt die Natur der Sache und die verſchiedene Anſicht der Menſchen ſo mit ſich, und der Vf. iſt in Hinſicht ſolcher Vermuthungen und Hypotheſen hinlänglich gerechtfertigt, wenn er ſie nicht als baare hiſtoriſche Wahrheit vorträgt, ſondern ſie nur als Meynungen und Wahrſcheinlichkeiten ankündigt, wovon ein jeder annehmen mag, ſo viel er kann und will. Das letzte iſt hier geſchehen; und was das Ganze dieſes erſten Theils des Handbuchs betrifft: ſo zeichnet es ſich ſehr rühmlich aus, durch Studium der Quellen und eine ſtrenge hiſtoriſche Kritik bey den aufzunehmenden Materialien, die vorzüglich Noth that; durch einen hellen Blick in den Anſichten von der eigentlichen Lage der Sachen; durch eine ſcharfſinnige Erwägung, Beurtheilung und Verbindungsgabe abweichender Nachrichten; durch eine gröſsere Vollſtändigkeit, als man bis jetzt in den Handbüchern der Kirchengeſchichte gewohnt iſt, ſo wie durch eine natürlich gute Ordnung. Alle die mannichfaltigen Angaben und Nachrichten dieſer wegen des erſten Aufkommens des Chriſtenthums und ſeiner erſten Geſtalt ſo wichtigen Periode ſind aufs neue kritiſch erwogen und gewürdigt, theils durch eigene neue Anſichten in ein helleres Licht geſetzt, theils durch die Aufnahme der Reſultate der neueſten Unterſuchungen anderer berichtigt. Unterdeſſen hat der gelehrte Vf. bis jetzt die Namen der letztern nicht angeführt, ſondern nur die Quellen, und erwartet das Urtheil anderer, ob er die erſten auch anführen ſoll. Nach unſerer Meynung erfodert dieſs die Billigkeit, beſonders da gleich Anfangs einige neuere Gelehrten wirklich aufgeführt ſind, und das Weglaſſen der Namen der eigentlichen Kirchenhiſtoriker leicht Miſsdeutungen veranlaſſen könnte, abgeſehen davon, daſs mancher noch weitläuftigere Erörterungen über dieſen oder jenen Punkt wünſchen möchte, auf die alſo in einem Handbuche hinzuweiſen iſt. Eine vorzügliche Aufmerkſamkeit hat Hr. *S.* dem Entſtehen des Chriſtenthums, der Lehre der Gnoſtiker und der Patriſtik gewidmet. Dieſe Punkte ſind theils am vollſtändigſten, theils von einer neuen Seite bearbeitet. Der ganze Vte Abſchnitt, welcher von S. 385—591. geht, enthält Nachrichten von den wichtigſten Schriften dieſer Periode, alſo Patriſtik. Dieſs ſcheint freylich etwas zu viel im Verhältniſſe zu dem Uebrigen: allein die früheſten Apokryphen des N. T., ſo wie die andern früheſten Schriften der Kirche, verdienten ſchon längſt eine neue kritiſche Behandlung und Würdigung, welche ihnen hier zu Theil wird, daher man auch dieſen Abſchnitt mit Vergnügen lieſt. Ueberdem iſt das Bekanntere kürzer abgefertigt, als das Unbekanntere. Nur die Auszüge ſcheinen zweckwidrig zu ſeyn und zu weit zu führen; denn wenn damit in Zukunft fortgefahren werden ſollte: ſo würde dieſes ſchätzbare Werk zu unverhältniſsmäſsig ſtark, und eben deswegen weniger allgemein werden. Alſo erwarten wir in Zukunft nur das Nothwendigſte aus der Patriſtik. Die übrigen vier Abſchnitte haben folgende Rubriken: I. *Geſchichte der Entſtehung des Chriſtenthums* S. 1—96. II. *Geſchichte der Verbreitung deſſelben bis auf Konſtantin* S. 97—150. Hier kommen auch die Verfolgungen vor (aber nur ſehr kurz), in ſo fern dieſe unſtreitig mehr zur Verbreitung als zur Unterdrückung des Chriſtenthums beygetragen haben, wie es die Natur der Sache mit ſich bringt. III. *Geſchichte der chriſtlichen Religions- und Sittenlehre.* A. Allgemeine Geſchichte derſelben, B. Geſchichte der Entſtehung der katholiſchen Kirche. S. 151—305. IV. *Geſchichte der geſellſchaftlichen Verfaſſung und der religiöſen Gebräuche bey den Chriſten.* S. 306—384. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, das erſte Jahrhundert mit ſeiner Geſchichte ganz abzuſondern, weil die Geſtalt des Chriſtenthums im zweyten und dritten Jahrhundert ſo ganz verſchieden iſt, und man dem Gedächtniſſe durch dieſe Abſonderung zu Hülfe kommen kann, damit nicht alles zu ſehr in

einander und durch einander läuft. Indeſſen iſt dieſer Umſtand bey weitem nicht ſo unbequem, als der Mangel an einer genauern Chronologie, und einem Columnentitel nach jenen fünf Abſchnitten. Der letzte wird zwar durch das Regiſter einigermaſsen wieder erſetzt; aber der Mangel an Chronologie bey weitem nicht durch das angehängte chronologiſche Verzeichniſs der Kaiſer dieſer Periode. Wie ſehr aber eine fortlaufende genauere Chronologie dem Gedächtniſſe und beſonders der gehörigen Abſonderung der Sachen in demſelben aufhilft, iſt bekannt und ausgemacht. Man hat ſich in den neueſten Zeiten durch des Abts *Henke* Handbuch der Kirchengeſchichte am beſten davon überzeugt. Hätte der Vf. auch Bedenken getragen, ſie zu häufig anzubringen: ſo hätte doch noch ein Mittelweg getroffen werden können, um die Chronologie genauer anzugeben, als durch die bloſse Andeutung von dem Anfange, der Mitte und dem Ende eines Jahrhunderts, ſo wie durch einige nur ſehr ſparſam eingeſtreuete Zahlen. Da es gar nicht fehlen kann, daſs dieſes Buch mit der Zeit neu aufgelegt werden muſs, weil es ſo viel Eignes und Neues in den Anſichten hat: ſo wünſchen wir, daſs Hr. *S.* alsdann auf dieſen Punkt Rückſicht nehmen möge. — Jetzt wollen wir noch etwas über einzelne Stellen bemerken, um wenigſtens dem gelehrten und ſcharfſinnigen Vf. einen Beweis zu geben, mit welcher Aufmerkſamkeit wir alle ſeine Behauptungen betrachtet haben. Irren wir nicht: ſo iſt Hr. *S.* zu geneigt, manche Ideen im Chriſtenthume geradezu vom *Zoroaſter* abzuleiten, ſtatt daſs ſie eben ſo gut von orientaliſchen Philoſophemen überhaupt abgeleitet werden können, die über den ganzen Orient verbreitet waren, und ſich in dem philoſophirenden Religionsſyſteme Zoroaſters ebenfalls finden, ohne daſs man gerade Perſien als die einzige Quelle zu betrachten braucht. Es gab gewiſſe orientaliſche Philoſopheme über Kosmogonie, Geogonie und Anthropogonie, vermittelſt der Emanation oder Zeugung, die von dem einen Orientaler ſo, von dem andern anders benutzt und verarbeitet wurden, und eben ſo auch von dem Zoroaſter. Daher die Aehnlichkeit mancher orientaliſchen Idee mit dem Syſteme Zoroaſters, welche ganz unabhängig vom Zoroaſter ſelbſt ſeyn kann, wenn nicht eine nähere hiſtoriſche Veranlaſſung zu der Annahme einer Abhängigkeit von ihm vorhanden iſt, wie z. B. bey *Mani* und auch bey *Baſilides*, der wenigſtens eine Zeitlang in Perſien geweſen ſeyn ſoll. Sonſt lag der Dualismus allenthalben ſehr nahe bey der Wahrnehmung des phyſiſchen Phänomens von Licht und Finſterniſs, ſo wie des moraliſchen vom Guten und Böſen in der Welt. Die Zahl *ſieben* war ferner im ganzen Orient heilige Zahl, und in Hinſicht der Anthropologie theilte man ſich in der Meynung, ob der Menſch gleich urſprünglich als ein Product der Materie böſe erſchaffen, oder ob er erſt zu Folge der ihm anklebenden Materie böſe geworden ſey? Will aber Hr. *S.* mit dem Ausdruck *Zoroaſtriſch* hin und wieder nichts weiter als die Aehnlichkeit mit dem Zoroaſtriſchen Syſteme ausdrücken, ſo ſtimmen wir völlig mit ein. — Ein anderer Punkt, der bey einer neuen Auflage noch eine nähere Begränzung und Entwickelung verdienen dürfte, ſcheint uns die Vorſtellung der ältern Väter vom *Logos* zu ſeyn. Wenn es z. B. S. 174., wo auch der *Irenäus* erwähnt wird, heiſst, man habe noch nicht daran gedacht, zu behaupten, daſs der Logos von Ewigkeit vom Vater ausgegangen ſey: ſo kann man dieſs leicht miſsverſtehen, und auch auf den Irenäus beziehen, welcher jedoch eine Ausnahme macht, indem er, ein Schüler des Polykarp, allem Gnoſticismus von Herzen gram, alſo auch dem Alexandriniſchen in der katholiſchen Kirche, mit der Coexiſtenz auch eine ewige Zeugung des Sohnes behauptete. Dieſs iſt um ſo auffallender, weil bis auf den *Origenes* kein Kirchenvater weiter dieſe Vorſtellung hatte, und *Tertullian* ſelbſt ſich die Zeugung des Logos nicht anders dachte, als nach der alten Platoniſirenden Vorſtellungsart, wie wir ſie ſchon beym *Juſtin* finden. Hiernach wird das noch eine nähere Beſtimmung leiden, was der Vf. S. 283. und 284. vom Tertullian ſagt. Seine Vorſtellung kann nicht weiter mit der des *Athanaſius* verglichen werden, als daſs er ſchon drey Perſonen annimmt, ſo wie Athanaſius drey Hypoſtaſen: allein das Charakteriſtiſche in der Vorſtellungsart des Athanaſius, wodurch ſich ſein philoſophiſcher Kopf über alle ſeine Vorgänger erhebt, beſteht darin, daſs er die *ewige Zeugung aus dem Weſen* des Vaters als einen innern *nothwendigen Act* des göttlichen Weſens darſtellte, und die ſo erzeugte *Hypoſtaſe* des Sohns in der *Subſtanz* des Vaters gleich ewig mit dem Vater coexiſtiren lieſs. — Daher kann man nun aber ferner nicht wohl ſagen, daſs ſich *Dionyſius* von Rom der Vorſtellung des Tertullian genähert habe; S. 238. denn er warf die alte Platoniſirende Vorſtellung vom Logos ſo weit weg, als wenn er ſie kaum gekannt hätte. — Ferner wünſchten wir, daſs ſich der Vf. über manche Sache nicht zu kurz ausgedrückt hätte, beſonders wenn dadurch Thatſachen zurückgeblieben ſind, die einen groſsen Einfluſs auf die folgenden Erſcheinungen hatten. Wenn z. B. auch die Diocletianiſche Verfolgung, und was damit in Verbindung ſteht, nicht umſtändlicher erzählt werden konnte, als es hier geſchehen iſt: ſo hätte doch wohl das Leben des Prinzen Konſtantin am Hofe Diocletians ſammt ſeiner Flucht, S. 138. wenigſtens mit einigen Worten angedeutet werden müſſen, weil dieſe Umſtände als entſcheidend für ſeine künftigen Plane und Schickſale zu betrachten ſind. Die Geſchichte mehrerer gleichzeitigen Auguſten und Cäſarn, die noch dazu ſchnell wechſeln, iſt zwar ſehr verwirrt: allein eben deswegen dürfte eine etwas weitere geſchichtliche Auseinanderſetzung dieſes Zeitraums nicht überflüſsig geweſen ſeyn. Eben ſo haben wir eine geſchichtliche Entwickelung der *diſciplina arcani* nicht bemerkt. Vielleicht iſt es ſelbſt Zufall, daſs dieſer Punkt überſehen worden iſt, welches bey einer ſolchen Maſſe von Materialien, als dieſe Periode enthält, nur gar zu leicht geſchehen kann. —

End-

Endlich möchten wir die Stelle des Papias S. 389. dafs ein jeder das hebräifche Evangelium fo gut er konnte, überfetzt habe, nicht fo verftehen, als wenn damals fchon mehrere Ueberfetzungen davon als Manufcript exiftirt hätten, fondern nur fo, dafs es ein jeder für feinen mündlichen Privatgebrauch fo gut er konnte überfetzte. Diefen Sinn halten wir für wahrfcheinlicher. — Uebrigens freuen wir uns, dafs manche der früheften chriftlichen Documente durch Hn. *S.* wieder zu Ehren gebracht find, wie fie es verdienten. Der kritifche Skepticismus, den der fel. *Semler* überall blicken liefs, mochte feinen guten Nutzen haben, um Vorfichtigkeit zu bewirken: allein fein Verdacht der Unächtheit gieng offenbar zu weit, und verbreitete fich noch zuletzt fogar über die Briefe des *Plinius* von den Chriften. In dem vorliegenden Werke des Hn. *S.* ift dagegen wieder gehörig auf den rechten Weg eingeleitet, und eine Gränzlinie gezogen zwifchen gänzlicher Unächtheit und partieller Unächtheit oder Interpolation. Diefs ift die wahre kritifche Anficht, und darnach kann man felbft das berichtigte Zeugnifs des *Jofephus* von Jefu zum Theil für ächt halten. — Einige Provinzialismen dürfen in Zukunft zu vermeiden feyn, wie z. B. *rufte* ft. rief, *fort und fort* ft. immer mehr oder weiter, *trotz des* ft. trotz dem u. f. w.

* * *

BERLIN, b. Unger: *Reife von Amfterdam über Madrid und Cadiz nach Genua in den Jahren* 1797 *und* 1798. Von *Chriftian Auguft Fifcher.* Nebft einem Anhange über Reifen in Spanien. 2te vermehrte Auflage. 1801. XXII. u. 534 S. 8. (2 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 406.)

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Feftags-Epifteln.* Von D. *Joh. Wilh. Rau.* 2ter Band 2te Abth. Zweyte, veränderte, hie und da umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1801. 13 Bogen. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 89.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. 1) *Utrecht*, b. Ten Bofch: *Brief-Wiffeling over de Godheid van den heiligen Geeft, gehouden tuffchen den Hooggel. Heer J. Heringa, Eliza's Zoon, Prof. in de Uitlegkunde van het N. Teftam. te Utrecht, en den Weleerwardigen Heere C. van Herwerden, Evangeliedienaar in de Gemeente te Amerongen.* Zweede Druk. 1800. 22 S. gr. 8.

2) *Amfterdam*, b. van Vliet, Swalm: *Gedachten over het gehouden Gedrag van den Weleerw. Heer C. van Herwerden, Predikant te Amerongen, omtrend den Hoog Eerw. Hooglel. Heer J. Heringa, Eliza's Zoon, door Kuriakefilos.* 16 S. gr. 8.

3) *Utrecht*, b. Ten Bofch: *Aan den Schryver der Gedachten over het gehouden Gedrag van C. van Herwerden omtrend de Brief-Wiffeling met J. Heringa, zich noemende Kuriakefilos.* 1801. 16 S. gr. 8.

4) *Amfterdam*, b. Kroe, van Vliet: *Schetfen over de VIII en XX Afdeeling van den Heidelbergfchen Catechismus door den Hooggel. Heer J. Heringa. Dienende tot nadere opheldering wegens de gehoudene Briefwiffeling over de Godheid van den H. Geeft tuffchen gemelde Hoogleeraar en C. van Herwerden.* 26 S. gr. 8.

5) *Leyden*, b. Herdingh; *Heeft Profeffor Heringa reeds genoeg gezegd?* 15 S. gr. 8.

Diefe Schriften betreffen eine theologifche Streitigkeit, die neuerlich viel Aufsehen in Holland gemacht hat. Manchem wird es doch intereffant feyn, wenn er mit der Sache näher bekannt wird. So unbedeutend die Streitigkeit an fich felbft ift: fo kann fie doch zu mancherley nicht ganz unfruchtbaren Bemerkungen Anlafs geben. Der Hr. Prof. *Heringa* zu Utrecht hatte mit feinem ehemaligen Schüler dem Prediger *van Herwerden* eine Privatunterredung. In dem freundfchaftlichen Gefpräch kam man auch auf die Trinitätslehre und insbefondere auf die Lehre vom heiligen Geift. Heringa äufserte darüber feine Gedanken und nach einiger Zeit entftand darüber ein Gefpräch in dem Publicum, welches dem Prof. Heringa nicht gleichgültig feyn konnte. Da er deswegen felbft verfchiedentlich gefragt wurde, und fich des Gefprächs acht Monaten vorher nicht recht mehr erinnerte, fchrieb er an den Pred. van Herwerden, woraus der Briefwechfel entftand, der in der erften Schrift enthalten ift. Heringa bat in feinem erften Brief ganz freundfchaftlich, ihm dasjenige mitzutheilen, was Herwerden fich von dem Gefpräch erinnere, und was er andern davon gefagt habe, damit die Sache der Wahrheit gemäfs könne dargelegt und den Lügen gefteuert werden. Van Herwerden antwortete nun, das Gefpräch, deffen er fich noch wohl erinnere, fey folgendes gewefen: Heringa fragte den van Herwerden, ob er auch feine Dictaten über die achte Abtheilung des Heidelbergifchen Katechismus habe, und ob er diefen gefolgt fey. Der Prediger antwortete, er habe zwar den dictirten Entwurf, es kämen aber darin Dinge vor, die fich in den Mund eines Predigers nicht fchickten und leicht Aergernifs geben könnten; er bezweifle einiges, wie fich Heringa über Perfon, Wefen, Dreyeinheit u. f. w. ausgedrückt habe, und glaube, dafs er fich diefer Ausdrücke nicht bedienen dürfe. Van Herwerden erzählt weiter: er habe den Einwurf gemacht, wenn er jene Ausdrücke weglaffen wolle, und ein Katechifant ihn fragte, man lehre ihn, der Vater fey Gott, der Sohn fey Gott, und der heilige Geift fey Gott, und doch fage man, es fey nur ein Gott, was alsdann zu antworten fey? Heringa habe erwiedert, er folle alsdann nur fagen, halte dich an die Bibel. Als van Herwerden weiter fragte: wenn aber nun jemand fagte, die Bibel fey doch Gottes Wort, es könne alfo doch kein Widerfpruch darin ftatt haben, aber dreymal eins feyen doch drey und nicht eins, habe Heringa erwiedert, man müffe alsdann entweder mit Athanafius fagen: unterwirf deinen Verftand dem Gehorfam des Glaubens, oder du kannft auch felig werden, wenn du gleich nicht an die Gottheit des heiligen Geiftes glaubft. Darauf habe nun van Herwerden gefagt, die Bibel, die man für das Wort Gottes halte, lehre aber, der heilige Geift fey Gott, und diefe Bibel fey doch zur Beförderung unferes Glücks gegeben. Alles, was darin gelehrt werde, ftehe deswegen in der genauften Verbindung mit unferm Glück, folglich auch diefe darin enthaltene Lehre; Heringa habe darauf gefragt, lehrt uns denn die Bibel, dafs der heilige Geift Gott ift, und welches find die Beweife? Da nun der Prediger die vornehmften davon anführte, fo habe

be Heringa geantwortet: Lesen Sie doch die Bibel, die Lehre des A. Test., die Lehre Johannes des Täufers und Jesu und seiner Apostel, Sie werden alsdann auf andere Gedanken kommen; ich, habe er hinzugesetzt, halte mich an die Bibel und erkenne, das ist das ewige Leben, dass sie dich kennen, den einigen wahren Gott, und Jesum Christum, den du gesandt hast. Da Heringa ferner sagte, seine Katechisanten seyen keine Trinitarier, so habe er auf die Frage, was sind sie denn? geantwortet, das sage ich nicht. Heringa habe den Prediger nun noch einmal ermahnet, die Sache ferner zu untersuchen, und ihm alsdann seine Gedanken mitzutheilen. Van Herwerden erklärt, er habe keinen Gebrauch von diesem Anerbieten gemacht, und er bleibe bey dem Glauben, dass der heilige Geist Gott sey. Zugleich bemerkt er noch, er habe den Inhalt dieses Gesprächs einem guten Freund erzählt aber nicht um die Sache ruchtbar zu machen; doch sey dieses geschehen. Nachher sey er selbst darnach gefragt worden, und nun habe er gesagt, wie sich die Sache verhalte, welches er auch habe thun können, da er von Heringa nicht sey ersucht worden, dieses zu verschweigen. Heringa antwortet auf diesen Brief, die Antwort von van Herwerden habe ihn betrübt, und er wisse nicht, was er davon denken solle; er erinnere sich, dass das Gespräch in mehr als einer Rücksicht ganz anders gewesen sey, und müsse deswegen auch der Erzählung widersprechen. Er sey sich besserer Gedanken von dem Geheimnisse des Vaters, Sohns und heiligen Geistes bewusst, als van Herwerden ihm beylege; das, was er ihm und andern über diesen und andere Lehrpunkte gesagt habe, könne man auf den Dächern predigen. Der Prediger antwortet nun in dem 4ten Brief, er erinnere sich deutlich des Gesprächs, und lasse sich nicht irre machen; er sey bereit, es durch einen Eid zu bestätigen, dass die Erzählung des Gesprächs nicht lügenhaft, sondern Wahrheit sey. Zugleich bemerkt er, dass er die Briefe von Heringa und die seinigen auch andere lesen lasse, damit jeder sehe, er sey kein Lügner oder Lästerer. Heringa antwortet darauf im 5ten Briefe, beklagt sich über die Behandlung, bezeuget vor Gott, dass er sich des Gesprächs ganz anders erinnere; aber dennoch wolle er ihn für keinen Lügner oder Lästerer erklären. Van Herwerden habe ihn wahrscheinlich nicht begriffen, sondern unrichtig verstanden; er schaudere aber, wenn er bedenke, dass ein Prediger sich erbiete, die Sache durch einen Eid zu bekräftigen. Er ermahnt ihn daher, nicht so leichtsinnig damit zu seyn, um sich nicht durch jugendlichen Eifer zu etwas verleiten zu lassen, was er nachher bereuen könne. Zuletzt ersucht er als ehemaliger Lehrer und als Freund, den Brief aufzubewahren und nach Heringas Tod noch einmal zu lesen. Van Herwerden bleibt in seinem letzten Brief dabey, er habe die Wahrheit gesagt, und schreibt bitter und beleidigend.

Der Vf. der zweyten Schrift sucht darauf aufmerksam zu machen, dass das Betragen des Prediger van Herwerden einen schlechten Grund habe. Er stellt sich die Sache so vor: van Herwerden habe seinen ehemaligen Lehrer um Rath gefragt, wie man sich gegen einen unstudierten Menschen zu betragen habe, der an der Dreyeinheit und insbesondere an der Gottheit des heiligen Geistes zweifele; Heringa, der nichts Schlimmes geargwohnt habe, habe unbefangen und im vertraulichen Ton darüber geredet und ihn zu belehren gesucht, wie er mit einem unerfahrnen Mann ohne alle dogmatische Spitzfindigkeiten über die Sache sprechen müsse. Er meynt, es könne wohl möglich gewesen seyn, dass Heringa auch die Stelle Apostg. 19, 2. angeführt, und darauf aufmerksam gemacht habe, dass schon in den ersten Zeiten Christen gewesen seyen, die es selbst gestanden, dass sie von dem heiligen Geist noch nichts gehört hätten. Er bemerkt ferner, Heringa habe ganz unbefangen und freundschaftlich den Briefwechsel angefangen; dieses würde er nicht gethan haben, wenn er nicht gewusst hätte, dass seine Gedanken das Licht vertragen konnten. Dabey glaubt er, Heringa, als ein bekannter rechtschaffener und verdienstvoller Mann, verdiene doch mehr Glauben, als der junge Prediger, der sich überhaupt schlecht hier betragen und den guten Namen des Heringa insgeheim zu untergraben gesucht habe. Auch macht der Vf. noch auf den Unterschied des Stils in den gewechselten Briefen aufmerksam. Die Briefe von Heringa athmen den Geist Johannes; Sanftmuth, Christussinn und Salbung charakterisiren sie. Ganz anders ist aber der Stil des Predigers. Der Vf. sagt, der Gedanke habe sich ihm bey dem Lesen aufgedrungen: Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein; und wer sagt, dass er Gott liebet und seinen Bruder hasset, der ist ein Lügner.

Die dritte Schrift ist gegen die vorhergehende gerichtet, und beschuldigt den Vf. derselben, dass er partheyisch sey. Der Pred. van Herwerden wird auch dadurch vertheidigt, dass Heringa den Briefwechsel angefangen habe. Der Unterschied der Jahre und des Rangs könne hier nicht in Betracht kommen. So lange Heringa die gemachte Beschuldigung nicht durch ein deutliches, öffentliches und bestimmtes Bekenntniss von der Gottheit des heiligen Geistes, entkräfte, so lange könne man nichts nachtheiliges von dem Charakter des Predigers behaupten; auch durch ein solches bestimmtes Bekenntniss könne die Erzählung von dem unter vier Augen gehaltenen Gespräche noch nicht zur Lüge gemacht werden. Der Vf. nimmt auch Rücksicht auf die Anwendung, die von der Stelle Apostg. 19, 2. in der vorhergehenden Schrift gemacht wird. Die Frage, sagt er, war nicht, ob jene Christen glauben, dass ein heiliger Geist sey, sondern ob sie den heiligen Geist empfangen hätten? Jene Jünger wussten wohl, dass ein heiliger Geist sey, wovon sie schon durch den Glauben das sichere Bewusstseyn hatten; da aber Paulus untersuchte, ob sie auch die ausserordentlichen Gaben des Geistes empfangen hätten: so antworteten sie auf diese Art und konnten nicht anders antworten, weil sie die Wundergaben nicht kannten und derselben noch vielweniger waren theilhaftig worden. Von der Behauptung, dass ein Mensch könne selig werden, wenn er auch nicht an den heiligen Geist glaube, wird gesagt, es sey dieses ganz gegen den Lehrbegriff der Reformirten, den man unverfälscht lassen müsse u. s. w.

Der Herausgeber der vierten Schrift bemerkt in der Vorrede, er habe die von Heringa dictirten Entwürfe über die 8te Abtheilung des Heidelbergischen Katechismus, deren in dem Briefwechsel selbst gedacht werde, und über die 20ste Abtheilung, die von der Gottheit des heiligen Geistes handle, deswegen abdrucken lassen, um die Leser in den Stand zu setzen, über die Sache, und besonders über die Denkart des Prof. Heringa genauer urtheilen zu können. Diese Entwürfe sind auch allerdings dazu brauchbar. Man siehet deutlich daraus, dass die Beschuldigungen des Prediger van Herwerden nicht ganz mit den Aeusserungen in diesen Entwürfen zusammenstimmen. Heringa dringt mit Recht darauf, dass manches nicht in den populären Unterricht gehöre, und zeigt, wie man solchen Lehrsätzen eine praktische Wendung geben müsse.

Der Vf. der letzten Schrift sucht etwas dazu beyzutragen, dass die Streitigkeit beygelegt und unterdrückt werde. Da viele der Meinung waren und dieses auch öffentlich äusserten, Heringa sey verpflichtet, öffentlich aufzutreten und sich gegen diese Beschuldigungen ordentlich zu vertheidigen, so sucht der Vf. zu zeigen, dass man dieses nicht verlangen könne, und dass Heringa bereits in seinen Briefen genug gesagt habe.

Wir hoffen, dass diese Streitigkeit keine unangenehme und nachtheilige Folgen haben werde, und wünschen, dass der Prof. Heringa ruhig seinen Gang fortgehen möge. So viel siehet man aus allem, dass der Prediger van Herwerden nicht gehandelt hat, wie er hätte handeln sollen. Er hat wohl sicherlich das, was Heringa gesagt hat, missverstanden und unrichtig aufgefasst, und sich zugleich durch unzeitigen Eifer hinreissen lassen. Aber man muss auch mit den Schwachen Geduld haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. Januar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Sander: *Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens* von *Auguſt von Kotzebue. Erſter Theil.* 1801. 410 S. *Zweyter Theil.* 383 S. 8. mit zwey Kupfern.

Die lebhafteſte Neugierde hat dieſem Buche ſchon, ehe es erſchien, ſeinen Weg gebahnt, und es hat ſeinen Umlauf in der deutſchen Leſewelt ſo ſchnell gemacht, daſs jede Anzeige von ihm, als einer Neuigkeit, zu ſpät kommen muſste.

Wie bekannt wurde der Vf. im April 1800 auf ſeiner Reiſe nach Rufsland ungeachtet eines Kaiſerl. Paſſes auf der Preufsiſch-Ruſſiſchen Gränze in Polangen angehalten, und nachdem ihm ſeine ſämmtlichen Papiere abgenommen worden, in Mietau von ſeiner Familie getrennt, und nach Sibirien geſchickt; wo er eine Zeitlang in Tobolsk blieb, nachher aber in Kurgan ſich aufhalten muſste. Dieſs unverdiente Unglück erregte gleich damals in Deutſchland eine allgemeine Theilnahme. Viele glaubten indeſs ſchon damals, daſs Hr. *v. K.* bald aus ſeiner Verbannung würde zurückberufen werden, da man aus andern Thatſachen wuſste, wie leicht Kaiſer Paul I. übereilte Befehle zu widerrufen pflege. Dieſe Ahndung traf auch glücklich ein, und glücklicher für den Gekränkten als man hoffen durfte. Bereits am 7ten Julius erhielt er zu Kurgan in Sibirien die frohe Nachricht, daſs ihn der Kaiſer nach Petersburg berufe. Bald nach ſeiner Ankunft daſelbſt ſchenkte ihm der Kaiſer, um das ihm zugefügte Unrecht gut zu machen, das Krongut Worroküll in Liefland, mit einem jährlichen Ertrage von 4000 Rubeln, ernannte ihn zum Director der deutſchen Hoffchauſpieler-Geſellſchaft mit dem Charakter eines Hofraths und 2000 Rubeln Gehalt, und trug ihm bald darauf das Geſchäft auf, den von ihm erbauten Michailowſchen Palaſt zu beſchreiben, wobey er ihm Nicolai's Beſchreibung von Berlin und Potsdam als Muſter empfahl, mit dem Wunſche, daſs er ſeinen Gegenſtand gerade ſo, nur *wo möglich noch etwas weitläufiger* behandeln möchte. Hr. *v. K.* brauchte dieſe Arbeit, da er ſah, daſs ihm der Kaiſer die Direction des Theaters nicht abnehmen würde, zum Vorwande, ſich wenigſtens einen Gehülfen dabey zu erbitten, auf deſſen Schultern er die drückendſte Laſt wälzen könnte; und es glückte ihm auch, daſs ihm zu dieſem Behufe einer ſeiner Freunde als Regiſſeur mit 1500 Rubeln Gehalt beſtellt wurde. Nach Kaiſer Pauls Tode ſuchte er bey dem jetzigen Monarchen auf den Fall, daſs das deutſche Theater zu verbeſſern, nicht eine gröſsere Summe aufgewandt werden könnte, um ſeine Entlaſſung an, die er auch, da ſeine Vorſchläge zu koſtſpielig gefunden wurden, in den gnädigſten Ausdrücken erhielt, wobey ihm der Titel eines Collegienraths mit einer lebenslänglichen Penſion ertheilet wurde.

Was nun den Inhalt dieſes Werks betrifft, ſo enthält es eine Menge intereſſanter Vorfälle, derentwegen wohl niemand von der Lectüre deſſelben ohne Vergnügen zurückkehren kann. Wir wollen hier nur einiges berühren, das mit der Literatur in näherer Verbindung ſteht. Zur Geſchichte der Celebrität, die dem Vf. ſeine Schauſpiele verſchafft haben, gehört, daſs ſeine Stücke in Tobolsk geſpielt wurden; daſs man in Niſchnei Nowogorod ſeine Schauſpiele las, und ihn als den Vf. auf ſeiner Rückreiſe ſehr gaſtfrey bewirthete; endlich, daſs eine Ruſſiſche Ueberſetzung ſeines Stücks: der *Leibkutſcher Peters III.* den Kaiſer Paul zuerſt auf den Gedanken brachte, ihn aus ſeiner Verbannung zurückzuberufen. Ein junger Ruſſe Krasnopolski war der Ueberſetzer; man rieth ihm zwar, des Vfs. Namen auf dem Titel wegzulaſſen; er dachte aber ſo edel, dieſen Rath nicht zu befolgen, und ſchickte das überſetzte Stück mit der Poſt an den Kaiſer. Noch einen ſonderbaren Umſtand, der hierher gehört, müſſen wir doch beybringen, den der Vf. entweder ſelbſt nicht erfahren, oder anzuführen vergeſſen hat. Auf dem Gute Stockmannshof, wo Hr. *v. K.* des Abends in der traurigſten Geſtalt als ein irrender Flüchtling ankam, ſollte Tages darauf ſein Stück: *die Verſöhnung*, aufgeführt werden, und die drey gutherzigen Mädchen, bey denen er zuerſt eintrat, waren eben mit der Probe ihrer Rollen fertig geworden, als der Verfaſſer, den ſie nirgend anders als in Deutſchland vermuthen konnten, in tiefer Nacht an ihr Fenſter klopfte. — Luſtig iſt die Geſchichte von dem ſonderbaren Zeitungsartikel in der Petersburger Hofzeitung, das Turnier des Kaiſer Pauls, das er mit andern Potentaten halten zu wollen vorgab, betreffend. Der Kaiſer hatte den Aufſatz Franzöſiſch gemacht, und trug dem Hn. *v. K.* auf, ihn zu überſetzen: ſo überſetzt kam er denn, wie bekannt, in die Petersburger Hofzeitung, und aus dieſer in mehrere deutſche Zeitungen. Zwey Tage darauf ſchenkte er ihm eine Doſe mit Brillanten beſetzt, zweytauſend Rubel am Werth. „Nie iſt wohl, ſetzt der Vf. hinzu, die wörtliche Ueberſetzung von zwanzig Zeilen beſſer bezahlt worden.“ Allerdings, man muſs aber, um es begreiflich zu finden, vorausſetzen,

ſetzen, daſs der Kaiſer dieſes Geſchenk nur als eine Zugabe zur Genugthuung für das dem Beſchenkten zugefügte Ungemach anſah. Von der Cenſurbedrückung, die auch bey dem Theater herrſchte, erzählt Hr. *v. K.* S. 145. erſtaunliche Beyſpiele. Das Wort *Republik* durfte in ſeiner Octavia nicht genannt werden; ſtatt: *Wehe meinem Vaterlande*, muſste geſetzt werden: *meinem Lande;* denn es war durch einen Ukas den Ruſſen unterſagt worden, ſich des Worts *Vaterland* zu bedienen.

Der anziehende Inhalt der Geſchichte ſcheint dem Vf. hinlänglich geweſen zu ſeyn, ſich für die etwas vernachläſſigte Form entſchuldigt zu halten. Im erſten Theile iſt die Erzählung ein förmliches Tagebuch, wie er es in Sibirien niedergeſchrieben. Hier muſste alſo manches Urtheil vorkommen, was er weiterhin zurücknimmt, die Erzählung muſste auch weitſchweifiger werden, als ſie, für das Publicum beſtimmt, hätte ſeyn ſollen. In Beurtheilung der vorkommenden Perſonen hört man mit Vergnügen den Vf. ſo viele edelmüthige Menſchen dankbar rühmen, die an ſeinem Schickſale thätigen und liebevollen Antheil nahmen; dagegen thut es eine unangenehme Wirkung auf den Leſer, daſs er auf den armen *Schiſchekatichin*, der ihn nach Sibirien deportiren muſste, überall ſo bitter loszieht; da er doch des Kaiſers Befehle befolgen muſste, und ſelbſt ſeine Flucht, die dem armen Manne leicht das gröſste Unglück hätte zuziehen können, wenn er ihn nicht wieder bekam, ihm nicht auf der weiten Reiſe entgelten lieſs. Noch mehr fällt die Beſchwerde auf, die er gegen einen Mann in dem Hauſe des Hn. Kammerherrn *v. Beyer* auf Stockmanshof, den er Proſtenius nennt (er hieſs aber eigentlich Breſcius) deswegen führt, daſs dieſer ſich ſeinem Antrage an Hn. v. *B.* ihn zu verbergen, und auf eins ſeiner entfernten Güter zu ſchicken, kräftig widerſetzte. Es war dem Vf. in dieſer unglücklichen Lage zwar nicht zu verdenken, daſs er einen ſolchen Antrag zu ſeiner Rettung verſuchte. Aber Hr. v. Beyer hätte ja durch dieſe den Befehlen des Kaiſers ſchnurſtracks zuwiderlaufende Verbergung und Entführung eines Verbannten, ſich und ſeine Familie leicht weit unglücklicher machen können, als der Verbannte, nach der Behandlung, die er auf ſeiner Reiſe bisher erfahren, ſelbſt war. Daſs nun, wenn allenfalls den Hn. v. B. Gutherzigkeit verleitet hätte, ein ſolches Wageſtück zu unternehmen, ein Hausfreund ſich dagegen ſetzte, war pflichtmäſsig und redlich gehandelt. Der Widerwille gegen dieſen Mann fällt deſto mehr auf, da der Vf. ihn nicht bloſs auf der Reiſe nach Sibirien unterhielt, ſondern auch (II. Th. S. 298.) da er auf ſeiner Rückreiſe nach Deutſchland den Kammerherrn v. Beyer wiederſah, ungeachtet er von ihm erfuhr, daſs ſein Begleiter nach Sibirien ſeine Inſtruction ihm wirklich vorgezeigt, und daſs es allerdings gefährlich, geweſen ſeyn würde, ſich lebhafter, als es geſchah für ihn zu intereſſiren, dennoch hinzuſetzt: „Den klugen und kühlen Herrn Proſtenius verſuchte Herr v. Beyer zu vertheidigen. Ich kann nicht dafür, daſs mein Gefühl allen ſeinen Gründen widerſprach.“ Darf man denn aber dunkle Gefühle klaren Gründen des Verſtandes entgegenſetzen?

In Beurtheilung des Kaiſers, der ihn unverhört nach Sibirien ſchickte, und nachher ſein Unrecht an ihm wieder ſo gut machte, hat ſich Hr. *v. K.*, wiewohl es faſt räthlicher geweſen wäre, hier gar nicht zu urtheilen, ſondern bloſs zu erzählen, dennoch mit vieler Klugheit benommen. Er leitet ſolche Schritte aus Jachzorn, zum Theil aber aus Eingebungen boshafter Menſchen, die auf den Kaiſer Einfluſs hatten, her; und würdigt unpartheyiſch die wirklich guten Seiten ſeines Charakters. Nur iſt nicht immer dabey die nöthige Präciſion und Conſequenz beobachtet. So heiſst es S. 160. bey Gelegenheit der erſten Audienz, die der Vf. beym Kaiſer hatte: „Welch eine Zaubergewalt ſteht Fürſten zu Gebote, ſie heiſst *Milde!*“ Allerdings kann dieſe Milde den, welchen ſie gerade trifft, ſo bezaubern, daſs er in dem Augenblicke vergiſst, daſs es eine weit höhere und achtungswürdigere Fürſtentugend giebt: *Gerechtigkeit.* Und wie ſoll man nach der ſchrecklichen Geſchichte des Prediger *S.*, die Hr. *v. K.* ſelbſt S. 255. u. f. erzählt, der auf eine bloſse Angabe eines Menſchen von hölliſcher Tücke arretirt, nach Petersburg geſchleppt wurde; über den, ohne ihn weiter zu verhören, ohne ihm einen Defenſor zuzulaſſen, der Kaiſer Paul an das Juſtizcollegium den *Befehl* erläſst, dem Prediger *S. Leibesſtrafe* zuzuerkennen, und ihn dann nach Sibirien in die Bergwerke zu ſchicken, welches auch wirklich unter den gräſslichſten Umſtänden vollzogen wird, wie ſoll man ſich bey ſolchen Vorſchritten den Lobſpruch (S. 304.) erklären: daſs Paul nur immer das *Gute*, das *Gerechte* gewollt habe? Hier gilt ſchlechterdings keine Entſchuldigung, wenn man nicht, wenigſtens nach dem *ira furor brevis eſt*, eine Geiſtesverwirrung vorſchützen will. Selbſt an Friedrich dem Groſsen, der ſonſt ſo ſtreng die Juſtizverwaltung aufrecht erhielt, und nie in Civil- oder Criminalſachen ſeinen Juſtizcollegien vorgriff, wird es die Geſchichte ewig rügen, daſs er ſelbſt aus Gerechtigkeitsliebe in der Geſchichte des Müller Arnold ſich zur Ungerechtigkeit gegen ſeinen Groſskanzler und das Kammergericht verleiten lieſs. Wie viel lauter muſs aber die Geſchichte die Ungerechtigkeit eines Monarchen anklagen, der ſichs zur Maxime macht, bey Criminalfällen oder bloſsen Policeyvergehungen ſeinem Juſtizhofe vor aller Unterſuchung zu befehlen, wie er ſprechen ſoll. Und traurig genug, wenn es einen Juſtizhof giebt, der nicht lieber gleich abdankt, als auf eine ſo gräſsliche Weiſe das Recht beugt. Solche Züge in dem Leben eines Regenten nicht mit ſtrenger Abgemeſſenheit des Urtheils zu würdigen, iſt ſogar ungerecht gegen beſſer denkende Fürſten, deren es Gottlob noch ſo viele giebt; und wie ſollte man ein zu mildes Urtheil über dergleichen Ereigniſſe in Pauls I. Regierung mit der Ehrfurcht gegen den jetzigen Kaiſer *Alexander* reimen können, der nach ganz andern Grundſätzen zu regieren angefan-

fangen, und vor deſſen Denkart, wenn er gleich Kniebeugungen verſchmäht, ſich doch der Geiſt aller Verſtändigen und Wohlgeſinnten freywillig und ungezwungen beugt! — Bey einer nochmaligen Reviſion des Buchs, wozu die vermuthlich bald zu erwartende zweyte Auflage Gelegenheit geben könnte, laſſen ſich ſolche aus Flüchtigkeit überſehene Inconſequenzen, oder Unbeſtimmtheiten leicht vertilgen; und überhaupt würde man dieſem Buche, nachdem die erſte Neugierde geſtillt iſt, eine längere Dauer verſprechen dürfen, wenn der Vf. die Begebenheiten dieſes Jahres als von einer dritten Perſon erzählen, und dabey ſich bloſs an die Thatſachen halten wollte, ohne zu oft in der Beurtheilung dem Leſer vorzugreifen.

Zwey Excurſe müſſen wir noch erwähnen, die nicht zum eigentlichen Thema des Vf. gehörten, die aber doch nach der einmal beliebten Anlage des Buchs, die ihnen hier eingeräumte Stelle wohl verdienten. Der erſte iſt ein Auszug aus des Vfs. *Beſchreibung des Michailowſchen Palaſtes* (II. Th. S. 182—246.) Man erſtaunt, dafs bey den groſsen auf dieſen Palaſt verwandten Koſten, dieſe Kaiſerliche Wohnung ſo feucht war, dafs viele Zimmer dadurch faſt ganz unbrauchbar wurden, und z. B. in dem Saale der hiſtoriſchen Gemälde, wo doch in den beiden Kaminen beſtändig Feuer brannte, in den Winkeln der vier Wände ſich von oben bis unten Eis geſetzt hatte, das mehrere Hände breit, und wohl einen Zoll dick war. Und wem fällt nicht das Horaziſche *Mortalia facta peribunt* hier aufs Herz, wenn er am Ende der Beſchreibung die Nachricht lieſet: „Wenige Wochen nach dem Tode des Monarchen, ſind die ſämmtlichen tranſportabeln Koſtbarkeiten von dort weggebracht, und in andere Paläſte vertheilt worden, um ſie vor der zerſtörenden Feuchtigkeit zu retten. Jetzt ſteht das Schloſs unbewohnt, und gleicht einem Mauſoleum.“

Der zweyte Excurs iſt ein Anhang über die *Memoires ſecrets ſur la Ruſſie*, ein viel geleſenes, und in vielen Staaten gleich confiſcirtes Werk, das unter folgendem Titel erſchien:

Paris, b. Pougens: *Memoires ſecrets ſur la Ruſſie, et particulièrement ſur la fin du Règne de Cathèrine II. et le commencement de celui de Paul I. Donnant un tableau des moeurs de St. Petersbourg à la fin du XVIII. ſiecle; et contenant nombre d'anecdotes recueillies pendant un ſejour de dix années. Suivies de remarques ſur l'éducation des grands ſeigneurs, les moeurs des femmes, et la religion du peuple.* An VIII. (1800.) Tom. I. 355 S. Tom. II. 295 S. 8.

Der Vf. der durch ſeine Indiſcretion, womit er über einen lebenden Monarchen ſprach, nachdem es der Zufall gewollt hätte, ſich ſelbſt, oder einem andern, den man etwa irrig für den Vf. angeſehen hätte, (denn dafs es der jüngere Hr. v. *Maſſon* ſey, wurde nicht gleich anfangs zuverläſſig bekannt) leicht ein groſses Unglück hätte zuziehen können, hat dieſe beiden Bände in 11. *Cahiers* abgetheilt. Das erſte beſchreibt den Aufenthalt des jungen Königs von Schweden in St. Petersburg, und die Standhaftigkeit, womit er lieber dem Beſitze einer höchſtliebenswürdigen Braut entſagte, als dem Anſinnen der Kaiſerin Catharina II., gegen die ſchwediſchen Reichsgrundſätze ſeiner künftigen Gemalin den griechiſchen Religionscultus zu geſtatten, nachgab. Das zweyte ertheilt Nachrichten von der letzten Lebensperiode dieſer groſsen Frau, mit Bemerkungen über ihren Charakter; das dritte handelt von ihren Favoriten; das vierte vom Regierungsantritt Pauls I. und ſeinen erſten Verfügungen; das fünfte unterſucht die Frage: *Paul devoit-il craindre le ſort de Pierre III?* wobey wieder viele Perſonen des ruſſiſchen Hofes charakteriſirt werden. Das ſechſte ſtellt Betrachtungen über die Revolutionen, die Rufsland zu gewarten habe, an. Das ſiebente ſchildert den Charakter des ruſſiſchen Adels, der Hofleute, der Bauern, der Künſtler und Soldaten. Das achte handelt von der griechiſchen Kirche, den Prieſtern, Feſttagen u. ſ. w. Das neunte handelt vom Einfluſſe der Weiber in Rufsland, ihrem Charakter, ihren Sitten, Bädern, Talenten und Reizen; und ſchlieſst mit Nachrichten von der Fürſtin Daſchkow. Das zehnte von der Erziehung in Rufsland. Das elfte von den Franzoſen und Schweizern, die ſich nach Rufsland geflüchtet hatten. Im Anhange wird noch der Tauriſche Palaſt, und Potemkins der Kaiſerin Catharina II. gegebenes groſses Feſt beſchrieben.

Ob nun gleich der Vf. von einigen hohen Perſonen ſehr viel Gutes mit Wärme erzählt, z. B. den höchſt verehrungswürdigen Charakter der verwitweten Kaiſerin Maria und ihre unſterblichen Verdienſte um die Erziehung ihrer Kinder ſchildert, auch in vielen Stücken dem jetzigen Kaiſer Gerechtigkeit widerfahren läſst: ſo machte doch das Beſtreben, recht viele Anekdoten zu erzählen, und eine durchblickende Unzufriedenheit über die Begegnung, die ihm ſelbſt widerfahren, ſeine Erzählung beſonders da, wo ſie auf Fehler und Gebrechen ausgeht, an vielen Stellen verdächtig. Es iſt daher ein wahres Verdienſt, dafs Hr. *v. Kotzebue* den Anfang gemacht hat, Berichtigungen zu dieſem Werke mitzutheilen. Einige Verſtöfse des Hn. *v. M.* ſind wirklich äuſserſt lächerlich. Er behauptete unter andern, der Ruſſe habe aus Vergötterungsſucht den Namen Katharina in Jekatharina verwandelt, welches ſo viel bedeute als Erz-Katharina. „Das iſt eine luſtige Erfindung, ſetzt Hr. *v.* K. hinzu. Jekatharina iſt ein Name, und heifst eben ſo wenig Erz-Katharina, als *Agurke* (wie man in Liefland ſtatt *Gurke* zu ſagen pflegt) eine *Erz-Gurke* bedeutet.“ Hr. *v.* K. führt hier unter andern mehrere Thatſachen an, dafs Pauls I. übereilte Beſchlüſſe, die unſchuldige Perſonen kränkten, häufig aus dem zu raſchen Vertrauen auf Menſchen, die jene verläumdeten, erfolgten, und dafs er den lebhafteſten Abſcheu gegen ſolche Verläumdungen äuſserte, wenn er ſie hinterher einſah. Und wenn man alles, was

hier

hier und anderwärts von Hn. *v. K.* erzählt, auch aus andern Quellen bekannt geworden ist, zusammennimmt, so verdient Paul I. mehr beklagt, als bitter getadelt zu werden. Hr. *v. K.* beschliefst seine Berichtigungen des Massonschen Werks mit Bemerkungen über die Sklaverey der russischen und esthnischen Bauern, und bringt einige, unsers Bedünkens, leicht ausführbare Vorschläge zu Erleichterung ihres Schicksals bey. Am Ende theilt er eine Stelle aus einem Briefe des jetzigen Kaisers an einen Grofsen, der ihn um ein Erbgut gebeten hatte, mit, worin der Monarch erklärt, dafs er sich zum Grundsatz gemacht habe, keine Bauern als Eigenthum zu verschenken, so dafs sie verkauft und veräufsert werden könnten wie das Vieh. Und dieſs ist nur Ein Zug von der Denkart eines Monarchen, der seit dem Anfange seiner Regierung jeden Tag mit Beweisen seiner Achtung für die Menschheit und für die Gesetze, mit Denkmalen seiner Gerechtigkeit, seiner Seelengröfse und Herzensgüte bezeichnet hat.

Leipzig, b. Roch u. Comp.: *Neues Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Zweyter Jahrgang* 1802. Herausgegeben von *W. G. Becker.* 314 S. ohne die Notenblätter und Zeichnung englischer Tänze. 8.

Zuerst prosaische Aufsätze. Die Geschichte des *San Pietro von Bastelica*, von Hn. *Becker* nach historischer Wahrheit, doch nicht ohne poetische Ausschmückung, angenehm erzählt. *Liebesnoth und Liebesglück* eine komische im Vortrage etwas gedehnte Geschichte; von Hn. *A. G. Eberhard.* Eine Gesellschaft von Frauenzimmern, die sehr ungesprächig sind, wird also geschildert: „die allerfesteste mit Kanonen und Scharfschützen besetzte Schanze, ist von einem heranrückenden Feinde zehnmal leichter zu durchbrechen, als ein Schmutzbacher weiblicher Kreis um einen Kaffeetisch herum von einem fremden sprachlustigen jungen Manne. Alle Pfeile seines Witzes, mit denen er sich die Bahn brechen will, prallen ohne Wirkung an den auswärts gekehrten Rücken der Damen ab, und die Leuchtkugeln der Galanterie, und die Schwärmer des Scherzes, welche mitten in ihren Kreis fliegen, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, uud sie durch eine Kriegslist aus einander zu sprengen, zerplatzen und verknallen, ohne eine andere Wirkung hervorgebracht zu haben, als dafs man die geblendeten Augen desto sorgfältiger niederschlägt, und sich desto enger an einander schliefst. So mufs der Angreifer immer von selbst die Blokade und das Bombardement aufgeben, und sich, ohne dafs eine einzige Stricknadel gegen ihn wäre in Bewegung gesetzt worden, blofs vor den negativen Waffen der mäuschenstillen Prüderie zurückziehen.“ Der Prinz Bambu und die Prinzessin Zoraide, ein Mährchen, von Hn. *Mahlmann* gut erzählt. Die Anekdoten sind unbedeutend. Zu den Gedichten haben *Kretschmann*, *Sangerhausen*, *Tiedge*, *Pfeffel* kleine witzige Stücke beygesteuert. Folgendes von dem ersten der eben genannten Dichter heben wir aus.

Eine Geistergeschichte.

Begraben war Frau Plappermund,
Da wollte keine Magd mehr in dem Hause dienen;
Der Witwer drang scharf auf den Grund;
Da hiefs es: ach! die selge Frau ist uns erschienen;
„Was meine Frau? Um welche Zeit?“
Punkt zwölf Uhr jede Nacht, da kömmt sie, ächzt und weinet.
„Was trägt sie denn?“ Ihr weifses Todtenkleid.
„Was spricht sie denn, wenn sie erscheinet?“
Noch hörten wir nie, dafs sie spricht.
„Ach dann ist's meine Selge nicht.“

Von Hn. *Manso* beym Wechsel des Jahrhunderts eine schöne Elegie. Noch andere Stücke von andern verschiednen Gehalts. *Sunt quaedam mediocria*, ist die Bedingung, ohne die bey der starken Concurrenz kein Taschenbuch bestehen kann. Von den Kupfern gedenken wir nur der schönen sächsischen Landschaften von Zingg nach der Natur gezeichnet, und von Darnstedt gestochen. Es sind die Prospecte von Augustusburg, Stein, Rechenberg und Tharand.

Leipzig, b. Schiegg: *Taschenbuch witziger und belehrender Anekdoten zur Unterhaltung für Lacher und Denker. Erstes Bändchen.* 1801. 86, 132 und 118 S. *Zweytes Bändchen.* 144 und 103 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zu mehrerer Bequemlichkeit des Lesers auch vielleicht aus Liebe zur systematischen Ordnung sind diese Anekdoten in fünf Classen gebracht: 1) theologische, 2) militärische, 3) Theateranekdoten, 4) medicinische und chirurgische, 5) juristische. Wir haben bey vielen schon bekannten, auch eine gute Anzahl Anekdoten gefunden, die uns noch neu waren, wenigstens unsers Wissens in den bekanntesten Sammlungen dieser Art nicht standen. Die Auswahl ist im Ganzen gut; doch gehörten die Stellen aus Luthers Tischreden nicht hierher. Auch ist zu loben, dafs es gröfstentheils historische Anekdoten sind, die gewöhnlich mehr interessiren, als solche Geschichtchen, zu denen man weder Subject noch Ort und Zeit anzugeben weifs. Die Begebenheit: *Peter der Grofse als Zahnarzt*, ist nicht mit einem Hofcavalier, II. S. 56. sondern mit einem Bedienten vorgefallen. Die Ueberschriften über den einzelnen Geschichten sind witziger und passender als der Haupttitel; wo der Zusatz *für Denker* entweder nichts sagt, oder wenn er darauf zielt, dafs bey allen Dingen sich *etwas* denken läfst, für die Bedeutung des Worts zu viel sagt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 29. Januar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Betrachtungen über das weibliche Geſchlecht* und deſſen Ausbildung in dem geſelligen Leben von *E. Brandes.* 1802. *Erſter Theil.* XXXII. und 413 S. *Zweyter Theil* 488 S. *Dritter* und *letzter Theil* 372 S. 8. (4 Rthlr.)

Als Hr. *Brandes*, jetzt Commerzrath in Hannover, zuerſt 1787 ſein Buch über die Weiber herausgab, hatte Deutſchland das Buch über die Ehe ausgenommen, noch keine Schriften, welche Betrachtungen über dieſes Geſchlecht ausſchlieſsend gewidmet geweſen wären. Das Buch zeichnete ſich durch Feinheit und Eigenthümlichkeit der Beobachtung, durch ungewöhnliche Freymüthigkeit, durch einen den Neigungen und Vorurtheilen keinesweges ſchmeichelnden Ton und durch den lebhaften, geiſtvollen Vortrag eines gebildeten Weltmannes aus, kurz, es hatte die meiſten Eigenſchaften der beſſern franzöſiſchen und engliſchen Schriften dieſes Faches an ſich. Kein Wunder, daſs das Werk Aufſehen erregte und begierig geleſen wurde. Es hatte den Beyfall vieler Männer, weil es eine ſehr ſtrenge Kritik des weiblichen Geſchlechts enthielt, wenn es gleich auch den Männern gar nicht ſchmeichelte, miſsfiel aber den meiſten Frauen, welche gewiſſe Unarten nicht auf ihr Geſchlecht wollten kommen laſſen, die ihm hier aufgebürdet wurden, zum Theil auch die Strenge, mit welcher ſie der Vf. aus dem Mittelpunkt der Schöpfung, auf welchem ſie thronen, mehr in die Eingezogenheit des häuslichen Lebens zurückdrängt, ſehr unhöflich und anmaſslich fanden. Die Weiber, welche uns an Feinheit in einzelnen, concreten Beobachtungen weit übertreffen, ſind überhaupt nicht geeignet, ſich zu allgemeinen Beobachtungen, die ein Ganzes umfaſſen, zu erheben und über ihr eignes Geſchlecht im Ganzen richtig zu urtheilen oder ein fremdes Urtheil zu würdigen. Auch findet hier folgende Bemerkung des Vfs. Th. 3. S. 96. ihre Anwendung: „Es iſt zum Erſtaunen, wie ſehr manche Weiber ihr eignes Geſchlecht verachten. Vorzüglich thun dieſes die Klugen. Sie urtheilen oft ſelbſt äuſserſt unbillig darüber. Allein, kaum ſagt ein Mann noch ſo gegründete Sachen über den Punkt: ſo tritt gleich die ganze Weiber-Republik gegen ihn in Harniſch.“ Die Damen fanden ihren Vertheidiger am Obriſtlieut. *Mauvillon*, der in ſeinem galanten Buch: *Mann und Weib*, ihre Sache gegen Hn. Brandes verfocht, und in einer, obgleich vernachläſsigten und weitſchweifigen Einkleidung, manche ſchätzbare Bemerkung vortrug.

Hr. *Brandes* hat ſein Werk, nach erweiterten Beobachtungen und Erfahrungen, und nach den über daſſelbe erhaltnen Kritiken, jetzt umgearbeitet und ihm einen Umfang von drey Bänden gegeben. Wenn gleich das Buch dadurch an Nutzbarkeit für die Leſewelt, beſonders des weiblichen Geſchlechts, verlieren ſollte, welche nur kleine, niedliche Bücher von geringem Umfang liebt, und durchzuleſen ſich überwindet: ſo hat es auf der andern Seite in ſeiner jetzigen Ausdehnung an Reichhaltigkeit und Fruchtbarkeit ungemein gewonnen. Im Weſentlichen iſt der Vf. ſeinen vorigen Ueberzeugungen getreu geblieben, aber er hat durch manche Einſchränkung, durch nähere Beſtimmung, weitere Erläuterung und Ausführung Miſsverſtändniſſen vorgebeugt, und ſich überhaupt über eine Menge Gegenſtände verbreitet, die mit unſerm Wohl im genaueſten Zuſammenhang ſtehen. In der wohlthätigen Abſicht, noch nützlicher zu werden, erlaubte ſich der Vf. viele Abſchweifungen über das Erziehungsweſen, den Geiſt der Zeit, den Einfluſs der neuern groſsen Weltbegebenheiten auf den geſelligen Ton, über den Werth der Liſt und Schlauheit, über Hageſtolzen, über die Mode, über den Haushalt und die Einnahme der vier Hauptclaſſen der höhern Stände, des Adels, der Dienerſchaft, der Kaufleute und der Rentenierer u. ſ. w., wenn gleich das gute Verhältniſs und Ebenmaaſs der Theile dadurch geſtört werden ſollte. Seine Bearbeitung iſt überhaupt nicht ſchulgerecht und ſyſtematiſch, ſondern es ſind freye, ungebundne Meditationen, in einem natürlichen, ſchlichten, doch immer anziehenden, immer beredten, immer gedankenvollen Vortrag. Wenn es ſcheint, als habe dieſen der Vf. bisweilen zu wenig gezügelt, und nicht immer die ſtrengſte Rückſicht auf Correctheit genommen: ſo hat er ſich Th. 3. S. 20 ff. ſelbſt gewiſſermaſsen eine Schutzrede gehalten, indem er von der Schreibart redet, die am meiſten auf die Gemüther wirkt.

Will man mit wenig Worten die Art des Vfs., über die Weiber zu denken, charakteriſiren: ſo darf man nur ſagen, daſs er faſt ganz in Rouſſeau's Fuſstapfen tritt. Schon früh machte Rouſſeau's Brief an d'Alembert tiefen Eindruck auf ihn, und bey der Umarbeitung ſeiner Schrift über die Weiber ward in ihm die Ueberzeugung immer ſtärker, daſs kein Schriftſteller die eigenthümliche Beſtimmung des weiblichen Geſchlechts, ſeine Anlagen und die Verdrehungen, die das geſellſchaftliche Leben oft in dieſen hervorbringt, wahrer gefühlt und ſchöner ausgedrückt habe, als Rouſſeau in dem Briefe an d'Alembert.

bert, in der neuen Heloise und im Emil. Nicht das Weib an sich, sondern dasselbe im geselligen Zustande, ist der Gegenstand der Betrachtungen des Vfs. Auf die Untersuchung über die eigenthümlichen Anlagen des andern Geschlechts, und die für dieselben passende Ausbildung in den höhern Ständen der Gesellschaft (mit denen sich der Vf. einzig beschäftigt), folgt die Ausführung über die Hauptquelle der weiblichen Ausbildung, die häufige Theilnehmung an dem geselligen Umgange, über die Uebertreibung des Genusses der Geselligkeit und die nachtheiligen Folgen davon für den Charakter der Weiber und der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, nebst Bemerkungen über verschiedne weibliche Charaktere in den gebildetern Ständen, wie diese durch unsre jetzige gesellschaftliche und häusliche Verhältnisse in Deutschland entwickelt werden. Ueber die Vortheile des grösern gesellschaftlichen Lebens bey dem rechten Gebrauch und die Nachtheile beym Missbrauch setzen wir eine schöne Stelle aus Th. 1. S. 77 f. als Probe von des Vfs. Vortrag hieher: „Das ausgebreitete gesellschaftliche Leben soll zur Ausbildung mehrerer Eigenschaften des Kopfes, mancher Talente dienen, und kann Gelegenheiten darbieten, wohlwollende Neigungen des Herzens zur Thätigkeit zu befördern. Sparsam und recht genossen ist es eine Würze des Lebens, und giebt auf diese Weise eine wohlthätige Veränderung und Erholung. Der grosse Haufen, der einige Lebhaftigkeit des Geistes besitzt, der aber des ausgebreiteten gesellschaftlichen Lebens nicht *so* geniesst, der dieses Leben zu seiner Hauptbeschäftigung macht, straft sich unvermeidlich selbst. Das Gute dieses Lebens verliert sich ganz für ihn. Er fühlt eine Leere, die ihn nur selten in dem Taumel verlässt. Der unmässige Genuss macht auch in diesem Genuss allen wahren Genuss verschwinden. Die ungleich grösere Anzahl derjenigen, die sich den Wirbeln der gesellschaftlichen Zerstreuungen gänzlich überlassen, ihre einzige oder Hauptbeschäftigung darin finden, werden für den Genuss des Vergnügens bald abgestumpft, da selbst in den grössten Hauptstädten, ungeachtet sie die mannichfaltigsten Abwechselungen von gesellschaftlichen Zerstreuungen darbieten, der Zirkel dieser Vergnügungen stets eng und einförmig bleibt. Den Sinn des Genusses verlieren die meisten dieser Menschen bald; aber je grösser die daher entstehende Leere wird: je stärker steigt das Bedürfniss, das unruhige Treiben nach ewigen Abwechselungen. Vergnügen gewähren sie zwar diesen verglaseten Geschöpfen, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, nicht mehr; allein sie sind ein Bedürfniss geworden, dessen Entbehrung unglücklich macht, wenn gleich der Besitz uns freudenleer lässt."

Da wir voraussetzen dürfen, dass die Hauptideen dieses Buches aus der ersten Ausgabe bekannt sind, und ein Theil davon wörtlich in die neue Bearbeitung übergegangen ist: so begnügen wir uns, hier die Hauptmomente anzudeuten.

Das Werk ist in zwey Bücher getheilt. Im ersten Kapitel des ersten Buchs werden die Grundzüge des physischen Unterschieds der Geschlechter fast ohne Veränderung, wenn uns das Gedächtniss nicht trügt, angegeben. Das zweyte Kap. handelt von dem moralischen (und intellectuellen) Unterschied der Geschlechter, mit Hinsicht auf gemachte Gegenerinnerungen. Den unterscheidenden Charakter beider Geschlechter setzt der Vf. in folgendes S. 27.: „Anhänglichkeit, Sanftheit, zarte und tiefe Empfindung, Feinheit des Geistes, sind im Allgemeinen die hervorstechenden Anlagen der Weiber; Stärke des Kopfes, die sich in den Verbindungen mehrerer Ideen, in dem Festhalten und den Folgerungen aus den Verbindungen der Ideen beweiset, hoher und anhaltender Schwung der Einbildungskraft, thätiger Muth des Charakters hingegen die Anlagen, wodurch sich Männer auszeichnen." Im dritten Kap. wird mit Beziehung auf Hippels bürgerliche Verbesserung der Weiber und auf die Schrift der Amazone Wolltonecraft über die Rechte des Weibes, die Frage erörtert: ob, bey dem vorhandnen Unterschiede der Anlagen unter den Geschlechtern, dem weiblichen, in Gemeinschaft mit dem männlichen Geschlechte, eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, ohne grosen Nachtheil für die bürgerliche Gesellschaft, eingeräumt werden könne? Dieses wird verneint, und zwar vorzüglich darum, weil durch die Gemeinschaft der Geschlechter bey Erlernung der Handwerke und Künste, auf der Wanderschaft, beym gemeinschaftlichen Studieren auf Schulen und Universitäten, und in öffentlichen Aemtern und Geschäften selbst, die Sinnlichkeit grose Unordnungen anrichten würde. Vorzüglich würde (S. 56 f.) „die zur Erhaltung der Sittsamkeit in dem Umgange der beiden Geschlechter so nothwendige, in Behandlung der Geschäfte aber so äusserst verderbliche Galanterie den nachtheiligsten Einfluss auf die Berathschlagungen und Entschlüsse erhalten." Diese Nachtheile fürchtet der Vf. aber nicht von Reichen, die von Weibern regiert werden, ungeachtet da ebenfalls eine gemeinsame Behandlung der Geschäfte zwischen der Regentin und ihren Staatsbedienten, Ministern und Generalen statt findet. „Die höchste Ehrerbietung, sagt er S. 72., die dem Landesherrn, sey er Mann oder Weib, gezollt wird, schliesst Galanterie und Rohheit aus. Nichts zügelt auch die Sinnlichkeit stärker, als die höchste Ehrerbietung, als die unermessliche Kluft, die selbst der erste Diener des Staats zwischen sich und dem Throne sieht." Allein Erfahrung lehrt, dass Sinnlichkeit und Leidenschaft auch diese *unermessliche* Kluft bisweilen überspringt, und dass der Staatsdiener sich durch sie auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit bestechen lässt. Das vierte Kap. beschäftigt sich mit einer weitern Auseinandersetzung der schon oben S. 27. angedeuteten vorzüglichen Anlagen der Weiber. Er hatte vorhin gezeigt, dass das Leben für die bürgerliche Gesellschaft nicht Bestimmung des Weibes, sondern des Mannes sey; nun zeigt er, dass das Leben in der grösern

Ge-

Gesellschaft oder das Uebermaas der Gesellschaftlichkeit nicht der Hauptzweck des Daseyns eines vernünftigen Wesens, folglich auch nicht des Weibes, seyn könne, und dafs daher nichts übrig bleibe, als das häusliche Leben für die Bestimmung des andern Geschlechtes anzusehen, welches durch eine nähere Betrachtung seiner Anlagen bestätigt wird. Das fünfte Kap. handelt von der Sinnlichkeit und Ehe, in welches wieder manches wörtlich aus der ersten Ausgabe übergetragen ist. Das sinnliche Bedürfnifs ist das gröfste Band unter beiden Geschlechtern, aber die Sinnlichkeit ist im Ganzen am heftigsten und reizbarsten bey den Männern, weit schwächer bey den Weibern, jedoch lebhafter und brennender bey denen der südlichsten Länder. Selbst zur Ehe wird der Mann mehr durch sinnliche, das Weib mehr durch moralische Bewegungsgründe getrieben. Aber in der Ehe selbst, oder im lange fortgesetzten Besitz aufser ihr, tritt das Uebergewicht des Moralischen, auch beym Manne, wieder ein. „Die Ehe, sagt der Vf. S. 186. ist eine Verabredung, die sich auf die doppelte Natur der Menschen, die sinnliche und die moralische, gründet, und die uns gerade durch die Verbindung des doppelten Zwecks, den sie der Regel nach bezielt, so höchst ehrwürdig seyn mufs. Die Vernunft soll und mufs stets die Sinnlichkeit beherrschen. Darum mufs der sinnliche Zweck in der Ehe dem moralischen und der Vernunft untergeordnet seyn." Der Ehe, der Heiligkeit und Wohlthätigkeit derselben redet der Vf. hier, wie Th. 3. S. 261 ff. recht nachdrücklich das Wort, und setzt die Nachtheile der Vielweiberey, Vielmännerey und überhaupt des unbeständigen Genusses auseinander. „Denken, heifst es S. 203. läfst sich freylich ein Staat, wo gar keine Ehen eingeführt wären, und der Staat für die physische und moralische Erziehung aller Kinder sorgte; aber dem unverdorbenen menschlichen Gefühle wird diese denkbare Einrichtung, die dem Einzelnen seine angenehmsten edelsten Empfindungen rauben würde, so empörend vorkommen, dafs wir kein Wort weiter darüber verlieren wollen." Ein Ausländer, mit den Künsten der Sophistik ausgerüstet, suchte 1792 im d. Mercur die Schädlichkeit des Systems der Ehe darzuthun, und stellte dagegen ein System der Galanterie auf, nach welchem jede Frau so viel Liebhaber, als ihr beliebte, haben, und die mit ihnen erzielten Kinder allein erziehen sollte. Davon versprach er die höchste Civilisirung, Freyheit und Glückseligkeit. Um dieses *Paradies der Liebe* noch anschaulicher und einladender zu machen, schrieb er unlängst einen Roman, der leicht manchen Thörinnen die Köpfe verrücken könnte. Lasen doch ehemals mehrere Römerinnen mit Begierde Plato's Republik, weil darin Gemeinschaft der Weiber eingeführt werden sollte (*Epictet.* Fragm. n. 53. T. III. p. 84. der Schweigh. Ausg.). Dagegen werden aber bey dem bessern Theile des weiblichen Geschlechts die Vernunftgründe der Sittlichkeit immer siegen; und auch dazu trägt der Vf. das Seinige bey. Das sechste Kap. ist ganz geschichtlich. Der Vf. durchläuft, an der Hand von Meiners Geschichte des weiblichen Geschlechts und vornehmlich von Ramdohrs Venus Urania, die Geschichte der Weiber zu Athen und Rom und bey den Völkern vom deutschen Stamm, um zu zeigen, dafs bey den Nationen, die wir am meisten bewundern, die Gattin und Gefährtin des Mannes, die Mutter seiner Kinder, zum häuslichen Leben bestimmt gewesen sey. Das siebente Kap. ist ebenfalls meist geschichtlichen Inhalts. Um die Veränderungen, die im Mittelalter und der neuern Zeit in der Lage des andern Geschlechts vorgefallen, zu übersehen, handelt er zuerst von der Entstehung der hohen leidenschaftlichen Liebe, die bey den Griechen fast nur unter Personen gleichen Geschlechts vorkam, indem Jünglinge von Männern geliebt wurden, zeigt darauf, wie die hohe Leidenschaft in der Geschlechter-Liebe durch den Rittergeist unter den Völkern germanischen Stamms geweckt und genährt wurde, wie dieser Rittergeist, ursprünglich gegründet auf die seltne Communication unter beiden Geschlechtern, allmälig, als die Damen täglich in der Gesellschaft zu erscheinen anfingen, eine andre Gestalt gewann, und in den Ton der Galanterie überging. Es wird nun der grofse Einflufs geschildert, den das Leben in der gemischten Gesellschaft, der ununterbrochne Umgang mit dem männlichen Geschlechte, auf die Lage und Bildung der Weiber hervorbrachte, ferner die Einwirkung, welche einzelne Schriftsteller und einzelne Gattungen von Schriften in den neuern Zeiten auf die Empfindungen und die Denkungsart des weiblichen Geschlechts hatten, und zuletzt wird eine Skizze von dem gesellschaftlichen Zustande und dem geselligen Tone in den höhern Ständen der jetzigen Zeit in Deutschland geliefert.

In dem zweyten Buch werden die Fragen untersucht, welchen Einflufs die jetzige Lage und Bildung der Weiber auf ihre natürlichen Anlagen und ihre eigenthümliche Bestimmung haben, welche mannichfaltige Verdrehungen von Kopf und Charakter, und welche Verschobenheiten in den häuslichen Verhältnissen aus dem täglichen Leben des andern Geschlechts in der grofsen Welt entstehen. Das erste Kap. beschäftigt sich vorzüglich mit Erörterung der Vortheile und Nachtheile, die aus dem täglichen Leben in der gemischten Gesellschaft und dem Zusammenseyn mit den Weibern für die Männer entspringen. Th. 2. S. 74. heifst es: „Scherzen sollte man gewöhnlich mit den Weibern in der Gesellschaft auf eine angenehme gefällige Weise; räsonniren mit Männern. Das andere Geschlecht würde dadurch nichts von seiner Wichtigkeit bey uns verlieren, die wir so sehr einer angenehmen, leichten Aufheiterung zu Zeiten bedürfen." Dieses würde seine gute Richtigkeit haben, wenn es uns erlaubt wäre, die Weiber blofs zu Mitteln für unsre beliebigen Zwecke zu machen, und wenn es nicht unsre, vom Vf. selbst anerkannte (Th. 2. S. 393.), Pflicht wäre, zur Erhöhung der Vollkommenheit derselben auf jede Art, also auch durch unsern Umgang, beyzutragen. Wann werden doch die Weiber ihre Würde anerken-

erkennen, um nicht ein Betragen gegen sie, das sie erniedrigt, als schuldigen Tribut der Männer zu fodern!

In den drey folgenden Kapiteln untersucht der Vf., wie die Bildung unsrer Zeit und die Uebertreibung des Genusses der Geselligkeit auf die Weiber in ihren Verhältnissen als Gattinnen, Mütter und Hausfrauen wirken, und wie der zu häufige Genuss der Gesellschaft das Weib von seiner wahren Bestimmung abführt. Das 5te Kap. verbreitet sich über die Bildung, Verbildung und Ueberbildung des Geistes bey den Weibern. „Die Cultur des Herzens, sagt der Vf. S. 398 ff., der Empfindungen, muss bey dem andern Geschlechte vorzüglich besorgt werden; aber da die Vernunft die Empfindungen beherrschen soll, damit das Herz nicht stets und in den wichtigsten Gelegenheiten mit dem Kopfe davon laufe: so bedarf die Ausbildung einer gesunden richtigen Beurtheilungskraft, die Entfernung wirklich schädlicher Vorurtheile nicht minder der grössten Sorge. Die ganze Bildung der Weiber muss auf das Praktische angelegt seyn, stets mit einem Rückblicke auf die Erfüllung ihrer wichtigsten Pflichten als Gattin, Mutter, Hausfrau. Wird dieser Gesichtspunkt immer richtig befolgt und nicht aus den Augen verloren, dann suche man auch zugleich den Verstand der Weiber zu bilden, ihm hinlängliche Nahrung und angemessene Beschäftigung zu geben. Das Weib wird, bey einer vernünftigen, den Hauptzwecken seines Daseyns stets untergeordneten Bildung des Verstandes, an eignem Werthe, an eignem Genuss gewinnen. Wenn man bey dieser Bildung mit der gehörigen Vorsicht und Klugheit verfährt: so wird auch die leichte angenehme Unterhaltungsgabe der Weiber nicht darunter leiden; eine Gabe, die uns Männern im Allgemeinen so viele angenehme Aufheiterung gewährt, und dem einzelnen Manne gleichfalls von seiner Frau in dem häuslichen Leben so äusserst wichtig ist. Diese Gabe wird nicht nur unter den angegebenen Bedingungen nicht darunter leiden, sondern durch eine grosse Erweiterung der Gegenstände einer gemeinschaftlichen Theilnahme sehr vermehrt werden." Man sieht also, der Vf. redet der Uncultur der Weiber gar nicht das Wort; nur das tadelt er, dass sie bey der Bildung ihres Geistes, die nur ihre Früchte in dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben zeigen sollte, nicht stehen geblieben sind, und erklärt sich im sechsten Kap. im Ganzen gegen die Schriftstellerey der Weiber. Er spricht ihnen grosse schriftstellerische Anlagen ab, und glaubt, dass der Schwindel der Autorschaft sie in den meisten Fällen von der Erfüllung ihrer zwar nicht glänzenden, aber sehr wesentlichen, Pflichten, abführe. „Moralisch, sagt er Th. 3. S. 34. verderben sie so leicht hierdurch, verlieren die Bescheidenheit der feinen Weiblichkeit, die sich selten damit verträgt, sich der ganzen Welt zur Schau, zur Beurtheilung hinzustellen, in dem Gedränge sich einen angesehenen Platz zu erringen. Ihre Eitelkeit wird gewöhnlich unüberschwenglich." Er schildert hierauf die Anmaasungen und die Geisteskoketterie der meisten Schriftstellerinnen. Da sich diese vorzüglich durch das Studium der Werke der schönen Literatur, in welchen eine grosse Kraft der Darstellung herrscht, zu bilden suchen: so geht der Vf. hier in eine Untersuchung ein, wie diese Gattung der schönen Literatur, vornehmlich das tragische Theater der Neuern, in welchem alles auf die Erweckung hoher Leidenschaften durch die lebendigste Darstellung angelegt ist, auf den Charakter überhaupt und insonderheit auf den weiblichen, wirke. Von der Eitelkeit auf das Bewusstseyn eines gebildeten Geistes kommt der Vf. im siebenten Kap. auf die Eitelkeit der Weiber, in Beziehung auf äussere Vorzüge, und zeigt, dass die jetzt so hoch getriebene Neigung, durch Reize des Körpers, durch Putz, Aufwand u. s. w. glänzen zu wollen, eine Folge der Erziehung zur Eitelkeit und der aus dem gemischten gesellschaftlichen Leben geschöpften Idee der übergrossen weiblichen Berechtigungen sey, und welche Vernachlässigung der weiblichen Pflichten daraus entstehe. Am Ende werden einige Bemerkungen über weibliche Neugierde und Verschwiegenheit hingeworfen. Am wehesten hat, nach unsern Erfahrungen, schon in der ersten Ausgabe den Weibern, die in diesem Kapitel S. 93 ff. vorkommende Behauptung gethan, *dass* die Weiber, welche sich der Leidenschaft des Spiels ergeben, gern *falsch* spielen! Aber dadurch wird ja kein edles weibliches Wesen gekränkt, sondern es ist ausdrücklich nur von denen die Rede, welche, nach des Vfs. eignem Ausdruck, der häfslichsten aller häfslichen Leidenschaften fröhnen. Ist es wahr, dass bey den Weibern häufig ein Hang zur Intrigue, zur List und zu kleinen Kunstgriffen angetroffen wird (Th. 3. S. 228. ff.): so läfst sich die besondere Anwendung davon bey Spielsüchtigen sehr wohl begreifen. Das achte Kap. enthält sehr reichhaltige Betrachtungen über die engern Verhältnisse, die in den Jahren des sinnlichen Reizes aus dem, was man unter dem Namen der Liebe begreift, für die Weiber entstehen, und durch das Leben derselben in der gemischten Gesellschaft so sehr vervielfältigt werden. Das neunte Kap. beschliefst das ganze Werk mit Bemerkungen über die Lage der Weiber in dem Alter, wo sinnliche Reize verschwinden.

Das Resultat des ganzen Werkes setzt der Vf. selbst in folgende Punkte: das Eigenthümliche des Weibes von dem Eigenthümlichen des Mannes zu sondern, die Abwege und Ursachen bemerklich zu machen, die von der durch die Natur und die bürgerlichen Verhältnisse vorgezeichneten Laufbahn das andre Geschlecht wegleiten, davor zu warnen; zu zeigen, dass dem schwächern, zu beschützenden Theile der Menschheit die übertriebene Idee von einem ausschliefsenden Vorzuge, von gebührender Herrschaft, nicht zustehe; Erzieher und Männer, die die weiblichen Charaktere bilden, aufmerksamer auf diesen bis jetzt, aus einer der Folgen wegen so gefährlichen Galanterie, vernachlässigten Gegenstand zu machen, und die Hausväter zu ermuntern, sich zu der ihnen von dem Urheber aller Dinge durch die ihnen verliehenen Kräfte übertragenen Regierung der häuslichen Gesellschaft, zu welcher nur *sie* der Regel nach berufen sind, fähig und würdig zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Januar 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Joh. Kasp. Lavaters Lebensbeschreibung*, von seinem Tochtermann *Georg Gessner*. *Erster Band*. 1802. 400 S. u. XVI S. Vorrede. 8. Mit einem Titelkupf. (1 Rthlr. 10 gr.)

Der verewigte *Lavater* verdient unstreitig einen geschickten Biographen, der uns ihn zeige, wie er war, und die auffallenden Contraste seines Charakters aus Einem Princip erkläre; gewiss würde auch die unpartheyische Schilderung eines Mannes sehr lehrreich seyn, der zugleich in hohem Grade vernünftig und schwärmerisch, freydenkend und abergläubisch, energisch und weich, sanft und leidenschaftlich, fein und derb, lenksam und herrschsüchtig, klug und unbesonnen, tolerant und intolerant, stolz und demüthig, männlich und kindisch, leicht zu beleidigen und leicht zu versöhnen war, und an dem man die Stärke und Schwäche desselben Menschen auf eine gewiss sehr merkwürdige Weise wahrnehmen konnte. Ob der Vf. vorliegender Lebensbeschreibung seinem Unternehmen gewachsen war, mag er uns selbst sagen. „Gern ge„stehe ich," heisst es in der Vorrede, „dass ich *viel* „*zu schwach* zu dieser Arbeit bin, und weder die „Menschenkenntniss noch die Schriftstellergabe be„sitze, die dazu erfoderlich sind; ja es ist beynahe „*unverzeihlich*, in einem ganz neuen Fache den er„sten Versuch an einem Gegenstande zu machen, der „auch dem Geübten würde zu schaffen machen; auch „kenne ich Männer, die dazu *viel mehr* wären geeig„net gewesen als ich, und Lavaters Biographie in „mancher Rücksicht *weit besser* würden geliefert „haben." Nach diesem demüthigen Geständnisse der *Unfähigkeit* zu dieser Arbeit muss man sich freylich wundern, dass Hr. G. S. 11. u. 384 es für möglich halten kann, dass er doch ein *gelungenes* Werk liefern werde. Warum unternahm er aber ein Geschäft, dem er sich nicht gewachsen fühlte? Weil er als Schwiegersohn seines Helden in dem Besitze aller Materialien zu einer guten Lebensbeschreibung Lavaters war. Allein dadurch ward die von ihm selbst eingestandene Unfähigkeit nicht gehoben, und er konnte nur insofern Lavatern zeigen, wie er war, als er *Auszüge* aus dessen hinterlassenen Papieren mittheilte; als Biograph musste er aber mehr leisten; er musste den vorgefundenen Stoff verarbeiten, und sich über den Verfertiger einer Chronik erheben; und wenn er nach S. IV. der Vorrede noch keine biographische Zeile geschrieben hatte, und sich doch an die Biographie seines Schwiegervaters wagen wollte: so musste er wenigstens gute Biographien, deren er mehrere in *Schlichtegrolls Nekrolog* finden, und wozu man ihm aufserdem insbesondere die treffliche Arbeit des jüngern *Schubarts* zum Andenken seines Vaters empfehlen konnte, studieren, um, wenn nicht etwas Vorzügliches, doch etwas nicht ganz Geschmackloses zu leisten. Der sel. L. scheint auch recht gut gefühlt zu haben, wie viel er ungefähr seinem Schwiegersohne zutrauen konnte; denn nach S. VII. der Vorr. wünschte er nur, dass nach seinem Tode von Hn. G. *ein Etwas über ihn*, wie L. im Jahre 1792 eins über seinen verewigten Freund *Pfenninger* herausgab, nicht aber eine *eigentliche Lebensgeschichte* „zusammengesetzt" würde, woraus man deutlich sieht, dass der menschenkennende Lavater selbst glaubte, dass eine biographische Arbeit über die Kräfte seines Schwiegersohns gehen würde. In der That ist dieses Werk, so weit wir es aus dieser ersten Hälfte beurtheilen können, so gerathen, dass, wenn L. noch davon Kenntniss erhalten könnte, das Lesen derselben ein wahres *Fegefeuer* für seine Eitelkeit seyn müsste. Es fehlt dem Tone der Erzählung das *Edle* eines guten historischen Stils. Nicht nur kommen viele Wörter aus dem Französischen, die leicht mit deutschen vertauscht werden konnten, als: *fassiren*, *derangirt*, *Amüsement*, *attaschiren*, *Generosität*, *Renommee*, *quittiren*, *Camaraden*, *rangiren*, *ungenirt*, vor, was freylich ein Fehler vieler helvetischer Schriftsteller ist, und dem Vf. nicht hoch angerechnet werden soll, sondern die Redensarten, deren er sich bedient, fallen auch so oft in das *Gemeine*, dass man zweifeln muss, ob er sich durch das Lesen guter Schriftsteller hinlänglich gebildet habe, um vor dem Publikum aufzutreten. Ein Beyspiel mag statt aller andern diesen Tadel rechtfertigen. In der Rechenschaft, die er am Ende dieses Bandes über sich selbst anstellt, bemerkt er: „Diese „Schrift wird mir viele *Leiden*" (aber dazu ist sie als Kunstwerk nicht bedeutend genug) und viele Freu„den bereiten; auch werde ich ohne Zweifel man„ches zu erwarten haben, das meiner Eigenliebe, mit „oder ohne Recht, *nicht behagen wird*. Das mag denn „aber auch diese an sich haben; *warum streckt die „Närrin immer den Kopf?* Meinem bessern Selbst „werden die *Pillen*, die ihr werden, im Grunde „immer willkommen seyn; denn wenn sie noch gar „*Obstructionen* bekäme," (wem wandelt hier nicht Ekel an?) „so wäre es sehr gefehlt." Der Vf. versteht auch die Kunst nicht, gerinfügige Umstände in

dem Leben seines Schwiegervaters durch die Art der Darstellung zu heben, und was unter der Hand eines geübten Biographen anziehend geworden seyn würde, erscheint oft in seiner Erzählung als ganz alltäglich und unwichtig. Am meisten mifsfällt die Wahrnehmung, dafs der Vf., ungeachtet der Miene von Bescheidenheit, die er in einigen Stellen annimmt, doch sehr von sich eingenommen ist, und sich beständig in den *Vordergrund* des Gemäldes stellt, da man doch *ihn selbst nirgends sehen* und sich nur mit dem Manne, den er uns wichtig machen will, beschaftigen sollte. Wie sehr wäre endlich zu wünschen, dafs sich der Vf. bey der Ausarbeitung seiner Schrift nicht blofs Anhänger des Lavaterschen Glaubens und Meynens, als Leser vergegenwärtigt, sondern mehr an ganz *unbefangene* Personen, die Lavatern erst noch als einen sehr interessanten Mann kennen lernen sollen, gedacht, und mehr für die *Nachwelt* als für den Kreis vielleicht etwas beschränkter Verehrer Lavaters geschrieben hätte! Sein Werk würde dabey ungemein gewonnen haben, manches würde ganz weggefallen, manches mehr gefeilt, manchem eine andre Gestalt gegeben worden seyn; vielleicht würde er sogar bey einer solchen Erhebung zu einem höhern Gesichtspuncte sein *Unvermögen*, etwas Vorzügliches zu leisten, lebhafter gefühlt, und die Materialien zu Lavaters Lebensbeschreibung einem von den Männern anvertraut haben, von denen er selbst gestehen mufs, *dafs sie sich mehr zu Biographen dieses Mannes geeignet hatten.* Ob indessen gleich Rec. nach seiner besten Ueberzeugung von dieser Schrift, insofern sie ein Werk des Hn. G. ist, nicht anders urtheilen kann: so darf er doch mit Wahrheit versichern, dafs sie durch Auszüge aus einer von Lavatern selbst geschriebenen und seine fünfzehn ersten Lebensjahre umfassenden Lebensbeschreibung *sehr unterhaltend* ist. Dieser Theil der Schrift sticht gegen das übrige auserordentlich ab; man erkennt Lavatern ganz in den Nachrichten, die er von sich giebt, und der Psychologe findet darin die natürliche Entstehung der religiösen Denkart dieses berühmten Mannes, und die Grundzüge des Charakters, den er während seines öffentlichen Lebens so häufig gezeiget hat. Wir wollen das Wichtigste ausheben und mit einigen Urtheilen begleiten.

Lavater hatte einen Arzt zum Vater, von dem er sagt, „er sey weder besonders gelehrt, noch „scharfsinnig, weder ein Genie, noch ein philoso„phischer Kopf gewesen." (Mitglied der Zürcherschen Regierung war er nicht, wie Hr. G. versichert, sondern nur ein Zwölfer, oder Mitglied des grofsen (gesetzgebenden) Raths; die sogenannten kleinen Räthe machten allein die Regierung aus.) Seine Mutter hingegen war eine Frau von grofsem Verstande, hatte aber auch oft beynahe unerträgliche Launen, übte gegen Mann, Kinder und Gesinde einen weit gehenden Despotismus aus, und schulmeisterte insbesondere unsern Hans Caspar, der leicht in Furcht zu setzen war, in seiner Jugend so sehr, dafs der Einfluss der ersten Erziehung, die er von ihr erhielt, während seines ganzen Lebens sichtbar blieb. Hr. G. giebt, um es beyläufig zu sagen, S. 21 eine ganz unrichtige Erklärung des Ausdrucks Lavaters: *ich war zu Hause gedrückt;* L. sagt selbst S. 42: „O Gott, wie viele *Lügen* hat die *scharfe* „*Strenge*, und besonders das *forcir- Zusammenkup*„*peln disharmonischer Dinge*, das ein Hauptfehler „meiner Mutter war, veranlafst!" Wie kann er denn sagen: es sey bey dem Worte: *gedrückt*, gar nicht an eine *harte Strenge* in der Behandlung, die er erfahren habe, zu denken? Da nun L. selbst auf diesen Umstand aufmerksam macht: so hätte Hr. G. dieser Spur folgen und die mannichfaltigen Wirkungen dieser verkehrten Erziehung auf L. Charakter entwickeln sollen. — Zur Notiz für Hn. D. *Faust* in Bückeburg dient, was S. 16 steht, dafs Lavaters Aeltern ihm erst beym Eintritt in die lateinische Schule *Hosen* zu tragen erlaubten. — Sehr naiv erzählt L. S. 20 was den Trieb zum Beten oft in ihm antachte. „Wegen der Strenge meiner Mutter," sagt er S. 20, „*mufste* ich oft zur *Lüge* meine Zuflucht „nehmen; und war mir denn bange dabey, so bat „ich Gott, *es zu verhüten, dafs es nicht an das Licht* „*komme.*" Und S. 25: „das Gebet, „*dafs meine Mut*„*ter gewisse Dinge von mir nicht inne werden möchte,* „war mir *sehr geläufig*. und zu meinem grösten „Erstaunen von dem besten Erfolge; diese Erfah„rungen attaschirten mich an Gott — und machten „mich doch auch, wie L. ehrlich hinzusetzt, *wieder* „*leichtsinnig.*" Hier müssen wir aber noch auf einen eignen in L. Systeme wichtigen Unterschied in Ansehung des Betens aufmerksam machen. Wenn er Gott nicht um etwas *Bestimmtes* bat, sondern nur beym Allgemeinen stehen blieb, so erfolgte nichts Merkwürdiges. Als er deswegen einmal ein lateinisches Exercitium zu machen hatte, von dessen mehr oder weniger gelungenen Ausarbeitung sein Platz in dem öffentlichen Examen und insofern sein ganzes häusliches Glück in diesem Zeitpunkte abhieng, verrichtete er zwar des Morgens „mit aufser„ordentlicher und seine im Nebenzimmer schlafende „Mutter rührender Andacht" sein gewohntes Morgengebet, „um sich bey Gott einzuschmeicheln", aber er machte doch *fünf Errata;* denn er hatte nur „*überhaupt*, nicht aber um *besondern* Beystand oder „*Aufmerksamkeit*" gebetet. Welch eine andre Erfahrung machte er aber, als er bey einer ähnlichen Gelegenheit, da das Exercitium schon in des Schullehrers Händen war, und er sich erinnerte, statt *religio revelata relata* geschrieben zu haben, Gott inbrünstig bat, mit schwärzerer Dinte das *ve* noch oben an zu schreiben! Mit schwärzerer Dinte, als die seinige war, sah er wirklich nachher *ve* von einer andern Hand geschrieben! Wir werden dies bald sehr natürlich erklären. Hier nur vorher noch folgende Stelle, die das Angeführte stärker beleuchtet. „Das Gebet, heifst es S. 60, half mir aus Verlegen„heiten, aus denen mir keine menschliche Macht „und Weisheit helfen konnte. Hätte ich in der Kir-

„che

„che *geschwatzt* und ward aufgezeichnet, mithin in „ängstlicher Erwartung wohlverdienter Züchtigung, „ich betete, und die Züchtigung blieb aus. Sollte „mir etwas *auskommen*, das ich verhehlt hatte, und „besorgte ich Lerm im Hause, ich betete, und man „fragte der Sache nicht nach. Hatte ich Geld ver„loren oder verthan, aus Verschwendung oder Barm„herzigkeit, und ich sollte der Mutter Rechnung ge„ben, ich betete, und erhielt noch den Moment, „eh' ich zur Rechenschaft gezogen ward, ohne zu „heischen, von meiner Grosmutter, von meinem „Vater oder sonst woher das Benöthigte.“ Wegen solcher Erfahrungen fand L. (S. 24) Gott ungemein — „*brauchbar*“ und Hr. G. sagt uns, man werde doch nun wohl begreifen, warum kein Räsonnement ihn jemals abhalten konnte, an die „*Brauchbar*„*keit*“ Gottes zu glauben. Was sagen unsre Leser zu dieser *Brauchbarkeit* des Erhabensten, wozu sich der menschliche Geist erheben kann? Gott wie einen Bedienten, wie einen Hausknecht *brauchbar* nennen, *brauchbar* finden, welche unanständige Benennung, welche kleinliche Vorstellung, welche mit Unwillen erfüllende Herabwürdigung des allervollkommensten Geistes! Aber auch zugleich wie äusserst bedeutsam ist dieser unvergessliche Ausdruck; wie genau bezeichnet er die Denkart Lavaters über diesen Punkt! Jener Vorfall mit dem Worte *revelata* hängt übrigens mit einer frühern Geschichte genau zusammen, die von L. vortreflich erzählt ist, und die wir hier in der Kürze vortragen wollen. Lavater hatte einmal in der Schule die Eitelkeit, die Stelle eines *Custos* während einer Sonntagsnachmittagspredigt in der Münsterkirche versehen zu wollen, und bestach den wirklichen Custos, den man, weil das Aufhängen und Abnehmen der den Kirchengesang bezeichnenden Tafeln an der Kirchthüre mit diesem Amte verbunden war, nicht aus so genannten vornehmern, sondern nur aus Handwerker-Familien zu wählen pflegte, mit einigen Schillingen, um ihn zu vermögen, ihm seine Würde für diesen Nachmittag zu überlassen. „Ein König am Tage seiner Krönung „kann nicht fröhlicher seyn, als L. es durch diese „Ehre ward.“ In der Schule pflegten sich die Scholaren vor dem Anfange des Gottesdienstes zu sammeln, und unter der Aufsicht des Custos ward gewöhnlich in dem N. T. so lange gelesen, bis es Zeit war, in die Kirche zu gehen. An diesem Tage ward gerade die Geschichte von Johannes des Täufers Enthauptung gelesen, und ein Knabe las aus Versehen: sie brachte das Haupt *in einem Schlüssel* statt: *in einer Schüssel*, was allgemeines Gelächter erregte; doch wusste der Vicecustos bald die Stille wieder herzustellen. Man gieng jetzt paarweise in die Kirche, und L. griff unterwegs immer in die Tasche nach den Schulschlüsseln, die der Custos bey sich trug, mit einem Freudengefühl, „wie etwa ein „neuer Papst die Schlüssel Petri anfühlen mag.“ Während des Gesangs gieng er, Kraft seines Amts, von einer Kirchthüre zur andern, um die schon erwähnten Tafeln abzunehmen; aber o Himmel, der Drache, seine Mutter war in der Kirche, und wie empfieng sie ihn zu Hause? „Kaspar, hiess es, was „will das werden? *Du* hast den Custos gemacht? Die „Tafeln abgenommen? *Wie die gemeinsten, die ärm„sten Bürgerskinder thun!* Und das alles ungefragt! „Dem Vater, der Mutter kein Wort gesagt! Schämst „du dich nicht in die Seele? Ich hätte mögen blass „werden! *Pfui! Herrn Doctor Lavaters Sohn — ein* „*Custos!*“ Des folgenden Tages sollte er nun noch vollends in der Schule dafür Schläge bekommen, weil er die Knaben, die über den Schlüssel in der Geschichte des Taufers gelacht hatten, nicht aufgezeichnet hatte; der wahre Custos ward wirklich unverhörter Weise gepeitscht, und der Schullehrer schickte sich an, auch L. zu misshandeln; aber L. voll Mitleiden mit dem unschuldigen Custos und bey aller sonstigen Blödigkeit voll Ingrimm über den Schuldespoten sagte: „Bey Gott, Hr. Präceptor, „ich will wissen warum? Sonst geht es nicht gut — und da er ihn beym Kopfe nehmen wollte: „Sie sind „ein Tyrann, ein Unmensch. Das ist keine Manier, „unverhörter und unverdienter Weise zu strafen“ — riss sich los, stürmte auf seinen Platz, raffte die Bücher schnaubend zusammen, drohte, es dem Scholarchen anzuzeigen und ward nur durch ein heftiges Nasenbluten davon abgehalten. Dieser Auftritt machte einen solchen Eindruck auf den Schullehrer, dass er noch in derselben Stunde Lavatern mit auffallender Partheylichkeit begünstigte, und nun musste bald darauf das Exercitium gemacht werden, in welchem er den Schreibfehler *relata* machte, und es war *derselbe* Schullehrer, dem er seinen Aufsatz zu übergeben hatte; kann man also noch einen Augenblick an dem eigentlichen Zusammenhange des erzählten Wunders zweifeln? Und ist es nicht leicht zu begreifen, dass dieser Schullehrer, der sonst keinen Sprachfehler in dem Aufsatze fand, hier ein, nicht an dem Sohne eines gemeinen Bürgers, sondern des Hn. D. Lavaters, eines Zwölfers, begangenes Unrecht vergüten wollte? — Lavater selbst fühlte in seiner Erzählung, dass diess die natürliche Erklärung seyn müsse; und doch lässt er die Sache in einem gewissen Helldunkel schweben, lässt es zweifelhaft, ob nicht doch vielleicht Gott selbst das *ve* mit schwärzerer Dinte hineingeschrieben haben könnte. Eben so leicht ist es, die S. 282. 283 erzählte Wundergeschichte auf die natürlichste Weise psychologisch zu erklären. Und wenn Lavater nicht eine so grosse Vorliebe für das Wunderbare gehabt hätte, wie hätte er (S. 32. 33) den Grund des häufigen Zusammentreffens unangenehmer Vorfälle in seinem Leben mit unmittelbar vorher sich zugezogenen sittlichen Verschuldungen noch anderswo als *in seinem eignen Gewissen* suchen können, das jedes zufällige Misgeschick, welches ihn nach gewissen Vergehungen traf, auf diese unsittlichen Handlungen bezog? — In der oben erwähnten „Custodiade“ werden auch gewiss den Lesern die Vorwürfe nicht entgangen seyn, womit die Mutter ihren Sohn überhäufte. Damit ist zu verbin-

binden, was man S. 42 lieft, dafs L. nur mit Kindern, deren Aeltern ungefähr von feines Vaters Range waren, ja aber nicht mit Handwerkerkindern, *wenn fie auch mit ihm in dieſelbe Schule gingen*, umgehen durfte; aller Wahrſcheinlichkeit nach hängt es auch mit dieſem lächerlichen Familien-Hochmuthe ſeiner ſonſt ſo gottesfürchtigen Mutter zuſammen, dafs ſie (S. 39) es anfangs ſehr übel nahm, als L. erklärte, er wolle ein *Geiſtlicher* werden; dieſs war nach ihren Begriffen ſo gemein, da in Zürich viele Söhne von *Handwerkern* Theologie ſtudieren! Einen *Doctor* wollte ſie aus ihrem Sohne machen, und ihn mit Gottes Hülfe auch in den *Rath* bringen; wie empfindlich mufste es ihr ſeyn, dafs Hans Kaſpar nicht mehr auf ſich hielt? — In ſeiner Kindheit gefiel er ſich aber auch ſehr in der Idee, der *Anführer* einer *Diebsbande* (S. 35) zu werden, und S. 34. 48. 49 erzählt er häfsliche *Bosheiten* von ſich, wobey er zugleich geſteht, dafs ſolche „*Teufeleyen*“ ſich gar nicht ſelten in ſeinem Herzen geregt haben; und doch will Hr. G. ſeinen Schwiegervater beſſer machen, als er, mit achtungswürdiger Aufrichtigkeit, ſich ſelbſt ſchildert. „Schon als Knabe,“ ſagt er S. 59 mit gänzlicher Vergeſſenheit desjenigen, was er ſelbſt aus Lavaters Handſchrift abgeſchrieben hatte, „war L. *ſehr mo-*„*raliſch gut!!*“ L. ſelbſt hingegen ſagt S. 78 ſehr ehrlich: Ich war gut und fromm, — *wenns mich ankam!* Und S. 76 erzählt er, wie gerührt er geweſen ſey, als ſein älterer Bruder Conrad ſtarb. „Al-„les Irrdiſche, ſagt er, kam mir ekelhaft vor; Eſ-„ſen ſchien mir *Sünde*; dafs mich mein Vater die „Zeitung leſen hiefs, ein *Verbrechen*. Bange ſchlief „ich ein, und erwachte — *mit frohen Empfindun-*„*gen, nun der älteſte Sohn des Hauſes und der Haupt-*„*erbe des von meinem Bruder geſammelten und von*„*ihm dirigirten Naturalien- und Münzcabinets zu*„*ſeyn!*“ (Beyläufig iſt hier zu bemerken, dafs L. in dieſer Erzählung den Tag des Erdbebens zu Liſſabon unrichtig auf den 19. Dec. anſtatt des 1. Nov. 1755 ſetzt.) — Hr. Hofr. *Wieland* wird herzlich lachen, und an *Abdera* denken, wenn er hört, dafs man während ſeines Aufenthalts in Zürich von ihm verſicherte, „er könne mit dem bloſsen Blicke „ein Zimmer ausmeſſen, und ſagen, wie viele Lin-„ſen darin Raum haben!“ Auch iſt nicht zu überſehen, dafs es S. 63 heifst, L. ſey ſehr begierig nach Wielands Unterrichte geworden, weil man ſagte, er nehme nur „*vornehme*“ Schüler an, die „*ausgeſuch-*„*te Köpfe*“ ſeyen. O Eitelkeit der Eitelkeiten: mag man hier wohl mit L. (S. 79.) ausrufen. Folgende Züge einer Charakterſchilderung, die L. S. 96 von ſich ſelbſt ſchon als achtzehnjähriger Jüngling entwarf, verdienen ebenfalls Aufmerkſamkeit: „Seine Blut-„miſchung macht ſeine Einbildungskraft feurig und „wild, und läfst ihn ſelten auf das Mittelmäfsige „fallen. Seine auf zu viele Gegenſtände zielende „Wifsbegierde beweiſt, dafs er ziemlich flüchtig iſt. „Sein menſchenliebendes Herz iſt mehr eine *Geburt*„*der Natur als der Tugend*. Würde das Auge ſei-„nes Verſtandes nur auf ſeinen Zweck ſehen, ſo „dürfte er gröfsre Dinge wirken. Er liebt feurig; „lange kann er nicht faſſen; vielleicht könnte ſeine „zu grofse Liebe für Freunde Niederträchtigkeit ge-„bähren. Seine Freygebigkeit mag eher *Leichtſinn*„*als Tugend* ſeyn.“ Aus den jugendlichen Aufſätzen L's, wovon man S. 116. 123. 124 Proben ſieht, geht deutlich hervor, wie ſehr die Phantaſie ſchon damals bey ihm vorgeherrſcht hat, und S. 118. 119 zeigt ſich, wie ſehr geneigt er ſchon als Jüngling zu der Prediger-Redſeligkeit war, die ihn ſein ganzes Leben nie verliefs. Die von Hn. G. S. 132 herausgehobene Wendung einer Predigt, die L. als Student hielt, iſt ganz gewöhnlich und Rec. kennt mehrere gemeine Kanzelredner, bey denen ſolche Wendungen vorkommen. Lächeln mufs man über Lavaters Bekenntniſſe ſeiner *Unwiſſenheit*. „Du würdeſt dich,“ ſchreibt er im ein und zwanzigſten Jahre ſeines Alters (S. 137. 138) an Heinrich Hefs, „*ſehr irren*, wenn du glaubteſt, *meine Wiſ-*„*ſenſchaft ſey nur mittelmäfsig. Was iſt meine Kennt-*„*niſs der Sprachen*, die doch einem Geiſtlichen un-„entbehrlich iſt? Wie ſiehts um meine *Philoſophie*„aus?“ Und in dem Fragmente ſeiner erſt vor zwölf Jahren geſchriebenen Biographie heifst es nach S. 65: „Mit Joh. Kaſp. Lavaters allergnädigſter Er-„laubniſs bin ich noch jetzt in einem allen Glauben „überſteigenden Grade ein *Ignorant*.“ Um ſo begieriger möchte man nach den *philologiſchen* und *kritiſchen* Belehrungen ſeyn, die Hr. G., der aufser ſeinem Pfarrdienſte noch ein akademiſches Lehramt hat, nach S. 340 dem ſeligen Lavater verdankt.

(Der Beſchluſs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Paris*, b. Deſenne: *Reflexions ſur le Traité de Luneville*, par le Cit. *Perreau*. An IX. 1801. 40 S. 8. Der Vf., Tribun und Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft, geht vom Weſtphäliſchen Frieden aus, und ſucht zu beweiſen, dafs dieſer keinesweges auf guten politiſchen Grundſätzen gegründet geweſen ſey; dagegen habe der Tractat von Luneville die wahren Grundlagen des Verhältniſſes zwiſchen Frankreich und Oeſtreich, und die natürlichen Gränzen der Republik hergeſtellt. Die Schrift erſchien zu Paris im April.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Januar 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Joh. Kasp. Lavaters Lebensbeschreibung, von seinem Tochtermann Georg Gessner.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Geschichte der Anklage des Junker Landvogt *Grebels*, die in Lavaters Leben ein glänzender Punkt ist, musste *zart* behandelt werden, damit nicht ein noch lebender, rechtschaffener, Sohn dieses Mannes durch die Art der Wiederauffrischung derselben *mehr* gekränkt würde, als schlechterdings unvermeidlich war, wenn eine Biographie von *L.* geschrieben werden sollte. Ob Hr. *G.* sich mit Geschicklichkeit hierbey nahm, sey dem Urtheile des Lesers überlassen; Rec. kann nur keinen *Muth* (S. 137.) in Lavaters Unternehmen sehen, so lang er noch *anonym* handelte. Sonderbar sind die Titulaturen, die in dieser Geschichte vorkommen. Die Vorsteher der Dorfgemeinden des Amts Grüningen, wurden *Euer Ehrsam* titulirt, der Landvogt *Euer Hochedel*, hingegen der Magistrat zu Zürich, der ausser einigen wenigen Edelleuten, aus bürgerlichen Capitalisten, Kaufleuten, Krämern und Handwerkern bestand, *allergnädigste Herren;* Hn. Chorherrn Breitinger giebt *L.* S. 190. den Titel: *Euer Wohlehrwürden.* In der That wissen noch heut zu Tage die wenigsten Schweitzer, was sich in dergleichen Dingen gebührt; und immer thun sie der Sache entweder zu wenig oder zu viel. Das Schreiben an Breitingern, das am angeführten Orte vorkommt, giebt Nachricht von der Reise nach *Barth* in *Pommern* zu *Spalding;* hier das Urtheil über den sel. Sack. „Hr. Hofpred. Sack, heisst es S. 190., „*scheint* von der Religion ganz durchdrungen zu „seyn. Er ist überaus offenherzig, und zeigt in sei„nen Reden eben den aufgeklärten Geist, der in sei„nen Schriften leuchtet. *Vielleicht würde er besser „thun, wenn er den Verdacht, für orthodox gehalten „zu werden, auf eine minder gesuchte Weise von sich „ablehnen würde.* Seine Grundsätze, den Glauben an „das Wort Gottes betreffend, würden vielleicht bey „jedem andern, der die Wahrheit nicht mit dem „Lichte der Vernunft, nicht mit der Aufrichtigkeit „sucht, wie er, *gefährlich und eine Quelle von tausend „Irrthümern und Streitigkeiten* werden. *Wie nahe ist „man dem wirklichen Unglauben,* und was gelten dann „die äusern Beweise der Göttlichkeit der heiligen „Schrift, wenn es jedem frey steht, ganze Bücher, „Hauptstücke und jeden einzelnen Satz, der den „Schein einer Ungereimtheit hat, ohne Genade zu „verwerfen." Welche hämische Beurtheilung eines würdigen Mannes, um von der Unwissenheit, die der letzte Theil dieser Stelle verräth, nichts zu sagen! Heisst das nicht (S. 199.), „an die Zeichnung „eines verdienstvollen Mannes ein bedeutendes *aber* „anhängen, um einen Schatten auf das Licht des „Gemäldes fallen zu lassen, wodurch man glaubt, „sich selbst in ein desto günstigeres Licht zu stellen?" (So schreibt nämlich Hr. *G.; er*, nicht der *Rec.* hängt ein *aber* an eine *Zeichnung!*) Eine Aeusserung, die *L.* von dem Hofpred. *Koch* zu *Potsdam* hörte, ist, als Einfall, der Aufhebung werth. „Die Polemik, „sagte er, ist bey der Religion, was der *Tross* bey „einer Armee; die Wagenknechte, die Speisever„käufer sind nicht Soldaten, sie sind eigentlich nicht „die Armee; sie sind aber doch bey derselben noth„wendig. Eben so verhält es sich mit der Polemik. „Sie ist nicht die Religion selbst; und die Polemi„ker sind nicht die eigentlichen Streiter Jesu; sie ge„hören aber doch mit zur Religion, und sind bisswei„len so unentbehrlich als der Tross bey der Armee." Nach S. 212. war *L.*, der so oft über Recensionen sich höchstempfindlich zeigte, *selbst ein Recensent;* er arbeitete nämlich in dem Jahr 1763, als er bey Spalding war, an den zu Lindau erschienenen *kritischen Nachrichten;* später lieferte er auch, wie Rec. zuverlässig weiss, Beyträge in die Frankfurter *gelehrten Zeitungen;* vielleicht arbeitete er einige Jahre an der Lemgoer Bibliothek. Wer hätte gedacht, dass *L.* sich bis zu *Recensionen* herabgelassen hätte? Aber freylich ein frommer Mann weiss alles zu heiligen! — Gut war der Rath, den ihm seine Mutter in einem Briefe gab, *sich in gewisse theologische Materien*, in Ansehung deren *L.* immer gern mehr wissen wollte, als man wissen kann, *nicht zu vertiefen;* er scheint ihn aber nicht sehr befolgt zu haben. Sonderbar fällt es auf, dass *L.* im Frühling 1764, als Spalding schon nach Berlin berufen war, von diesem verehrten Manne *auf Nichtwiedersehen auf Erden* sich trennte. Ist denn Berlin von Zürich so weit entfernt, dass man nicht zu einander kommen kann? Und wie kommt es, dass *Lavater*, der so häufige Reisen machte, der Westphalen, den Ober- und Niederrheinischen Kreis, Schwaben, Bayern und Franken, Ober- und Nieder-Sachsen, der sogar Holstein und Dänemark sah, und der in dem Jahr 1786 zu Dessau, also nur wenige Meilen von Berlin sich befand, doch *nie* den Mann wieder besuchte, „der so oft (S. 234.) „mit

„mit Augen voll überfliefsender Zärtlichkeit auf ihn „blickte, und die Thränen aufküfste, die aus fei„nem Dank erfüllten Auge zitterten?“ Was *Lavaters* Heyrathsgefchichte betrift: fo darf man wohl fagen, dafs es fich damit etwas anders verhält, als Hr. *Gefsner* erzählt, dafs feine ihn auch hierin meifternde Mutter ihm ganz andere Vorfchläge that, dafs fie in mehrern *reichen* und angefehenen Familien feinethalben anfrug, dafs fie Körbe bekam, weil die Mädchen nicht gern mit der wunderlichen Mutter in einer Haushaltung leben wollten, und der Sohn doch anfangs bey den Aeltern mit feiner Frau leben follte, und dafs erft zuletzt an das Frauenzimmer gedacht ward, mit der er fich verband. Aeltere Perfonen in Zürich werden zeugen können, ob es nicht mit diefen Umftänden feine völlige Richtigkeit habe, und jeder mag urtheilen, ob Hr. *G.* nicht beffer that, diefen Theil des Lebens *L.* nur kurz zu berühren, wenn er nicht recht davon unterrichtet war, oder die engen Verwandtfchaftsverhältniffe ihm nicht erlaubten, hier ganz genau in feiner Erzählung zu feyn, als einen kleinen Roman zu fchreiben, in welchem der Befferunterrichtete die ganze Wahrheit nicht überall erkennen kann. Charakteriftifch für *Lavatern* ift der Umftand, dafs er an feinem Hochzeittage ein Gebet, wie man es in gewöhnlichen Gebetbüchern findet, für fich und feine Braut auffetzte, *das er in der Hochzeitnacht mit feiner Geliebten beten wollte.*

Diefs ift einiges von demjenigen, was Rec. über diefen erften Theil von *Lav.* Lebensbefchreibung zu bemerken fand. Er zweifelte fchon vor der Erfcheinung derfelben, ob wohl Hr. *G.* der rechte Mann feyn werde, um fie zu fchreiben. Denn gerade in demjenigen Zeitraume des Lebens Lavaters, in welchem diefer originelle Mann die meifte Liebenswürdigkeit befafs, und feine Geifteskräfte den gröfsten Glanz verbreiteten, konnte Hr. *G.* feiner Minderjährigkeit wegen, ihn noch nicht kennen; und da wenigftens nichts von Hn. *G.* bekannt geworden ift, woraus man bey ihm auf vorzügliche Fähigkeiten fchliefsen könnte: fo durfte man wohl noch nicht als ausgemacht annehmen, dafs Lavater ihn als den betrachtete, der ihn ganz beurtheilen könnte. Das Lefen diefes erften Bandes hat nun wirklich die vorläufigen Zweifel des Rec. beftätigt. Hr. *G.* fagt zwar in der Vorrede feiner Schrift S. X. „Nur die„jenigen, die an Lavatern ein *Behagen* fanden, wer„den es auch an diefer Biographie finden können;“ allein hier ift er durch feine zu grofse Meynung von fich felbft zu einem groben Irrthum verleitet worden. Denn es folgt fo wenig, dafs, wenn man an *L.* ein „Behagen“ fand, man es auch an Hn. *G.* finden werde, dafs man vielmehr gerade dadurch feine *Achtung* für Lavaters vorzügliche Eigenfchaften zu erkennen giebt, wenn man aufrichtig geftehet, dafs diefer merkwürdige Mann an Hn. *G.* nicht den Biographen gefunden hat, den er in fo mancher Hinficht verdiente.

PHILOSOPHIE.

Erfurt, b. Hennings: *Gemeinfafsliche Darftellung des Fichteſchen Syſtems und der daraus hervorgehenden Religionstheorie.* Von *J. E. Schad*, D. der Philof. in Jena, ehemals Benedictiner und Prof. der Philof. zu Banz. *Erſter Band.* 1800. 342 S. *Zweyter Band.* 356 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Gegenwärtige Schrift foll für diejenigen gemeinfafslich feyn, die fchon im Nachdenken über philofophifche Gegenftände geübt, mit einem, von gewiffen Lieblingsvorftellungen freyen, und Wahrheit fuchenden, aufmerkfamen Geift diefelbe lefen werden; und das ift fie auch in der That. Aber eben darum liegen nun auch hier die Schwächen des Fichteſchen Syftems recht fichtbar zu Tage, und die Behauptung, dafs diefes Syftem kein *Kriticismus*, fondern *Dogmatismus* fey, der mit allen dogmatifchen Waffen ftreite, beweifet fich durch diefe Darftellung unwiderleglich. Dafs aber in diefer Schrift das Fichteſche Syftem unverfälfcht enthalten fey, documentirt der Vf. durch folgendes Factum. „Sehr fchätzbar, fagt er, ift mir die Gefälligkeit, die mir *Fichte* dadurch erwiefen hat, dafs er, ehe er nach Berlin abreifete, diejenigen Bogen meines Manufcripts überlas, in welchen gerade das Wichtigfte feines Syftems, nämlich die Grundlage deffelben, dargeftellt ift, wofür ich ihm hier öffentlich danke. Noch fchätzbarer aber ift mir das Urtheil, das er darüber gefällt hat, kraft deffen er mir bezeugt, dafs fein Sinn auf das richtigfte dargeftellt fey, und dafs er folglich in Rückficht auf den Inhalt auch nicht ein Wort aufsetzen könne.“ So grimmig auch Hr. *Sch.* am Ende des zweyten Bandes auf feinen *Erlanger* Recenfenten losfährt, dafs er Fichtes Zeugnifs zur Empfehlung der Schadifchen Darftellung anführt, und folglich nicht felbft wiffe, ob Schads Darftellung mit dem Fichteſchen Syftem übereinftimme: fo fcheuet fich doch Rec. gar nicht, diefes Zeugnifs, das doch (die hiftorifche Richtigkeit deffelben vorausgefetzt) gültiger feyn mufs, als alle Verficherungen der Interpreten, auch hier herzufetzen. Rec. könnte hier feine Recenfion fchliefsen. Allein da der Vf. die *Fichteſche* Philofophie der *Kantifchen* entgegenfetzt, und fich gegen die Vertheidiger der letztern auf eine *terroriſtiſche* Art erklärt: fo mufs Rec. durchaus diefe Gelegenheit benutzen, mit aller Ruhe, die die gute Sache ihm fchenkt, hiermit fein Gutachten über jene Philofophie und ihre Anmafsungen abzugeben.

Hr. *Sch.* wundert fich in der *Einleitung*, dafs die Anhänger der kritifchen Philofophie die Kategorien vom Ueberfinnlichen gebrauchen wollen, da fie doch mit *K.* behaupten, fie wären auf das Ueberfinnliche gar nicht anwendbar. Allein bey allem feinen Studium der Kantifchen Philofophie mufs er eben fo wenig, als die übrigen Vertheidiger des Fichteſchen Syftems, jene *Hauptſtelle* hierüber in K. Krit. der praktifchen Vernunft S. 245. ff. gelefen haben, welche alfo lautet: *„Zu jedem Gebrauche der Vernunft in Anſehung*

ſehung eines Gegenſtandes, werden reine Verſtandesbegriffe (Kategorien) *erfodert, ohne die kein Gegenſtand gedacht werden kann.* — Nun ſind hier, fährt K. fort, *Ideen* der Vernunft, (Rec. ſetzt hinzu, z. B. die Idee von *Gott*, wie dieſs K. S. 246. und S. 108. ſelbſt ſagt, daſs er *Gott*, eine *intelligibele Welt* u. ſ. w. hier im Sinne habe), die *Realität* derſelben verſchaft reine praktiſche Vernunft, und hierbey hat die theoretiſche Vernunft nichts weiter zu thun, als *jene Objecte* (nämlich die *überſinnlichen*, die Objecte zu den Ideen, z. B. *Gott*) *durch Kategorien bloſs zu denken*, welches ganz wohl, ohne Anſchauung zu bedürfen, angeht, u. ſ. w. Hr. *Sch.*, ſollte man denken, müſste wie aus den Wolken gefallen ſeyn, wenn er dieſe Stelle, beſonders aber in der Kritik ſelbſt *in extenſo*, lieſet und bedenkt, wie hart er mit den, von ihm genannten, Kantianern umſpringt, wenn er ihnen vorwirft, daſs ſie nicht einmal fähig wären, von Kants Behauptung in Betreff der Kategorien die nächſte unmittelbare Anwendung auf Gott zu machen. Hr. *Sch.* leſe doch auch *Kritik der praktiſchen Vernunft* S. 8. und 94. ff. Doch was bedarf es des Diſputirens hierüber, die That entſcheide. Kant behauptet, man könne und müſſe ſich der Kategorien in *praktiſcher Abſicht*, nach einer Analogie, auch zum Denken des Ueberſinnlichen bedienen. Hr. *Sch.* verſuche es nun, auch nur *eine Zeile* z. B. über Gott, oder über die Freyheit des Willens, und das ſie vorausſetzende moraliſche Handeln des Menſchen, zu ſchreiben, und dabey keine Kategorien zu gebrauchen (nicht den Worten, ſondern der Sache nach). ſo ſoll er gewonnen haben. Er behauptet ja, es ſey ein Gott, was heiſst das aber anders als Gott durch die Kategorie der *Exiſtenz* oder des *Daſeyns* denken; er ſpricht vom *Weſen* Gottes, aber was iſt das Weſen anders, als der Inbegriff ſeiner *nothwendigen Qualitäten;* er ſagt, Gott wohnt urſprünglich im Herzen des Rechtſchaffenen, iſt das nicht eine *Relation* Gottes zu dem Rechtſchaffenen? Will er die *Gottheit*, von der er doch redet, nicht als ein *für ſich beſtehendes Weſen*, (Subſtanz) denken, ſo bleibt ihm ja nichts übrig, als ſie als ein, einem andern Dinge Anhängendes (Inhärirendes) oder als *Accidenz*, oder *gar nichts* zu denken. Ohne Kategorien geht uns der Verſtand aus, und ſo wie die Begriffe, ohne einen durch die Sinnlichkeit gelieferten Stoff, für die *Erkenntniſs* (obwohl nicht *für das Denken zum Behuf des Praktiſchen*) *leer* ſind: ſo ſind dieſs auch die *Ideen*, ohne die Begriffe des Verſtandes, und zwar *in jeder Rückſicht.*

Der Vf. will in vorliegender Schrift: 1) die vorzüglichſten Foderungen beſtimmt angeben, welche die Vernunft zur Begründung alles Wiſſens, oder zur Philoſophie als Wiſſenſchaft alles Wiſſens zu machen hat; 2) den Zuſtand der Philoſophie vor Kant, und nach ihm bis auf Fichte prüfen; 3) die vorzüglichſten Punkte des Fichteſchen Syſtems und der darauf beruhenden Religionstheorie ins Licht ſetzen. Das *erſte* iſt der Inhalt des erſten, und das *zweyte* der Inhalt des zweyten Bandes: das *dritte* finden wir nicht abgeſondert vorgetragen, wie man doch nach jener Eintheilung vermuthen ſollte; aber vielleicht haben wir noch einen *dritten* Band zu erwarten. Der erſte Band enthält alſo das *erſte Hauptſtück*, welches zur Ueberſchrift hat: *Begriff der Philoſophie als Wiſſenſchaft alles Wiſſens*, und aus fünf ſehr ungleichen Paragraphen beſteht, wovon freylich der *vierte* ungeheuer lang iſt, und in 51. kleinere Abſätze zerfällt. Die fünf Sätze, welche Hr. *Schad* in dieſen fünf Paragraphen ausführt, ſind: es muſs einen letzten Grund des menſchlichen Wiſſens geben; dieſer muſs ſelbſt gewiſs ſeyn; er muſs durch ſich ſelbſt gewiſs ſeyn; er muſs über alle Erfahrung erhaben ſeyn; er muſs jedem Wiſſen Form und Gehalt mittheilen. Den erſten Satz behauptet er gleich *dogmatiſch*, d. i. ohne zu unterſuchen, wie kommt das menſchliche Erkenntnisvermögen zu dieſem Satz (denn das würde *kritiſch* ſeyn), ſondern er macht ihn zum bodenloſen Fundament ſeines darauf zu errichtenden Syſtems. Der Menſchheit iſt daran gelegen, ſagt er, einen ſichern und unwandelbaren Standpunkt zu haben, von welchem man das Wahre und Falſche unterſcheiden kann, *alſo muſs es etwas abſolut Wahres und Gewiſſes, einen letzten Grund des menſchlichen Wiſſens geben.* Hr. *S.* muſs vergeſſen haben, wie viel Mühe es K. gekoſtet hat, die Beſchaffenheit des Begriffs des *Abſoluten* ausfindig zu machen, und wie ihm dieſer Begriff das ganze theoretiſche Vernunftvermögen aufgedeckt hat. Wahrlich, wann der Skepticismus ſo leicht zu bezwingen wäre, daſs man nur eine ſolche Behauptung aufſtellen dürfte: ſo hätte man gegen ihn leichtes Spiel. Mit dieſem ſo dogmatiſch aufgeſtellten Begriff des *Abſoluten* läſst ſich alles machen; denn freylich iſt es eine *regulative* Foderung der Vernunft in allen Dingen, alſo auch im Wahren und Gewiſſen, und alſo auch in der Reihe der Gründe des menſchlichen Wiſſens, nach dem Abſoluten zu trachten. Aber enthält darum auch das menſchliche Wiſſen *abſolute* Gründe des Wiſſens? *Relativ* erſte enthält es, das iſt gewiſs; aber *abſolut* erſte zu behaupten, heiſst den Unterſchied zwiſchen Verſtand und Vernunft verkennen, und gar nicht wiſſen, was *Ideen* in theoretiſcher Rückſicht ſagen wollen. In keiner Erfahrung kann es etwas Abſolutes geben; alles Wiſſen, alles *Wahre* und *Gewiſſe*, aber iſt ein Object innerer Erfahrung, denn es iſt ein Gegenſtand des inneren Sinnes; folglich kann es kein *abſolutes* Wiſſen, kein *abſolut Wahres und Gewiſſes*, in unſern Bewuſstſeyn geben. Aber wir werden bald ſehen, wie *Fichte* und *Schad* dieſem Einwurf ausweichen: der Gegenſtand dieſes abſoluten Wiſſens liegt auſser dem Bewuſstſeyn und wird intellectuel angeſchaut. Der ganzen Fichteſchen Philoſophie liegt eine unrichtige Vorſtellung von den *Ideen* zum Grunde, aus der auch ihr ganzes Spiel mit dem *Ich* und dem *Nicht-Ich*, und ihre ganze magiſche Ableitung der Erfahrung und Sinnenwelt aus dem dürftigen Ich entſpringt. O möchten doch die, immer mehr ſich häufenden Urheber neuer philoſophiſcher

ſcher Syſteme es der Mühe werth halten, noch einmal Kants *Dialektik* der reinen Vernunft zu ſtudieren, und tiefer, als bisher in ſie einzudringen; wahrlich ſie würden endlich zurückkommen von dem Wahn ihrer Superiorität und Originalität und von der poſſirlichen Phantaſie, als erliege bereits die kritiſche Philoſophie unter der neuern und neueſten Philoſophie, und als ſey unſer Zeitalter ſchon von der Verehrung des ächten Kriticismus zurückgekommen, der wahrlich allen ephemeren Verſuchen ihn niederzureiſsen und aus ſeinen Trümmern originale Gebäude aufzuführen, ſtets kräftig widerſtehen, und als ein ewigdauerndes Monument ächt philoſophiſchen Geiſtes bis auf die ſpäteſte Nachwelt fortdauern wird.

Hr. *S.* hat gar nicht bedacht, daſs man eben ſowohl, als von einem abſoluten Grunde des Wiſſens ſagen könne, es iſt der Menſchheit alles daran gelegen, daſs es eine abſolute *Urſache*, ein abſolutes *Subjeet*, ein abſolut *nothwendiges* Weſen u. ſ. w. gebe, denn dieſs ſind ja alles abſolute Gründe des menſchlichen Wiſſens. Wie konnte denn Hr. *S.* nicht einſehen, daſs ſolche Beweiſe, als der: „der erſte Grund alles Wiſſens muſs durch ſich ſelbſt gewiſs ſeyn, denn alles Wiſſen iſt durch einen Grund bedingt, aber dieſs kann nicht ins Unendliche ſo fort gehen, wenn ein Wiſſen ſtatt haben ſoll, folglich u. ſ. w.“ auf allen Seiten der Baumgartenſchen Metaphyſik ſtehen?

Die Fichtiſche Philoſophie ſondert ſich aber nicht bloſs der Form nach, da ſie nicht das Erkenntnisvermögen unterſucht, vielmehr von dogmatiſchen Behauptungen ausgehet und dogmatiſch fortſchreitet, ſondern auch der Materie nach von dem Kriticismus ab. Sie behauptet ein intellectuelles Anſchauen des menſchlichen Verſtandes, und der Gegenſtand dieſes Anſchauens iſt das *Ich*, als ein abſolut Handelndes. Aber, ſonderbar! daſs wir intellectuel anſchauen, ſind wir uns gar nicht bewuſst, ſondern es wird durch einen Schluſs bewieſen. Dieſer Schluſs iſt der wahre *Salto mortale* der Fichteſchen Philoſophie, darum müſſen wir ihn noch anführen; iſt er richtig: ſo hilft unſer obiger Schluſs nichts gegen das Abſolute, es iſt wirklich da, freylich nicht *in der Erfahrung*, ſondern *auſser derſelben*, freylich nicht in der *empiriſchen* Anſchauung, ſondern in der *intellectuellen*. Der letzte Grund alles Wiſſens kann nicht ſelbſt ein Wiſſen ſeyn, ſonſt hätte es wieder einen Grund, und wäre nicht der letzte. Geſetzt, er ſey ein *abſolutes Handeln*. Soll nun dieſes abſolute Handeln zum deutlichen Bewuſstſeyn erhoben werden: ſo muſs es freylich gedacht werden, und iſt in ſofern den Geſetzen des Denkens unterworfen. Allein als abſolutes Handeln ſelbſt begründet es erſt das Bewuſstſeyn und die Geſetze des Denkens, folglich kann nicht durch das bloſse Denken, ſondern durch das Anſchauen dieſes Handelns daſſelbe zum deutlichen Bewuſstſeyn erhoben werden; da es nun abſolut und folglich rein von allem Empiriſchen iſt, und der Grund alles Anſchauens und Beſtimmens: ſo kann die Anſchauung bloſs *intellectuel* ſeyn. Man ſieht, erſt wird gezeigt, daſs die Reihe der Gründe *a parte ante* nicht ins Unendliche fortlaufen könne, wegen eines Bedürfniſſes der menſchlichen Vernunft (es iſt der Menſchheit alles daran gelegen!); daher muſs es einen abſolut oberſten Grund geben; nun kann dieſer Grund, weil er abſolut iſt, nicht im Bewuſstſeyn liegen, wegen unſers obigen Schluſſes; alſo muſs er auſser ihm liegen; wie kommt er denn nun aber ins Bewuſstſeyn? das wiſſen wir alle, wie immer, durch Anſchauung; aber dann iſt er ja bedingt? empiriſch? — nun Hülfe! nun kommt der *Salto mortale!* die Anſchauung iſt *intellectuell!* Und was das ſchlimmſte iſt, dieſe intellectuelle Anſchauung, von der kein Sterblicher ſich eine Vorſtellung machen kann, ſollen wir armen Sterblichen doch anſtellen. Es wird jedem zugemuthet, ſagt Hr. *S.*, das abſolute Handeln in ſich hervorzubringen, und durch intellectuelle Anſchauung darüber zu reflectiren! *hinc illae lacrimae.* Dieſe Zumuthung iſt alſo doch ein Poſtulat; nur darin von den mathematiſchen Poſtulaten unterſchieden, daſs man ein Sonntagskind ſeyn muſs, um es evident zu finden.

Im *zweyten* Hauptſtück, das den zweyten Band füllt, handelt Hr. *S. den Zuſtand der Philoſophie vor Kant, und nach ihm bis auf Fichte*, in einer *Einleitung* und *zwey Abſchnitten* nach §§. ab. In dem letzten Abſchnitt hauet er die armen Kantianer ganz zuſammen. Es iſt aber auch gar kein Wunder, daſs Hr. *S.* ſo unbarmherzig drein ſchlägt, denn, wie er erzählt, hat er ſich, durch den marktſchreyerſchen Ton *Kantiſcher* Quackſalber angelockt, für einige hundert Thaler Bücher angeſchafft, in der *Kantiſchen* Fabrik geſtempelt, und die haben ihm den Kopf verwirrt (ſeine eignen Worte, 2 B. S. 240.*)). Daher kann man es ihm auch nicht verdenken, daſs es ihm noch jetzt immer ſo vorkommt, als behaupteten die Kantianer, die unglücklichen *Dinge an ſich* exiſtirten wirklich, weil ſie als der einzig mögliche Grund der Erſcheinung angeſehen werden müſsten, und was der Viſionen mehr ſind, die dem um baare hundert Thaler betrogenen Mann, von jener Verwirrung her, noch vorſchweben!

* * *

Hannover, b. d. Geb. Hahn: *Kindergeſpräche*. Deutſch und Franzöſiſch zur Erleichterung des erſten Unterrichts in der franzöſiſchen Sprache. 2te verbeſſ. Auflage. 1802. 201 S. 8. (10 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 170.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. Mayn, in d. Andreäiſch. Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretiſchen und praktiſchen Heilkunde*, herausgegeben von *Andreas Röſchlaub*, Prof. der mediciniſchen Pathologie und Clinik, und Arzte am Ludwigshoſpitale zu Bamberg. *Erſter — Sechſter Band.* 1tes Stück. 1799—1801. (Jeder Band 2 Rthlr.)

Ueber die bisher gelieferten Bände dieſes Magazins ein allgemeines, ihren wiſſenſchaftlichen Werth beſtimmendes Urtheil zu fällen, halten wir wegen ihrer ungleichartigen Zuſammenſetzung und Tendenz für unmöglich. Dieſes wird man auch um ſo weniger entbehren, da wir die einzelnen Abhandlungen beſonders anführen und würdigen. Hr. *R.* fing damit an, den Brownianiſmus in die Erregungstheorie umzuſchaffen, ein Bemühen, das viel Glück unter den deutſchen Brownianern machte, und auch andern Aerzten ein Gewinn der Wiſſenſchaft und ein beſsrer Gang der Dinge ſchien, als der reine Brownſche, wovon aber Rec. immer das Gegentheil glaubte. Hr. *R.* ſtürzt ſich nun ſelbſt, was in den jetzigen Zeiten, wo keine Parthey lange ein Syſtem feſthält, das Rathſamſte ſeyn mag. Wir zweifeln nur, ob viele ſeiner Anhänger ihm in dem folgen werden, was er naturphiloſophiſche Conſtruction der Krankheiten und Heilungsproceſſe nennt, wovon er den Beweis der Anwendbarkeit am Krankenbette durch einzelne Krankengeſchichten, ihre Beurtheilung und Heilung noch ſchuldig iſt. Je mehr Eigenthümliches und Tiefes die neuern Röſchlaubiſchen Anſichten haben, deren Urſprung und lichtvollſte Seiten er Schellings Schriften verdankt, deſto mehr ſtechen ſie gegen die Brownſchen Lehren ab, deren Charakter bey allem was ſie Einſeitiges und Falſches hatten, Einfachheit, Leichtigkeit, Conſequenz und unmittelbare Beziehung auf die Behandlung der Krankheiten war. Erſt ſollten Brown's Worte nur verlaſſen werden, um ſeinen Geiſt zu haſchen. Jetzt wird aber auch dieſer Geiſt freudig der vermeynten Naturphiloſophie geopfert.

Sehr vieler Raum in dieſer Recenſion iſt mit ausgezognen Stellen angefüllt, die Hn. Röſchlaub's unerhörte Art zu ſtreiten und zu ſchimpfen darthun. Wir hoffen, unſre Zuſammenſtellung dieſer Unanſtändigkeiten und Unſittlichkeiten ſoll einen heilſamen Eindruck machen, nicht auf Hn. R.; den beſſert keine Kritik; ſondern auf ſeine Anhänger, und eine warnende Strafe ſeyn, die abſchreckt, in dieſelben Fuſstapfen zu treten. Dafs das ungebührliche öffentliche Benehmen eines Schriftſtellers, praktiſchen Arztes und Lehrers der Jugend, wenn es ſo ſehr alle Gränzen überſchreitet, aus einer nur von Kunſtverwandten geleſenen Schrift hervorgezogen, und vor dem gröſsern Publicum durch ein Blatt, wie das unſrige, zur Schau geſtellt werde, ſcheint uns von Wichtigkeit zu ſeyn. Auf manchen Arzt hat das Urtheil andrer Aerzte leider! keinen Einfluſs, aber es kann ihm nicht gleichgültig ſeyn, welche Meynung ſeine Obern, ſeine gebildeten, nicht mediciniſchen Mitbürger von ihm faſſen. Dieſe leſen nun nicht ein ſolches Magazin, aber vielleicht die Hn. R. ſo gehäſſige A. L. Z.

Erſten Bandes. Erſtes Stück. Bemerkungen über den Zweck, Inhalt und Plan dieſes Magazins. Für den Pöbel ſoll dieſes Magazin gar nicht ſeyn. [Das hat noch kein Herausgeber einer Zeitſchrift zu äuſsern nöthig gefunden, und ſonderbar, dafs nach allen Nachrichten keine Zeitſchrift den Pöbel mehr als dieſe durch pöbelhaftes Streiten befriedigen ſoll]. Strenger Kritik ſollen in dieſem Magazin alle neue berühmten Verſuche eines Reil, Kramp, Darwin, Brandis, Brown, und der ſämmtlichen Bearbeiter der Erregungstheorie, eines Hufeland, Girtanner, Wedekind, Schäffer, Hahnemann, Beddoes, Trotter, Galvani, und der Bearbeiter ſeiner Theorie, eines Sprengel, Hecker — kurz: aller nur Aufſehen erregender Männer unterworfen werden u. ſ. w. [Dieſes Verſprechen iſt in allen dieſen Bänden unerfüllt geblieben. Ueber die Syſteme der genannten Männer findet man in denſelben nichts. Nur in ſofern einige dieſer Schriftſteller als Gegner des Brownianismus auftraten, haben ſie Aufſätze veranlaſst]. Es ſoll in dieſem Magazin keinesweges irgend eine Theorie erhoben werden, weil ſie gerade dieſe Theorie iſt, ſondern nur, wenn und weil ſie den Foderungen der Kritik an ſie entſpricht. [Wo wird mehr eine beſtimmte Theorie ſtets erhoben als in Hn. Röſchlaubs Aufſätzen? wo mit mehr Verſtockung gegen alle fremde Kritik? wo mit ſo ganz und gar keinen Spuren von eigner Kritik?]. Allen Theilen der Medicin, den theoretiſchen und praktiſchen, ſagt der Herausgeber nun im Einzelnen und Allgemeinen groſse Bereicherung und vollſtändige Aufklärung durch ſein Magazin keck zu, ſelbſt der Chirurgie und Entbindungskunſt. In Hinſicht der letztern, heiſst es, wird in der Folge in dieſem Magazin mancher Aufſatz vorkommen, in welchem neue Anſichten, Entdeckungen, Verſuche, Beobachtungen, Verbeſſerungen von Operationen, Bandagen, Inſtrumenten angegeben werden. [Durchaus nichts iſt hiervon

in Erfüllung gegangen]. Allerdings ein ungeheueres Unternehmen, ruft er ſelbſt aus. Allein geſtützt auf die verſprochene Theilnahme anderer, fürchtet er nur von der Unterbrechung der Fortdauer des Magazins, daſs irgend einer dieſer Gegenſtände unbearbeitet bleiben möge! Die Petulanz, die oft kaum dem niedrigſten Pöbel verzeihlige Ungeſchliffenheit, die vielen Perſonalitäten, ehrloſen Beſchimpfungen, — — alle ſolche niedrige Farcen ſollen aus unſerem Magazin verbannt ſeyn. [Dieſer Bannſpruch ſcheint verkehrt gewirkt, und die mehrſten der angeführten Laſter in das Magazin hineingezaubert zu haben]. Es verlieren ohnehin, ſagt er ſehr treffend für jeden, der die Wirkung Röſchlaubiſcher Schriften beobachtet hat, es verlieren ohnehin auch die gründlichſten Behauptungen vieles von ihrem Werth, und erhalten bey vernünftigen, geſitteten Menſchen weniger Eindruck, wenn ſie *aus einer ungezogenen Feder* flieſsen. Gegen Anonymität, und daſs ſich jeder der Mitarbeiter nennen ſolle. Auch das iſt mehrmals, und in einem ſehr wichtigen Fall ſogar unterblieben! *Ueber die Möglichkeit der Heilkunſt*, von *J. B. Erhard*. Eine ſelbſtgedachte, ſehr vieles aufhellende Abhandlung, die den ächten Schüler Kants im Vf. erkennen läſst, und ſehr zu ihrem Vortheil gegen eine ſpäter in dieſem Magazin aufgenommene Uebertragung der Schellingiſchen Naturphiloſophie auf die Medicin abſticht. Aus Schlüſſen *a priori*, oder von bloſsen Vernunftgründen aus, kann in der Heilkunſt nichts gefolgert werden, denn das Leben ſelbſt iſt nur in der Erfahrung gegeben, und die Art, wie die Stoffe wirken, kann, da ſie ſelbſt nur in der Erfahrung [als Erſcheinungen] gekannt werden, auch nur wahrgenommen, und nicht aus reinen Principien beſtimmt werden. Alle Schlüſſe, welche in der Arzneykunde vorkommen, gründen ſich daher auf Erfahrungsſätze; und wenn man auch ihre Erfahrungen auf mechaniſche und chemiſche Grundſätze zurückführt, ſo erklärt man hier wieder aus Erfahrung. Der Beweis der Möglichkeit der Heilkunſt beruht auf der Beantwortung der Frage: giebt es ſichere Erfahrungen zum Dienſt der Heilkunſt? Die Begriffe in der Sphäre der Erfahrung in allgemeiner Bedeutung ſind: Wahrnehmung, Beobachtung, Erfahrung, Induction und Analogie. Wenn man die Beobachtung zur Erfahrung im engern Sinn erhöhen will: ſo muſs man gewiſs ſeyn, daſs die Gegenſtände derſelben ſich immer ſo verhalten müſſen, indem man ſich verſichert, daſs ſie die Erſcheinung nur durch ſich ſelbſt hervorbrachten, und keine zufällige fremde Urſache der Grund ſeyn konnte. Nach einem genommenen Mittel verſchwindet eine Krankheit. Iſt dieſe nun durch jene geheilt worden? Um dieſes behaupten zu können, muſs man wiſſen, welche Functionen im Körper bey der Krankheit leiden, und beobachten, wie ohne andern Einfluſs durch den Genuſs des Mittels dieſe Functionen entweder von dem zu niederen Grad gehoben, oder von dem zu hohen herabgeſtimmt worden. [Das bildet nicht die Erfahrung, erklärt ſie nur, oder läſst ſie aus Gründen erwarten. Die Allgemeinheit des Erfolgs, und deſſen Unveränderlichkeit unter den beſtimmten Umſtänden, berechtigt zu dem Ausſpruch, es als eine Erfahrung geltend zu machen, dieſes Mittel hebe dieſe Krankheit. Es iſt intereſſant und mag ſelbſt nicht ohne praktiſchen Nutzen ſeyn, aus der Natur der Krankheit und den Kräften des Mittels dieſe Wirkung darthun zu können. Aber dieſs mag glücken oder nicht, ſo gewinnt und verliert der Erfahrungsſatz von der Hülfe in Krankheiten der Art nichts, wenn jene ſich nur immer bewährt.] So lange man bey der Beobachtung nicht von der Frage ausgeht: welche Functionen ſind geſtört? ſondern von der: wie nennt man die Krankheit? ſo iſt es unmöglich, Erfahrungen zu machen. [Die Entwicklung der Störung der Functionen ſetzt Hr. *E.* den Krankheitsnamen entgegen. Der rationelle Arzt darf ſich bloſs mit Auffindung der Functionen, die leiden, nicht begnügen, ſondern um zur Einſicht des vollen Zuſammenhangs der Uebel und der indicirten Mittel zu gelangen, um alles erklären zu können, muſs er wiſſen, wie und wodurch die Functionen leiden? was dagegen zu thun iſt? und wie ſeine Verordnungen zu dem Ziel führen? Es wäre um die Möglichkeit der Heilkunſt gethan, wenn dieſe Unterſuchungen vollendet ſeyn müſsten, ehe man zur gültigen Erfahrung gelangen könnte. Das ſind aber Foderungen, die auf Feſtſetzung der Erfahrung ſelbſt ganz ohne Einfluſs ſeyn können. Nicht Angabe des Krankheitsnamens genügt dem Empiriker, der das Erklären aufgiebt, oder es nicht zur nothwendigen Bedingung beym Heilen oder bey ſeinen Erfahrungen über die Wirkung der Arzneymittel macht, ſondern er dringt auf vollſtändige Schilderung der eigenthümlichen Krankheitszufälle und eines beſtimmten Ganges der Krankheit, und aller vorhergegangnen und jetzt ſtatt findenden Umſtände.] Wenn ich gewiſs bin, daſs eine Erſcheinung allein durch eine andere bewirkt wurde, ſo bin ich auch gewiſs, daſs zwiſchen beiden eine Cauſalverbindung iſt, [deren nähere Erörterung dem Handelnden nicht obliegt.] Erfahrung iſt daher die Gewiſsheit, daſs zwiſchen beſtimmten Erſcheinungen ein Cauſalverhältniſs iſt, [ganz richtig]; dieſe Gewiſsheit kann ich bloſs dadurch erlangen, daſs ich ſicher bin, keine andere Erſcheinung konnte Einfluſs darauf haben, weil die eine die andere von Moment zu Moment beſtimmte, oder weil bey Aenderung aller mit dem Verſuche verbundenen Umſtände der Erfolg gleich blieb, wenn nur der eine vorhanden war. [Das kann doch nur fleiſsige, genaue Beobachtung entſcheiden. Was ſollen hier die Fragen von den leidenden Functionen, und von dem, was ſie hebt, oder herabſtimmt? Fragen, die zu Gunſten des Brownianism ſich in dieſe allgemeine Unterſuchung über Erfahrung eingeſchlichen zu haben ſcheinen.] Die den Aerzten ſo wichtigen Schluſsarten der Analogie und Induction ſind mit groſser Sorgfalt entwickelt und unterſchieden. Nur das Verhältniſs der Induction zur Erfahrung ſcheint uns verfehlt. Induction ſetzt Erfahrung

rung schon voraus, und Hr. *E.* will sie durch fernere Bemühungen erst zur Erfahrung erheben. Induction ist die Erwartung desselben Erfolges unter diesen Umständen, der Schluss auf diesen Erfolg, wenn Erfahrung ihn stets als unausbleiblich unter diesen Umständen gefunden hat. Er unterscheidet nicht zwischen Erfahrung, die ein Causalverhältniss voraussetzt, und zwischen Erfahrung, bey der wir die Einsicht dieses Causalverhältnisses haben, dasselbe demonstriren können. Die erste Art Erfahrung muss der Induction vorhergehen; die zweyte Art ist mehr als Induction, macht sie entbehrlich, und es ist der höchste Triumph unserer Bemühungen, muss das höchste Ziel unsers Strebens seyn, die Induction zu dieser Art von Erfahrung zu erheben, die freylich etwas enthält, was nun mit der Erfahrung in Verbindung gesetzt ist, nämlich die bestimmte Angabe des Causalverhältnisses. Sehr ausführlich über den Begriff: Ursache, und zur Festsetzung der Gesetze: gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen; keine Erscheinung kann ohne ihre Ursache fortdauern; gleiche Wirkungen haben gleiche Ursachen. In den Begriff Ursache nimmt Hr. *E.* nicht nur auf, was als thätig gedacht wird, die Kraft (*causa efficiens*), sondern auch, was für die Wirkung dieser Kraft gedacht wird, den Stoff (*causa materialis*) Was die Aerzte also als Empfänglichkeit, Disposition charakterisiren, und selbst was sie unter Reaction befassen, fällt bey ihm in den Begriff von Ursache. So gelingt ihm denn freylich die logische Demonstration. In praktischer Hinsicht ist es denn allerdings wichtig und schwierig, die verschiedenen Verhältnisse der Kraft und der Empfänglichkeit aufzufinden und darzuthun, und so wirkt dasselbe Aeusre allerdings nicht immer dasselbe im Innern des Menschen, und die innere Veränderung lässt nicht immer dasselbe Aeusre voraussetzen, vorzüglich nicht in Angabe des Quantitativen, der *causa efficiens*. Es folgen nun ächt wissenschaftliche Erörterungen der Begriffe von Organisation, Leben, Bildungstrieb, Lebenskraft, Erregbarkeit, die eine ganz andre Bündigkeit haben, als die vom Herausgeber aufgestellten, dem hier vortreffliche Lectionen gegeben werden. Hr. *E.* weiset stets auf Erfahrung hin. Nur scheint uns etwas zu übereilt gefolgert zu seyn, dass Flüssigkeiten nicht als organisirt betrachtet werden. Wir verwerfen indess nur den Grund, aus dem der Vf. folgert. Die Organisation müsse, heisst es, selbst erregende Stoffe innerhalb des Körpers erzeugen. Nun bildet aber jede Erregung eine neue erregende Ursache, durch sich selbst schon, durch ihr blosses Daseyn und dann auch durch ihre Wirkung auf die Stoffe. Dieses hängt auch mit dem Eigenthümlichen organischer Körper besser zusammen, das darin besteht, dass in ihnen alles zugleich Zweck und Mittel ist. *Ueber Beaume's Extractum opii per longam digestionem* vom Staatsrath *Weikard*. Eine Bereitung des Mohnsaftes, die ihn als Mohnsaft vernichtet. Hn. *Eccards Tinctura opii*. Schon bekannt, und mit Recht im allgemeinen Gebrauch. *Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie*, Girtanners unverzeihlich flüchtige und seichte Einwürfe werden sehr scharfsinnig beseitigt. Willmanns Darstellung und Beurtheilung des Brownischen Systems wird aber von Hn. Röschlaub sehr schief aufgefasst. Es wird alles auf die Erregungstheorie bezogen und aus ihr beantwortet, da doch nur Browns Ansichten kritisirt werden sollten. Es ist sehr wahr, was Willmanns bemerkt, dass das Brownsche Systeme, das nur das praktische Verfahren zu leiten, nicht aber die Gesetze der thierischen Oeconomie zu enthüllen bestimmt ist, von seiner Eigenthümlichkeit nichts verliert, wenn man blos die Vermehrung oder Verminderung der Reize in Anschlag bringt, mit Auslassung des Einflusses auf Anhäufung oder Verzehren der Erregbarkeit, da diese Modificationen doch nur bildlich dem Brown zugeschrieben werden. Dass also die Aufstellung des Begriffs von Erregbarkeit im Brownschen System ganz überflüssig ist, folgt hieraus. Dieser Willmannsche Einwurf zeigt von sehr viel Scharfsinn.

Zweytes Stück. Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie. Gegen Eschenmayer, sehr gründlich. Das falsche der von Brown angenommenen Lynchschen Tabelle sieht Hr. R. sehr wohl ein. *Ueber das praktische Gefühl* von J. K. *Osterhausen* in Nürnberg. Ein mit vieler Petulanz und Oberflächlichkeit verfasster Aufsatz. Schnell in den rechten Gesichtspunkt jedesmal zu treten, gleich das zu treffen, was das wesentliche hier ist, und worauf es ankömmt, ist ein grosses Talent in der handelnden Welt, das eine seltne Leichtigkeit und Richtigkeit der Geistesthätigkeiten voraussetzt, und die Folge einer eigenthümlichen Anlage und vieler Uebung ist. Grosse Denker, und noch häufiger grosse Gelehrte sind oft ohne diesen sogenannten Tact. In der Ausübung der Medicin, bey der so vieles in einander läuft, und ein zweydeutiges Ansehen hat, bey der es so oft auf schnelles Auffassen und Entschliessen ankommt, entscheidet das sogenannte praktische Gefühl für die Tauglichkeit des Arztes unendlich viel. Es verlangt sehr aufs Reine gebrachte Maximen und Erfahrungen, und kein verständiger Arzt wird sich ihm allein überlassen, wird es anders ansehen, als eine schätzbare Hinweisung zur angemessnen Untersuchung einer sich gleichsam von selbst darbietenden Idee. Eine Chicane des Ausdruckes ist in der That kleinlich. Hr. R. stimmt dem Vf. bey. *Analytik des Begriffes der Heilkunde* von *Geier* zu Würzburg. Ein Aufsatz seicht und leer, voll vermeynter Philosophie, ganz dazu gemacht, die schiefe Anwendung derselben lächerlich zu machen. Des Vfs. geringe Kenntnisse derselben und sein weniges Talent für dieselbe zu zeigen, wird äusserst widrig durch seine Prätension. Den Anfang einer solchen Abhandlung macht er mit einer Kritik der Worte, durch die man einer wissenschaftlichen Ausarbeitung bisher Lob beylegen wollte. Wahr und gründlich bearbeitet heisse nur jener Gegenstand, dessen Darstellung seiner Existenz in der Natur völlig entspricht. Auch die Möglichkeit der Arzneykunst beschäftigt ihn. Aus seiner De-

Deduction folgt endlich, heifst es, zum Troft der Heilkunde, des Arztes und der Menfchheit, dafs die Heilkunde vollkommene Realität habe!! *Einige Bemerkungen über die Definition und Eintheilung der Medicin* als Zufatz zu dem vorigen Auffatz *vom Herausgeber*. Hn. *Rs.* Anfichten und Eintheilungen haben unfern Beyfall im Ganzen. *Ift die Heilkunde als Wiffenfchaft betrachtet, möglich, und wie ift fie es?* von *Köllner*. Ein Auffatz, der ein Studium jedes medicinifchen Theoretikers feyn follte, und vielleicht die nützlichfte Anwendung der kritifchen Philofophie auf die Medicin enthält. Er ift mit grofser Deutlichkeit, Ruhe, und, ein hier feltner Fall, mit Befcheidenheit verfafst. Er wird erft im folgenden Stück befchloffen. Die Heilkunde fey noch in keinen Zuftand einer fyftematifchen Wiffenfchaft übergegangen, fondern faft noch ganz in dem Zuftand der Aggregation. Es herrfche eigentlich genau betrachtet, nichts als Wahrfcheinlichkeit in allen medicinifchen Sätzen und Behauptungen, und fie tragen faft alle das Gepräge derfelben, wenn man fie unpartheyifch mit philofophifch - kritifchem Blick anfieht. Finden nun in den naturwiffenfchaftlichen Unterfuchungen (worunter auch die Medicin gehört) keine conftitutiven Sätze ftatt, oder follten fie es wenigftens nicht: fo folgt auch nun daraus, dafs es für diefelben keinen höchften, allgemein gültigen, fetzenden Grundfatz geben könne, der alle niederen in fich enthielte, und nur aus fich hervorgehen liefse. Vortreffliche Beftimmung des Begriffs, Kraft. Alles wird zum Schlufs eingeleitet: blofs nothwendige, allgemein gültige Sätze, ein höchfter, fetzender Grundfatz u. f. w. werden zu einem ftreng wiffenfchaftlichen Syfteme erfodert, und können daffelbe möglich machen und begründen. In der Medicin giebt es blofs comparativ allgemein gültige, keine apodictifch allgemein gültige Grundfätze, auch keinen höchften, allgemein gültigen und nothwendigen Grundfatz. Die Medicin kann folglich nie ein ftreng wiffenfchaftliches Syftem werden. Sehr vortrefflich und lehrreich nun, wie die erften wiffenfchaftlichen Bemühungen in der Medicin dahin gehen müffen, regulative Principe aufzufinden und anzuwenden.

Drittes Stück. Erinnerungen über Rheumatism and Gicht von *Thomann*, Prof. zu Würzburg. Der Vf. bemüht fich zu zeigen, dafs beide Formen in einander laufen, nicht eigenthümlich fich unterfcheiden. Die feftgefetzte Diagnoftik einzelner Uebel wankend zu machen, im Einzelnen zu beftreiten, hat eine verführerifche Leichtigkeit. Es ift nur die Frage, was das Intereffe der Kunft fodert, was zum Auffaffen des Ganges der Natur und zur beften Behandlung der Kranken führt. Wie alle Brownianer will Hr. *Th.* in Gicht und Rheumatism nichts fehen, als Sthenie oder Afthenie, allgemeines oder locales Uebel. Er könnte feinen Satz erweitern, ins Unendliche erweitern. Er könnte fagen, mit denfelben Gründen fagen, Gicht, Rheumatism, Schlagflufs, Scorbut u. f. w. fey eins und daffelbe, und käme nur auf den dargethanen Charakter der Sthenie oder Afthenie an; alle diefe Uebel kämen von denfelben fehlerhaften äufsern Einflüffen. Uns fagt unfere Erfahrung, in vielen Fällen von Rheumatism und Gicht, hilft weder die Behandlung gegen Sthenie, noch gegen Afthenie, und doch ift kein Localleiden blofs wahrzunehmen. Zeigt der Vf. bey hunderten von Kranken diefer Art das Gegentheil, fo foll fein Ausfpruch bey uns Gewicht haben. Uebrigens müffen wir hinzufetzen, dafs auch wir nicht an eine rheumatifche und gichtifche Schärfe glauben. *Ueber die Waffersucht*, von *F. A. Pop.*. Die Brownfchen Anfichten find bey diefem Uebel mit den beffern Ideen der neuern Praktiker nicht fo fehr in Widerfpruch, obgleich die häufigen guten Wirkungen des Cremor tartari mit Borax in der gemeinen Praxis fehr viel auffallendes haben. Des Vf. Behandlungsart verdient die Aufmerkfamkeit der Praktiker. Den Terpentin in der Waffersucht hält er gleich dem Queckfilber in der veneriffchen Krankheit. Auf denfelben lafst er Mohnfaft mit Aloe folgen. Die Gaben follen dem Zuftand der Erregbarkeit angemeffen feyn. Auch der äufsere Gebrauch des Terpentinöls, befonders in die Fufsfohle eingerieben, ift ihm wichtig. Opium, nach dem Grad der Erregbarkeitsfumme des Individuums verdünnt, wirke fehr urintreibend, was der fel. Niemeyer fo fehr beftätigt fand. Die angeführten Krankengefchichten haben alle einen fchnellen, glücklichen Verlauf. Aber er fodert zur Nachprüfung feines Verfahrens am Krankenbett auf. Die Krankheit ift häufig, fagt er, und für den Werth eines halben Gulden Terpentinöls laffen fich beynahe 30 mit diefem Uebel behaftete Perfonen heilen, wenn anders das Uebel noch nicht den äufserften Grad erreicht hat, und der Fall noch allgemeiner Art ift.

In einer Schlufsrede verfpricht der Herausgeber durch den Verein mit feinen Mitarbeitern zuverfichtlich die Medicin diejenige Würde in diefem Magazin erreichen zu laffen, welche fie bisher nie erreichen konnte!

(Die Fortfetzung folgt.)

* * *

MÜHLHAUSEN, im Oberrhein, b. Risler u. Comp.: *Rolando's und feiner Gefährten Reife um die Welt.* Ein Lefebuch für die Jugend u. f. w. Aus dem Franz. von L. F. *Jauffret. Dritter Theil.* 4 Hefte 1800. 269 S. *Vierter Theil.* 4 Hefte. 396 S. 1801. 12. (XVI—XXVIfte Kap.) (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 148.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 2. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreäischen Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde*, herausgegeben v. *Andreas Röschlaub*, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Zweyten Bandes. Erstes Stück. Versuch eines Organons der Heilkunde, von *Erhard*. Einleitung: Ueber die Erfodernisse eines Organons der Heilkunde. Unter einem Organon versteht er den Inbegriff von Kenntnissen, welcher dazu führt, sich einen bestimmten Begriff von einer Wissenschaft zu machen, und das für sie Entdeckte einzusehen; die noch mangelnden Lehren zweckmäsig aufzufinden und darzustellen, und, wenn es eine technische Wissenschaft ist, die richtige Methode ihrer Anwendung, und die Gränzen, innerhalb welchen sie möglich ist, zu bestimmen. Ein Organon hat daher 1) einen analytischen Theil, welcher aus dem Begriff der Wissenschaft ihre Bedingungen aufsucht, 2) einen kritischen, welcher die Mittel zur Begründung und Vollendung der Wissenschaft prüft, und ihre Brauchbarkeit bestimmt, 3) einen methodischen, welcher zeigt, wie die Wissenschaft wirklich zu Stande zu bringen ist. Der Vf. liefert hier nur den ersten Theil, die Analytik. Zur Ausführung des ganzen Plans vereinigt kein uns bekannter Schriftsteller ein so grosses philosophisches Talent mit medicinischem Wissen, und es wäre ein sehr zu bedauernder Verlust, wenn er das Organon der Heilkunde nicht vollendete. *Ueber Ursache der Krankheit, Anlage, Opportunität, vom Herausg.* Ueber den Sinn und Gebrauch dieser Worte müsten alle Aerzte einig zu werden suchen, da sonst die gröfsten Misverständnisse in den wichtigsten Verhandlungen unvermeidlich sind. Hr. *R.* sucht sich hier an Gaubius anzuschliefsen, was aber über einen gewissen Punkt hinaus nicht gehen will. In medicinisch-praktischer Rücksicht hat der Satz, gleiche Wirkungen setzen gleiche Ursachen voraus, nach unserer Einsicht nicht volle Bedeutung. Es kommt da zu sehr auf weitere Zerlegung dessen an, was man unter Ursache zusammenfasst, und da ist doch nicht zu läugnen, dafs ein verschiedenes Verhältnifs der einzelnen Momente statt finden kann, so dafs was die Empfänglichkeit hier zu viel hat, sie dort entbehren kann, und doch dieselbe Krankheitserscheinungen sich bilden, wenn im erstern Fall die *potentiae nocentes* schwächer, und im letztern Fall stärker einwirken. Wie entgegengesetzt bey denselben in die Sinne fallenden Zufällen der innere Charakter des Uebels, und also die Ursache seyn kann, erhellet daraus, dafs die Brownianer den Werth der Diagnostik so heruntersetzen, und so viele Symptome einzeln und zusammen, auf Sthenie und Asthenie zugleich beziehen. Anlage zur örtlichen Krankheit nennt Hr. *R.* auch die Möglichkeit zu mechanisch-chemischen Verletzungen. Anlage setzt mehr als Möglichkeit voraus. Es hat weitern üblen Einfluss auf die Untersuchung, dafs dieser Begriff verfehlt ist. Dafs darauf gedrungen wird, unter Anlage und Browns Opportunität zu unterscheiden, hat sehr unsern Beyfall. *Nachtrag* zu Thomanns Abhandlung *über Gicht und Rheumatism; vom Herausgeber.* Gegen den Lentinschen Ausspruch: gegen Rheumatism helfen Mercurialia, gegen Gicht Vitriolsäure. Ueber Specifica überhaupt. Fortsetzung der *Beleuchtung der Einwürfe gegen die Erregungstheorie*, gegen Hn. Prof. *Schmid* in Jena.

Zweytes Stück. Fortsetzung der Beleuchtung. Noch gegen Hn. Schmid und gegen Hn. Hufeland. Was Browns Elementa angeht, bezieht Hr. R. auf die Lehren seiner Pathogenie, und vertheidigt diese, oft weitläuftig und mit dem bekannten Prahlen von Naturphilosophie, der er sich erst in den letzten Bänden des Magazins mächtig gezeigt hat. Aber gestehen müssen wir doch, er sagt manches sehr treffend, und mehrere Einwürfe werden seine Gegner gewifs zurücknehmen müssen. Aber welche Ziererey in Complimenten, die nicht ernst gemeynt sind, und denen gleich darauf sehr plumpe Aeufserungen folgen. Mehrere Winke des Hn. Schmid erklärt er für superkluge Witzeleyen, dieser lasse an vielen Stellen seinen billigen, aber leider schiefen Witz spielen. Hn. Hufeland wirft er eine aus regelloser Phantasie gegriffene Sophistik vor. Er hat aber gleichwohl die Stirn, die Hn. Hufeland und Schmid zu ermahnen, ihre Einwürfe in einem ruhigen, bescheidnen, einem Gelehrten geziemenden Ton vorzutragen. *Einige Bemerkungen aus Gelegenheit einer Recension Brownscher Schriften in der A. L. Z.* von Prof. *Schelling.* Sein hier ausgesprochnes zu grofses Lob der Stieglitzischen Recensionen vom Febr. 1799 hat Hr. Schelling sehr weislich in einer spätern Streitschrift gegen die Herausgeber der A. L. Z. sehr beschränkt. *Zerstreute Bemerkungen gegen dieselben Recensionen in der A. L. Z. vom Herausgeber.* Betrift nur das, was Hn. R. selbst angeht. Im Journal der Erfindungen ist eine Antwort des Recensenten abgedruckt. *Einige Bemerkungen über die Behandlung der venerischen Leistendrüsengeschwülste von Thomann.* Ob die *lues* im Brown-

Brownſchen Sinn eine allgemeine Krankheit ſey, bezweifeln wir. Sollte ſich der Luftſeuchenſtoff in der That beſtreiten laſſen, ſo wie man den rheumatiſchen Stoff zweifelhaft gemacht hat? Nun ſo mufs man auch das Blatterngift leugnen. Eine ſehr merkwürdige Krankengeſchichte nebſt der Leichenöffnung iſt beygefügt.

Drittes Stück. Deduction des lebenden Organiſm von Eſchenmayer, geht in die Tiefen der Fichteſchen Philoſophie. *Mediciniſche Abhandlung über den Mifsbrauch von Opium von J. G. Streng* in Jena. Die Abhandlung fängt mit Erklärungen an, was mediciniſche Anwendung, was Mifsbrauch ſey. Man mache ſich nun einen Begriff von der unerträglichen Weitläuftigkeit des Ganzen, das erſt im folgenden Stück beendigt iſt. Die Krankheiten, welche durch Opium entſtehen, ſind der Gegenſtand des Vfs. Man ſtöfst aber auf keine eigne Erfahrung. Es iſt alles nur theoretiſches Gerede nach Brown und Röſchlaub. *Erklärung des Herausgebers.* Ein ſehr heftiger Aufſatz gegen *Hufeland.* Er macht ſich anheiſchig, auf Verlangen zu beweiſen, dafs niemand mehr Partheygeiſt beſitze, als der berühmte Hufeland. Dieſer bediene ſich in einer Erklärung gegen ihn eines Kunſtgriffes, der nur in einem Manifeſt von einem rohen Krieger zu entſchuldigen ſey. Er ſpricht nachher noch von einer übel ausgedachten, ſehr lächerlichen Kriegsliſt deſſelben. Durch die Art, wie *H.* gegen ihn ſtreite, erniedrige er ſich unter die Würde eines geſetzten Gelehrten, und mit ſolchen Menſchen, heifst es, kann man einmal nicht beſſer umgehen, als wenn man ihnen zeigt, *dafs ſie niedrig handeln;* dafs ſie gar nicht Urſache haben, auf ihre Albernheiten ſtolz zu ſeyn! *Antwort des Herausgebers auf einige Fragen des Hn. D. Stieglitz.*

Des dritten Bandes. Erſtes Stück. Fortſetz. des Organons der Heilkunde, von *J. B. Erhard.* Zweyter Theil. Kritik. Des erſten Abſchnitts, 1tes Kapitel findet ſich nur hier, und enthält ein Syſtem aller Probleme für die Kräfte des Menſchen, oder eine encyklopädiſche Darſtellung der Wiſſenſchaften nach der Kantiſchen Analyſis des Erkenntnifsvermögens. *Beytrag zu den Principien für jede künftige Pharmacologie von Prof. Reil.* Der Titel bezeichnet den Inhalt nicht, welcher eine mit groſser Beurtheilung und Einſicht verfaſste Kritik der Arzneymittellehre begreift, und zugleich die Wege zur beſſern Bearbeitung bezeichnet. Wir kennen keinen lebenden mediciniſchen Schriftſteller, der uns ſtets mit ſo viel Bewunderung erfüllt und ſo viel Belehrung gewährt. Wie wenig erkennt man bis jetzt noch die groſsen Verdienſte dieſes ausgezeichneten Kopfes! *Gedanken über das Nervenfieber von Thomann.* Die gewöhnlichen Lehren der Brownianer mit der gewöhnlichen Zuverſicht aus den gewöhnlichen Gründen. Alles flieſst aus Schwäche, alles iſt Schwäche, alles weicht den Mitteln gegen Schwäche. Bey dieſer Krankheit iſt dieſe Anſicht nun noch am erſten durchzuführen, und die praktiſchen Schriften der Brownianer ſind zum Ekel voll von Fällen geheilter Nervenfieber. Aber ſo ganz alle Complication, alle hinzukommende Localaffection, die Folgen von zu vielem Eſſen ausgenommen, zu läugnen, und nicht zu berückſichtigen; nicht einigen Unterſchied in der Behandlung und Wahl der Mittel nach den Theilen, die leiden, und nach der Art von Zufällen, die hervorſtechen, eintreten zu laſſen, das werden wir immer für verderbliche Grundſätze halten.

Zweytes Stück. Schreiben von Joſeph Frank über Hufelands Bemerkungen über das Nervenfieber. Voll der unerhörteſten Bitterkeit, Härte und Ungerechtigkeit gegen einen der achtungswürdigſten Aerzte und Menſchen, deſſen Schriften einige Mängel haben mögen, aber durch viele groſse und ſeltene Vorzüge ihren unbeſtreitbaren Werth immer behaupten werden, und der, da er allgemeiner als irgend ein anderer jetzt lebender Schriftſteller unter den Aerzten geleſen wurde, am mehrſten zu einer vom Brownianism Gottlob unabhängigen Verbeſſerung der deutſchen Medicin beytrug. Viele der gerügten Schwächen fallen weg, wenn man erwägt, dafs die Grundſätze, durch die ſie als ſolche dargeſtellt werden ſollen, noch ſo ſehr im Streit ſind, und von den beſten Köpfen der Nation noch verworfen werden. So nimmt ſelbſt Reil mit groſser Conſequenz ein Zuſammenſeyn von Typhus und ähenſcher Entzündung in verſchiedenen Theilen deſſelben Organism an. Und wie viel Unhaltbares iſt nicht in den Demonſtrationen und Declamationen der Brownianer und Erregungstheoriſten aufgedeckt worden, worauf ſie die wiſſenſchaftliche, *nicht die perſönliche* Antwort ſchuldig geblieben ſind? Alle Sünden gegen Anſtand und Sittlichkeit in dieſer Kritik fallen aber mehr dem Herausgeber, als Hn. Frank zur Laſt, da jener ein Privatſchreiben von dieſem ohne Einwilligung und Milderung drucken liefs. Um unſere Unpartheylichkeit nicht verdächtig zu machen, müſſen wir aber geſtehen, dafs auch wir finden, dafs Hr. Hufeland die Mittel in den Recepten zu ſehr häuft, nicht muſterhaft miſcht, und überall zu wenig einfach verfährt. Unabhängig von der Beziehung zu Hufeland ſagt aber Hr. Frank ſehr viel treffendes und gedachtes, und unter allen Brownianern iſt er unſtreitig der, welcher ſich durch Geiſt, durch reiche, geläuterte Erfahrung am meiſten auszeichnet und ſich am weiteſten von Einſeitigkeit entfernt hält. Das Noſocomialfieber habe gewöhnlich ſeinen beſtimmten Gang, beynahe ſo wie Blattern und Maſern. Meiſtens entſcheidet ſich die Krankheit zwiſchen dem 14ten und 18ten Tag. Die Beſſerung iſt öfters von einer fürchterlichen Zunahme von Zufällen angekündigt, geſchieht raſch, und iſt mit Herſtellung der während der Krankheit unterdrückten Ausleerungen begleitet, ſo dafs wenigſtens ſehr wahrſcheinlich iſt, dafs hier die Urſache des Uebels plötzlich aus dem Körper geſtofsen, oder in ihm verwelkt ſey. [Merkwürdige Worte und Erfahrungen in dem Munde eines Brownianers.] Er läugne nicht, dafs die ſchnelle Beſſerung, beſonders im Typhus, ein Phänomen ſey, deſſen Grund wir noch

nicht

nicht genau erforscht haben. Wenn Brown behauptet, der Unterschied der Reize hänge vom Grad ihrer Wirkungskraft ab, so läugnet er durch die Behauptung dieses Satzes keineswegs, dass jeder besondere Reiz eine besondere von seiner Beschaffenheit herrührende, und dem verschiedenen Baue der Organe angemessne Wirkungsart habe. Das Resultat unzähliger Erfahrungen sey: dass die *polygala amara* die nämlichen Kräfte, blos im schwächern Grade, als die *polygala Senega* besitze, und durch eine grössere Gabe dasselbe mit ihr geleistet werden könne. Brown hätte immer bey der Behandlung gewisser asthenischen Krankheiten, in welchen das Geschäft der Nutrition vorzüglich gestört ist, rathen sollen, dass man nicht allein auf den Reiz, oder die unmittelbare Erhöhung der Erregung, sondern zugleich auf die Zuführung eines reichlichen Stoffes für die Reparation der Organisation denken müsse. Bey der aus blosser Schwäche entstandenen Abzehrung, so wie bey verschiedenen andern chronischen Krankheiten, thun manchmal die unbedeutendsten Reizmittel, blos weil sie nähren, die besten Dienste, während die allerkräftigsten nichts nutzen, oder gar schaden. Nebst der reizenden Wirkungsart der Luft müsse man auch auf die durch sie bewirkte Oxygenesirung der organischen Masse, vorzüglich des Blutes denken. Brown setze das Wesen der Bleichsucht in blosse Asthenie, und übersehe, dass das Blut an Oxygen Mangel leide. Die Erfahrung thut dar, dass eine Säure als *Elix. acid. Haller;* und gewisse Oxyden als *Aethiops martialis, magisterium Bismuthi, Flores Zinci* am schnellsten helfe, und den Wangen die rothe Farbe wieder gebe. In der Auswahl der Arzneyen im Nervenfieber müsse man auf den Theil Rücksicht nehmen, in welchem die Krankheit prädominirt. Der Vf. bestimmt das sehr genau. Was man in der gewöhnlichen Praxis rheumatische Complication nennt, heisst bey ihm Asthenie in den äusern Theilen, und der Erfahrung gemäss giebt er gegen sie die reizende Mittel, denen man eine vorzügliche Wirkung auf die äussere Oberfläche des Körpers zuschreibt. So läuft alles auf eins in praktischer Rücksicht hinaus. Sein Vater und er gaben oft in einem ganzen Jahr kein Brechmittel, und in vier Jahren einer grossen Praxis habe er kaum drey Brechmittel verordnet. Eine vortreffliche Vorschrift ist, die reizenden Mittel des Morgens in schwächern Gaben, oder etwas verdünnt zu geben, weil sie in dieser Tagszeit so leicht Brechen machen. [Der Kranke mag die Nacht geschlafen haben oder nicht? Die Nacht durch Arzney genommen haben, oder nicht? Das verdient Beachtung!] Auf seiner Spitalabtheilung sterben viel weniger als auf der eines andern Primararztes, der nach Hufelands Methode verfährt. Hr. Fr., der so vieles höchst kleinlich im Hufelands Recept corrigirt, irrt sich, wenn er zweymal statt eines Tropfens einen Gran geschrieben haben will, da ein Gran wohl zwey Tropfen hat. Ueber den Gebrauch des Mohnsaftes im Nervenfieber erklärt sich Hr. Fr. anders, als die Aerzte des Bamberger Hospitals. *Ueber Philosophie in Bezug auf Medicin von Loos* in Heidelberg. Treffende Kritiken einiger Sätze der Hn. Geyer und Röschlaub. *Ueber das Vorurtheil, dass jeder Arzt sein eignes System haben müsse von Köllner.* Eine etwas weitschweifig verfasste Abhandlung, die manches Gute enthält, aber doch zu wenig das Eigenthümliche der Medicin auffasst. Das Thema ist gut gewählt. Aber der Vf. setzt diesem Vorurtheil ein anderes, noch viel schädlicheres entgegen, dem er huldigt, das Vorurtheil von nur einer einzig wahren, richtigen Theorie, und von nur einem einzig wahrem System. Wo sind sie? was sind ihre Kennzeichen? was versichert einem, dass man sich ihnen nur nähert? Hr. Köllner überlasse doch diese Sprache Hn. Röschlaub. Das Uebertragen der Theorie auf die Praxis siehet der Vf. nur von dem individuellen Talent abhängig. Es giebt aber Theorien, deren Wahrheit man einräumen kann, ohne ihnen einen praktischen Einfluss zu zugestehen, und bey denen sich die Unmöglichkeit darthun lässt, in der Anwendung am Krankenbett von ihnen genügend auszugehen. Die Abhandlung wird erst im folgenden Stück beendigt.

Drittes Stück. Figürliche Darstellung der Erregungstheorie und Erläuterung derselben, von *Pop.* Eine neue Tabelle. Nur aus Missverstand legte man diesem Erläuterungsmittel der Theorie, das in der Anwendung auf einzelne Krankheiten nie Stich hält, so viel Gewicht bey. *Fortsetz. der Beleuchtung.* Gegen Pfaff und Kappel. Der letztre hat bekanntlich seine frühern Einwürfe zurückgenommen, und ist jetzt ein warmer Anhänger Browns. *Ueber die Wiedergenesung* von *Malfatti*, Arzt am allgemeinen Krankenhause zu Wien. Die Reconvalescenz sey ein Mittelzustand, so wie die der Krankheit vorhergehende Opportunität und könne selbst Opportunität zur Gesundheit genannt werden. Ihre Beurtheilung hänge davon ab, ob und wie sie näher an Krankheit oder Gesundheit gränze. Schwierigkeit, dieses in der Praxis zu bestimmen. Die Wiedergenesung verlange Rücksicht auf den Zustand der Erregung und der Organisation, ob die letzte durch die Krankheit gelitten habe. Grosses Lob eines Chinadecoctes, erst in Verbindung mit flüchtigen Mitteln, und dann mit Salep, Isländischen Moose, Milch u. s. w. Die China verhalte sich zur asthenischen Reconvalescenz, wie zu den Wechselfiebern, und vielleicht helfe sie nur gegen die letztern, weil die Intermission zwischen den Anfällen der Wechselfieber als ein Zustand der Reconvalescenz anzusehen sey. Man solle in Fiebern oft etwas nährendes in kleinen Gaben darreichen. Nutzen von Milch mit Zimmtwasser versetzt. Eine sthenische Reconvalescenz folge selten, weil gewöhnlich die antiphlogistische Methode zu sehr ausgedehnt worden sey und Uebergang in Asthenie zur Folge habe. Der Vf. hat zu viel Erfahrung, um nicht den Nutzen mancher Diarrhöen in der Reconvalescenz nach Asthenien anzuerkennen. Nicht ohne Grund beschuldige man allgemein die Brownianer, dass sie auf den Organismus

nismus zu wenig Rückficht nehmen. In allgemeinen Krankheiten hat man auf die wichtigen Veränderungen deſſelben wenig oder gar nicht Acht, bis ſie in unheilbare örtliche Zerſtörungen ausarten. Höchſt vortrefflich ſagt der Vf., mir ſcheint es auſser allem Zweifel, dafs zwiſchen dieſen zwey groſsen Abtheilungen von Krankheiten (der allgemeinen und örtlichen) noch eine groſse Lücke in der Mitte bleibt, die beſonders die verſchiednen Veränderungen und Miſsſtimmungen des Organiſmus ausfüllen; dafs in dieſer Lücke eine lange Reihe von Mittelſtufen und mannichfaltigen Ereigniſſen ſowohl bey Leiden der Erregung als des Organiſmus ſich darbieten, ehe eine Claſſe von Krankheit wechſelſeitig in die andre übergeht; dafs dieſe Mittelſtufe faſt eine eigene Claſſe von Krankheiten bilden, die in der Praxis oft dem Arzte, der ſie in die erwähnte Claſſification bringen will, die gröſste Schwierigkeit in den Weg legen, und die beträchtlichſten Irrthümer veranlaſſen. Der Zuſtand von Reconvaleſcenz ſtellt uns das deutlichſte Bild der erwähnten Störungen in der Organiſation dar. In dieſer Epoche kommen eigentlich, nachdem der allgemeine Aufruhr der Erregung beſänftigt iſt, die organiſchen Störungen mehr oder weniger zum Vorſchein, gehen ſichtbar in örtliche Leiden über, werden zu der allgemeinen Quelle unglücklicher Reconvaleſcenzen, und ſind mit einem Worte eine der vorzüglichſten Urſachen, die das Weſen der Reconvaleſcenz bilden, und ihre Dauer, wie nicht minder die Dauer der Krankheiten im Allgemeinen beſtimmen. Sehr ſchön führt der Vf. das weiter aus, und macht uns durch ſein Verſprechen einer Pathogenie der organiſchen Leiden die gröſste Freude. Für Brownianer iſt hier viel zu lernen, und wir empfehlen des Vf. Anſichten beſonders Hn. Thomann, dem Verfaſſer der oben angeführten Abhandlung über Nervenfieber.

(Die Fortſetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Erfurt*, b. Beyer und Maring: *Sendſchreiben des hochwürdigſten Fürſten und Herrn, Karl Theodor*, Biſchofs zu Konſtanz, des heil. Röm. Reichs Fürſten, *an ſeine Geiſtlichkeit*, 1801. 32 S. 4. Der würdige Prälat, den die Zeitumſtände von ſeinem Biſsthum entfernten, wollte doch dem Clerus deſſelben, durch dieſen im Anfange des J. 1801. zu Erfurt unterzeichneten Hirtenbrief einen Beweis ſeiner wachſamen biſchöflichen Sorgfalt geben, und ihn beſonders an ſeine Pflichten lebhaft erinnern. „Ein rechtſchaffener Oberhirt der Seelen, ſagt er, erkennt den Endzweck ſeines Berufs; er weifs, dafs das Seelenheil ſeiner Pflegbefohlnen darin beſteht, dafs ſie Gott über alles, und ihren Nächſten wie ſich ſelbſt lieben.“ Aber Berge von Hinderniſſen ſtehen ſeinem Eifer entgegen. Die geſunkene Menſchheit iſt ſo bald ermüdet, wenn es darauf ankömmt, den Allmächtigen beſtändig und über alles zu lieben. Die ſinnliche Wolluſt, das abwechſelnde Spiel der Zerſtreuungen, die ſtolze Selbſtliebe, die Vorbildung eigner Verdienſte, verdrängen beſonders jene Liebe. So viele Menſchen beten mit den Lippen, und nicht mit dem Herzen. „Sophiſten rühmen ſich, in ihrem Innern alles Gute durch reine lebhafte Vorſtellungen zu bewirken; und doch wiſſen ſie aus eigner Erfahrung, dafs der Menſch in vorübergehender Erkenntniſs der Wahrheit gut ſpricht und denkt, und in andern Augenblicken nach blendendem gegenwärtigen Antriebe der Leidenſchaften handelt. Manche ſonſt ſcharfſinnige Denker leugnen alle Wirkung des Gebets, welches doch den Betenden beſſert, indem er ſich in der Demuth ſeines Gemüths zu ſeinem guten allmächtigen Vater erhebt. Dieſe ſonſt ſcharfſinnige Denker meſſen die Gränzen der göttlichen Allmacht nach den immer beſchränkten menſchlichen Gränzen ihres Geſichtkreiſes; da doch in der göttlichen Gewalt keine Gränzen denkbar ſind, als die Gränzen des möglichen Guten.“ Auſser dem Unglauben aber ſteht auch der Aberglaube dem Guten entgegen. „Anhänglichkeit an verjährte Miſsbräuche, und der vermeſſene Wahn, dafs fromme Beruhigung hinlänglich ſey, und dafs alles Selbſtbeſtreben der Tugend durch dieſe Beruhigung entbehrlich werde; liebloſer Hang zum ungegründeten Verketzern, Scheinheiligkeit bey verdorbenem Herzen, ſind der chriſtkatholiſchen Tugend gleich ſehr zuwider.“ Gegen dieſe und andere Hinderniſſe vermögen die Prieſter ſehr viel, wenn ſie ſich mit dem Biſchof vereinigen, dafs ſie ihre Pflegempfohlne lieben, ſie zu Chriſten bilden, und ihr Beyſpiel werden. Die Ausführung dieſer drey Obliegenheiten macht nun von S. 8. an, den Hauptinhalt des gegenwärtigen Paſtoralbriefs aus. Das Wohlgefallen, heifst es, am Sittlichguten und Tugendhaften iſt geiſtliche Liebe; dieſe aber durch göttliche Liebe belebt und erweckt, iſt die Triebfeder aller guten Werke. So groſsen Abſcheu dem Seelſorger der Anblick der Falſchheit, des Laſters und der Bosheit veranlaſst: ſo vergiſst er doch auch niemals, dafs bey den Menſchen ſehr vieles auf den erſten Schritt ankommt; dafs Verirrte in dem Böſen meiſtens nur ſtufenweiſe fortſchreiten; dafs Schwachheit, Verführung, Gewohnheit, Vorurtheil und Täuſchung des Stolzes auf das menſchliche Leben einen groſsen Einfluſs haben; dafs oft in dem Verirrten groſse Seelenkraft liegt, der nur die wahre Richtung fehlt. Es wird auch gezeigt, wie die milde liebevolle Geſinnung des Seelſorgers gegen Verirrte keine Schwachheit ſey, wenn ſie ſich mit ernſtem öffentlichen Abſcheu gegen Laſter und Bosheit vereinigt, u. ſ. w. Er bildet ſeine Pflegbefohlnen zu Chriſten durch das Licht der Offenbarung, indem er durch daſſelbe ihren Glauben und ihr Vertrauen auf Gott, ingleichen auf die guten Wirkungen eines frommen Gebets ſtärkt; indem er ihnen Belehrungen, Troſt, Kraft, ſelbſt beſſernde Richtſchnur und Ausſichten möglicher Vollkommenheit für dieſes Leben und für die Zukunft, durchaus eine leitende, rettende Hand darbietet. Der ſittlich blühende Zuſtand ſeiner Gemeine iſt der ſicherſte Beweis von ſeiner edeln Sorgfalt. Eine Anzahl bibliſcher und Stellen der Kirchenväter wird beygebracht, um es zu beſtätigen, dafs Glaube, Hoffnung und Liebe den Geiſt der chriſtlichen Religion zuſammenknüpfen. Auf eben dieſe Art, ſo wie durch beſondere Anleitungen, wird die ganze Wirkung des Beyſpiels entwickelt, welches der Seelſorger geben muſs. Als eine Hauptregel für ihn kann folgendes gelten: „In dem Evangelium und in allen Theilen der heiligen Schrift iſt der göttliche Geiſt der Religion enthalten, in deſſen himmliſche Reinheit er durch bedachtſames Leſen mehr und mehr einzudringen ſucht.“ Die Entſcheidungen, Verordnungen, Gebräuche der chriſtkatholiſchen Kirche, und die Diöceſan-Vorſchriften ſind ihm vollſtändige, genau bekannte Richtſchnuren ſeiner Glaubenslehren und ſeiner Amtsverrichtungen. Zuletzt wird noch Gott um ſeinen Beyſtand angerufen; und zugleich werden die heilige Mutter des Erlöſers, die heiligen und auserwählten Engel des Herrn, die heiligen Patronen, und alle Angehörige des Biſsthums gebeten, ihre Fürbitte und Gebet mit dem Gebete des Clerus zu vereinigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreäisch. Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretischen u. praktischen Heilkunde*, herausgegeben von *Andreas Röschlaub* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Vierten Bandes. Erstes Stück. Deduction der Erregbarkeit nach Schellings erstem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie bearbeitet von *Strohmeyer*. Als Auszug des angeführten Werkes mufs Rec. diese Abhandlung andern zu beurtheilen überlassen, da er frey gestehet, in diese subtilen Untersuchungen, insofern sie an die Ichphilosophie sich anschliefsen, nicht hineingehen zu können. Die kurze Einleitung hat uns sehr wohl gefallen. *Einige Ideen über Arzneymittel und ihre Classification von Matthaei* (jetzt zu Verden). Der Vf. läfst alle Einflüsse die Mischung und Form mehr oder weniger ändern und selbst die Erregbarkeit von veränderter Mischung und Form verändert seyn und sich äufsern. Aber unsre mangelhaften Einsichten geben uns hierüber zu wenig Aufschlufs, und also zu wenig Data zum festen Handeln. Es sey unmöglich, absichtlich die vorige Mischung weiter darzustellen. Der Praktiker halte sich also an ein niedres Gesetz, bis der Physiolog seine Wissenschaft weiter gebracht habe. Das niedre Gesetz ist die Ansicht der Erregbarkeit nach der Summe der vorhergegangenen Reize, und die daraus sich ergebende Folgerungen, die Reize zu vermehren oder zu vermindern. (Also die ächte Theorie haben wir nicht, und müssen uns mit einem untergeordneten Princip begnügen, dessen Gültigkeit und Anwendbarkeit in des Vf. System so beschränkt ist.) Wenn er finde, dafs ein Einfluss keine bemerkbare Veränderung in der organischen Mischung hervorbringt: so beurtheile er ihn blofs darnach, in wiefern derselbe die Summe der Erregbarkeit durch die Erregung verändert, und nennt ihn erregende Potenz, Reiz. (Wie wenig sind wir hier im Stande zu bemerken. Wer weifs, wie viele Mittel Theile unsers Körpers so verändern, als die Färberröthe unsre Knochen, aber nicht mit einer so auffallenden Farbe, und deshalb von uns unbemerkt. Wie schwankend stellt also der Vf. einen so wichtigen Begriff seiner Theorie dar.) Die Erfahrung habe von allen Einflüssen gelehrt, dafs sie reizen, und immer nur im Grade verschieden sind. Brown habe das aus den Beobachtungen aller Zeiten durch Induction und Analogie dargethan. [Das ist leicht gesagt, aber den Beweis sollte der Vf. wohl schuldig bleiben.] Man sehe, dafs nicht Aryneykörper aufgestellt werden dürfen, welche die Summe der Erregbarkeit absolut ohne das Mittelglied der Erregung vermehren oder vermindern. [Der Vf. nimmt aber Mittel an, die die Organisation verändern, und auf diese Weise die von ihr abhängige Erregbarkeit. Diese Veränderung ist nach ihm nur Vermehrung oder Verminderung ihrer Menge, aber nicht im Verhältnifs der Erregung. Zudem stellt er die Erfahrung über die Theorie, und es wäre also nur die Frage, ob jene so etwas ausfage?] Dieser Aufsatz des Hn. Matthaei enthält sehr viele eigne Gedanken, bey denen wir bedauern, nicht verweilen zu dürfen. Er ist reich an Belegen zur Wahrheit, wie sehr das Brownsche System zurücktreten mufs und mangelhaft erscheint, sobald ein Mann von wirklicher Erfahrung und ächter Wahrheitsliebe es auf die ganze Praxis ausdehnen will. Die Brownische Sprache läfst sich retten, aber die Hauptsätze desselben müssen aufgegeben oder sehr modificirt werden. Der Vf. gehört zu denen, die es sich nicht verhehlen können, dafs sehr viele grofse Uebel durch andere, ja durch entgegengesetzte Methoden gehoben werden, als das System will. Um dadurch nun nicht in Verlegenheit zu kommen, setzen diese Herren den Grundsatz fest, man könne die Form der Asthenie ändern, und auf einige Zeit die Krankheitserscheinungen verschwinden machen, wenn die Asthenie selbst vergröfsert wird. Hr. M. scheint geneigt, das selbst als eine Maxime, die befolgt werden solle, für manche Fälle anzunehmen. Aber diese Erklärung ist ohne alle Haltung. Es liegt die falsche Brownsche Angabe zum Grund, welche seine wärmsten und consequentesten Anhänger längst aufgegeben haben, dafs die Grade der Asthenie die verschiednen Formen der Krankheiten nothwendig zur Folge haben, so wie es die Lynckische Tabelle ausfagt, jetzt z. B. die Epilepsie und dann die Apoplexie. Und die Erfahrung zeigt sehr selten diese Uebergänge, oder ein solches kurzes Schwächen von Krankheitsäufserungen und bald darauf einen Ausbruch gröfserer Uebel. *Fortsetzung der Beleuchtung der Einwürfe.* Die Hn. Pfaff und Cappel geben den Stoff zur Vertheidigung der Erregungstheorie noch her.

Zweytes Stück. Ueber die Wortbegriffe Kuriren und Heilen, von *J. A. Schmidt*, Rath u. Profess. der Josephsakademie in Wien. Ein mit vielem Witz und feltnem philosophischen Talent für Sprachfor-

ſchung, ſehr lebhaft und ſchön geſchriebner Aufſatz, den jeder praktiſcher Arzt als eine Uebung der Beſcheidenheit wenigſtens zweymal im Jahr zu leſen verpflichtet werden ſollte. Traurig iſt es, daſs der Vf. zuletzt noch das Räthſel aufzugeben berechtigt iſt: *Was iſt heilen? — Briefe an Prof. Röſchlaub die Verbindung der Philoſophie mit der Heilkunde betreffend, von ſeinem Freunde X.* Das einzige, was uns in dieſen Briefen gefiel, iſt eine Eintheilung der Aerzte nach ihrer Anſicht des Organiſm mit abgeſchmackten Benennungen. Alles iſt zur Verherrlichung der Schellingiſchen Naturphiloſophie und ihrer Anwendung auf die Medicin angelegt. Es iſt die Geſchichte eines von Beſchwerden des Unterleibes leidenden Gelehrten ſehr weitläuftig erzählt, und wie abgeſchmackt ein Arzt ihn behandelte, durch 21 Briefe deſſelben ſehr langweilig dargethan. China und gute diätetiſche Räthſchläge ſtellten den Kranken endlich her. Wie der angeführte Arzt, ſprach und ſchrieb und handelte nie ein guter und geſchätzter, oder denkender Arzt unſerer Zeit, und das war nicht das gewöhnliche Vorbrownſche Verfahren, ſo wie in der glücklichen Heilungsart nichts der Brownſchen Schule eigenthümliches liegt. Das einzige Piquante, was das elende Ganze hat, iſt, daſs es am Ende heiſst, die praktiſchen Aerzte wolle er nicht nennen, aber die Begierde befriedigen, die man haben werde, den Namen des Kranken zu wiſſen. Daſs er ein gelehrter und ein witziger Kopf iſt, und mit dem Buchſtaben K anfängt, ſey ſchon geſagt worden, man rathe nun ſelbſt. Wer könnte es anders ſeyn, ſind die eignen Worte, als Hr. *Kotzebue, der Poet*, welcher gerade in dem Zeitpunkt, als ihm Illuſtr. die Belladonna reichten, *zur Ehre der Experienz und der Abtritte (!!!) die bewuſste Komödie ſchrieb.* [Bekanntlich hat Hr. v. Kotzebue, den man, als dieſer Aufſatz erſchien, nach Sibirien verbannt glaubte, alles, alles, was ihn betreffen ſollte, als das unverſchämteſte Gewebe von Lüge, das je erſonnen worden iſt, umſtändlich dargethan, und Hn. Röſchlaub feyerlich aufgefodert, ſeinen verläumderiſchen Freund X. öffentlich zu nennen. Hr. v. K. ſcheint zu glauben, es zwecke auf Verläumdung ſeines geſchätzten Arztes ab, des Hn. D. Bluhm in Reval. Das möchten wir aber bezweifeln. Aber was mit dieſer zu nichts führenden Nichtswürdigkeit beabſichtigt wurde, iſt uns ein Räthſel.] *Wedekind*, Arzt der franzöſ. Armeen u. Profeſſor der Klinik zu Mainz, *über die Maſern.* Ein Aufſatz, in dem alles auf die bekannten Hoffmannſchen Sätze bezogen iſt. Ich weiſs, heiſst es, daſs Aerzte in der Idee, die Aſthenie bey zuſammenflieſsenden ſchwärenden Pocken durch das wirkſamſte Mittel zu heben, warme Bäder verordneten, aber *gemordet* wurden die Kranken *augenſcheinlich.* Man wäre nun begierig und es würde lehrreich ſeyn, die nähern Umſtände zu erfahren, aber der Vf. nimmt eine ſentimentaliſche Stimmung und fährt fort: und mein Gefühl wird zu ſehr beſtürmt, als daſs ich davon weiter reden könnte. Ein eintretender Durchfall in den Maſern ſey ſchädlich, den eine auffallende Verſchlimmerung aller Zufälle, beſonders des Huſtens begleitet. Rec. ſahe zum öftern das Gegentheil davon, und namentlich eine offenbare Minderung des Huſtens. Er hatte gar keine Urſache, eine gallichte Complication zu vermuthen, den einzigen Fall, den Hr. W. ausnimmt. Unter den üblen Folgen der Maſern zählt er auf: Waſſerſucht, wenn Scharlach mit den Maſern verbunden war. Sahe der Vf. oft dieſe Verbindung und wie war der Verlauf? Eine Entdeckung kündigt derſelbe uns an, und ſcheint viel Werth darauf zu legen, daſs bey den Maſern ein Knötchen zu fühlen ſey, aber nicht ſo tief als bey den Blattern, und es ſcheine das Hauthaar aus deſſen Mitte zu kommen. Das Knötchen eitre nicht, und nur manchmal entdecke man in demſelben etwas klare, hellgelbe Feuchtigkeit. Die Fortſetzung haben wir bis jetzt vergeblich erwartet.. *Ueber die Stuhlverhaltung in aſtheniſchen Krankheiten, vom Herausgeber.* Bis jetzt die erſte und einzige groſse praktiſche Bereicherung unſrer Kunſt aus des Vf. groſsen Praxis, von der er ſo viel und oft ſpricht, und von deren Anſtellung als zweyten Arzt am Bamberger Hoſpital! Durch Laxiermittel wäre ein geringes anhaltendes Fieber eines Frauenzimmers in den ſchlimmſten Zuſtand eines ſogenannten Faulfiebers verſetzt worden. Im Bamberger Hoſpital lieſs man die Perſon nun über drey volle Wochen ohne irgend eine Stuhlausleerung. Dieſe erfolgte erſt am Ende der vierten Woche von ſelbſt, nachdem ſie zugleich ſeit 14 Tagen zwey, auch dreymal Fleiſch in nicht geringer Menge und mit gröſster Eſsluſt genoſſen hatte. Alle Merkmale ihrer Krankheit waren ſchon überſtanden. In aſtheniſchen Fiebern gieng es ſchneller zur Geneſung, wenn Stuhlverhaltung zugegen war, als wenn täglich *einer* oder gar mehrere Stuhlausleerungen eintraten. In einem Anfall von *vomitus cruentus*, wo durch den Stuhl, wie gewöhnlich, auch Blut abgieng, lieſs der Vf. vom 3ten Tag an die Kranke 20 Tage durch ohne alle Leibesöfnung, wo ſie von ſelbſt erfolgte. Es zeigten ſich keine üblen Folgen davon und es gieng alles vortreflich dabey. *Nicht ſelten* ſahe ich, ſagt er, *auf eine einzige zähe* Stuhlausleerung in der Reconvaleſcenz, durch Kunſt bewirkt, Recidive in Fieber eintreten, was bisher mehrere Aerzte [welche?] beobachtet haben. Ich wagte immer länger und länger die Stuhlverhaltung zuzulaſſen, bis ich endlich vollends überzeugt wurde, daſs bey einer aſtheniſchen Krankheit *eine Stuhlverhaltung von drey, vier Wochen, und auch noch darüber, gar keinen Schaden bringe.* Ich halte ſogar dafür, daſs die Verhaltung des Stuhles bey ſehr vielen Fällen für ſehr heilſam, für ein wirkliches Heilmittel anzuſehen ſey: in allen rein aſtheniſchen Krankheiten nämlich (alſo nach Brown von 97 unter 100 Kranken?) in welchen die Saftmaſſe ſehr vermindert, für den individuellen Organiſmus unzulänglich geworden iſt. Als Ausnahme ſieht der Vf. nur an, wenn Cruditäten von Speiſen in den erſten Wegen da ſind. Ueber die Stuhlverhaltung bey eingeklemmten

ten Brüchen u. f. w. will er ſich erſt noch erklären. Noch eine Ausnahme führt er an, in manchen Fällen ſtelle ſich bey der Stuhlverhaltung ein beſondres Drücken im Unterleibe, ein dumpfer oder auch ſtechender, reiſsender Schmerz in demſelben, ſchmerzhafte Verhaltung des Urins, oder Beſchwerden bey dem Urinlaſſen, bey etwas aufgetriebenen Unterleibe ein u. ſ. w. Dergleichen ſind nun hie und da von der Art, daſs ſie zur Hebung der Stuhlverhaltung auffodern. Man müſſe aber doch vorher genau unterſuchen, ob nicht locale Zuſtände dieſe Erſcheinungen bewirken, als Tripper, Hämorrhoiden, fehlerhafte monatliche Reinigung u. ſ. w. oder nicht Ueberſchläge, Einreibungen u. ſ. w. oder Fortſetzung der allgemeinen Kur ſchon hinlänglich ſind, und ob anzunehmen ſey, daſs Koth in ſolcher Menge in den Gedärmen ſey, daſs deren Druck oder Ausdehnung dieſe Folgen habe. Rec. verweiſet die Leſer, welche die Räſonnements des Vf. ſich nicht hinzudenken können, auf die Abhandlung ſelbſt. Er ſieht ſich verpflichtet, hinzuzuſetzen, daſs nach ſeiner Ueberzeugung noch nie verderblichere Maximen aufgeſtellt worden ſind!! *Beobachtung einer aſthenischen Entzündung* von *F. C. Holſt* in Hamburg.

Drittes Stück, Antwort auf die von Hecker gethane Auffoderung von *G. L. Miniker* jun. in Göttingen, *mit Anmerkungen und einem Nachtrag vom Herausg.* Mit einzelnen Krankengeſchichten iſt gegen den deutſchen Brownianiſm, Erregungstheorie, Browns Geiſt genannt, in der That nichts auszurichten. Dieſer hat ſich zu viele theoretiſche und praktiſche Schlupfwinkel geſchaffen. Rec. ſahe das nie als Verbeſſerung, nie als erfreuliche Annäherung zu den gewöhnlichen Vorſtellungsarten an. Es macht nur alles verwickelter. Einzelne Thatſachen, die gegen Browns Lehre ſprechen, findet man nirgends ſo gehäuft als in den Schriften von Frank dem Vater und Sohn, und doch ſind dieſe Schriften die vorzüglichſten Stützen des jetzigen Brownianiſm. Auch zeigen die Brownianer bey Krankengeſchichten, die ihnen entgegen geſtellt werden, daſs ſie wiſſen, worauf es bey Anwendung ihres Syſtems ankommt, und daſs ſie überhaupt der Kritik mächtig ſind, welches man bey ihren eignen Krankengeſchichten, wie wir gezeigt haben, immer vermiſst. Sie verlangen dann daſs man zwiſchen directer und indirecter Schwäche, zwiſchen localen und allgemeinen Leiden unterſcheide; verlangen die immer ſteigende oder fallende Veränderung der Reizſumme in der Behandlung, und die deutlichſte Rechtfertigung jeder Vorausſetzung. Darauf hätten ſie allerdings das gröſste Recht zu dringen, wenn ſie ſelbſt hierin nur in etwas die geringſten Foderungen zu befriedigen vermöchten. Die Ungezogenheit des Hn. Röſchlaubs in ſeinem Nachtrag geht ſehr weit, er bemitleidet Hn. Hecker, wirft ihm offenbare Unwahrheiten, Albernheiten, Gaukeleyen u. ſ. w. vor. — *Ueber die Heilkräfte der Natur oder Entwicklung der Principien der Therapie vom Herausgeber.* Dieſe Abhandlung, die im 5ten Bande und im 1ten Stück des 6ten Bandes fortgeſetzt wird, aber noch nicht geendigt iſt, zeichnet ſich durch Scharfſinn, Bündigkeit, eigne Ideen und geſchmackvollern Vortrag aus. Gern geſteht es Rec., dieſer Aufſatz iſt der erſte, der ihm eine beſondere Achtung für die Talente des Hn. Röſchlaubs einflöſste. Auch iſt ein ſehr angemeſſener Gebrauch von einigen ſchönen Schellingiſchen Ideen gemacht. Wir behalten es uns vor, beym Schluſs tiefer in die Unterſuchung einzugehen, und werden zeigen, daſs wir auch da, wo wir nicht einſtimmen können, das tiefgeſchöpfte und zweckmäſsige zu ſchätzen wiſſen. *Miscellaneen. Einige Erläuterungen über die Jenaiſche A. L. Z. in Betreffe der Brownſchen Erregungstheorie.* Hr. *R.* glaubt ſeine Anhänglichkeit für die Schellingſche Naturphiloſophie dadurch zu bewähren, daſs er ſich hinzudrängt, Theil an dem Ausfalle des Hn. Schelling auf die Allg. Lit. Zeitung zu nehmen. Er werde zeigen, ſagt er, wie ſchlecht ſich beſonders die A. L. Z. dazu eigne, die Stimmführerin für Aerzte zu ſeyn, und wie ſchlecht diejenigen gewählt wurden, welche die Kritik perſonificirt vorſtellen ſollten, [welche Deutung des ſo einfachen, von uns ſo anſpruchlos geübten Recenſentengeſchäftes! Man ſieht alſo, mit welcher Prätenſion Hr. R. auftritt, wenn er recenſirt.] Um den Beweis zu führen, muſs er wieder zu der erſten Recenſion Brownſcher Schriften von 1795 zurückgehen, der ſchon ſo viele Vorwürfe gemacht wurden. Mit widriger und kleinlicher Weitläuftigkeit widerlegt er ſie, und verweilt auch bey der groſsen Unterſuchung, ob Hr. Hufeland ſelbſt, oder nur ein Schüler deſſelben ſie verfaſst habe. Spätern Einwürfen gegen die Brownſche Lehre und gegen ihre Modification in ſeiner Pathogenie geht er doch immer offenbar aus dem Wege, und kommt nach Jahren nicht dazu, ſie zu entkräften, wie er ſo oft verſprochen hat. In einer kleinen Recenſion im J. 1795 wird von der Stimmung der Facultät geſprochen. Damit ſoll nun die Jenaiſche mediciniſche Facultät gemeynt ſeyn. Sollte Hr. *R.* wirklich den Sprachgebrauch nicht kennen, der den ganzen mediciniſchen Stand oft mit dem Worte: Facultät, bezeichnet? Sehr verſtändig ſpricht ein Rec. der Erlangiſchen Literatur-Zeitung bey Gelegenheit von Oſterhauſens Aufſatz über das praktiſche Gefühl. Hr. *R.* macht den Schluſs, es ſehe *ſehr verwirrt* in dem Kopfe deſſelben aus!!

Fünften Bandes. Erſtes Stück. Ueber das Verhältniſs der mediciniſchen Theorie zur Praxis von L. Zum Vortheil der Theorie; aber mehr Declamation, als eindringende Unterſuchung. *Einige Gedanken über den Schlagfluſs von Thomann.* Wenn er nicht von örtlichen Uebeln des Gehirns abhängt, oder von Indigeſtion, oder von entfernten Unordnungen, als unterbrochene Hämorrhoiden u. ſ. w. ſo iſt er nur als Aſthenie zu behandeln. Die Erſcheinungen des Schlagfluſſes ſelbſt ſind ſehr gut geſchildert. Die Krankheit ſey noch wenig aufs Reine gebracht, daher

her ſahe man ſelten (!) einen Schlagflüſſigen retten, (vor Browns Entdeckungen nämlich) und durch Ströme Blutes, das man öfters aus der Ader liefs, *Menſchen morden!!* Wo *Serum* ausſchwitze, müſſe auch Blut ausſickern. *Unmöglich* könne das Gegentheil ſtattfinden. [So viele Zergliederungen zeigten doch die Wirklichkeit.] Es wird als ein Erfahrungsſatz angeführt und Browniſch erklärt, dafs an den Brunnenorten viele Menſchen am Schlagfluſs ſterben. Der Vf. giebt hier fälſchlich eine Muthmaſsung als eine Thatſache. Zu Zeiten epidemiſcher Krankheiten von ſchwächenden Einflüſſen waren auch Schlagflüſſe epidemiſch beobachtet worden. [In der letzten Zeit war am Wohnort des Rec. der Schlagfluſs auffallend häufig, ſonſt aber keine Epidemie und die von Krankheiten jeder Art freyeſte Periode] Wenn man nicht *einen Beweis des verlornen geſunden Menſchenverſtandes* ablegen wollte, ſo könne man den Schlagfluſs unmöglich von Stärke der Erregung, noch weniger von Vollblütigkeit oder gar von Schärfe her *deräſonniren!!* [Es giebt bekanntlich mehrere Arten von Vollblütigkeit, und Vollblütigkeit und Sthenie iſt nicht immer daſſelbe. Die groſse, wichtige Lehre von Congeſtion und Stockung des Blutes in einem Theil, zumal von ſo beſonderem Bau, als das Gehirn hat, (*confer. Walter de apoplexia*) iſt ganz überſehen. Aber die Lehre vom Schlagfluſs hat von Hoſpitalärzten wohl am wenigſten Aufklärung zu erwarten.] *Fortſetzung der Beleuchtung der Einwürfe.* Gegen *Schäffer. Erörterung der Begriffe ſcharf, reizend, Schärfe, Reiz* und der damit verwandten Begriffe beſonders in Hinſicht der Säfte des Organismus, vom *Herausgeber.* Eine Abhandlung, die nur dem genügen kann, welcher mit dem Vf. in den erſten Grundſätzen übereinſtimmt, und die alſo keinen Gegner überzeugen wird. Den angegebnen Unterſchied zwiſchen Reiz und Incitament vermögen wir nicht zu faſſen. Aecht Browniſch iſt es, als eine allgemeine Behauptung aufzuſtellen, dafs Säfte um deſto weniger reizen, je mehr ſie zu irgend einer Art von Verderbniſs neigen, oder ſolche ſchon angenommen haben, welche man bisher mit dem Namen Schärfe belegte. Aber der Vf. bewährt auch ſeine Anhänglichkeit an Schellings Naturphiloſophie. Will der Arzt, was er ſoll, heifst es, als wirklicher Heilkünſtler am Krankenbette auftreten: ſo fodre ich von ihm, dafs er in jedem Falle, ehe er noch an das Verſchreiben einer Cur denkt, die zu behandelnde Form des Uebelſeyns von der Entſtehung an bis zu dem Zeitpunkt, in welchem er am Krankenbette ſteht, conſtruire, — — — ſich ſelbſt an die Stelle der Natur ſetze, gleichſam ſelbſt, nach Principien der Naturphiloſophie, die geſammte Krankheit ſchaffe. — — — [Dieſe Sprache führt Hr. R. in den letztern Bänden in jedem Aufſatz. Aber er hat noch nie eine Krankengeſchichte aufgeſtellt, in der er eine ſolche Conſtruction zu Stand gebracht hat.] Hallers Satz: ins Innre der Natur ſchaut kein erſchaffner Geiſt, iſt blofs einem Manne *verzeihlich* (?) welcher ganz empiriſch handeln zu dürfen glaubt, *welcher gar keine Ahndung von Naturwiſſenſchaft und Kunſt hat,* und der, [dieſs erklärt denn endlich den Sinn dieſer ſchrecklichen Läſterung,] das *Ding an ſich* nicht erſt durch ſein eignes Denken entſtehen läſst, ſondern es für eine ſelbſt vorher exiſtirende nothwendige Bedingung der Möglichkeit ſeiner Erkenntniſs hält! *Kurze Bemerkungen und Notizen.* Ermüdender und ekelhafter Streit mit ſeinen Recenſenten. Die Ungezogenheit und Unbeſcheidenheit geht über alle Gränzen. Da es ihm keiner ſeiner Rec. recht macht, ſo will er ſich nächſtens vor dem Publicum ſelbſt recenſiren! Alle Recenſ. Brownſcher Schriften in der A. L. Z. hätten ein Betragen gezeigt, *das Züchtigung verdient.* Dem Hofr. Widemann in Eichſtädt wirft er Eingeſchränktheit wahren Wiſſens vor, ſpricht von Albernheiten, die er habe drucken laſſen u. ſ. w.

(Der Beſchluſs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Unger: *Militäriſcher Kalender* auf das Jahr 1802. 180 S. (ohne den Kalender, die genealogiſchen und Poſtcurs-Tabellen.)

Enthält lauter ihrer Beſtimmung angemeſsne, wohlgearbeitete und gutgeſchriebne Aufſätze. 1) Hiſtoriſche Ueberſicht der Kriegsgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts; alſo vom ſpaniſchen Succeſſionskriege bis zum Frieden von Lüneville. 2) Johann von Oeſterreich. 3) Belagerung von St. Jean d'Acre in den Jahren 1103. 1104. 1187. 1188. 1799. Mit einem Grundriſs von dieſer Stadt. 4) Epochen der merkwürdigſten kriegeriſchen Erfindungen. Hier werden an 130 Erfindungen, mit ihren Jahren aufgeführt. Einige Artikel gehörten nicht in dieſe Liſte; als die Stiftungen militäriſcher Orden. Unter den wirklichen Erfindungen zeichnen ſich aus: im J. 1364 Piſtolen. 1500 Pulverminen. 1517 das Radſchloſs. 1520 ſchwimmende Batterien. 1521 Musketen in Karls V. Heere. 1546 erſte Magazine (zu Regensburg unter Karl V.) 1574 Petarden in Frankreich. 1593 Fladderminen. 1629 lederne Kanonen der Schweden. 1670 blecherne Pontons bey den Holländern. 1740 eiſerne Ladeſtöcke der preuſsiſchen Infanterie. 1744 Wiedemanns Kanonen aus über einander gelötheten Kupferplatten. 1759 reitende Artillerie unter Friedrich II. 1790 Tempelhoffſche Mörſer. 1798 fahrende Infanterie in England, und Schwimmer-Brigade bey den Franzoſen. 5) Alexander Farneſe, Prinz von Parma und Piazenza. 6) Feldzug der Franzoſen in Italien von 1494. Zur Verzierung dienen die ſchön gearbeiteten Porträte von Richard Löwenherz, Karl VIII. K. v. Frankreich, Johann v. Oeſterreich, Saladin Sultan v. Aegypten, Adolf von *Solms*, Graf v. Nevenaar und Meurs, Franz v. Alençon, Gonzalo Fernandez von Cordova, Alexander Farneſe, Philipp Croy, Philipp II. K. v. Frankreich.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 3. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreäiſchen Buchh.: *Magazin zur Vervollkommnung der theoretiſchen und praktiſchen Heilkunde*, herausgegeben v. *Andreas Röſchlaub* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion*).

Zweytes Stück. Ueber das Indicirtſeyn der peruviſchen Rinde, vom *Herausgeber*. Sehr weitſchweifig, anmaſsend und leer finden wir dieſen Auffatz. Die China verſtärke die Erregung, dieſe müſſe aber ſelbſt ſo viele Energie, beſonders in den erſten Wegen haben, daſs der Proceſs unterhalten werde, der zur Entwicklung der Grundſtoffe der China erfoderlich ſey. Mangel dieſer Energie und weſentliche Leiden der erſten Wege ſind ihm *Contra indicantia*. Sagt das mehr, als der bekannte Satz, die Rinde erfodre, zumal in Subſtanz, eine gewiſſe Verdauungskraft? Selle's *medicina clinica*, heiſst es, ſey dazu geeigenſchaftet, rohen empiriſchen Schlendrian nach der alten Kochtheorie (wenn anders der Name Theorie ſo gemiſsbraucht werden dürfte?), Zöglingen der Medicin zu verſchaffen. *Vom Gebärmutter-Blutfluſſe* von *Thomann*. Die Browniſche Lehre, auf Röſchlaubiſche Art. Viel eigne Erfahrung bemerkt man nicht, und Krankengeſchichten ſind nicht hinzugefügt. Daſs mit Ohnmacht ſolche Blutflüſſe oft aufhören, fanden wir nicht angeführt. Merkwürdig iſt, auf welche ſophiſtiſche Weiſe die nützliche Anwendung der Kälte wegräſonnirt wird. *Einiges über Theorie und ihren Werth für den Arzt, nebſt Würdigung eines Aufſatzes* von *Matthäi* [in Verden] im Hufelandiſchen Journal, vom *Herausg.* Eine Abhandlung, die die tiefſte Indignation eines jeden erregen muſs, der für Anſtand und gute Sitten nicht allen Sinn verloren hat. Hr. Matthäi, einer der einſichtsvollſten, gemäſsigteſten und erfahrenſten deutſchen Brownianer, führte mit ſehr viel Geiſt den Satz aus, Krankheitsfälle, gegen die uns reine und zuverläſsige Erfahrung eine ſichere Heilmethode gelehrt habe, müſſe man aus moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Gründen behandeln, wie der glückliche Erfolg der geläuterten Empirie es verlange. Nur wenn, wie es ſehr oft ſich ereigne, die Erfahrung uns keinen ſichern Weg zeige, habe man die Theorie zu befragen und ihre Vorſchriften zu befolgen. Dieſe Theorie iſt ihm dann der Brownianiſm. Rec. glaubt, hier werde der Theorie und dem Brownianiſm ſchon mehr, viel mehr zugeſtanden, als ihnen zukommt. Aber Hn. R. erſcheinen die Rechte der Theorie aufs äuſserſte beeinträchtigt, und er vertheidigt ſie, indem er Hn. Landphyſ. Matthäi auf alle Weiſe zu beſchimpfen ſucht. Vermuthlich erkannte er in ihm den Rec. der neuern Auflage ſeiner Pathogenie in der Salzburger mediciniſch-chirurgiſchen Zeitung, der dieſelbe Behauptung aufſtellte, gegen welche Hr. R. ſchon im vorhergehenden Stück mit denſelben Waffen zu Felde zog. Haller wird der *Geſchärftaugige* genannt. Mit dieſem barbariſchen Worte ſoll dieſem groſsen Schriftſteller Verachtung bezeigt werden! Wann war denn bis jetzt, ruft Hr. R. aus, der glückliche Zeitpunkt, wo es *wahre Theorieen gab?* Iſt wahre Theorie einmal vorhanden, dann muſs aller Streit unter denen, *welche ſie verſtehen*, nothwendig aufhören. [Nun wiſſen wir doch, warum Hr. R. jedem, der ihm nicht beyſtimmt, den Vorwurf des Nichtverſtehens zu machen ſich berechtigt hält]. Das Brownſche Syſtem lehrte Krankheitsformen heilen, welche bisher man für unheilbar anſah, oder, was noch mehr iſt, welche man verſchlimmern zu müſſen glaubte. *Man denke nur an die ſogenannten gaſtriſchen Fieber.* Die Empiriker à la Sydenham, Boerhave, Grant, Holl, d. h. Curirer nach den Methoden dieſer Männer, welche aber ſelbſt nicht viel mehr als Empiriker waren, wuſsten wahrlich nichts anders, als die ſogenannten *Sordes*, die *Saburra* u. ſ. w. *ſeyn unheilbar*, d. h. ſie muſsten *ausfegen*, hinwegſchaffen. [Wir ſchweigen über die Art, wie Hr. R. über die Zierden unſrer Kunſt hier ſich äuſsert. Wir wollen nur den Leſern ſagen, was er eigentlich behaupten will, und ihn berichtigen. Die Behandlungsart der gaſtriſchen Fieber nach der Methode der angeführten Männer begleitete eine ſehr geringe Tödlichkeit, und ein vielfacher glücklicher Erfolg. Aber ſie nahmen allerdings an, verdorbne Säfte müſsten ausgeleert werden, durch die eigne Kraft der Natur oder durch Kunſt. Sie curirten zu Zeiten durch Ausleerung dieſer Säfte. Hr. R. glaubt dieſe verdorbne Säfte ſelbſt curirbar, und meynt, das Unheilbare ſey nun heilbar. Welche ſchiefe Darſtellung! Die Unreinigkeiten der erſten Wege nicht als Urſache der Krankheit anzuſehn und zu behandeln, ſondern als Product nicht zu achten, und ihre Quelle, den Fehler der abſondernden Organe zu heben, war lange vor Brown eine Lehre der Nervenpathologen]. Hr. M. habe albernes Zeug vorgebracht; er wiſſe nicht, ob er ſeinen Einfall komiſch oder erbärmlich nennen ſoll; welche Unwiſſenheit gehörte dazu, dieſes anzunehmen; Hr. M. wuſste nicht, was er niederſchrieb; es ekele ihn an, alle Albernheiten, die wei-

weiter vorgetragen würden, anzuführen, folche Sprache müſſe jeder, der die Medicin bloſs handwerksmäſsig treibe, ſo wohl im Doctorshute, *als im Rüpelskleide* führen u. ſ. w. *Einiges über die Geſchichte der Medicin* vom *Herausg.* Sehr wegwerfend ſpricht Hr. R. über die Bemühungen eines Sprengel, Ackermann u. ſ. w. Er hat ſich eigne willkürliche Begriffe von Theorie, Syſtem, Wiſſenſchaft, Geſchichte gebildet, und was dieſen nicht gemäſs iſt, ſoll keinen Werth haben. Geſchichte der Medicin, ſcheint ſeine Meynung zu ſeyn, ſoll den Zuſtand des empiriſchen Zeitraums ſchildern, d. h. der ganzen Vorbrownſchen Medicin von der Erſchaffung der Welt an, in ſofern derſelbe das Brownſche Syſtem nicht zu Stande kommen lieſs; dann das Brownſche Syſtem, das ſich zuerſt dem Studium der wahren Kunſt näherte, und dann die weitre Annäherung zur wahren Kunſt, mit Angabe der noch beſtehenden Mängel. In andern Aufſätzen dieſes Magazins hat er ſchon oft uns geſagt, wie hoch er die deutſche Erregungstheorie, d. h. ſeine Pathogenie und andere Schriften von ſich ſelbſt in dieſer Betrachtung ſchätzt. *Miſcellaneen.* Gegen Murſinnas Journal. Bey Kopferſchütterungen und bey eingeklemmten Brüchen rathet Hr. R. unbedingt reizende Mittel. Er beruft ſich zu unſerm Erſtaunen auch hier auf *ſeine* Erfahrung. Hn. Stütz verübelt er es, daſs er ſeine Entdeckung nicht durch die Erregungstheorie gemacht haben will, ſondern auf ſeine Heilmethode des Tetanus u. ſ. w. durch v. Humboldts Verſuche kam, über den er ſich ſehr ungünſtig äuſsert. Auch die Verdienſte eines Alex. v. Humboldt ſchützen alſo nicht vor ſeinen Vorwürfen, ſo bald man der Erregungstheorie in etwas entgegenarbeitet. Er nimmt ſich dann vor, ſeinen Tadel ſtreng zu beweiſen, bleibt aber die Ausführung ſchuldig. Die A. L. Z. halte ſich nicht für zu gut, platter Erdichtungen, ſonſt im groben, aber richtigen Ausdrucke, *Lügen* genannt, ſich zu bedienen, (wo?) um dem Publicum etwas Blaues vor die Augen zu ſtreuen, und zu täuſchen, wer nur immer ſich täuſchen laſſen wolle. *Einige Worte an Hn. J. Fr. L. Lentin und an Jedermann, welcher à la Lentin raiſonnirt.* Hr. Lentin, der Sohn, ein unterrichteter, verſtändiger und beſcheidener junger Mann, hat in einem Briefe an ſeinen Vater, den berühmten Hannöveriſchen Leibarzt, Hn. Röſchlaub ſehr lobend aufgeführt, nur ſeine Art, ſich gegen ſeine Gegner zu benehmen, und überhaupt ſeine Art zu ſtreiten, mit vieler Mäſsigung getadelt. Dieſer Brief wird gedruckt, und Hr. *R.* ſchraubt dieſen Aufſatz, ſo pöbelhaft zankend und ſchimpfend, als wir ſelbſt in einem *deutſchen Journal* (was viel ſagen will) noch nie fanden. Wir führen nur zwey Stellen an. Hn. *L.* Betragen verdiene, daſs man ihm bey einem fernern Beſuche, wo Gott vor ſey, *die Thüre zeige.* Der Vorwurf eines die gelehrte Liberalität beleidigenden Tons, den Hr. *L.* dem Hn. *R.* mache, ſtemple Hn. *L.* als einen niedrigen und zugleich einfältigen Menſchen. Gegen Hn. v. Kotzebue ſtimmt Hr. *R.* einen ſehr hohen Ton an. Die erdichtete Krankengeſchichte ſolle nur Satyre ſeyn. Das ganze Weſen des Hn. von Kotzebue bürge, daſs kein Brownianer ihm ſtärkende Mittel gegeben habe. Ich bin überzeugt, ſagt er, daſs von jeher lauter auflöſende Einflüſſe auf ihn wirkten, die ſein Genie in immer gröſsere und gröſsere Auflöſung brachten, ſo daſs er endlich, wie Jedermann es erkennen kann, vor Aufgelöſstheit ganz tranſparent, wie Aether, und eben darum ganz unſichtbar wurde, ſo daſs man immer weniger und weniger Genie in allen ſeinen Handlungen und Arbeiten erblicken konnte. Auf keiner Seite der Phyſiologie des Hn. Autenrieths finde man eine Spur, daſs derſelbe denken gelernt habe, und dieſe Phyſiologie ſelbſt bezeichnet Hr. *R.* als durch ein albernes Zuſammenſtoppeln allerley unverdauter Stücke in eine unförmliche Maſſe hervorgebracht. Hn. Prof. Schmid in Jena nennt er Hr. Philoſophie-Schmid. Möchte doch jemand zählen, wie oft Hr. *R.* in dieſen Miſcellen ſeinen Gegnern den Vorwurf der Albernheit macht!

Sechſten Bands. Erſtes Stück. Bemerkungen über die fernere Fortſetzung, den Inhalt und die Tendenz dieſes Magazins. Gröſstentheils, wo nicht ganz allein, will der Herausgeber die Bearbeitung dieſes Magazins ſelbſt übernehmen. Die Medicin zu einem beträchtlichen Grade der Vervollkommnung emporzuheben, ſey der Zweck dieſes Magazins. Die Gegner Browns hätten bis jetzt kaum *einen* hauptſachlichen Satz in den Brownſchen Elementen verſtanden. Sie ſtellten einen Zirkel von bloſsen Kindern dar. Alexander v. Humboldt wird wieder der verworrenſten Vorderbegriffe, der kühnſten Sprünge in Folgerungen u. ſ. w. beſchuldigt. Unter wenigen andern, welche ihm entgegengeſetzt werden, und welche günſtigere Ausſichten für die geſammte Naturlehre darbieten ſollen, findet ſich auch der Name Göthe (der berühmte Dichter?) *Einiges zur Erörterung und Entwicklung des Begriffes der Erregbarkeit organiſcher Individuen.* Eine ſehr tiefgedachte, vortrefflich ausgeführte Beſtimmung der der ganzen Natur und jedem einzelnen organiſchen Körper zukommenden, in Gegeneinanderſetzung beider beſtehenden Begriffe von Organiſation. Wir finden hier Neuheit, Richtigkeit und Schönheit der Darſtellung in der anziehendſten Vereinigung, und einen Reichthum fruchtbarer Anwendung. Die urſprünglichen Ideen ſind von Schelling entlehnt, und fodern zum tiefen Studium des Syſtems deſſelben nachdrücklich auf. Nichts deſtoweniger macht die Abhandlung dem Tiefſinn des Hn. *R.* groſse Ehre, und das Ganze gewinnt, da es unabhängig von den idealiſtiſchen Anſichten Hn. Schellings dargeſtellt iſt. *Fortſetzung der Beleuchtung der Einwürfe.* Gegen einige das Brownſche Syſtem betreffende Aeuſserungen in Hufelands Syſtem der praktiſchen Heilkunde. Hn. *R.* Urtheil iſt, daſs Hufeland das Brownſche Syſtem äuſserſt ſchlecht, verſtümpelt, verkehrt reproducirt, daſs derſelbe alſo gar nicht vom Brownſchen Syſtem, ſondern von ſeiner eigenen ſchlechten Darſtellung deſſelben ſpricht, wenn er ſolche hochtönende (?) Ausſprüche

che darüber fället. Er habe nichts dagegen, wenn Hr. Hufeland behaupten wolle, er verstehe den Siegwart oder den Carl von Carlsberg, aber Browns System verstehe er nicht, und werde kaum je es verstehen lernen. Da Hr. Hufeland doch nicht ruhen kann, heifst es, *seinem H. R. gegebenen Worte ganz zuwider fortfährt*, alberne Ausfälle in die Welt zu schicken, und, da er wirklich immer noch fortfährt, Unvorsichtige durch seine und seiner Mitarbeiter Geschreibsel zu täuschen, so u. s. w. *Beweis, dafs die Heilanzeige, indicatio, zunächst durch die Prognose, und nicht durch die Diagnose begründet werde.* Das Seichteste und Schiefste, was noch aus des Herausgebers Feder flofs. Er spreche nur vom Arzt, der nach Principien an die Natur geht, und bemüht ist, nach hohern Ideen und *naturphilosophischen Constructionen* am Krankenbette zu handeln. Mit den meisten Aerzten wäre er selbst vor einigen Jahren der Meynung gewesen, dafs die Indication wirklich durch die Diagnose der Krankheit *zunächst* bestimmt werde. Das sey aber *baarer* Irrthum [Hr. *R.* hat, wie es scheint, so wenig historisches Talent, ältere Meynungen, welchen er selbst einst anhieng, richtig anzugeben, als er überhaupt vermag, andere Standpunkte von Aerzten und Systeme, welche nicht die seinigen sind, gehörig zu fassen und zu würdigen. Den Werth und Einflufs der Diagnostik herunter zusetzen, war von Anfang an sein Hauptbemühen. Nicht die Erkenntnifs gegenwärtiger Krankheitserscheinungen, sondern die Einsicht in die Reihe der vorherigen und jetzigen äufsern Einflüsse sollte das Verfahren des Arztes vorzüglich bestimmen. Jetzt soll nun der Blick mehr vorwärts, als rückwärts gehen. Das Orientiren in der Gegenwart, das Ergreifen des gegenwärtigen Moments hielt man sonst für das hervorstechendste Talent dessen, welcher zum Handeln einen vorzüglichen Beruf habe. Es ist merkwürdig, dafs die Brownischen Aerzte und besonders Hr. *R.* es sich stets zur grofsen Angelegenheit machen, auf alle Weise Geringschätzung diagnostischer Bemühungen zu bewirken.] Der Hauptgedanke ist nun, der Arzt soll etwas Zukünftiges herbeyführen, die Gesundheit; er mufs also die Einsicht in die nothwendig zu bewirkenden Veränderungen haben, die Zukunft zu construiren verstehen; dafs heifse, prognosticiren. In wie fern die Zukunft durch die Gegenwart gegeben sey, habe die Diagnostik allerdings ihren Werth u. s. w. [Das Prognosticiren hiefs im zeitherigen allgemeinen Sprachgebrauch das Vorhersagen des Ausgangs, das Verkündigen von Tod und Leben, oder einer andern zukünftigen Erscheinung, eines Ausschlages, einer bestimmten Crise an einem bestimmten Tag. Es schlofs das aus, was Hr. *R.* zum Wesentlichen macht, die Construction der Zukunft. Fast glauben wir, der Vf. hätte den Sinn seiner Meynung besser ausgedrückt, wenn er gesagt hätte, die richtige Anwendung der Arzneymittel, wie sie eine gute *Materia medica* lehrt, ist der Hauptpunkt, und die Diagnostik hat nur Werth, in so fern sie das möglich macht. Aber dabey gienge es denn freylich ohne naturphilosophische Construction am Krankenbette zu!] Die Aphorismen des Hippocrates träfen jetzt seltner als die Bauernregeln ein! Der Arzt, heifst es, soll nicht aussagen, was vermuthlich eintreten werde, sondern was nothwendig eintreten müsse. Nur ein Müssen existirt in der Natur. Wer dieses nicht kennt, kennt gar nichts von der Natur. Er ist ganz unwissend und vermessen, wenn er sich an das Leben von Menschen bey der Einsicht seiner Unwissenheit wagt!! Gegen den Satz: *contraria contrariis curantur*, sehr weitläuftig. *Ueber die Behandlung der Entzündungen überhaupt, besonders derjenigen, welche Folgen örtlicher Verletzungen sind.* Für falsch erklärt Hr. *R.* die Erklärungsweise: jede Entzündung beruhe auf einer vorzüglichen Reizung einer Stelle des Organismus, hervorgebracht also von einem besondern Reize auf diese Stelle. Da, wo ein besonderer Reiz wirkt, entsteht vermehrte Thätigkeit dieses Theils. Diese vermehrte Thätigkeit sey ein Hindernifs der Aufnahme des Blutes, und müsse veranlassen, dafs nach allen andern Theilen mehr Blut getrieben werde. Es sey also ganz unmöglich, dafs auf diese Weise diese Form des Uebelseyns entstehe. Denn Entzündung kann schlechthin, sagt er, nur dann existiren, wenn eine ungewöhnlich grofse Menge Blutes nicht nur in die im Normalzustand blutführenden Gefäfse, sondern auch in die Fortsetzungen derselben, in die Kanäle, welche im Gesundheitszustande gar kein Blut aufnehmen, getrieben wird. Schon im 3ten Theil der Pathogenie habe er als Vorurtheil den Satz dargestellt: *ubi irritatio, ibi affluxus.* Aber der besondere Reiz finde nicht einmal statt. Alle äufsern Verletzungen, als Druck, Stofs, Zerreifsen, Aetzen, u. s. w. können nur Schwächung der Erregung zur Folge haben. Aber selbst in denjenigen Fällen, in welchen man sogenannte innere oder innerliche Entzündung annimmt, sehe er nicht ein, wie man einen besondern Reiz als den Grund ihrer Entstellung anzunehmen berechtigt sey; vielmehr halte er dafür, dafs man gerade das Gegentheil davon annehmen müsse. Wo sich zur Hypersthenie der Erregung der Lebensthätigkeit Entzündung hinzugesellt, enthalte sie nicht den Grund der Entzündung, sondern diese hänge von der gradualen Verschiedenheit der Erregung in den verschiedenen Organen ab, und nicht die Hebung der Hypersthenie, als solcher überhaupt (durch Aderlassen u. s. w.) gewähre die Heilung dieser Form des Uebelseyns, sondern die Widerherstellung des Normalverhältnisses der Erregung, der Energie der Lebensthätigkeit der einzelnen Organe gegen einander. Kaum möchte man einen einzelnen Fall aufzeichnen können, in welchem nicht Verkühlung diejenige Schädlichkeit wäre, von deren Einflufs man durchaus die Bildung der Form der Krankheit herleiten mufs, welche solchen [innern] Entzündungen als Ursächliches zum Grund liegt. Und es möchte jetzt kaum mehr bestritten werden, dafs Verkühlung einzelner Stellen organischer Individuen ihnen wohl

abso-

abſolute Entziehung reizender Gegenſtände, keinesweges aber Vermehrung der abſoluten Gewalt des Incitaments verurſache, oder, was wohl daſſelbe ſagen ſoll, einen beſondern Reiz gebe. Wird nun die abſolute Gewalt des Incitaments durchgehends durch diejenige Schädlichkeit, welche die Bildung der Entzündung bewirkt, nicht nur nicht vermehrt, ſondern vielmehr vermindert: ſo folgt daraus offenbar, daſs, wenn dennoch eine Hyperſthenie der Erregung der Lebensthätigkeit zugegen iſt, die Hyperſthenie als Hyperſthenie es gar nicht ſeyn könne, was die Entzündung begründet, ſondern daſs gerade in ſolchen Fällen, die, ſey es auch nur relative, Schwächung der Erregung einzelner Stellen des Organismus dazu erfodert werde, daſs eine Entzündung entſtehe. Es werde nur die beſtimmte Form der Abnormität des Zuſammenſtimmens der Lebensthätigkeit erfodert, welche verurſacht, daſs der Zutrieb des Blutes in die blutführenden Gefäſse einer beſtimmten Stelle und ihre Fortſetzungen beträchtlich vermehrt iſt u. ſ. w. Dieſe Abnormität könne ſowohl bey allgemeiner Aſthenie, als bey allgemeiner Sthenie ſtatt finden. Er nimmt alſo die Brownſche Behauptung zurück, die er einſt vertheidigte, daſs Lungen- und Halsentzündungen u. ſ. w. eine Form hyperſtheniſcher Krankheit ſey, welche in Stellen der Bruſt- oder Halsorgane u. ſ. w. den höchſten Grad erreicht habe. Daſs der in allen andern medicinischen Syſtemen eine ſo groſse Rolle ſpielende antiphlogiſtiſche Apparat, Hn. *R.* ohne allen Sinn zu ſeyn ſcheinen muſs, folgt von ſelbſt. *Miſcellaneen. Was hat die Medicin als Kunſt durch Loders Journal bisher gewonnen?* Medicinische Kunſt iſt Hn. *R.* Conſtruction des Heilungsproceſſes nach Röſchlaubiſchen Principien, und davon hat Gottlob Hr. *Loder* ſeine vortreffliche Zeitſchrift zur Freude aller verſtändigen praktiſchen Aerzte und Wundärzte frey zu erhalten gewuſst. Hr. *R.* nimmt ſich die Mühe, alle einzelnen Aufſätze durchzugehen und zu zeigen, daſs ſie nichts dahin gehöriges enthalten, und alſo *für ihn* ohne Werth ſind. Er hätte mit demſelben Recht, um die Unähnlichkeit ſeines und des Loderſchen Inſtituts darzuthun, die Frage aufwerfen können, was hat die Kunſt zu ſchimpfen und zu zanken, durch das Loderſche Journal gewonnen? Wie conſequent Hr. *R.* zu verfahren ſich *nicht ſcheuet*, erhellt am beſten aus der Art, wie er ein vortreffliches Gutachten des Hn. Prof. Rooſe über einen muthmaſslichen Kindermord beſeitigt. Wo Tod iſt, ſagt er, kann keine Krankheit exiſtiren, alſo auch von Conſtruction der Heilungsproceſſe gar nicht die Rede ſeyn. Folglich iſt dieſer Aufſatz gar nicht über einen Gegenſtand verfertigt, wodurch Medicin als Kunſt (!) berückſichtigt werden könnte!! Es folgen nun zwey Aufſätze gegen Hufelands Journal. Hn. Schmids Claſſification der verſchiedenen Arten des Wahnſinns gehöre nur in das Hufelandſche Journal, wenn man dieſe Abhandlung ſelbſt für einen *praktiſchen Fall* halten wollte, der unter die Rubrik des *gemeinen* Wahnſinns fallen würde. Hufelands Journal ſey bloſs da, *damit alle möglichten Salbader und Ratzenfänger* in Eichſtädt und Hameln, (die Herren Wiedemann und Mathäi) vorläufig noch zum Wort kommen u. ſ. w. Gegen Geiger's Inauguraldiſſertation: *Cogitata quaedam generalia circa amputationem, adjecta obſervatione huc ſpectante. Jena* 1800. *Auch an Hn. Kurt Sprengel einige Worte.* Mein! wie kommen Sie denn, ſpricht er ihn an, zu dem Gedanken, ſich einfallen zu laſſen, zur kritiſchen Ueberſicht des Zuſtandes der Medicin im letzten Jahrzehend gehöre nichts, als einen jährlich wohl bereicherten Zettelkaſten auszuleeren, die Zettelchen in Reihe zu ſetzen, und einige *alberne* Bemerkungen beyzufügen? Da wo es auf Urtheilen, auf Denken ankommt, da ſey Hr. Sprengel eine wahre Nulle, von welcher ſomit in der Folge keine Notiz genommen werden kann. *Notizen.* Hr. Prof. Herz *faſele* 109 Seiten über Kuhpockenimpfung, dieſe Brutalimpfung zu nennen, ſey ausgefallener (?), als ſein Räſonniren *Brutaliſiren* zu heiſsen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Lincke in Comm.: *Kleines Taſchenbuch zur Bildung und Veredlung der Jugend*, von *Fr. G.* mit 12 allegor. Sprüchwörter-Kupfern. 1801. 155 S. 8.

Einige moraliſche Erzählungen; ein Dutzend erläuterte Sprüchwörter, wozu die Kupfer ſchlecht gezeichnet, und ſchlecht illuminirt ſind. Endlich Scharaden und Räthſel. Die Scharaden ſind nicht witzig, viele aber noch dazu ſchleppend: z. B. „die zwey erſten Sylben ſind die Weiber der dritten Sylbe, *und die dritte Sylbe iſt der Mann von dieſen erſten beiden Sylben;* (das verſteht ſich ja aus dem erſten ſchon von ſelbſt.) Das ganze iſt ein zahmes Thier das der Landmann benutzt.“ Beſſer ſo: Die zwey erſten Sylben bedeuten das Weib des Ganzen. Die zweyte Sylbe bedeutet ein ſtöſsiges Thier, und einen grammatiſchen oder moraliſchen Verſtoſs.

Leipzig, b. Müller: *Taſchenbuch für edle deutſche Frauen.* Mit Kupfern. 1802. 342 S. kl. 8.

Enthält manche eigene ganz lesbare moraliſche und hiſtoriſche Aufſätze, neben einigen entlehnten oder überſetzten. Der Beytrag zur Philoſophie der Ehe, iſt eine unſchädliche, aber auch nicht ausgezeichnete, Gabe. Der *Auszug* aus der Frau von *Riedeſel* intereſſanten *Reiſe nach Amerika* iſt für dieſen Platz zu kurz und zu trocken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. Februar 1802.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *C. Plinii Caecilii Secundi Epistolarum libri X.* Recensuit notisque illustravit *Gottlieb Erdm. Gierig*, Prof. Trem. Tomus Prior. 1800. XXXVI. u. 464 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Des Herausgebers kritisches Verdienst und noch mehr sein Talent der grammatisch genauen Erklärung ist aus der Bearbeitung von Ovids Verwandlungs-Gedicht und von Plinius Lobrede auf den Trajan bekannt, die wir ihm verdanken. Die Ausgabe von Plinius Briefen ist seiner nicht weniger würdig.

Die vorangeschickte Abhandlung „*de disciplina vitae condiendae*, (nämlich, wie es in dem Aufsatze näher bestimmt wird: *morum suavitate atque sermonum*) *quam Plinii epistolae proponunt*“ ist ein fleissig und schön gearbeitetes rhetorisches Stück, um es nicht eine Chrie zu nennen. Was der Vf. bisweilen in den Anmerkungen am Plinius tadelt, dass sein Mund immer des Lobes zu voll ist, das ist auch seinem Lobredner hier begegnet, aber man würde ihm eine kritische Würdigung von Plinius Schreibart und Manier sicherlich mehr gedankt und sich weniger gewundert haben, dass hier nur Lob ausgetheilt, und dagegen in den Anmerkungen doch nicht selten auf Plinius rhetorisirende Künsteleyen, auf Haschen nach Witz, auf Dunkelheiten, die aus dem Bestreben, schön und ausgesucht zu schreiben, entspringen, hingedeutet wird.

Ueber Art und Form der Bearbeitung brauchen wir nichts weiter zu sagen, als dass es dieselbe ist, welche man aus dem Panegyricus kennt. Ungeachtet der Vf. keine neuen kritischen Hülfsmittel benutzte: so hat er dennoch durch einen wohl überlegten Gebrauch der schon bekannten und durch eine richtige kritische Urtheilskraft den Text an vielen Stellen verbessert, abgerechnet, dass die Anmerkungen noch viele Beweise beyfallswerther kritischer Vermuthungen enthalten, die nicht in den Text aufgenommen worden sind. Für solche Leser, die des Griechischen unkundig sind, hat der Herausgeber die Einrichtung getroffen, dass unmittelbar über den häufig im Plinius vorkommenden Griechischen Worten und Versen jedesmal eine lateinische Uebersetzung steht. Wir wünschen ihm hierin keine Nachahmer, nicht nur, weil diese Zwischenzeilen für das Auge etwas Misfälliges haben, und oft ganz in einander fliessen, so dass es schwer ist alles recht auseinander zu finden, wie S. 118., sondern auch, weil man in der Eil oft verleitet wird, bey der lateinischen Uebersetzung zu glauben, man lese Plinius eigene Worte, zumal, wenn diese Uebersetzung sich nicht durch eine kleinere Schrift auszeichnet, welches bisweilen vernachlässigt worden ist.

Wie der Herausgeber den gerechten Foderungen einer ausreichenden und fortlaufenden Wort- und Sacherklärung entspreche, wird man am besten aus den vortrefflich bearbeiteten Schilderungen von Plinius Laurentinum (2, 17.) und von seinen Tuscis, wie er es selbst nennt (5, 6), ersehen. Es erleichtert das Verständniss sehr, dass dem erstern eine Zeichnung beygefügt ist. Nur wäre zu wünschen gewesen, der Vf. hätte Krubsacius Entwurf (wovon der Herzog von Gotha die Original-Zeichnung besitzt) nach seinen in den Anmerkungen dargelegten bessern Einsichten abändern und berichtigen lassen. Ueber den Geschmack der Römer in ihren Garten-Anlagen und Landhäusern wären einige Anmerkungen in der Beschreibung beider Villen nöthig und nützlich gewesen. Aber auch das Charakteristische der Garten-Arabeske, wie sie seltsam in Buxbaum, Epheu, Akanth u. s. w. zu einer Zeit spielt, wo der Arabesken-Geschmack in Rom in die Malerey eingeführt wurde, wird nicht besonders beachtet. Gar nichts sagt auch der Herausgeber über die artige Idee eines Gemachs der Nacht und des Schlafes (man muss schreiben: *cubiculum Noctis et Somni*), welches Plinius in der Laurentinischen Villa 2, 17, 22. hatte. Es hatte ganz eine so stille, einsame Lage, und wird so beschrieben, wie die Behausung des Schlafgottes beym Ovid und Statius.

Der Erläuterung des Sprachgebrauchs ist der gröfsere Theil der Anmerkungen gewidmet, und hier trifft man vorzüglich eine Menge schätzbarer Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit des Röm. Redegebrauchs in Plinius Zeitalter an. Beyspiele führen wir nicht an, weil jede Seite dergleichen darbietet. Den schönen, im silbernen Zeitalter üblichen Sprachgebrauch von *expositus*, offen, der sich jedermann hingiebt, hätten wohl Beyspiele zu 1, 10, 2. erläutern sollen, wie sie Spalding zum Quintilian 2, 5, 19. „*candidissimum quemque et maxime expositum*“ giebt. In demselben Briefe des Plinius n. 5. hatte der Herausgeber bey den Worten: „*Multa in Euphrate eminent et elucent*“ auch auf 3, 13, 4. „*elata et excelsa*“ und hier wieder auf jene Stelle verweisen sollen. Beide Stellen werden vom Herausg. richtig

aus dem Zuſammenhang und Sprachgebrauch von den Partheyen der redenden Künſte, die am meiſten hervortreten und mit den hervorſpringenden Theilen und Lichtern in den bildenden Künſten verglichen werden, erklärt. Zu 1, 3, 4. „*Effinge aliquid et exeude, quod ſit perpetuo tuum*“ iſt *exeude* gut vertheidigt und durch ein paar Stellen erwieſen worden. Dieſe der Bildnerey abgeborgte Metapher hätte durch den griechiſchen Redegebrauch, der überhaupt vom Vf. nicht häufig zu Rathe gezogen wird, beſtätigt werden können. S. *Heyne* z. Pindar. Ol. 6, 141. *Eichſtädt* Ep. ad Aſt. p. 177—179. Das *perpetuo tuum* ſollte auch an Thucydides κτῆμα ἐς ἀεὶ erinnert haben, welches vom Herausg. zu 5, 8, 11. erläutert wird.

An den nöthigſten Sach-Erläuterungen läſst es der Herausg. zwar nicht mangeln: aber es würde doch nicht an Stoff zu einer nützlichen Nachleſe fehlen. Ueber die Stoiſchen Grundſätze im Anfang des 9ten Briefes im erſten Buch ſind Seneca ep. 8, 5. und Arrian diſſ. 1, 10, 9. nachzuleſen. 4, 3, 4. theilt der Herausg. mit den andern Commentatoren die Schuld, den Jambendichter Herodes nicht zu kennen (welchen Namen er daher zu verbeſſern ſucht), von welchem *Ruhnkenius hiſt. oratorum Atticorum* handelt, und deſſen Bruchſtücke man in *Fiorillo diatribe in Herodis Jambographi fragmenta* hinter ſeiner Ausgabe von Herodes Atticus S. 171. ff. beyſammen findet. Ueber die Wunderquelle bey Comum mit der Ebbe und Fluth 4, 30. theilt der Vf. Segners Erklärung aus Geſsners Ausgabe mit, ohne ähnlicher naturgeſchichtlicher Merkwürdigkeiten zu gedenken. In unſerm Exemplar von Geſsners Ausgabe finden ſich von der Hand eines Gelehrten folgende hierher gehörige Nachweiſungen: „*Similis fons eſt in Sabaudia, 2 miliar. a Chambery, haud procul a lacu Bourget, qui ſexies per ſingulas horas verno tempore, aeſtivo autem bis, in ſummo aeſtu ſemel tantum fluit. Alius eſt in Helvetia in valle Hasli, de quo Scheuchzer in Itiner.* I. p. 26 ff. *De illo v. Keisler Itin.* T. I. p. 158. *la Fontaine de Merveille.*“

Wenn gleich bey einer zunächſt auf Erklärung berechneten Ausgabe die Kritik nur in ſofern eine Stimme hat, als ohne Berichtigung des Textes die Erklärung ſelbſt ſchwankend bleibt: ſo hat doch der Herausg. zweifelhaften oder offenbar verdorbnen Stellen eine ſehr ſorgfältige Kritik gewidmet, bey welcher alle Punkte einzeln wohl erwogen, und die Gründe ſowohl für die Behauptung einer vorhandnen Corruptel als für die vorgeſchlagne Verbeſſerung derſelben mit Bündigkeit auseinander geſetzt werden. Eine ſolche Auseinanderſetzung findet man z. B. 1. 2, 2, wo die gemeine Lesart: „*tentavi imitari Demoſthenem, ſemper tuum, Calvum, nuper meum*“ und vorzüglich der Name des Calvus mit ſiegreichen Gründen vertheidigt wird. 2, 3, 2 vom improviſirenden Rhetor Iſaeus, lieſt er aus eben ſo überzeugenden Gründen, mit Scheffer: „*Ponit* (ſtatt *poscit*) *controverſias plures, electionem auditoribus permittit.*“ Mit Scharfſinn entdeckt der Herausg. zuerſt, daſs der Anfang von 1, 4 ſehr verdorben iſt. Plinius ſchreibt an ſeine Schwiegermutter *Pompeja Celerina*, auf deren Gütern er beſtens war aufgenommen worden, folgendes: „*Quantum copiarum in Ocriculano, in Narnienſi, in Carſulano, in Peruſino tuo, in Narnienſi vero etiam balineum, ex epiſtolis meis (nam jam tuis opus non eſt) una illa brevis et vetus ſufficit.*“ Der Herausg. zeigt, daſs es lächerlich geweſen wäre, wenn Plinius der Schwiegermutter hätte erſt erzählen wollen, was für *copiae* auf ihren Gütern vorhanden wären, daſs kein Zuſammenhang und kein Latein in der Stelle iſt, daſs die Worte: „*nam jam tuis opus non eſt*“ ganz unverſtändlich ſind, und wagt nun folgende zwar kühne, aber gewiſs ſinnreiche Veränderung der ganzen Stelle: „*Quam me copiae tuae in Ocriculano, in Narnienſi, in Carſulano, in Peruſino tuo delectent, in Narnienſi vero etiam balineum, ex epiſtolis meis intellexiſti, quamquam pluribus non eſt, ſed una illa brevis et vetus ſufficit.*“ Hat Plinius ſo geſchrieben: ſo fällt freylich alle Schwierigkeit weg. Da aber verſchiedne Worte ganz *ex ingenio* zugeſetzt ſind, und ſich in den Handſchriften hier keine ſolche Anzeichen von Verdorbenheit finden: ſo mag doch wohl noch einiges Bedenken dagegen ſtatt finden. Uns ſcheinen die Worte: „*Quantum copiarum in Ocriculano, in Narnienſi, in Carſulano, in Peruſino tuo* (*ſc. praedio*), *in Narnienſi vero etiam balineo!*“ (ſo würden wir leſen) als ein Satz für ſich zu ſtehen und als Ausruf der Verwunderung über den Reichthum, den er angetroffen, betrachtet werden zu müſſen. Daſs ſolche Eingänge, die unvorbereitet gleich in *medias res* führen, in Plinius Art ſind, hat der Herausg. S. XIV. gezeigt. Aber was iſt nun mit den folgenden Worten anzufangen? Sachkundige mögen entſcheiden, ob folgender Einfall zurückgewieſen zu werden verdient. Wir haben in unſrer Sammlung dieſen einzigen Brief an Plinius Schwiegermutter. Wie nun, wenn Plinius bey Veranſtaltung ſeiner Briefſammlung (1, 1, 1) nur dieſen einen Brief an ſie der Aufbewahrung werth gefunden, und dieſes am Rand ſeiner Handſchrift durch die Worte: „*Ex epiſtolis meis una illa brevis et vetus ſufficit*“ oder, wenn man auch die Entſtehung der Parentheſe erklären will: „*Epiſtolis meis jam pluribus opus non eſt: una — ſufficit*“ ausgedrückt hätte, die nachher aus Miſsverſtändniſs in den Text ſelbſt gekommen wären. In dem Briefe 3, 5, worin Plinius von ſeines Oheims Studien und Schriften handelt, heiſst es: „*In ſeceſſu ſolum balinei tempus ſtudiis eximebatur. Cum dico balinei, de interioribus loquor.*“ Gesner erklärte die *interiora* von ernſtern, viel Nachdenken erfodernden Studien, allein Gierig ſtimmt nicht bey, weil ſonſt Plinius nicht geſchrieben haben würde: *cum dico balinei;* ſondern: *cum dico ſtudiis.* Er hält dieſes Wort für verdorben und ſchlägt dafür vor: „*de ipſis lotionibus loquor*“ im Gegenſatz der Zeit unmittelbar nach dem Bad, wo Plinius ſich ſchon wieder beſchäftigte: denn, ſetzt der jüngere

Pli-

Plinius hinzu: „*dum defringitur tergiturque, audiebat aliquid aut dictabat.*" Wir fürchten, der Herausg. habe durch seine, an sich leichte, Veränderung weniger die Abschreiber als den Plinius selbst verbessert, der sich freylich etwas deutlicher und bestimmter hätte ausdrücken können. Man muss aber bey *balinei* gleich aus dem vorhergehenden hinzudenken: *tempus studiis eximebatur.* Während er, will Plinius sagen, im Bade verweilte, enthielt er sich zwar von angreifenden Studien, aber dennoch liess er sich beym Abtrocknen und Bürsten irgend etwas vorlesen oder dictirte etwas. Er brauchte nicht, wie der Herausg. meynt, zu sagen: „*remissius aliquid audiebat,*" weil sich das *remissius* von selbst aus dem Gegensatz der *interiora* ergiebt. Gegen das Ende n. 18. sagt Plinius: „*Nonne videtur tibi, recordanti, quantum legerit, quantum scripserit, nec in officiis ullis, nec in amicitia Principis fuisse? Rursus, cum audis, quid studiis laboris impenderit, nec scripsisse satis nec legisse? Quid est enim, quod non aut illae occupationes impedire, aut haec instantia non possit efficere?*" Der Vf. stellt den Gegensatz, welchen der Zusammenhang erfodert, her, indem er: „*quid studii laboribus impenderit*" liest; nur ist uns nicht klar, wie er die nächst folgenden Worte versteht. Vermuthlich legt er Plinius Worten diesen Sinn unter: Wenn du dagegen hörst, wie viel Zeit er auf die öffentlichen Geschäfte gewendet hat, kommt es dir da so vor (*videturne tibi*, herausgenommen aus dem vorhergehenden: *Nonne videtur tibi*), als habe er noch nicht genug geschrieben oder gelesen? d. h. du wirst dich wundern, dass er noch so viel gelesen und geschrieben hat. Uns scheint die Stelle deutlicher zu werden, wenn wir, mit Beybehaltung der Verbesserung des Herausg., noch *satis* wegstreichen: Solltest du nicht glauben, wenn du dich erinnerst, wie viel er gelesen und geschrieben hat, er habe in keinen öffentlichen Aemtern und in keinen Verhältnissen mit dem Fürsten gestanden? Wenn du dagegen vernimmst, wie eifrig er sich den öffentlichen Geschäften gewidmet, solltest du da nicht glauben, er habe sich gar nicht mit Lectüre und Schriftstellerey abgegeben? Denn, das ist der Sinn des folgenden Satzes, seine Geschäfte (*illae* geht hier auf das nähere Subject, *haec* auf das entferntere) waren so gross, dass sie ihn von allen andern Arbeiten (also auch vom Lesen und Schreiben) abhalten konnten, dagegen aber sein Fleiss so anhaltend, dass er alles möglich machte, also auch Zeit für die Wissenschaften gewann. In dem Briefe über den Silius Italicus 3, 7 hat der Vf. n. 4. eine bessere Interpunction in folgenden Worten eingeführt: „*Fuit inter principes civitatis sine potentia, sine invidia. Salutabatur, colebatur: multumque in lectulo jacens, cubiculo semper non ex fortuna frequenti, doctissimis sermonibus dies transigebat, cum a scribendo vacaret. Scribebat carmina cet.*" Nur in der Erklärung dieser Stelle können wir dem Vf. nicht beystimmen, welcher behauptet, es sey hier noch nicht von der Zeit die Rede, wo sich Silius ganz den Geschäften entzogen. Wie? Steht denn nicht vorher deutlich, er habe, nach der Verwaltung des Proconsulats in Asien, den Flecken seiner ehemaligen zu grossen Betriebsamkeit (in Anklagen) durch ein *laudabile otium* abgewaschen? Und das darauf Folgende bestätigt dieses offenbar. Er wurde noch immer als einer der Ersten im Staate geachtet, wiewohl er kein Amt mehr hatte (*sine potentia*). Er brachte die Tage mit Schreiben und gelehrten Unterhaltungen zu Hause zu, und, obgleich Niemand mehr in Geschäften mit ihm zu thun hatte, wurde sein Zimmer doch nicht leer (*cubiculum semper non ex fortuna frequens*), weil seine Verehrer und Freunde seinen lehrreichen Umgang suchten, so wie dieses auch Cicero *de Or.* 1, 45. von den grau gewordnen Staatsmännern sagt, die sich zur Ruhe setzen, aber wegen ihrer Erfahrungen und Einsichten noch häufig besucht und um Rath gefragt werden. Er schrieb, setzt Plinius unmittelbar darauf hinzu, Gedichte; aber das that er ja, wie sich Hr. *Gierig* hier selbst ausdrückt, erst als Greis und *in otio*. Man darf aber nicht mit den Auslegern und mit dem *Cellarius de vita Silii* annehmen, er habe sich, nach seiner Rückkehr aus Asien, sogleich aufs Land in Campanien begeben. Nein, er privatisirte noch eine Zeitlang in der Stadt, von welcher Zeit Plinius in der angeführten Stelle redet, und zog sich darauf erst in die ländliche Einsamkeit zurück. In dem Briefe 3, 6, wo Plinius *Tuscos suos* beschreibt, wird von dem Clima geredet n. 2.: „*Et sane gravis et pestilens ora Tuscorum, quae per litus extenditur.*" Der Herausg. will, wie vor ihm *Corte*, lesen: *Est sane*, welches wohl nicht nöthig ist, da Plinius 2, 17, 25 einen Satz eben so anfängt: *Et omnino litoris illius mira natura.* Aber ist nicht *ora, quae per litus extenditur* sehr pleonastisch gesagt, und würde nicht passender seyn: „*Gravis et pestilens aura Tuscorum, qua litus extenditur?*" *Gravis aura* oder *aër* ist ein gewöhnlicher Ausdruck von einem schädlichen Dunstkreise. In demselben Briefe macht folgende Beschreibung der Villa n. 14. Schwierigkeit: *Villa in colle imo sita prospicit quasi ex summo, ita leniter et sensim, clivo fallente, consurgit, ut, cum adscendere non putes, sentias adscendisse.*" Der Herausg. bemerkt das Witzige, aber auch das Zweydeutige dieser Stelle. Er nimmt an, die Villa habe auf der Spitze der Anhöhe gelegen, und erklärt daher mit Gesner die Stelle so: *villa prospicit ex summo ea, quae sita sunt in colle imo.* Da aber von dem, was auf dem Gipfel gelegen ist, nicht wohl gesagt werden könne, es erhebe sich, auch die Sätze *prospicit — consurgit* nicht wohl ohne Bindewort bestehen können (Welches doch Plinius in ähnlichen Fällen zuweilen auslässt): so streicht der Herausg. *consurgit* durch. Wir glauben, die Schwierigkeit liege blos in dem Streben des Plinius, witzig und auffallend zu reden, welches ihn dunkel macht. Die Villa im weitern Sinn, den ganzen Park mit einbegriffen, fing vom Fusse des Hügels an und erhob sich bis zu dessen Gipfel. Obgleich, will nun Plinius sagen, die Villa am Fusse des Hügels liegt (eigentlicher: anfängt): gewährt

sie

ſie doch eine Ausſicht, wie von der höchſten Spitze (*quaſi ex ſummo*); ſie erhebt ſich ſo unvermerkt am ſanften Hügel, daſs man nur an der Ausſicht bemerkt, daſs man höher hinauf geſtiegen iſt. In der Schilderung des Hippodromus von n. 32. an ſind Dunkelheiten, die aus Mangel an anſchaulicher Kenntniſs nicht leicht ganz gehoben werden dürften. Mit Recht wird vom Herausg. bemerkt, dieſer zunächſt zur Reitbahn, aber auch zum Spaziergehen, eingerichtete Platz habe die Geſtalt eines *Circus* gehabt; ſchon darum ſollte er aber n. 35. die ausgeſuchtere Lesart *metulae* nicht mit der andern *viticulae* vertauſchen wollen, da die Metae dem Circus nicht fremd ſind. Der Verſuch des Herausg., dieſen ganzen Abſchnitt zu verbeſſern, zeugt von Scharfſinn. Indeſs ſey es uns vergönnt, unſre abweichende Anſicht des Hippodromus als Vermuthung hier vorzutragen. Eine Spina wird nicht ausdrücklich genannt, muſs aber doch wohl angenommen werden. Sie ſcheint den Circus nicht in zwey gleiche Hälften getheilt zu haben (wie dieſs auch, nach *Adlers* Beſchreibung der Stadt Rom S. 138 f., nicht immer in den R. Rennbahnen der Fall war), weil auf der einen Seite n. 34. 35. ſo viele neben einander laufende, auf der andern aber nur ein oder ein paar Gänge erwähnt werden. Die eine Hälfte beſtand aus einem langen, geraden Gang, umfaſst von Platanen, zwiſchen denen Buxus gepflanzt war, und ſich Epheu herumſchlängelte; auſserhalb lief noch eine Reihe von Lorbeern herum, wodurch vermuthlich noch zu beiden Seiten eine ſchmälere Allee gebildet wurde. Oben, wo der Circus einen mit Cypreſſen eingefaſsten Halbkreis bildet, vervielfältigten ſich die Kreiſe und Wege, und es waren dazwiſchen ein Bosquet und Blumenſtücke angelegt. Die andre, wie wir meynen, breitere Hälfte beſtand abermals aus einem geraden Hauptgang, umpflanzt von mit Acanthus durchflochtnen Plantanen (*medium ſpatium brevioribus utrimque platanis adornatur*), der in eine Menge einzelner Wege zerſchnitten war (*intercedentibus buxis* halten wir für unächt und aus den folgenden Worten eingeſchoben), welche dadurch entſtanden, daſs zwiſchen dem langen geraden Raum bald Wieſen- oder Raſenſtreifen hinabliefen, bald künſtlich geſchnittne Buxus-Hecken, aus denen abwechſelnd zur Verzierung Metae und Fruchtbäume hervorragten. (Hier ſetzt Plinius rhetoriſirend zu: durch dieſe Obſtbäume ſey mitten in das Werk eines ſtädtiſchen Kunſtgartens etwas vom Lande hineingebracht worden).

Doch es iſt Zeit, unſre Bemerkungen über dieſe ſchätzbare Ausgabe zu ſchlieſsen, der wir eine beſondre Aufmerkſamkeit ſchuldig zu ſeyn glaubten. Der erſte Band enthält nur 5 Bücher der Briefe; den zweyten ſollen auch einige Excurſus begleiten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Bernburg, b. Bergemann: *Gebete und Formulare zum Gebrauch bey öffentlichen Gottesverehrungen für die Prediger des Fürſtenthums Anhalt-Bernburg.* 1800. 298 S. 4.

Voran ſteht ein fürſtliches Reſcript, in welchem der Geiſtlichkeit des Fürſtenthums Anhalt-Bernburg befohlen wird, daſs ſie ſtatt der ältern bisher im Gebrauch geweſenen, ſich beym Gottesdienſt dieſer neuen Gebete und Formulare bediene, und überhaupt ſich die Beförderung ächter Religioſität bey den ihr anvertrauten Gemeinden beſtens angelegen ſeyn laſſe. Ohne weitere Vorrede folgt nun die Liturgie ſelbſt; wir wiſſen alſo nicht, wer die Verfaſſer dieſer Gebete und Formulare ſind, und wie viel oder wenig etwa aus andern, bereits gedruckten Sammlungen aufgenommen ſeyn dürfte. Gegenwärtige Sammlung enthält: *Gebete* vor dem Altar, an gewöhnlichen Sonntagen, an Abendmahlstagen, an Buſstagen, an Feſttagen zu verleſen; dann Gebete nach der Predigt an eben dergleichen Tagen, ingleichen in den Betſtunden und Wochenpredigten, und beym öffentlichen katechetiſchen Unterricht zu gebrauchen; nebſt einem Anhang einiger Gebete bey beſondern Veranlaſſungen, nämlich zur Saatzeit, nach einer geſegneten Aernte, nach einer dürftigen Aernte, bey bedenklicher Witterung, nach glücklicher Veränderung der Witterung, nach einem ſchweren Gewitter, nach einer ſehr verheerenden Feuersbrunſt. Um mehrerer Abwechſelung willen ſind einige Materialien zu Gebeten vor dem Altar angegeben, die ein jeder Prediger nach ſeinem Gefallen ausarbeiten kann. Hierauf folgen die *Formulare;* drey zur Taufhandlung, nebſt einem abgekürzten, bey ſogenannten Nothtaufen zu gebrauchen; drey zur Vorbereitung und Haltung des heiligen Abendmahls, ein Formular zur Privat-Communion für Kranke; ein Confirmations-Formular; drey Copulations-Formulare; eines bey bejahrten, und ein anderes zur Privat-Copulation, bey ſolchen Perſonen zu gebrauchen, die ſich vergangen haben; ein Formular zur Ordination eines Predigers; zuletzt Anrede und Gebete bey Beerdigungen. — Was nun den Werth dieſer Sammlung betrifft: ſo ſind die darin enthaltenen Gebete und Formulare dem Geiſte des Chriſtenthums gemäſs, auch iſt die Sprache durchgehends populär; nur ſind manche Gebete zu kalt, und manche Formulare zu trocken, als daſs ſie lebhaften Eindruck machen könnten. Jedoch gilt dieſs nur von Wenigen; denn viele ſind auch in Anſehung der Form und Einkleidung vorzüglich gut. Da für Abwechſelung hinlänglich geſorgt iſt: ſo können die Prediger immer die Gebete und Formulare wählen, die ihnen die beſten und zweckmäſsigſten zu ſeyn ſcheinen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. Februar 1802.

KIRCHENGESCHICHTE.

PRAG, in der K. K. Normalschul-Buchdruckerey: *Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte überhaupt, und in die Kirchengeschichte Böhmens insbesondere.* Von *L. Chrysostomus Pfrogner*, Canonicus Reg. des Stiftes Tepl, der Philosophie und Theologie Doctor, K. K. öffentlichem und ordentlichem Professor der Kirchengeschichte an der Karl Ferdinandischen Universität zu Prag. *Erster Theil.* 1801. 242 S. ohne Vorrede und Inhalt von 23 S. *Zweyter Theil.* 326 S. ohne das Register von 8 S. 8.

Während dafs man immer noch auf die Fortsetzung der von Hn. *Royko*, ehemaligem Professor, jetzigem Gubernialrath zu Prag, mit nicht gemeinen Einsichten und seltener Freymüthigkeit vor mehrern Jahren herausgegebenen Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte wartet, erscheint neben ihm der Vf. des gegenwärtigen Werks als ein Mann, der, wenn er auch nicht eigentlich in die Fufsstapfen desselben zu treten Willens ist, doch ihm zur Seite zu stehen verdient. Nach einem vieljährigen Studium der christlichen Kirchengeschichte, und dreyzehn Jahren Vorlesungen über dieselbe, übergiebt er diese Einleitung seinen vormaligen und jetzigen Schülern zu einer Aufmunterung und Anweisung, sich dereinst um die so merkwürdige, aber noch gar nicht hinlänglich bearbeitete vaterländisch-böhmische Kirchengeschichte, verdient zu machen. In dieser Absicht entwickelt er ihnen hier die Grundsätze der richtigen Methode, nach welcher die Geschichte überhaupt, und die allgemeine Kirchengeschichte behandelt werden müssen; beurtheilt die vornehmsten Geschichtschreiber sowohl über diese, als über die böhmische Geschichte, und endigt mit einem Entwurfe zu der Kirchengeschichte Böhmens. Wenn er gleich in dieser besondern Rücksicht etwas weit ausholt, und sich bey vielen bekannten Dingen verweilen mufste: so hält er doch auch andere Leser dafür durch viele gute Bemerkungen und nützliche Nachrichten schadlos. Man sieht oft, dafs er nicht blofs das längst Gesagte wiederholt; sondern auch jeden Gegenstand durchgedacht, und nach seiner Art vorgetragen hat.

Der erste Theil enthält *die nöthigen Vorkenntnisse der Geschichte.* Indem der Vf. hier zuerst *von ihrer Bestimmung* handelt, schickt er einiges *von der Erfahrung überhaupt* voraus, (S. 1—16.) was sie sey, wie sie entstehe, welche Wirkungen und Eindrücke ihr zugehören; wie wichtig die Erfahrungen der Alten für die Jugend seyen; welche Beziehung die lange Lebensdauer der ältesten Menschen darauf gehabt habe; u. dgl. m. Bey dieser Gelegenheit sucht er die ungereimten Folgen der Hypothese zu zeigen, dafs die Mosaischen Jahre anfänglich Mondrevolutionen, nach Abraham dreymonatliche, später achtmonatliche, und nach den Zeiten Josephs erst zwölfmonatliche Perioden gewesen wären. Aber äufserst gezwungen ist (S. 12.) die Erklärung der Stelle im 90sten Psalm: *Unser Leben währet siebzig Jahre*, u. s. w. es sey in derselben von der Zeit die Rede, welche die Nachkömmlinge (Nachkommen) Israels unter abwechselnden Schicksalen in Aegypten zugebracht haben, nämlich 70 Jahre; und wenn man die Zeit der Macht und des Wohllebens betrachte, 80, was darüber war, sey Noth und Elend gewesen. Hierauf folgt *der Begriff der Geschichte, und ihre Eintheilung*, ingleichen eine Uebersicht *der allgemeinen Religionsgeschichte;* wo unter andern der Vorzug des Alters der Mosaischen Urkunden vor allen andern vertheidigt wird; endlich der Begriff *der christlichen Religions- und Kirchengeschichte*, sowohl im Allgemeinen als Besondern. Im *zweyten Abschnitte* (S. 46. ff.) hat der Vf. nöthig gefunden, erstlich einzuschärfen, *dafs die Beschäftigung der Geschichte auf wirkliche Vorfälle eingeschränkt seyn müsse.* Manchem wird dieses überflüssig vorkommen; wer sich aber erinnert, wie viele jetzt ihre Geschichte vorher im Kopf fabriciren, ehe sie dieselbe beschreiben; oder ihre Leser mit der geheimsten Denkungsart, Politik, u. dgl. m. berühmter Männer aus entfernten Jahrhunderten bekannt machen, der wird es dem Vf. nicht verargen, seine Zuhörer vor diesen und vielen andern Verfälschungen der historischen Wahrheit gewarnt zu haben. Er ist übrigens nicht zufrieden mit den frommen Menschen, welche vergnügt mit dem eingeschränkten Vorrathe der Religionsbegriffe des Katechismus, blofs darum die unangenehmen historischen Wahrheiten fürchten, weil sie von Herzen aufrichtig wünschen, dafs sie doch niemals geschehen wären. „Ihre Sorgfalt, sagt er, alles zu beseitigen, das irgend zum Aergernisse der christlichen Kirche begangen wurde, so aufrichtig sie auch im Grunde gemeynt seyn mag, ist eine irrige und kurzsichtige Vermuthung, als wenn durch die Erzählung tadelhafter Vorfälle, und durch die Darstellung einiger im Alterthum nicht gegründeter Gebräuche, die Religion zu Grunde gerichtet würde.“ Ferner zeigt der Vf. *dafs die Merkwürdigkeit der Vorfälle*

fälle ihre Wahl für die Geſchichte beſtimme, und daſs ihr hiſtoriſcher Glaube ſich auf quellenmäſsige Nachrichten gründe. (S. 54—86.) Hier iſt viel Gutes für die Lehrlinge geſagt; doch hätte noch einiges über den Werth der Wahrſcheinlichkeit bey der Entſcheidung über das Glaubwürdige hinzugeſetzt werden können, weil dabey leicht und oft gefehlt wird. *Authentiſche Urkunden* nennt Hr. *Pfr.* S. 81. „ſchriftliche Zeugniſſe, zu dem Ende verfertigt und ausgeſtellt, damit die andenkenswerthe Thatſache nach ihren weſentlichen Umſtänden, zur Belehrung derjenigen, die ſich von derſelben nicht durch die eigenen Empfindungswerkzeuge zu unterrichten im Stande waren, aufbewahrt würde.“ Allein in dieſer weitſchweifigen Beſchreibung iſt gerade das Charakteriſtiſche einer zuverläſſigen Urkunde weggelaſſen. Dieſen Namen verdient nicht jedes ſchriftliche Zeugniſs von der gedachten Art und Abſicht; ſondern nur ſolche, die entweder unter öffentlichem Anſehen; oder, dafern ſie von Privatperſonen herrühren, mit gewiſſen geſetzmäſsigen Feyerlichkeiten ausgeſtellt worden ſind.

Den Geſchichtſchreibern der allgemeinen chriſtlichen Kirchengeſchichte iſt der *dritte Abſchnitt* (S. 87. bis 131.) gewidmet. Wenn der Vf. hier neben den gleichzeitigen Schriftſtellern, als eigentlichen Zeugen, alle übrigen bloſs *Sammler fremder Erzählungen* nennt: ſo würdigt er ſie ſehr unbillig herab. Es giebt unter den ſpätern Geſchichtſchreibern nicht wenige, welche die Quellen ſorgfältig geprüft, mit einander verglichen, aus einander ergänzt und berichtigt, ſie trefflich erläutert und zur eigentlichen Geſchichtbeſchreibung benützt haben: und dieſe kann man doch keine bloſsen Sammler fremder Erzählungen nennen. Uebrigens hat der Vf. in dieſem Abſchnitte zwar manche richtige Abriſſe hiſtoriſcher Schriftſteller gegeben; aber auch eben ſo viele flache, unbeſtimmte, oder ſonſt auf mancherley Art mifslungene. Von der Geſchichte des *Philoſtorgius* (nicht *Philoſtorchius*) ſagt er S. 93. daſs darin die Ketzer vom J. 300. bis 425. eben ſo gelobt, wie die Orthodoxen geſchmäht worden ſeyn ſollen. Da wir aber bloſs einen ſehr kurzen ſchimpfreichen Auszug derſelben vom *Photius* haben: ſo läſst ſich über ſeine Partheylichkeit gar nicht urtheilen, und wahrſcheinlich wird ſie wohl nicht ärger geweſen ſeyn, als die von den Orthodoxen in ihren Schriften wider die ſogenannten Ketzer bewieſene. Die S. 101. befindliche Stelle: „Die nie gehaltene Treue der Griechen war endlich Urſache, warum die Abendländer denſelben wider die Belagerer von Conſtantinopel keinen Beyſtand geleiſtet haben,“ ſollte eigentlich nach der erweislichen Geſchichte ſo lauten: Der allergröſste Theil der griechiſchen Kirche behielt ſtets eine ſo ſtarke Abneigung gegen die Oberherrſchaft des Papſtes, daſs die mehr als einmal von ihren Kaiſern aus politiſchen Urſachen eingegangene Vereinigung mit der lateiniſchen Kirche keinen Beſtand haben konnte; und die auch nachher von den Päpſten mehrmals zur Rettung von Conſtantinopel vorgeſchlagenen Türkenkriege, hatten theils wegen der damaligen Verfaſſung des abendländiſchen Europa, theils beſonders darum keinen Fortgang, weil man ſich an den Kreuzzügen der Päpſte längſt geſättigt hatte. Vom *Baronius* geſteht der Vf. (S. 102.) daſs er im römiſchen Archiv ſehr viel Gutes; aber auch aus Mangel der griechiſchen Sprache, und der geſunden Kritik, ſehr viel Schlechtes geſammelt habe; ſobald etwas zur Verherrlichung des apoſtoliſchen Stuhls diente, ſo muſste ſolches, es mochte untergeſchoben oder authentiſch ſeyn, in ſeinen Jahrbüchern aufgezeichnet werden. Die *Critica Baron.* des *Pagi* ſchränkt ſich nicht bloſs, wie S. 103. geſagt wird, auf die Fehler des Bar. wider die Zeitrechnung ein; ſie enthält vielmehr auch eine Menge ſchätzbarer hiſtoriſcher und antiquariſcher Erörterungen, ſelbſt für die politiſche Geſchichte. Keinen Schriftſteller ſeiner Kirche auf dieſem Felde bewundert Hr. *Pfr.* mehr, als den Biſchof *Boſſuet.* Aber, wie es mit der Bewunderung zu gehen pflegt! ſie ſtöſst die kaltblütige Kritik fern von ſich weg, und verwandelt jeden Schimmer in eine glänzende Sonne. „*Boſs.* bleibt, ſchreibt der Vf. von ihm, (S. 105.) er mag ſeinen Religionsgegnern gefallen, oder nicht, als ein ſchätzbares Muſter der Welt bekannt.“ Unpartheyiſche Proteſtanten haben ſchon zu ſeiner Zeit den groſsen Geiſtesgaben, der Gelehrſamkeit und Beredtſamkeit des berühmten Mannes alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; ſie haben ihn aber auch für einen feinen Hofbiſchof, für einen zu argliſtigen Diſputator, und für einen der gewandteſten Sophiſten, in der Geſchichte, wie in der Theologie, erkannt; er hat ihnen alſo gefallen, und nicht gefallen; was will Hr. *P.* mehr? Doch er fährt fort: „Sein unfaſſender Geiſt, die ihm eigene Kunſt, kurz und voll zu ſeyn, der vortreffliche Geſchmack, die edle und natürliche Beredtſamkeit, zeichnet vorzüglich *ſeine Einleitung in die Univerſalgeſchichte* ſo ſehr aus, daſs man ſich wundert, *wie es der däniſche Hofprediger wagen konnte, ihn fortzuſetzen*, welcher an manchen Stellen ſeiner Berichtigungen ſo deutliche Beweiſe giebt, *daſs er den groſsen Mann nicht einmal richtig verſtanden hat.*“ Man wird hier zuerſt bemerken, daſs der Vf. *Boſs. Diſcours ſur l'hiſtoire univerſelle* eigentlich nur von Seiten des Ausdrucks und der Darſtellungsgabe rühmt: und daran that er auch recht wohl. Denn ein Meiſterſtück der Beredtſamkeit iſt das Buch allerdings; aber auch der Geſchichtſchreibung? nichts weniger. Bey einer Menge wahrer und treffender hiſtoriſcher Schilderungen, enthält es doch auch eben ſo viele pomphafte Declamationen, unter welchen ſich manche ſeichte, auch wohl falſche Stellen ganz bequem verbergen konnten. Da *B.* die Geſchichte der chriſtlichen Zeiten hauptſächlich eine religiöſe Tendenz nehmen läſst: ſo hat er bisweilen auch die gemeinſten Auftritte des Clerus und der Mönche mit einem ſonderbaren Prunk überladen. So ſagt er „die Kirchengeſchichte wiſſe nichts Schöneres zu erzählen, als den Einzug *Auguſtins* mit ſeinen vierzig Mönchen in das

König-

Königreich Kent.“ Man lese die Erzählung selbst beym *Beda:* und man wird lächeln müssen. Fast glauben wir auch, dass *Cramer*, zwanzig, dreyssig Jahre später, nachdem sein historischer Geschmack reifer geworden war, dieses Buch nicht übersetzt, und seine Fortsetzung als eine von demselben unabhängige Arbeit herausgegeben haben würde; was aber sein *Nichtverstehen des grossen Mannes* anbetrifft: so mag er freylich in der Geschichte gar vieles anders verstanden und benützt haben, als *B.* An einem andern Orte (S. 120.) nennt der Vf. *den gutherzigen Bossuet:* ihn, der den weit ehrwürdigern und wirklich gutherzigen *Fenelon* verfolgt hat; spricht von seiner *unüberwindlichen Beredtsamkeit;* als wenn diese in der Geschichte entscheiden könnte, u. dgl. m. Was S. 104. *der unbemühte Kalenderkritiker Launoi* sagen soll, wissen wir nicht; wenigstens hat derselbe der Kirchengeschichte noch wichtigere Dienste geleistet, als die Ausmerzung einiger Kalender-Heiligen. Von den protestantischen Schriftstellern dieses Fachs urtheilt der Vf. zwar ziemlich gemässigt; macht ihnen aber bisweilen höchst unerwartete Vorwürfe; z. B. *Mosheimen*, dass er die Quellen nicht sorgfältiger studiert habe; welches wohl schwerlich sonst jemand einfallen wird zu behaupten. Von *Spittlers* Grundrisse sagt er: „Das Werkchen ist blos ein Raisonnement über die Kettenfolge der wichtigsten Begebenheiten; welches, da manche Facta hin und her (hin und wieder) nicht immer aus dem wahren Gesichtspunkte betrachtet, andere irrig angenommen, oder unrichtig aufgestellt werden, sehr viel blos gedachte Behauptungen enthält;“ er bedauert auch, dass darin wenigstens bey kritischen Stellen, die nöthigen Zeugnisse nicht angeführt worden sind.

Im vierten Abschnitt, von den Geschichtschreibern Böhmens, zeigt sich der Vf. noch mehr einheimisch und geübt auf seinem Felde. Die ältesten sind Ausländer; darauf folgen *Christannus*, *Cosmas*, Dechant an der Metropolitankirche zu Prag, der erste ordentliche Geschichtschreiber Böhmens, der sein Werk mit dem J. 1125 schloss, das zuletzt zu Prag 1784 in den *Scriptt. Rer. Bohemic.* gedruckt worden ist; und verschiedene andere bis zum funfzehnten Jahrhunderte hin; worunter *Waitmilens*, eines Erzdiakons zu Saaz, (oder Sazka) um das Jahr 1370 vortreffliche Chronik erst im Jahr 1784 in der gedachten Sammlung, Tom. II. ans Licht gezogen worden ist. Den mittlern Zeiten von den Hussitischen Händeln an, fehlt es noch weniger an Historiographen und Urkunden. Einen merkwürdigen Brief des *Andreas von Broda* an *Johann Hussen*, von dem *Joh. Cochläus* nur ein Fragment mitgetheilt hatte, hat der Vf. S. 151—158. ganz eingerückt. Das Tagebuch des *Lorenz Brzezina*, Magisters der Philosophie, und Kanzlers bey dem Neustädter Magistrat zu Prag, welches *Ludwig* in seinen *Reliquiis*, T. VI. unter dem fremden Namen Byzynii sehr mangelhaft herausgegeben hat, enthält, wenn er gleich ein Anhänger der gemässigten Hussitischen Parthey war, viel glaubwürdige und anderswo nicht vorkommende Nachrichten. Des berühmten *Aeneas Sylvius* böhmische Geschichte hat zwar viele Fehler wider die Zeitrechnung und Entstellungen böhmischer Namen; erzählt aber auch viele wichtige Begebenheiten und Bemerkungen über Böhmens damalige Cultur. Unter mehrern handschriftlichen Beyträgen zu dieser Geschichte, welche der Vf. beschreibt, hat er M. *Georgii Piscensis, Rectoris Acad. Prag. Notata historica ab a.* 1518 *usque ad obitum Regis Ludovici*, 1526 abdrucken lassen. (S. 164—180.) In der Hussitischen Geschichte des *Joh. Cochläus* erkennt zwar der Vf. Partheylichkeit und ungemein intolerante Gesinnungen; hält sie aber doch für einen trefflichen Beytrag zur Böhmischen Kirchengeschichte. Bemerkungswerth sind auch die S. 184—189. abgedruckten Fragen, welche *Ferdinand I.* im Jahr 1564 nach Prag schickte, und die darauf erfolgten Antworten der Administratoren des Prager Erzbisthums, welche als Grundlage zur Einführung der Communion unter beiden Gestalten, verlangt wurden. *Wenzel Hagek von Liboczan*, Propst bey der Collegiatkirche zu Altbunzlau, wird von dem Vf. der Verdienteste unter allen Böhmischen Historikern genannt; man mag seinen Fleiss oder die Menge der aufgezeichneten Gegenstände betrachten; wenn er gleich Versehen wider die Zeitrechnung, und auch wider die historische Wahrheit begangen hat. Die lateinische Uebersetzung und Verbesserung des Werks von dem auch verdienstvollen P. *Dobner*, in sechs Quartbänden, ist bekannt; der siebente wird nach dessen nun erfolgten Tode, nächstens ans Licht treten. Wir übergehen andere, um bey *Zach. Theobalds* berühmten Geschichte des Hussitenkriegs etwas stehen zu bleiben. Hr. *Pf.* stellt ihn, wegen seines entgegengesetzten Religionseifers neben dem eben so partheyischen *Cochläus;* hält aber doch sein Werk für ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Bearbeitung der böhmischen Geschichte. Seine Nachricht, es sey zuerst zu Wittenberg, 1609 zum zweytenmal zu Nürnberg, 1621, und endlich in lateinischer Sprache zu Breslau, 1750 Tom. III. 4. erschienen, ist folgendergestalt zu verbessern. Der erste Theil des Werks kam zu Wittenberg 1609 zum Vorschein. Im J. 1621 wurde derselbe sehr vermehrt und verbessert, mit dem zweyten und dritten Theil zu Nürnberg gedruckt; in eben dem Jahre kam zu Frankfurt am Mayn eine lateinische Uebersetzung des ersten Theils heraus; die deutsche Urschrift aber ist vollständig zu Breslau 1750 in drey Theilen in Quart, mit *Baumgartens* Vorrede, wieder aufgelegt worden. Ueber die neuere böhmische Geschichte werden *Joh. Amos Comenius*, *Paul Stransky*, *Melch. Goldast*, *Joh. Thomas Pessina von Czechorod*, *Bohusl. Balbin*, und andere berühmte Geschichtschreiber, bis auf einen *Gelas. Dobner*, *Adauct. Voigt*, *Franz Martin Pelzel*, *Franz Pubitschka*, *Joseph Dobrowsky*, u. a. m. nicht blos aufgeführt, sondern auch nach ihren Verdiensten gewürdigt. Wenn von *Lenfants Hist. de la guerre des Hussites et du Concile de Basle* gesagt wird, (S. 215.) sie enthalte unter manchem Guten so viele grundlose Muthmassungen, dass es ein Pro-

duct

duct aus Thatsachen und Erdichtungen sey, indem der Vf. alle Fehler und historische Irrthümer seiner Gewährsmänner wiederhole: so dünkt uns dieses Urtheil nicht allein überhaupt zu hart zu seyn; sondern auch desto unbilliger, weil *Lenfant* sein Werk durch den Tod übereilt, nicht mit aller Genauigkeit vollenden konnte. Den Beschluss machen die schätzbaren Arbeiten der böhmischen gelehrten Privatgesellschaft; die Sammlung böhmischer Landesgesetze und anderer Urkunden; endlich das Geständniss, dass es an einer böhmischen Kirchengeschichte noch gänzlich fehle; obgleich der Weltpriester *Karl Kržiž* im J. 1764 eine sogenannte Einleitung in dieselbe ans Licht gestellt habe.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Wolf u. Comp.: *Musenalmanach* für 1802. Herausgegeben von *I. S. Siegfried* und *G. Klinkicht*. 263 S. 8.

Hr. *Siegfried* hat zu dieser Sammlung nur drey Stücke, mehr als zehnmal so viel Hr. *Klinkicht* beygetragen; unter diesen und Hn. *Noacks* Beyträgen sind die meisten Epigramme. Zu den bessern von Hn. *Kl.* rechnen wir folgende:

An einen Dichter.

Dein Lied hat viel Füsse, und gehet doch nicht,
Es strömet von Wasser, und fliesset doch nicht,
Sprüht Feuer und Flammen, und wärmet doch nicht,
Häuft Blumen auf Blumen, und riechet doch nicht,
Ist alles ersonnen, und doch kein Gedicht.

Der vierte Vers aber ist verunglückt, da man in keinem Verstande einem Gedichte das Riechen beylegen kann.

Der Teufelsläugner.

Als Jüngling läugnete den Teufel stets Kleanth,
Als Ehemann kam ihm der Glaube in die Hand.

Beredtes Gefühl.

Weg mit beredtem Gefühl! Es plätschert das flache Gewässer,
Aber verschwiegen und stark wühlt in der Tiefe der Strom.

Missrathen ist in der Pointe folgendes:

Grabschrift eines Lügners.

Hier ruht der Lügner Veit! wie und was er gewesen,
Das glaubtet ihr doch nicht, wär es auch hier zu lesen.

Das könnte nur treffen, wenn der Lügner die Grabschrift selbst gemacht hätte. Dafür ist folgendes besser:

Das Pfand.

Stax giebt die Seel' in Gottes Hand, denn diese konnt' er nicht verpfänden,
Sonst wäre sie seit Jahren schon in seiner Creditoren Händen.

Von Herrn *Noack* würde folgendes ein gutes Epigramm seyn, wenn blos die vier letzten Verse dem wesentlichen nach blieben:

Grabschrift eines Phlegmatikers.

Hier ruht ein Mann der immer ruhte,
Er liebte nicht das Böf' und hafste nicht das Gute:
Nie war ihm haglicher zu Muthe,
Als wenn er in dem Lehnstuhl sass,
Der Welt beym Pfeifchen ganz vergass,
Wohl auch gebratne Tauben ass,
Wenn sie sich nur die Mühe nahmen,
Und ihm ins Maul geflogen kamen,
Wohl eingewiegt in weiche Zuversicht,
Erharrt er hier das ew'ge Leben,
Wenn's ihm der Liebe Gott hinein ins Grab will geben.
Denn aufstehn kann er nicht.

Die acht ersten Verse reizen durch ihre Langweiligkeit den Leser so zum Gähnen, dass er, wenns zur Pointe kömmt, unmöglich lachen kann. Auch das *wohl eingewiegt in weiche Zuversicht* ist ein ganz müssiger Gedanke. Wir würden diese Abänderung vorschlagen:

Ein Freund der Ruh, der nie der Pflicht,
Sich auszuruhn hienieden was vergeben,
Erwartet gern das ew'ge Leben,
Will's Gott ihm hier in seiner Ruhstatt geben,
Denn auferstehn ist seine Sache nicht.

Glücklicher sind Hn. *N* folgende gerathen:

Auf einen Weinschenken.

Durch Weinschank ward in kurzer Frist,
Valer reich, grob und stolz. Ihr fragt, wie kann der Wein
So grosse Dinge thun? Doch wisst:
Der Wein thut's freylich nicht allein,
Das Wasser thut's so mit und bey dem Wein.

Gegenbemerkung.

Ey spottet nur, denkt Herr Valer,
Ihr habt die Sache schlecht durchschauet,
Der Glaub', ihr Herren, thut's vielmehr,
Der solchem Wein im Wasser trauet.

Die Apostrophe an das Geld aber:

Geld du Licht und Recht der Welt,
Du ihr Trost und Heil o Geld.

die auf diese Art noch durch zwanzig Verse fortläuft, und sich schliesst:

Geld du Alles in der Zeit,
Geld du ew'ge Seligkeit.

ist nichts als eine elende Reimerey.

Man wird aus diesen Beyspielen ungefähr abnehmen können, welche Proportion zwischen Gut und Schlecht in diesem Almanache statt finde, ob wir gleich die Stücke einiger andern Verfasser ganz übergehn; er gehört weder zu den schlechtesten noch zu den besten dieses Jahrs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Februar 1802.

KIRCHENGESCHICHTE.

PRAG, in d. K. K. Normalschul-Buchdruckerey: *Einleitung in die christliche Religions- und Kirchengeschichte überhaupt und in die Kirchengeschichte Böhmens insbesondere.* Von L. *Chrysostomus Pfrogner* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im *zweyten Theil*, der *von der Zubereitung der zweckmäfsigen Materialien, und von der Herstellung* (Abfassung) *einer vollkommenen Geschichte* handelt, setzt der Vf. seine Theorie der allgemeinen, besonders aber kirchlichen Geschichtschreibung fort, und wendet sie immer, vornehmlich aber zuletzt, auf die Böhmische an. Unter *die Hülfswissenschaften* rechnet er im *ersten Abschnitte* zuerst *die Sprachkenntnifs*. Das Hebräische ist hier vergessen; dessen man doch schon zum Verständnisse der christlichen Religionsurkunden, und in der Folge zur Beurtheilung des ganzen Gangs der biblischen Auslegung nicht entbehren kann. Auch geht die Vorliebe des Vfs. für die lateinischen Schriftsteller (S. 10.) viel zu weit. Es ist unrichtig, dafs alles, was sich bis in die spätesten Zeiten in Beziehung auf Religion und christliche Kirche Merkwürdiges zutrug, in jener Sprache aufgesetzt worden sey, und eben so wenig kann man mit ihm sagen, im 4ten und 5ten Jahrhunderte habe es schon so viele und so ansehnliche Schriftsteller unter den Lateinern gegeben, dafs es schwer sey, zu entscheiden, ob man den Griechen oder Lateinern den Vorzug einräumen soll. Auf die Menge kommt es doch wahrhaftig nicht an; aufser dem *Hieronymus* konnte die lateinische Kirche der griechischen kaum einen einzigen Theologen an Gelehrsamkeit entgegen stellen; und vollends im 5ten Jahrhunderte! Man weifs, was für ein mittelmäfsiger Gelehrter der sogenannte *grofse Leo* gewesen ist. Weiter empfiehlt der Vf. *die Alterthumskunde*, *die Hermeneutik* (nur nicht die jetzt gewöhnliche, von der er S. 27. sagt, sie werde eine nach und nach verfeinerte Zauberlaterne, durch welche der Mann mit wenig Verstande und viel Dreistigkeit, aus der Geschichte zu machen im Stande ist, was er will). *Die Zeitrechnung*, deren Gattungen ausführlich entwickelt werden, und *die Erdbeschreibung* (wo er zwar S. 60. gesteht, dafs im 4ten und folgenden Jahrhunderten nur die *suburbicarischen* Bischöfe dem *römischen Patriarchen* gehorcht haben; gleich darauf aber den schiefen Begriff einmischt, dafs die übrigen Patriarchen *vor demselben* in ihren Angelegenheiten *erschienen wären;* gleichsam als wenn sie ihn für ihren Richter erkannt hätten).

Die *Kritik*, welche den *zweyten Abschnitt* dieses Theils einnimmt, nennt er (S. 71.) subjectiv betrachtet, eine Fertigkeit, das Product mit dem Ideale nach den hierzu erfoderlichen Grundsätzen in der Absicht zu vergleichen, um ein kunstrichterliches Urtheil zu fällen, wie viel oder wie wenig der Gegenstand durch Anwendung der Gesetze mit dem Vorbilde übereinkomme, oder abweiche. Diese wendet er nun auf die Geschichte im Allgemeinen, aber auch auf die Kirchengeschichte an, wo er eine Menge Erdichtungen, z. B. in den Lebensbeschreibungen der Heiligen, in den falschen Dekretalen u. s. w. zugesteht; aber noch etwas deutlicher hätte er zeigen sollen, aus welchen Quellen dieselben geflossen sind. Dann lehrt er den Kritiker die Zeugen in Ansehung ihrer Sachkenntnifs und Redlichkeit prüfen, und giebt folgende Gründe eines vernünftigen Verdachts gegen die letztere Eigenschaft an: eine verschwendete Beredsamkeit, eine aufserordentliche Gemüthsbewegung, Entzückung für das Vaterland, fanatischer Religionseifer und übermäfsige Vorliebe des Lebensstandes. Freylich kann man daraus nicht immer auf Mangel an Redlichkeit schliefsen, sondern nur auf Unfähigkeit, die Wahrheit unverfälscht darzustellen. Wie sich ferner die Kritik bey unsichern Denkmälern und zweifelhaften Urkunden betragen; wie sie die Geschichtschreiber einzeln und mit einander verglichen, ingleichen die übereinstimmenden und die verschiedenen Nachrichten prüfen müsse, wird umständlich gelehrt. Auch werden die Merkmale des Untergeschobenen angegeben. Den Hülfswissenschaften der Geschichte wird endlich noch *die Philosophie* beygefügt, und in derselben besonders die Vernunftlehre, die Physik, die psychologische und praktische Menschenkenntnifs zur Prüfung der Handlungen einzelner Menschen; ingleichen die politische Weltkenntnifs um die Ursachen grofser Begebenheiten in den politischen Gesellschaften richtig angeben zu können.

Näher kommt der Vf. seiner Hauptabsicht im *dritten Abschnitte*, *von der methodischen Einrichtung der Geschichte*, S. 154 fg. *Der Zeitfolge* gemäfs, werden die vier von *Mosheim* bestimmten Perioden angenommen, und eine Uebersicht derselben ertheilt: grofsentheils bündig genug; auch unter einigen Versuchen von Freymüthigkeit; doch möglichst schonend und verschweigend für Päpste und ihren Clerus. Wenn der Vf. insonderheit S. 180. sagt; „Die

Kirche hat freylich kein Recht, mit politiſchen Reichen der Erde zu diſponiren; allein auch die weltliche Macht ſoll vom *Tabernakel* immer in der gehörigen Entfernung ehrerbietigſt ſtehen bleiben:" ſo hätte er anſtatt des jüdiſchmyſtiſchen *Tabernakel* lieber Deutſch ſprechen ſollen. Wollte er damit ſo viel ſagen, daſs die weltliche Macht niemanden ſeinen Glauben und ſeine Religionsgeſinnungen vorſchreiben darf: ſo war dieſe Maxime ganz überflüſſig; ſollte es aber ſo viel heiſsen, ſie dürfe ſich gar nicht in kirchliche Angelegenheiten mengen: ſo iſt es falſch. Noch mehr wundern wir uns, daſs der Vf. dem Troſs gemeiner Controverſiſten folgende Urſachen des Beyfalls, den *Luthers* Reformation fand, nachſchreiben konnte (S. 185.): die Fürſten durften die einträglichen Beſitzungen des geiſtlichen Standes einziehen; die Prieſter und Mönche konnten ſich zu ihrer Entſchädigung, nach ſeinem Beyſpiele, (*der Hauptſchlüſſel zur Erklärung ſeines Eifers*) in die Arme einer Gemalin werfen, und der gemeine Mann fand in den Predigten und Flugſchriften des Reformators und ſeiner Freunde von den Menſchenſatzungen und der päpſtlichen Tyranney, ſeinen übelverſtandenen Abgott, die Freyheit. Jeder Anfänger in der Reformationsgeſchichte weiſs doch, daſs in ihren erſten Jahren von gar keiner Einziehung der Kirchengüter die Rede war; daſs, als die Klöſter ſo häufig freywillig verlaſſen wurden, ihre Güter meiſtentheils den Univerſitäten, Kirchen und Schulen angewieſen worden; die Biſsthümer aber noch lange ſtehen geblieben ſind; daſs *Luther* erſt acht Jahre nach dem Angriffe des Ablaſſes geheirathet hat, mithin kein verſtändiger Mann ſeinen Eifer wider die römiſche Kirche aus Heirathsluſt erklären kann; daſs manche ſeiner Anhänger weit früher als er, den eheloſen Stand des Clerus verworfen, und ein Beyſpiel des Gegentheils gegeben haben; wohl aber, daſs er die Nichtigkeit und Schädlichkeit der Mönchsgelübde zeitig aufgedeckt hat; daſs endlich die Freyheit, welche er herſtellen wollte, nichts weniger als bürgerliche, ſondern blofs die chriſtliche des Verſtandes und Gewiſſens war. Eine andere Eintheilung *nach der Ordnung der Aehnlichkeit* (deutlicher, nach der Realordnung, oder nach gewiſſen Claſſen von Begebenheiten), hat der Vf. S. 189. fg. vorgetragen. Er glaubt, daſs die allgemeine Religions- und Kirchengeſchichte nachſtehende Abhandlungen fodere: die Geſchichte der verſammelten und verbreiteten Kirche Jeſu; die Geſchichte der eingetretenen äuſserlichen Hinderniſſe, oder Verfolgungen; die Geſchichte der Geſetzgebung oder der Hierarchie, und ihrer ſpäterhin erfolgten Entwickelung; die Geſchichte der Geſetze (das ſollen die alten Glaubensbekenntniſſe der Kirche, die Schlüſſe der allgemeinen Kirchenverſammlungen, und die Schriften der Kirchenväter, als unverwerfliche Zeugniſſe der mündlichen Ueberlieferungen, mithin die einzigen zuverläſſigen Commentarien der wahren Lehre Jeſu ſeyn!); die Geſchichte der Geſetzverkündigung, nämlich der Methode, oder Theologie, und der vorzüglichen Lehren; die Geſchichte der Geſetzbefolgung, und das beym äuſserlichen Gottesdienſte, im ſittlichen Lebenswandel und in der gewöhnlichen Kirchenzucht; die Geſchichte der innern Hinderniſſe oder Miſsverſtändniſſe der Glieder, die in ihren Folgen entweder theologiſche Streitigkeiten, oder Ketzereyen waren, welche Trennungen der Kirche bewirkten; endlich die Geſchichte der Vereinigungsmittel (das ſie wahrlich ſehr ſelten waren), oder der Kirchenverſammlungen, deren Abſicht (ſagt der Vf. S. 217.) die Beſtätigung der alten Religionswahrheiten (alſo zu Epheſus des *Θεοτόκου*? zu Coſtnitz der *Communio ſub una*? u. dgl.) waren. Man ſieht leider, daſs dieſe Claſſification um die Hälfte kürzer hätte ausfallen können, wenn nicht die hierarchiſche Geſetzgebung mit ihren Folgen ſo viel Platz gefodert hätte. Noch können wir nicht unbemerkt laſſen, daſs Hr. *Pf.* S. 200. den Kirchenvätern ſeine mildern Geſinnungen auf eine gezwungene Art unterſchiebt, indem er ſchreibt: „Wenn ſie ſagen: *auſser der Kirche iſt kein Heil*: ſo verſtanden ſie unter dem Ausdrucke nie etwas anders, als: daſs man auſser der Kirche kein ordentliches Mittel kennet, ſelig zu werden; *nicht* aber, daſs ſie dadurch *irgend ein Individuum verdammen* wollten." Man muſs den *Auguſtinus* nicht geleſen haben, oder nicht verſtehen wollen, um dieſes zu behaupten: ihn, der ſogar (*L. de corrept. et gratia*) *die ungetauften Chriſtenkinder von Gott zur Verdammniſs beſtimmen* läſst.

Nach eben dieſer zweyfachen Methode hat der Vf. auch S. 219 fg. einen *Entwurf zu der Kirchengeſchichte Böhmens* gemacht. Wir wollen aber dieſe Anzeige nicht durch einen Auszug daraus verlängern, und begnügen uns, das Einzige anzuführen, daſs er bey allem Glimpf, mit dem er von *Huſsen* zu urtheilen ſich beſtrebt, es doch, wegen der wider die Ketzer beſtehenden kaiſerlichen, königlichen und canoniſchen Geſetze, ſehr natürlich findet, daſs man ihn verbrannt habe; ihn zwar bedauern, aber nicht entſchuldigen kann (S. 260 fg.). Die Ehre der theuren Hierarchie muſs alſo gerettet werden, es koſte, was es wolle! Uebrigens iſt Hr. Canonicus *Pfr.* mit allen Quellen und Hülfsmitteln ſeiner vaterländiſchen Kirchengeſchichte ſo vertraut, daſs man ſie allerdings von ihm beſchrieben zu ſehen wünſchen möchte.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LANDSHUT, b. Krüll: *Auserleſene Rechtsfälle und Ausarbeitungen* vom Hofr. und Prof. *Gönner* zu Landshut. *Erſter Band.* 1801. 476 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Eine ſehr ſchätzbare Sammlung von Berichten, Gutachten und Urtheilen, von denen ſich mehrere durch die Wichtigkeit des Falles, alle aber durch die Klarheit und Leichtigkeit der Behandlung, und die Reinheit des Vortrags auszeichnen, und in dieſer Rückſicht als Muſter aufgeſtellt zu werden verdienen. Die meh-

mehreften sind von dem Vf. als Mitglied einiger Collegien eines bischöflichen Staates (Bamberg) ausgearbeitet worden. Der Inhalt der Sammlung ist folgender: 1) Vortrag mit Gutachten in Sache Obmann und Geschlecht von Engfeld, gegen Seine Hochfürstl. Gnaden zu X. höchst Dero Regierung u. s. w. Mandati auf die Pfandungsconstitution 1795. Der Gegenstand betrifft ein Reichshofräthliches Mandat auf die Pfandungsconstitution gegen eine Fürstl. Regierung in einer Huthungssache, die eigentlich blofs eine Dorfgemeinde betraf: und die erst späterhin geschehene Ausdehnung des Mandats auf die Dorfgemeinde selbst, wogegen die Gemeinde aber Revision ergriff, und die Fürstliche Regierung ihr darin beyzustehen hat. Es wird gezeigt, dafs sowohl das Mandat selbst, da die Regierung in dieser Sache gar nicht Partheyy war, als die Extension des Mandats auf die Gemeinde ungerecht sey, vielmehr die Sache als eine blofse Partheysache an den Richter der ersten Instanz hätte gewiesen werden sollen. Der Vf. räth dem Fürsten, durch Intervention zu der Revision der Gemeinde aufzutreten. 2) Ist die Interventionschrift selbst, die in der ersten Abhandlung erwähnt wird. 3) Rechtliches Gutachten in Sache Johann Kr. Schultheifs zu St., entgegen den Schutzjuden H. aus T. einen nicht erfüllten Getreideaccord betreffend. Rechtsgutachten in einer Processsache, wo auf Erfüllung eines Getreidekaufcontracts geklagt, aber vom Beklagten die Exception gemacht wurde, dafs der Aufkauf des Getreides durch landesherrliche Verordnung verboten, folglich der Contract null sey, dahin entschieden, dafs, da doch der Getreidekauf in sofern erlaubt worden, als einer einen fürstlichen Regierungspafs dazu habe, das Geschäft zwar, weil Beklagter dergleichen nicht gehabt, allerdings null, Beklagter aber gleichwohl Klägern zu allem Schadenersatz verbunden sey, weil Kläger berechtigt gewesen, eine Bedingung, ohne welche Beklagter nicht abschliefsen konnte, als wirklich erfüllt voraus zu setzen. 4) Bericht an das Reichskammergericht in Sache einiger Mitglieder der Brandversicherungsgesellschaft zu X. gegen Seine hochfürstl. Gnaden zu X. angebliche unerlaubte Einmischung des fürstlichen Cabinets in Justizsachen betreffend 1793. Eine Vertheidigung des Fürsten, der mehreren Mitgliedern der Brandassecuranz, die sich weigerten, die durch die Franzosen angerichteten Brandschäden zu bezahlen, und weshalb auch ein Process bey der Regierung eingeleitet worden war, befahl, dieselben vorläufig zu entrichten, mit der Freyheit, ihre Sache im Wege Rechtens auszuführen. Streng genommen, möchte aber doch wohl das Verfahren des Fürsten nicht von dem Namen einer Cabinetsinstanz freyzusprechen seyn, so gut auch seine Absicht seyn mochte, und so gut es gewesen wäre, wenn die Regierung einen kürzern Weg eingeschlagen hätte. 5) *Exceptiones sub et obreptionis* an Seite des Hofkammerfiscals zu X. gegen Franz Peter G. Reiterjäger zu L. Mandati, den Retract eines Zehends zu N. betreffend. — Auch hier dürfte die eigenmächtige Besitznehmung des Zehnden von Seiten der fürstlichen Hofkammer nicht ganz entschuldigt werden können. Die Hofkammer wollte das Retractsrecht ausüben, dem Käufer aber blofs den Kaufpreis ersetzen, und da dieser seine Foderungen höher spannte, griff sie nach dem Zehend, und deutete dem Käufer an, dafs er den Kaufpreis bey dem Amte erheben könne. 6) Vortrag mit Gutachten, die Erhöhung der Taxe für die Courierpferde auf den Taxischen Reichsposten betreffend 1795. Der Fürst von Taxis hatte ein Regulativ zur Erhöhung der Taxe für Courierpferde an den Fürsten von . . . gesandt, mit der Aeufserung, dafs die getroffenen Maafsregeln den Fürsten über das beruhigen könnten, was seine landesherrliche Vorsorge dabey etwa zu erinnern haben könne. Diese Aeufserung benutzt der Vf., der im Namen der Regierung ein Gutachten deshalb fertigen mufste, um zu zeigen, dafs auch in den Ländern, wo die Posten ein kaiserliches Reservat seyen, das Recht der Oberaufsicht des Landesherrn bey allen und jeden in dieser Rücksicht von dem Reichspostmeister zu treffenden Anordnungen eintrete, und daher durchaus Genehmigung der landesherrlichen Gewalt zu den von der Reichspostdirection bestimmten Taxen nothwendig sey. Der Landesherr hat allerdings bey solchen kaiserlichen Reservaten eine negative Stimme, d. h. er kann sie in so weit einschränken, als aufserdem das Wohl seines Landes nicht damit bestehen könnte; ob man aber deshalb das Ganze von seiner *Bewilligung* abhängig machen könne, ist wohl zu bezweifeln. 9) Gutachten über die Verbindlichkeit des Klosters L., eine jährliche Abgabe unter dem Namen Hundelagergeld an die fürstliche Hofkammer zu X. zu bezahlen. Unbedeutend. 9) *Supplica pro Mandato S. C.* von Seiten der Regierung zu G. wider die Regierung zu K., ein Fall, wo man, ohnerachtet eines schon vorhandenen günstigen älteren Mandats doch lieber um ein neues statt der blofsen *Citatio ad reassumendum* nachsuchte, und sich auf das ältere blofs zum Beweise des älteren Besitzes berief. 10) Gutachten Thomas Wiederhold entgegen Maria Barbara Wiederholdin, das Versprechen einer Belohnung nach dem Tode betreffend, wo man zweifelhaft ist, unter welche Classe von Verbindlichkeiten man es zählen soll, von dem Vf. aber dasselbe dem Contracte: *do ut facias*, beygezählt wird. 11) Vorstellung um Aufhebung der Temporalinhibition nebst Beschwerdenlibell an den kaiserlichen Reichshofrath von Seiten der hochfürstlichen Hofkammer zu X. wider die Gemeinde Fronhof, verschiedne Beschwerden, insonderheit die Rechtmäfsigkeit einer Temporalinhibition betreffend. Untersuchung über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer Inhibition. 12) Urtheil mit Zweifels- und Entscheidungsgründen in Sache Andreas Hufnagel Revidenten wider Caspar Ziegler, Revisen, Realinjurien betreffend. Urthel über Unzulässigkeit eines ergriffenen Revisionsmittels, weil der Bescheid, gegen welchen Revision gesucht wurde, blofs Folge eines vorhergegangenen

rechtskräftigen Urthels war. 13) Rechtsgutachten über die Frage: ob das Dekanatgericht und Vicariat über die bürgerlichen Wirkungen der Eheverlöbniſſe und Eheſcheidungen zu erkennen befugt ſey? Eine ſehr intereſſante Abhandlung, worin der Vf. inſonderheit über den neuen Zuſatz zu der Wahlkapitulation Leopolds II. art. XIV. §. 4.: daſs der Offizial (das geiſtliche Gericht) in weltlichen Sachen als *judex delegatus principis* erkenne, commentirt. So gegründet es nämlich in der Regel ſey, daſs geiſtliche Gerichte in weltlichen Sachen und namentlich die Ehe angehenden bürgerlichen Streitigkeiten keine Gerichtsbarkeit hätten: ſo könnten ſie doch allerdings dieſelbe *ex delegatione principis*, der dann nicht als Biſchof, ſondern als Fürſt delegire, bekommen: dann aber habe ein ſolches geiſtliches Gericht in dieſen Angelegenheiten nicht als geiſtliches Gericht, ſondern als Delegatus in einer weltlichen Sache zu ſprechen. Von hier nimmt der Vf. den Uebergang auf die beſondre Verfaſſung des Hochſtifts, welches das Gutachten angeht. 14) Rechtsgutachten über die Gültigkeit eines väterlichen Teſtaments und über die Befugniſs, vom Miterben den Manifeſtationseid zu fodern 1799. Die vorzüglichſten Punkte, die in dieſem Gutachten berührt werden, ſind, daſs zu Gunſten des Pflichttheils ein zu einem gewiſſen Preiſe angeſchlagenes Legat nach dem wahren Werth taxirt werden müſſe, um auf dieſe Weiſe den ganzen Vermögensbeſtand, und folglich den Betrag des Pflichttheils auszumitteln: ſodann, daſs eine der in den Pflichttheil eingeſetzten Tochter geſchehene Subſtitution auf den Fall, daſs ſie unverheirathet ſtürbe, weder eine vulgäre noch pupilläre Subſtitution und folglich ungültig, aber deshalb das Teſtament nicht aufzuheben ſey. 15) Vollſtändige Darſtellung des Verfahrens bey Aufhebung eines Familienfideicommiſſes, erläutert durch mehrere über dieſen Gegenſtand erſtattete Vorträge. Sie gehen dahin, daſs ein Familienfideicommiſs allerdings mit Einwilligung aller noch lebenden Intereſſenten aufgehoben werden könne, der Conſens der dabey concurrirenden Minderjährigen aber durch die Einwilligung des Landesherrn ſupplirt werden müſſe. Der verſtorbene Fürſtbiſchof von W. hatte eigenhändig ſchriftliche Zweifel geäuſſert, ob ein Landesherr die Befugniſs habe, ein Fideicommiſs, woran ſpäte Nachkommen noch Intereſſe hätten, aufzuheben, und darauf erſtattete der Vf. im Namen der Regierung dieſes muſterhafte Gutachten. 16) Abſtimmung des Correferenten in Unterſuchungsſache wider Chriſtian D. aus K. und Conſorten. Ein intereſſanter Fall, wo ſich einer mit Hülfe der Landmiliz dem fürſtlichen Bergwerkscollegium widerſetzt hatte, und wo der Vf. erkennt, daſs die Handlung weder öffentliche Gewalt, noch ſelbſt ſo geradezu ſtrafbare Widerſetzlichkeit gegen die Obrigkeit genannt werden könne. Der Angeſchuldigte hatte nämlich gegen die Inhibition des Bergwerkscollegiums an den Reichshofrath appellirt, das Collegium hatte aber dieſer Appellation keinen *effectum ſuſpenſivum* zugeſtanden, ſondern nichtsdeſtoweniger die Siegel an ſeine Grube angelegt, um die Inhibition zu vollſtrecken. Erſt, meynt der Vf., müſſe der Reichshofrath entſchieden haben, in wiefern das Verfahren des *judicis a quo* rechtmäſsig oder unrechtmäſsig geweſen, ehe man den, der ſich demſelben widerſetzt, ſtrafbar nennen könne. — Einer Fortſetzung dieſer intereſſanten Sammlung ſehen wir mit Vergnügen entgegen.

LITERATURGESCHICHTE.

MANCHESTER u. LONDON, b. Cadell u. Davies: *Memoirs af Angelus Politianus, Actius Sinc. Sannazarius, Petrus Bembus, Hieron. Fracaſtorius, Marc. Anton. Flaminius and the Amalthei.* Translations from their poetical Works and Notes and Obſervations concerning other literary characters of the fifteenth and ſixteenth centuries. By the Rev. *W. Parr Greswell*, Curate of Denton, in Lancashire. 1801. 211 S. 8.

Roſcoe's Leben des Lorenzo de' Medici und die aus dem Franzöſiſchen des Hn. *Tenhove* mit Anmerkungen von Sir *Richard Clayton* überſetzten Memoiren des Mediceiſchen Hauſes haben in England mit Recht viele Senſation gemacht, und auf jene Zeiten der Wiederherſtellung ſchöner Künſte und Kenntniſſe neue Aufmerkſamkeit geweckt. Auch der Vf. wurde gereizt, aus der Hinterlaſſenſchaft der auf dem Titel genannten ſchöngeiſteriſchen Philologen ſich Blumen zu brechen, und durch das Studium ihrer Lebensgeſchichte in die Geſchichte ihres Geiſtes ſich zu verſetzen. Indem er hier die geſammelten biographiſchen Fragmente ſeinem Publicum vorlegt, hat er nicht nur mehrere Proben von den Geiſtesproducten jener Männer aus ihren Briefen und Gedichten eingeflochten, ſondern auch durch engliſche Ueberſetzungen derſelben, oft ohne das Original anzuführen, dem Geſchmack ſeiner Landsleute ſie anzuſchmiegen geſucht. Eben deswegen aber gehört dieſs Product eines mit Geſchmack vereinten Sammlerfleiſses mehr zu den unterhaltenden Mittheilungen aus Excerpten, die man, eingedenk des „*Meminiſſe juvabit*", während der Lectüre für ſich ſelbſt macht, als zu den tiefer eindringenden, belehrenden und berichtigenden Forſchungen, welche jenes Zeitalter der wiederauflebenden Geiſtescultur wohl verdiente. Das Meiſte hier gelieferte betrifft den Politianus.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. Februar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Bohn: *Deutsche Staatsconstitution.* Entwickelt und dargestellt von D. *Johann Christian Majer*, Königl. Dän. wirkl. Justizrath und ord. Lehrer des deutschen Staats- und Lehnrechts zu Tübingen. *Zwey Bände.* 1800. 726 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Ein Schriftsteller, der einige Jahrzehende nach der ersten Bearbeitung seiner Wissenschaft mit einer Revision derselben auftritt, erweckt allerdings eine besondere Aufmerksamkeit. Dass Hr. *M.* seit der Erscheinung seines weltlichen und geistlichen Staatsrechts vorzüglich durch sorgfältiges Studium der ältesten und mittleren deutschen Geschichte die Wissenschaft, der er sich widmet, zu vervollkommnen strebte, beweisen seine historischen Vorläufer, über die *beiden höchsten Würden des h. röm. Reichs* (A. L. Z. 1800. B. III. S. 103.), und über *Germaniens Urverfassung* (A. L. Z. 1800. B. II. S. 603.). Ungeachtet aber der Vf. selbst von diesen Bemühungen (Vorr. zum II. Bd.) versichert, dass er dadurch in den Stand gesetzt worden sey, für das Reichs- sowohl, als das Land-Staatsrecht die ihm eigenthümlichen, und für ganze darin vorkommende Rechtsmaterien und Verhältnisse, richtige und feste Rechtsprincipien aufzustellen, und von den Sachen, die sie betreffen, lautere, deutliche und bestimmte Begriffe anzugeben: so kann doch Rec. in der That dieses Verdienst in dem gegenwärtigen Amalgama seiner historischen Abstractionen mit dem wirklich bestehenden deutschen Staatsrechte nicht finden, und möchte sogar seinem früherem publicistischem Werke, das, seiner Mängel ungeachtet, doch aus richtigen Quellen bearbeitet ist, einen bedeutenden Vorzug vor diesem neuern Product einräumen.

Der Vf. liefert, seiner ehemaligen Eintheilung des deutschen Staatsrechts in *Verfassungs-* und *Regierungsrecht* getreu, nur *jenes* in vorliegender Schrift. Der *erste* Band umfasst, nach einer allgemeinen Einleitung über die ersten Begriffe, Quellen, und Schulen des deutschen Staatsrechts, die *Constitution des Reichs.* Der *erste Abschnitt* handelt in mehrern Abtheilungen von den Regentenpersonen d. i. von dem deutschen und italiänischen König, und den Gliedern des Reichs, in Beziehung theils auf ihre verschiedene Nebenverbindungen, theils auf ihre Hauptverbindung mit dem Oberhaupte als Corpus, auf dem die Reichshoheit beruhet, von dessen Versammlung und dem Geschäftsgang auf dem Reichstag; der *zweyte Abschnitt* von der Reichsunterthänigkeit, ihrem wesentlichen Charakter, ihren Gattungen, besonders der Reichsritterschaft, endlich von der Reichshuldigung. Mehr beschäftigt sich der Vf. mit der *Constitution aller einzelnen Reichslande*, im *zweyten Bande*, wo er im *ersten* Buche über die Entstehung, Ausbildung und Grundprincipien der Landeshoheit, ihr Verhältnis zum Eigenthumsrechte, zur Reichslehnbarkeit, und den Reichsregalien ausführliche Untersuchungen anstellt, dann ihre Organisation, und zwar zuerst die Regentenpersonen in den geistlichen Wahl- und in den weltlichen Erbherrschaftstaaten, (wo auch die Grundsätze des Privatfürstenrechts vorkommen), ferner in den reichsritterschaftlichen Gebieten, und den reichsstädtischen Autocratien; hierauf die Art und Weise, wie die Landeshoheit in den deutschen Staaten organisirt ist, besonders die landständischen Verfassungen betrachtet; das *zweyte* Buch begreift endlich die Lehre von der Landesunterthänigkeit, ihren Verhältnissen zur Landeshoheit, und von der Erb- und Landeshuldigung. — Die durch das ganze System verflochtenen Grundzüge bestehen darin: Die christlichen Staaten in Europa, als das heilige römische Reich, und Deutschland als ein Theil desselben, bildeten ursprünglich, gleich der geistlichen, eine *weltliche Hierarchie;* in Hinsicht auf das deutsche Reich beruhte sie, und mit ihr die Hoheit des Reichs, auf der oberhauptlichen und den übrigen Reichswürden, den Herzogthümern, Grafschaften u. s. w. Der Kaiser erhielt durch bischöfliche Salbung und Krönung die Würde eines Oberhaupts des ganzen heiligen römischen Reichs, und die besondere eines deutschen Königs; und verlieh durch diese Gewalt wieder die andern Reichswürden, gleichsam als *ministeria dei*, deren Besitzer aber auch eine erhabenere Classe der Reichsvasallen ausmachten. Die *Landeshoheit* stürzte in Deutschland diese weltliche Hierarchie, die neben jener nur *fragmentarisch* stehen blieb. Bey städtischen Corporationen entstand die Landeshoheit mittelst ihres *Collegialrechtes*, bey andern Reichsvasallen bald mittelst ihrer *Reichswürde*, bald mittelst ihrer *Grundherrlichkeit;* in beiden ersten Fällen hat die Landeshoheit auch ein National- oder Socialrechtsprincip zur Norm, (dass der Vf. darunter eine Art von Volkseinwilligung versteht, kann, wie so oft in diesem Buch der Fall ist, nur aus dem Zusammenhange entnommen werden). Daher theilen sich die deutschen Staaten in *Patrimonial-* und *Nationalstaaten*, und die letztern in *Landsassiatstaaten*, und in *autocratische* Volksstaaten (Reichsstädte). Aber alle haben die Landeshoheit nach *Eigenthumsrechte* erwer-

erworben, und für dieſes ſteht daher die Vermuthung, nur ausnahmsweiſe iſt ſie hie und da reichslehnbar geworden. Hingegen haben die über die durch Landeshoheit gebildeten Staaten übrig gebliebenen *reichshoheitlichen Rechte* oder *Regalien*, da ſie durch Verleihung vom Oberhaupte erworben wurden, die Vermuthung der *Reichslehnbarkeit* für ſich; doch erſtreckt ſich die Wirkung dieſes Unterſchieds nicht weiter als auf Succeſſion und Heimfall an das Reich.

Die Prüfung des vom Vf. entworfenen Urbildes unſerer Conſtitution, das bey aller ſeiner auffallenden Sonderbarkeit doch mehr in Rückſicht der Ausführung, als einzelner Beſtandtheile neu iſt, wollen wir hier bey Seite ſetzen; nur über den Werth dergleichen hiſtoriſcher Hypotheſen in einem ſtaatsrechtlichen Syſteme erlauben wir uns um ſo mehr ein paar Worte, als einige ſonſt achtungswürdige Rechtsgelehrte neuerdings unſerer ſtaatsrechtlichen Literatur eine überwiegende Tendenz zu einer ſolchen Bearbeitung zu geben ſuchten. Der *Geiſt* einer poſitiven Staatsverfaſſung gehört allerdings, in der Reihe nach ausdrücklichen Staatsgrundgeſetzen, Obſervanzen und der Analogie, unter die Quellen des poſitiven Staatsrechts; aber dieſer Geiſt darf nicht von der ältern Verfaſſung, beſonders wenn ſie in der Folge weſentliche Veränderungen, wie in Deutſchland, erlitten hat, abgezogen werden. Sollen aus der Natur einer poſitiven Conſtitution praktiſche Reſultate hervorgehen: ſo können ſchlechterdings nur *jetzt gültige* Staatsfundamentalgeſetze und Herkommen den Grundſtoff zur Beſtimmung jenes allgemeinen Charakters hergeben: nur zum Beweiſe oder zur Erläuterung einzelner Obſervanzen, einzelner ſich gleich gebliebener Rechtsinſtitute und Verträge kann die Geſchichte zu Hülfe gerufen werden. Da aber Hr. *M.* die *Geſchichte*, als ſtaatsrechtliche Entſcheidungsquelle, zu würdigen unterlaſſen, ja nicht einmal ſeinem Blicke in die Vorzeit gewiſſe Gränzen geſteckt hat: ſo muſste der Grundlage ſeines Gebäudes die Haltbarkeit gänzlich fehlen. Von keinem klaren und feſten Begriff vom Geiſte einer poſitiven Staatsverfaſſung geleitet, ſah er aus dem Geſichtspunkte ſeiner weltlichen Hierarchie in der Reichsverfaſſung (S. 266.) „eine Ariſtokratie mit der Modalität eines „aus Oberhaupt und Gliedern beſtehenden Corpus;“ in der oberhauptlichen Würde (S. 79.) „das Recht, „bey den Gliedern des Reichs vermittelſt einer *recto-„riſchen Auctorität*, die *Auſpicien* zu führen“ u. ſ. w. und in dem Namen *Reichsſtände* für *Reichsglieder*, noch mehr aber darin, daſs ſie dem Kaiſer gegenüber geſtellt, ein abgeſondertes Corpus ausmachen (S. 171.) eine ärgerliche Praxis, und eine Ausartung von der ehemaligen erhabenern Eigenſchaft der *procerum imperii*. Durch Vermiſchung der *Veranlaſſung* mit dem *rechtlichen Grunde* eines Rechtsinſtituts wurde der Vf. auf ſein „poſitives germaniſches Grundherrlichkeitsſyſtem“ geführt, welches ihn beſtimmte, (S. 287. u. f.) ſogar eine verſchiedene *Natur* der Landeshoheit in den von ihm ſogenannten Patrimonial- und Landſaſſiatſtaaten anzunehmen. Bleibt aber das Weſen der Landeshoheit nicht immer das nämliche, der landshoheitliche Sprengel mag den Landesherrn als alleinigen Grundeigenthümer oder noch andere Grundherrn in ſich faſſen, wenn gleich das Staatsrecht beiderley Länder dadurch manche Verſchiedenheit bekommt? Warum ſoll die Idee einer bürgerlichen Vereinigung, oder das Socialprincip, wie es Hr. *M.* nennt, nur hier, nicht dort, der Landshoheit zum Grunde gelegt werden können? Ein weſentlicher Fehler, welcher der Keim vieler Irrthümer werden könnte, ſcheint Rec. auch darin zu liegen, daſs Hr. *M.* die Landeshoheit unmittelbar aus der alten *Vogtey* entſtehen läſst, ohne auf die Zwiſchenurſache, nämlich die ſtillſchweigende oder ausdrückliche Einwilligung des Reichsoberhaupts, Rückſicht zu nehmen; daſs er im Zuſammenhange mit dieſer Vorausſetzung die Landeshoheit mehr als eine *Privatſache* betrachtet, und von Conſolidation derſelben mit Grundherrlichkeit ſpricht, da doch die Landeshoheit, ſelbſt nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, entweder aus der Reichswürde, oder durch ein Avulſum von der Reichswürde entſtanden iſt; daſs Hr. *M.* endlich, auſser den wirklichen Reſervatrechten des Kaiſers, neben der Landeshoheit noch ſolche reichshoheitliche Rechte ſtellt, deren Verleihung doch gerade zur Entſtehung der Landeshoheit Gelegenheit gegeben hat. — Uebrigens iſt nicht zu leugnen, daſs manche Materien, wo den Vf. die Phantome ſeiner Hypotheſen nicht umſchwebten, mit mehr Deutlichkeit und Richtigkeit der Vorderſätze behandelt, auch dort die Auswüchſe der Sprache, wie z. B. *die Spielarten des Privatismus*, *begrafen*, *behoheiten*, u. dgl. ſeltner ſind.

Prag, b. Widtmann: *Verſuch zu einem Lehrbuch über die praktiſche Rechtswiſſenſchaft nach ihrem ganzen Umfang im Königreiche Böhmen mit Hinſicht auf deſſen Brauchbarkeit für den Praktiker.* Von *Leonard Stöhr*, der Rechte Doctor und Landesadvocaten im Königreiche Böhmen. *Dritter Theil.* 1800. 591 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Für den böhmiſchen Geſchäftsmann iſt dieſes Werk ein überaus ſchätzbares Geſchenk: denn er findet hier nicht nur die Geſetze ſeines Vaterlandes nach gewiſſen Materien zuſammengeſtellt, ſondern auch eine gemeinverſtändliche Anleitung, wie er die vorkommenden Geſchäfte den vorliegenden Geſetzen gemäſs zu behandeln hat. Zwar darf man keine ſyſtematiſche Entwickelung der einſchlagenden Rechtslehren ſuchen, auch Darſtellungs- und Schreibart nicht ſtreng nach Regeln prüfen; allein der Praktiker, der bey einzelnen Fällen ſchnell ſich unterrichten will, was die Geſetzgebung ſeines Landes anordnet, wird dieſes Werk als Handbuch gewiſs höchſt brauchbar finden.

Dieſer *dritte Band* beſchäftigt ſich mit der *Verlaſſenſchaftsabhandlung*, das heiſst, mit dem Inbegriffe aller gerichtlichen Schritte, wodurch Jemand

zum

zum rechtlichen Besitz, des durch Erbrecht ihm zugefallenen Vermögens eines Verstorbenen gelangt. Der Inhalt ist folgender: *Kap. I.* Von dem Verlassenschaftsabhandlungsgeschäfte überhaupt. *Kap. II.* Von der Inventur und Veräufserung des Verlassenschaftsvermögens. *Kap. III.* Von der Bevormundschaftung und Führung der Vormundschaftsgeschäfte. *Kap. IV.* Von der Erbserklärung, oder der Erbsantretung. *Kap. V.* Von den Verlassenschaftsgiebigkeiten. *Abschn.* 1. Von dem Mortuario. *Abschn.* 2. Von dem Schulenbeytrag. *Abschn.* 3. Von dem Abfahrtsgelde. *Abschn.* 4. Von der Erbsteuer. *Kap. VI.* Von dem Testamentsausweis, dem Erbsausweis und der Erbseinantwortung. *Kap. VII.* Von der Erbschaftstheilung. *Kap. VIII.* Von dem Depositenwesen. *Kap. IX.* Von Behandlung der Fideicommisse.

Durch ein angehängtes Register ist das Auffinden einzelner Sätze erleichtert.

Altdorf u. Nürnberg, b. Monath u. Kusler: *Formularbuch für processualische Handlungen* Von *Johann Christoph König*, der Rechte und der Philosophie Doctor, der Staatswissenschaft ordentlichem Professor, und der philosoph. Facultät Senior zu Altdorf. *Erste Abtheilung.* 1801. 148 S. 8. (12 gr.)

Sammlungen zweckmäfsig geführter ganzer Acten aller Art sind für angehende Juristen gewifs überaus brauchbar und lehrreich; aber ein gleiches läfst sich, nach Rec. Ueberzeugung, von einzelnen zusammen gedruckten Klageschreiben, Exceptionsschriften u. s. w. keinesweges behaupten. — — Ganze Acten nämlich klären den Processgang auf, und durch die Intuition wird hier der Anfänger belehrt, wie er gerichtliche Angelegenheiten anzugreifen und zu behandeln habe; bey dem Entwurfe einzelner processualischer Handlungen hingegen beruht die Form im Allgemeinen auf wenigen einfachen Grundsätzen, und es hängt Alles eines Theils von der genauen Bekanntschaft mit dem Wesen des einschlagenden Rechtsmittels, und andern Theils von der Gabe, ein Factum zweckmäfsig vorzutragen, ab: so dafs also, nach der Natur der Sache, mit blofsen Formularien wenig genützt werden kann. — Wenn aber nun vollends, wie Hr. K. dies hier in nicht weniger als 36 Klageschreiben gethan hat, ganz einfache Fälle, ohne alle Rechtsausführung, erzählt werden; so ist wahrlich nicht abzusehn, wem ein solches Machwerk frommen soll.

Zwar heifst es in der Vorrede: „Der Beyfall, welchen mein Formularbuch für aufsergerichtliche Handlungen und freywillige Gerichtshandlungen gefunden, erweckte bey den Verlegern desselben den Wunsch, dafs ich mich zu Abfassung eines Formularbuchs für processualische Handlungen entschliefsen möchte. Und mehrere andere äufsere Umstände ermunterten mich, dies zu thun.“ Allein billig hätte doch der Herausg. erwägen sollen, dafs bey Handlungen der willkürlichen Gerichtsbarkeit ungleich mehr als bey Processchriften, auf die Form ankommt. Ein Testament, ein Contract z. B. haben, in Hinsicht auf die Form, ihren bestimmten Zuschnitt, der stets derselbe bleibt, und ohne Gefahr nicht vernachläfsigt werden kann. Nicht so verhält es sich bey einzelnen Processchriften; hier ist die Form weniger wesentlich, und mufs fast ganz nach der besondern Beschaffenheit eines individuellen Falles sich richten.

Nur unter einer einzigen Voraussetzung kann daher Rec. ein Formularbuch über processualische Handlungen für zweckmäfsig erkennen; wenn nämlich solches nach Anleitung eines guten gangbaren Compendiums über den Process, gleichsam als Zugabe zu dem letzteren, abgefafst wird, und man die Formularien über einzelne Handlungen nicht zu sehr häuft. Hier findet der Anfänger die theoretischen Grundsätze gleich praktisch angewendet, und jene müssen ihm daher nothwendig mit um so gröfserer Klarheit einleuchten. Aber gerade die Abfassung eines Werkes der letzteren Art ist nicht so leicht, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Aufser der Gabe eines guten Vortrags sind hier geprüfte Erfahrung, und tiefe Einsicht in das Rechtssystem sowohl überhaupt als in die Natur und das Wesen der einzelnen Rechtsmittel insbesondere, unerlafsliche Bedingungen. Gerade aber diese letzte Eigenschaft scheint dem Hn. Prof. *König* abzugehen; denn bey den hier gegebenen Formularen stöfst man nicht selten auf solche, in welchen unverkennbar das Wesen und die Natur des einschlagenden Rechtsmittels verfehlt ist. So heifst es z. B. S. 22: „*Diffamationsklage*“. Der hiesige Kaufmann, Herr Martin Hausotter, schrieb an einen seiner Handelsfreunde in Hamburg, *dafs ich in kurzer Zeit durch verunglückte Speculationen mehr als* 20,000 *Mark verloren hätte.* Dafs er dies wirklich geschrieben habe, bezeugt der hier in vidimirter Abschrift beyliegende Brief. *Da nun diese ungegründete Nachrede leicht nachtheilig für mich werden könnte;* so gebietet mir pflichtmäfsige Sorge für mein Wohl an Ew. die gehorsamste Bitte zu wagen, dafs dem Diffamanten aufgegeben werde, er soll entweder seine Nachrede, innerhalb vier Wochen, vor Gericht rechtskräftig beweisen, oder ein ewiges Stillschweigen beobachten.“ Ferner S. 64: „*Klage eine gekaufte fehlerhafte Sache betreffend.*“ Von dem hiesigen Rofshändler N. N. kaufte ich vor 8 Tagen ein Reitpferd für 150 fl., *unter der Voraussetzung!, dafs es ohne alle Fehler und Unarten!* sey. Vorgestern aber sah ich selbst, dafs es die Unart habe, sich durch Ausschlagen und Beifsen gegen das Beschlagen zu sträuben. Hätte mir der Verkäufer diese häfsliche Eigenschaft entdeckt, so würde ich dasselbe entweder gar nicht gekauft, oder doch wenigstens nicht mehr als 100 fl. dafür gegeben haben. Ich bin demnach gezwungen, gerichtliche Hülfe zu suchen etc.“

Die

Diese wenigen Proben werden nicht nur unser Urtheil bestärken, sondern auch unsere Leser belehren, welche Behandlungsart überhaupt sie hier zu erwarten haben.

Tübingen, b. Cotta: *Sammlung im Herzogthum Wirtemberg einzeln ergangener Verordnungen zu Ergänzung und Fortsetzung der Hochstetter- und Gerstlacherischen Sammlungen.* Von D. *Johann Friedrich Melchior Kapff*, Herzogl. Wirtembergischem Hofgerichtsadvocaten in Tübingen. 1800. 518 S. 8.

Wenn je ein einzelnes deutsches Territorium, so ist es Wirtemberg, das an einer übergrosen Menge einzelner gesetzlicher Verordnungen leidet. Kein Geschäftsmann wird sich hier einer vollständigen Gesetzkenntnifs rühmen; nicht einmal in den landesherrlichen Archiven und Registraturen findet man eine ganz complete Sammlung aller einzelnen Gesetze, sondern diese sind durch den Fleifs eines Privatmanns, des Hn. Hof- und Domainenraths *Hartmann*, dessen Vorrath der Vollständigkeit am nächsten kommt, bey weitem übertroffen. Noch viel auffallender aber mufs es seyn, dafs selbst den landesherrlichen Collegien bisher ein Realindex über die statutarische Gesetzgebung des Herzogthums abgieng, und dafs dieses für jeden Wirtembergischen Geschäftsmann so unentbehrliche Hülfsmittel, das der schon genannte Hr. *Hartmann* endlich neuerlich zu Stande gebracht hat, noch immer, wegen Mangels am Fond, weder dem öffentlichen, noch auch nur dem freyen Gebrauche der Landescollegien überliefert ist.

Zwar haben schon *Hochstetter* und *Gerstlacher* durch ihre Sammlungen einzelner Verordnungen, und *Hartmann* durch sein bekanntes gröfseres Werk, die Gesetzkunde Wirtembergs zu verbreiten und zu erleichtern gesucht; allein jene erstern Sammlungen reichen nur bis zu dem Jahre 1760, erstrecken sich auch nicht über alle Gegenstände der Gesetzgebung, und das letztere Werk, das freylich fast jeden Wunsch befriedigen würde, schreitet in so langsamen Schritten voran, dafs, menschlichem Ansehen nach, der Herausgeber dessen Vollendung nicht überleben wird.

Unter diesen Umständen verdient daher Hr. D. *Kapff* allerdings Dank, dafs er sich die Mühe nahm, den Abdruck einzelner gesetzlicher Verordnungen seines Vaterlandes zu veranstalten. Den Plan, den er hierbey befolgte, wollen wir mit seinen eigenen Worten angeben. In der Vorrede S. 4. schreibt er: „ich glaubte meine Nebenstunden nicht unnütz anzuwenden, wenn ich die in den *Hochstetter*- und *Gerstlacherischen* Sammlungen nicht enthaltene, vorzüglich neuere Rescripte, Circularien und andere Verordnungen, *die für den Rechtsgelehrten und Staatsbeamten ein Interesse haben*, zusammentrügen, und als eine Privatsammlung durch den Druck bekannt machen würde. Der Plan, den ich dabey befolgte, stimmt mit dem *Gerstlacherischen* in so fern überein, dafs nur diejenigen Verordnungen, die für den Rechtsgelehrten wo nicht immer ein bleibendes, doch wenigstens ein historisches Interesse haben, aufgenommen, alle diejenigen aber, die nicht in das Fach des Juristen einschlagen, oder durch vorübergehende Zeitumstände veranlafst wurden, davon ausgeschlossen sind. Dieses ist der Gesichtspunkt, von welchem ich bey Veranstaltung der vorliegenden Sammlung ausgegangen bin. Bey der Auswahl der Verordnungen mufste es zwar mein erstes Augenmerk seyn, keine aufzunehmen, die entweder schon in ältern oder neuern Sammlungen enthalten ist, oder einen integrirenden Theil eines andern Landesgesetzes ausmacht. Doch glaubte ich einige von denen, die in *Mosers* Realindex der Hofgerichtsordnung stehen, und des Hn. Hofraths *Storr* Bemerkungen über die Oberamts-Praxis angehangt sind, einrücken zu müssen. Was die Ordnung betrifft, so habe ich die chronologische befolgt. Man ist zwar nicht einig, welche unter den drey bekannten Hauptarten der Landesgesetz-Sammlungen, die systematische, alphabetische, oder chronologische den Vorzug verdiene. Ich bin aber überzeugt, dafs die Zusammenstellung nach der Zeitfolge für den Zweck der gegenwärtigen Sammlung die angemessenste war. Nur in wenigen Fällen, wo der Zusammenhang der Materie es nothwendig erfoderte, und bey zwey neueren Hofgerichtlichen Decreten, und einem Decret der Herzoglichen Revisions-Instanz habe ich mir eine Ausnahme erlaubt. Für die Zuverläfligkeit des Abdrucks bin ich vorzüglich besorgt gewesen; überall sind die Worte des Gesetzes mit der äufsersten Pünktlichkeit beybehalten. Zu Erleichterung des Nachschlagens endlich ist dem Werk selbst sowohl ein chronologisches Verzeichniss aller einzelnen in der Sammlung enthaltenen Verordnungen, als auch ein möglichst vollständiges Sach-Register beygefügt."

* * *

Weimar, b. den Gebr. Gädicke: *Reisen und Abentheuer Rolando's und seiner Gefährten.* Ein Robinson für Kinder zu Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkenntnisse. Nach dem Franz. des *Jauffret. Drittes Heft.* 1802. 327—488 S. 8. (Enthält die Kapitel XVI—XX.) (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. Nr. 97. und Nr. 818.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. Februar 1802.

GRIECHISCHE LITERATUR.

JENA, b. Göpferdt: *De Platonis Phaedro.* Inclutae Societatis Latinae Jenensis auctoritate, scripsit ejus sodalis *Fridericus Astius* Gothanus. Accessit *Epistola Henr. Carol. Abr. Eichstadii.* 1801. XVI. u. 180 S. 8. (10 gr.)

Es ist eine für alle Freunde der classischen Literatur gewifs erfreuliche Erscheinung, von der ehemals berühmten lateinischen Gesellschaft zu Jena, nachdem sie einige Zeit geschlummert hatte, wieder ein Zeichen ihrer verjüngten Lebenskraft zu vernehmen. Durch die Einsicht und den Eifer des Hn. HR. *Eichstädt* ist dieses Institut dem Geiste und Bedürfnissen unserer Zeit angemessener und zugleich zu einer Bildungsanstalt für Philologen eingerichtet, welche auf keiner Universität fehlen sollte. Denn um den nicht ungegründeten Klagen über den erkalteten Eifer für das philologische Studium, und über die mangelhafte und einseitige Bildung, mit welcher so oft Jünglinge von Universitäten in den Kreis des thätigen Lebens treten, abzuhelfen, giebt es kein zweckmäfsigeres Mittel, als auf Universitäten, aufser andern praktischen Instituten, auch eine Anstalt zu errichten, in welcher Jünglinge eine erwünschte Gelegenheit finden, ihre humanistischen Kenntnisse, die Grundlage aller gelehrten Bildung, zu erweitern und zu vervollständigen, sich in der Kunst zu interpretiren zu üben, alle Verstandeskräfte durch eignes Forschen und Denken auszubilden, endlich auch den Geschmack in Beurtheilung schöner Darstellung und in eignen Versuchen der Art zu cultiviren. Daher erneuerte auch Hr. H. E. unter andern ein, in Vergessenheit gekommenes, lobenswürdiges Gesetz, das die Mitglieder verbindet, von Zeit zu Zeit ihre gelehrten Arbeiten dem Publicum mitzutheilen, um einen nützlichen Wetteifer anzufachen und zu unterhalten, der um so nöthiger ist, da das Institut noch nicht so glücklich ist, sich eines Fonds zu erfreuen, aus welchem der Fleifs und das Talent durch öffentliche Prämien belohnt werden könnte. Indefs bedurfte es dieser Aufmunterung nicht bey Hn. *Ast*, der schon durch seine Observationen über den Properz eine vielversprechende Probe seiner Talente und Kenntnisse abgelegt, und seitdem durch fortgesetztes Studium einen reichen Vorrath zu gelehrten Arbeiten gesammelt hat. Er fühlte noch einen innern Beruf, die Liebe zur Philosophie, der er in der Vorrede eine Lobrede hält. Es that ihm bey diesem Enthusiasmus weh, dafs der Phädrus des Göttlichen unter den Philosophen, der so viele Ahnungen der erst neulichst entdeckten Wahrheiten enthalte, von Einigen unrichtig verstanden und beurtheilt sey. Dies ist die Entstehungsgeschichte dieser Schrift, in welcher Hr. *Ast* eine gute Kenntnifs der griechischen und lateinischen Literatur, eine grofse Belesenheit, meistentheils ein richtiges Urtheil und Geschmack an den Tag gelegt hat; — Eigenschaften, welche einst noch schätzbarere Früchte seines Geistes hoffen lassen, wenn er in der Cultur des Geistes noch weiter fortzuschreiten, und insonderheit seinem Verstande und Beurtheilungsvermögen mehr Reife zu geben, und mit der Leichtigkeit, Klarheit und Gefälligkeit der Darstellung noch mehr Gründlichkeit in dem Forschen zu verbinden streben wird. Diese höhere Cultur und die Beherrschung seiner etwas üppigen Einbildungskraft wird ihm aber freylich nicht leicht werden, so lange er nach dem Geiste einer gewissen philosophischen Schule, von einem falschen Begriffe der Originalität geleitet, das leichte Spiel der Seelenkräfte für den höchsten Grad menschlicher Gröfse und Vollkommenheit, ja für das Göttliche in uns hält. Schon hat ihn sein Enthusiasmus für die neueste Philosophie, oder den absoluten Idealismus, nicht selten, theils zu Behauptungen, welche keine Kritik aushalten, theils zu Mifsgriffen in dem Plato verleitet, welche mit seinen übrigen Behauptungen von der Unentbehrlichkeit der Philosophie zur gründlichen Philologie — gar sehr contrastiren. Wir werden in der nähern Anzeige auf diesen Punkt vorzüglich Rücksicht nehmen; denn wenn wir gleich überzeugt sind, dafs er, wenn seine Begeisterung dem ruhigem Nachdenken Platz gemacht hat, das Meiste von dem hier Behaupteten selbst zurücknehmen wird, so wäre es doch Schade um seine Talente, wenn sie durch eine falsche Richtung an Brauchbarkeit für das Fach, in welchem sie am glücklichsten wirken können, verlieren sollten.

In dem ersten Kapitel handelt der Vf. von den Eigenthümlichkeiten der Platonischen Dialogen überhaupt; und zeigt ihre Verwandtschaft sowohl in dem Ausdruck als in der äufsern Form des Dialogs mit der alten Comödie. Diese auszeichnende Eigenthümlichkeit leitet der Vf. scharfsinnig davon her, dafs Plato in seinem Jünglingsalter wirklich Dramen für die Bühne ausgearbeitet hat, und vermuthet daher auch, dafs der Phädrus, in welchem dieser Charakter am sprechendsten ist, nicht, wie Tennemann aus andern Gründen behauptete, nach seiner ägyptischen Reise, sondern weit früher um die 93 Olympiade, und zwar vor dem Sympofium, in welchem

(IX. 7. nach Wolf's Ausg.) auf den Phädrus angespielt werde, verfertiget worden sey. (Da aber diese Stelle wohl auf Lysias Rede, aber nicht deswegen auch auf den Phädrus des Plato hinweiset, die dramatische Anlage aber in allen Dialogen des Plato mehr und weniger, in den frühern wie in den spätern, angetroffen wird: so wird sich diese Zeitbestimmung schwerlich behaupten können. Sollte Hn. *A.* Grund gültig seyn, so müsste der Lysis, von dem es bekannt ist, dass er noch bey dem Leben des Sokrates geschrieben ist, das dramatische Gepräge mehr als andere an sich tragen. Was aber der Fall nicht ist. Uebrigens schliesst auch der Vf. von einem Theile des Dialogs auf das Ganze, mit Unrecht. Die grösere Hälfte des Phädrus ist von dem dithyrambischen Fluge, der in den Reden herrscht, weit entfernt.) Es ist dem Vf. auch wahrscheinlich, dass die dramatischen Werke des Epicharmus und die Silli Einfluss auf diese Form des Vortrags gehabt haben, so wie man dieses ganz bestimmt von des Sophrons Mimen weiss. Dieses giebt dem Vf. Veranlassung zu einer Digression über die Mimen der Griechen und Römer, welche er von einander nach bestimmten Merkmalen unterscheidet. Die griechischen, sagt er, waren lebendige Darstellungen menschlicher Charaktere und Handlungsweisen, die einen ernstern Zweck hatten, als Lachen zu erregen, auch nicht fürs Theater bestimmt waren; die römischen hingegen wurden auf dem Theater mit Pantomimen aufgeführt; es waren Possen, deren Stoff aus dem gemeinem Leben genommen war. Hr. *A.* hat hier einen glücklichen Anfang zur Aufhellung eines noch im Dunkeln liegenden Gegenstandes gemacht, wenn er gleich noch irrig annimmt, dass die griechischen Mimen alle von einer Art waren, wie Hr. *Eichstädt* in der angehängten Epistel mit seiner bekannten Gelehrsamkeit unwidersprechlich beweiset. Etwas sonderbar vertheidigt der Vf. die in denselben, und den Komikern vorkommenden Obscönitäten, aus dem Grunde, weil der Scherztrieb, die Neigung zum Komischen, *eben so absolut und unbedingt sey*, als das Streben, welches sich auf das Praktische und Moralische bezieht, und der Dichter, in dem höchsten Grade von Begeisterung in Rücksicht auf Zeit, Ort, Personen und Umstände keine Beschränkung anerkenne. Ja er glaubt, dass diese groben Scherze und Scurrilitäten gar wohl der Form des Schönen empfänglich seyen. Solche Urtheile verrathen den Jüngling, so sehr er eine Kennermine annimmt. Lehrreicher ist die Ableitung dieser Mimen von den Fescenninen, welche er mit den φαλλικοις der Griechen vergleicht, so wie in dem 2. Kapitel des Ursprungs der römischen Satire aus eben denselben, wobey über das Verhältnis der Satiren des Lucilius und Horatius, über die Spuren Sokratischer Weisheit, und die Nachbildung der Form des Platonischen Dialogen in den letzten, feine Bemerkungen vorkommen. Dieses führet den Vf. in dem 3. Kap. auf eine Vergleichung der Horazischen *Ars poetica* mit dem Phädrus des Plato in Ansehung des Zwecks. Seine Ansicht von dem Gedicht des Horaz, dessen Form und Zweck so viele abweichende Meynungen veranlasst hat, empfiehlt sich durch die natürliche Auflösung aller Schwierigkeiten, welche den andern Erklärungen anhängen. Horaz wollte die Dichter seiner Zeit, welche ohne Genie oder ohne gelehrte Bildung sich der Poesie widmeten, mit feinem Spott züchtigen. Die Beyspiele von Fehlern, welche solche unberufene Dichter begehen, nimmt er gewöhnlich aus Schauspielen, weil sie am bekanntesten und einleuchtendsten waren. Wielands und Hurds Erklärungen werden geprüft. Eben denselben Zweck hatte Plato sich bey seinem Phädrus in Ansehung der gewöhnlichen Redner vorgesetzt; er verbindet, wie Horaz, mit dem Tadel des Fehlerhaften zugleich die Regeln der ächten Beredsamkeit. Diese Aehnlichkeit betrifft aber nur das Allgemeine; die Untersuchung des Unähnlichen sowohl in dem Zwecke, als in der Form und Ausführung, würde vielen interessanten Stoff dargeboten haben, welchen der Vf. ganz unberührt gelassen hat. Der Plan des Ganzen, und die dramatische Form des Dialogs, in der Individualisirung der Zeit und des Ortes, in der Haltung der Charaktere der unterredenden Personen, in der Aehnlichkeit der beiden von Sokrates eingewebten Reden mit den Dithyramben oder den Episoden in den Komödien wird nun weiter entwickelt. In dem letzten Punkt kann Rec. nicht dem Vf. beystimmen. Der Zweck, die Verirrungen der Redner, denen sie ohne philosophische Kenntnis der Sache, in Lob und Tadel sich aussetzten, verbunden mit der Fülle und dem Feuer der Einbildungskraft des philosophischen Schriftstellers klärt alles auf, ohne ihm die falsche Absicht, ein Drama in einem Dialoge nachzubilden, die hier gar nicht statt fand, unterzuschieben. In dem 4. Kap. untersucht der Vf. die Frage: ob die Sermonen des Horaz wahre Gedichte sind. Wenn der Vf. S. 45. auch Plato's Dialogen als zu dieser Untersuchung gehörig nennt, so geschah es wohl hauptsächlich des Titels wegen. Denn wer hat sie noch je unter die Gedichte zählen wollen, ausser dem Vf. in dem vorigen Kapitel? Er verneinet die Frage aus zwey Gründen. Der erste Grund ist dieser: Gedichte, welche den Zweck haben, etwas zu lehren, zu beweisen, Irrthümer zu widerlegen, sind keine wahren Gedichte; dieser Zweck streitet mit dem Schönen. Denn das Schöne hat zwar eine Verwandtschaft mit dem Guten, aber nur in Ansehung der Form; an sich ist es über alles, was zur menschlichen Natur gehört, die immer beschränkt ist, erhaben. — Der Dichter erhebt sich zu einer höhern Region gleichsam, und sucht auch die Leser durch die Begeisterung und Intensität aller Kräfte des Geistes hinauf zu schwingen. Diese Begeisterung wird durch das Schöne bewirkt. Dass das Schöne etwas Unendliches und Absolutes sey, wie der Vf. hierbey annimmt, ist nicht bewiesen, und wenn es wahr wäre, würde es zu viel beweisen, weil es dann gar nicht dargestellt werden könnte. Man kann auch den Satz: ein Gedicht, das dieses Namens würdig ist, kann nicht Beleh-

lehrung zum Zweck ſich ſetzen, zugeben, ohne daſs dadurch die Möglichkeit eines Lehrgedichts aufgehoben iſt, und das nicht allein in dem Sinn, wie der Vf. S. 46. eine Mittelclaſſe von Geiſteswerken zwiſchen Poeſie und Proſa annimmt, an welchen nur die Form ſchön, der Inhalt aber belehrend iſt, wohin er die Platoniſchen Dialogen und die Horaziſchen Sermonen, auch mehrere ſeiner Oden rechnet. — Mit Recht rügt der Vf. an den Alten, daſs ſie aus Unkunde der Gränzen der Poeſie, zu ihren Gedichten oft Stoffe wählten, die keiner dichteriſchen Bearbeitung fähig waren, wobey er mehrere gelehrte Bemerkungen über die σοφοι einſtreut, welche in Verſen ſchrieben. Er entwickelt dieſes aus den bekannten Gründen, daſs die Proſa ſich ſpäter bildete, daſs das Metrum dem Gedächtniſs zu Hülfe kam; er ſetzt aber noch einen aus dem tranſcendentalen Idealismus entlehnten Grund hinzu. Die Philoſophie, ſagt er, ſteht in nothwendigem Zuſammenhang mit der Poeſie, und iſt aus ihr entſprungen. S. 51. „*Utraque ab una eademque libera mentis actione regitur et moderatur (?) quaſi, (quippe poeta ſupra naturam et mundum vulgarem, ut ita dicam, ſeſe tollit et effert; idem facere debet philoſophus) eo tamen diſcrimine, quod in poeſi illa actio foris tendit et id, quod ſemper intelligentiam noſtram fugit* (das nie Objective, die bloſs ideelle oder anſchauende Thätigkeit, die bewuſstlos producirt) *rebus externis* (äuſsere Producte) *repraeſentat; in philoſophia autem mentem non excedit et obſcuram illam animi actionem, quam dixi, productivam interiore mentis actione* (intellectuelle Anſchauung) *intuetur. — Etenim philoſophus, quemadmodum poeta, mundum ſuum ex ſe procreare, et quae produxerit, intueri debet.*“ Solche Sätze machen alle Widerlegung überflüſſig. Aber ſchaden wird es nichts, wenn der Vf. beherziget, was der nach S. 52. *vere poetico ſpiritu tactus* Plato über das Verhältniſs der Poeſie und Philoſophie, und über ähnliche τερατειαι und γοητειαι, als hier häufig vorkommen, in dem Sophiſta und ſeiner Republik hier und da ſagt. Es iſt eine Unbegreiflichkeit, wie Plato, wie alle wahre Philoſophen, ſo wenig, als alle groſse Dichter dieſe Identität zwiſchen Poeſie und Philoſophie nicht erblicken konnten. Freylich gilt in unſern Zeiten zum Theil, was er auf derſelben Seite ſagt: alle Philoſophie kehre, wenn ſie vollendet iſt, zur Poeſie zurück, und löſe ſich gleichſam in derſelben auf. Aehnliche unbeſtimmte und verworrene Begriffe findet man S. 55. Der zweyte Grund iſt ein myſtiſches, verworrenes Raiſonnement. — Die Ariſtophaniſchen Comödien hingegen, ob ſie gleich mit den Satyren des Horaz Aehnlichkeit haben, zählt er unter die Gedichte. Man höre warum? *quia dicacitas et ſales, quibus imbutae ſunt, plane artificioſi et a divina quadam mente* (von einem begeiſterten Gemüth) *projecti ſunt, ſic ut perfectum artis opus efficiant.* In dem 3. Kap. hat der Vf. einen Verſuch gemacht, die Philoſopheme des Plato von dem Schönen, welche in dem Phädrus meiſtentheils in Allegorien eingekleidet ſind, durch Hülfe der neueſten Philoſophie aufzuklären; dazu aber eine ganz falſche Methode gebraucht, indem er, ohne die Ideen des Plato zu entwickeln, und ihren Gehalt zu beſtimmen, und dann die gewonnenen Reſultate mit den Grundſätzen des tranſcendentalen Idealismus zu vergleichen, dieſem Philoſophen jene Behauptungen aufdringt, und oft ſelbſt gegen allen Schein, und gegen den Geiſt ſeiner ganzen Philoſophie den Worten unterſchiebet. — Zu Anfange wo der Vf. ſich an die Gedanken des Plato näher anſchlieſst, gehet es ganz gut. Sobald er aber auf das Schöne kommt, verläſst er dieſen Weg, und giebt uns ſeine Vorſtellungsart, oder vielmehr die Erklärung der tranſcendentalen Idealiſten, die mit der des Plato nicht übereinſtimmet, ungeachtet er bey Leſern, die weniger mit dem Plato vertraut ſind, den Schein davon erregt, weil er einige Worte hin und wieder, aus dem Zuſammenhange geriſſen, einmiſcht, die nun eben das zu ſagen ſcheinen. So iſt gleich der S. 63. aufgeſtellte Satz: das Schöne entſtehe durch die harmoniſche Vereinigung der beiden Triebe nach Sinnenluſt und nach dem Beſten, nichts weniger als Platoniſch; der Vf. würde weit richtiger zu Werke gegangen ſeyn, wenn er nicht aus dem Phädrus allein, ſondern aus andern Dialogen nach dem Begriffe geforſcht hätte, welchen Plato von dem Schönen gefaſst hatte. Dieſen bezeichnet er ſelbſt S. 101. ganz richtig, wenn er ſagt, Plato habe das Schöne mit dem Guten verwechſelt. Dieſes hätte ihm aber ein Fingerzeig ſeyn müſſen, nicht ſo gerade zu die Behauptungen des Idealismus dem Plato beyzulegen. Ohne nun die Behauptung, Plato's Philoſophie komme dem Idealismus am nächſten, und würde völliger Idealismus ſeyn, wenn er die Accidenzen durch die productive Kraft des Ichs hervorgebracht werden lieſse, einer Prüfung zu unterwerfen, welches hier überflüſſig wäre, muſs ſchon der Vf. von der Unrichtigkeit ſeiner Methode überzeugt werden, wenn er ſo viele Sätze, die mit dem Idealismus ſtimmen, als Platoniſch anführt, ſo ſehr ſie auch mit dem Platoniſchen Sprachgebrauch ſtreiten, wenn er z. B. S. 131. dem Dichter und Redner eine tranſcendentale Schaffung beylegt, und dieſen Begriff mit dem Wort ποιησις verbindet. Zwar ſagt auch Plato ἡ γάρ τοι ἐκ τῶ μὴ ὄντος εἰς τὸ ὂν ἰόντι ὥτῳοῦν αἰτία πᾶσα ἐστὶ ποίησις. Allein da bezeuget το ον, wie ihn der Sophiſta und andere Dialogen belehren können, nichts anders als Wirklichkeit in dem gemeinem Sinne. Was übrigens Plato zu der ihm angedichteten abſoluten productiven Kraft ſagen würde, wenn er dieſe Schrift zu Geſicht bekäme, kann der Vf. aus Republ. X. S. 285. ſehen. Aus dieſem Streben, Dinge zu identificiren, die ſich nicht vereinigen laſſen, muſs man das Schwanken und die Inconſequenz des Vf. erklären, welche ſich an ſo vielen Orten offenbaret. Nachdem er S. 86. die Grundzüge der Platoniſchen Ideenlehre im Ganzen richtiger, als wir erwarteten, (wahrſcheinlich, weil er da einem andern Führer folgte) gezeichnet hat, findet er die Urſache, warum Plato die Urbilder auſser dem Gemüth ſetze,

S. 90. darin, dafs er in dem Phädrus die Philosopheme von der Seele dichterisch behandelt habe. *Poeseos enim est ea natura, ut vel iis, quae sub sensus non cadunt, et sola mente ac cogitatione percipi a nobis possunt, corporeum ac sensile, ut ita dicam, involucrum induat, adeo ut oculis ea cernere nobis videamur.* Was folgt daraus, als Plato hält die Ideen für Producte der unendlichen Thätigkeit des absoluten Ichs, ob er gleich in dichterischen Bildern anders zu sprechen scheint. Wir lesen auf der folgenden Seite in der Note, dafs Plato die unendliche Productionskraft des absoluten Ichs, und die absolute Synthesis, aus der sich alles entwickelt, auf das vollkommenste eingesehen habe, und der Leser wird deshalb auf den Meno S. 349, 351, 361. und Tennemanns System 1. B. S. 257, 261. verwiesen, wo gar nichts von der Art zu lesen ist. Gleichwohl fährt er in derselben Note fort: *Plato autem cum, quomodo in mentem nostram venerit illa rerum infinitas formarumque quasi complexus, non intellexisset, eamque ipsa animi nostri actione oriri et nasci non perspexisset, alio modo sibi id explicare non poterat, quam ut superiorem vitam quandam statueret, in qua formas rerum omnium totiusque naturae, ut ita dicam complexum mens accepisset nostra; in qua quidem sententia poetico ejus ingenio plurimum tribuendum esse appareret.* — Dieses führt uns auf einen andern Punkt, welchen ein Ausleger des Plato nicht aus den Augen lassen darf; nämlich die Unterscheidung der Spiele seiner dichterischen Phantasie von den Producten seines philosophischen Geistes, so wie die Unterscheidung fremder Meynungen von seinen eignen Behauptungen. Dagegen hat Hr. *A.* nicht selten gefehlt, von der Sucht den Idealismus allenthalben zu finden verleitet. Dahin gehöret das Bild von den zwölf Göttern, von ihrem Wagen, in welchen Hr. *A.* philosophische Wahrheiten entdeckt. Wenn Plato in dem Phädrus S. 279. die Erklärung der Mythen als eine undankbare, mühsame, und anderen nachstehende Arbeit von sich weist, so findet Hr. *A.* darin den Satz, die Natur der Götter und des Schönen könne von uns, ihrer Unendlichkeit wegen, nicht begriffen werden. Eben so ziehet er die Stelle Leg. VII. S. 387. τὸν μέγιστον θεὸν φαμεν ὅτε ζητεῖν δεῖν, ὅτε πολυπραγμονεῖν τὰς αἰτίας ἐρευνῶντας dahin, da doch dieses nicht Plato's, sondern eine gemeine Vorstellungsart ist, welche er verwirft. — Wir hätten noch manches über die Sätze des Idealismus selbst zu sagen, welche dem Plato angeeignet werden sollen; allein wir hoffen, dafs der Vf. bey reiferen Jahren gar vieles von dem zurücknehmen wird, was er hier als Orakel behauptet. Das sechste Kapitel. *Eloquentia ψυχαγωγια a Platone dicta. Kantiana ejus crimination reprobatur. Platonis de arte rhetorica praecepta illustrantur*, hat uns im Ganzen weit mehr Genüge geleistet, als das vorhergehende. Einige Stellen abgerechnet, welche denselben Tadel verdienen, ist die gewählte Materie gut ausgeführt, selbst die Widerlegung des Kantischen Urtheils von der Beredsamkeit, enthält viel Wahres, ungeachtet der Vf. nicht gehörig darauf geachtet hat, dafs Kant nur von der Beredsamkeit auf der Kanzel und vor den Richtern spricht, wo sie wirklich nicht zulässig scheint. Lehrreich ist die Darstellung der Platonischen Regeln von der Beredsamkeit, als Resultaten seiner Kritik der Lysianischen Rede, und die Vergleichung ähnlicher Gedanken in der *ars poetica* des Horaz. Mehrere Stellen derselben erhalten ein neues Licht durch diese Parallele, z. B. gleich der Anfang der *ars poetica*, verglichen mit Phädrus S. 359. so wie auch einige andere Stellen aus andern Schriftstellern hier und da erläutert werden.

Die angehängte Epistel des Hn. *Eichstädt* ist nicht allein durch die Art und Weise, wie er diese Erstlinge der lateinischen Societät in das Publicum einführt, sondern auch durch die gelehrten Untersuchungen, welche der Vf. einwebt, interessant. Nach dem Zweck, den diese Schriften haben, konnte er an dem wesentlichen Inhalte und dem Zuschnitte des Ganzen nichts ändern; daher darf man auch nicht glauben, dafs er allem seinen Beyfall gebe; er tadelt vielmehr mit Nachdruck die Anwendung von dem transcendentalen Idealismus zur Erklärung alter Philosophen, die er mit der moralischen Auslegung vergleicht. *Non ignoras, quod Diogenes narret Socratem dixisse de Platone, quum ejus Lysidem audiret recitari. Idem mihi Plato, et quia veteris Comoediae sales amabat, etiam festivius ille ac dicacius, videtur dicturus fuisse, si quae recentiores quidam philosophi eorumque sectatores ingeniose ipsi de suo affinxerunt, ea legere ac perpendere potuisset.* Uebrigens zeichnet er auch mehrere Punkte aus, wo der Vf. in seinen Untersuchungen weiter hätte gehen sollen, z. B. über die Verschiedenheit der griechischen Mimen, über den Unterschied der Horazischen Episteln und Sermonen, und füllet, zum Theil mit kurzen Zügen, die aber die Meisterhand verrathen, die gelassenen Lücken aus.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MARBURG, in der neuen akadem. Buchh.: *Friedr. Wilhelm Voigtel*, d. A. W. D. *Bruchstücke aus der Zeichenlehre der Entbindungskunst.* Aus dem Lateinischen übersetzt von D. *C. F. E.* 1800. 216 S. 8. Mit sechs Kpft. (20 gr.)

Da das Original dieser Schrift bald nach der Erscheinung derselben, in diesen Blättern angezeigt worden ist: so schränkt sich Rec. darauf ein, bey der Uebersetzung zu bemerken, dafs solche treu und verständlich abgefafst ist, übrigens aber keine wesentliche Vorzüge besitzt, und, in Absicht der beygefügten Kupfertafeln, dem Originale sehr zurückstehen mufs. Der Uebersetzer ist Hr. *Christian Friedrich Elias*, Arzt zu Wolfhagen im Hessischen, von dem wir ebenfals eine Zeichenlehre der Geburtshülfe besitzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Weygand. Buchh.: *Bibliſche Theologie des Neuen Teſtaments. Erſter Band. Chriſtologie nach den drey erſten Evangeliſten.* 1800. 381 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es wird ſchon dieſem Buch zur Empfehlung gereichen, wenn wir unſern Leſern ſagen, daſs es von eben dem Vf. iſt, der die *Theologie des A. Teſt.* oder *Darſtellung der religiöſen Begriffe der alten Hebräer.* Leipzig 1796. und die *dicta claſſica V. T. notis perpetuis illuſtrata* Leipz. 1798 u. 99. geliefert hat. Beide Schriften, die eigentlich zuſammengehören, indem die letztere manches in der erſteren näher beſtimmt, erläutert und berichtiget, ſind mit Beyfall aufgenommen worden. Sie verdienen es auch wirklich, daſs ſie wegen der gründlichen Kenntniſs und guten Darſtellung der Sache und wegen des darin herrſchenden freymüthigen Forſchungsgeiſtes jedem Theologen empfohlen werden. Aber eben deswegen wird auch einem jeden, der jene Schriften geleſen hat, eine bibliſche Theologie des N. Teſt. von ebendemſelben Verfaſſer willkommen ſeyn. Dieſe ſchlieſst ſich, wie der Vf. ſelbſt ſagt, an jene Theologie des A. Teſt. genau an, und er hofft ſie in drey Bänden zu liefern. Dieſer erſte Theil enthält, nach der Vorerinnerung über die bibliſche Theologie überhaupt, die Chriſtologie nach den drey erſten Evangeliſten, wie ſchon der Titel lehrt. Der zweyte ſoll die noch übrige Theologie im engeren Verſtande mit der Angelologie und Anthropologie nebſt dem Lehrbegriff des Johannes enthalten, und alsdann ſoll im dritten Theil der Lehrbegriff Pauli etc. nebſt dem Reſultat über das Ganze, über Einſtimmung oder Nichtübereinſtimmung des Syſtems und über den Werth oder Unwerth deſſelben geliefert werden. Wir enthalten uns des Urtheils über die Anlage und Einrichtung des Ganzen, bis das Werk vollendet ſeyn wird, und wollen einſtweilen unſre Leſer mit dem Inhalt dieſes erſten Bandes näher bekannt machen, und einige Bemerkungen einſchalten.

Nicht ohne Grund ſagt der Vf., daſs wir noch keine reine bibliſche Theologie hätten. In der Vorerinnerung erklärt er, was ſie ſeyn ſoll, nämlich eine reine von allen fremdartigen Vorſtellungen geſäuberte Entwickelung der Religionstheorie der Juden vor Chriſto, und Jeſu und ſeiner Apoſtel, nach den verſchiedenen Kenntniſſen und Anſichten der heil. Schriftſteller, aus ihren Schriften hergeleitet. Daraus wird nun gefolgert, daſs man nicht alle in die bibliſche Theologie des A. Teſt. und die bibliſche Theologie des N. Teſt. abſondern, und bey jener die Religionsbegriffe chronologiſch ordnen und aufſuchen, ſondern auch bey dieſer die Darſtellung der Religionstheorie bey den verſchiednen Schriftſtellen des N. Teſt. unterſcheide und das, was ſie mit einander gemein oder was jede eigentlich hat, ausmitteln müſſe. Es müſſe alſo zuerſt aus Matthäus, Marcus und Lucas, die mit einander übereinſtimmen, der Lehrbegriff zuſammengeſtellt werden, ferner müſſe dieſes nach dem Typus des Johannes geſchehen, der ſeinen eigenen Geſichtspunkt und ſeine eigene Weiſe und Sprache habe; und da Paulus das Chriſtenthum am weiteſten ausgebreitet, und was allgemein chriſtliche Wahrheit ſey, beſtimmt und mehr entwickelt habe: ſo ſey es beſonders der Mühe werth, ſein Syſtem zu erörtern und zugleich auch das, was ſich in den Briefen der andern Apoſtel finde. Zugleich müſſe man aber Zeitbegriffe und allgemein gültige Wahrheit, Lehre und Beweis der Lehre, von einander abſondern, und die eigenen Vorſtellungsarten und Traditionen der Apoſtel von dem Lehrbegriff Jeſu unterſchieden, um zu beſtimmen, was allgemein gültiges Chriſtenthum und in wiefern die Lehre Jeſu wahr und göttlich ſey. Die hier aufgeſtellten hermeneutiſchen Grundſätze ſind gut und empfehlungswürdig, aber bey der Anwendung derſelben in einzelnen Fällen kommt ſo viel auf die ſubjective Anſicht des Interpreten an, daſs es wirklich eine ſchwierige Sache bleibt, den Lehrbegriff des N. Teſt. nach dieſer Unterſcheidung von allen fremdartigen Vorſtellungen gereinigt darzulegen. Der Vf. hat einen rühmlichen Verſuch gemacht, dieſes zu thun; aber dennoch möchte Rec. nicht behaupten, daſs ſich nichts fremdartiges in dieſer Darſtellung finde.

Der Vf. fand es zweckmäſsig, vorläufig zu unterſuchen, für wen ſich Jeſus ausgab und gehalten wurde, und was er ſich für einen Zweck vorgeſetzt habe: weil dieſes ganz natürlich Einfluſs auf ſeine Lehre haben muſste. Er redet alſo zuerſt von dem Zweck Jeſu und handelt kurz von dem Meſſias der Propheten, und den Hoffnungen von ihm zu den Zeiten Jeſu. Er unterſucht ferner, was Johannes von Jeſu und ſeinem Reiche gelehrt habe, wodurch Jeſus in dem Gedanken, daſs er der Meſſias ſey, beſtätigt wurde, wie er ſich dazu vorbereitete, und darauf auftrat und die Erſcheinung des Meſſiasreichs verkündigte, welches auch die Folge hatte, daſs man ihn als Meſſias erkannte; in welchem Sinn ſich Jeſus der Meſſias nannte und die Ankunft des Reichs Gottes verkündigte, wie die Ausdrücke, deren ſich

Jesus von diesem Reiche bedient, zu verstehen seyen; in welchem Sinne sich Jesus auf die Erfüllung der Weissagungen der Propheten berufen habe; was es mit den Wundern Jesu, die er für einen Beweis seiner Messiaswürde erklärte, für eine Bewandnifs habe, wie insbesondere die Zerstörung des Reichs der Dämonen zu verstehen sey; in welcher Verbindung der Tod Jesu mit seinem Geschäfte als Messias stehe, und unter welchen Bedingungen man an dem Messiasreiche Jesu Theil haben könne; wobey zugleich von der Aufnahme durch die Taufe und dem Gedächtnismahl der Stiftung der neuen Religion gehandelt wird. Bey diesem allem findet man vieles sehr gut zusammengestellt und richtig bemerkt. Die einzelnen Stellen, worauf sich die in den Paragraphen aufgestellte Behauptung gründet, werden angeführt, übersetzt und zweckmäfsig erläutert, und überall wird auch auf die neueren Schriften Rücksicht genommen. Mit unter kommen auch eigene Bemerkungen des Vfs. vor, aber nicht immer kann Rec. den Ansichten des Vfs. Beyfall geben. S. 16. wird behauptet, die Magier seyen keine Juden aus Arabien gewesen, sondern persische Astrologen, die etwa einen Cometen, dessen Stellung gegen Palästina war, beobachtet und daraus auf die Geburt eines Prinzen geschlossen hätten. Sollten aber wohl persische Gelehrte ein solches Interesse bey der Geburt eines jüdischen Prinzen gehabt und gezeigt haben? Die alte Sage, die schon bey Justin dem Martyrer bestimmt angegeben ist, dafs die Magier aus Arabien kamen, verdient doch wirklich nicht so geradezu verworfen zu werden. Auch in Arabien waren Magier, die sich mit Astrologie beschäftigten. Der Hauptgrund des Vfs. hat auch wenig Gewicht. Er sagt, die Frage nach dem neugebornen König *der Juden* zeige schon an, dafs sie nicht zu dieser Nation gehörten. Allein ist es denn so etwas ganz fremdes und ungewöhnliches, dafs die Juden den Messias König der Juden, König Israels, nennen! Man vergleiche Marc. XV, 32. mit Luc. 23, 27. Kann etwa auch Nathanael kein Jude deswegen seyn, weil er zu Jesu sagt: du bist der König Israels Joh. 1, 50.? Eben so wenig beweisend ist dieses, dafs sie als Juden nicht erst den Geburtsort des Messias zu Jerusalem hätten erforschen dürfen. Wie kann aus der Antwort des Sanhedrins, welches den Geburtsort des Messias aus Micha 5, 1. bestimmte, schliefsen, dafs dieses eine allgemein bekannte Sache gewesen sey? Warum fragte denn Herodes darnach? Mufste nicht das Sanhedrin dem argwöhnischen König einen bestimmten Ort nennen? Aus Joh. 7, 27. sieht man doch, dafs es der herrschende Gedanke war, man wisse den eigentlichen Geburtsort des Messias nicht. Dafs Johannes der Täufer, der Jesum für den Messias erklärt hatte, nachher Scrupel darüber bekommen habe, ob er auch wirklich der Messias sey, folgt gar nicht aus der Geschichte Matth. 11, 1 ff. Die Geschichte zeigt vielmehr, dafs eben die Wunder Jesu den Johannes veranlafsten, die Gesandschaft an Jesum zu schicken. Johannes wollte Jesum veranlassen, sich öffentlich für den Messias zu erklären. Das rühmliche Zeugnifs, dafs Jesus von Johannes bey dieser Gelegenheit ablegte, zeigt auch deutlich genug an, dafs Jesus die Frage des Johannes nicht als Zweifel an seiner Messiaswürde aufnahm. Dafs Jesus von einem Pharisäer sey versucht worden, wird mit Recht bestritten, und das Ganze als innere Versuchung erklärt. S. 38. werde in der Stelle Matth. 16, 19. die Worte δεω und λυω, weil von Schlüsseln die Rede ist, vom *öffnen* und *schliefsen* der Thüre erklärt, da man vor Alters die Thüre mit Stricken verwahrte. Aber wie schicken sich alsdann die Schlüssel hieher? Wegen der Construction ὁ ἐὰν δήσῃς — ἔσται δεδεμενον ἐν τῳ οὐρανῳ schickt sich auch die im jüdischen Sprachgebrauch gewöhnliche Bedeutung *verbieten* und *befehlen* am besten. Bey der Gelegenheit, da der Vf. zeigt, dafs die geheilten Kranken Jesum für den Messias erklärten, ohne dafs er widersprach, wird auch die Geschichte des dämonischen Menschen Matth. 8, 29. angeführt. Um den Vorwurf zu entkräften, dafs die Handlung Jesu menschenfeindlich gewesen sey, indem Jesus es erlaubte, dafs die Heerde Schweine ins Meer gestürzt wurde, bemerkt der Vf.: die Schweine seyen in den Augen eines Juden höchst unrein gewesen; da nun der Dämonische eine Heerde desselben vor sich sahe: so rannte er auf dieselben zu, nachdem er sich die Erlaubnifs dazu ausgebeten hatte, die er sich aber wohl selbst würde genommen haben, in der Einbildung, die Dämonen führen in diese. Jesus benutzte diesen Wahn zu seiner Genesung ohne vorherzusehn, dafs die Schweine ins Meer stürzen würden, welches Unglück zufällig entstand. Rec. findet auch in dieser Ansicht wenig befriedigendes, indem sie auf willkürlichen Behauptungen beruhet, die eigentlich nicht in der Erzählung liegen. Dafs Jesus kein weltliches Reich, sondern ein moralisches Reich habe stiften wollen, wird S. 46 ff. sehr gut gezeigt, und zugleich der Einwurf, den man von dem Einzug Jesu in Jerusalem entlehnt hat, S. 70. befriedigend beantwortet. Der Vf. bemerkt, dafs der ganze Vorgang ohne die Absicht und ohne die Veranstaltung Jesu geschah und dafs er dem Zuruf, dafs er der Messias sey, deswegen nicht widersprach, weil er überzeugt war, dafs er wirklich der Messias sey, obgleich in einem andern Sinne, wie er auch gleich bey seiner Ankunft in Jerusalem durch seine Handlungen zeigte. Bey der Stelle Matth. 21, 2. glaubt der Vf., dafs das Füllen mit der Mutter sey angebunden gewesen, aber das Füllen sey nur allein zu Jesu gebracht worden, wovon auch die übrigen Evangelisten nur reden. Er meynt die Stelle Zach. 9, 9. habe Einflufs auf die Erzählung gehabt, indem man die Begebenheit dieser ganz conform machen wollte. Rec. würde dieser Meynung beystimmen, wenn in dem griechischen Text blofs ονον και πωλον stünde. Man könnte alsdann sagen, der griechische Uebersetzer habe aus Versehn die Verbindungsartikel dazwischen gesetzt. Aber der Zusatz δεδεμενην und επ αυτης mufs doch auch im Original oder dem Urevangelium gestanden ha-

haben. Warum sollte auch dieser Umstand nicht richtig seyn können, wenn ihn gleich die andern Evangelisten nicht bemerken, weil wirklich nur das Füllen zu Jesu geführt wurde? Dass Matthäus sich nachher so ausdrückt, als wenn beide, die Eselin und das Füllen, zu Jesu wären geführt worden, und er auf beiden geritten hätte, lässt sich aus dem ungebildeten Erzählungston, den man bey Matthäus gewöhnlich findet, erklären. Die verschiednen Meynungen von dem Reich Gottes werden angeführt, und zum Theil genauer geprüft. Der Vf. zeigt, dass nach einigen Stellen das Reich Gottes zu den Lebzeiten Jesu schon da war, und dass Jesus darunter ein moralisches Reich, eine Anstalt Gottes, nach welcher er richtige und vollkommenere Religionsbegriffe und Bestreben nach reiner Tugend allgemein verbreiten wollte, verstanden habe. Zugleich wird aber auch auf die Stelle aufmerksam gemacht, worin Jesus das Reich Gottes als noch zukünftig schildert. Er beschreibt dieses Reich so, dass er zum zweytenmal sichtbar auf Erden erscheinen, und zum Beweise seiner allgemeinen Herrschaft ein feyerliches Weltgericht halten, die guten Menschen zur ewigen Glückseligkeit einführen, und die gottlosen zur immerfortdauernden Strafe verdammen werde. Wie der Ausdruck Jesu hierüber zu verstehen sey, wird S. 106 ff. ausführlich entwickelt. Der Vf. zeigt, dass einzelne Stellen, welche von einem Reich auf Erden bey der Erscheinung Jesu zu handeln scheinen, bildlich zu verstehen seyn, indem Jesus in andern Stellen ganz deutlich die Belohnungen im Reiche Gottes nicht auf irrdische Freuden, sondern auf das himmlische ewige Leben beziehet. Dass Jesus Matth. 25. von seiner Wiederkunft zum allgemeinen Weltgericht rede, wird gegen Eckermann behauptet. Was die Zeit dieser Ankunft Jesu, um Gericht zu halten, betrifft: so sagt der Vf., es scheine, dass Jesus selbst die Hoffnung gehabt habe, er werde bald zum Weltgericht erscheinen, und daher hätten auch die Apostel eine baldige Ankunft Jesu erwartet. Er meynt, wenn Jesus auch eine solche irrige Hoffnung genährt habe: so sey doch ein solcher Irrthum der göttlichen Autorität Jesu nicht nachtheilig; denn es folge nur daraus, dass er nicht allwissend war. Aber wird auf diese Weise die Lehre Jesu nicht ungewiss? Wenn er sich selbst darin geirrt hat, kann er nicht auch in andern Dingen irrigen Vorstellungen der Juden gefolgt seyn? Die Stelle Matth. 25, 31 ff. ist doch die einzige, wo Jesus bestimmt von seiner Zukunft zum Gericht redet; aber hier wird doch eigentlich nichts davon gesagt, dass diese Zukunft bald erfolgen solle. Die Stellen im 24 Kap. die man gewöhnlich anführt, handeln nicht vom Weltgericht. Jesus beantwortet zuerst die Frage, wegen der Zerstöhrung Jerusalems und des Tempels und den Anzeigen davon. Auf den letzten Theil der Frage, wegen des Endes der Welt kommt er erst Kap. 25, 31. redet aber ganz allgemein und unbestimmt von dieser Erscheinung. Daraus, dass die Apostel die Rede Jesu nach jüdischer Vorstellung sich als nahe bevorstehend gedachten, folgt noch nicht, dass Jesus dieselbe Vorstellung hatte. Er bestritt sie nur nicht direct. Bey den Weissagungen des A. Test. werde mit Recht die Stelle, worauf sich Jesus selbst als in ihm erfüllt berufen hat, von denen, welche die Schriftsteller des N. T. auf ihn ziehen, unterschieden. Bey der Frage, in welchem Sinne sich Jesus auf die Erfüllung der Weissagungen der Propheten in seiner Person berufen habe, setzt der Vf. als hinlänglich erwiesen voraus, dass in dem A. T. keine specielle Weissagungen von dem Individuum Jesu und seinen Schicksalen und Werken enthalten seyen. Inzwischen sucht er zu zeigen, wie Jesus sich überzeugt habe, dass in den Propheten alles von ihm vorhergesagt sey, theils weil manches, was die Propheten von dem Messias gesagt hatten, auf ihn völlig passte, theils weil die damals unter den Juden übliche Schriftauslegung zugleich einen höheren Sinn annahm. Auch hier glaubt der Vf., dass die Vorstellungen Jesu irrig gewesen seyn könnten, indem er manches speciel auf sich anwendet, woran die alten Propheten nicht gedacht hatten; doch sey es eine Fügung der Vorsehung, dass Jesus diese Idee auffasste und das grosse Werk der Menschenbeglückung vollendete. Inzwischen ist der Vf. auch nicht ungeneigt anzunehmen, dass Jesus sich bey solchen Citationen accommodirt und zu den Begriffen seiner Zeitgenossen herabgelassen habe. Der neutestamentliche Begriff eines Wunders wird also bestimmt es sey eine Wirkung, welche von Menschen nicht durch eigne Kraft, sondern durch unmittelbare Einwirkung entweder der Allmachtskraft Gottes oder eines Dämons vollbracht wird. Die Richtigkeit dieser Erklärung wird vornehmlich aus Matth. 12, 22 bis 29. erwiesen, weil Jesus ausdrücklich sagt, er treibe durch πνευμα θεϱ, wodurch keine mittelbare Einwirkung Gottes könne verstanden werden, die Dämonen aus. Billig hätte hier der Einwurf, den man aus V. 27. zu machen pflegt, kurz beantwortet werden müssen. Jesus beruft sich blos deswegen auf die Heilungen der Exorcisten, um den Pharisäern das boshafte und hämische in ihrer Beschuldigung fühlbar zu machen. Dass die Exorcisten durch das πνευμα θεϱ ihre Kuren verrichteten, behauptet er nicht, sondern dieses eignet er sich allein zu, und will es deswegen auch als Beweis angesehen haben, dass das Messiasreich erschienen sey. Die Stelle Matth. 12, 38—40. wird so erklärt, dass Jesus die Pharisäer auf das künftige Wunder seiner Auferstehung verwiesen habe. Doch meynt der Vf., es könnte der 40 V. eine Glosse seyn, womit der Evangelist oder ein anderer die Rede Jesu erweitert hätte. Die Meynung von Eckermann und Paulus, welche es leugnen, dass Jesus durch Wunder seine Messiaswürde habe bestätigen wollen, werden S. 195 ff. geprüft und widerlegt; doch hätte noch mehr gesagt werden können. Bey der Untersuchung: ob die Wunder Jesu wirkliche Wunder waren, wird zugegeben, dass einige Wunderthaten und Kuren natürlich konnten erklärt werden, aber andere waren doch von der Art, dass sie sich nicht aus natürlichen Ursachen erklären lassen.

Wenn

Wenn der Vf. S. 212. auf die Zerstörung des Reichs der Dämonen als Geschäft des Messias kommt: so untersucht er, was unter Teufel und Dämonen zu verstehen sey, welche Macht denselben beygelegt werde, dafs Christo die Absicht die Herrschaft der Dämonen zu zerstören zugeschrieben werde, und ob Jesus sich dabey nach den abergläubischen Meynungen gerichtet, oder sie selbst angenommen habe. Bey diesem allem sind die neueren Schriften und Aufklärungen hierüber gut genutzt, doch hätte einiges noch genauer können bestimmt werden. S. 276. meynt der Vf., Johannes habe nicht die Taufe von der Proselytentaufe entlehnt, sondern als Aufnahmsceremonie zuerst eingeführt. Seine Gründe sind aber nicht sehr wichtig. Freylich reden nur spätere Rabbinen von der Proselytentaufe, aber doch als einem sehr alten Gebrauch, und es ist gar kein Grund anzugeben, warum sie dieses sollten erdichtet haben; vielmehr stimmt die Proselytentaufe mit dem übrigen jüdischen Ritus vollkommen zusammen. Hillel und Schamai disputirten schon über einige Nebenumstände. Sollte dieses blofs erdichtet seyn? Das ungewöhnliche der Ceremonie zog auch nicht eigentlich die Menge herbey, sondern die ganze Handlungsweise des Johannes, und besonders war das auffallend, dafs er Juden zur Taufe einlud, und diese auf den erwarteten Messias taufte. Eben deswegen gab man ihm auch den Beynamen Βαπτιστης. Die Einsetzung des Abendmahls wird ganz richtig aus den bey der Paffahmahlzeit gewöhnlichen Formeln erläutert, und εστι durch *es bedeutet, es ist Symbol* erklärt.

Bey der Betrachtung über die Person Jesu, wird erst untersucht, wer er nach dem Bericht der drey Evangelisten sey, und alsdenn wird von seinen Schicksalen gehandelt. Jesus war Mensch aus Davids Familie entsprossen, aber durch göttliche Kraft übernatürlich gebildet. Doch hält der Vf. das letztere für unwahrscheinlich, und glaubt, die Nachricht, dafs eine Jungfrau Jesum geboren habe, und er durch Gottes Wunderkraft sey gebildet worden, sey eine spätere ungewisse Sage. Jesus nannte Gott seinen Vater, weil Gott durch ihn das grofse Werk der moralischen Weltbeglückung ausführte, und ihn mit göttlicher Kraft dazu ausgerüstet hatte. Von einem inneren Verhältnifs zwischen Vater und Sohn ist in den drey Evangelisten nirgends etwas zu finden. Die Erzählung des Lucas von der Geburt Jesu ziehet der Vf. in Zweifel. Der erste Grund, dafs in der Angabe der Zeit schon ein Fehler sey, ist unbedeutend, denn die Angabe läfst sich rechtfertigen, ohne dafs man πρωτη für πρωτερα nimmt. Die Engelerscheinung ist freylich auffallender. Der Vf. vermuthet, es sey in der Nacht ein Ungewitter entstanden, wobey es stark wetterleuchtete. Dieses sey die δοξα κυριε gewesen. Die Hirten wären in ihren Stall geflüchtet, und hätten dort das Kind, den Nachkömmling Davids, angetroffen und ihre Hoffnung auf den Messias dabey bezeugt. Gegen die Behauptung, dafs Jesus von den Essenern seine Geistesbildung erhalten habe, werden mit Recht Erinnerungen gemacht. Es hätte aber noch mehr gesagt werden können. Bey der Lehrart Jesu wird auf die drey Vorzüge aufmerksam gemacht, auf die kluge Bequemung nach Personen, Zeit, Ort und Umständen, die Gemeinverständlichkeit und Gemeinnützigkeit. Von der Frage: warum wählte Jesus den Judas zum Apostel? sagt der Vf.: Lafst uns offenherzig gestehen, er wählte ihn, weil er nicht allwissend war; weil Judas besser schien, als er war. Wie ist es aber zu erklären, dafs Jesus doch sein Leiden und auch die Verrätherey des Judas so genau voraus sagte? Wenn der Vf. von dem blutigen Schweifs Jesu sagt, dieses sey erdichtet, der Text des Lucas habe nichts davon, der Vergleichungspunkt sey die Gröfse der Schweifstropfen, die an Gröfse dem Blutstropfen ähnlich waren: so kann Rec. nicht beystimmen. Wir haben Erfahrungen, dafs gesunde Menschen in grofser Angst Blut geschwitzt habe. Dafs Jesus am Kreuz wirklich gestorben sey, wird mit Recht behauptet, und durch Gründe unterstützt. Von der Auferstehung wird geurtheilt, wenn sich auch in der Erzählung der Nebenumstände Widersprüche zeigen: so thut dieses doch nichts gegen die Wahrheit des Ganzen. Die sichtbare Himmelfahrt Jesu wird vertheidigt, und auf die gemachten Einwürfe kurz geantwortet. Wir sehen der Vollendung des ganzen Werks mit Verlangen entgegen.

GESCHICHTE.

Prag, b. Calve: *Unterhaltungen mit jungen Freunden der Vaterlandsgeschichte. Zweytes Bändchen.* Geschichte Böhmens und seiner österreichischen Könige vom Ferdinand II. Regierungsantritt bis zum Schlufs des siebenzehnten Jahrhunderts. Von *Ignaz Cornova.* 1800. 310 S. 8. (18 gr.)

Dieses zweyte Bändchen ist am Werth dem vorigen gleich. Die Begebenheiten werden gröfstentheils mit historischer Treue in einer natürlichen Ordnung und auf eine auch für die Jugend fafsliche Art dargestellt. Gegen die getroffene Auswahl derselben läfst sich wohl das Meiste erinnern, indem sich der Vf. blofs auf die politische Geschichte einschränkt, ohne auf die mannichfaltigen Veränderungen, die sich in Ansehung der Cultur während diesem Zeitraum ereigneten, die mindeste Rücksicht zu nehmen, so dafs er nicht einmal den Einflufs berührt, welchen der 30jährige Krieg auf den innern Zustand von Böhmen äufserte. Auch macht die dialogische Form der Erzählung, die man blofs durch häufige an die Jugend gerichtete Anreden mit den Worten: „meine Besten" oder „meine Lieben" entdeckt, keinen angenehmen Eindruck.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Gräff: *Beyträge zur Pflanzen-Anatomie, Pflanzen-Phyſiologie und einer neuen Charakteriſtik der Bäume und Sträucher*, von *Friedr. Caſim. Medicus. Heft 1—7. 1799—1801.* 521 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Nur durch Beobachtungen und Verſuche kann der Bau und die Oekonomie der Gewächſe erläutert werden, und es iſt Pflicht eines jeden denkenden Mannes unter den Oekonomen, Gartenkünſtlern und Forſtmännern, Beyträge zu dieſer wichtigen Lehre aus ihren eignen Erfahrungen zu liefern. Der Vf. iſt ein berühmter, erfahrner und gelehrter, praktiſcher Botaniſt und Forſtwirth. Von ihm ſind mit Recht Bereicherungen der Phytotomie und Phytonomie zu erwarten, und dieſe Erwartung wird durch das Studium dieſer Schrift auch zum Theil erfüllt. Man findet über den Unterſchied der Knoſpen, über den Bau des Splints und der Rinde, über die Markhöle und über mehrere andere Theile der Gewächſe ſehr viele treffliche Unterſuchungen, die manche gute Aufſchlüſſe über die Oekonomie der Pflanzen geben. Aber der Vf. iſt nicht allein nicht frey von Vorurtheilen, ſondern er hängt ihnen auch mit einer Hartnäckigkeit an, die keines Naturforſchers würdig iſt. Zu den ſchädlichſten Vorurtheilen, die er in dieſer Sammlung vertheidigt, gehört die Geringſchätzung der mikroſkopiſchen Unterſuchungen, die Rec. gleichwohl für die einzige Methode hält, wodurch man in den Stand geſetzt wird, die Geheimniſſe der Natur einigermaſsen zu enthüllen. Auch bemerkt man ſehr bald, dafs dieſe Vernachläſſigung der mikroſkopiſchen Unterſuchung ſich an dem Vf. ſelbſt beſtraft; denn vom Aufſteigen der Säfte, von den Werkzeugen derſelben, wie von den Gefäſsen der Gewächſe hat er völlig irrige Vorſtellungen. Ein zweytes, ſehr eingewurzeltes und faſt ſchimpfliches, Vorurtheil des Vf. iſt ſeine Verachtung der Linnéſchen Methode, des Linnéſchen Syſtems und der Linnéſchen Nomenclatur. Aus höchſt ſeltſamen, faſt lächerlichen Gründen ſucht er die Charaktere der Pflanzen, welche man aus den weſentlichſten Theilen, den Befruchtungs-Werkzeugen, hernimmt, verdächtig zu machen. Er bringt die Mühe mit in Anſchlag, die die Unterſuchung der Baumblüthen verurſache, ſpricht unter andern von Leitern, die man anſetzen müſſe, und glaubt, dafs durch Kennzeichen, die aus dem Habitus entlehnt werden, die Bäume und Sträucher ſich beſſer beſtimmen laſſen. Wie wenig ausführbar dieſer Vorſchlag iſt, werden wir an den Beyſpielen ſehen, die der Vf. im erſten Hefte aufſtellt; und wie wenig er ſich anmafsen darf, der Linnéſchen Nomenclatur eine beſſere ſubſtituiren zu wollen, erhellt aus ſeinen Benennungen: *Pſeudo-Acacia vulgaris*, *Opulaſter bullatus*, *Siliquaſtrum orbiculare* u. ſ. f. Doch Rec. geht ins Einzelne, und will, da er ſeit mehrern Jahren den Bau der Pflanzen, aus Berufs-Pflicht und aus Neigung, zum Gegenſtande ſeines anhaltenden Studiums gemacht hat, freymüthig ſeine Meynung über die vorgeblichen und wirklichen Entdeckungen, und über die wahren und unwahren Behauptungen des Vf. herſetzen. Hn. *Medicus* hofft Rec. zwar nicht zu überzeugen: aber er hofft bey dieſer Gelegenheit manche wichtige Bemerkungen, als Reſultate ſeiner eignen Wahrnehmungen, machen zu können, und er bittet Hn. M., ja keine Privat-Abſicht zu vermuthen oder in dem Rec. einen ſeiner vorgeblichen Feinde zu ahnen.

Im *erſten Hefte* unterſucht der Vf. die verſchiedenen Formen der Baumknoſpen, und ſchlägt die letztern, als Unterſcheidungs-Merkmale der Bäume und Sträucher vor. Von der einen Seite iſt dieſe Idee beyfallswerth, in ſo fern man oft im Winter in Verlegenheit iſt, wenn man Bäume beſtimmen ſoll, die weder Blätter noch Blüthen haben. Allein Rec. fürchtet, dafs die Knoſpen dennoch keine ſo groſse Verſchiedenheit der Formen darbieten möchten, wodurch man die zahlreichen Arten der Bäume zu unterſcheiden im Stande wäre. Denn auſser der Farbe iſt doch wohl das *mehr oder weniger* zugerundet oder ſpitz, alles, was wir von der Verſchiedenheit der Formen an dieſen Theilen mit Worten ausdrücken können. Der Vf. führt als Beyſpiele für die Wichtigkeit der Knoſpen-Formen die Ahorn-Arten an: er hätte eben ſo gut die Eſchen anführen können, deren Knoſpen ſich durch ihre verſchiedene Farben ſehr auszeichnen: denn *Fraxinus Ornus* hat allein grau bepuderte, *Fr. ſimplicifolia* und *excelſior* ſchwarze, und die übrigen braune Knoſpen. Bey den Ahorn-Arten ſucht der Vf. beſonders die Linné'ſche Unterſcheidung des ſpitzen (*Acer platanoides*) und des Zucker-Ahorns (*Acer ſaccharinum*) verdächtig zu machen. Rec. glaubt, dafs beide ſich ſehr wohl durch die Blätter unterſcheiden laſſen. Die Blätter des Zucker-Ahorns ſind auf der Unterfläche behaart, die Blätter des ſpitzen Ahorns aber glatt: die Einſchnitte der Blätter des Zucker-Ahorns ſind wenig oder gar nicht gezähnt, dagegen haben die Einſchnitte an den Blättern des ſpitzen Ahorns lange und

und scharfe Zähne. Wir wollen aber nicht läugnen, dafs die vom Vf. angegebenen und von den Knospen hergenommenen Charaktere allerdings als Hülfsmittel dienen können. Der spitze Ahorn hat wirklich, wie der Vf. sagt, zugerundete, röthliche Knospen, die in den ausgehöhlten Blattstielen liegen, dagegen der Zucker-Ahorn spitzige, schwärzliche Knospen hat, welche frey von den Blattstielen abstehen. Für die Auffindung dieses Merkmals verdient der Vf. allen Dank. Ueber den Unterschied des rothen und rauhen Ahorns (*Acer rubrum et dasycarpum*) ist der Vf. noch sehr wenig unterrichtet. Aufser der Glätte der Fruchtknoten bey dem ersten, und der weifshaarigen Beschaffenheit derselben bey dem zweyten, findet Rec. einen besondern Unterschied darin, dafs *A. rubrum* nur vier Antheren, *A. dasycarpum* aber acht hat. Auch pflegen die jüngern Zweige mit weifsen feinen Strichen besetzt zu seyn, und Hr. *M.* nimmt noch mehr auf die Knospen Rücksicht, welche im *A. dasycarpum* abgerundet, in *A. rubrum* spitzig seyn sollen. Er geht noch weiter. Auch sogar Gattungs-Charaktere sollen von den Knospen hergenommen werden, wie er schon ehemals bey dem *Hyacinthus non scriptus* versuchte. Hier führt er die Gattung *Rhus* als Beyspiel an, die seiner Meynung nach in drey, *Toxicodendron*, *Rhus* und *Cotinus* zerfällt, weil die Früchte verschieden seyn. Diese Verschiedenheit ist indessen hier nicht sehr beträchtlich, da alle Arten entweder eine Beere oder eine Fleisch-Frucht haben. Der Vf. benutzt nun vorzüglich die Knospen, um zu zeigen, dafs diese Gattungen wirklich wesentlich verschieden seyn. Darin wird er hoffentlich keine Nachahmer finden. Eben so wenig kann er auf Beyfall rechnen, wenn er *Acer Negundo*, als eine eigene Gattung unter dem Namen *Negundo* aufführt, weil die Blumen auf langen Stielen sitzen. Wahrscheinlich kennt Hr. *M.* die Blüthen des Zucker-Ahorns nicht: auch diese sitzen auf langen Stielen. Einen zweyten Grund zu dieser Trennung sucht er in der Bildung der Knospen, die in den Ast so eingedrückt sind, dafs sie ganz verborgen bleiben, bis man das natürliche Abfallen der Blätter abwartet. Dieselbe Erscheinung finden wir aber auch beym rothen Ahorn, und es ist gar nicht abzusehen, wohin diese Aufnahme eines so wenig wesentlichen Merkmals in den Gattungs-Charakter führen soll. So theilt der Vf. die Gattung *Robinia* in drey, *Pseudo-Acacia*, *Robinia* und *Caragna*, weil sie verschiedene Formen der Knospen haben: denn die Unterschiede der Saamenhülle sind zu unbedeutend.

Im *zweyten Hefte* sucht der Vf. den Unterschied der Wurzeln vom Stamm und den Aesten darin fest zu setzen, dafs die erstern kein Mark haben. Er bemüht sich, diefs durch mehr als 100 Beyspiele darzuthun. So sehr wir die Sorgfalt schätzen, womit diese inductiven Beobachtungen angestellt sind: so gestehen wir doch, dafs jener Unterschied uns auf einem unrichtigen Begriff vom Marke zu beruhen und zum Theil der Natur zu widerstreiten scheint. Mark ist doch wohl nichts anders als Zellgewebe in der Mitte der Holzringe, welches sich gewöhnlich durch seinen lockeren Bau und durch seine unterschiedene Farbe auszeichnet. Der Vf. hat selbst in dem letzten Hefte sehr gut gezeigt, dafs das Mark, als unterschiedene Substanz, nur in jüngern Zweigen vorkomme, dafs es sich hingegen in ältern Aesten und im Stamme vieler Bäume durch die gedrängte Beschaffenheit der Holzringe verliere, oder dafs sein Bau wenigstens hier nicht so unterschieden sey. Gerade so verhält es sich mit dem Marke der Wurzel, oder des Stamms unter der Erde. Hätte der Vf. mikroskopisch die Wurzeln der gemeinsten Gewächse untersucht: so würde er allerdings eben das Mark darin gefunden haben, was man in den ältern Aesten und Stämmen der Bäume annehmen kann. Die Mohrrübe und Pastinake hat so gut ihr Mark in der Mitte der Wurzel, als der Stamm der Eiche; aber freylich ist es sowohl in jenen Wurzeln als in diesen Stämmen sehr weit von dem Marke des Hollunders und der jungen Zweige des Wallnufsbaums unterschieden. Es ist auch nicht schwer zu erklären, woher die gedrängte Beschaffenheit des Markes in den Wurzeln kommt. Die ringsum die Wurzel umgebende Erde mufs nämlich eben so auf das Mark der Wurzeln wirken, als die festen Holzringe es in Eichenstämmen auf das Mark derselben thun. Es mufs also dadurch seine Lockerheit verlieren und dichter werden. Rec. hat die Luftwurzeln des *Cactus grandiflorus* und *triangularis* und die Anfänge der Wurzeln beym keimenden Pflänzchen oft untersucht, und allerdings ein sehr lockeres Mark in der Mitte derselben gefunden. — Hr. *M.* behauptet ferner, auch die Wurzel-Triebe, die zu Aesten bestimmt seyn, (beym *Rhus radicans*) hätten schon ihr Mark unter der Erde, weil sie nicht zu Wurzeln, sondern zu Aesten bestimmt seyn. Dagegen will Rec. nur die sehr alltägliche Erfahrung anführen, dafs Aeste von Bäumen, die man mit Spalttöpfen umgeben hat, innerhalb der Erde des Spalttopfs ein gedrängtes Wurzelwerk bekommen, oder, nach Hn. *M.*, ihr Mark verlieren, da sie unter und über dem Topfe dasselbe in seiner gewöhnlichen Gestalt enthalten. Eben so verhält es sich mit den Aesten der Rosensträucher, die man einlegt, damit sie Wurzeln schlagen sollen. Man kann diese sichere Erfahrungen des Rec. auf keine Weise mit Hn. *M.* Meynung reimen. Was der Vf. noch am Ende dieses Heftes von dem festen Körper der Pflanzen und seinem grofsen Nutzen sagt, ist dem Rec. dunkel, und vermuthlich hat auch der Vf. nichts deutliches dabey gedacht, wenn er nicht unter diesem festen Körper das Zellgewebe versteht.

Im *dritten Hefte* untersucht der Vf. die Theile des Stamms. Er bedient sich hiebey des Ausdrucks Fasern, weil er nicht weiter gehen will, als seine unbewaffneten Augen reichen. Hätte er sich des Mikroskops bedient: so würde er diese sogenannten Fasern aus einem ganz andern Gesichtspunkte ansehen.

In

In dem Holze unterscheidet er aufsteigende und Spiegelfasern, welche letztere vom Mittelpunkt sich zum Umfange verbreiten. Er glaubt, dafs er der erste Naturforscher ist, der die letztern untersucht und beschrieben habe. Darin irrt er sich sehr; von *Malpighi* an, der diese Strahlenkanäle auf der 6ten und 8ten Tafel seiner *Anatome plantarum* deutlich genug abgebildet und in seinem Werke umständlich beschrieben hat, sprechen alle Pflanzen-Anatomen von denselben. Der Ausdruck Spiegelfasern, den der Vf. gebraucht, ist sehr zu tadeln, da er auf die unrichtige Idee leitet, als ob diese Platten, die anfangs Kanäle waren, wirklich als Fasern zu betrachten seyn. Was er von Markfasern und ihrem Daseyn zwischen den Holzlagen sagt, beweiset, wie wenig klare Begriffe er mit jenem Ausdrucke verbindet und wie wenig er seiner eigenen Theorie getreu ist: denn *hier* heifst es ausdrücklich: die Markfasern finden sich auch in den Wurzeln, und im zweyten Heft wurde die Marksubstanz den Wurzeln abgeläugnet. In der That sind die Markfasern des Vf. nichts anders als gestreckte Zellen, die die Schraubengänge oder die sogenannten Spiral-Gefäfse mit einander verbinden. Ihre Entstehung ist dem Vf. nicht bekannt: Rec. glaubt dieselbe beobachtet zu haben. Man sieht nämlich in den carbonisirten, schleimigen Pflanzensäften des Zellgewebes, durch die stärkste Linse des Mikroskops, krystallische Niederschläge, die in den Pfeffer-Arten wie in der Eiche Kerne oft auch Bläschen bilden. Aus diesen Bläschen entsteht auf organische Art das Zellgewebe. Der Vf. behauptet ferner, die Zwischenräume der aufsteigenden Holzfasern seyen die wahren Saftkanäle. Diese Behauptung widerlegt sich sogleich durch das Mikroskop und durch die Zergliederung einer jungen Pflanze, die weder Holzfasern noch Zwischenräume derselben besitzt. Den höchst merkwürdigen Bau der Schraubengänge kennt der Vf. nicht, und es ist ihm also das Aufsteigen des Saftes durchaus dunkel. Ueber die Anlegung und Zeitigung des Holzes und die Bildung der Fahrringe kommen mehrere sehr nützliche Bemerkungen vor. — Dann aber stellt der Vf. mit grofser Keckheit einige Gründe für seine Meynung auf, dafs es keine Gefäfse in den Gewächsen gebe, sondern dafs alle Säfte sich in den Zwischenräumen der Fasern bewegen. Allein diese Gründe sind durchgehends unhaltbar. Er sagt unter andern: „Wenn man den Umfang einer Pflanze „nimmt, und dann die nach statischen Gründen be„stimmte Menge von Feuchtigkeit darnach berech„net: so ist es klar, dafs die Gefäfse, die diese Feuch„tigkeit enthalten sollen, mit bloßen Augen müssen „aufgefunden werden können, und dafs man zu „deren Entdeckung keiner mikroskopischen Gläser „bedürfe.“ Soll dieser Schlufs einen Sinn haben, so mufs man ihn so ausdrücken: Wenn die Gefäfse der Pflanzen den Gefäfsen vollkommnerer Thiere durch Zerästelung ähnlich sind; so müssen ihre Stämme so grofs seyn, dafs sie, bey der Eiche z. B. in die Augen fallen. Allein die Aehnlichkeit der Pflanzen-Gefäfse mit dem Gefäfs-System vollkommnerer Thiere ist auf keine Weise zuzugeben. Die Zerästelung der Gefäfse in thierischen Körpern verliert sich schon bey Insecten und nackten Würmern. Hr. M. hätte nur eine Bienen-Larve microscopisch zergliedern, oder die trefflichen Zeichnungen im *Swammerdams* Bibel der Natur nachsehn dürfen, um sich zu überzeugen, dafs der ästige Bau der Gefäfse nur den vollkommnern Thieren zukommt; und dafs die Gefäfse der Pflanzen allerdings so fein sind, dafs sie nothwendig mit stark vergrösernden Gläsern aufgesucht werden müssen. Noch schwächer ist der Grund, den der Vf. von dem Veredlen der Obstbäume für den Mangel an Gefäfsen in Pflanzen hernimmt. „Das „Auge wächst an, „sagt er,“ ohne dafs sich solches „mit den Mündungen der Gefäfse des alten Holzes „hätte anastomosiren können *noch wollen.*“ Wenn sich der Vf. die Mühe genommen hätte, den Zusammenhang eines edlen Pfropfreises mit dem Wildling näher und microscopisch zu untersuchen: so würde er bald die Nichtigkeit seines Räsonnements eingesehn haben. Allerdings anastomosiren die abgeschnittenen Mündungen der Schraubengänge und der Zellen der Rinde in copulirten Zweigen mit einander, denn der vorzügliche Kunstgriff der Gärtner besteht beym Copuliren darin, dafs die Zweige des edlen Reises und des Wildlings recht genau auf einander passen, damit die Schraubengänge der Holzfasern sich eben so mit einander verbinden können, als die Rindenzellen. Aufser diesen so wenig haltbaren Gründen weifs der Vf. keinen einzigen gegen die Gefäfse vorzubringen. — Er geht dann zur Bildung des Bastes und zur Theorie des Absterbens der Rinde über, und macht darüber mehrere sehr wichtige Bemerkungen. Das Anlegen des Bastes folgt ganz andern Gesetzen, als das Anlegen des Splints und des Holzes, weil jenes hauptsächlich durch das Absteigen, dieses durch das Aufsteigen der Säfte bewirkt wird. Daher kommts, dafs manche Bäume viel Bast und wenig Holz, andere aber viel Holz und wenig Bast haben, und hieraus zieht der Vf. den sehr richtigen und gegründeten Schlufs, dafs weder der Bast in Splint, noch dieser in jenen übergehe.

(Der Beschlufs folgt.)

STATISTIK.

Ohne Druckort: *Anhalt-Bernburgischer Hof- und Addrefs-Calender auf das Jahr* 1801. 260 S. kl. 8.

Der Erstling eines Staatskalenders des alten Anhaltschen Fürstenhauses, ohne Angabe des Druckorts und Verlags und nur für eine Linie desselben mit grofser Raumverschwendung abgedruckt, übrigens aber ziemlich nach dem von *Schwarzkopf* schen Plane eingerichtet. Voran geht der Zeitkalender und von S. 47—115 die Genealogie des Gesammthauses von 1603 an. Rec. empfiehlt diesen reichhaltigen Abschnitt vorzüglich den Verfassern genealogi-

scher

scher Handbücher und den Sammlern unstandesmäfsiger Heyrathen. Für letztere ist hier eine reichhaltige Aernte, wie die Namen Nüfsler, von Wrede, von Wimpfen, von Kampen, von Pfuhl, von Rath, von Wuthenau, von Promnitz, von Loën, von Zeutsch, von Sperlingen u. f. so wie auch die kaiserlichen Standeserhöhungen zu Grafen von Bassenstedt, von Behrenfeld, von Bähringen, von Walderfee, von Nienburg, von Warmsdorf u. f. w. beweisen. Einige sind hier, vielleicht gefliffentlich, ausgelaffen; z. B. S. 63 die Gemalin des Prinzen Franz, Tochter des Oberamtsregierungsraths Mastarp zu Brieg. Zum Staatsrechte des Gesammthauses liefern die Listen der Senioriate S. 114 u. 115 und die Gesammthaus-Dienerschaft S. 134 ff. nützliche Beyträge. Durch den Anfall eines Zerbstischen Hausantheils wurde die Dienerschaft, welche hier in den Hof- und Civil-Etat abgetheilt ist, ansehnlich vermehrt. Aufserdem ist sie sowohl in Rücksicht der Besoldeten bis auf die untersten Stufen, als auch durch Neben Rubriken z. B. die Vasallen S. 144. die privilegirten Apotheker S. 167. die Candidaten der Theologie S. 191. die Pensionärs nebst Beyfügung des Wohnorts, (unter welchen 67 Wittwen) S. 230. ff. und die charakterisirten Personen mit Angabe des Patents - Dati S. 232 — 236 sehr vollständig. Den Beschluss macht ein dreyfaches Register über den Inhalt, über Jahrmärkte und Posten, unter welchen das letztere die vortrefliche Einrichtung des Botenwesens in dortigen Gegenden deutlich anzeigt. Der Vf. hat sich nicht genannt. Rec. glaubt aber, den S. 133 genannten Hn. Geh. Secretär *Gottschalk* darin zu erkennen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Hadamar*, in der neuen Gelehrtenbuchhandl.: *Rechtliche Abhandlung über die Frage: Ist die Gerichtsbarkeit des Kaiserlichen und Reichskammergerichts bey Absonderungsklagen des Lehns vom Erbe, unter Reichsunmittelbaren in possessorio ordinario, in erster Instanz gegründet?* und stehen die Austräge sowohl als der XXI. Art. §. 1. des Wahlvertrags nicht im Wege? — von *A. Kieber*, des Kaiserlichen und Reichskammergerichts-Secretair. 1801. 85 S. 8. (8 gr.) Diese, einigen Reichskammergerichtsbeysitzern gewidmete, Abhandlung ist wahrscheinlich grofsentheils aus einer bey dem Kammergericht über diesen Gegenstand abgelegten Relation genommen, wie sich schon aus dem Stil und der Manier des Vortrags abnehmen lässet. Die Bekanntmachung derselben ist aber bey allem dem ein sehr nützliches Unternehmen, und es wäre für die praktische Jurisprudenz sehr zu wünschen, dafs mehrere Abhandlungen dieser Art, in einer Jahrweise fortgehenden Sammlung — gleich der ehemaligen Cramerischen und der nachherigen Hofcherischen, welche seit einigen Jahren aufgehört hat — zur Erleichterung zweifelhafter Rechtsfälle dem Publicum mitgetheilt werden möchten.

Um sich zu der aufgestellten Hauptfrage den Weg zu bahnen, wird vorläufig untersucht a) *was eigentliche Lehnsachen seyen?* und b) *ob die Absonderung des Lehns vom Erbe dazu gehöre oder nicht?* — Ad a) schränkt der Vf. den Begriff der Lehnsachen auf solche ein: welche zwischen den im Lehnsverbande stehenden Personen und zwar über ein Lehn, verhandelt werden. Daher könnten auch Streitigkeiten über die aus dem Lehn zu erhebenden Früchte, über die Verpfändung des Lehns und die darauf verwandte Verbesserung nicht unter die Kategorie von wirklichen Lehnsachen gehören. (Dieses möchte wohl von keinem Lehnhof zugestanden werden, besonders wenn es darauf ankommt, den Meliorations- und Hypothek-Anspruch aus der Substanz des Lehns zu befriedigen.) ad b) werden die Schriftsteller für die bejahende und verneinende Meynung sehr umständlich angeführt, und für die verneinende gestimmt, welche auch schon aus der Beantwortung der ersten Frage folgt. (Der Vf. nennt seine Meynung die *affirmativa*, ob es gleich richtiger *negativa* ist, dafs es *keine Lehnsache* sey. Er behauptet S. 11 dafs der Lehns-Nachfolger die Qualität der Lehngüter erweisen müsse. Dieses läfst sich aber allgemein nicht sagen: wenn das Hauptgut Lehn ist, und die Zubehörungen in dem Lehnbrief nicht eigends benannt, sondern durch eine generelle Clausel angezeigt sind. So mufs vielmehr bey allen mit dem Lehn bisher besessenen Stücken der Lehneigenschaft, vermuthet, und die Allodialität von dem Gegentheil bewiesen werden. Die Zahl und die Autorität der Rechtslehrer welche die Sache an die ordentliche Obrigkeit verweisen, ist allerdings überwiegend. Die Billigkeit scheint aber wegen des beiderseitigen Interesse, ein *zusammengesetztes Gericht* zu fodern, welches auch in mehrern Ländern üblich ist, wo bey Schlichtung solcher Streitigkeiten einige Mitglieder des Lehnshofs zugezogen werden.) Die Entscheidung der Hauptfrage wird, nach diesen Voraussetzungen, dem Vf. sehr leicht: wenn man aber auch die Absonderung des Lehns vom Erbe als eine Sache von gemischter Gerichtsbarkeit ansieht; so läfst sich nach der doctrinellen Auslegung der R. G. O. Th. II. Tit. 7. und der bisherigen Observanz behaupten, dafs solche Absonderungsklagen unter Reichsunmittelbaren *quoad possessorium ordinarium*, bey dem Reichskammergericht in erster Instanz statt finden, und dafs die Austräge dabey nicht in Betrachtung kommen, wenn — wie bey solchen Absonderungen fast immer der Fall ist — der Gerichtsstand wegen des Zusammentreffens mehrerer Untergerichtsbarkeiten, oder verschiedener Austräge *in continentia causae* gegründet werden kann. Die bekannte Stelle der W. K. art. XXI. §. 1. ist dem Vf. nicht entgegen, da er von dem Grundsatz ausgeht, dafs die Absonderung des Lehns vom Erbe keine Lehnsache sey; er führt aber auch die verschiedenen Gründe der Rechtslehrer an, welche die Auslegung dieser Stelle sehr zweifelhaft und daher eine authentische Erklärung derselben nöthig machen. Uebrigens hat derselbe seine Ausführung, durch einige bey dem Reichskammergericht vorgekommene Rechtsfälle, bestätiget.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Beyträge zur Pflanzen-Anatomie, Pflanzen-Physiologie und einer neuen Charakteriſtik der Bäume und Sträucher*, von *Friedr. Caſim. Medicus.* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion*).

Im *vierten Hefte* fährt der Vf. fort, ſehr intereſſante Bemerkungen über die Zeitigung des Splints und die Hinderniſſe derſelben zu machen. Sehr richtig iſt es, wenn der Vf. ein vorzügliches Hinderniſs der Zeitigung des Splints in frühen Fröſten und ſehr rauhen Wintern ſucht, weil der Froſt das regelmäſsige und langſame Abſetzen der feſtern Beſtandtheile des Holzes ſtört. Aber Rec. glaubt, daſs aufserdem auch viel auf die Organiſation des Baums, auf ſeine Pflege, und auf den Boden ankommt. Unſere Lombardiſchen Pappeln ſetzen faſt lauter Splint an, der ſelten zeitig wird: Obſtbäume, die man zu ſehr treibt, bekommen kein reifes Holz, und Waldbäume, die auf einem feuchtern Boden ſtehen, als ſie erfodern, pflegen ebenfalls kein reifes Holz zu bekommen. Da der Vf. aber bloſs auf die Witterung ſieht: ſo giebt er auch jene Rathſchläge, die von Forſtleuten nur zur Verhütung des Schadens, den der Froſt den Waldbäumen zufügt, angewandt werden können. Der Wald muſs keine Blöſsen haben, durch welche kalte Winde eindringen können. Der Waldboden muſs mit Gras bewachſen ſeyn, und im Winter mit abgefallenem Laube bedeckt bleiben, und endlich muſs man jede Verwundung der Rinde durch Wildpret u. ſ. w. zu verhüten ſuchen. Vortrefflich zeigt der Vf., daſs unſer Bauholz ſich immermehr verſchlechtert, und daſs daher die Zimmerleute, ſtatt in Eichenſtämmen reifes Holz zu finden, eine Menge Splint in die Späne hauen müſſen. Der Grund davon liegt offenbar hauptſächlich in der ſchlechten Bewirthſchaftung und in der lichtern Hauung unſerer Forſte, wodurch die Bäume den kalten Winden und dem Froſte mehr ausgeſetzt werden, als ehemals, da die Waldungen ungleich dichter und der Waldſchluſs vollkommener war. Dieſer ganze Aufſatz iſt ein Meiſterſtück von kräftiger Schreibart, von Erfahrung und Wiſſenſchaft, und verdient von Gutsbeſitzern und Forſtmännern Beherzigung. Hr. *M.* zeigt ferner, daſs das Fällen der Bäume und das Schälen der Rinden nur im Frühlinge bey eintretendem Safte vorgenommen werde, weil ſonſt das Holz noch nicht ſeine gehörige Winterreife erlangt hat, auch die Splintlagen, wenn die Rinde früher abgelöſst wird, vertrocknen und ſich gar nicht conſolidiren können. Zugleich bemerkt er beyläufig, daſs die abgeſchälte Buchen-Rinde am innern Umfange mit hervor ſtehenden Blättchen verſehen iſt, die in übereinſtimmende Hölungen des Holzes eingreifen, und, nach ſeinen Unterſuchungen nichts anders als Spiegelfaſern, oder beſſere Strahlenkanäle ſind, die vom Mittelpunkte in die Rinde gehn. Er führt Erfahrungen an, wo Pflaumenbäume, die völlig ihrer Rinde beraubt waren, dennoch grünten, blühten und Früchte anſetzten, doch geſchah dieſs nur Einen Sommer hindurch, und in der Folge gingen ſie, wie leicht zu begreifen, aus. Die Erfahrung eines geſchickten Forſtmanns, Hn. *Becker* in Roſtock, beweiſet überdieſs, daſs ſelbſt in gefällten Bäumen eine Zeitlang die Bewegung der Säfte fortdauert, und daſs man beſonders von Eichen, die im härteſten Winterfroſte gefällt waren, im folgenden Frühjahr eben ſo gut die Rinden abſchälen konnte, als wenn ſie noch auf ihren Wurzeln geſtanden hätten. Dieſe Beobachtung wird uns verſtändlich, wenn wir die im Winter ſehr langſame Bewegung der Säfte und die Fähigkeit der Oberhaut der zartern Aeſte, Luftſtoffe einzuſaugen, bedenken. Aus eben der Urſache grünt und blüht das Hauslauch aus der Erde geriſſen, und Rec. hat bey manchen andern Stauden dieſelbe Fortdauer des Wachsthums, nachdem ſie von der Wurzel getrennt waren, beobachtet. — Der Vf. unterſcheidet in der Folge noch genauer die Zeit, wo das Brenn- und Nutzholz gefällt werden müſſe. Das Brennholz nämlich wird am beſten im Frühlinge gefällt, wo die vorjährigen Splintlagen ſchon ihre gehörige Reife erhalten haben, und der Saft ſchon von neuem eingetreten iſt. Mit dem Nutzholz verhält es ſich anders: wollte man dieſs im Frühlinge mit der Rinde fällen; ſo würde durch den eingetretenen Saft ſich ſchon neuer Splint angeſetzt haben, den man doch in die Späne hauen müſste. Hr. *M.* ſchlägt alſo vor, die zu Nutzholz zu fällenden Bäume im Frühlinge erſt zu ſchälen, ſie dann ohne Rinde auf der Wurzel ſtehen zu laſſen, bis die Blätter der Baumkrone anfangen zu welken, und ſie hierauf ſogleich zu fällen. Der Mangel der Rinde macht, daſs ſich die äuſserſten Jahrringe mehr verhärten, austrocknen, und dadurch den nöthigen Grad von Dauerhaftigkeit und Feſtigkeit annehmen. Da auf ſolche Art ein groſser Vorrath von Baumrinden erzeugt werden würde: ſo räth der Vf., nach *Weigels* Vorſchlag, auf Benutzung der Baumrinden zu mancherley Gebrauche zu denken.

Im *fünften Hefte* führt der Vf. noch einige ältere Erfahrungen von *Duhamel* und Andern für die Fortdauer der Vegetation nach abgehauenem Stamme der Bäume und Stauden, an, sucht zu zeigen, dass der Ausdruck *Pflanzentod* zu unrichtigen Begriffen führe, und dass das Aufhören der Vegetation in einem blossen Vertrocknen bestehe. Gleichsam triumphirend citirt er den berühmten *Duhamel*, als Apostaten der Meynung von den Gefäfsen der Pflanzen. Rec. gönnt ihm diesen Triumph, und verweifet ihn noch dazu auf *Senebier's* neuestes Werk, wo Hr. *M.* eine völlig mechanische Erklärung der Bewegung der Säfte in Pflanzen finden wird. Was der Vf. ferner über die Vermehrung der Pflanzen durch Verlängerung sagt, ist weder sehr wichtig noch neu: und seine Einwürfe gegen *Hedwigs* Entdeckungen von der Fortpflanzung der Moose durch Saamen sind eigentlich gar keine Einwürfe. Er giebt den Forstmännern den Rath, statt der langweiligen und mifslichen Vermehrung der Laubhölzer durch Befaamung, die Vermehrung durch Wurzel-Loden, nach gefälltem Oberholze, sich empfohlen seyn zu lassen.

In diesem und den *letzten Heften* untersucht der Vf. die Markhölen, und zeigt die Verschiedenheit ihrer Formen, nachdem sie in manchen Gewächsen fächerig, in andern saftig, und in noch andern völlig hohl sind. Er zeigt sehr gut, dass der Hauptnutzen des Markes darin besteht, den Säften mehr Aufenthalt und Ausbildung zu geben, und dass dazu vorzüglich die Scheidewände der Markhöle beytragen, dass daher das Mark in dieser Hinsicht mit der Zeit überflüssig werde, indem in ältern Aesten der Trieb der Säfte an sich nicht mehr mit der Schnelligkeit von Statten gehe, wie in jüngern Zweigen. Er kommt dann auf die Dornen, deren Unterschied von den Zweigen und Blattstielen er blofs in dem Mangel an Nahrungssaft findet, und sie daher für verkrüppelte Blattstiele hält. Hierin aber kann ihm Niemand Recht geben, wer da weifs, dass die Dornen keine blofs zufällige, sondern wahrhaft wesentliche Theile bey vielen Gewächsen sind, die sich weder durch Mangel noch durch Ueberfluss an Nahrung verändern. Ja, nach *Pallas* Erfahrungen sollte man eher das Gegentheil von dem vermuthen, was Hr. *M.* behauptet. Denn in der fruchtbarsten Landschaft Persiens, in Ghilan, fand Pallas die meisten Gewächse voll Stacheln und Dornen, die anderwärts keine tragen. Auch weifs man, dass Alpengewächse, z. B. die Alpenrosen, oft einen gänzlichen Mangel an Dornen haben, da die verwandten Arten auf plattem Lande reichlich damit versehen sind.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Frankfurt und Leipzig: *Philologisches Thargum des alten Testaments. Erstes Stück.* 1800. 128 S. gr. 8.

Wieder ein neuer Versuch, um den Anfängern die Erlernung der hebräischen Sprache und das Lesen des Originaltextes des A. Test. zu erleichtern! Auf dem blauen Umschlag, der einstweilen die Stelle des ordentlichen Titels und der Vorrede vertritt, wird ein Auszug aus dem Gespräch des Verlegers mit dem Vf. mitgetheilt, woraus man über die Entstehung und die Absicht dieses angefangenen Werks folgendes erfährt. Der Vf. äufserte in dieser Unterhaltung seine Gedanken über die Erlernung des Hebräischen. Er bemerkte, dass zwar die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache durch die Bemühungen neuerer Philologen sehr erleichtert sey; bey dem Hebräischen fehle es aber noch zu sehr an Hülfsmitteln, und deswegen könne der Theolog nur mit Anstrengung Fortschritte darin machen. Es sey zwar nicht möglich, eine Sprache, die gar nicht gesprochen werde, aus dem Umgang zu erlernen, aber dieses sey doch einigermafsen dadurch zu imitiren, dass der Lehrer, ohne erst die Grammatik allein mühsam vorzutragen, sogleich eine praktische Anwendung von derselben mache, indem er jedes Wort analysire und die Sätze erst von Wort zu Wort hebräischartig, und dann nach der deutschen Grammatik übersetze. Dadurch würden die Regeln der Grammatik gehörig verstanden, das System der Sprache eingesehen, und Wörter und Redensarten gelernt, die, weil sie in Verbindung mit Vorstellungen von Sachen in das Gedächtnifs gekommen sind, auch darin bleiben. Der Vf. versicherte zugleich, dass er diese Methode bewährt gefunden habe, und erklärte sich geneigt, ein solches Hülfsmittel zur Analyse und Exegese der hebräischen Schriften für angehende Theologen zu liefern. Dem Verleger gefiel dieser Vorschlag, und er wurde mit dem Vf. einig, dieses Werk, das vorläufig auf 12 bis 16 Alphabeth berechnet wurde, zu übernehmen.

Die Methode des Vf. verdienet im ganzen Beyfall und Nachahmung. Der Anfänger erlernt die hebräische Sprache am leichtesten und besten, wenn mit der Erlernung der Paradigmen und der Hauptregeln der Grammatik gleich die praktische Anwendung derselben, und um das Trockene des grammatischen Unterrichts zu vermindern, zugleich eine zweckmäfsige Anleitung zur richtigen Interpretation verbunden wird. Hier fehlt es aber doch auch nicht an guten Hülfsmitteln, die der Anfänger sowohl bey der Vorbereitung auf den mündlichen Unterricht, als auch zur eigenen Uebung mit Nutzen gebrauchen kann. Das Handbuch von Leun und die treffliche Clavis von Meifsner erleichtern ihm schon hinlänglich die Erlernung der Sprache, und geben auch Winke, wie schwierige Ausdrücke und Stellen zu verstehen sind. Freylich sind sie nicht so ausführlich, als dieses philologische Thargum; aber selbst diese Ausführlichkeit des Werks wird den Gebrauch desselben schon sehr einschränken. Manches mufs doch auch dem mündlichen Unterricht überlassen werden. Wollte man auf solche Rücksicht nehmen, die in Ansehung des Unterrichts sind vernachlässigt worden, und nun durch eigenes Studium die Sprache noch erlernen: so dürfte es vielleicht zweckmäfsiger seyn,

ſeyn, wenn nur etwa ein hiſtoriſches und ein poetiſches Buch des A. T. auf dieſe Weiſe grammatiſch und exegetiſch erläutert würden. Ein ſolches Buch würde ſchon leichter angeſchafft werden können, und auch hinreichend ſeyn, um einem ſolchen Anfänger ſo weit fortzuhelfen, daſs er bey den übrigen Büchern des A. T. an den vorhandenen Hülfsmitteln genug hätte.

Dieſes Stück gehet nur über die ſieben erſten Kapitel der Geneſis. In der kurzen Vorerinnerung über den Pentateuch findet es der Vf. am wahrſcheinlichſten, daſs Moſes zwar alte Urkunden geſammelt und ſelbſt Aufſätze verfertigt habe, daſs aber ein ſpäterer Schriftſteller, ungefähr in dem Zeitalter Davids, ſelbige zuſammengetragen, mit beträchtlichen Zuſätzen vermehrt, und in fünf Bücher abgefaſst habe. Die Gründe, worauf ſich der Vf. ſtützt, ſind die gewöhnlichen, die Aehnlichkeit der Schreibart mit den übrigen Büchern, (die aber doch auch ihre Archaismen hat,) und einzelne Stellen im erſten Buche, die eine ſpätere Hand oder Ueberarbeitung zu verrathen ſcheinen. Bey den vier letzten Büchern möchte doch wohl der Beweis ſchwer zu führen ſeyn, daſs ein ſpäterer Vf., etwa zu Davids Zeiten, ſie ſo geordnet und zuſammengeſtellt habe. Bey der Geneſis nimmt der Vf. an, daſs ſie vornehmlich aus zwey Urkunden zuſammengeſetzt ſey. Die Kosmogonie K. 1, 1—2, 4. ſollen die Hebräer von den Aegyptiern und Phöniziern übernommen haben, weil dieſen alle übrige Völker die Anfangsgründe der Künſte und Wiſſenſchaften nach dem Zeugniſs der Geſchichte zu verdanken haben. Bey der Bearbeitung der Geneſis ſelbſt gehet der Vf. alſo zu Werke. Er überſetzt zuerſt die einzelnen Sätze ganz buchſtäblich, und erklärt alsdann den Sinn derſelben, darauf gehet er die Wörter einzeln durch, giebt ihre Bedeutung und Abſtammung an, beſtimmt ihre Form und verweiſet dabey auf die Regeln in der Vaterſchen Sprachlehre. Die Erläuterungen, die mit eingeſchaltet werden, ſind bald kürzer, bald weitläuftiger, theils um den Geſichtspunkt zu beſtimmen, woraus man die Stellen zu betrachten hat, theils um den Sinn einzelner Ausdrücke genauer zu entwickeln und zu erweiſen. K. 1, 14. überſetzt der Vf. *daſs ſie Zeichen wären, ſowohl für die Jahrszeiten, als für die Tage und Jahre.* אתת erklärt er durch *Zeichen*, wodurch etwas kennbar gemacht und beſtimmt wird, und bemerkt, daſs die Hebräer mit dem vorgeſetzten ל zuweilen den Nominativ umſchreiben. Kap. 24, 67. 3. Moſ. 26, 12. 5. Moſ. 21, 13. wie auch die Helleniſten thun, 1. Kor. 4, 3. Aber warum wird denn in dem Verfolg, da die Verbindung doch dieſelbe iſt, das Präfix durch *für* überſetzt? V. 26. wird bemerkt, daſs der Plural נעשה ein bloſser Sprachgebrauch ſey, der ſich in allen Sprachen finde. Hiob 18, 2. 3. rede auch Bildad von ſich im Plural. Wahrſcheinlich habe der Vf. der Urkunde geglaubt, Gott ſey ihm an Geſtalt ähnlich: denn alle nicht durch die Philoſophie gebildete Menſchen ſtellen ſich Gott in menſchlicher Geſtalt vor. Von der Urkunde K. 2, 4—3, 24. wird geſagt, es ſcheine, daſs dieſe Erzählung wegen der kindiſchen Einfalt und der Lebhaftigkeit der ſinnlichen Vorſtellungen von den erſten Menſchen ſelbſt herrühre, ſich von einem Menſchenalter zum andern fortgepflanzt habe, und nach der Erfindung der Schrift ſey aufgezeichnet worden. Bey V. 4. verwirft der Vf. die Erklärung, nach welcher man die Worte אלה - והארץ für die Aufſchrift der Erzählung hält, weil im Verfolg die Schöpfung der Welt nicht ausführlich beſchrieben wird. Er überſetzt wörtlich: die Entſtehung des Himmels und der Erde war diejenige, da ſie geſchaffen wurden zu der Zeit, da der ſelbſtſtändige Gott Erde und Himmel ſchuf, d. i. die Welt entſtand urſprünglich dadurch, daſs ſie der ſelbſtſtändige Gott erſchuf — die Welt erhielt ihren erſten Urſprung von Gott. Die Conſtruction iſt aber doch etwas ſeltſam. Die Erzählung K. 3. wird ſo erklärt, daſs die erſten Menſchen von den Früchten, welche eine zur Befriedigung des Geſchlechtstriebs reizende Kraft beſaſsen, gegeſſen hatten, worauf die erſte Begattung erfolgt ſey; — den Anfang des geſchehenen hätten ſie ſich aus den Folgen erklärt. K. 4, 1. wird איש את יהוה *ein Mann des Pfluges Jehovas* d. i. ein Mann des mächtigen Pfluges — ein mächtiger Pflüger überſetzt. Der Vf. nimmt את als Subſtantiv in der Bedeutung *Pflugſchar, Pflug* wie 1. Sam. 13, 20. 21. Jeſ. 2, 4. Micha 4, 3. und Joel 4, 2. wo es die 70. durch σιδηρος und ἀροτρον überſetzen. Dieſe Erklärung iſt aber doch geſucht. Den Gebrauch des Pflugs kannten doch auch die erſten Menſchen noch nicht, und dem Hebräer fehlt es nicht an andern Wörtern, die den Pflüger oder Ackersmann bezeichnen. Gleich im Verfolg V. 2. kommt die gewöhnliche Benennung vor. V. 7. wird erklärt: *wenn du Gutes thuſt, ſo nehme ich dich mit deinem Opfer an* — ſo ſchenke ich dir meine Huld. V. 23. redet Lamech, der ein ſtarker Mann war, und in ſeiner zahlreichen Familie einen Schmidt hatte, der ſcharfe Gewehre verfertigen konnte. Der Sinn wird alſo beſtimmt. Ich will den Habel, um deſſen Ermordung willen Kains Familie ſo ſehr verfolgt wird, erſchlagen haben — ich trete an Kains Stelle, und ſtelle mich gegen alle Gefahren, die unſerer Familie von Adams Familie drohen. In dem vorhergehenden 22. V. überſetzt der Vf. חרש durch *Zweig*. Die Stücken gediegen Kupfers und Eiſens, ſagt er, werden darum Zweige genannt, weil ſie die Geſtalt von Zweigen haben. Aber läſst ſich dieſe Bedeutung auch aus dem Sprachgebrauch hinlänglich rechtfertigen? Die Etymologie iſt allein nicht genug. Die Erklärung, welche K. 6, 3. gegeben wird: „Mein den Menſchen ertheilter Geiſt, (nämlich die Vernunft) ſoll nicht beſtändig ihr (alleiniger) Richter ſeyn: weil ſie dabey (nämlich, daſs er ihr Richter iſt) doch ſinnlich ſind," iſt gezwungen und giebt in dem Zuſammenhang einen ſonderbaren Sinn. Auch die Ueberſetzung V. 4. dieſe Gefallenen waren in denſelben Tagen auf Erden d. i. ſolche verworfene, nichtswürdige Menſchen waren damals auf der Erde, kann Rec. nicht billigen.

gen. Dafs hier der Artikel vor נפלים ſtehet, iſt kein hinreichender Grund, das Wort in jener Bedeutung zu nehmen. Man ſiehet hieraus, dafs der Vf. manches Eigenthümliche hat, und dafs mehreres vorkommt, das noch eine nähere Prüfung verdient. Um von der ganzen Manier des Vf. eine Probe zu geben, wollen wir noch das, was über K. 1, 2. bemerkt iſt, auszeichnen.

„והארץ - ובהו *Es war nämlich die Erde rüde und*
„*leer* d. i. Es lagen nämlich (zu Anfange) die Be„ſtandtheile der Erde ungeordnet unter einander,
„und ſie war nicht angebaut, wie ſie jetzt iſt, weil
„ſie mit Waſſer überall bedeckt war. Die Conjunct.
„ו ſtehet hier erläuternd und bezeichnet ſo viel als
„nämlich. So kommt ſie auch Jer. 40, 8. vor וישמעאל
„*nämlich Iſmael*, und Ezech. 40, 9. ואולם *nämlich*
„*der Vorhof*. היתה iſt die dritte *perſ. foem. ſing.*
„*praet. Kal* von היה *er iſt geweſen*. תהו *rüde ohne Ord*„*nung*, *ungeordnet*, von d. Rad. תהה, *er iſt rüde*,
„*ungeordnet*, *roh geweſen*. Das ו vor בהו hat darum
„einen langen Vocal, weil es vor der Tonſylbe ſte„het. בהו *leer* von d. rad. בהה, *er iſt leer geweſen*.
„Jeſ. 43, 11. wird das תהו dem *Flächenmaſse*, deſſen
„ſich die Bauleute zur Anlegung des Grundes eines
„Gebäudes, und zur geradlinigen Abſonderung der
„verſchiedenen Plätze deſſelben bedienen; und בהו
„dem *Höhenmaſse*, das ſie zur Aufführung deſſelben
„und ſenkrechten Stellung ſeiner aufrechtſtehenden
„Theile gebrauchen, entgegengeſetzt. Die LXX. ha„ben das תהו ובהו mit (durch) ἀόρατος καὶ ἀκατασκευ„αστος, Aquila mit (durch) κενωμα καὶ ἅδην Symmach.
„ἀργον καὶ ἀδιακριτον und Theodotion mit (durch) κε„νον καὶ ἅδην überſetzt. וחשך - תהום *Finſterniſs war*
„*auf der Oberfläche eines Meers* — einer groſsen Men„ge Waſſers, welches die Erde überall bedeckte. ו ſ.
„Vat. hebr. Sprachl. §. 762. 10. חשך *masc. Finſter„niſs* von d. rad. חשך *er iſt finſter geweſen*. על *auf*,
„*über* פני iſt die Verhältnisform zum Genitiv. ſ. Vat.
„Sprachl. §. 291. von dem *plur. tant.* פנים *das Geſicht*,
„dann die *Oberfläche*, von d. rad. פנה *er hat das Ge„ſicht weg-* oder *hingewendet*. תהום *das Meer*, *tiefes*,
„*groſses*, *gewaltiges Waſſer* von הום *er hat geſchwankt*,
„*gewanket*, wie das Meer thut. ורוח - המים A. *ein*
„*gewaltiger Wind wehete auf der Oberfläche des Waſſers*.
„רוח, meiſtens *foem. Wind*, wie Sprüchw. 25, 23.
„1. Kon. 19, 11. von d. rad. רוח *er hat gehauchet*.
„רוח אלהים *ein heftiger*, *gewaltiger Wind*. Durch Ver„bindung mit dem Worte אלהים wie mit יהוה und אל
„pflegen die Hebräer die Haupteigenſchaften der
„Dinge anzuzeigen, wofür in andern Sprachen be„ſondere Adjectiva geſetzt werden, Kap. 23, 6. Pſ.
„80, 11. Jeſ. 28, 2. ſ. Vat. Sprachl. §. 722. 2. B.
„*die Kraft Gottes ſchwebte auf der Oberfläche des*
„*Waſſers* רוח אלהים iſt die *Kraft Gottes*, welche die
„rohe Maſſe zur Bildung geſchickt machte. רוח ſte„het hier im Verhältniſs zum Genitiv. ſ. Vat. Sprachl.
„§. 291. מרחפת iſt das *particip. ſing. foem. Pihel* von
„רחף u. ſ. w.“

Wir bemerken noch, dafs der Vf. mehrmals *Gewäxe*, *gewaxen*, *ſexmal* ſchreibt. Sollte er das Werk fortſetzen: ſo empfehlen wir ihm überhaupt, dafs er ſich befleiſsigen möge, mehr correct und gedrängt zu ſchreiben.

PHILOLOGIE.

Leipzig u. Barmen, b. d. Vf., und im Comptoir für Literatur in Elberfeld: *Neues theoretiſch-praktiſches Handbuch*, als Anhang zu allen franzöſiſchen Grammatiken, für Lehrer und Lernende, von *Johann Jacob Ohm*, Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften. 1801. 270 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. ſchrieb dieſes Handbuch, wie er in der Vorrede ſagt, nicht für diejenigen franzöſiſchen Sprachlehrer, die mehr zu leiſten im Stande ſind als er und ſeines Gleichen, ſondern für ſolche, welchen es an der Mittheilungsgabe fehlt. — Es ſtrotzt von Fehlern gegen Rechtſchreibung und Sprachregeln, und iſt in allem Betracht kaum einer Kritik werth. Man ſehe nur S. 67. *nous ne bâtions point de maiſon*; S. 68. *ai-je aſſés?* oder *eſt-ce que j'ai aſſés*. Weiſs der Mann denn nicht, dafs jenes eine *interrogatio ſimplex*, dieſes aber eine *emphatica* iſt, und folglich mit Unterſchied gebraucht werden mufs? — S. 74. *ſommes-nous payé*; S. 78. *je les ai lu*; S. 80. *les avez-vous achete?* S. 85. *parle-je*, *aime-je?* S. 90. *je n'ai pas ſinis mon affaire*; S. 97. *je vendois beaucoup des plumes*; S. 108. *quatre-vingts deux cents*, *mil huit cents un*; S. 112. *le pis* ſoll der Superlativ von *mauvais* ſeyn; S. 124. *ſe ſont diſpute pour un vieux chapeau*; S. 128. *deux chevaux anglois qui ont coûtés cent écus*; S. 129. *quoiqu'elle eſt*; *un étui aux epingles de l'or fine*; *deux paires des bas*; S. 130. *je n'ai rien contre*; *qui eſt promis avec la nièce de votre voiſin*; S. 132. *je ne crois pas qu'il y eſt*; S. 136. *n'en voulut pas en manger*; *elle aime mieux à manger du gâteau*; S. 141. *vous plait-il de manger un morceau du pain et du fromage avec moi?* S. 142. *mon frère a eu de reproches de ſon maître*; S. 145. *je ne ſaurais pas vous le dire*, *il faut que vous demandiez le tailleur*; S. 146. *en allant au devant mon frère*; S. 147. *cependant je demanderai Mr. votre père s'il vous le permettra*, *et en cas qu'il le permet*; S. 152. *combien des lieues*. Rec. könnte noch eine Menge ähnlicher Unrichtigkeiten anführen; doch *Sapienti ſat*. Welcher Lehrer, der dieſe Fehler einſieht, wird ſich noch eine ſolche Mittheilungsgabe wünſchen, oder dieſes Werk ſeinen Schülern anpreiſen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS: *Hiſtoire naturelle des Salamandres de France*, précedée d'un *Tableau methodique des autres reptiles indigènes*, avec *figures coloriées*. Par P. *A. Latreille*, membre aſſocié de l'Inſtitut National, des Sociétes Philomathique et d'Hiſtoire naturelle de Paris, de celle des Sciences, Belles-Lettres et Arts de Bordeaux. An VIII. 1800. 120 S. 8. mit 6 Kupferplatten.

Zu dem erſten Verſuche über die einheimiſchen Arten von Salamander, welchen Rec. aus dem *Bulletin des Sciences* von 1797 kennen lernte, hat der Vf. nach wiederholten Unterſuchungen jetzt die Geſchichte dieſer Gattung überhaupt, ſo wie eine kurze Notiz von allen in Frankreich einheimiſchen Amphibien hinzugefügt. Die letzte geht hier voraus. Der Vf. folgt der Claſſification von A. Brongniart (im *Bulletin des Sciences* Nr. 33.), aus deſſen Schrift hier S. 43—47. ein kurzer Auszug beygefügt iſt. Die ganze ſehr leſenswürdige Schrift Br. aus Nr. 35. und 36. des beſagten Bulletin beſtehend, findet man überſetzt in *Wiedemanns Archiv für Zoologie und Zootomie* 2 B. 1 St. S. 206 — 215. Der Vf. fängt mit den Schildkröten an, nennt aber zu *Teſtudo coriacea L. lutaria* und *graeca L.* als einheimiſchen Arten bloſs ſeinen Landsmann Lacépéde, ohne die geringſte eigne Bemerkung, und nicht ohne Fehler. Z. B. bey der letzten Art ſagt er *Doigts recouverts par une membrane*, welches wo nicht fehlerhaft, doch gewiſs ſehr undeutlich iſt. Eben dieſs gilt von den Eidechſen, wovon 2 Arten *Lacerta viridis* und *muralis* angenommen, und darunter eine Menge von Abarten beſchrieben werden, welche höchſt wahrſcheinlich für ſich beſtehende Arten ſind, ohne eigne Bemerkungen. Darauf folgt *Le Geckotte* und *Lezard Leps*, welche der Vf., wie Lacepede, für *Lacerta Leps L.* ganz falſch ausgiebt. Von den Schlangen beſchreibt er zuerſt *La Coulevre Aſpic* S. 19. und verſichert, daſs ſie ganz und gar nicht Linnés *Coluber Aſpis* ſey, wie Lacepède geglaubt hatte. (Daſſelbe hat neulich auch Hr. Bechſtein in der Anmerkung zur Ueberſetzung 3 B. S. 198. bemerkt). Sie iſt die gröſste von allen einheimiſchen giftigen Arten, 3 franz. Fuſs lang, hat auf dem Kopfe gekielte Schuppen, gleich denen auf dem Rücken, eine auch wohl 3 etwas gröſser; die Farbe des Leibes iſt oben röthlich grau mit 3 Reihen brauner, runder oder länglicher mit ſchwarz geränderten Flecken. Auch auf dem Kopfe befinden ſich dunkle Flecken, und an den Seiten geht, wie bey allen franz. giftigen Schlangen und bey *Coulevre liſse*, ein Streifen durch die Augen, braun von Farbe. Der Rand der Kinnladen ſchwarz gefleckt. Die Unterſeite des Leibes iſt braun, die Ränder der Bauchſchilder weiſs. Deren Anzahl iſt 155, unter dem Schwanze ſtehen 37 Paar. Die von Raſumowsky beſchriebene *Aſpis*, ſo wie die andre bey Daubenton in der *Encycl. methodique* ſind von dieſer ganz verſchieden; dieſe hält der Vf. für einerley mit Laurentis *Coronella auſtriaca*, jene aber mit der Linneiſchen *Aſpis*. Unter dem Namen *Coluber berus* begreift der Vf. zwey Abarten, wovon die eine von Farbe aſchgrau, mit gezacktem Rückenſtreifen und einer Reihe von gleichfarbigen Flecken auf jeder Seite unter den einfallenden Winkeln des gezackten Streifen, der wahre *C. berus* bey Linné ſeyn ſoll; die andre mit einem im Zikzak gehenden oft unterbrochenen Streifen auf dem Rücken, ohne die beiden Seitenreihen von Flecken, und mit röthlichem Körper ſoll Linnés *Coluber aſpis* ſeyn, wie ſie denn auch in Frankreich (in Poito, Dauphiné, in der Heide von Montmorenci und Fontainebleau) unter dem Namen *Aſpic* bekannt iſt. Dieſe letztere hat Charas beſchrieben und unterſucht. Beide haben 146 Bauchſchilder und 39 Paar unter dem Schwanze, auf dem Kopfe kleine Schuppen ohne Kiel, wovon einige auf dem obern Theile etwas gröſser ſind, und auſser einigen kleinern 2 gröſsere ſchwarze Flecke, welche ein oben offenes V bilden. Der Rand der Kinnladen gefleckt. Die Schuppen auf dem Leibe ſind gekielt, unter dem Halſe ſammt den erſten Querſchildern gelblich mit ſchwarzen Pickeln; die übrigen Bauchſchilder ſchwärzlicht mit gelbichten oder weiſslichen Seiten. Bey der erſten Abart oder *Berus* iſt der Unterleib dunkler. Die zurückgebogene Spitze der Schnauze (*le muſeau retrouſſe*) hat die Abbildung bey Charas zu ſtark ausgedrückt, und daher ſey bey Linné der falſche Zuſatz *naſo verruca erecta terminato* entſtanden; eben ſo iſt nach des Vfs. Vermuthung die Zahl 49 *ſcutellorum* ein Schreibefehler für 39 Paar. Die dritte Art *Col. cherſaea L. la Vipere rouge* (*Hiſtoire naturelle du Jorat* 1. p. 118.) iſt ſtets kleiner als die vorigen, höchſtens 14 Zoll lang, oben röthlich aſchgrau, auf dem Kopfe und dem Rücken mit gekielten Schuppen bedeckt, in der Mitte des Kopfs ſteht eine gröſsere; hinter jedem Auge ein kurzer ſchwarzer Streif; der Streif längſt dem Rücken braun mit ſchwärzlichen rundlichen wechſelsweiſe ſtehenden Flecken an den Seiten, 146 ganzen und 33 paar halben Schildern unten. Der Rand der Kinnladen ſo wie die Unterſeite des Kopfs bis an den Hals weiſslich. Die zunächſt

an die Bauchſchilder ſtoſsenden Schuppen haben eine ſchwärzliche Spitze, und den übrigen Theil des Randes weiſslich. Die Bauchſchilder ſind verwiſcht (*lavées*) mit ſchwarzbraunen Pickeln an den Rändern mit Weiſs untermiſcht. Dieſe Art findet ſich um Montpellier und auf den Pyrenäen, wo ſie Brongniart gefunden hat. Rec. weiſs nicht, wie er es verſtehen ſoll, wenn der Vf. in der Beſchreibung dem in dem Charakter geſetzten Merkmale widerſpricht, indem er ſagt: *Les côtés du corps n'ont pas de taches noires, comme dans la Vipere commune; ils ſont marqués d'une ligne plus pâle.* Die vierte Art *C. preſter L.* hat vorn auf dem Kopfe gekielte Schuppen, oben aber oder hinten 3 kleine Schilder; der ſchwärzliche Körper hat oben eine Reihe dunkler Flecke, wie eine Binde geordnet. Man hat ſie bey Arras getroffen. Von den unſchädlichen Schlangen werden hier auſser der gemeinen Ringelnatter beſchrieben *Coluber Aeſculapii*, Lacépéde. Sie iſt oben braun oder röthlich, mit einer breiten ſchwarzblauen Binde, und einer Reihe kleiner weiſser Flecke längſt den Bauchſchildern, letztere 175 an der Zahl, nebſt 64 paar Halbſchilder. Auf dem Kopfe ſteht ein brauner Fleck, die Rückenſchuppen zeigen eine Furche, ſie wird 3 Fuſs 10 Zoll lang, und findet ſich im mittägigen Frankreich. *C. Quadrilineatus*, bereits von Lacépéde abgebildet Pl. 7 F. 1. iſt oben röthlich oder gelblich mit 2 braunen Streifen auf jeder Seite, welcher von der Schnautze aus durch die Augen gehn, und hinten breiter werden. Die Schuppen gekielt. Die Unterſeite gelblich; 218 bis 224 ganze, 73 paar halbe Schilder. An Länge übertrifft die vorige. Sie findet ſich in der Provence. Dieſe Art hat neulich Dr. Gmelin, im Naturforſcher, und aus ihm Hr. Bechſtein im dritten Bande ſeiner Ueberſetzung von Lacépéde S. 315. genauer beſchrieben. Eben dieſs iſt dort S. 296. mit der gemeinen franzöſiſchen dunkelgrünen und gelbgeſtreiften Natter geſchehn, welche hier Nr. 8. *la Coulevre commune* heiſst. Von der neunten Art, *La coulevre liſſe* (*Coronella Auſtriaca* Laur. *La Liſſe* Lacépéde) ſetzen wir die ganze Beſchreibung her, weil ſie merklich von der Lacépédiſchen abweicht. *Corps tres-luiſant et fort liſſe, d'un gris verdâtre ou rougeâtre en deſſus, avec une ligne derriere les yeux, une bande transverſale ſur le derrière de la tête, et deux rangs de taches dorſales et alternes brunes ou noirâtres. Plaques inferieures n'occupant guère que le tiers de la circonference d'un brun noirâtre dans le milieu, jaunâtres ſur les côtés. Plaques abdominales 172—178 ſubcaudales 46 paires environ. Longueur 1 pied 10 pouces.* Die ſchillernde Natter von Raſoumowsky beſchrieben, fand der Vf. mit dieſer Art ganz übereinſtimmend, ausgenommen die Anzahl der Bauch- und Schwanzſchilder. Sogar die daran bemerkten drey tiefen Furchen der Kehle, finden ſich an der franzöſiſchen Natter. Daher findet der Vf. ſich nicht berechtiget, jene für eine eigne Art anzuſehen, wie Lacépéde gethan hat. Zuverläſsig iſt ſie auch nach des Rec. Ueberzeugung keine giftige Art, wozu ſie Hr. *Bechſtein* gemacht hat, indem er ſie mit ſeiner thüringiſchen Natter verglichen, und nach dem franzöſiſchen Beobachter S. 189. beſchrieben hat. Jedoch ſelbſt Hn. *Bechſteins* thüringiſche Natter iſt, wie man ſich aus der Stelle S. 185. ſehr leicht überzeugen kann, nichtsweniger als eine giftige Schlange, und Rec. begreift noch nicht, wie Hr. *B.* ſie mit *Coluber berus* in irgend einer Rückſicht vergleichen konnte. Um ſich von der Beſchaffenheit der Zähne zu überzeugen, braucht ein Kenner nicht eben lebendige oder friſche Exemplare zu haben, ſondern jedes wohlerhaltene Exemplar iſt dazu hinreichend. Noch bemerkt Latreille, daſs die von Daubenton unter dem Namen *Aſpic* beſchriebene Natter ihm dieſelbe mit ſeiner neunten zu ſeyn ſcheine. Die zehnte Art, *La Coulevre tetragone* haben einige für ein junges Thier von der vorigen Art anſehn wollen, weil ſie ihr allerdings ſehr gleicht, und nur 7 Zolle lang iſt, aber der Vf. konnte keinen Grund der merklichen Verſchiedenheiten in dem Wachsthume allein auffinden; daher hält er ſie für eine eigne Art. Hier iſt ſeine Beſchreibung: *Corps tetragone, fort liſſe et très-luiſant. Dos d'un gris verdâtre ou cendre, avec une ligne de points noirs au milieu. Côtés d'un gris rouſsâtre. Deſſous jaunâtre, avec une ligne de points noirs de chaque côtés. La bande rouſsâtre qui regne ſur les côtés a trois lignes plus foncées. Plaques abdominales 126—128 ſubcaudales 40 paires. Les rapports de la longueur du corps jusqu' à l'anus et de celle de la queue ſont dans la Liſſe comme 2 eſt à 13 ou environ dans la tetragone comme 3 eſt à 13. La largeur des plaques abdominales n'eſt que le quart de la circonference du corps. On voit par là et par quelques autres rapprochemens, que cette eſpèce eſt peu eloignée des reptiles qui forment le genre Anguis. Environs de Paris.* Freylich iſt die Abweichung in Farbe und Geſtalt des Körpers auffallend, aber dagegen iſt auch nicht zu leugnen, daſs die Beſchreibung in andern Stücken noch ſehr mangelhaft iſt, und nicht hinreicht, um über die Identität zu entſcheiden. Vielleicht ſah der Vf. das Thier nur einmal, und konnte es nicht mit der ſo nahe verwandten Art vergleichen, aber auch das hat er uns verſchwiegen, und aus dem Ganzen dieſer Aufzählung von franzöſiſchen Amphibien ergiebt ſich deutlich genug, daſs er der Beobachtung derſelben nicht viele Aufmerkſamkeit und nur ſeit kurzer Zeit gewidmet hatte So kann er alſo auf unſer Zutrauen nicht rechnen. Die Blindſchleiche heiſst in Frankreich auch *Anvoye* und *Serpent de verre.* Nicht der Leib, wie hier S. 36. ſteht, ſondern der lange Schwanz iſt ſehr zerbrechlich. Die *Batrachiens* (*Batrachii* in der neuen Claſſification von Brongniart) haben hier das Merkmal der Ordnung *langue libre à ſon extremité antérieure.* Vermuthlich nennt der Vf. vorn, was andre Leute hinten nennen. Unter den Merkmalen der Gattung 1. *Grenouille* befinden ſich auch *machoires dentées.* Eben ſo auch bey der zweyten *Raine*, welches ihm kein Kenner zugeſtehn wird. Bey der Kröte nimmt er *parotides ſaillantes* mit zum Merkmale an, und den runden warzigen Körper. Hier findet

findet sich auch die grüne Kröte aus Bourgogne, und ganz unerwartet traf Rec. hier auch *Le Crapaud accoucheur* des Demours S. 40. an, den Lacépéde für eine Abart der gemeinen grauen Kröte ansah. Er wird also bestimmt: *D'un gris verdâtre en dessus, avec quelques verrues brunes. Des grains blancs sur les côtes et sous l'anus. Dessous du corps blanchâtre. Pattes postérieures demipalmées. On le trouve sous les pierres aux environs de Paris.* Damit konnte der Mann sich begnügen, um eine eigne Art daraus zu machen? Doch den Mangel hat Brongniart a. a. O. Nr. 36. ersetzt, welche Stelle auch im Wiedemannischen Archiv übersetzt steht. Wir begreifen nicht, wie Latreille gerade das wichtigste daraus hat übergehn können. Dort aber heifsen die Warzen Flecke und die weifsen Körner werden ganz übergangen. Dagegen wird angeführt, dafs das Paukenfell sehr deutlich sey, hingegen die poröse Ohrendrüse sich nicht unterscheiden lasse. Diese Art geht auch nicht einmal zur Zeit der Begattung ins Wasser. Die grofsen Eyer hängen durch dünne aber starke Fäden zusammen, welche das Männchen herauszieht und um seine Hinterpfoten wickelt. In dem Augenblicke, wo die Jungen auskriechen sollen, trägt es dieselben ins Wasser. Die Materie, welche die Eyer oder Embryonen einhüllt, ist dünner und fester als bey den übrigen Arten. In der Naturgeschichte der Salamander folgt der Vf. ebenfalls dem A. Brongniart, welcher in der Reihe der Ordnungen der ganzen Classe von Amphibien den Fröschen, Kröten und Salamandern den letzten Platz und der letzten Ordnung noch vor den Schlangen, als weniger vollkommenen Geschöpfen anweist und die Salamander mit zu der Ordnung der Frösche und Kroten rechnet, weil sie zunächst an die Fische gränzen sollen. Er will nämlich die systematischen Eintheilungen mit der natürlichen Ordnung vereinigen, und sieht daher die Kennzeichen von den Bedeckungen und Bewegungswerkzeugen hergenommen für Kennzeichen einer niedrigen Art an, welche den von edlern und höhern Organen hergenommenen nachstehen müssen. Da nun die Salamander mit den Eidechsen nichts als den verlängerten Körper, die Pfoten und den Schwanz gemein haben, hingegen so wie die Kröten und Frösche nur eine Vorkammer des Herzens, nur Rudimenta von Rippen, eine gleichförmige Haut und Pfoten haben, da dem Männchen das äufsre Zeugeglied mangelt, da endlich bey ihnen keine wirkliche Paarung Statt findet, sondern die Eyer im Wasser aufserhalb des Körpers befruchtet werden: so hielt sich Br. berechtiget, die Salamander zu der Ordnung der *Batrachii* zu rechnen. Man könnte dawider mancherley einwenden, und den kurzen Rippen der Salamander den Mangel des Bruftbeins und Beckens bey den Schlangen entgegen setzen. Das Zeugeglied der Schildkröten ist doch gewifs sehr unvollkommen, und ihre Ribben ganz unbeweglich und mit der Rückenschale verwachsen. In Ansehung der sonst sogenannten edlern Theile, werden die Salamander den Schlangen wohl ziemlich gleich seyn, denn beide haben nur eine Vorkammer des Herzens; und in Ansehung der Lungen möchte wohl Länge und Gröfse nicht viel zur Bestimmung des höhern Ranges dieses Organs beytragen. Ein andrer Baumeister eines natürlichen Systems, welcher seine Materialien auch von den Fresswerkzeugen hergenommen hat, setzt in jeder Rücksicht die Schlangen den Fröschen, Kröten, Eidechsen und Salamandern nach, und will jene den vollkommensten Vierfüfsern näher gestellt wissen. Doch zur Sache! Mit den bisherigen Beobachtungen über die Begattung und Erzeugung des Erdsalamander ist der Vf. S. 13. nicht zufrieden, und erwartet genauere Bemerkungen. Vorzüglich fragt er S. 19. ob die jungen Thiere wirklich im ersten Alter Kiemen, wie die Wassersalamander haben, deren grösere Arten sie nach des Vfs. Meynung früher verlieren sollen als die kleinern. Der Zweifel des Vfs. gründet sich auf die Vermuthung, dafs die Schriftsteller, welche den jungen Erdsalamandern Kiemen geben, das Factum nicht selbst beobachtet, sondern es blofs nach der Analogie gefolgert haben möchten. Diese Vermuthung gilt doch wohl weder vom Joh. Hermann noch von Blumenbach. Hat doch Bechstein den gefleckten so wie den ungefleckten Erdsalamander zur Zeit der Fortpflanzung im Junius häufig in den Pfützen und Quellen, auf runden Bergen und Thälern herumkriechen und sich begatten gesehn. M. s. dessen Anmerkungen zur Uebersetzung von Cepede Naturg. der Amphibien II B. S. 211 u. 215. Dafs die gezackte Rückenflosse der männlichen Wassersalamander nach vollendetem Zeugegeschäfte sich verliert, hat auch Dümeril durch seine Beobachtungen bestätiget. Nach dieser Zeit kann man die männlichen Thiere, aber nur die ausgewachsenen, an der aufgeblähten Gegend der Zeugeglieder (*faillie extérieure*) erkennen. Auch sind die Hinterpfoten stärker als bey den weiblichen. Bey dem gewöhnlichen Erdsalamander erwähnt der Vf. S. 83. einer Abart, welche ein wenig gröfser oben und unten ganz schwarz ist, und zusammenhängende gelbe Bänder hat. Die zweyte Art *La Salamandre marbrée Planche* 3. F. 2. hatte der Vf. in seinem ersten Versuche für Linné's *Lacerta paluſtris* und *la Queue platte* von Lacépéde gehalten. Hier nimmt er einen grofsen Theil des gesagten zurück. Der Inhalt seiner Bemerkungen ist folgender: Sie ist die gröfste von allen einheimischen, ungefähr $5\frac{1}{2}$ Zoll lang, oben hell oder dunkelgrün oder aschblau, mit rothbräunlichen Flecken auf dem Kopfe und Rücken, an den Seiten marmorirt; unten schmutzig roth mit vielen weifsen Punkten. Bey dem Weibchen ist die Kehle blasser und weniger gesprenkelt. Das Männchen hat eine kammartige, ausgezakte, schwarzgefleckte Flosse auf dem Rücken und oben am Schwanze. Längs der Seiten des Schwanzes läuft eine glänzend weifse Binde mit schwarzbraunen Flecken, dergleichen auch am untern Rande stehn. Beym Weibchen ist die Binde weniger sichtbar. Die männlichen Zeugeglieder (*les organes sexuels*) haben zweymal mehr Umfang als die

die weiblichen, sind schwärzlich und mit kleinen Warzen besetzt. An einer zweyten Stelle (S. 41.) heifst es: die Zeugeglieder des Männchen bestünden aus 2 löffelförmig ausgehöhlten Stücken, an einem Ende zusammenhängend, welche einen fleischigen, platten, fast dreyeckigen am Ende durchbohrten Theil einschlöffen. Die weiblichen Geburtsglieder bestehn aus einer länglichten Spalte mit dicken Lippen, auf welchen mehrere Reihen von Warzen stehn. Beym Weibchen geht vom Nacken aus eine orangengelbe Linie über den Rücken, der obere Rand des Schwanzes ist gerade und ganz, der untere weifslicht. Die Zeugeglieder braun und mehr mit Körnern besetzt (*granuleux*) als beym Männchen. Mit dem Wachsthume verändert die Farbe sich ins Bräunliche; doch gesteht der Vf., dafs er die verschiedenen Grade der Verwandlungen und Häutungen der jungen Thiere nicht im Zusammenhange beobachtet habe, und etwas gewifses über das Ansehn der Jungen sagen könne, welche er oft in verfaulten Baumstämmen gefunden hat. Die Begattuug geschah wie beym Erdsalamander. Der üble Geruch, welchen diese Art gereizt verbreitet, scheint dem Vf. von einer milchigten Materie herzurühren, welche aus den feinen Oeffnungen am Halse dringt. Der Vf. meynt, dies sey Laurentis *Triton niger Gesneri;* aber die wenigen Worte der Gesnerschen Beschreibungen passen nicht. Zu dieser Art bringt der Vf. als die unausgewachsenen Jungen derselben, diejenigen Thiere, welche er in demselben Garten an feuchten schattigten Orten, unter Steinen und in einer ziemlichen Entfernung vom Wasser im Sommer gefunden hat. Sie hatten ungefähr 11 Linien in der Länge, oben eine graugelblichte Farbe, unten eine ziegelrothe und weifse Kehle. Die Augen waren schwarz, mit goldener Iris, mit einem schwärzlichen Querstriche an jedem Ende. Zwey schwärzlichte wellenförmige Linien gehn von der Nähe der Augen über die Seiten weg. Der Schwanz war rundlicht ohne häutige Schneide. Sie hatten keine Kiemen, und ins Wasser gesetzt, schienen sie sich darin nicht wohl zu befinden. In morastigen Gegenden sind sie häufig, und die Landleute leiten von dem Verschlucken derselben den plötzlichen Tod ihrer Hausthiere ab. Sie verlassen bey bevorstehendem Regen, wie die Kröten, ihre Schlupfwinkel, und verbreiten sich überall in die Wege und Gänge. Doch findet der Vf. es selbst möglich, dafs diese Thiere zu der Gattung gehören können, welche er *l'Abdominale* nennt.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg, b. Meyn u. Mahnke: *Hamburgisches neues Taschenbuch* auf das Jahr 1802. *zur Beförderung froher Laune, Menschen- und Sittenkunde im neuesten Jahrhundert.* Herausgegeben von I. F. *Schütze*, Kanzleysecretaire. Mit Kupfern und Musik. 1802. 216 S. 8.

Auf die in dem vorjährigen Taschenbuche angefangenen und hier fortgesetzten Wanderungen durch Hamburg, die mitunter satirisch seyn sollen, folgen Gedichte, deren Schlechtigkeit *transscendental* heifsen kann; denn sie *übersteigt* wirklich allen Glauben. Es ist z. B. von einer ersten Predigt die Rede:

Und Jochen trat hervor mit Zittern und mit Zagen,
(Ein volles Haus und eine Predigt sind
Kein Katzensprung) man sah sein Händeschlagen
Sein Kopfgenik, wie man's in unsern Tagen
Im Kasten wohl an Gassenecken find't,
Doch *sans comparaison*, allein das Schlimmste war
Man hört kein Sterbenswort. —

Es lief alles in der Kirche davon;

Als Jochen Amen sprach,
Da, o des Jammertags und *dreymal O und Ach*
War niemand mehr im Gotteshause da,
Als wir, der Küster, ich, der Sohn und die Mama.

Nun diese Mama ärgert sich über die undeutliche Aussprache ihres Sohns, und apostrophirt ihn wie folgt:

Du Schlingel, sprach sie laut, du Lümmel und du Esel
Mir, deiner Mutter so viel Schand' auf einen Tag!
Ach hätt' ich ihn, den dicken Bullenpesel
Womit mein Mann, wenn unser Phylax sich
Im Stall vergeht, das Fell ihm gerbt, zur Hand,
O du, du Dummerjahn, du Schöps und Höllenbrand
Hätt' ich ihn hier, ich! ja wie wollt' ich dich.

Die grofse Handelsstadt Hamburg handelt zwar mit allerley Waaren; aber dafs solche poetische Waare Käufer dort finden sollte, können wir unmöglich glauben; vielmehr steht zu erwarten, dafs jeder sie mit dem Protest, der S. 85. angeführt wird, abweisen werde:

Solch Musenlumpenpack dient nicht in unsern Kram.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Supprian: *Veterum Auctorum lectio quantum prosit proficere in virtutis studio cupientibus*, breviter exposuit *Jo. Ludovicus Wendler*, Rev. Min. Cand. et A. Mag. 1800. 48 S. 8. (4 gr.) Eine sehr mittelmäfsige Chrie über ein schon oft behandeltes Thema, in einem nicht schlechten Latein abgefafst. Der Vf. führt im ersten Abschnitt mehrere alte Schriftsteller auf, und zeigt, wie ihre Lectüre in moralischer Hinsicht nützen könne. Die Urtheile über dieselben sind oberflächlich, und verrathen keine aus eigenem Lesen gewonnene Kenntnifs. Im zweyten Abschnitt sucht er sich vor dem bösen Leumund, als habe er den Profanschriftstellern zu viel eingeräumt, ernstlich und weitläufig dadurchzu verwahren, dafs er die Vorzüge der christlichen Sittenlehre bemerkbar macht. Aber auch hier ist alles aus anderen Schriften, besonders aus den Reinhardischen geschöpft, welche jedoch Hr. *W.* anzuführen nicht unterlassen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 12. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS: *Hiſtoire naturelle des Salamandres de France*, precedée d'un *Tableau methodique des autres reptiles indigènes:* avec *figures coloriées.* Par *P. A. Latreille*, etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Die dritte Art, *la Sal. crêtée* Pl. 3. f. 3. A. (das Männchen) gleicht der vorigen an Wuchs und Anſehen, iſt oben ſchwärzlicht aſchfarbig, und vorzüglich an den Seiten mit kleinen runden mehr oder weniger ſchwarzen Flecken überſäet; unterſcheidet ſich aber durch folgende Merkmale. Der Rand der Kinnbacken, die Seiten des Kopfs und Leibes, ſo wie die Oberfläche der Pfoten an der Baſis ſind ganz mit weiſsen Körnern bedeckt. 2) Dagegen iſt die Unterſeite des Leibes und der Pfoten ſafrangelb mit ſchwarzen Flecken, welche bisweilen in der Mitte fehlen, die Kehle bleich braun mit weiſsen Pickeln; die Zehen ſchwarz gefleckt; unter dem Anfange der äuſserſten Zehe ſteht eine Warze. Das Männchen unterſcheidet ſich durch die groſse ungleich eingeſchnittene Floſse am Rücken und Schwanze, ohne die weiſsgrünlichten Flecke der vorigen Art. Die Zeugungstheile ſehen ſchwärzlicht, bey der vorigen aber rothgelblicht aus; die Kehle dunkler braun mit zahlreichern weiſsen Pickeln; der Rand der Kinnbacken hat mehr weiſse Körner, und die hintern Pfoten ſind ſtärker als die vordern. Die weiſse glänzende Binde an den Seiten des Schwanzes ſieht man kaum am Weibchen, auch iſt ſie da weniger gefleckt; die beiden ſcharfen Ränder ſind ſo wie der Rückgrat (*l'arête du dos*) ſafrangelb. Dieſs iſt die von Dufay beſchriebene und abgebildete Art *la groſſe Salamandre noire* Pl. 15. f. 1.; darauf deutet der Vf. auch den Waſſerſalamander in *Hiſtoire naturelle du Jorat* T. I. p. 109—111. mit allen ſeinen Abänderungen. Statt der undeutlichen Abbildung bey Blaſius von den innern Theilen des Weibchen giebt er hier Pl. 4. eine Zeichnung des berühmten *Cuvier* nebſt deſſen kurzen Erklärung. Zur Ueberſicht der Lage und Anzahl aller Theile mag ſie hinreichen. Die vierte Art, *l'abdominale*, Pl. V. fig. 4. A. iſt ungefähr drey Zolle lang, oben dunkel gelblicht oder dunkel braun, mit zwey ſchwärzlichten Linien, welche vom Halſe aus an beiden Seiten des Rückens weggehen, und gegen das Ende des Schwanzes ſich verlieren. Die erwachſenen Thiere haben an den Seiten des Leibes weiſslichte Körner; die untere Seite iſt weiſslichtgelb oder orangegelb; die Kehle, die Unterfläche der Pfoten, die Gegend des Afters, und der untere Rand des Schwanzes haben eine lebhaftere röthlich orange Farbe. An der Kehle und am Bauche ſtehen häufige ſchwärzlichte Striche, welche an den Seiten durch ihre Vereinigung eine bis zu dem Schwanze gehende Linie bilden. Ueber dieſer Linie zeigt ſich ein bloſser weiſslichter Zwiſchenraum, welcher eine Art von Binde von den Augen bis an das Ende des Leibes bildet. Der Rücken des Weibchens iſt niedergedrückt, und zeigt an jeder Seite eine Art von Gräte. Beym Männchen zeigt ſich eine kleine hautige Vorragung, welche unmerklich zunimmt, und am obern ſcharfen Rande des Schwanzes fortgeht; an dieſem bemerkt man einige Querrunzeln. Die Fig. 4. D. der 5ten Platte ſtellt ein junges Thier mit den Kiemen vor, welche nach der Vermuthung des Vf. zu dieſer Art gehört; *les branchies m'ont paru formées de trois à quatre tiges courtes, inegales, garnies ſur les côtés d'appendices laciniées ou foliacées, ponctuées de noir, vues à la loupe.* So lautet die ganz unbeſtimmte Beſchreibung. Fig. 4. B. und F. 4. C. ſtellen muthmaſslich ebenfalls zwey junge Thiere dieſer Art vor, welche man unter Steinen fand. Alle Merkmale der Linneiſchen *Lac. paluſtris* ſollen auf dieſe Art paſſen; auch ſoll Laurentis *Proteus Tritonius* das junge Thier mit den Kiemen, ſein *Triton paluſtris* aber das ausgewachſene von dieſer Art ſeyn. Die fünfte Art, *la S. ceincturée*, Pl. 5. f. 3. (das Männchen) ungefähr drey Zolle lang, iſt oben graugrünlicht, oder gelblicht mit dunklern Marmorflecken auf dem Kopfe und Rücken. Die Farbe der Seiten iſt lichter mit ſchwarzen oder ſchwärzlichten Punkten, welche eine Binde oder Gürtel bilden: dieſelben Punkte zeigen ſich an den Zehen und am Schwanze; nur ſtehen ſie am letztern bisweilen in zwey Linien; der untere ſcharfe Rand deſſelben iſt wie der Untertheil des Körpers ſafrangelb. Statt des Kamms dient dem Männchen ein kurzes Blättchen mit gelb und ſchwarz gemiſcht. Längſt an den Seiten des Schwanzes geht eine glänzend weiſse Binde, welche jedoch nicht allemal deutlich iſt. Die männlichen Zeugungstheile ſind ſchwarz gefleckt; beym Weibchen iſt der obere Rand des Schwanzes und die Rückengräte gelblicht. Dieſs ſoll Laurentis *Triton ſalamandroides Wurfbeinii*, und muthmaſslich die zweyte Art des Dufay ſeyn. Die ſechſte Art, *la S. ponctuée*, P. 6. f. 6. A. (das Männchen) f. 6. B. (das Weibchen) hat einen 31 bis 32 Linien langen Körper, oben dunkelgrau grünlich, unten röthlich weiſs, ganz mit ſchwarzen runden, ungleichen Flecken überſäet, welche an der Kehle Linien oder eine

Art von Schrift bilden. Auf dem Kopfe zeigen ſich 5 ſchwarze Striche, 3 zwiſchen den Augen, 2 auf den Seiten, welche nach der Schnauze zu gehen: die untere Kinnlade iſt mit Schwarz eingefaſst: über die Mitte des Rückens geht beym Männchen ein deutlicher Kamm, gezähnelt und gefleckt, bey dem Weibchen eine Vorragung, welche in beiden ſich durch den obern ſcharfen Rand des Schwanzes erſtreckt. Dieſer hat an den Seiten beym Männchen eine weiſse Linie; in beiden aber zwey oder mehrere Reihen von Flecken; der untere Rand iſt hochroth. Die hintern Pfoten ſind beym Männchen groſs, die Zehen aber daran breit, und wie durch eine Schwimmhaut verbunden. Dieſs iſt die dritte Art des Dufay, und *Triton Pariſinus* bey Laurenti. Die ſiebente Art, *la S. palmipède*, Pl. 6. f. 7. A und B. (das Männchen) iſt *la Sal. fuiſſe* bey Raſoumowsky, deſſen Beſchreibung der Vf. erſt nach ſeinem erſten Verſuche aus Schneiders Werke kennen lernte. Die Schwimmhaut an den Hinterzehn ſoll ſich mit dem Alter verlieren. Dieſs verſicherte Sparmann dem Hn. Bosc. Fig. 7. A. ſtellt ein Männchen vor, deſſen Schwimmhaut faſt ganz verſchwunden iſt. Daher vermuthet der Vf., dafs dieſe Art wohl die Linnéiſche *Lac. aquatica* ohne Schwimmfüſse ſeyn könne. Sie gleicht der vorigen Art in vielen Stücken, iſt aber immer kleiner und hat weniger deutliche Flecken. Der Kopf hat ebenfalls ſchwarze Striche, und durch die Augen geht (*traverſés*) beſonders eine breitere Linie; die Iris iſt goldgelb; die Unterſeite des Leibes iſt weiſs; nur gegen den After zeigen ſich Flecken, nur über die Mitte des Bauchs geht eine röthliche Linie. An den beiden Seiten des ſehr zuſammengedrückten Schwanzes ſtehen zwey Reihen ſchwärzlicher Flecke, wovon die oberſten dichter an einander liegen. Der obere Rand macht beym Männchen einen kleinen Bogen. Ueberdieſs hat dieſes auf dem Rücken drey Gräten, welche bis zum Schwanze gehen; die mittelſte iſt der Rückgrat: ferner ſind die Hinterzehen durch eine ſchwärzliche zwiſchen jeder ſehr ausgeſchweifte Schwimmhaut vereiniget; endlich endiget der Schwanz ſich plötzlich mit einer kurzen ſchwärzlichen und zylindriſchen Spitze, die einem Faden gleicht. Die Kiemen gleichen denen, welche Dufay an der vorigen Art bemerkt hat; im Magen fand der Vf. eine Menge Schnecken (*buccins*). Nur im Frühjahre kann man beide Geſchlechter unterſcheiden.

Dieſs iſt der Inhalt der ganzen Schrift, welche nach der Verſicherung des Vf. nicht als eine vollſtändige Geſchichte aller in Frankreich einheimiſchen Arten angeſehn werden ſoll oder kann, weil die ſüdlichen Gegenden des Landes in dieſer Abſicht noch wenig unterſucht worden ſeyen. Man bemerkt beym Leſen bald, dafs der Vf. wenigſtens in dieſem Theile der Naturgeſchichte noch keine Uebung erlangt hat, und dafs ſeine Beſchreibungen mit unter noch ſehr unbeſtimmt, unordentlich und zweydeutig im Ausdrucke ſind. Keine einzige Art der beſchriebenen Thiergattung hat er von der Begattung oder Geburt an, ſo lange beobachtet, bis die Jungen erwachſen und im Stande waren ſich fortzupflanzen. Viel weniger hat er noch die verſchiedenen Arten zu gleicher Zeit und neben einander beobachtet, mit einander verglichen, und darnach bleibende und ſichere Merkmale der Arten in beiden Geſchlechtern feſtſetzen können. Am wenigſten verſtand der Vf. von der Zergliederung und Phyſiologie; daher die ſchwankenden und unrichtigen Benennungen der *organes ſexuels*, wo blofs von der äufsern Oeffnung oder Vorragung der im Leibe verborgenen Zeugungsglieder oder ihrer Enden die Rede iſt. Auf dem Titel werden *figures coloriées* angegeben. In dem Exemplare aber, was der Rec. erhalten, ſind die Tafeln nicht illuminirt. Die Abbildung vom Gerippe des Erdſalamander Pl. 2. iſt ohne alle Erklärung geblieben, übrigens aber übertrifft ſie bey weitem alle vorhandene Zeichnungen, obgleich die Umriſſe, z. B. des Bruſtbeins und der Schulterblätter nicht immer ſcharf und genau gezeichnet ſind; oder vielleicht hat der Kupferſtecher Coqueberts Zeichnung durch einen feinen Stich mehr verdunkelt als erhöht. Wir Deutſche können uns rühmen, dafs wir jetzt durch Hn. *Bechſteins* vieljährige Beobachtungen über die in Thüringen einheimiſchen Arten dieſer Gattung in der Naturgeſchichte dieſer Thiere viel weiter gekommen ſind; und zur Vollendung derſelben ſcheinen dem Rec. nur noch genaue Beobachtungen über die innern Theile des Mundes, die Eingeweide, Zeugeglieder, und beſonders über den Larvenzuſtand, und die verſchiedene Geſtalt und Anzahl der Kiemen zu fehlen. Hr. Bechſtein bringt die meiſten jetzt genauer beſchriebenen Arten auf drey zurück, auf ſeinen groſsen Sumpfſalamander, 2) den mittlern oder Brunnenſalamander, der ſich nie in feuchten Kellern, wie die beiden andern, einfindet, 3) den kleinen oder Teichſalamander; welche oft alle drey zuſammen in Teichen bey einander wohnen, aber nie mit einander ſich begatten. Zur erſten Art rechnet er Linnés *Lac. paluſtris*, ferner *Triton criſtatus Laur.* als Männchen, *Triton Utinenſis et Gesneri Laur.*, und *Salamandra pruinata Schneid.* als Weibchen. Da aber die Weibchen allemal faſt um ein Drittheil gröſser ſind, und einen dickern Kopf und Leib haben: ſo kann Rec. die Art *ſalamandra pruinata* durchaus nicht für einerley mit der Bechſteinſchen halten, oder er müſste annehmen, dafs das Thier noch nicht ausgewachſen war. Dieſe erſte Art hat als Larve nur zwey Kiemenſtralen an jeder Seite, wie Hr. *B.* S. 258. verſichert. Weder Dufay noch Laurenti haben die Anzahl der Kiemenſtralen angegeben. Nur hat Dufay im Allgemeinen, ohne die Art zu beſtimmen, vier Kiemenbogen auf jeder Seite angegeben. Zur zweyten Art rechnet Bechſtein *Lacerta triton Merrem* und *Triton Salamandroides Laur.* als Männchen, *Triton alpeſtris Laur.* aber als Weibchen. Wegen des einfarbigen orangerothen Unterleibes ſoll dieſe Art nicht leicht zu verwechſeln ſeyn. An den Hinterfüſsen des Männchen bemerkt Hr. *B. merklich* breite Zehen: aber die Geſtalt und Farbe der Larve

hat er so wenig als die Zahl und Beschaffenheit der Kiemen angegeben. Die Larve soll *Proteus tritonius Laur.* seyn. Zu der dritten Art rechnet er *Triton parisinus Laur.* (von Dufay beschrieben) *Salamandra taeniata* und *palmata Schneid.* (von Rasoumowsky beschrieben) als Männchen, *Triton palustris, carnifex* und *Salamandra exigua Laur.* wie auch *Salam. palustris* und *carnifex Schneid.* als Weibchen; endlich auch die Linnéische *Lac. vulgaris*, und den gemeinen *Erd- oder Gartensalamander.* Das Weibchen hat einen rundlichten Schwanz mit einer langen und dünnen Spitze. Die Haut durchs Vergrösserungsglas beobachtet ist oben überall rauh, und wie Hr. *B.* versichert, mit lauter *Hautschuppen?* besetzt. Der hautige Rückenkamm ist höher als an der zweyten Art; die Zehen der Hinterfüsse sind von einer auslaufenden Haut etwas breiter, *und an dem Weibchen bemerkt man im Schwimmen ein Häutchen, wie zwischen den Haushühnerzehen.* Gleichwohl sollen die Zehen der Hinterfüsse nicht so breit als am Männchen, und *die Schwimmhaut in den Winkeln derselben* nicht so merklich seyn. Nach der Paarung werden auch am Männchen die Zehen runder; und dieses scheint das Wasser nie oder selten zu verlassen. Das Weibchen bekommt nach mehreren Häutungen, oft einen ganz runden Schwanz. Wenn sie ruhen, legen sie den Schwanz gekrümmt nach dem Kopfe zu. Das geöffnete Männchen zeigte nur einen Hoden auf jeder Seite, da die andere Art doppelte Hoden hat. Ihre Eyer legen sie abgesondert, einzeln oder 2 und 4 auf einmal an das Gras. Die Larve hat drey gebogene Kiemenfasern. Ueber die Eyer der ersten Art drückt Hr. *B.* sich sehr kurz und unbestimmt aus S. 258., die von der zweyten Art übergeht er ganz. Ueberhaupt aber versichert er S. 235. dass er die Eyer immer getrennt und einzeln gefunden habe, da Dufay an zwey Schnüren gereihte Eyer gefunden haben will. Dies ist eine kurze aber treue Darstellung von dem gegenwärtigen Zustande, in welchem sich die Naturgeschichte dieser Thiergattung befindet, wo der aufmerksame Leser bey der Vergleichung mit der Arbeit des Franzosen bald die Lücken bemerken wird, welche noch durch genaue Beobachtungen aus zu füllen sind, um zu einer sichern Angabe und Bestimmung der Arten zu gelangen. Denn was Brongniart in der neuen Classification der Amphibien über die Salamander bemerkt hat, war von deutschen Naturforschern schon berichtiget. Niemand hat darzu bessere Gelegenheit, und vereinigt in solchem Grade Vorkenntnisse, Neigung und Eifer als Hr. *Bechstein;* daher Rec. sich gedrungen fühlt, ihn zu dieser letzten so verdienstlichen, und ihm gewiss nicht unangenehmen Bemühung aufzufodern, um wenigstens in diesem Fache den Vorrang der deutschen Naturforscher zu bewähren und zu sichern.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Beobachtungen beym Ausbruche eines Concurses, und bey Zurückfoderung des vom Schuldner vorher veräusserten Vermögens.* Von *George Happel*, Hessen-Casselischem Amtsverweser zu Grüningen. 1801. 163 S. 8. (12 gr.)

Ungeachtet in neuern Zeiten so Vieles über den hier behandelten Gegenstand geschrieben worden ist: so hielt doch der Vf. eine nochmalige Untersuchung nicht für überflüssig. Ihm scheint die so beliebt gewordene Abtheilung des Concurses in den imminenten, materiellen und formellen eben so ungegründet, als überflüssig, und er glaubt S. 69. durch Aufstellung folgender Regel den eigentlichen Stein der Weisheit entdeckt zu haben — „dass nämlich nach römischen Gesetzen dasjenige, was ein Schuldner, dem die eigene Verwaltung seines Vermögens nicht entzogen war, in der *böslichen Absicht*, seine Gläubiger zu verkürzen, veräusert oder verpfändet hatte, es sey nun, dass er zu der Zeit, wo dieses geschah, entweder schon ausser Stand war, sie alle zu befriedigen, oder es doch durch diese Handlung wurde, *besonders!!*, wenn derjenige, der ihm etwas abgenommen hatte, von der betrüglichen Absicht wusste, von den wirklich auch in Schaden gesetzten Gläubigern zurückgefodert werden könne."

Ohne unser Erinnern, wird der Sachkenner das Unbestimmte und Unzulängliche in diesem angeblichen obersten Princip sogleich entdecken; aber der Vf. selbst gerieth in grosse Verlegenheit, als er von S. 106. an zu zeigen sich bemühte, wie man in vorkommenden Fällen von seiner Regel praktischen Gebrauch zu machen im Stande sey. Hier schreibt er: „Bey Untersuchung der Frage: was für Veräusserungen des Schuldners durch die Paulianische Klage angefochten werden können? müssen wir auf folgende Fälle Rücksicht nehmen: I. ob der Schuldner eine Verringerung seines Vermögens vorgenommen habe? das heisst, ob er eine Sache, die wirklich in seinem *unbeschränkten!* Eigenthume war, und als Theil seines Vermögens angesehen werden konnte, veräusserte? sey es nun, dass dies geradezu geschah, oder, dass er, *ohne einsweilige wirkliche Uebergabe*, Jemanden ein Recht auf sein Vermögen einräumte? II. Ob er einen der Gläubiger vor dem andern begünstigt? III. Ob ein Gläubiger sich selbst bezahlt zu machen gewusst? und IV. ob der Schuldner etwas zu erwerben unterlassen habe, das er hätte an sich bringen, und wodurch er sein Vermögen hätte vergrössern können?"

Folgen können wir dem Vf., ohne eine eigene Abhandlung zu schreiben, bey Beantwortung dieser einzelnen Fragen nicht; aber einem Jeden, der dem Gegenstande nur einige Aufmerksamkeit widmen will, muss es doch sogleich einleuchten, dass wenn der von dem Vf. als durchgreifende Regel, angegebene Grundsatz richtig wäre, es überflüssig seyn müsste, so viele Fälle zu unterscheiden; und liest man vollends die hier gegebene Entscheidung der aufgeführten einzelnen Fälle, so wird man kaum begreifen können, wie es der Vf. wagen mochte, einen Zusammenhang zwischen dieser und der von ihm angegebenen Regel vorspiegeln zu wollen.

Ge-

Gewonnen hat demnach die Wiſſenſchaft durch dieſe Abhandlung nichts, und der Vf. ſollte billig um ſo mehr Bedenken tragen, auf Entwickelung ſolcher ſchwierigen Rechtslehren ſich einzulaſſen, da er, wenigſtens nach dieſem Verſuche zu urtheilen, einer logiſch richtigen, und darneben klaren und einleuchtenden Darſtellungsgabe durchaus unfähig iſt.

Ermüdender war für den Rec. ſeit geraumer Zeit das Durchleſen einer kleinen Abhandlung nicht, als der vorliegenden. Ohne einen eigentlichen Ruhepunkt zu finden, muſs man ſich durch eine Reihe verworrener Sätze, und durch eine Menge zur Sache nicht gehöriger Abſchweifungen durcharbeiten, ohne daſs man am Ende auch nur mittelſt einiger erheblicher Reſultate für die angewandte Mühe belohnt wird. Human iſt daneben der Ton des Vf. gar nicht; über die Meynungen ſehr verdienter Männer läſst er ſich nicht ſelten auffallend derb aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. 1) *Berlin*, b. Hayn: *Einige Gedanken und Vorſchläge über Seminarien.* Eine Einladungsſchrift zu den Schul-Feyerlichkeiten, welche d. 10. 13 u. 14 Oct. in der hieſigen K. Real-Schule und dem mit derſelben verbundenen Kur-Märkiſchen Landſchullehrer- und Küſter-Seminar veranſtaltet werden ſollen, von *Andr. Jak. Hecker*, Dir. d. genannten Schul-Anſtalten. 1800. 16 S. gr. 8. (2 gr.)

2) *Halle*, b. Gebauer: *Uebung der Seminariſten* oder künftigen Lehrer der Elementarſchulen, in ihrer Selbſtbildung, von *Karl Gottlieb Horſtig*, Schaumb. Lipp. Cf. Rth. u. Superint. 1801. 80 S. gr. 8. (6 gr.)

Jede Art von Lehranſtalten erfoderte eigentlich eine Pflanzſchule zur Bildung der Lehrer für dieſelbe, und ſo ſollte es Seminarien für die Univerſitäten, für die gelehrten Schulen, für die höhern Bürger- oder Realſchulen und für die niedern Bürger- und Landſchulen geben. Ueber dieſe verſchiedenen Arten von Seminarien theilt Hr. *Hecker* Nr. 1. ſeine Gedanken und Vorſchläge, vorzüglich in Bezug auf den preuſsiſchen Staat, mit. Der Mangel an Seminarien für Univerſitäten, die auch ihre eignen Schwierigkeiten haben würden, ſoll dadurch erſetzt werden, daſs 1) bey Berufung auswärtiger Profeſſoren vorzüglich auf Lehrgeſchicklichkeit geſehen werde, 2) daſs, auſser den von andern Univerſitäten berufenen Profeſſoren, nur ſolche Männer angeſtellt werden, die ſich ſchon als Privatlehrer auf der Univerſität oder als Lehrer der obern Claſſen in gelehrten Schulen geübt haben, 3) daſs die Privatlehrer unter eine gewiſſe Aufſicht eines erfahrnen Profeſſors geſetzt werden, 4) daſs man Lehrer gelehrter Schulen zu Univerſitäts-Lehrern mache, weil jene ſchon Lehrübung haben, und, ſetzen wir hinzu, die Bedürfniſſe der jungen Leute aus Erfahrung am beſten kennen. Zur Bildung der Lehrer für gelehrte Schulen ſind in den preuſsiſchen Staaten drey Seminarien, für welche der Vf. folgende Vorſchläge thut. 1) Es muſs Niemand Seminariſt werden, der nicht mit dem Zeugniſs der Reife von einer gelehrten Schule entlaſſen iſt, und bey mündlichen und ſchriftlichen Prüfungen, Beweiſe von Lehrgaben und materiellen Kenntniſſen abgelegt hat. 2) Die Seminariſten müſſen unter der genauеſten Aufſicht und Leitung des Directors ſtehen, und von ihm theoretiſch und praktiſch in der Kunſt zu lehren unterrichtet werden. 3) Die höhern Lehrſtellen des ganzen Landes müſſen nur mit Subjecten der Seminarien beſetzt werden. Für Seminarien zur Bildung der Lehrer in den höhern Bürger- oder Realſchulen, dergleichen es noch nicht im Preuſsiſchen giebt, die aber leicht mit ſchon beſtehenden höhern Bürger- oder Realſchulen verbunden werden könnten, ſchlägt der Vf. ähnliche Regeln wie für die Pflanzſchulen der gelehrten Schulen vor. Noch äuſsert er, mit Snetlage, den Gedanken, daſs, den Rector ausgenommen, die Lehrer der höhern Bürgerſchulen keine eigentlichen Studierten zu ſeyn brauchen. Am meiſten iſt bis jetzt für Seminarien der niedern Bürger- und Landſchulen geſorgt worden, für welche der Vf. daher auch keine beſondern Vorſchläge zu machen nöthig findet.

Hr. *Horſtig* Vf. von Nr. 2. prüft, als Aufſeher des Bückeburgiſchen Landſchullehrer-Seminariums, welches mit der dortigen Hauptſchule in Verbindung ſteht, wöchentlich die Seminariſten in ihren Fortſchritten, giebt ihnen Winke zum weitern Fortſchreiten, ſtellt praktiſche Uebungen, vorzüglich über ſolche Dinge mit ihnen an, in denen es ihnen noch an Uebung fehlt, macht ſie im Ganzen mit den Pflichten ihres künftigen Berufs bekannt, und ſucht überhaupt durch ſein Benehmen, ſeine Unterredungen und Vorträge auf ihre Sprache, ihre Sitten und ihr Gefühl zu wirken. In der Ueberzeugung nun, daſs „bey einem gleichen Maaſse von Zeit- und Kraftverwendung in unſern Schulen- und Bildungs-Anſtalten, ſo wie im Privat-Unterrichte, viel mehr geſchehen würde als bisher; wenn die Schüler mehr angeleitet würden, ihre Kräfte und Fähigkeiten durch ihre eigene Sorgfalt zu entwickeln“ entwarf er die unter Nr. 2. angegebene Anleitung zur Selbſtbildung der Seminariſten, welche er ſeinen Beſchäftigungen mit den letztern zum Grunde legt, und wodurch er ſie zum eigenen Denken, Entwickeln und Lernen zu reizen ſucht. Ehe er an die praktiſche Ausführung geht, macht er ſie genau mit dem bekannt, worauf ſie bey ihrer Bildung vor allem hinzuarbeiten haben. Sie ſollen gut ſprechen, leſen, ſchreiben, rechnen, zeichnen lernen, ſollen ſich gute Religions- und andere gemeinnützige Kenntniſſe, aus der Phyſik, Anthropologie, Geographie, u. ſ. w. endlich auch Kenntniſſe in der Muſik erwerben. Der Entwurf beſchreibt nun an einzelnen Beyſpielen die vom Vf. mit dem ihm eigenen Scharfſinn ausgedachten Methoden, wie die Seminariſten in den Stand geſetzt werden können, durch eigenen Fleiſs und Thätigkeit, und durch die zweckmäſsigſte Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel ſich dieſe Ausbildung ſo viel möglich ſelbſt zu verſchaffen. Der Vf. bedient ſich dabey der Sokratiſchen Methode; er lockt aus ihnen die Grundbegriffe hervor, leitet ſie an, Begriffe zuſammenzuſetzen und zu entwickeln, übt ihren Verſtand, und überläſst ihnen nun, jedoch unter ſeiner Aufſicht und Mithülfe, ſich ſelbſt in den nöthigen Sprach- und Sachkenntniſſen weiter zu bringen. Wir können den Vf. nicht ins Einzelne begleiten, machen aber nur z. B. auf ſeine Anleitung zum eigenen Sprachſtudium aufmerkſam. Unter einer recht zweckmäſsigen Anleitung und Vorbereitung wird dieſe Methode bey guten Köpfen die beſte Wirkung thun, und wenn gleich die Kenntniſſe in den Wiſſenſchaften langſamer gewonnen werden, die man ſelbſt gleichſam erfinden oder ſich wenigſtens entwickeln muſs: ſo wird doch der Verſtand dadurch deſto mehr geſchärft und die Einſicht deſto gründlicher. Nur dürften mittelmäſsige Köpfe, auf dieſe Weiſe geführt, ſehr langſam vorwärts kommen; und wenn gleich auch mit ihnen, zur Weckung des Selbſt- und Nachdenkens, ſolche *einzelne* Uebungen vorgenommen werden müſſen: ſo wird man ſich doch im Ganzen begnügen müſſen, ſie eine Wiſſenſchaft durch *lehren* lernen zu laſſen. Dieſe Erinnerungen thun den Vorſchlägen des Vf. keinen Eintrag, da auch mit der Anleitung, die er in ſeinem Seminarium zum Selbſtdenken giebt, von den andern Lehrern der Seminariſten ein mehr poſitiver Unterricht verbunden wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LONDON, b. Crosby und Lattermann: *A Sketch of the denominations of the Chriſtian World*, accompanied with a perſuaſive to religious Moderation, to which is prefixed an Account of Atheism, Deism, Theophilanthropism, Judaism and Chriſtianity adapted to the preſent times. By *John Evans*, A. M. Maſter of a Seminary for a limited number of pupils, Pullings-row, Islington. *V Edition.* With conſiderable additions and improvements. 1801. 235 S. in 8. Mit ganz paſſenden Bruſtbildern von *Wickliffe*, *Luther*, *Calvin*, *Baxter*, *Penn*, *Winchester*, *Whitefield* und *Wesley*. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. giebt, in der edlen Abſicht, die Toleranz zu befördern, von einer Menge Religionspartheyen kurze, meiſt richtige Nachrichten, um ihre Entſtehung, die Hauptgründe ihrer beſondern Lehrmeynungen und ihren neueſten Zuſtand, beſonders in England und Amerika zu charakteriſiren. Die Bigotterie, ſagte Edm. Burke, wird eine Verfolgerin, weil ſie ſich um die Entſtehungsurſachen und Sachgründe anderer Religionspartheyen nicht bekümmert, und deswegen ſie alle für grundlos und abgeſchmackt, folglich für Producte des Eigenſinns und böſen Willens hält. Nach dieſer Anſicht iſt eine Skizze der vorhandenen Lehrmeynungen, inſofern ſie alle bey gewiſſen Mitmenſchen wirkliche Ueberzeugung ſind und ſeyn können, eines der beſten Mittel gegen jene *blinde* Verfolgungsſucht. Die *ſehende* Verfolgungsſucht nämlich, d. i. die, welche unterdrückt, damit ſie oben an ſtehen bleibe, wird ſich nie durch ſolche Mittel der Billigkeit und Vernunft berichtigen laſſen. — — Da übrigens der Vf. bey den in England verbreiteten Partheyen am meiſten verweilt und überall Notizen, welche auſser ſeinem Vaterlande weniger bekannt ſind, einmiſcht, ſo können wir für unſre Leſer mehrere Fragmente zur neuern Kirchengeſchichte und Literatur aus den übrigen bekannteren ausheben.

Unter den Antitrinitariſchen Anſichten ſticht hervor (S. 51) das *Einwohnungsſyſtem* von Dr. *Watts*. Er ſchrieb (ſ. *Johnſon's Life of Watts, ed. Palmer*) der Gottheit eine ewige Einwohnung, *indwelling*, in der Seele Jeſu zu, welche deswegen bey Gott vor der Weltſchöpfung ſchon exiſtirt habe und zu ſeiner Zeit, bewohnt von der Gottheit, eingekörpert worden ſey. Auch Dr. *Doddridge* ſoll dieſe Hypotheſe gut gefunden haben. Sie iſt vertheidigt von *Benj. Fawcett* von Kidderminſter in deſſen *Candid Reflexions concerning the doctrine of Trinity.* — Im Anfang des 18 Jahrhunderts hatte der Arianism oder *Subordinatianism* in England viele Anhänger. Die Literatur des *pro* und *contra* in jener findet man in dem *Account of all the conſiderable Books and Pamphlets, that have been wrote on either ſide in the controverſy concerning the Trinity, from the year 1712.* London 1720. — Ueber den *Materialism* machte Senſation *the Light of Nature purſued*, by *Ed. Search* Esq. Der wahre Name des Vfs. iſt *Tucker*. Dieſer ſtarb 1775. — *Toulmin's life of Socinus* verdiente in Deutſchland bekannter zu ſeyn. Die neueſte Darſtellung des Socinianism in England iſt zu erſehen aus *Lindſeys Hiſtorical View of Unitarianism.* Den Namen *Unitarier* legt ſich nämlich dieſe Parthey als gleichſam eigenthümlich bey, ungeachtet Arianer, Sabellianer etc. eben ſo ſtreng Unitarier ſind. — Gegen Prieſtley und Belsham wurde der *Calvinism* neuerlich vertheidigt durch *Fuller's The Calviniſtic and Socinian Syſtem compared.* F. gebraucht unter andern das Argument: Wir Calviniſten ſind *beſſere* Chriſten als ihr Socinianer; folglich muſs unſre Lehre die *wahre* ſeyn! Hier wäre denn einmal Nathans des Weiſen Probirkunſt des ächten Opals angewendet. — Unter den jetzigen Vertheidigern eines gereinigten Katholicismus in England werden mehrmals Dr. *Geddes*, deſſen *apologetiſche Schilderung das Katholicismus in England* kürzlich nebſt Ge. Coopers Briefen über Irland (Jena 1801) wegen ihrer vorzüglichen Freymüthigkeit und Billigkeit überſetzt herauskam, und Hr. *Berrington* mit verdientem Ruhm genannt. Solche Männer ſollten nicht zum Papismus (*Popery*) gerechnet, ſondern als *catholic Diſſenters* angeſehen werden. Der Vf. ſagt überhaupt: „die Rö„miſchkatholiſchen in England ſind dem gröſsern „Theil nach einſichtsvoller und liberaler, als vor„mals.“ (S. 99.) Wie ſehr verdienten ſie alſo, daſs eine wahre politiſche Union ausgeführt und in Abſicht auf den Staat keine chriſtliche Religionsparthey von dem Genuſs *aller* bürgerlicher Rechte ausgeſchloſſen wäre, ſo wie in Leiſtung der bürgerlichen Pflichten keine eximirt ſeyn ſoll. — Den *Proteſtantismus* hat, ſchon unter Karl dem I. *Chillingworth* ſehr richtig definirt. Wie die Katholiken, ſchreibt er in ſeinen *Works* (ed. 1742.) nicht Bellarmins, oder Baronius, oder der Sorbonne oder der Jeſuiten Lehrſyſtem als Lehre ihrer Kirche anſehen, ſondern das ihnen allen verbindliche Concilium von Trident, ſo iſt

ist die Religion der Protestanten nicht an Luther, Calvin, Melanchthon, nicht an die Confession von Augsburg oder Genf, nicht an den Heidelberger Katechismus oder die Artikel der Kirche von England, auch nicht an das, worin die Protestanten etwa jetzt übereinstimmen, sondern einzig an die *Bibel* gebunden. Mehr soll man von keinem fodern, als dass er in dieser das Wort Gottes anerkenne, ihren eigentlichen Sinn zu verstehen suche und ihr gemäss lebe! — Was die *bischöfliche Kirche von England* betrifft, so erhielt der König, welcher als Oberhaupt derselben betrachtet wird, den Beynamen *Defensor Fidei* bekanntlich noch vom Papst, da Heinrich der VIII. gegen Luther geschrieben hatte und einen der ersten und besten Bibelübersetzer, *Will. Tyndal*, verbrennen liess. Er behielt den Titel, da er sich vom Papstthum lossagte. — Konnte dieser Titel bleiben, da der König zum Gegentheil des Papstthums übergegangen war, wie natürlich wäre es, dass nun der königliche Beyname nicht blos von der Defension der *Fides* der im Aeussern gerade mit der römischen Kirche am meisten homogenen Episcopalkirche, sondern von politischer Handhabung der Rechte *aller* christlichen Glaubensbekenntnisse, welche sich auf die Bibel gründen, antipapistisch ausgelegt und verstanden würde. Nicht die Kirche von England aber sollte hierdurch um ihre weltliche Besitzungen und Vortheile gebracht werden; sie sollten und müssten ihr vielmehr desto mehr gesichert seyn, wenn die übrigen Partheyen, von politischen Aemtern nicht mehr ausgeschlossen, (*dishabilitirt*) sie um jene ihre alten Glücksgüter nicht weiter zu beneiden gereitzt wären. Kein Besitz ist durch Verjährung und Macht sicher, sagt unsere Zeitgeschichte, wenn er sich nicht durch Billigkeit gegen andere sicher stellt. — Ueber die 39 Artikel, auf welche sich die Episcopalkirche bezieht, dachten ohnehin ihre gelehrteren Mitglieder, Warburton, Hoadley etc. sehr viel anders, als die Menge. Die 1772 vorgekommenen wichtigen Parlamentsdebatten über und gegen die *Subscription* derselben waren durch eine dritte Auflage von des Archdeacon, *Blakburne*, *Confessional* (1770) vorbereitet. *Dyer's Treatise against subscription* erschien mehrere Jahre später. Sollten sich nicht wieder Tage der Ruhe nähern, in denen diese Stimmen mit Billigkeit neu gehört werden könnten; eben sowohl als des gelehrten *Watson* (*Bish. of Landaff*) *Letter to the Archbishop of Canterbury* von 1781 oder Bitte um bessere Besoldungen für die niedere Geistlichkeit. — *Bish. Prettyman's Elements of Theology* werden bis jetzt für die beste Dogmatik der herrschenden Kirche in England gehalten. Man vergl. damit *Will. Friends Letters* an diesen Prälaten als Prüfungsversuch. — *Neal's History of the Puritans* als die beste Erzählung über den Ursprung der *englischen Dissenters überhaupt* wird von Dr. *Toulmin* (*of Taunton*) zur neuen Ausg. bearbeitet. — Die *Test-Acte*, nach welcher zunächst nur römische Päpstler von Aemtern in England ausgeschlossen seyn sollten, wird gegen alle Dissenters angewendet, so dass sie, ohne bey den Episcopalisten das Sacrament zu empfangen, nicht zu öffentlichen Aemtern kommen können. Erst 1787 war die Aufhebung dieses Requisits Gegenstand grosser Parlamentsverhandlungen. Man meynt, die Sicherheit der bepfründeten Kirche (*established church*) hänge von der Fortdauer der Test-Acte ab. Es ist leicht einzusehen, dass die Unsicherheit der Privilegirten von solchen Oppositionen abhängen muss, die, weil man sie nur drücken, nicht unterdrücken kann, zu immer stärkern Gegendruck durch den Geist der Zeit gereizt werden. Wer kann berechnen, in welchem Moment die gespannte Elasticität die Kraft des Drucks übertreffen werde? Und Jesu Brüdermal — soll es immer noch das Signal unbrüderlicher Ungleichheit der Bürgerrechte bleiben? — In der presbyterianischen Kirche von Schottland dauern die *Seceders* seit 1730 fort, die sich ausschliefslich für *Gottesvolk* halten. Ihre Stifter waren die Brüder Ralph und Ebenezer Erskine. — Unter den englischen Dissenters sind die *Baptisten*, welche *nicht wiedertaufen*, aber blos solche, die sich ihre Parthey wählen können, und zwar untertauchend taufen, vorzüglich bedeutend. Vgl. *Robinsons History of Baptism*, eine in Deutschland nicht genug bekannte, gründliche Arbeit! Vor wenigen Jahren hielten sie zu *Whittlesford*, 7 englische Meilen von Cambridge eine, hier beschriebene, *feyerliche Taufe vieler Männer und Frauen mit grosser Decenz im Fluss. Von der gelehrten Erziehung der Dissenters* überhaupt werden in dem *Life of Dr. Doddridge*, welches Kippis dessen *Family Expositor* in der 7. Ausg. vorsetzen wird, umständliche Nachrichten gegeben werden. — Die neueste Vertheidigung der *Quäcker* ist: *a Refutation of some of the more modern misrepresentations of the Society of Friends, commonly called Quakers, with a Life of Jam. Nayler, by Joseph Gurney Bevan. Will. Penn* hielt sich zu ihnen. Seine Werke aber zeigen, dass der Mann zu gross und zu edel war, um in Sachen des Nachdenkens zu einer Parthey zu gehören. — Der Quackfalberey in der Medicin setzt man in England die „methodischen Aerzte" entgegen, nach dem englischen Ausdruck *the Methodists*. Da zwischen 1729 — 35 zu Oxford die strengere Lebensweise der Wesley, Whitfield's und and. Auffehen machte, so nannte man sie im Scherz „eine neue Art von Methodisten." Daher der Name dieser sehr ausgebreiteten Gattung von Pietisten, die in Ansehung der Dogmen sehr verschieden und nachgiebig sind. Sie theilen sich in Calvinianer, Arminianer etc. s. Dr. *Haweis's History of the Church of Christ*. Das bekannte Parlamentsglied, *Will. Wilberforce* vertheidigte sie, rechnete aber auch manche Lehrauswüchse z. B. von der Erbsünde in einer neuen Abhandlung *on Vital Christianity* zu ihren Eigenthümlichkeiten, wogegen *Charl. Bulkley* eine *Apology of human nature* schrieb. Nach Wesley's Tod trennte sich *the New Methodist Connection* 1797 von den übrigen, weil sich ihre Geistlichkeit gar zu viel Gewalt über die Gemeinden anmasste. Wesley

ſuchte ſeine Anhänger immer mit der *eſtabliſhed Church* ſoweit in Verbindung zu erhalten, daſs er ſie das Abendmahl in den Kirchen derſelben empfangen lieſs, folglich der *Teſt-Acte* auswich. Leider hat der Secteneifer nach ſeinem Tode die Parthey in ſolche, welche es nur in Privatcapellen empfangen wollen, und in ſolche, welche bey Wesleys kluger Fraterniſation bleiben, getrennt. Muſs es noch immer einen Moriah und einen Garizim geben, ungeachtet Jeſus ſeit 18 Jahrhunderten die Gottesverehrung im Geiſt für den Charakter ſeines Meſſianismus oder Chriſtianismus erklärt hat? — Da reiſende Methodiſtiſche Prediger nach Wales kamen, ſo riefen ſie dem Volke am Ende ihrer oft auf freyem Felde gehaltenen Predigten zu, daſs man aus Freuden über ſo viele evangeliſche Seligkeiten immer *Gogoniant* (auf Wäliſch ſo viel als *Preis Gottes!*) ausrufen und wie David vor der Bundeslade *hüpfen* ſollte etc. Wer ſollte denken, daſs auch hieraus eine Religionsparthey entſtehen konnte! Sie heiſsen die *Jumpers*. Der Vf. ſah 1785 ſelbſt eine ſolche Jumping-Zuſammenkunft. Bis gegen 8 Uhr Abends hatte ihr Volksredner ſie von den Wohlthaten unterhalten, über welche man wie Johannes im Mutterleibe hüpfen müſste. Endlich da er ſie entflammt ſah, fieng er ſelbſt das Jumping (mit beiden Beinen in die Höhe hüpfen) an. Neun Männer und ſieben Weiber trieben es mit ihm bis gegen 11 Uhr in der Nacht. Endlich knieeten ſie im Kreiſe nieder, faſsten einander bey den Händen und beteten mit gen Himmel gerichteten Blicken, daſs ſie bald dort unzertrennlich zuſammenkommen möchten, in der Hoffnung, zu Gottes Ehren, ohne Ermüdung Tag und Nacht, zu hüpfen (*to jump.*) Sonderbare Dinge hievon ſ. in *Bingley's* und *Evans's Tours through Wales.* — Unter den *Univerſaliſten* iſt neuerlich *Broughton* in ſeinen *Diſſertations on Futurity* auf die glückliche Auskunft gekommen: der Ausdruck αἰώνιος als *doppelſinnig* ſey von der Inſpirationskraft abſichtlich gewählt, um die Leichtſinnigen zu ſchreken, den Gläubigen aber die Hoffnung der Wiederherſtellung aller Dinge durchſcheinen zu laſſen. — Andere wollen, daſs die Verdammten nach langer Erduldung der verdienten Höllenſtrafen zur Gnade eine *endliche Zerſtörung* zu erwarten hätten. Da in dieſen Dingen ſo vieles aus der Criminaljuſtiz geborgt worden iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, daſs endlich auch der Gnadenſtoſs ſeine Anwendung gefunden hat. John Maſſon hat dafür 2 Volumes geſchrieben. — Noch giebt es in London ſelbſt 2 Verſammlungen von *Sabbatariaenern;* in Amerika ſind deren viele, welche gegen Vertauſchung des Sabbats mit dem Sonntag mächtig proteſtiren. Das neueſte darüber iſt S. *Palmer's Nature and Obligation of the Chriſtian Sabbath.* Iſt von Conſequenz die Rede, ſo würden viele Andere, welche auf Ceremonien z. B. des Eintauchens etc. eine hohe Wichtigkeit legen, den Sabbatariern keine Vorwürfe zu machen haben. Es ſind auch wirklich viele der Baptiſten zugleich Sabbatarier. — Die *Mähriſchen Brüder* halten ſich meiſt an *La Trobe's* Ueberſetzung von *Spangenbergs Idea Fidei Fratrum.* Vgl. Welds Reiſen in die vereinigten Provinzen über die Niederlaſſung zu Bethlehem. — Auch die *Sandemanier* in Schottland dauern fort, halten wöchentlich ihr Abendmahl noch mit Agapen, dem Bruderkuſs, der Fuſswaſchung, gebrauchen das Loos, und empfehlen ſtatt der Gütergemeinſchaft möglichſt willfährige Mildthätigkeit. Ihre Hauptſchriften ſind *the Teſtimony of the King of Martyrs* von *John Glaſs* 1728. welcher auf das Zeugniſs Jeſu drang: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt etc. und *Robert Sandemans Letters to Mr. Hervey* (1756.) — Keine Parthey, ſollte man glauben, hätte in England früher ausſterben müſſen, als die *Hutchinſonianer.* Nach ihnen liegt alle Weisheit in der — hebräiſchen Sprache. In dieſem Sinn ſchrieb *John Hutchinſon* 1724 ſeine *Moſes's Principia* gegen *Woodwards Natural Hiſtory of the Earth.* Hr. de Luc hat uns neuerlich bewieſen, daſs man alle Weisheit im Moſe ſuchen kann, ſelbſt ohne hebräiſch zu verſtehen. — Aus Penſylvanien herüber wird man an die „*harmleſs Tunkers*“ erinnert, die in Dominicanerkleidung die Eſſäiſche Lebensart erneuert haben und bey der Taufe auf Eintauchung beſtehen. Seit 1774 hat eben dort eine *Anna Leeſe*, „die Mutter der Auserwählten“ eine Parthey, welche Gott durch allerley körperliche Bewegungen verehren, *the Shakers* (Schüttler) aufgebracht. Das 12. Kap. der Apokalypſe ſoll von ihr handeln; ſie ſoll die 72 Zungen des Pfingſttags verſtanden und mit den Verſtorbenen converſirt haben! S. Rochefoucault's Reiſe durch Amerika 1. Th. — Auch *Em. Swedenborg* iſt nicht umſonſt zu London geſtorben (1772.) Seine *New Jeruſalem-Church* verſammelt ſich noch, beſonders bey dem Buchdrucker *Hindmarſh.* Sie hat bekanntlich ein *Indwellings*-Syſtem. Chriſtus beſteht als Gott aus Vater, Sohn und Geiſt. Das jüngſte Gericht iſt nach ihren Nachrichten in der Geiſterwelt ſchon 1757 abgehalten worden. Denn alle Schrift hat einen natürlichen, geiſtigen und himmliſchen Sinn. Nach dem letztern aber bedeutet das jüngſte Gericht die Zerſtörung alles Kirchenchriſtenthums, des katholiſchen wie des proteſtantiſchen. Dabey iſt das neue Jeruſalem für Willensfreyheit in geiſtigen Dingen und erklärt ſich ſehr ſtark gegen die Lehren von der Verſöhnung, ſtellvertretenden Genugthuung, Prädeſtination, unbedingte Gnadenwahl, Rechtfertigung durch den Glauben allein, körperliche Auferſtehung, wogegen jeder ſogleich nach dem Tode einen geiſtigen Leib erhält. — *Wincheſter* hat in ſeinen *Lectures on the Prophecies* den *Chiliasmus* aufs neue ausgemalt. Chriſtus kommt zur Erde wieder, an Einem der Aequinoctien. Die tauſend Jahre ſeines Kommens auf Erden ſind der *Eine groſse Tag* (2 Petr. 3, 8.) des jüngſten Gerichts. Alle groſse Flüſſe in Amerika geben deswegen gegen Oſten, damit man ſich deſto ſchneller nach Paläſtina einſchiffen kann.

Die Zahl aller Nonconformiſten (*Diſſenters*) in England wurde vor 60 Jahren von *Neal*, dem Hauptſchrift-

ſchriftſteller hierüber auf 150,000 Familien geſchätzt. Sie ſollen inzwiſchen ſehr abgenommen haben. Ihr Verhältniſs gegen die Glieder der *Church of England* ſoll ſeyn wie 1 zu 5 ſo wie dagegen das Verhältniſs der Anhänger dieſer Kirche in Irland zu den dortigen Katholiken ebenfalls auf 1 zu 5 geſchätzt wird; nur mit dem Unterſchied, daſs in England das 1 von 5 und in Irland das 5 von 1. gedrückt wird.

STATISTIK.

HALLE, b. Ruff: *Angabe und Berechnung der Gebornen, Verſtorbenen, Copulirten und Communicanten in den evangeliſch-lutheriſchen Gemeinden der Stadt Halle, und der damit verbundenen Amtsſtädte vom Jahr* 1701 *bis* 1800. Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet von *H. E. Güte.* 1801. 7 B. 4. (6 gr.)

Der hier vollſtändig mitgetheilte Titel zeigt hinlänglich, was unſre Leſer in dieſer Schrift zu erwarten haben, nämlich eine aus den ſicherſten Quellen geſchöpfte Anzeige der nach den vier oben benannten Rubriken jährlich vorgefallenen Veränderungen unter den Einwohnern von Halle nebſt den beiden Vorſtädten Glaucha und Neumarkt. Man findet hier nicht nur die Anzahl der jährlich in jedem lutheriſchen Kirchſpiel Gebornen, Verſtorbenen, ſondern Hr. G. hat auch dieſe ſpeciellen Tabellen durch eine allgemeinere Ueberſicht anſchaulicher gemacht, in welcher nach Perioden von zwanzig Jahren Zuwachs oder Abnahme der Einwohner, gröſsere oder geringere Mortalität, Vermehrung oder Verminderung der Ehen, nebſt andern politiſchen Arithmetikern intereſſanten Thatſachen aufbewahrt ſind. Aehnliche Kirchenliſten von den katholiſchen, reformirten und jüdiſchen Gemeinden hat Hr. G. nicht erhalten können, vielleicht weil dieſe in vorigen Zeiten nicht genau oder ſorgfältig genug verfertigt wurden. Sie machen indeſs wohl nur einen kleinen Theil der ganzen Bevölkerung aus. Vergleichungen mit andern Städten gleicher Gröſse hat der Vf. nicht angeſtellt, jedoch hin und wieder einzelne Reſultate aus dieſen hundertjährigen Tabellen gezogen, weil es ſeine Abſicht nicht war, ſolche mit einem ausführlichen Commentar zu begleiten. Aehnliche vollſtändige Liſten aus dem ſiebzehnten Jahrhundert konnte er nicht erhalten. Doch iſt es ihm geglückt, dergleichen von den drey lutheriſchen Stadtpfarrkirchen zu erlangen. Dieſe erweiſen, daſs in der eigentlichen Stadt Halle ohne die Vorſtädte die Zahl der Heyrathen im ſiebzehnten Jahrhundert weit gröſser war, als im achtzehnten, hingegen in der erſten Periode weniger Kinder geboren wurden, als in der letzten. Denn im ſiebzehnten Jahrhundert wurden 13,988 Paar copulirt, in dem folgenden nur 10,994, nämlich in eben dieſen drey Gemeinden. In dem erſten Zeitraum war die Zahl der Getauften, denn die Todtgebornen wurden bis 1769 bloſs unter den Verſtorbenen aufgeführt, 34,959 und in dem letzten 45,026. Die unehlichen Geburten haben ſich in neuern Zeiten gewaltig vermehrt, und obgleich Hr. G. nur acht Jahre des ſiebzehnten Jahrhunderts, mit eben ſo vielen des folgenden vergleichen konnte, ſo wird der Einfluſs der neugeſtifteten Univerſität auf dieſe Geburten ſchon merklich. Denn vor 1695 iſt 16 die höchſte Zahl, dieſe ſteigt ſeit dem auf 20, 27, 31. In die acht Jahre von 1691 bis 1698 fallen 145 uneheliche Geburten. Hingegen von 1791 bis 1798 wurden 995 uneheliche Kinder geboren. Die Geburten in Halle und den Vorſtädten nach einem zwanzigjährigen Durchſchnitt variiren von 12,607 der niedrigſten Summe bis 14,617. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden nicht viel weniger Kinder geboren, als in den letzten zwanzig Jahren. Allein die Geburten vermindern ſich allmälig bis 1760. Seitdem ſteigt die Zahl der Gebornen wieder ſtufenweiſe, und von 1781 bis 1800 wurden 14617 Kinder geboren. In den letzten 31 Jahren des vorigen Jahrhunderts (der Vf. hat S. 19 durch ein Verſehen nur 21 Jahre gerechnet) zählte man 1352 Todtgeborne, unter 21,748 lebendig zur Welt gekommenen Kindern, folglich wenn im Durchſchnitt dieſes Zeitraums jährlich 701 Kinder geboren wurden, ſo befanden ſich 43 $\frac{19}{31}$ Todtgeborne darunter. Die Zahl der Communicanten hat ſtufenweiſe abgenommen. In den erſten zwanzig Jahren des vorigen Jahrhunderts ſtieg dieſe in den lutheriſchen Gemeinden auf 630, 989, von 1761 bis 1780 war ſie bereits bis auf 356, 296 und von 1781 bis 1800 auf 257, 630 gefallen. Da dem Vf. aufser den Kirchenliſten auch die Rathhäuslichen Controllen offen ſtanden, ſo vermiſſen wir in ſeinen Tabellen vorzüglich die jährlichen Zählungen der wirklich vorhandenen Einwohner. Von einzelnen Jahren ſtehen ſie zwar in bekannten Büchern; aber hätte er dieſe von dem ganzen Jahrhundert oder nur von der Zeit an mitgetheilt, wo ſie mit möglichſter Genauigkeit gemacht wurden, ſo könnte ſie der Politiker zu noch fruchtbarern Bemerkungen benutzen.

* * *

TÜBINGEN, b. Cotta: *Maria Stuart*, ein Trauerſpiel von *Schiller*. 2te Aufl. 1801. 200 S. 8. (20 gr.) (Vgl. A. L. Z. 1802. No. 5.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 13. Februar 1802.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Repertorium Commentationum a Societatibus literariis editarum* secundum Disciplinarum ordinem digessit *J. D. Reuss*, in Univers. Georgia Augusta Philos. et Hist. lit. Professor et Sub Bibliothecarius. *Scientia naturalis.* T. I. Historia naturalis, generalis et Zoologia. 1801. 574 S. 4.

Schon fingen wir an zu besorgen, dass die Ausführung dieses Werks, an welchem der Vf. lange im Stillen arbeitete, durch die Collision mit der von Hn. Buchh. Cotta in Tübingen angekündigten Unternehmung gleicher Art vereitelt werden dürfte, als wir durch die Erscheinung dieses ersten Theils auf eine angenehme Art vom Gegentheile überzeugt werden. Das Bedürfniss eines solchen Repertoriums, das zum Theil verborgene Schätze bekannt, und wenigstens für den, der in der Nähe einer beträchtlichen Bibliothek ist, nutzbar macht, wurde längst gefühlt, und besonders seit der Erscheinung zweyer Repertorien über deutsche Journale mehr als je gewünscht; aber die Befriedigung desselben war kein leichtes Unternehmen. Die nöthigen Sprachkenntnisse abgerechnet, wurden dazu neben ausgebreiteten literarischen, auch encyklopädische Kenntnisse, ein ausharrender Fleiss und vorzüglich der freye Gebrauch einer reichen Bibliothek erfodert, die alle dazu gehörigen Materialien vollständig lieferte. Dass diese Eigenschaften bey Hn. *R.* sehr glücklich zusammentreffen, weiss jeder, der seine frühern Arbeiten und seine Verdienste um die Göttingische Bibliothek kennt, die, wie man an diesem Werke sieht, auch in Rücksicht der Sammlungen von Schriften gelehrter Gesellschaften den berühmtesten Bibliotheken, wo nicht überlegen ist, doch schwerlich nachsteht. Nur unter diesen Umständen liess sich ein solches Werk mit Erfolg unternehmen, und nur die Gleichgültigkeit des Publicums könnte den Fortgang hindern. Indessen wollen wir gegenwärtig, nach wiederhergestelltem Frieden, die Vollendung des Werks um so mehr hoffen, da der Vf. nicht nur durch die Wahl der gelehrten Sprache ganz Europa zum Ankaufe desselben einladet, sondern auch durch die Bearbeitung nach Disciplinen, ohne dem Ganzen zu schaden, die Vereinzelung der Theile möglich macht. Was man übrigens bey dieser Wahl der Bearbeitung schon im voraus vermuthet, dass der Vf. auch in Rücksicht des Details (wie es unter andern auch in den *Repertorien der Literatur* 1785—95 geschehen ist) einer systematischen Ordnung gefolgt seyn werde, zeigt der erste Blick auf das Werk. In diesem Theile werden in der *ersten* Abth., ausser den verschiedenen isagogischen und allgemeinen Aufsätzen, über die Naturgeschichte überhaupt, die vermischten, als *Icones*, *Descriptiones rerum naturalium et Observationes miscellae de rebus naturalibus* (und zwar hier, wie in ähnlichen Fällen die einzelnen Bestandtheile der Aufsätze) *Micrographi, Musea, Hist. nat. Script. topographici, Scr. H. n. Maris et Lacuum, Thaumatographi, Scr. de Palingenesia* u. *Physiologi miscelli* (S. 1—74.), in der *zweyten* Abth. aber nach den vermischten Abhandlungen die besondern das Thierreich betreffendern Aufsätze nach den Classen, Ordnungen u. s. w. aufgeführt, und zwar zuerst die sogenannten naturhistorischen und dann die anatomischen und physiologischen, alles in einer lichten Ordnung, deren Uebersicht noch durch einen vorausgeschickten *Elenchus Sectionum* erleichtert wird. Von der Einrichtung des Details selbst ist folgendes ein Beyspiel:

Osteologi.

Peter Camper

De collectione sua sceletorum et craniorum diversorum animalium.

Nova Acta Ac. Petropolit. T. 2. Hist. p. 92. Mem. p. 230.

*Louis Jean Marie d'*Aubenton

Sur la différence de situation du grand trou occipital dans l'homme et dans les animaux.

Mem. de l'Acad. des Sc. de Paris A. 1764. Hist. p. 59. Mem. p. 568.

* * *

Robert Annan

Account of a Skeleton of a large animal found near Hudsons River.

Memoirs of the american Acad. V. 2. P. 1. p. 160.

. . . . . Geoffroy

Memoire sur les prolongemens frontaux des animaux ruminans.

Mem. de la Soc. d'Hist. natur. de Paris Cah. 1. p. 91.

Thomas Knowlton u. s. w.

Aus dieser an sich unvollständigen, hier aber hinlänglichen Probe eines Abschnitts — die zugleich einen Beweis von der Behutsamkeit des Vfs. giebt, da er dem hier öfters vorkommenden Naturforscher *Geoffroy* fast unbedenklich die Vornamen *Etienne Louis* hätte beyfügen können, — ersieht man auch, dass nicht blos die allgemeinen akademischen Samm-

lungen (unter welchen man selbst die isländischen findet), sondern auch die Schriften der besonders für die Naturkunde bestehenden Gesellschaften aufgenommen worden. Auch sind die hieher gehörigen Aufsätze der Sammlungen medicinischer Gesellschaften benutzt, und aufserdem wird man durch mehrere, theils vergessene, theils minder bekannte Provinzial-Societäten überrascht. Uebrigens sind nicht blofs die Originale, sondern auch die Uebersetzungen angegeben. Was die vom Vf. gewählten Anfangs- und Endtermine betrifft: so ergiebt sich bey der Durchsicht des Werks (dem die Vorrede noch fehlt) dafs die aufgenommenen Sammlungen vom Anfange an bis 1800 benutzt wurden. — Zu wünschen wäre vielleicht noch gewesen, dafs der Vf., zur Bestimmung des äufsern Umfangs der einzelnen Abhandlungen, nicht nur die Anfangs- sondern auch die Endseiten derselben angegeben haben möchte, um so mehr, da Druckfehler in den Zahlen durch das aufmerksame Auge des Vfs. auch hier verhütet werden konnten, wie wir sie da, wo wir Vergleichungen anstellten, vermieden fanden. — Ein alphabetisches Register der angeführten Schriftsteller, wenn auch nur, da die Mitglieder von Akademien und gelehrten Gesellschaften gröfstentheils bekannte Schriftsteller sind, nach den blofsen Namen, mit Beyfügung der Seiten, wo Abhandlungen von ihnen vorkommen, wird wahrscheinlich jeder Disciplin beygefügt, und dadurch zugleich ein schätzbarer Beytrag zur Schriftstellerkunde und ein nützliches Hülfsmittel zu allen künftigen Gelehrten Lexicis und einzelnen Biographieen geliefert werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MARBURG, in d. neuen akad. Buchh.: *Hessische Denkwürdigkeiten.* Herausgegeben von *Karl Wilhelm Justi* und *Joh. Melchior Hartmann*, D. und ordentlichen Professoren der Philosophie auf der Universität Marburg. *Zweyter Theil.* 1800. 370 S. 8. (1 Rthlr.)

I. *Der Christenberg in Oberhessen* von *Justi.* Zwischen den oberhessischen Dörfern Ernsthausen und Mellnau, im Amte Wetter, dem vier kleine Stunden von Marburg entlegnen Dorfe Münchhausen gegenüber, erhebt sich eine beträchtliche Anhöhe, welche den Namen des Christenbergs führt. Auf dem Gipfel derselben erblickt man eine Kirche, nach der Tradition die älteste in Hessen, welche aus einem heidnischen dem Castor geweihten Tempel entstanden seyn soll. In der That ist der mittlere Theil derselben einem heidnischen Tempel nicht ganz unähnlich; auch würde sich jene Sage allenfalls dadurch rechtfertigen lassen, dafs man in dieser Gegend noch andre Denkmäler von den Römern findet. Doch ist es wahrscheinlicher, dafs, wenn auch je an dieser Stelle ein heidnischer Tempel gestanden, man diesen bey Einführung des Christenthums lieber ganz zerstört, und an dessen Statt eine neue christliche Kirche erbaut, als einen ehemaligen Heidentempel blofs in eine christliche Kirche umgewandelt haben werde. Uebrigens wurde der Berg, auf welchem die gedachte Kirche lag, bis in das 15te Jahrhundert *Kesterburg* oder *Kesterberg* genannt, und erst im 16ten Jahrh. findet man den Namen *Christenberg.* II. *Anfrage Landgraf Wilhelms IV. wegen eines Basilisken-Eies* (In einem Schreiben an Victorinus Striegel vom 19. Sept. 1578.). III. *Von der Eintheilung des alten Hessenlandes in das Dannland und in das Darnland;* von *Konr. Wilhelm Ledderhose.* Dafs diese Eintheilung ungegründet sey, wird aus den Worten des Testaments der Landgräfin Anna von 1509 gezeigt, worin sie mehrere Gelehrte zu finden glaubten. IV. *Beytrag zur Geschichte des 30jährigen Krieges in Hessen;* von *Ernst Lud. Wilh. Nebel.* Unter dieser Rubrik werden einige in dem Knopfe des Thurms zu Hochweisel gefundene Actenstücke mitgetheilt, die eine Beschreibung von Schandthaten enthalten, welche ungeachtet ihrer Abscheulichkeit zu den gewöhnlichen Ereignissen jenes Kriegs gehören. V. *Von des weifs Kuniges Schwert;* von *Hans Friedr. August Freyherrn von Dörnberg.* Der Erzherzog und nachmalige Kaiser Maximilian, der unter dem Namen des weifs Kunigs verstanden wird, suchte bey seiner römischen Königswahl dadurch die Kölnische Wahlstimme auf seine Seite zu ziehen, dafs er verschiednen Personen, welche mit dem Kurfürsten Hermann von Köln in genauer Verbindung standen, Hans von Dörnberg, Johann Schenk zu Schweinsberg und Wilhelm von Bibra ansehnliche Summen schenkte. Letztre konnten zur bestimmten Zeit nicht ausgezahlt werden, im Gegentheil fügten die beschenkten Personen dieser Summe noch einen Vorschufs von 10,000 Gulden hinzu, wovon Kaiser Maximilian 4000 baar erhielt, und die übrigen 6000 angewendet wurden, um das zuvor an einige Bürger zu Köln nebst andern Kleinodien verpfändete kostbare Schwert des Königs, das zu dem Burgundischen Hausschmuck gehörte, einzulösen, welche Stücke künftig den neuen Darleihern sowohl wegen dieses Capitals, als wegen jener Geschenke, zur Sicherheit dienen sollten. Da die Auslösung dieser Pfänder nicht erfolgte: so sahen sich die Inhaber derselben genöthigt, noch unter Karl V. deshalb beständige Unterhandlungen zu pflegen, die aber insgesammt vergebens waren. (Die Fortsetzung dieser Geschichte soll in dem nächsten Stücke folgen). VI. *Letzte Krankheit und Tod Landgraf Wilhelm VI. von Hessen-Cassel.* VII. *Der Meifsner in Hinsicht auf mythisches Alterthum*, von *Karl Lud. Aug. Freyherrn von Münchhausen.* Ein schätzbarer Beytrag zu den deutschen Alterthümern, worin der Vf. zu zeigen sucht, dafs man an der Felsenstirne des Meifsners, des berühmtesten Gebirgs in Hessen, unter dem Namen der Frau *Hulda* oder Frau *Holde*, jene auch in andern Gegenden Deutschlands angebetete Göttin der Erde, die Mutter *Hertha* verehrt habe. VIII. *Noch etwas zur Geschichte des Klosters Haina in Hessen.* Wegen dieses ehemaligen Ciltercienser-Klosters, welches

ches Landgraf Philipp der Grofsmüthige in ein Hofpital verwandelt hatte, erliefs derfelbe 1539 ein hier mitgetheiltes Schreiben an den damaligen Obervorfteher Reinhard von Schenk des Inhalts: dafs Niemand, er fey wer er wolle, mit des Hofpitals oder deffen Unterthanen Gefchirre fahren, noch das Hofpital jemanden auf feine Koften bewirthen folle; auch wolle der Fürft felbft nie fein Lager dafelbft nehmen, es fey dann, dafs er den Aufwand bezahle. IX. *Vom Namen der heffifchen Herrn von Breidenbach zu Breidenftein, und wie die Benennung von Breidenbach fowohl, als von Breidenftein, fonft mehreren ganz unterfchiednen Familien zugekommen;* von *Renatus Karl Freyherrn von Senkenberg.* Aufser dem Gefchlechte der heffifchen Herrn von Breidenbach, welches von dem Grunde Breidenbach benannt worden ift, gab es noch Familien diefes Namens in Thüringen, in der Oberpfalz und der Schweiz. Am häufigften aber wurden erftre mit denen von Breidenbach, welche Bürger zu Gelnhaufen waren, verwechfelt, die nach einer beygefügten Urkunde eine ganz nahe an dem Grund Gelnhaufen gelegne Befitzung 1360 verkauften; allein aus einer gleichfalls mitgetheilten Urkunde Kaifer Karl V. von 1545 ergiebt fich: dafs diefe Breidenbache ganz ausgeftorben und ihre Güter dem Schwiegerfohne des letzten derfelben, einem Schelm von Bergen zu Lehen gegeben wurden. Auch exiftirte eine Patriciat-Familie zu Frankfurt, welche diefen Namen führte, und in der Gefellfchaft des Haufes Limburg gewefen ift, aber wahrfcheinlich von der Gelnhaufifchen abftammte. X. *Dem Andenken jüngft-verftorbener Heffen geweiht.* 1) *Valentin Keppler.* Ein ehemaliger Töpfer zu Marburg, der es unter günftigern Umftänden, und bey beffrer Unterftützung, wahrfcheinlich fehr weit in der Plaftik gebracht haben würde. 2) *Ludwig Philipp Schröter*, Hofrath, erfter Profeffor der Arzneygelahrtheit und Landphyficus der Grafffchaft Schaumburg. Hat fich befonders um das Bad zu Nendorf Verdienfte erworben. 3) *Leonhard Johann Karl Juft*, der alten Literatur und Theologie nach dem lutherifchen Lehrbegriff Profeffor, Conliftorialrath und Superintendent zu Marburg. Ein Mann, der nicht nur feiner Schriften, fondern auch feines Charakters wegen diefes Denkmal verdiente. XI. *Einige Data zur Gefchichte des alten heffifchen Gefchlechtes der Dieden zum Fürftenftein.* Enthält Nachrichten von den Befitzungen und der Genealogie diefer Familie, in fowei fich letztre aus fichern Zeugniffen erweifen läfst. XII. *Die Baumeifterfamilie Dü Ry zu Caffel. Zum Andenken des letzten diefer Familie;* von *Wilh. Joh. Chrift. Guftav Cafparfon.* Einem jeden, der fich einige Zeit in Caffel aufhielt, wird jene Familie nicht unbekannt feyn, indem fich Paul Du Ry, der von dem Landgrafen Karl 1682 in heffifche Dienfte berufen wurde, fo wie auch fein Sohn Karl und fein Enkel Simon Ludwig (der den 23ften Aug. 1799 ftarb) die gröfsten Verdienfte um die Verfchönerung jener Stadt erworben haben. XIII. *Ueberficht der im Jahre 1798 von heffifchen Gelehrten erfchienenen Schriften.* XVI. *Mineralogifche Befchreibung des Frauenberges im Oberfürftenthum Heffen*, von *Joh. Chriftoph Ulman.* XV. *Landgraf Philipps des Grofsmüthigen Schenkungsbrief eines freyen Haufes zu Marburg, an M. Adam Krafft aus Fulda.* XVI. *Mifcellen.*

BASEL, b. Decker u. PARIS, b. d. Gebr. Levrault: *Winter Evenings*, or, *Lucubrations on Life and Letters.* A new Edition, in two Volumes. Vol. I. 342 S. Vol. II. 420 S. 1800. gr. 8. (2 Rthlr. 10 gr.)

Schon im J. 1788 erfchien diefe Sammlung fehr vermifchten Inhalts in London, in drey Duodezbänden. An mannichfaltiger, befonders claffifcher Gelehrfamkeit fehlt es dem ungenannten Vf. gewifs nicht; vielmehr find die Spuren feiner Kenntniffe und feiner weitläuftigen Belefenheit in diefen Aufsätzen überall nur zu fichtbar und häufig; deftoweniger aber herrfcht darin eine zur Reife gediehene Beurtheilung, und ein durch Weltkenntnifs und feines Gefühl gebildeter Gefchmack. Wortkritik und literarifche Forfchung ift mehr feine Sache; und das Buch wird daher den gelehrten Lefer mehr befriedigen, als den Dilettanten, den der Titel leicht verführen kann, Unterhaltungen und Beobachtungen über Welt und Menfchen darin zu erwarten. Selbft der vorliegende neue faubre Abdruck davon, ganz in der Form der beliebten Bafeler Ausgaben englifcher Schriftfteller, kann jene Erwartung eines vorzüglich gemeinnützigen und gefchmackvollen Werks noch mehr erregen. Weniger willkommen werden indefs felbft dem Freunde der Literatur manche theologifche, metaphyfifche, und zum Theil wirklich fcholaftifche Erörterungen feyn, die viel Einfeitigkeit und Partheygeift verrathen, und nicht felten in leidenfchaftlichen Eifer ausarten. Dazu kommt in den meiften Behauptungen und Grundfätzen, die der Vf. geltend zu machen fucht, ein fehr fchneidender und abfprechender Ton; auch ift die Schreibart nicht durchaus rein und fehlerfrey, zum öftern mit fremdartigen und nach dem Griechifchen oder Lateinifchen ungelenkig gebildeten Ausdrücken durchflochten. Wie mannichfaltig und ungleichartig der Inhalt fey, wird man fchon aus folgenden Rubriken der in Bücher vertheilten Kapitel fehen, die jedoch kaum den zehnten Theil des Ganzen ausmachen: über Büchertitel; über Streitigkeiten und die befte Art, fie zu führen; über gelehrtes Einerley; falfche Philofophie; Motto's, Citationen, Randgloffen; Witzeley und Affectation der Gelehrfamkeit; Erziehung; über Xenophon's fokratifche Denkwürdigkeiten; über medicinifche Schriftfteller; über das Predigen, das Univerfitätswefen, Schriftftellerey, Biographie, Kinderfchriften, Unzuverläfsigkeit der Gefchichte, Unglauben und Indifferentismus, das Gefundheitstrinken, den Geift des Umgangs, die Etymologie, den Methodismus, die Sonntagsfchulen, Schreibart, Selbftgefälligkeit, u. f. f.

E R.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Gera, b. Haller u. Sohn: *Chriſtliche Lieder über die jährlichen Sonn- und Feſttags-Evangelia, von Chriſtian Friedrich Förſter.* 1800. 208 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. dieſer Lieder iſt, wie wir aus der Vorrede des Herausg., des Hn. Mettenpredigers *Uhrlandt* zu Gera erfahren, eines redlichen Bürgers und Schumachers Sohn, welcher noch bey ſeinem Vater arbeitet. Ueber ſeiner Berufsarbeit, die er als Gottesdienſt verrichtet, dichtet er ſeine Lieder, in mancher Woche zwey, drey und mehrere. Des Sonntags ſchreibt er ſie auf; kann er aber eben nicht: ſo hat er auch die beſondere Gabe, ſie einen und mehrere Monate im Gedächtniſſe zu behalten und noch andere dazu zu machen etc. Der Vf. ſelbſt erinnert die Leſer in ſeiner Vorrede an die Verheiſsungen, welche der Heiland ſeinen Jüngern, und in ihnen allen ſeinen Gläubigen gegeben hat: Und ich will den Vater bitten, und Er ſoll euch einen andern Tröſter geben — den Geiſt der Wahrheit etc. Er verſichert, daſs auch er an der Erfüllung dieſer Verheiſsung des Heilandes Antheil habe. „Denn, ſagt er, ſchon von meiner Jugend an leitete mich der heilige Geiſt, ſo, daſs es bald zur Entſcheidung der wichtigſten Frage kam: Was muſs ich thun, daſs ich ſelig werde? Die nächſte Antwort gab mir der heilige Geiſt, indem Er mir den wahren Glauben mit ſeinen ſeligen Früchten ſchenkte, ſo daſs ich dieſe Periode meines Lebens nie vergeſſe, weil ich mich von da an unausſprechlich wohl befand; denn der heilige Geiſt lieſs mich gleichſam das ſehen, und zu meiner Beſeligung empfinden, was für mich in dem Weſen Gottes geſchah etc." Von dieſen Aeuſserungen wird man ſchon von ſelbſt auf den *Inhalt* der Lieder ſchlieſsen können. Zur Probe einige Verſe aus dem Lied über das Evangelium am 2ten Sonntag des Advents.

V. 10. Ach Gottlob! der Feigenbaum fängt an auszuſchlagen; du, mein Heiland! machſt dir Raum auch in unſern Tagen anderswo, wo man froh iſt dein Wort zu hören, ohne es zu ſtören.

V. 11. Denn du gehſt mit deinem Wort, Heiland zu den Heiden, da ſeh ich ja manchen Ort ſchon für dich bereiten; mir iſt dieſs ganz gewiſs Anfang jener Zeiten, die mich freu'n von weiten.

V. 12. Wo die Nationen dich, als den Herrn verehren, und der Erden Kön'ge ſich zu dir auch bekehren, wo das Licht auch anbricht, dort in Salems Tempel, Andern zum Exempel.

Hätte der Vf. einen gründlichen Religionsunterricht und wiſſenſchaftliche Bildung empfangen: ſo würde er vielleicht ein guter Dichter geiſtlicher Lieder geworden ſeyn. Nach der Verſicherung des Herausgebers haben dieſe Lieder eine freudige Aufnahme unter den Inwohnern und Nachbarn zu Gera gefunden, welche in dieſer unſrer Zeit des Irrthums und Abfalls von Chriſto nicht mit irren und abfallen — auch ſeine auswärtigen chriſtlichen Freunde in verſchiedenen Ländern, welchen er die Lieder zugetheilt hatte, haben ihn ſchriftlich mit Freuden verſichert, daſs ſie ſelbſt und andere redlichen Seelen dadurch zum Lobe Gottes und unſers Heilandes erweckt worden ſeyen etc. — Dagegen iſt nun nichts zu ſagen; nur ſollte Hr. *Uhrlandt* anders denkende Chriſten nicht des Abfalls von Chriſto beſchuldigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. Ohne Druckort: *Skizze von Frankfurt am Mayn.* 1800. 60 S. 12. (3 gr.) So klein auch die Seitenzahl dieſer Skizze iſt: ſo giebt es doch wenig Dinge, die den Reiſenden, oder auch den entfernten Leſer in einer Stadt intereſſiren, über die man hier nicht wenigſtens einen Fingerzeig fände. Lage, Umfang, Bevölkerung, Charakter der Einwohner, Verfaſſung, Handel, Cultur, Kunſt, Sehenswürdigkeiten — nichts iſt hier vergeſſen, und alle dieſe Artikel ſind ſo behandelt, daſs der Leſer freylich nicht einen ausführlichen, aber doch einen allgemeinen und nicht unrichtigen Begriff von allen den genannten Gegenſtänden erhält. Wäre es erlaubt, Auszüge aus einem ſo kleinen Werke zu machen: ſo könnte Rec. daraus dem Leſer mehr Wiſſenswerthes und Intereſſantes über Frankfurt vorlegen, als ſich aus manchem weitläuftigen Werke ziehen lieſse. Dabey hält der Vf. einen ſchönen Mittelweg zwiſchen dem partheyiſchen Bürger, der Alles unbedingt lobt, dem Fremden, der mit Anmaaſsung und unzureichender Kenntniſs tadelt, und dem cyniſchen, unzufriedenen Bewohner, der den Ort anfeindet, in dem es ihm nicht nach Wunſche geht, und wo, wie er glaubt, ſein hohes Verdienſt nicht nach ſeinem ganzen Werthe belohnt wird. — Eine Kleinigkeit will Rec. noch bemerken: die Manier, in der Aberli arbeitete, heiſst nicht Gouache, ſondern gewaſchne Manier, denn ſeine Lichter ſind ausgeſpart, nicht mit Farben aufgetragen. Die Gouache, oder Malerey in Waſſerfarben deckt Alles, folglich beſtehen auch die Lichter aus Körperfarben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Weidmann: *Allgemeine Bibliothek der bibliſchen Literatur*, von *Joh. Gottfr. Eichhorn*, Hofr. und Prof. zu Göttingen. *VII. Bd.* 4. St. 1796. S. 577—972. 6. St. 1797. S. 973—1196. *VIII. Bd.* 1797. 98. 99. 1163 S. *IX. Bd.* 1799. 1800. 1154 S. *X. Bds.* 1. 2. 3. 4. St. 1800. 5. 6. St. 1801. 1145 S. 8.

2) Ebendaſ.: *Hiob*, überſetzt von *J. Gottfr. Eichhorn.* 181 S. 8. welche Ueberſetzung im 4. St. des X. Bds. enthalten iſt.

Da von den Abhandlungen, welche dieſe Bibliothek liefert, die in den erſten Stücken des ſiebenten Bandes enthaltenen in der A. L. Z. 1796. Nr. 326. angezeigt worden ſind, ſo fahren wir von dort an fort, das Merkwürdigſte daraus in unſern Blättern aufzubewahren. Eine gleiche Anzeige deſſen, was aus früheren Bänden noch auszuzeichnen iſt, wird ſchicklicher in unſern *Ergänzungsblättern* ihren Platz erhalten.

Im *ſiebenten Band*, 4. und 5. St. S. 577—651. wird die zweyte Hälfte des ſehr ſchätzbaren, auch beſonders zur Meſſe gebrachten *Beytrags zur orientaliſchen Sternkunde*. Von *E. W. V. Lach.* mit einem Anhang über andere zur arabiſchen Aſtronomie gehörige Worte und Redensarten, nebſt einem Regiſter, gegeben. S. 783—830. folgen *kritiſche Bemerkungen über Ulphilas gothiſche Ueberſetzung der Evangelien*. Aus den Papieren des verſtorb. CR. *Franz Anton Knittel*. Sie enthalten zugleich viele exegetiſche Proben von dem bekannten Fleiſs des Vfs. Die kritiſchen beſtätigen die groſse Uebereinkunft der gothiſchen Verſion mit Cd. D. dem Stephaniſchen β. Man ſehe Mark. 7, 19. οχετον. 9, 2. αναγει, 10, 7. μητερα αυτου, Luc. 17, 22. των ημερων τουτων u. dgl. m. Da, wo dem Vf. in dieſen kritiſchen Bemerkungen, als einem *opuſculum poſthumum*, Paroramen entſchlüpft ſind, hätten wir eine Note des Herausg. gewünſcht. Z. B. S. 789. daſs Mark. 10, 7. *alle* Codd. und Ueberſetzungen die Worte και προσκολληθ. bis αυτα haben, und *nur* Ulph. ſie weglaſſe; iſt unrichtig. Auch in B. Mt. c. fehlen ſie. — Mark. 11, 14. ſoll Ulph. ſtatt αποκριθεις die ſonderbare Leſeart haben βαγαζων. *Kn.* will βαγαζων *mit der Hand unterſucht habend* (ob nämlich Feigen dort ſeyen) überſetzen. Eher iſt das goth. *usbairands* ein Schreibefehler ſtatt des dem χρονιζειν correſpondirenden gewöhnlichen Ausdrucks. — Bey Mark. 14, 65. zeigt ſich ein Zuſammentreffen des goth. Textes, und einer Auslegung des Chryſoſt. Ulphila ſetzt και υπηρεται ηδεως (*gabaukgaba*) ραπισμασιν εβαλλον αυτον. Chryſoſt. Hom. 86. in Matth. 26. beſchreibt den Frevel mit dem Nebengedanken, daſs ſich die Soldaten dieſs zum Feſtſpiel gemacht hätten, μεθ' ηδονης επιοντες. Auch die Codd. der *Itala*, *brix.* und *corb.* haben: *cum voluntate ſ. libenter alapis eum caedebant.* Luc. 19, 13. *ſcheint* die goth. Verſion ſtatt δεκα μνας zu überſetzen δεκα μυριαδας. Sottbergs ſcharfes Auge entdeckte als ihren Text: *taihun dailos*. Knittel hält dieſe Leſeart μυριαδας ſogar für urſprünglichen Text, und erklärt μνας aus einer Abbreviatur. Allein ſein Hauptgrund, daſs nach Vs. 25. 26. *Einer* der Knechte zehn μνας erhalten habe, folglich die *ganze* Summe im Vs. 13. mehr geweſen ſeyn müſſe, iſt abermals ein bloſses Verſehen. Die δεκα μναι Vs. 25. 26. ſind nicht die *erhaltene*, ſondern die durch Eine μνα *gewonnene*. Der andere von Michaelis angegebene Grund, daſs zehn μναι in Gold etwa 1250 Ducaten ſeyn würden, dieſe Summe aber für einen Königsſchatz zu klein ſey, iſt ebenfalls ſehr unbündig. Denn der Text behauptet nicht, daſs der Prinz ſeinen *ganzen* Schatz ſeinen Knechten vertheilt habe. Vermuthlich ſteht im Ulphila ein Wort, welches *Talente* bedeutet, ſtatt *dailos*, *Theile*. — In den Ausgaben des *Cod. argenteus* findet man Mark. 12, 36. *Daweid wath du* [zum] *Ahmin Weihamm.* Man fragte: ob Ulph. das εν vor πνευμ. nicht in ſeinem griechiſchen Texte gehabt habe. Allein Eric Sottberg, welcher 1752 das einzige Manuſcript, das der Raub der Zeit von der goth. Verſion der vier Evangeliſten übrig gelaſſen hat, und aus welchem alle Ausgaben gefloſſen ſind, revidirte, fand: daſs dieſer Cd. nicht *du* ſondern wirklich *in* hat. Wie lange man ſich oft mit Erklärung eines Räthſels plagt, das, genauer betrachtet, nicht exiſtirt! — S. 832—864. fängt M. *Ernſt Gottlieb Bengel* die ſchätzbare Unterſuchung an, daſs *die alte lateiniſche Ueberſetzung des Buchs Sirach, welche von Hieronymus nur wenig geändert worden iſt, nicht aus der griechiſchen Ueberſetzung, ſondern unmittelbar aus dem hebräiſchen Texte entſtanden ſey.* Noch Hieronymus ſagt in ſeiner *praef. ad Prov.* „*Panareton Jeſu fil. Sirach .. hebraicum reperit.*“ Diejenige von den ſogenannten *Proverbiis ben Sirae* (*ed. Druſ.* 1597), welche der Sammler wahrſcheinlich aus unſern Sirach genommen, ſind *Hebräiſch*, während in den andern der chaldäiſche Dialect herrſcht. Unter den Stellen der lateiniſchen Verſion, welche ihre Entſtehung aus dem *griechiſchen* Texte beweiſen ſollen, wird vornehmlich C. 30, 7. angeführt, wo das gewöhnliche περι ψυχων υιων

υἱῶν καταδεσμεύσει τραύματα αὐτοῦ unächt, und dagegen περιψήχων υἱὸν zu lesen seyn soll, ungeachtet auch der Lateiner übersetzt: *pro animabus filiorum colligabit vulnera sua.* Hr. B. glaubt zu der Vermuthung sich flüchten zu müssen, dass der lateinische Uebersetzer neben dem hebräischen auch den Text der griechischen Uebersetzung schon zur Hand gehabt habe. Dergleichen zusammengesetzte Hypothesen sind immer minder wahrscheinlich. Rec. würde vielmehr behaupten, dass περὶ ψυχῶν υἱων der ächte Text der griechischen Uebersetzung, und aus dem hebräischen עַל נַפְשֵׁי בָנִים entstanden sey, welche man *wegen des Lebens der Söhne* d. h. *deswegen weil er Söhne am Leben hat* — übersetzen müsse. In einigen andern Stellen möchte vielleicht die lateinische Version des Sirachs aus der griechischen durch Abschreiber, welche sie emendiren wollten, corrumpirt worden seyn; z. B. 43, 23. wo die, welche überall Jesus zu finden eilten, statt ἐφυτευσεν εν αυτῃ (*sc.* αβυσσῳ) νήσας lasen ἐφυτευσεν αυτὴν ἠησᾶς. Dieß war nun ein Fund, den man der lateinischen Version auch mittheilen zu müssen glaubte. Man gab ihr *plantavit illum Dominus Jesus*, statt *plantavit illam Dominus (sc. Deus) insulis.* C. 30, 18. ist der wahre Sinn unstreitig im griechischen ἀγαθὰ ἐκκεχυμενα. Der Lateiner übersetzt *bona abscondita.* Sieht man nicht, dass er κεκρυμμενα mit ἐκκεχυμενα verwechselte? sagten die Erklärer. Hr. B. weiss keinen Rath. Rec. denkt als hebräischen Text מְרֻבּוֹת נִסְכוֹת und dass der Lateiner an נָסַךְ im *Niphal* (נִסָּכוֹת) der Grieche richtiger an נָסַךְ *effudit* gedacht habe. Und so erscheinen die Stellen, aus denen man erweisen wollte, dass die griechische Version Quelle der lateinischen sey, noch unbedeutender, als sie selbst Hn. B. vorkamen. Dagegen hat er auch noch wenig entscheidendes *für* seine Behauptung beygebracht, dass der Lateiner aus einem hebräischen Texte geschöpft habe. Er hat blos aus dem 1. und 31. Kapitel Proben von allerley Anmerkungen gegeben. Wir wünschten, er hätte aus dem ganzen Sirach blos die für sein Thema: ob der Lateiner aus einem hebräischen Text geschöpft habe? entscheidendsten Argumente, ohne Einmischung anderer Observationen, vorgelegt. Will er oder ein anderer Gelehrter sich künftig dieses Verdienst machen, so müssen Stellen, in denen der griechische und lateinische Text wahrscheinlich blos wegen eines Schreibefehlers verschieden sind, nicht als Beweise oder Räthsel aufgeführt, vielmehr berichtigt, und dadurch andern die Mühe erspart werden. So hat C. 34, 6. der Grieche κατα προσωπον αυτων, der Lateiner: *in Specie ipsius.* Hier ist ohne Zweifel im lateinischen zu lesen: *in facie ipsius*, und im griechischen κατα προσ. αυτῶ. In dem nächstfolgenden ist wahrscheinlich im griechischen statt ενθυσιαζεσιν αυτῳ zu lesen θυσιαζεσιν αυτῳ *sc.* χρυσιῳ *seu* Μαμωνᾷ. Im Lateiner ist *aurum* blos wiederholt aus dem vorigen Vs., und seine Worte: *Lignum offensionis est aurum sacrificantium* (*ei*) sind zu übersetzen: Gold ist ein Anstofsblock für die, welche ihm, dem Golde, opfern. Setzt gleich darauf der Lateiner *deperiet*, wo jetzt der Grieche ἁλωσεται, so darf nicht auf ein hebräisches Wort gerathen werden. Man lese auf alle Fälle ὀλέσεται. Ueberhaupt kann diese Untersuchung schwerlich ohne viele sehr unnöthige Mühe weiter fortgesetzt werden, ehe man *Holmes's* Variantensammlung zum Sirach erhält. Was ist über Texte zu entscheiden, welche beide erst durch die schärfste Reinigung der Wortkritik gehen müssen, weil sie beide voll von Schreibfehlern und Gloffen sind. Auch von den blofsen Gloffen sind manche aus dem griechischen erst ins lateinische übergegangen, s. 1, 7. πολυτειρειαν, wo der lateinische Text *multiplicationem ingressus* also πολυτορειαν erhielt. In andern Stellen findet Rec. Versetzungen, ohne zu einem hebräischen Text seine Zuflucht zu nehmen. 1, 17. hat der Grieche: επιθυμηματων ... γεννηματων, der Lateiner zuerst *generationibus*, und nachher *thesauris.* Im lateinischen Text gab diese Transposition zweyer Synonymen einen leichteren Sinn, und geschah daher blos durch eine Emendation der Abschreiber. — Unter die scharfsinnigsten Bemerkungen des Vfs. gehört, dass 1, 15. bey θησαυλιον und *graditur* das hebräische Wort אשורות *fundamenta Jerem.* 50, 15. mit dem ähnlichen אשורים *gressus* auf irgend eine Art vom Lateiner verwechselt worden sey; dass im lateinischen Vs. 29. (vgl. griech. 23.) *redditio* sey das hebräische גמול; dass wo der Grieche Vs. 26. [illegible] του εντολας, der Lateiner im parallelen Vs. 33. *conserva justitiam* hat, beiden Texten das hebräische משפט zum Grunde liege; dass wo Vs. gr. 29. εν σωματιν ανθρωπων, Vs. lat. 37. aber *in conspectu hominum*, als Text עַל פְּנֵי zum Grunde liege, wofür vom Griechen עַל פִּי gelesen worden sey. Genug; bey weiterer Untersuchung scheint die Vermuthung des Hn. B. vieles für sich gewinnen zu können.

Siebenten Bandes, 6. St. liefert S. 973—1053. *Briefe über das Evangelium Johannis von verschiedenen Verfassern.* Sie enthalten mehrere freymüthige, zum Theil den Vff. eigene Erklärungen, unter denen uns die Gründe, dass Jesus mit seinen Jüngern nie von einer körperlichen baldigen Auferstehung zum voraus gesprochen habe, S. 1035. ff. am besten ausgeführt scheinen. „Die Abschiedsreden Jesu bey „Johannes sind ganz so eingerichtet, wie man sie nur „unter der Voraussetzung erwarten kann, dass Jesu „keine bestimmte Hoffnung gehabt, seine Jünger auf „Erden (bald) wieder zu sehen... Auch beruft sich „Jesus nachher nicht auf eigene Vorausfagungen hier„über, sondern auf prophetische, Luc. 24, 44.“ Auch dieser ungenannte Vf. hält daher Matth. 12, 40. für eine nicht von Jesu gesagte, sondern von andern nach ihrer Einsicht gemachte Deutung, wie Joh. 2, 21. 22. Bey andern Stellen aber, wie Matth. 16, 21. 17, 9. Mark. 9, 9. 10. wird, mit Herder (s. dessen Erlöser der Menschen S. 133.) angenommen, dass αναστηναι εκ νεκρων von Jesu in einer weitläuftigeren Bedeutung gebraucht worden sey, in so fern er und seine Sache auch bey den heftigsten Verfolgungen

nicht

nicht unterliegen könnten. Dafs der Ausdruck „ehe drey Tage vergehen" überhaupt eine kurze Zeit bedeute, hält der Vf. für richtig, doch nicht durch den Sprachgebrauch belegt. Man kann Hof. 6, 2. dünkt uns, als Beleg anführen. Vgl. auch Jef. 17, 6. — Andere Erklärungen dieſes Aufſatzes möchten näherer Beſtimmungen bedürfen, z. B. dafs ποιειν, in dem eigenen Dialect des Joh. *lehren* bedeute 5, 19. und daher εργα *die Lehre*. Der Zweck des Vfs. iſt erreicht, und doch der allgemeine Sprachgebrauch erhalten, wenn man bemerkt, dafs εργα bey Joh. alles Handeln Jeſu folglich *unter andern* auch ſein Lehren bedeutet; nur dieſs letztere nicht zunächſt oder gar ausſchlieſsend. Sehr wahrſcheinlich wird Joh. 5, 22. überſetzt: Gott überführt (jetzt) niemand (unmittelbar) von dem Guten oder Schlimmen in ſeinem Betragen. Dieſs hat der Meſſias (jetzt) zu thun. κατακρινειν bedeutet allerdings in ſolchen Stellen nicht ein beſonderes Gericht, ſondern die Ueberführung, dafs unrecht gehandelt worden ſey. Joh. 12, 31. 16, 8. Matth. 12, 21. Hebr. 11, 3. κρισις iſt das generiſche, nämlich Ueberführung entweder, dafs gut, oder dafs böſe gehandelt ſey. Dafs aber εν μνημειοις οντες *geiſtigtodte* ſeyen, 5, 8. iſt gegen den Sprachgebrauch. Auch ſetzt der Context Gott als Urheber der Körperauferſtehung, und Meſſias als Urheber der geiſtigen Reſurrection in Parallele. Der Sohn handelt nicht identiſch, aber in ſeinem Kreiſe *ähnlich* mit dem, was der Vater (die Gottheit) in ihrer Sphäre thut. — S. 1053—1071. giebt der Herausg. das *Leben* des eleganten und gründlichen Polyglotten, *Joh. Jac. Barthelemy*, und zugleich eine Geſchichte von den Entzifferungen des Palmyreniſchen Alphabets. Der Gehalt von *Bs.* und Swintons Arbeiten dieſer Art verdienten, vollſtändig ins Deutſche übergetragen zu werden. — Nach S. 1090. iſt das Manuſcript von *Bode's Pſeudocritica Wetſteniana* auf der Helmſtädter Univerſitäts Bibliothek deponirt; eine Stelle, wo ſie, in der Nähe von Henke, Pott, Bruns etc. gewifs keine verlorne Arbeit ſeyn wird. Sollten nicht in die *Pottiſche* ſchätzbare Sammlung lateiniſcher, des Aufbewahrens würdiger Aufſätze bisweilen wichtige Stücke aus der Bodeſchen Arbeit aufgenommen werden können? — — Möchte doch auch der *dritte* Theil der Niebuhriſchen vortrefflichen Reiſebeſchreibung endlich erſcheinen. Nach S. 1105. ſind die dazu geſtochenen Kupferplatten im Kopenhagener Brand (wie das Birchiſche Werk) verunglückt. Hr. von *Zach* beweiſt jetzt eben von einer neuen Seite, wie ruhmvoll Niebuhrs Anſtrengungen auf ſeiner Reiſe waren. Sollte ſeine Regierung nicht das, was ſie durch jene Reiſeunternehmung ruhmwürdig begann, durch zweckmäſsige Unterſtützung der Beendigung der in ihrer Art einzigen Reiſebeſchreibung gerne vollenden wollen?

Achten Bandes, 1. St. S. 1—22. *Nachricht von einem mit arabiſchen Buchſtaben geſchriebenen ſpaniſchen Manuſcript*, von *A. L. Silveſtre de Sacy*. Der Aufſatz war in Frankreich in Quart gedruckt. — Dergleichen Manuſcipte ſind ſelten. Unter den im gegenwärtigen befindlichen Gebetsformeln, liturgiſchen Ceremonien etc. fand ſich eine *Reiſe in die Türkey*, nebſt Regeln für eine ſolche Reiſe, und ein Fragment über Erſcheinung der fünf Engel beym Tode eines Moslem. Dieſe intereſſanten Stücke hat der glückliche Fleifs des Hn. de *S.* hier aufbewahrt. — S. 22—42. *J. M. Hartmanns Vorſchläge zur Erleichterung der hebräiſchen Punktation*, wenn man nämlich auf die urſprünglichen drey Vocalzeichen, einen Punkt über, und einen unter dem Buchſtaben, und das Strichelchen Patach, zurückgienge. Ein anderer Vorſchlag iſt, dafs man für die ſchwer zu unterſcheidende Zeichen, wie ֲ als Kamezchatuf etc. beſondere Zeichen wählen ſollte. Da das Hebräiſche *nur* von Gelehrten erlernt wird, ſo ſehen wir die Zweckmäſsigkeit ſolcher Aenderungen nicht ein. Ihr Erfolg würde ſeyn, dafs man dieſe neue, und doch auch zugleich die ältere Punktation verſtehen müſste und ſich die Mühe verdoppelte. Ganz anders wäre es mit Volney's Vorſchlag, zum Gebrauch gewohnter occidentaliſcher Buchſtaben in arabiſchen, perſiſchen etc. Büchern für Kaufleute, Naturforſcher etc. denen nur der jetzige, nicht der antiquariſche, Sinn des Arabiſchen intereſſant iſt. S. 42—49. *Warum in den zwey alphabetiſchen Pſalmen 25. und 34. der Vers, welcher mit Vav anfangen ſollte, fehle und dagegen am Ende ein mit Phe anfangender hinzugefügt ſey, ungeachtet ſchon ein mit Phe anfangender Vers im Pſalm ſelbſt ſteht?* von *Haſſe*. Es wird erinnert, dafs das alte phöniziſche Mutteralphabet in der *ſechſten* Stelle einen Conſonanten hatte, aus welchem das lateiniſche F, und das griechiſche επιτηδον *Ban* oder *Vaw*, das man durch Corruption ſeiner Figur jetzt als ϛ für 6. in den griechiſchen Zahlzeichen ſchreibt, nebſt dem hebräiſchen ו entſtanden iſt. Ein ſpäterer Zuſatz zum phöniziſchen Alphabet aber werde uns dadurch angedeutet, dafs die Griechiſche nach τ (ת) noch folgen läſst υ, Υ, als gleich dem Laute *u*. Für dieſes u oder v meynt nun Hr. *H.* ſtünde jenes ה der beiden Pſalmen. Es ſey hier nicht Phe. — Sollte denn aber פהה Pſ. 25, 22. *vedeh*, nicht *phedeh?* und פהה Pſ. 34, 23. *vodeh*, nicht *phodeh*, zu leſen ſeyn, da doch dieſs Wort auch in andern ſemitiſchen Dialecten ein gewöhnliches *phe* als Anfangsbuchſtaben hat? — Wohl aber iſt Rec. auch, wie Hr. *H.* überzeugt, dafs man bey der Frage, ob die Iliade urſprünglich ſchon habe geſchrieben werden *können*, in die Archäologie der ſemitiſchen Alphabete, der Queilen des griechiſch Kadmiſchen, (das heifst, aus dem *Kedem*, Orient, entſtandenen) zurückgehen müſste.

Achten Bandes, 2. St. S. 192—222. *J. M. Hartmann, über das Dageſch Forte.* — S. 222—236. Ein Ungenannter, *über das Verhältniſs Jehova's zu den Heyden.* Kein Volk hat einen ſo mächtigen Schutzgott, und durch ihn ſo vortreffliche Geſetze, wie Iſrael. Deut. 4, 7. 8. Doch ſind die mit Iſrael beſſer ſtehenden Heydenvölker ihm auch noch näher empfohlen, 2, 4—22. 23, 7. 8. andere hingegen, je nach-

nachdem sie gegen Israel inhuman und arrogant gewesen waren, wie Canaaniter, Moabiter, Ammoniter, sind von Jehova gehasst. s. ebend. Wer Israel in dem von Jehova ihm gegebenen Landesbesitz stört, hat in diesem „Völkerprocess" unrecht, ist רשע und Gott ist Rächer gegen eine solche Nation. Diess sind die hebräischen Nationalbegriffe vor der babylonischen Deportation. Nach dieser (oder vielmehr schon vór ihr, da man näher mit den Heyden bekannt wurde) denkt Jerem. 12, 14—17. Jonas etc. von Heydenvölkern gelinder. Moab, Edom lässt Jerem. Glück hoffen, C. 48. 49. Dagegen muss Assur und Babel, diese damaligen Hauptfeinde der Hebräer, zu Grunde gehen C. 50. 51. 25, 12—38. 30, 16. ff. — Nach Cyrus werden die Jehovasbegriffe gegen die Heyden noch viel milder. Ihn selbst schickt und beglückt Jehova, Jes. 45, 1—6. Auch die Heyden sollen Jehovas Bekenner (Juden) werden, 45, 21—23. 49, 6. 55, 4. 5. Diese Hoffnungen finden sich zuerst bey Zephanjah 3, 8—10. So sollte der Judäer Tempel und Cultur, Hagg. 2, 8—10. Zachar. 2, 11. 8, 20—23. Malach. 1, 11. auch von den Heyden angenommen, verehrt, beschenkt, und endlich das alte Volk Gottes das Volk der Völker, die letzte Weltmonarchie, werden. Unter den Apokryphen ist Sirach eben so mild, Baruch und die Weish. Sal. aber sind härter gegen die Abgötter. Es wäre interessant, wenn diese Stufenfolge der Begriffe und ihre Abhängigkeit von äussern Umständen vollständig entwickelt würde. An die Stelle der allgemeinen Heydenbekehrung zum Judenthum und des Judenreichs über die Welt stellte das Christenthum die allgemeine Bekehrung der Juden und Heyden zu einem, dem geistig irrdischen Reich des Messias. Zuletzt fanden die Theologen statt der alten prophetischen Heydenbekehrung zum Judenthum eine endliche allgemeine Judenbekehrung zu den ehemaligen Heyden, den Christen. Der gewöhnliche Mensch unter allen Gestalten und Zeiten will allein recht haben, und setzt voraus, dass, wer recht hat, auch nach Gottes Weltordnung die Macht erhalten müsse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brandenburg, b. Leich: *Christliche Volksmoral.* Von *August Ephraim Jenchen*, Prediger zu Hohen-Nauen bey Rathenow. 1802. 323 S. 8. (16 gr.)

Dass eine Moral für das Volk, die den Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums gemäss ist, sehr nützlich sey, wird kein Verständiger leugnen; und obgleich ähnliche Schriften von *Bahrdt*, *Feddersen*, *Funk* und *Olshausen* vorhanden sind, so können doch neue Versuche nicht überflüssig seyn. Das Werk des Hn. Pred. *Jenchens* bestehet in kurzen moralischen Betrachtungen, die in einer gewissen zusammenhängenden Ordnung auf einander folgen, und zusammen ein Ganzes ausmachen. In den drey ersten Betrachtungen, die als eine Einleitung angesehen werden können, sind die Grundsätze angegeben, von welchen der moralisch Handelnde ausgehen muss, und die der Vf. in den folgenden Betrachtungen überall anzuwenden gesucht hat. Er glaubt, diese christliche Volksmoral werde ausserdem, dass sie für den ungelehrten Bürger und Landmann ein sehr nützliches Lesebuch abgebe, auch Predigern, besonders auf dem Lande, manchen Stoff zu ihren Vorträgen darbieten, und zugleich die Stelle eines kleinen Predigtmagazins sehr gut vertreten können. — Für den ungelehrten Bürger und Landmann wird das Buch allerdings brauchbar und nützlich seyn; denn der Vortrag ist populär; nur etwas zu trocken. Es sind auch oft Beyspiele aus der Geschichte und dem gemeinen Leben mit angeführt, die besonders aus *Snells* Moral in Beyspielen entlehnt sind, um dadurch manche Tugend anschaulicher darzustellen, und desto mehr zu ihrer Ausübung zu ermuntern. Das ist ganz gut; es hätte aber öfter geschehen können, und hierzu würde der Vf. in den bekannten Schriften des Herrn Prediger *Wagnitz*, und des dem Rec. unbekannten Herausgebers eines Exempelbuchs zum Hannöverschen Landeskatechismus (er hat sich blos mit den Anfangsbuchstaben seines Namens D. L. D. genannt,) Stoff genug gefunden haben. In der Einleitung würde Rec. den Beweggrund zur Tugend, welcher von den nützlichen Folgen hergenommen ist, nicht zuerst, sondern zuletzt angegeben haben. Ob es gleich wahr ist, dass der Mensch Bewegungsgründe, die von der eigenen Glückseligkeit hergenommen sind, bedarf, so muss doch auf alle mögliche Art auf uneigennützige Tugend gedrungen werden. Die Begriffe hätten bisweilen genauer entwickelt, und die Beweggründe einleuchtender dargestellt werden sollen, welches ohne philosophische Subtilitäten, auf eine populäre Art hätte geschehen können. Vom *Aberglauben*, der nicht nur unter den Landleuten, sondern auch unter Bürgern, ja auch vielen Personen vom Stande noch sehr im Schwange geht, ist S. 69. ff. zwar etwas, aber viel zu wenig gesagt. — Indessen werden Landleute und ungelehrte Bürger dieses Buch immer mit Nutzen gebrauchen; aber als ein Predigtmagazin betrachtet, ist es viel zu dürftig, und zu arm an brauchbaren Materialien.

* * *

Mannheim, in d. neuen Hof- u. Akadem. Buchh.: *Betrachtungen über das Universum.* 4te Auflage. 1801. 96 S. 8. (12 gr.) (S. A. L. Z. 1789. Nr. 119.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur*, v. *J. G. Eichhorn. VII. Bd.* 4. 5. St. *VIII—X. Bd.* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Achten Bandes, 3. St. *Ueber die palästinensische Landessprache in dem Zeitalter Jesu und der Apostel, ein Versuch zum Theil nach de Rossi.* (*Dissertazioni della lingua propria di Christo e degli Ebrei nazionali della Palestina da' tempi de' Maccabei .. Parma* 1772. 244 S. 4.) entworfen von *Heinr. Fr. Pfannkuche.* Die Frage ist für den Erklärer des N. Ts. und mancher Apokryphen interessant genug. Hat man gleich, so weit Rec. prüfen kann, keinen Beweis, dass irgend ein Buch des N. Ts. in der nämlichen Form, in welcher wir es jetzt haben, zuerst hebräisch oder palästinisch-aramäisch verfasst, und ins griechische übersetzt worden sey: so mögen doch viele Reden und Erzählungen, die wir in den Evangelien jetzt gesammelt vor uns haben, in der aramäischen Landessprache aufgezeichnet gewesen seyn, ehe eine Sammlung gemacht wurde. Und hätte es sogar dergleichen einzelne Aufzeichnungen und kleinere Aufsätze vor der „Diataxis" der Evangelien nicht gegeben: so wäre es schon Bedürfniss, zu prüfen, ob das, worauf längst *de Dieu* (*praef. ad Grammat. lingg. orient.*) drang: „*sancti viri syriace conceperant, quae graece scripserunt*, durchaus so zu verstehen sey, dass sie nicht auch in einer aramäisch-griechischen Sprache, wie sie schrieben, gedacht haben könnten. Mit Recht erinnert Hr. *Pf.*, dass man, je nachdem das Resultat dieser Untersuchung ausfalle, jene Sprachenverwirrung, nach welcher man beym N. T. bald aus dem reinhebräischen, bald aus dem aramäischen, als dem zu errathenden Urtext, das griechische erklären will, aufgeben müsse. Das reinhebräische kann im N. T. nur dort als anwendbar versucht werden, wo die Redenden mit Stellen aus dem alten T. oder mit Anspielungen auf dasselbe beschäftigt sind. Im übrigen muss immer vorausgesetzt werden, dass sie *entweder* aramäisch, *oder* aramäisch-griechisch gedacht, gesprochen und geschrieben haben. De Rossi und der Vf. wollen das erstere ausschliessend behaupten, so wie *Dominic Diodati Exercitatio de Christo graece loquente.* (Neapol. 1767. 8.) ausschliessend das aramäisch-griechische zur Muttersprache Jesu zu machen suchte. Zum Glück für die Sache, obgleich zum Unglück für einen Theil der Mühe des Vfs., gehört dieser Streit unter diejenigen, in denen beide Theile Recht und Unrecht haben. Nur das Ausschliessende, welches sie durchsetzen wollen, und ein Mangel an Unterscheidung der Gegenden macht, dass jeder Theil gewissermassen Unrecht hat. Wird die Frage darauf gesetzt: ob Jesus und die zwölf Apostel ursprünglich aramäisch oder aramäisch-griechisch zu denken und zu sprechen gewohnt waren? so wird das ächte Resultat aller Gründe und Gegengründe seyn: Beides zugleich! In der von jeher dem Verkehr mit den heydnischen Nachbarn ausgesetzten Galiläa (Γαλιλαια των εθνων) mussten die Einwohner, wie Salmas. sich ausdrückt, *bilingues* seyn. Die Volkssprache des jüdischen Palästinensers war und blieb seit der Rückkunft aus Babel aramäisch. Dies ist kein Zweifel. Aber, seit das griechische in dem Handel der Küste und in dem syrischen und ägytischen Reiche die Sprache der herrschenden Parthey ward, so entstand, wenn gleich die Muttersprache der Einheimischen nirgends aufhörte, zunächst in der Gränzprovinz Galiläa, dem Vaterland Jesu und der Apostel, jene unwillkommene Coexistenz zweyer einander verderbenden Landessprachen, des aramäischen und des verhassten aber doch sich unentbehrlich machenden griechischen, gerade wie zu Strasburg, seit es französisch wurde, das deutsche zwar die geliebtere Sprache, die Sprache der Gebieter aber doch auch die angenommene wurde, und jedermann beide, die wenigsten aber eine von beiden mit Richtigkeit sprachen. Alle Gründe des Vfs. hingegen beziehen sich theils darauf, dass das aramäische durch die Gräcität *nicht verdrängt* worden sey, theils auf Nachweisungen, dass die ächt rabbinische, und vornehmlich die pharisäische Judenschaft zu Jerusalem immer aramäisch *lieber* gehört habe, als aramäisch-griechisch, welches *gut reden* zu können selten sich einer die Mühe gab. Häufig ist das aramäische und griechische *nebeneinander*, in Namen, wie Salome und Alexandra, Tadmor und Palmyra etc. auf Münzen wie der Vf. selbst anführt, auf Inschriften, wie die bekannten palmyrenischen etc. Dass man auch sogar zu Jerusalem, wohin alljährlich eine so grosse Menge auswärtiger Juden für mehrere Wochen lang wallfahrteten, selbst vom Volk verstanden wurde, wenn man aramäisch-griechisch sprach, erhellt schon aus eben den Stellen, welche das Daseyn des Aramäismus, und die Vorliebe dafür zu Jerusalem beweisen. An einem Ort, wo man einzig im neuhebräischen, d. i. aramäischen Dialect vom Volke verstanden werden konnte, hätte es gar keiner Anführung gebraucht, dass

Paulus Apg. 21, 40. 22, 2. vgl. 1, 19. seine Vertheidigung an die Menge gerade τῇ ἑβραΐδι διαλέκτῳ gehalten habe, und deswegen *um so lieber* gehört worden sey. Vgl. 26, 14. Hätte der *Läufer* des Agrippa (Archäol. 18, 7, 10.) nur aramäisch reden können, so wäre es überflüssig gewesen, zu bemerken, dass er seinem Herrn die Nachricht: ὁ λεων τεθνηκεν zugerufen habe τῇ ἑβραιων γλωσσῃ. Wofür bemerkte *Josephus de Maccab.* C. 16. dass die Söhne zur Mutter τῇ ἑβραΐδι διαλέκτῳ redeten, wenn sie keine andere Sprache hätten reden *können*. Eben so 2. Makk. 7, 8. 21. 24. 27. 13, 37. Streng genommen war auch das aramäische nicht ἡ πατριος φωνη, *die Sprache der Vorväter*, aber gegen das griechische gestellt, hatte es doch diese Empfehlung der Verwandtschaft. Nur fällt von selbst auf, dass bey dem, von welchem man ausdrücklich anmerkt, er sey in dieser Sprache angeredet worden, die Möglichkeit, ihn auch in einer andern verständlich anzureden, angedeutet wird. Von dieser Coexistenz beider Sprachen als Landessprachen zeigen sich nun überall Spuren, vornehmlich in Galiläa. Wie der Vf. aus dem Beynamen Kephas etc. auf das aramäische schliefst, eben so stark wenigstens ist aus Πετρος etc. für das aramäisch-griechische zu schliefsen. Dabey blieben die Apostel doch immer ἰδιωται κ. αγραμματοι Apg. 4, 23. Sie verstanden beide Sprachen nur etwa so, wie der gemeine Elsässer deutsch und französisch. Aber selbst die griechische Uebersetzung des alten Test. wird in ihren Briefen und Reden, (s. Petrus und Jacobus in der Apg. auch Johannes in der Apokalypse) so gebraucht, dass man in einem Zeitalter, wo bey solchen Personen alle diese Kenntnisse aus dem frühen Vorlesenhören in Synagogen und Schulen herkommen mufste, daraus auf eine viel nähere Bekanntschaft mit der alexandrinischen Version in Galiläa schliefsen mufs, als der Vf. S. 477. ff. annimmt, den wir dagegen zu weiterer Ausführung seiner Muthmafsungen, dass die ältere chaldäische Targumim selbst der alexandrinischen Version zur Grundlage gedient haben sollte, auffodern möchten. — Wir machen noch einige einzelne Bemerkungen über diesen Aufsatz. Dass das Heer, mit welchem Alexander gegen Jerusalem zog, wie S. 390. sagt, *nicht aus Griechen*, sondern aus Phöniziern und Chutäern, [Statt χαλδαιοι ist χαθαιοι zu lesen, und an Saneballets Hülfsvölker zu denken, vgl. Archäol. B. 9. C. 14.] bestanden habe, sagt der vom Vf. angeführte Josephus nicht. Alexander hatte seine griechische, eigentliche Armee bey sich. Josephus sagt nur, dass die phönizischen und samaritischen erst bey Tyrus dem griechischen Sieger zugeführten Hülfsvölker auf Plünderung des ihnen verhafsten Jerusalems gehofft haben. Dass alsdann die vielen unbeschadet ihrer Religionsgebräuche in sein Heer aufgenommenen Judäer „nur etwa ein paar griechische Worte" ins Vaterland zurückgebracht haben sollten (S. 391.) ist dem Gang der Dinge nicht gemäfs. — Das althebräische war nicht, wie S. 422. will, den Palästinern um Jesu Zeit so fremd, als uns das altdeutsche von 11. 12 Jahrhundert. Hörte man doch Mose und die Propheten immer in den Synagogen zuerst althebräisch vorlesen, und dann targumisiren; waren doch althebräische Schriften das Schulbuch der Juden, selbst zum Lesen und Schreiben lernen, wie noch immer; machte doch jeder Landrabbine seinen Cursus in Mose. Daher ist es gar nicht unwahrscheinlich, dass Bücher, wie Sirach, 1. B. Makk. etc. althebräisch verfafst waren. Dass *Philo in Vita Mos. L. II. p. 657. ed. Frcf.* indem er sagt, die alexandrinische Version sey aus der *chaldäischen* Sprache übersetzt, anzeige, ein chaldäischer Targum sey die Grundlage der griechischen Uebersetzung gewesen, ist gegen den Context der ganzen Stelle. Ph. spricht von dem chaldäischen Text als dem Original, und der LXX. als Uebersetzung, nimmt also chaldäisch in einer eben so weitläuftigen Bedeutung, als wir die Benennung semitisch. — In der S. 440. angeführten Hauptstelle des Josephus Archäol. 20, 10, 2. sagt dieser keineswegs, dass es ihm an *Fertigkeit*, vielmehr dass es ihm an *Genauigkeit* (ακριβεια) *im Griechischreden* fehle, und gerade diese Stelle beweist, dass Griechischreden in Palästina sehr gewöhnlich war. Denn eben deswegen achteten, wie er sagt, seine Landsleute das Lernen fremder Sprachen nicht hoch, weil dies eine gemeinschaftliche Beschäftigung für jeden Freygebornen mit den Sklaven sey, [es mufs folglich von beiden Classen unter ihrem Volke manche, welche des Griechischen und anderer Sprachen durch Gebrauch und Gewerb kundig waren, gegeben haben!] Auch habe ihn an der *Genauigkeit im Griechischreden* die vaterländische Gewohnheit ἡ πατριος συνηθεια [nämlich fremde Sprachen blofs schlecht und ohne Feinheit zu sprechen] gehindert. Selbst die Mühe, welche er sich gegeben, das Griechische grammatikalisch zu erlernen, habe daher [in seinem Schreiben wohl, aber nicht] in seinem Sprechen ihm ακριβεια *Sprachrichtigkeit* verschafft. — Dass die ins Lager der Römer unter Titus fliehenden Ueberläufer nichts *griechisches* verstanden oder sprachen, ist nirgendsher erweislich, am wenigsten daraus, dass sie mit den Römern, d. h. mit Nichtgriechen, nicht sprechen konnten. — Endlich bemerken wir noch, dass die aus den Talmudisten S. 447. angeführten Stellen nicht gegen die *lingua*, sondern gegen die *sapientia* oder Philosophie der Griechen eifern.

Achten Bandes, 4. St. S. 571. — *Notice d'un Ms. Syriaque du Pentateuque deposé à la Biblioth. Nation. à Paris par Behnam, Prêtre Chaldéen.* Von *Silv. de Sacy.* Eine Nachricht, welche man zu weiterer Aufklärung des §. 259. der Eichhornischen Einleitung in das A. T. wünschen mufste. Das Manuscript enthält eine (so sagen die Unterschriften der Bücher) nach der unter den Griechen und der unter den Syrern gebräuchlichen Version durch *Jacob, Bisch. von Edessa*, im Seleucid. J. 1015. (Chr. 704. und 5.) im grofsen Kloster zu Teleda *corrigirte Uebersetzung*. Von Jacobs Aufenthalt zu Teleda s. Barhebr. in Assemani Biblioth. or. T. II. p. 337. Ein anderes Manuscript der Nationalbibliothek (Syr. Nr. 5.) enthält den *Daniel* ebenfalls nach der Revision des Edessen. Jacobs. Der hier beschriebene

bene Codex ist nicht blos in Estrangelo, sondern bey gewissen Zusätzen auch in der einfachen syrischen Schrift geschrieben, folglich nicht über das J. Chr. 1000 hinaufzurücken. Die Syrer hatten 2 Versionen; eine wird *Peschito* (die *direct* aus dem hebräischen genommene) genannt; die andere erhielt sonderbarer Weise den Namen *Figurata*, weil Pocock eine arabische Stelle des Abulpharadsch, die ihre Entstehung beschreibt, übersetzte: *alteram figuratam juxta 70 Seniorum versionem*, wo aber *figurata* nichts anders ist als *formata*, *facta*. Der arabische Text der Stelle ist im Namen der 70 nicht richtig. Die Emendation, welche *de S.* giebt, muss S. 589. wahrscheinlich unrichtig abgedruckt seyn. Der wahre Text ist صاحب سوم السبعين wörtlich: *socia* i. e. *particeps formae των* 70. d. i. *formata secundum την των* 70. Jacobs des Edess. Arbeit behält oft die *Peschito* bey.

Ueber Indien als Quelle der Mythologie. Aus einer Rede des Hn. D. *Lichtenstein*, zu Hamburg schon 1797 gehalten. Mit Recht protestirt der Vf. gegen die von Jones und andern Engländern versuchte Methode, blos aus Verwandtschaft der Namen die griechische und römische Mythologie durch die Indische zu erklären. Dagegen ermuntert er, andere bleibendere Eigenthümlichkeiten in Betrachtung zu ziehen. So hat z. B. Hecate immer eine kleine *gehörnte* Hirschkuh neben sich, dergleichen nur am Ganges existirt, ähnlich dem Axis Platykeros. Nur in Indien behält diese Thierart auch im weiblichen Geschlecht die Hörner. So ist die Diana πολυμασος offenbar eine Indische Figur. Die Aehnlichkeit des Lingamcultus und des Priaps ist auffallend, [doch, da dort nicht eine persönliche Gestalt verehrt wird, schwerlich von einander abzuleiten!] Der dem Jupiter gewöhnlich beygegebene Adler ist nach dem Urtheil des Hn. *Ls.*, eines Kenners der Naturgeschichte, von keiner andern Art, als der von den Ornithologen bey Pondichery aufgefundenen. Die gedrehten Blitze aber hält der Vf. für die Hörner des *Oryx* der Alten (*Pallas Antelope Bezoartica*) welche nach Agatharchides u. a. in Indien als Waffen gebraucht worden sind. Aus diesem Gebrauch erklärt der Vf. die „Hörner in der Hand des Jehova" Habacuc 3, 4. vgl. 2. B. Kön. 22, 3. 2. Chron. 18, 10. Micha 4, 13. nebst dem griechischen κεραΐζειν. Auch hat nach des Vfs. Versicherung der *oryx* und *leucoryx* der Alten alle Attribute der biblischen ראמים und רימים die er nur für eine Thierart hält.

Ueber die Engelerscheinung beym Grabe Jesu. S. 629—640. Des Vfs. Erklärung geht von der, wie uns scheint, unrichtigen Voraussetzung aus, dass Petrus und Johannes *zwischen* dem Kommen der andern Frauen und dem der Maria Magd. bey der Gruft Jesu angelangt seyen, und doch keine Engel gesehen haben. Blos der Anblick der schneeweissen Tücher, welche Jesus zurückgelassen, habe bey den Frauen die Engelerscheinung hervorgebracht. Wie aber konnten diese Tücher den *bestimmten* Gedanken: Jesus gehe voraus nach Galiläa, bewirken?

In diesem Heft fängt *die Uebersicht der biblischen und morgenländischen Literatur von* 1787 *bis* 1797 *an*, welche zugleich viele in der Bibliothek nicht recensirte Schriften, mit kürzeren Notizen nachträgt.

Achten Bandes, 5. St. *Von Dombay über die Marokkanischen Gold- Silber- und Kupfermünzen.* S. 761 bis 792. Der Vf., welcher als kaiserl. Dollmetscher zu Agram in Kroatien steht, war selbst mehrere Jahre in Marokko. — Das übrige des 5. und das ganze 6te Stück enthält *Fortsetzungen der Uebersicht.* Am Schluss noch von Hn. *A. J. Penzel*, welcher aus Lust, die armenische Literatur genauer zu studieren, sich im armenischen Kloster zu Triest aufhielt, die Auffoderung zur Subscription für eine *deutscharmenische Grammatik und Chrestomathie.* Das weitere Schicksal dieser Arbeit, welcher Rec. alle Unterstützung wünschte, ist uns nicht bekannt.

Neunten Bandes, 1. St. *Hufnagels Erinnerungen an einige biblische Stellen aus Elmacin.* S. 1—26. Die Vergleichung zwischen dem Johanneischen εγω εν τω πατρι και ὁ πατηρ εν εμοι εστιν mit den Worten Mostansirs: *non timebo nisi Deum meum, cui est excellentia. Avus meus in filio meo est et ego sum in patre meo. Mea vero sententia est: unio et justitia!* (s. *Elmacin. ed. Erp.* 1625. *p.* 276.) war, da *H.* sie in seinem Handbuch der biblischen Theologie anführte, so auffallend und treffend, dass jeder mehrere solche Parallelen wünschte. Der Sinn obiger Stelle ist nach dem Context: *Meine ganze Familie stimmt für Einigkeit und Rechtschaffenheit!* und man sah daraus klar, wie nach orientalischer Art sich auszudrücken, Jesus seine Willenseinheit mit Gott für alles Gute in den obigen Worten lebhaft gemalt hatte. Durch sein jetziges Amt an dergleichen Forschungen gehindert, theilt *H.* das vormals über Stellen des N. Ts. angemerkte mit. Die Humanität, welche diese seine *studia humaniora* auch hier begleitet, macht sie doppelt angenehm. Möchte er, auch was er zum A. T. aus Elmacin sich notirt hat, mittheilen!

S. 26—64. *Ueber Gal.* 3, 20. von *Harras*, *Archidiakon. zu Uelzen.* Der Sinn des Apostels soll seyn: Also ist auch die Autorität des Mose nicht von unveränderlicher Beschaffenheit, ὁ δε μεσιτης ἑνος, *sc.* τροπε, εκ εστι, aber Gott ist und bleibt in Ansehung seiner Verheissung unveränderlich. — Dass ἑνος τροπε von unveränderlicher, immer eines bleibender Beschaffenheit bedeute, und dass man τροπε alsdann doch auslassen könne, ist nicht erweislich. Auch εἷς bedeutet Röm. 3, 20. (Lev. 24, 22.) nicht *unus idemque*, oder *semper idem.* Des Apostels Sinn in der letztern Stelle ist: Juden und Heyden haben nur *einen* (*eundem numero*) Gott; diese können daher, in Beziehung auf die Seligkeit nicht schlimmer daran seyn, wie jene. — Dennoch ahnet der Vf. den nach dem Zusammenhang von Paulus beabsichtigten Sinn richtig, und schon εκ ειναι an sich, kann: *nicht mehr gelten*, ειναι *sc.* τι aber *gelten* bedeuten.

S. 143—215. *Ueber die neueste Bereicherung der arabischen Literatur aus Sicilien her.* Ein Zögling der orientalischen Akademie zu Wien, Dr. *Hager*, hat dreyer-

dreyerley Betrügereyen zur völligen Gewifsheit gebracht. 1) War der von *Abbate Vella* dort vorgeblich entdeckte *vollständige Livius* nichts als eine malteſiſch-arabiſche Verſion der Epitome des Florus, ſo, wie Vella malteſiſch-arabiſch verſteht. S. Hagers Reiſe von Warſchau nach der Hauptſtadt von Sicilien. (Wien 1795. 8.) 2) Iſt der zwiſchen 1789 und 1792 in vollen ſechs Quartanten, mit einem Aufwand von ungefähr 10,000 Kaiſergulden überſetzt erſchienene *Codice Diplomatico di Sicilia* von eben dieſem Abbate, welcher dadurch Prof. der arabiſchen Sprache zu Palermo und Abt von St. Pancrazio wurde, nichts als eine betrügeriſche Zuſammenſetzung, welche der Vf. nicht einmal aus arabiſchen Quellen, ſondern aus den fehlerhaften, lateiniſchen Ueberſetzungen derſelben bey Caruſo und Jveges, nebſt den dortigen Fehlern, aushob. Er gab vor, dieſes alles aus einem arabiſchen Codex zu nehmen, welcher aber, genauer betrachtet, nichts als Traditionen über Mohammeds Familie enthält. Nur das in Kupfer geſtochene, faſt unlesbare, erſte Blatt der Vorrede verfaſste Vella arabiſch, aber in ſeinem, d. i. dem malteſiſchen, Dialect, von welchem man auf dieſe Weiſe eine, mit Vaſalli's zu Rom neuerlich erſchienener malteſiſcher Sprachlehre vergleichbare, Probe erhalten hat. Im übrigen machte er den vorgeblich überſetzten Codex unlesbar, lieſs ihn mit Goldſchlagblättchen belegen, und zeigte ihn ſo ſelten, als möglich, vor. 3) Iſt auch die auf den *Codice diplomatico* gefolgte Urkundenſammlung: *Libro del Conſiglio di Egitto tradotto da Giuſeppe Vella, Capellano dal ſac. ordine Gieroſolimitano, Abate di S. Pancrazio, Prof. di lingua Arabe nella reale Academia di Palermo è ſocio nazionale della R. Acad. delle Scienze, belle lettere et arti di Napoli T. I. fol.* 1793. 370 S. ein von Vella erdichteter Briefwechſel der normänniſchen Fürſten Robert Guiscards und Rüdiger mit Almoſtanſer Billah, ihrem Nachbar in Africa, in welchen zugleich *Geſetze dieſer Normannen* eingerückt ſind. Rec. hat die erſten Theile des *Codice diplomatico* in der A. L. Z. mit manchen Zweifeln gegen ihre Aechtheit angezeigt. Bey der Fortſetzung bemerkte er, ſo bald von dem *Libro del Conſiglio di Egitto* die Rede wurde, ebendaſelbſt, dafs nunmehr ein bedeutender Zweck, warum hier Unterſchiebungen geſchehen ſeyn können, erſichtlich zu werden anfange. Die hier bekanntgemachten normänniſchen Verfügungen nämlich gaben der Krone manche bis dahin ſtreitige Vortheile gegen den dortigen Adel. Grade von dieſer Seite entdeckte ſich denn aber auch, ſo bald die Sache politiſche Wichtigkeit bekam, die Betrügerey, deren Entlarvung ohne dieſes Betreiben, ſonſt wenigſtens, um einige getäuſchte Perſonen nicht bloſszuſtellen, wahrſcheinlich verheimlicht worden ſeyn würde. Da der königl. Sachwalter, Donato Tomaſi, in ſeiner Abhandlung *della Nullità delle alienazioni de Beni delle Chieſe etc. Palermo* 1791. die Pſeudonormänniſchen Statuten benutzte, ſo wurde ſchon 1794 der König vom Adelſtand gebeten, den Codex in den Gerichtshöfen, ſo lange ſeine Aechtheit nicht näher geprüft ſey, nicht als gültig gebrauchen zu laſſen. Man ahnete Erdichtungen, deren Beförderer der damalige Staatsſecretär, *Don Ciccio Carelli*, ſeyn ſollte. Während der zweyte Tom gedruckt ward, entdeckte *Hager* unter mancherley Hinderniſſen den Betrug durch viele hier detaillirte, entſcheidende Spuren an Ort und Stelle. Die wichtigſten Documente darüber ſind hier zum Theil aus der Schrift: *Nachricht von einer merkwürdigen literariſchen Betrügerey* (entdeckt) auf einer Reiſe nach Sicilien 1794 von *Joſeph Hager*, auf d. Hoh. Schule zu Pavia Dr. (Leipzig und Erlangen bey Palm 1799. 88 S. in 4.) zum Theil aus authentiſchen Privatmittheilungen von dem Herausgeber vorgelegt. Gegen das Organ der Betrügerey wurde das Urtheil gefällt: *Vella detrudatur in caſtrum Excellentiae ſuae Beneviſum quindecim annis. Beneficium S. Pancratii, Pergio, aliaque ejus bona fiſco addicantur, deductis alimentis ducatorum 36 annuorum, donec, quantum Regii aeris inſumtum, reſtituatur.*

Dieſe Nachricht kann zugleich für die A. L. Z. als Recenſion der eben genannten Hageriſchen Schrift und ihrer franzöſiſchen Ueberſetzung: *Relation d'une inſigne Impoſture literaire, decouverte dans un Voyage fait en Sicile en* 1794. *Par Mr. le Dr. Hager. Traduit de l'Allemand. (à Erlang.* 1799. *chez J. J. Palm.* 88 S. in 4.) dienen. Schon vor Hn. Hager hatte auch *Deguignes im Journal des Savans* Aug. 1788. ferner der päpſtliche Archiviſt, Martini, und andere ſich, mehr oder minder ſtark, gegen die Aechtheit des *Codice diplom.* erklärt. Vornehmlich trat ein Canonicus *Gregorio*, unter dem erborgten Namen *Louis Veillant* dagegen auf, *in Lettre à Mr. Deguignes.* Malta. (eigentlich Neapel.) Hr. Hager, welcher jetzt zur Ausbreitung der chineſiſchen Literatur zu Paris angeſtellt iſt, vollendete die Entlarvung ſehr befriedigend. Dafs Hr. Hofr. Tychſen zu Roſtock, welcher ſich ſonſt ſo oft gegen das, was gewöhnlich für ächt gehalten wird, erklärt hat, den *Codice diplom.* lange als ächt vertheidigte, iſt bekannt. Was Wunder? *Papſt Pius der VI.* in einem lateiniſchen Schreiben an Vella (*Romae XIII. Kal. Nov MDCCXC. Pontificatus anno XVI. ap. St. Mariam majorem*) bezeugte dem Vf. für den *Cod. diplom.* ſeinen Dank feyerlich und bedauerte ihn ſehr, dafs er über Entzifferung der ſchweren Charaktere ein Auge verloren habe. — — Schade, dafs nicht der Eifer der Sicilianer für ihre vaterländiſche Geſchichte und der verſchwendete Koſtenbetrag auf Bekanntmachung der vielen ächten arabiſchen Münzen und Inſchriften, welche der Beförderer des Vella, Reichsrichter *Airoldi*, und deſſen Widerleger, Canonicus *Gregorio*, u. a. beſitzen, verwendet worden iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur*, v. *J. G. Eichhorn. VII Bd. 4. 5. St. VIII—X. Bd.* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Neunten Bandes, 2. St. S. 221 — 273. *Ueber das Buch Jonas*, von *J. C. C. Nachtigall.* Der Vf. nimmt an, es habe ein altes Gebet von „Jonas, dem „Sohn Amithai (1 B. Kön. 14, 25.) *nachdem ihn (als „Gesandten) Gott aus der Hand des Königs von Assy- „rien gerettet hatte*" existirt, welches jetzt noch, Jon. 2, 3—10. sich finde. An dieses Rettungsgebet habe ein Anderer das 3. und 4 Kapitel, als Apolog wider den Nationalhass und Stolz der Israeliten gegen andere Völker angefügt, und ein wahres Datum von Jonas benutzt, um seiner Lehrerzählung leichtere Aufnahme zu verschaffen. Weil aber in dieser die Worte: Lieber wäre ich nach Tarschisch (Tarteſſus) geflohen! vorkamen, habe ein Dritter die Geschichte einer solchen Flucht und das Seeabentheuer hinzugedichtet, und die 2 vorhandenen Stücke in diese seine Ausschmückung K. 1, 1—16. 2, 2. 11. 3, 1. eingeflochten. — Rec ist sehr dafür, aus dem Inhalt und den kleinen innern Spuren die Entstehungsart altteſtamentlicher Schriften aufzusuchen. *Nur aber müssen dann nicht gerade die Data, auf denen alles folgende ruhen soll, schlechthin fingirt, und dem Texte fremd seyn, wie bey dieser Hypothese!* In dem nach einer grosen Lebensrettung gesungenen Liede Jon. 2, 3—10. ist nicht die geringste Spur, dass der Sänger je durch einen König von Assur, als israelitischer Gesandter an ihn, in Lebensgefahr war. Keine Zeile des Lieds spricht von andern Gefahren, als solchen, die dem Sänger durch tiefe Wasser drohen. Hätte der Anfang des Vs. 7. den Sinn, welchen ihm Hr. N. beylegt: „Herab stürz ich den Bergfels": so wäre dies allerdings eine Spur, dass die übrigen, obgleich gar sehr ausgemalten, Wassergefahren tropisch zu deuten seyen. Aber der Text לקצבי הרים ירדתי sagt nichts anders, als was zum ganzen Apolog, vom Aufenthalt des Jonas im Bauche des Fisches passt, nämlich: „Zu Bergklippen bin ich hinabgekommen", und der Vers setzt in eben diesem Sinne weiter hinzu: „die Erde; wie mit Riegelthoren umschliesst sie mich für immer." Auch können die nächstvorhergehenden Worte סוף חבוש עלראשי auf keinen Fall bedeuten: „Schon wirft über mein Haupt die Schlinge der Tod." Ist doch חבוש ein Passivum, und der *Tod als personificirt* heisst nie סוף *das Ende.* Endlich sagt K. 4, 2. nicht „Lieber wäre ich geflohen nach Tarschisch." Dieser Sinn würde im Texte קדמתי fodern. Man *kann* nicht anders übersetzen, als: Deswegen bin ich *zuvorgekommen zu fliehen*, d. h. deswegen bin ich zuvor geflohen etc. Damit die höhere Kritik nicht in den Verdacht komme, als ob sie alles aus allem mache, muss man wahrhaftig Männer von so vielem Geschmack und Forschungstrieb, wie Hr. *N.* hat, recht sehr bitten, dass sie sich nicht durch eine gewisse Ingeniosität verleiten lassen, völlig willkührlich und ohne Grund Data zu fingiren, auf denen andere Künstlichkeiten der Composition, welche schon an sich im Alterthum kaum zu vermuthen sind, ihre Basis finden sollen. — Ein anderes Datum in dem Rettungsgebet ist dagegen dem Rec. auffallend. Wie konnte ein *israelitischer* Prophet zweymal so angelegentlich „an den Gottgeheiligten Tempel" (Vs. 5. u. 8.) sich erinnern, an dieses Eigenthum *Judäa's?* Folgt hieraus nicht, dass ein Anhänger des Tempels zu Jerusalem, *ein Judäer*, den Namen des *israelitischen* Propheten zu einem an sich lehrreichen Apolog gebraucht habe, in welchem aber der Prophet nichts weniger als eine schöne Rolle zu spielen hatte? Dass dieser Judäer *den israelitischen* (vgl. B. Richt. 5, 7. 6, 17) *Volksdialect* wenigstens in einigen Eigenheiten nachgeahmt habe, besonders im Gebrauch des שׁ, und שׂ, welcher aber eben so wohl im K. 4, 10. (שִׂבֵּן) als im K. 1, 7. 12. vorkommt, wäre immer sehr begreiflich.

Neunten Bandes, 3. St. S. 379—451. giebt Hr. *Nachtigal* eine sehr interessante Abhandlung: *Ueber die Weisenversammlungen der Israeliten.* Er zeigt, dass um die Zeit der Entstehung des Christenthums bey den Synagogen mehrerer Städte ein בית מדרש, ein Versammlungssaal für Rabbinen und Rabbinenschüler, *u. s. w.* von einem gewissen Alter, war, wo man sich, abgesondert vom Volk, über allerley Probleme der Schrift und Religionslehre in Fragen, Antworten, Vorträgen, Gesängen etc. übte; Anstalten, aus denen die Sammlungen der Mischna und Gemara entstanden. Weiter zurück führen die den prophetischen ähnlichere Weisenversammlungen der Essäer, nach Philo, welche mit den christlichen, nach Paulus 1 Kor. 14, 26—33. mit Recht parallelisirt werden. Vgl. συναγωγαι γραμματεων 1 Makk. 7, 12. und wie ein Weiser sich bilden müsse, Sirac. 39. In diesen Weisenversammlungen müssen die Trennungen der Rabbinen in Pharisäer, Sadducäer und Essäer entstanden seyn, wie späterhin die der Hillelianer und Schammäaner. Ueber das Exilium hinauf sam-

melt Hr. N. die Stellen von solchen Weisenversammlungen und ihren Arbeiten bis auf Samuel und bis auf Moses nabäisirende Gehülfen vgl. Exod. 18, 13. 26 mit Num. 11, 24—29. Dass Kohelet und die Proverbien aus solchen Weisenversammlungen abstammen, sagen sie selbst. Der Vf. deutet darauf, dass auch die Jobiade aus den verschiedenen Vorträgen Davids, Assaphs, Nathans, Hemans und Ethans über das Problem: ob Gott jedes Unglück als Belohnung oder Strafe des religiösen Betragens verhänge? entstanden seyn möchte, und diese Personen unter Hiob, Elipha, Bildad, Elihu und Zophar verborgen seyen. Rec. hält da, wo nur historische Hypothesen möglich sind, nichts für gefahrvoller, als das Bestreben, alles aus Einer Ansicht erklären zu wollen. Es ist gewiss vortrefflich, dass die vom Vf. gesammelten und mit Einem Sinn benutzten Data die Culturgeschichte der Hebräer auf mancherley Weise erklärbarer machen, und selbst auf frühe Einrichtungen der Christen, bis auf die Schule des Johannes zu Ephesus hinab, Licht verbreiten. Aber dass auch die Jobiade aus Reden wirklicher Personen gegen einander bestehe, und nicht planmäfsige, freye Lehrdichtung eines Einzigen, der alles auf Einen Zweck hinlenkt, seyn müsse, möchte sich ohne gewaltsame Trennungen und Muthmafsungen schwerlich auch nur scheinbar machen lassen. Auch das in den Prophetenschriften oft angebrachte Wechseln (עבות) z. B. Jes. 14, 4—21. ist viel eher Ausdruck der wechselnden Empfindungen eines einzigen begeisterten Mannes, als etwas durch die unpoetische Wirklichkeit redender und einfallender Personen entstanden. Wie sollten mehrere versammelte extemporisirend so schicklich einander in die Rede fallen, dass am Ende ein geordnetes Ganze, mit steter Richtung aller Theile auf den abgerundeten Schluss hin, hervorgebracht wäre? Den im Anfang gebrauchten rabbinischen Stellen hätte Rec. die genauere Citation und selbst die Angabe der entscheidenden Worte wenigstens so weit beygefügt zu sehen gewünscht, als sie aus den intermediären Sammlungen Lightfoots, Schoettgens, Rhenfords, Meuschens und einigen andern christlichen Rabbinisten geschöpft werden können, an welche man sich wohl, weil man nicht alles selbst thun kann, halten muss. Wie nöthig hier die möglichste Behutsamkeit sey, erfährt man nur allzu oft, wenn man von den secundären Quellen auf die ersten zurückgeht. Ferner möchte Hartwigs Abhandlung über die Prophetenschulen, der auch schon an Johannes Schule zu Ephesus in der Anwendung gedacht hat, eine dankbare Anführung verdient haben. Die vom Vf. am Ende über den Schluss der Proverbiensammlung, die *Worte Agurs*, gemachte Deutungen sind sehr scharfsinnig.

S. 451—481. *Ueber die Erforschung des Innern von Africa.* Eine literarhistorische Uebersicht mehrerer dahin gehöriger neuer Schriften und Notizen. Eben so S. 521—544. *Von der Schifffahrt nach Indien über das arabische Meer.*

Das 4. St. und der Anfang des 5. Stücks enthält die *Uebersicht der biblischen und morgenländischen Literatur von 1787 bis 1797 über das N. Test.* Genaue Recensionen von wichtigeren Schriften, wie Griesbachs neue kritische Ausgabe des N. Test., dessen *Symbolae criticae* p. II. Morus Hermeneutik von Eichstädt, Euthymius Zigab. von Matthäi, und einige wenige andere dieser gehaltreichen Gattung hätten den Lesern einer biblischen Bibliothek sehr erwünscht seyn müssen, da nicht nur die gründliche Beurtheilung solcher Bücher nicht jedermanns Ding ist, sondern selbst zur Benutzung derselben die Fingerzeige des Herausg. vielen sehr vortheilhaft hätten seyn können.

Neunten Bandes, 5. St. S. 829—842. *Prof. Rinks Zusätze, Varianten und Berichtigungen zu Alb. Schultens Historia Joktanidarum*, aus Masudi, von welchem Sch. ein mangelhaftes Mspt. benutzte. — Von Berichtigungen des Schultens. Textes findet sich hier wenig. Die Zusätze sind immer der Aufbewahrung werth gewesen. Hr. R. giebt sie mit allen Unrichtigkeiten des Abschreibers. Möchte er diese doch am Rande berichtigt, und dadurch vielen Lesern eine Mühe erspart haben. Der Vf. beschwert sich zugleich über (eines andern Mitarbeiters) Recension seiner Bearbeitung der Brequignyschen Memoires über Muhammed, in der A. L. Z., zu deren Beleuchtung auch noch zwey Programme des Vfs. gehören, welche Rec. nie gesehen zu haben bedauert.

S. 944—950. *Proben, wie das Buch der Weisheit die alte hebraische Geschichte durch moralische Anwendungen und andere Ausschmückungen umgestaltet.* Z. B. nach der Regel der Wiedervergeltung: *per quod quis peccat, per idem punitur.* XII, 23. 27. wobey Rec. Röm. 1, 22 — 27. zur Vergleichung empfiehlt. — Uebrigens sind schon manche Psalmen gegen die mosaische Geschichte im nämlichen Verhältnifs, wie der Vf. des Buchs der Weish. und durch alle spätere Theile des A. Test. hindurch ist keine Regel nothwendiger, als das ursprügliche Factum von der Ansicht der Ueberlieferer zu unterscheiden, welche jenes überall in ihren Gedankenkreis zu übersetzen eilten.

6. Stück S. 953 — 1054. *Beyträge zur Erläuterung des N. Test.* von *Carl Georg Schuster*, Hospes im Kl. Loccum. Etwas wortreich; im Wesentlichen aber Beweise einer feinen Forschungsgabe. Die *Versuchungsgeschichte*, bemerkt der Vf. ganz richtig, war, man nehme davon an, welche Deutung man will, immer eine sehr zweckmäfsige Erzählung von Jesus gegen falsche Hoffnungen und Wünsche, dass er die Theokratie durch unschickliche und verwerfliche Mittel beschleunigen sollte. —. Bey Jesu Heilungen sollte man sich immer erinnern, dass Heilen durch Heilmittel auch zum Geschäft der *alten Propheten* gehörte. s. die Feige des Jesaias 38, 21. Zum Geschäft der religiösen Personen hatte es Mose gemacht, durch seine den Priestern gegebene Instructionen über Aussatz u. dergl. Uebel. (Auch die

Essäer

Eſſäer übten dergleichen heilbringende Künſte, als eine Art von Religioſen, als Nachahmer der alten Propheten!). Den Zuſammenhang der Rede vom Berge erläutert der Vf. ſehr befriedigend. Daſs aber Moſe einen feyerlichen *Gerichtsſchwur*, und ſogar bloſs einen ſolchen, Levit. 19, 12. im Sinn gehabt habe, iſt unglaublich und durch Michaelis moſaiſches Recht nicht erwieſen. — Mit hellem Blick ſieht Hr. Sch. in dem prophetiſchen ελεου θελω και θυσιαν Matth. 12, 7. ein Licht aus einem dunkeln Ort, welches in die Seele Jeſu gefallen war, und jene Feuerflamme des Geiſtes, womit er die Seinigen übergoſs, mit entzündet hatte, um an die Stelle des bloſsen Cultus die Religion des Herzens zu ſetzen. (Eine ſolche wirkſame Prophetenſtelle war bey Paulus jenes: ὁ δικαιος εκ πιστεως ζησεται, auf welches er deſswegen auch als auf den Centralpunkt ſeiner reinern Glaubenslehre mehrmals, wie Jeſus auf den ſeinigen auch ſchon Matth. 9, 13. hinweiſst!). Hr. S. macht noch die treffliche Anmerkung: So gewiſs Jeſus nicht θυσια, ſondern ελεος zur Hauptſache der Religion machen wollte, und dieſs hell als ſeines Vaters Willen anſah, ſo gewiſs dachte er auch von ſeinem eigenen Tode, weder eigentlich noch in einer Accommodation, als von einem *Opfertode für die Verſöhnung Gottes* (wohl aber als von einer Aufopferung für die gute Sache, wodurch dieſe vielen zu gut komme, und ſie zur wahren Freyheit führe. Jeſu letzter Kampf im Garten der Villa, Getſemane, wird als Stärke des Gefühls nach groſser Anſpannung, nicht als Charakterſchwäche, ſehr gut, pſychologiſch entwickelt. Genug; Hr. S. giebt hier ſehr ſchöne Erſtlinge eines ächten exegetiſchen Geiſtes. Rec. macht noch ausdrücklich auf das, was Hr. Sch. über den Tod Jeſu anmerkt, aufmerkſam.

Zehnter Band, 1. St. S. 1—176. *A. J. Silv. de Sacy Comm. de Verſione Samaritano-arabica Librorum Moſis e duobus Codd. Bibliothecae reipubl. gallicae, olim regiae.* Das Arabiſche, verbreitet durch die mohammedaniſchen Sieger, half unter andern Sprachen kleiner Völkerſchaften auch die Samaritaniſche, in welcher eine eigene Ueberſetzung des Pentateuchs vorhanden war, verdrängen; den Samaritanern wurde eine arabiſche zum Bedürfniſs. (Dieſs Abſterben des alten Volksdialects ſcheint zugleich die Epoche zu ſeyn, in welcher manche alte Denkmale unter ihnen verloren giengen, von denen nur einige Auszüge ins arabiſche übergetragen wurden, ſ. die im neuen Repertorium der bibl. Literatur 1 Th. bekannt gemachte ſamaritaniſche Chronik u. dgl.). Nach der arabiſchen Vorrede des Codex 4. der einen Hdſchr., welche der gelehrte de S. hier lateiniſch liefert, war *Abuſaid*, Abulhoſains Sohn, Abuſaids Enkel ihr Vf. Sein Zweck war, die unter den Samaritanern gangbare, einem Tyrier Abulhaſſan zugeſchriebene arabiſche Verſion, welche er für das Werk eines Juden, des berühmten Saadias Fijumenſis, oder (wie ihn der Samaritaner nennt) Saada Phijumi erkannte, zu verdrängen. Auch Randanmerkungen fügte er bey, ſchrieb ſein Product ſelbſt öfters ab, und machte wahrſcheinlich in ſpätern Copien mancherley Nachbeſſerungen. In der Vorrede der andern Hdſchr. (Codex 2.) ſcheint ſich ein *Abilberecat* Saids Sohn aus Bozra die Vorrede, Verſion und Noten des erſtern anzumaaſsen, in den Worten: *Haec ait ſervus pauper, veniam ſperans a Deo Abilberecât Abn Said Bosrenſis* u. ſ. f. Noch immer aber ſcheint es dem Rec. ungewiſs, ob nicht *Abilberecat* als Genitiv (der Nominativ wäre *Abulb.*) auf das vorhergehende *Deo* zu beziehen, alsdann aber *Abu* ſtatt *Abn* zu leſen und folglich zu überſetzen ſey: *haec ait . . veniam ſperans a Deo, patre benedictionum, Abu Said, Bosr.* ſ. *Paulus Comm. exhibens e Bibliotheca Bodlejana ſpecimina Verſionum Pentateuchi arabicarum, nondum editarum, Specimina* VII. (*Jenae* 1789. 8.) p. 35. Die ganze Vorrede iſt, wenn gleich übrigens Codex 2. nach Hn. de S. der brauchbarere iſt und als Grundlage zur Herausgabe der Verſion empfohlen wird, ſo ungenau geſchrieben, daſs die Verwechslung von *Abn* mit *Abu* nur gar zu leicht wäre. Den arabiſchen Text hat Hr. de Sacy ſchon im III. Bd. dieſer Bibliothek S. 5. ff. mitgetheilt. Aus dieſem ergiebt ſich, daſs im Mſpt. 4. dieſes ſtreitige *Abilberecat* gar nicht ſteht, ſondern bloſs: *Haec ait ſervus indigens miſericordia Dei altiſſimi, Abuſaid, filius Abi'l Hoſain, Fil. Abuſaid.* Um ſo wahrſcheinlicher iſt es alſo, daſs das im Genitiv (Abi, nicht Abu) geſchriebne Abi'lberecât, wie das „*altiſſimi*" vollends als *nomen appellativum* zu *Dei* gehöre. Hr. de Sacy mag hierüber als der beſte Richter den letzten Ausſpruch thun. Er zeigt, daſs die ſamaritaniſch arabiſche Ueberſetzung ſpäter als 942. (das Todesjahr des R. Saadias) und früher als 1227 zu ſetzen ſey, ſpricht über die Varianten der 2 pariſer Hdſchr. gegen die anderswo bekannte (bloſs nach einigen wenigen Stellen) giebt zu, daſs Abuſaid oft den Saadias, zeigt aber, daſs er bisweilen auch die ſamaritaniſche ältere Verſion, welche in der Vorrede des Cod. 2., weil das Samaritaniſche ein aramäiſcher Dialekt war, ſyriſch genannt iſt, benutzt habe. Exod. 4, 24. weicht die ſamaritaniſche Verſion ſowohl als Abuſaid der Ueberſetzung, daſs Gott den Moſe habe *tödten* wollen, als einer Gotteslästerung aus, leitet המיתו von המה ab und ſchafft ſich den Sinn: *Angelus Dei quaerebat eum ad iter accelerandum cogere.* Jene ſetzt מעבמאתה, dieſer أهاجهٔ welches Abuſ. in einer Note ſo rechtfertigt, daſs er in ſolchen Stellen offenbar zur Erklärung der ſamaritaniſchen Verſion ſehr nützlich wird. Exod. 16, 21. erklären beide כורש גר durch *ſemen decorticatum.* Im Ganzen aber ſchöpfte Abuſaid, nach Noten und Text, ſeine Verſion unmittelbar, nur mit Beyhülfe jener beiden Ueberſetzungen, aus dem ſamaritaniſch-hebräiſchen Texte ſelbſt. Vom exegetiſchen Gebrauch ſeiner Arbeit zeugt Geneſ. 49, 22. wo ſie mit dem ſamaritaniſchen Text die Leſeart בני נעירי vorausſetzt, ſtatt עלי aber עלי annimmt: *Mein jüngſter Sohn iſt mir eine Mauer.* Vgl. den arabiſchen Commentar im Eichhorn. Reper-

pertorium XVI. Th. Hr. de S. nimmt auch ſtatt des vorhergehenden עֵלֵי עֵין die Aenderungan עֵלֵי עֵין und überſetzt: *fuit mihi quaſi fons.* Was iſt dem Nomaden mehr als eine Quelle? — Num. 22, 5. überſetzt Abuſ. mit der Alex. dem Chald. und Saadias פתורה الجسر *interpretem.* (Allein Deut. 23, 5. entſcheidet, daſs Petor ein aramäiſcher Ort war!). Wer Abuſaid herausgeben wollte, müſste, wo möglich, mit den beiden Pariſer Mſcpt. die Varianten aus 2. Bodlejaniſchen und dem Barberinus trilinguis, aus welchem Hwiid Proben gab, verbinden. Hr. de S. beſchlieſst ſeine gelehrte Abhandlung mit mehreren Stücken von Abuſaids Verſion und Scholien, wobey er auch die von Hottinger und Blanchini einſt davon bekannt gemachte Fragmente vergleicht. Num. 22. und Geneſ. 49. findet der Liebhaber hier ganz excerpirt. Für *Schiloh* haben auch Cod. 2. und 4. Paris. *Soleiman* (Salomo) als den, durch deſſen Betragen der Uebergang des Reichs von Juda auf Ephraim oder die 10 Stämme veranlaſst war. Die letztere ſind von jener Zeit an, nach der Samaritaner Schriftauslegung die Beſitzer des Scepters. — Nach S. 159. 162. hat Abuſaid auch einen *Ibn Aſad, Karaitarum praeſtantem interpretem* gebraucht. Nach S. 171. wollten die Samaritaner zu Abuſaids Zeiten noch viele (Drachmen) *Dirhems* beſitzen, welche *zu Salomo's Zeit geſchlagen* ſeyen, deren Gewicht 4⅓ jetziger Drachmen gleich ſey. Ein *Schekel des Heiligthums* ſoll 20 Daneks eines Denars gleich ſeyn. Bey Num. 34, 5. wird *der Fluſs Aegyptens* von dem *Fluſs bey Elariſch* erklärt, welcher auf dieſer Seite die Gränze Syriens mache.

(Die Fortſetzung folgt)

OECONOMIE.

Berlin, b. Pauli: *Der Gartenfreund; oder Inbegriff des Weſentlichſten aus allen Theilen der Gartenkunſt in alphabetiſcher Ordnung*, herausgegeben von *G. S. Ideler*, Prediger in der Priegnitz. *Vierter Band.* Von Käſe-Pappel bis Maltheſerkreuz. 1800. 942 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieſer Theil hält in Rückſicht der Brauchbarkeit gleichen Schritt mit den erſteren; hin und wieder leidet er jedoch einer Berichtigung. So wird z. B. gleich anfangs S. 1. vom *Kaſtanienbaum* geſagt: „er „leide nicht von der Winterkälte unſers nördlichen „Klima, wohl aber von den ſpäten Nachtfröſten im „Frühjahr, weil er zeitig ausſchlage." Das verhält ſich gerade umgekehrt. In den vorjährigen kalten Wintern erfroren 100 und 200jährige Kaſtanienbäume (wenige junge litten dabey), aber von den ſpäten Nachtfröſten im Frühjahre können ſie nicht leiden, weil der Kaſtanienbaum erſt lange nach dem Apfelbaum ausſchlägt, und ſeine Blüte erſt um Johannis kommt. — Die Waſſerprobe bey den Samenkaſtanien paſſet hieher nicht; man ſiehet ſogleich, was tauglich iſt: die tauben ſind ganz leer; und vor überjährigen braucht man ſich nicht zu hüten, da ſie ſich kein halbes Jahr halten, ohne auszuwachſen oder zu keimen. Die Aufbewahrung der Kaſtanienfrüchte darf nicht in einer lüftigen Kammer geſchehen, weil ſie nicht nur ſehr bald vertrocknen, ſondern auch im Winter bald erfrieren würden, da ſie wenig Froſt vertragen können; ſie müſſen in Kellern entweder auſser oder beſſer in ihren ſtachlichten grünen Gehäuſen aufbewahrt, die Samenkaſtanien aber können am füglichſten in Töpfe in mäſsig feuchten Sand ſchichtenweis eingelegt und zum Keimen in den Keller geſtellt werden. Im Februar aber ſie in die Erde zu legen, würde zu frühe ſeyn, da ſie leicht erfrieren könnten: im April geſchiehet die Auspflanzung am rathſamſten; 3 — 4 Zoll Zwiſchenraum bey den ausgeſteckten Kaſtanien iſt zu wenig, die Wurzeln wachſen dann zu enge in einander. Uebrigens weiſs man bey den Kaſtanien-Anlagen und Kaſtanien-Wäldern am Rhein nichts davon, daſs man ſogar die Schweine mit Kaſtanien mäſte: man weiſs ſie beſſer zu verſilbern. — Bey der Zwergkirſche mit Weidenblättern, *Ceraſus Canadenſis pumila*, oder *Ragoumnier* und *Nega*, iſt eine Verirrung, da es heiſst: die Früchte ſeyen in der Form den wilden Kaſtanien ähnlich. Es ſind kleine rothe ſauere Weichſeln. — Bisweilen ſtehen auch die Beſchreibungen mancher Pflanzen nicht immer am rechten Ort. Z. B. bey *Lathyrus*, worunter der Vf. richtig 18 Species beſchreibt, verweiſet er bey der 13ten *Lathyrus tuberoſus* auf den zweyten Th. p. 728. unter dem Wort *Erdnuſs*, da doch die Beſchreibung unter *Lathyrus* gehörte, und dort bey Erdnuſs auf *Lathyrus* hätte ſollen gewieſen ſeyn.

Inzwiſchen können dergleichen wenige Fehler die Güte des Werks nicht vermindern, da der Liebhaber der Wörterbücher (wie die Deutſchen vorzüglich ſind), in allen Theilen der Gärtnerey, der Gartenkunſt, der Forſtwiſſenſchaft etc. ſeine Befriedigung findet, indem nicht nur die Pflanzen aller Art ſehr vollſtändig beſchrieben, ſondern auch andere Artikel ſehr belehrend abgehandelt ſind. Man ſchlage z. B. in dieſem Theile das Wort *Laube* nach: ſo findet man zuvörderſt, was des Worts und Urſprung Begriff ſey; was man in den vorigen Zeiten der ſpielenden und tändelnden Gärtnerey daraus gemacht habe; wie ſie dagegen nach der Anleitung der Natur angenehm, gefällig und reizend gemacht werden ſollen, ſowohl in kleinen Gärten als bey groſsen Anlagen; was für Sträucher, Pflanzen, Blumen etc. man dazu wählen könne, wobey denn angeführt werden *a)* allerley bloſs zum Schatten dienende wilde Holzgattungen, theils nur im Sommer grüne theils im Sommer- und Winter grüne etc. *b)* Die paſſenden Blumen- und Rankengewächſe: *c)* Fruchttragende Sträucher und Bäume etc. — Nur Schade, daſs dieſes gute und beträchtliche Werk auf Papier gedruckt iſt, das in allem Betracht das Auge und Gefühl beleidiget, und ſonſt nur bey den geringſten Kalendern gebraucht wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur*, v. *J. G. Eichhorn. VII. Bd.* 4. 5. St. *VIII—X. Bd.* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zehnten Bandes, 2. St. S. 189—242. Hr. Archidiakonus, *J. M. H. Harras*, zu Uelzen trägt, etwas weitschweifig, die Hypothese vor, dafs *das Feyerliche des Einzugs zu Jerusalem* von Jesus beabsichtigt und veranstaltet worden sey, damit das von seinen Feinden gegen ihn beschlossene Todesurtheil nicht etwa heimlich ausgeführt, und folglich der mannichfache Eindruck, welchen seine Hinrichtung machen müfste, verloren werden möchte. Ohne diese Publicität wäre der an ihm verübte Justizmord nicht als Folge von der Trägheit der ganzen Nation aufgefallen, das Vorurtheil von einem irrdisch messianischen Reich (der Gewalt) wäre nicht so sinnlich und öffentlich widerlegt worden; leichter wäre es gewesen, sein Betragen in den letzten Stunden zu verkennen oder zu verunstalten, und das wahre Urtheil darüber der Nachwelt zu entziehen. Rec. sieht ein, dafs das meiste angegebene zu den Folgen von dem öffentlichen Betragen Jesu in seinen letzten Tagen gehört; leicht aber möchte diesem auch hierin, wie in vielen Theilen seiner Geschichte, allzu viel beabsichtigtes und planmäfsiges zugeschrieben werden.

S. 284—378. und im 3. St. S. 548—554. *Erläuterung der ägyptischen Götterlehre durch die griechische in besonderer Rücksicht auf den Ursprung der Mosaischen Kosmogenie und des Mosaischen Gottes.* Von *Karl Fr. Dornedden.* Der Vf. des Phamenophis entdeckt hier ganz sonderbare Dinge, dafs nämlich in jener Reise des Zeus und der Götter zum Ωκεανος (Iliad. I.) der letztere den bürgerlichen Tag, diesen Zirkelfluss der Zeit, Ζευς aber das Jahr, und zwar (nach einer allegorischen Erklärung der 7. Heerden von Rindern und Schafen, welche auf der Insel Trinakia dem Sonnengott heilig waren, und nach wunderfamer Vermischung dieses Mythos mit einem Lästrygonischen) ein Jahr von 354 Tagen, die 12 Tage des Aufsenbleibens der Götter aber gewisse hinzugefügte festliche *dies intercalares* bedeuten; dafs folglich die griechische und eben deswegen die ägyptische Götterlehre eine geheime Darstellung des aus Tagen und Monden werdenden Jahrs sey; endlich dafs Mose daher die sechs Schöpfungstage, und selbst seinen „Gott Himmels und der Erde" genommen habe. Von dieser seiner „genuinen Erklärung" homerischer Stellen, glaubt der Vf. nach S. 356. dafs sie vielleicht schon Jahrhunderte vor Homer unverständlich war, dieser Dichter selbst dazu den Schlüssel nicht haben mochte, und (S. 347.) daher selbst bisweilen etwas ihr entgegenstehendes dichtete. Rec. will nur die Willkürlichkeiten bemerken, durch welche Hr. D. aus den *zwey* Hüterinnen der trinakischen 350 Rinder oder — Taglängen, und 350 Schafe oder — Nachtlängen *vier* Tage herausbringt, um das altgriechische Jahr von 354 Tagen zu haben; durch welche er ferner die *zwölf* Zusatztage in zwey Perioden theilt, so dafs jedes Jahr nur *sechs* davon erhalten haben solle, wovon kein Wink bey Homer vorkommt. Die Priester zu Phylä mögen ihr Jahr dadurch gezählt und gleichsam geheiligt haben, dafs sie von 360 aufgestellten Gefäfsen mit Anbeginn jedes natürlichen Tages ein neues füllten. Aber dafs der Trinakier eine seiner entweder den natürlichen Tag oder die Nacht vorstellenden zwey Heerden jedesmal mit dem Anfang eines solchen natürlichen Wechsels *so oft* auf die Weide hinausgetrieben habe, bis die Zahl des Austreibens der Zahl des Tags oder der Nacht, die nun angebrochen waren, gleich kam, dieses wäre die überflüssigste Mühe und wahrhaftig auch die fehlbarste Art zu zählen gewesen. Man denke eine Herde, die in einer Nacht 349 bis 350mal ausgetrieben werden solle, blofs um zu bezeichnen, dafs man nun die 349ste oder 350ste Nacht habe. Die ägyptischen drey Götterordnungen sollen die Woche, die Monate und das Jahr ursprünglich bezeichnet haben. Zu den Monaten taugt die Zwölfzahl der zweyten Classe. Aber in die erste Classe setzt Herodot *acht* Götter. Unser Vf. hilft sich schnell. Pan oder Mendes bezeichne die Woche überhaupt; die 7. übrigen alsdann die Wochentage. Wo wäre dann der 13te in der zweyten Ordnung, welcher nach der Analogie den Monat überhaupt bezeichnen müfste? Zur Erklärung des Mose trägt das Ganze, auch wenn viel mehr Wahrscheinlichkeit darin wäre, so wenig bey, dafs wir uns über die Aufnahme dieser Abhandlung in die Bibliothek der *biblischen* Literatur wundern. Der feine, historische Sinn des Herausgebers kann unmöglich an diesen Künsteleyen etwas zu billigen gefunden haben. Eine sehr kurze Fortsetzung zeigt sich im 3ten Stück. S. 548—554.

Zehnten Bandes, 3. St. S. 379—425. *Ueber Habakuks Zeitalter und Schriften.* Von *Friedrich.* Nicht nur Hab. 2, 14. ist mit Jes. 11, 9. sehr ähnlich (denn diese Stelle hält der Vf., nicht unwahrscheinlich, für eine alte prophetische Gnome) sondern auch in dem Spott-

Spottgedichten auf Babels Zerſtörung findet er zwiſchen Hab. 2, 17. und Jeſ. 14, 8. Hab. 2, 9. und Jeſ. 14, 13., Hab. 2, 13. und Jeſ. 14, 20. groſse Gleichheit. Der dem Jeſaias 13, 1—14, 27. beygelegte Sarkasm auf Babylons Untergang durch Meder und Perſer muſs, vermöge ſeiner anſchaulich malenden Umſtändlichkeit, *nach* der Geſchichte ſelbſt verfaſst ſeyn. Auch fallen zwiſchen Hab. 2, 13. und Jerem. 51, 58. und überhaupt zwiſchen Hab. 2. und Jerem. 51. viele nicht zufällige Parallelen auf. S. Hab. 2, 9. 10. und Jer. 51, 25. 26. Hab. 2, 18. 19. und Jer. 51, 17. 50, 2. Habacuc aber iſt in dem, was er von der Chaldäer Sturz ſagt, viel unbeſtimmter; folglich früher. Endlich beſtimmt der Vf., daſs Hab. 3, 7. auf die Niederlage der Moabiter und ihrer Alliirten, von welcher 2. B. Kön. 24, 2. 2. Chron. 36, 9. 10. als einer Kriegsthat Jojakims reden, und Zephaniah 2, 8—12. das Siegreiche beſchreibe, als von einer Begebenheit ſeines Zeitalters rede. Die Uebereinſtimmung zwiſchen Habacuc und Zephaniah findet auch Rec. Sie iſt aber auch ſchon von andern nachgewieſen worden. Allein 2. B. Kön. 24, 2. kann nur von Feinden, welche *gegen* Jojakim glücklich waren, verſtanden werden. Die ganze Abhandlung ruht alſo auf einem ſehr unſichern Grunde.

S. 425—458. *Ueber den Stammvater, das Vaterland und die älteſte Geſchichte der Chaldaer.* Von *Ebendemſelben.* Daſs die Chaldäer urſprünglich Bewohner der gorduchiſchen Gebirge, daſs ſie aber nicht Kephenier (κηφηνες) geweſen ſeyen, daſs כָּשַׂר *nomadiſiren* bedeute, und daher der Name Chasdim entſtanden ſey, daſs alle Chaldäer von Cheſed, Nahors fünftem Sohn abſtammen, dieſs und mehreres ähnliche hat der Vf. mehr geſagt, als dargethan. Wie könnte Abrahams Stammort *ſchon Ur Chasdim* genannt worden ſeyn? Denn daſs die Bezeichnung Chasdim erſt ſpäter vom Sammler der Geneſis hinzugefügt worden ſey, iſt ſchwer zu glauben, weil vor neuen Namen gewöhnlich eine Anzeige ihrer Neuheit ſteht. Warum ſollte nicht der Name Arph Chasd (Arphachſad) ſchon Chaldäer enthalten, wie Schlözer ſcharfſichtig vermuthete? — Von Aſſarhaddon werden die Chasdim zum Schutz gegen die Meder und zur Eroberung Babels gebraucht. Dafür erhalten ſie Weideplätze am Euphrat und hier fängt auch die Bekanntſchaft judäiſcher Propheten mit dem Namen dieſes Volks an. Jeſ. 23, 13. 22, 6. Hiob 1. — Und bald nach dieſer Zeit ſcheint ſie, nach des Rec. Meynung, Habacuc zu kennen, ehe ſie Babylonien beherrſchten.

S. 458—467. Wird eine Erzählung aus den *Mémoires ſur l'Egypte dans les années VI. et VII.* daſs ein eingefangener Aegyptier, um zu beweiſen, er ſey kein Mamluke, *„leva ſa chemiſe bleue et prenant ſon phallus à poignée reſta un moment dans l'attitude théatrale d'un Dieu jurant par le Styx“* — angewendet, um den Eyd des Hausverwalters Abrahams Geneſ. 24, 2. als alte orientaliſche Volksſitte mit einem lange vermiſsten Beyſpiel zu belegen. — Allein, genauer betrachtet, gehört dieſs alles unter die Beyſpiele, wie unglücklich oft die Reiſenden, welche die Sprache der fremden Nation nicht verſtehen, die Gebärden derſelben deuten. Der arme eingefangene Copte wollte den Franzoſen zeigen, daſs er nicht zu den Beſchnittenen gehöre, und nicht in den Verdacht kommen könne, ein Freund der Mamluken, der Unterdrücker ſeiner Nation zu ſeyn. Vgl. Sonnini Reiſe II. Th. S. 179. Dieſe Bemerkung fiel dem Rec. ſogleich beym erſten Leſen auf, um ſo mehr, weil Abrahams Knecht, ſchwörend, nicht die Hand unter ſeine eigene Hüfte, ſondern unter die Hüfte Abrahams legen muſste. Vgl. Geneſ. 47, 29. Hr. de Sacy hat indeſs im Magazin Encyclop. An VI. T. I. p. 58—71. ausführlich gezeigt, daſs dieſe Beobachtung St. Juliens von Degerando in ſeinen *Conſiderations ſur les divers methodes à ſuivre dans l'obſervations des peuples ſauvages* unter die warnenden Beyſpiele, wie man *nicht* beobachten müſſe, gezählt werden ſollte. S. Allg. geogr. Ephemeriden. Dec. 1800. S. 549.

S. 516—526. *Bearbeitung des bibliſchen und orientaliſchen Fachs im letzten Decennium in Schweden.* Das Eigene von Dr. *Joh. Ad. Tingſtadius* Ueberſetzung der Proverbien, Pſalmen, der Hohenlieds und anderer Stücke des A. T. wodurch eine verbeſſerte Kirchenverſion in Schweden vorbereitet werden ſoll, verdiente ſehr, ins Deutſche übergetragen zu werden. Ihr Vf. beweiſt ſeinen Geſchmack und viele Kenntniſſe. Auch von Oedmann wären die neueren Schriften einer Bekanntmachung in Deutſchland werth.

Das 4. St. liefert, von dem Herausgeber ſelbſt, eine „*Ueberſetzung des Hiobs*, als Probe, wie er die „poetiſchen Theile des alten Teſtaments im Deut„ſchen darzuſtellen im Stande wäre.“ Der Vf. recenſirt ſich ſelbſt ſehr richtig. „Der allgemeinen Pflicht eines jeden Ueberſetzers eingedenk, habe ich geſucht, mein Original, ſo wie ich es verſtand, treu nachzubilden, und es ganz, wie es iſt, in ſeinen Vorzügen und Mängeln darzuſtellen. Mit Wiſſen habe ich mir nie eine Verſchönerung erlaubt. Ich habe vielmehr jedes ausgeſuchte Wort und jede poetiſche Wendung, wozu ich keinen Grund im Original fand, vermieden. Ich bin ſo genau bey den Worten geblieben, daſs ich häufig, wenn es irgend der Genius der deutſchen Sprache erlaubte, ihre Stellung beybehielt. Dieſer Vorſicht und Bedächtigkeit ungeachtet wird es nicht an Stellen fehlen, wo die Copie hinter dem Original zurückgeblieben iſt.“ Sollte auch die Beſcheidenheit der letzten Zeile nicht ganz vom unpartheyiſchen Beurtheiler verneint werden können, da auch der trefflichſte Ueberſetzer keine Sprache hat, durch welche er alle Nebenbeziehungen des Originals andeuten kann: ſo fällt ſchon aus den Grundzügen, wie ſich der Vf. ſeine Aufgabe gedacht hat, in die Augen, daſs auch ihm die aufgeblaſene, durch pomphafte Ausdrücke und ungeſtaltete Wortſtellungen zur Carricatur verzerrte Manier mancher neuen Ueberſetzungen, unter denen beſonders die poetiſchen und prophetiſchen Schriften

ten des A. Ts. seit Jahren vieles erleiden mufsten, äufserst mifsfalle. Hoffentlich wird seine geschmackvolle Probe auch als Beyspiel viel wirken, damit nicht die Mode von Uebersetzungen, die man nicht ohne das Original verstehen kann, und die den ungelehrten Leser, statt des Totaleindrucks kunstloser Naturtöne, geschraubte, bombastische, in ein monotonisches Sylbenmaafs gepresste Urschriften vermuthen lassen müssen, immer mehr auch in das Fach der biblischen Literatur eindringe. Auch den wahren Mittelweg zwischen Vermeidung der im Deutschen überflüfsigen und mifsfalligen, (nämlich der an sich blofs polylogischen) Hebraismen, und zwischen Verwerfung der charakteristischen, die Farbe des Originals erhaltenden hebräischen Eigenheiten zeigt diese Uebersetzung sehr gut. Ueber das Einzelne will Rec. nur einige Bemerkungen anhängen, nicht um zu zeigen, dafs hier und da auch anders übersetzt werden könnte (denn darüber kann zwischen Sachkundigen keine Frage seyn,) sondern um Data, wo nach Gründen eine andere Uebersetzung nothwendig scheint, der Beurtheilung der Leser und des Vfs. selbst vorzulegen. K. 1, 6. und sonst wird *Satan* der *Weltkundschafter* übersetzt. Zwischen שׂטן Vs. 7. und שָׂטָן ist ohne Zweifel ein Wortspiel. Dennoch kann das letztere mit *s* geschriebene Wort nicht von jenem Wurzelwort, welches *sch* zum ersten Buchstaben hat, abgeleitet werden. Schwerlich kann הַשָּׂטָן etwas anders bezeichnen, als dafs einer jener Söhne Elohim unter den andern, nach seiner Denkart, den Beynamen *der Hasser* gehabt habe. Freylich nicht als ein vom Vater der Elohim abgefallener, rebellischer Geist; aber doch als *der Momus des Nomadenhimmels*, der, vermöge seiner vielen Beobachtungen über menschliche Scheinreligiosität, *ein Menschenfeind, ein Timon* geworden ist. — Die Verwünschung des Geburtstags K. 3. wird unrichtig gefafst, wenn sie auf das Zukünftige bezogen wird. Ob der nämliche Tag in folgenden Jahren wieder komme, ist dem Unglücklichsten gleichgültig. Aber dafs er selbst nicht geboren worden wäre, dafs sein Geburtstag einst nicht in der Tage Reihe erschienen wäre, dieser Optativus über das Vergangene liegt in der ganzen Stelle. Vgl. Vs. 11. 12. Sogleich der Anfang kann nicht übersetzt werden: vertilget sey der Tag, da ich geboren bin! Denn אִבַּד ist Futurum; und es ist eine willkürliche dem Sprachgebrauch und der Sprachphilosophie nicht angemessene Behauptung hebräischer Grammatiker, dafs irgend einmal das Futurum für ein simples Präteritum stehe. Die *Forma Futuri* geht immer auf die Zukunft, entweder auf die unbedingte direct, oder indirect auf die bedingte, welche der Grieche durch Subjunctive, Optative und Imperative genauer zu bezeichnen wufste. Der Sinn ist: „Dafs doch verloren gewesen wäre der Tag, an dem „ich geboren werden sollte! Auch die Nacht, wel„che sagte: erzeugt ist ein Knabe! Jener Tag — wä„re er Finsternifs geblieben; hätte Gott von oben „ihm nicht nachgefragt; hätte ihn das Licht nie be„schienen!“ u. s. w Auch der 16. Vs. ist aufs neue ein Wunsch: „Oder wär' ich doch, wie eine Fehl„geburt die man versteckt, nie gewesen!“ Der Vf. hängt diesen Vs. mit Vs. 15. zusammen: „Gleich ei„ner unbemerkten Fehlgeburt wär' ich wie nie ge„wesen.“ Genau genommen bezieht sich das *oder* (אוֹ) auf den vorher ausgesprochenen Wunsch: Wär' ich doch sogleich nach der Geburt gestorben! *Oder*, fahrt Vs. 16. fort, gar noch früher. — Die nämliche Bemerkung wegen der *Forma Futuri* mufs Rec. sogleich auch auf K. 4, 12—16. anwenden. Eliphas giebt nicht vor (denn für ein blofses Vorgeben würde es ihm und dem Dichter doch jedermann anrechnen, dafs er gerade einen so passenden Traum schon gehabt haben sollte) dafs ihm ein Geist im Schlaf etwas auf Hiobs Schicksal anwendbares schon zugeflüstert habe. Vielmehr bezeugt er seine Besorgnifs, dafs, wenn er mit Hiob anders spräche, und Gott eine Schuld beyzumessen wagte, wohl gar eine schauerliche Erscheinung des Nachts sich ihm nähern, und ihm zu seinem grofsen Schrecken zurufen möchte: „Kann ein Mensch recht haben gegen Gott? Kann jemand reiner seyn als jener, sein Bildner?“ Rec. kann daher nicht übersetzen 2, 12. „Ein Geisterspruch stahl sich mir zu, mein Ohr vernahm den leisen Laut davon“ etc. Vielmehr ist der Sinn: Auch ich könnte strafbar werden etc. oder wörtlich: „Auch „könnte zu mir sich verstohlen ein Geisterwort nä„hern, dafs mein Ohr einen eilenden Laut davon „fasste, im Taumel über nächtliche Gesichte, wenn „tieferer Schlaf über Menschen fällt. (Schon trifft „mich Furcht und Zittern, und macht mir alle Glie„der bebend — *horresco referens*). Ein kalter Hauch „würde mir über das Gesicht gehen, und jedes Haar „am Leib erstarren. Da würde stehen ein Unerkenn„barer; eine Gestalt vor meinen Augen seyn. Still „wär' es und ich würde eine Stimme hören: Kann „ein Mensch Recht haben gegen Gott?“ u. s. f. So können tausend Stellen, besonders in den Propheten, nur alsdann ihren genau richtigen Sinn erhalten, wenn man an der aus der Sprachphilosophie folgenden Regel festbleibt, dafs keine Nation, am aller wenigsten eine, die so wenige *tempora* hat, zwey verschiedene Formen annehmen, und doch in der Bedeutung sie wieder völlig vertauschen, und als gleichgültig gebrauchen sollte. Das Gegenwärtige, das Vergangene, und das Zukünftige, oder gleich der Zukunft, unbestimmt schwankende Bedingte ist im menschlichen Gemüth viel zu sehr verschieden, als dafs nicht verschiedene Zeichen dafür entstehen, und dann diese in ihrer verschiedenen Bedeutsamkeit festgehalten werden müfsten. Es ist immer noch Kindheit genug in der hebräischen Sprache, dafs die Hebräer nicht bis zum vollen Unterscheiden des Zukünftigen von dem der Zukunft ähnlichen, bedingten, das wir durch *mögen, können, sollen, wollen, pflegen*, ausdrücken, in ihren Zeichen fortschritten. So gewifs eine Uebersetzung, wie diese Eichhornische, vor vielen andern eine ächte Grundlage zu einer richtigen und doch allgemein verständlichen Bibelübersetzung werden kann, und so lebhaft deswegen

wegen Rec. den Vf. zu ähnlicher Bearbeitung mehrerer poetiſchen Werke des hebräiſchen Alterthums auffodern möchte, eben ſo unentbehrlich ſcheinen ihm für dieſen Zweck, da in Sachen der Philologie nichts wahres kleinlich iſt, die äuſserſten Foderungen der Pünktlichkeit nach der Sprachlehre und ſtreng berichtigter Wortforſchung. Selbſt ein groſser Scharfſinn, wie ihn der Vf. beſitzt und anwendet, um den Gedankengang zu beſtimmen, kann dieſen nicht immer richtig ahnen, wenn nicht jenen beiden eigenſinnigen Gebieterinnen aller Interpretation geduldig Folge geleiſtet wird. Um nicht weitläuftig zu ſeyn, berührt Rec. nur noch den Schluſs des 4. Kap. Hr. *E.* überſetzt:

18. „Selbſt ſeinen Dienern traut er nicht,
„Und an ſeinen Boten findet er noch Mängel.“

19. „Sonſt würden, die in Leimen Hütten
„Auf Staub gebauet, wohnen,
„Noch ſchneller als die Motte ſterben.“

20. „Vom Morgen bis zum Abend würden ſie geſchlagen
„Von allem Schutz entblöſst, giengen ſie zu Grund.“

21. „Ihr innerer Lebensfaden würde abgeriſſen,
„Sie ſtürben hin, nicht nach der Weisheit Schluſs.“

War denn aber wirklich in der alten Welt eine ſo ſchlimme Idee von den Schutzgeiſtern einzelner Menſchen und ganzer Reiche, daſs man fürchtete, ſie würden die Menſchen, ſchneller als die Motte, ſterben laſſen, wenn ihnen Gott ſo viel anvertraute? Glaubte man nicht, ſo bald man an ſie glaubte, daſs ſie recht eifrig für ihre Pflegebefohlenen ſorgten? Und, wenn wir noch genauer gehen, zeigt ſich wohl im hebräiſchen Alterthum der Glaube an Schutzengel einzelner Menſchen? In den ſpätern Schriften, wie Daniel, giebt es nur erſt einen Glauben an Schutzgeiſter ganzer Reiche! Endlich; hätte Gott auch die einzelnen gewiſſen Schutzgeiſtern übergeben, ſo wären dieſe doch nie, nach der alten Denkart, ohne ſeine Aufſicht geweſen, die Menſchen alſo nie „von allem Schutz entblöſst.“ Dieſe Gedanken führen darauf hin, zu fragen, ob denn der Text ſage, was nach den alten Begriffen nicht zu erwarten iſt. Rec. verſucht die Reihe der Gedanken, welche Eliphas etwa von einer ſchauerlichen Erſcheinung hören zu müſſen befürchtet, auf folgende Art bis an ihren Schluſs zu führen. Der Geiſt könnte, ſagt Eliphas, fortfahren:

18. „Bedenk'! An ſeinen Dienern ſollt' Er (Gott) unwahr handeln?
„An ſeinen Geſchäftsträgern ſich ſelbſt verfehlen?“ —

19. „Als Bewohner bloſs leimerner Hütten,
„Die auf Staub ſich gründen,
„Müſſen ſie ſelbſt, ehe eine Seuche kommt, dieſelbe aufreiben.“

20. „Vom Morgen an bis zum Abend werden ſie zerſtoſsen,
„Und gehen zu Grund, weil er ſie nicht für die Dauer beſtimmt hat.“

21. „Nicht wahr? Der Menſchen Kraft verzehrt ſich.
„Durch ſich ſelbſt müſſen ſie ſterben, ohne beſondere Abſicht.“

Eliphas denkt in ſeiner erſten Troſtrede an die erſte Urſache der körperlichen Leiden und des Sterbens auch der beſten Menſchen. „Gott, ſagt der Geiſt, dem Eliphas ſeine Gedanken in den Sinn legt, thut ihnen kein Unrecht. Der Menſch kann nichts anders erwarten. Sein Körper iſt aus Erde, ſeine Knochen ſind aus Staub zuſammengeſetzt. Dieſes ſchwache Gebäude wird immer den ganzen langen Tag über erſchüttert. Keine beſondere Abſicht Gottes, bloſs ſeine vergängliche Natur iſt es, daſs es zu Grunde geht.“ Dieſer Sinn iſt an ſich der natürlichſte, und eben er iſt den Textesworten durchaus gemäſs. Hiob iſt einer der Verehrer (עברים) ja der Sprecher Gottes ſ. Vs. 3. 4. An ihm handelt Gott gewiſs treu und richtig. Aber — auch ſie „ſind Erde und zur Erde müſſen ſie werden!“ ידכאים ſie ſelbſt können nicht anders, als dieſelbe ihre leimerne Hütten zum Umſturz bringen. *Leimerne* Hütten erinnern nicht an *Motten*. עָשַׁשׁ iſt *contabuit*. Pſ. 6, 8. 31, 10. 11. יכתה *ſc.* יֶתֶר - בֶּתִּי חֹמֶר iſt hier, wie Geneſ. 49, 3. Jeſ. 56, 12. zu deuten. Der *Lebensfaden* iſt unſers Wiſſens kein Bild der hebräiſchen Dichtungen, noch weniger ein „*innerer* Lebensfaden.“ — — Könnten gleich, wenn es der Raum geſtattete, dieſe Bemerkungen durch die ganze Ueberſetzung fortgeſetzt werden, ſo erklärt doch Rec. gerne noch einmal ſeine Ueberzeugung von den Vorzügen derſelben, und wünſchte, daſs dieſer Probe bald mehrere andere, gewiſs nicht minder ſchätzbare, nachfolgen mögen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

* * *

Wien, b. Schalbacher: *Der Chriſt in Gebet und Betrachtungen zu allen Zeiten und in allen Fällen des menſchlichen Lebens.* Nebſt den bey dem öffentlichen Gottesdienſte gebräuchlichen Gebeten und Geſängen. Dritte Aufl. 1802. 174 S. 8. (10 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Allgemeine Bibl. der bibl. Literatur*, von *J. G. Eichhorn. VII. Bd. 4. 5. St. VIII—X Bd.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

Zehnten Bandes, 5 St. S. 759—844. *Fortgesetzte Beyträge zur Erläuter. des N. Tests.*, von *Karl Ge. Schuster.* Eben so sehr der Auszeichnung werth, als die oben schon erwähnten. Sie betreffen das Evangelium des Johannes. Der Vf. hat recht, dass man nicht, wie in den Memorabilien St. 8, S. 172. geschah, Joh. 1, 39. 15. übersetzen darf: Er war mir stets vor Augen. εμπροσθεν und לפני bedeutet im hebr. und der Alex. immer *vornen*, entweder nach dem Raum oder nach der Zeit. Joh. der Täufer hatte sonst einmal den räthselhaften Ausdruck gebraucht: Ein gewisser *nach* mir kommender ist *vor* mir gewesen. Diesen Ausdruck, sagt er jetzt, beziehe Er auf Jesus. Der Nachsatz ὁτι πρωτος μου ην gehört nicht mehr zu dem, was Joh. vorher gesagt hatte; er kommt jetzt erst als Aetiologie hinzu. Was ich einst sagte: Ein nach mir kommender ist vor mir gewesen! gilt von diesem Jesus, weil Er *früher war* als ich. Einen Ankündiger des Messias nämlich kann es nur geben, wenn schon bestimmt ist, dass es einen Messias geben solle. So ist der nach dem Ankündiger kommende doch in der Bestimmung selbst der frühere. Uebrigens wollte Joh. ein Paradoxon sagen, nicht ein Dogma. — Ausser mehreren scharfsinnigen Erklärungen einzelner Schwierigkeiten giebt der Vf. eine psychologische *Charakteristik des Pilatus.*

S. 846—878. *Pfannkuche über die Gebetsformel der Messiasschüler, Matth.* 6, 9—13. *Luk.* 11, 2—4. Der Vf. sucht vornehmlich die vierte Bitte durch eine allegorische Deutung in Vergleichung mit Matth. 8, 11. Luk. 14, 15. Joh. 6, 34. aufzuklären, ist aber dabey genöthigt, σημερον für einen Uebersetzungsfehler zu halten und היום zu erklären: *an jenem Tag.* Durch Vergleichung einiger passenden rabbin. Stellen macht er andere Theile der Gebetsformel beziehungsvoller.

S. 879—888. *Ueber die Johannisjünger*, von *Lindemann*, Superintendent zu Danneberg. Auch dieser Gelehrte findet im N. T. keine Data, dass Jünger des Täufers diesen selbst für den Messias gehalten haben, folglich keinen Grund, zu behaupten, der Evangelist beweise Jesu Messiasschaft *gegen* Johannisjünger. Dennoch, da es Johannisjünger gab, die von Jesus als Messias noch nichts wussten oder ihn dafür noch nicht anerkannten (Apg. 19.) so führte der Evangelist wohl auch *für* Johannisjünger dieser Art die Aussprüche ihres hochverehrten Lehrers über Jesu Messiasschaft an, um sie, wie am angeführten Ort Paulus, nicht polemisch, aber thetisch zu Jesus als Christus zu führen. Uebrigens zeigen die Stellen Joh. 1. 8. Luc. 3, 15 allerdings, dass es dem Täufer möglich gewesen wäre, sich für den Messias auszugeben. Manche hätten es leicht geglaubt. — Der denkende Vf. findet im Prologus des Joh. Evang. „eher jüdische Gelehrsamkeit auf Christus angewen„det, als Widerlegung der Johannesjünger oder der „gnostischen Philosophie. Erst durch Johannis Worte „veranlasst, liess sich vermuthlich die letztere zu „Träumereyen von Aeonen verleiten." Dies ist mit kurzen Worten der wahre Schlüssel der schweren Stelle.

Um die Bibliothek mit dem Jahrhundert zu schliessen, folgt in diesem und dem folgenden Stück die *Uebersicht der bibl. und morgenl. Literatur von* 1798—1800.

Zehnten Bandes, 6 St. S. 955—984. *Bemerkungen über den Prediger Salomo*, von *B. H. Bergt*, Pastor zu Mittelnkirchen im Alten Lande, Vf. der Schrift: der Prediger Salomo, deutsch bearbeitet für nichtkatholische Bibelleser, Hamb. 1799. Er leitet, weil im Koheleth von Gott der Name Jehovah gebraucht wird, dies Buch aus einem Zeitalter ab, in welchem man aus 3 B. Mos. 24, 16 schon geschlossen habe, dass man den Namen Iehova *nicht aussprechen* solle. [War denn aber auch für geboten gehalten, dass man ihn nicht schreiben solle? Koheleth setzt ja auch nicht אדוני dafür! Als philosophirende Volksschrift schreibt es immer Elohim, den *allgemeineren* Namen der Gottheit.] Der Vf. folgert aus dem angezeigten sehr unsichern Datum, Koheleth sey jünger als selbst Esra und Nehemiah. Mit Sophisten sey der Orient durch Alexanders Kriegszüge erst bekannt geworden und *Koheleth* oder *Redner* bedeute *eine Art morgenländischer Sophisten*, in Judäa entstanden durch Nachahmung der Griechischen, welche besonders über die göttliche Weltregierung gerne dreist und leichtsinnig absprachen. Ueber ihrer Schriften Vervielfältigung klage der Schluss des Koheleth mit Widerwillen. Nach dieser Idee verbessert der Vf. Manches in seiner Uebersetzung. Beyläufig wird bemerkt, dass Koh. 4, 17. *Bet elohim* nicht eine *Synagoge* bedeute und darin hat Hr. B. ohne Zweifel recht. Unser

Begriff von einem Gotteshaus d. i. einer Kirche, wo das Volk Belehrung über göttliche Dinge erhalten soll, ist nicht in die jüdischen Sitten zurück zu tragen.

Den Schluss macht S. 1077-1118 eine *Beantwortung der Frage: Warum die schriftlichen Orakel der hebr. Propheten erst um das Jahr 800 vor Christus anfangen?* 600 volle Jahre, seit Josua, scheinen sich die Propheten blos auf *mündliche* Wirksamkeit eingeschränkt zu haben. Der erste Prophetenausspruch, im B. Richt. 2, 1—3 beyläufig aufbewahrt, ist ungefähr 1426 Jahre früher als Jesus. (Schon von Josua hätte Jos. 6, 26. Vgl. 1 B. Kön. 16, 34 angeführt und nach gleichen Grundsätzen beurtheilt werden können.) Der Vf. sammelt die in den historischen Schriften des A. Ts. zerstreuten Orakel der Propheten und übersetzt sie, mit interessanten Anmerkungen über manche Zeitumstände als Aussprüche, die nur in der Ueberlieferung fortgedauert und daher vom Mund zu Mund aus dem Erfolg sich vervollständigt hätten. Vornehmlich sind die Betrachtungen über Eli's angemasste Hoheprieſterschaft, die daher entstandene für die Ithamariten verderbliche Eifersucht der beiden des Hohenpriesterthums fähigen Pinechasitischen Familien und die spätere Entstehung des Orakels 1 Sam. 2, 77 ff. merkwürdig. Der historische Anfang der Prophetenschulen, in welche auch der Laye kommen konnte 1 Sam. 10, 12. Die nachgetragene Umständlichkeit in Nathans, zuerst gewiss nur unbestimmter, Drohung 2 Sam. 12, 10. 11. 12. Das spätere in der Bestimmung „Josias heisst sein Name" 1 B. K. 13, 2. Die Motive zu Achijahs Orakel für Ierobeam ebend. 11, 29—40. — alles dieſs ist sehr scharfsichtig enträthselt. Mit Achijah kam der Vf. bis gegen 954 vor Christus. Schade, dass nun die Aufgabe, *warum* jetzt erst etwas schriftliches von den Prophetenorakeln beginne, nicht weiter gelöst wird. Die Abhandlung schliesst sich an die eben so anziehende *Darstellung der Prophetensagen aus dem Reiche Israel* an, welche schon im 4 Bd. der Biblioth. geliefert ist. Aber auch dadurch ist jenes Warum? noch nicht beantwortet. Sollten wir hieraus auf den Vorsatz des Herausg. schliefsen dürfen, eine für die Aufbewahrung solcher Aufsätze zweckmäfsige Fortsetzung der Bibliothek zu veranstalten? Ohnehin haben die spätern Bände, durch ihre meistens gehaltreichen Abhandlungen dem Fache der biblischen und morgenländischen Literatur mehr als durch Recensionen genützt. In den früheren waren auch die Recensionen gröfstentheils bedeutender und inhaltsvoller. Rec. begreift sehr wohl, wie man über dem Recensiren eines so grossen und mit mittelmäfsigen Produkten überladenen Fachs allmählig ermüden kann. Der Raum kann alsdann leicht durch diese Anzeigen und Abfertigungen der nächsten Schriften weggenommen seyn, ehe die vollen Beurtheilungen wichtiger und schwieriger Produkte zur Reife kommen. Liegt vielleicht in dieser Abnahme der Luft, sich mit dem Recensiren und Ueberarbeiten der Recensionen zu beschäftigen, ein Grund, weswegen die Bibliothek geschlossen worden ist: so wünscht Rec. dass der Herausg. das Ende des letzten vortreflichen Aufsatzes und viele andere ähnliche Früchte seines genialischen Forschungsgeistes, verbunden mit würdigen Seitenstücken von manchen vorzüglichen Männern, mit denen uns die Bibliothek indefs bekannt gemacht hat, bald in einer andern, an Recensionen nicht gebundenen, Sammlung mitzutheilen fortfahren möge.

OEKONOMIE.

Hof, b. Grau: *Oekonomisch-praktische Bemerkungen über den Ackerbau*, eine Sammlung vieljähriger Erfahrungen über alle Gegenstände desselben, herausgegeben von *Ludwig Christoph von Feilitzsch*, vormals Königl. Preuss. Rittmeister. 1800. 300 S. XVI S. Vorr. 8. (16 gr.)

Was bald in den ersten Jahren der von Schubart veranlafsten ökonomischen Reform praktische Oekonomen so sehnlich wünschten: dass Männer von Erfahrung und Talent, in den durch Lage und Verfahren vor andern sich auszeichnenden Districten unsers Vaterlandes das Eigne ihres Terrains, sammt dessen Bearbeitung und Benutzung, getreulich anzeigen, ihre bisherige Bewirthschaftung rechtfertigen, aber auch deren Gebrechen nicht verhehlen möchten, damit nicht nur dem Unfuge, alles über *einen* Leisten zu spannen, gesteuert, sondern auch die Theorie in den Stand gesetzet werde, ihre Grundsätze für die gesammte deutsche Landwirthschaft, nach dem Bedürfnifs eines in Lage und Bodengüte sich sehr ungleichen Landes, so zu entwerfen, dass der Oekonom am Rhein, eben so, wie der im Schwarzwald und Tyrol, sich belehrt fände: das hat, zum rühmlichsten Beyspiel für ähnlich qualificirte Landwirthe, der Vf. dieser vortreflichen Schrift von Seiten des Bayreuthischen Voigtlandes rühmlich gethan. Mit heller Naturkenntnifs und reifer Erfahrung nach dreyfsigjähriger Praxis, beschreibt der Vf. in einem lichtvollen Vortrage Klima, Kraft und Unvermögen jener grofsen Gegend, deren Verbesserung im Ackerbau, nach Abschnitt I. zwar viele, zum Theil gar nicht, zum Theil nur durch die höhere Polizey allein zu hebende Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen stehen; von welchem aber, nach einem der Natur des Bodens angemessenen Verfahren, (das Abschn. III—X. dargestellt wird) allerdings ein höherer Ertrag sicher zu erwarten wäre. Zu diesem wichtigen Behuf hat der Vf. diese seine Bemerkungen mitgetheilt; und wir wünschen ihm für seine Gegend alle Aufmerksamkeit einverstanden mit den S. XIII. enthaltenen Grundsätzen: „Oekonomische „Belehrungen müssen, wenn sie einen Werth haben „sollen, immer local seyn. So viel es verschiedene „Landesarten und Himmelsstriche giebt, so viel „müssen auch verschiedene Verhaltungsregeln für „die Landwirthschaft Statt finden." Doch auch der gesammten Landwirthschaft sind diese Bemerkungen

ein

ein angenehmes Geschenk. Der gelehrteste Theoretiker wird sie mit wahrem Vergnügen lesen, und sich mehrere Provincialschriften solcher Art wünschen; der praktische Oekonom aber, er sey in einer reichen oder armen Gegend, wird in jedem Abschnitt nützliche Regeln finden. Uebrigens hat der Vf. wirklich alle Gegenstände des Ackerbaues mit Einschluss des Einärntens des Getraides behandelt; nur die Oelsaat mit Raps, Sommer- und Winterrübsamen ist, als unzweckmäfsig für jene Gegend, übergangen, und wir wünschen recht sehr und baldigst die S. 247 versprochne Abhandlung: über Veredlung und bessere Benutzung der rohen Erdprodukte im Bayreuthischen Voigtlande, verbunden mit einer nützlichen Notiz von der innern Oekonomie, Viehzucht und besten Benutzung derselben etc. in welchen allen nicht wenige Abweichungen seyn mögen. Unter dem vielen Bemerkungen, die Rec. aus dieser gehaltvollen Schrift auszeichnen könnte, will er hier nur bemerken, dass er im XVI. Abschn. den so benannten Schwarzhafer in des Vf. Gegend einheimisch und von ihm als eine in kaltem Grunde, schweren und nassen Boden reichlich wuchernde Sommerfrucht empfohlen zu finden erwartete, ihn aber wegen geringerer Körnergüte widerrathen fand. Letztere ist nicht abzuläugnen; 3 Scheffel Schwarzhafer sind zu eben derselben Futterportion nothwendig, wozu 2 Scheffel Weifshaber hinlänglich sind; aber er bringt auch auf dem schlechtesten Grunde 3 Scheffel und drüber ein, gegen den weifsen in gleichem Maas und Garbenzahl, wo letzterer kaum 2 gewährt. Pferde, Ochsen und Mastvieh fressen ihn gern, ja fast lieber als weifsen; gleich so angenehm als von letzterem ist dem Zuchtvieh sein Stroh. Bey dieser Herabwürdigung desselben ist es ein ökonomisches Problem: warum in ähnlichen Districten in Sachsen, abwärts von Bayreuth, vor Alters lauter Schwarzhafer zu herrschaftlichen Zinsen und Deputat und kein weifser angesetzt und aufgegeben worden ist: war letzterer vor Alters noch gar nicht daselbst angepflanzt?

Frankfurt am M., b. Guilhauman: *Versuch einer Geschichte des Obstbaues in Frankreich*, aus dem Französischen des Hn. *le Grand d'Aussy*. 1800. 140 S. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlung ist ein Auszug aus der *Histoire de la vie privée de François, depuis l'origine de la nation jusqu'à nos jours, par Mr. le Grand d'Aussy*. Paris 1782. Sie ist zwar ganz artig zu lesen, und die Uebersetzung ist gut; aber den Namen einer Geschichte verdient sie nicht. Der ganze Inhalt beschränkt sich auf folgendes: Der Anfang der Obstcultur in Frankreich war ein entstehender Kunstfleifs, worauf bald eine grobe Unwissenheit, Aberglauben, Irrthümer und endlich unzählige Spielereyen folgten, bis sich endlich nach Quintinye der Obstbau zum hohen Flor erhob. Die Erfindung der Spaliers fällt in das Ende des 16. Jahrhunderts. Es waren aber die Spaliere anfänglich blofs Hecken, die niedrig gehalten und gut gedüngt wurden. Die Zweige flocht man in einander, und die warme Lage an den Mauern machte die Früchte früher reif. Um sie klein zu halten, pflanzte man sie in Kasten. Dazu kamen dann die freystehenden Zwergbäume, die man mit der Haagscheere schnitt, und ganz nahe als Hecken zusammensetzte. Man formte sie in Bogen, schnitt Fenster darein etc. und als sich noch in den vornehmen Gärten die Taxus- und Buchs einschlichen, und in allerhand Gestalten von Thieren und Vögeln, Thürmen etc. geschnitten wurden; so verstümmelte man auch die Obstbäume auf diese elende Weise. Man machte die seltsamsten Pfropfungen von allerley Bäumen auf einander. — Der erste vernünftige Mann, der die Mifsbräuche in Ziehung der Bäume, die abgeschmackten Veredlungsarten und den mörderischen Gebrauch die Obstbäume wie Buchenhecken zu scheeren, bekämpfte, war ein Einsiedler, *Arnold von Antilly*, der 1652 *la manière de bien cultiver les Arbres fruitiers* herausgab. Die Spaliere behandelte er auf vernünftige Art, und brachte sie zuerst in Aufnahme. *Laurent* schrieb 1675 *Abrégé pour les Arbres nains*. Er pries zuerst das Lattenwerk zu Spalieren an. — Aber unter König Ludwig XIV, der selbst ein grofser Liebhaber der Gärtnerey war, und aus allen Welttheilen Bäume und Saamen herbeybringen liefs, und unter seinem Oberaufseher der Gärten, dem *Quintinye*, der 1690 lebte, gieng erst das gröfste Licht in der Obstbaumzucht auf, da der Aberglaube mit den Mondsveränderungen und die Kindereyen im Baumschnitt verdrängt wurden. *Quintinye*, der Patriarch unter den Gärtnern, war der erste, der den Baumschnitt nach Regeln der Natur und Vernunft einführte. Unter ihm kamen die Treibhäuser und Treibkästen auf. Einige Jahre nach *Quintinye* fieng *Girardot*, der zuvor in Kriegsdiensten stand, an, seine Privatgärten zu Bagnolet zu lauter Obstspalieren anzuwenden, wodurch er ein unsägliches Geld gewann. Ihm ahmten die Einwohner von Montreuil nach, die noch heut zu Tag vorzüglich in Erziehung der Pfirsichen berühmt sind. — In der neuern Geschichte der Obstcultur Frankreichs führt der Vf. verschiedene Obstsorten von Aepfeln, Birnen, Pflaumen, etc. an, welche von Zeit zu Zeit die angenehmsten waren, und giebt über einzelne Punkte Erläuterungen, die angenehm zu lesen, im Ganzen aber unbedeutend sind. Nicht einmal die französischen Haupt-Pomologen, *du Hamel*, *Schabol* etc. hat er nach *Quintinye* genannt.

Leipzig, b. Vofs u. C.: *Allgemeines ökonomisch-chemisch-technologisches Haus- und Kunstbuch, oder Sammlung ausgesuchter Vorschriften zum Gebrauch für Haus- und Landwirthe, Professionisten und Kunstliebhaber*, von *C. A. F. Hochheimer*. Fortgesetzt und mit einer Vorrede von *M. Hoffmann*. *Dritter Theil*. 1800. 760 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Diefs nützliche Buch, von welchen bereits bey den vorhergehenden Theilen bemerkt worden, dafs

es

es keineswegs von dem Schlag der gewöhnlichen sogenannten Kunstbücher sey, welche allerhand abentheuerliche Mittel vorschlagen, enthält viele gute Vorschriften aus der Chemie, Kochkunst, etc. und viele in der Erfahrung bewährte Probestücke. Dieser Theil ist mit den vorigen von gleichem Werthe. Die Vorschriften sind meist gut geordnet und den Grundsätzen der Chemie, Botanik, Pflanzkunst etc. nicht widersprechend. Indessen lässt sich nicht für die Richtigkeit aller und jeder vorgeschlagener Mittel einstehen. Einen höhern Werth aber hätte der Vf. seinem Buch beygelegt, wenn er wenigstens bey den meisten vorgeschlagenen Mitteln, besonders bey den wichtigern die Schrift citiret hätte, woraus er dieselben genommen, wie er bey Bereitung des Zuckers aus Runkelrüben S. 513 sonst aber äusserst selten gethan hat. Es würde sein Verdienst, dass er sie mit Klugheit gesammelt hat, nicht geschmälert, vielmehr erhöhet, und das Zutrauen gestärket haben. Nr. 220. S. 372. enthält Verhaltungsregeln bey den Blattern oder Pocken. Welcher Arzt hat sie besonders vorgeschrieben? — — wird jeder sogleich fragen, den es vorzüglich interessirt. Nebenbey fragt Rec., warum der Vf. bey dieser Gelegenheit nicht die wohlthätige Erfindung der Kuh- oder Schutzpockenimpfung gepriesen habe, um so manches Leben retten zu helfen. — Das Trocknen des Stein- und Kernobstes, der Frostableiter etc. ist aus Chrin's Handbuch über die Obstbaumzucht. — S. 496 hat er gute Vorsichtsregeln bey der Ruhr; aber wo sind sie her? — — Das Mittel des Hn. de Meuve, die Pfirschenbäume von den Baumwanzen, durch Bestreichung mit Baumöle zu befreyen, taugt nicht.

Eisenach, in d. Wittekindtschen Hofbuchh.: *Guter Rath für Hauswirthe und Oekonomen.* — Ebenfalls ein Noth- und Hülfsbüchlein. 1800. 154 S. 8. (9 gr.)

Dieses Noth- und Hülfsbüchlein ist ein Quodlibet von allerley zusammengestoppelten Künsten, die in den hunderten von Kunstbüchern öfters aufgetischt worden und hier besonders ohne alle Ordnung bunt und kraus sich aufeinander drängen. Bald kommt ein Recept aus dem Kochbuch: bald ein Kunststück: bald ein Trank für Ochsen, Kühe und Kälber; vom Stall kommt er in die Waschküche; dann fällt ein Brosämlein aus der Gärtnerey etc. Gleichwohl ist der Vf. weder Gärtner, noch Arzt, noch Oekonom. Wenigstens hätte er doch prüfen sollen, was er hie und da fand, und wieder niederschrieb. Z. B. Sein Noth- und Hülfsbüchlein fängt sogleich ohne allen weitern Eingang mit dem Kunststück an: „Leinewand „in kurzer Zeit schön weiss zu bleichen. Man muss „schichtenweis zwischen die Leinewand, Merrettig-„Blätter, oder auch Wermuth legen, und alsdann „siedend Wasser darauf giessen.“ — Welche Hausmutter wird nicht für diese weise, deutliche und umständliche Belehrung dankbar seyn! Das darauf folgende Mittel: „Eyer frisch zu erhalten,“ besteht in dem jeder Wirthin bekannten Einlegen in Roggen oder dergleichen; eine jede Baurin aber hätte ihm sagen können, dass es nur Eyer seyn müssten, die vom August an gesammelt werden: denn die vom Junius und Julius würden gleichwohl darin verderben. So würde ihm auch eine jede kluge Hausfrau haben sagen können, dass Butter, in steinerne Töpfe eingesalzen, keineswegs der Gesundheit höchst nachtheilig sey, wie er S. 10 vorgiebt: Vielleicht aber stand in dem Kochbuch, woraus er geschrieben: man solle die Butter nicht in irdene *glasurte* Töpfe einsalzen. Hie und da kommt freylich auch ein gutes und brauchbares Mittelchen vor; aber diese wenigen von den übrigen zu sondern, würde der Mühe nicht lohnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Kiel*, gedr. in d. Schulbuchdr.: *Authentische und umständliche Beschreibung der Seeschlacht*, die am 2ten April (1801) zwischen der Escadre des Admiral *Parker*, insbesondere zwischen derjenigen Division derselben, die Lord *Nelson* commandirte und der dänischen Defensionslinie, unter dem Befehle des Kommandeur *O. Fischer* auf der Kopenhagener Rhede vorfiel. Von Professor *Olivarius*. — Dieser Beschreibung, die sich auf die officiellen Berichte und andere zuverlässige, von beiden Partheyen herrührende Documente gründet, ist eine sehr genaue Karte angehängt, welche auf die erste Ansicht die Lage der Schiffe und Batterieen zeigt, so wie die Anzahl ihrer Kanonen, die verschiedenen Gattungen von dem Fahrzeugen und die damit vorgenommenen Manövres. 1801. 32 S. 8. Was der ausführliche Titel verspricht, findet man in der kleinen Schrift wirklich; sie setzt den Leser in den Stand, diese berühmte Schlacht, von der so widersprechende Berichte erschienen, deutlich zu übersehen, und enthält zur Beantwortung der dabey möglichen Fragen alles Nöthige, unter andern auch eine Anmerkung über den Durchgang der Engländer durch den Sund, über den man sich so manche unrichtige Anmerkungen, besonders zum Nachtheile Schwedens, erlaubt hat, und über die dänische Marine. Der Vf. ist derselbe, der in seinem zur nähern Bekanntschaft mit den nordischen Reichen bestimmten, (von *Baudus's Spectateur du Nord* verschiedenen) Journale: *le Nord litéraire, physique, politique et moral* mehrere Beyträge über die dänische Marine, so wie über andre Gegenstände seines Vaterlandes und der benachbarten Staaten geliefert hat, und wahrscheinlich auch künftig mit gleichem Eifer fortfahren wird, die nähere Kenntniss jener Länder immer mehr zu befördern.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 19. Februar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Induſtrie-Comptoir: *Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen* u. ſ. herausgegeben von *M. C. Sprengel. Fünfter Band.* 1801. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Dieſer Band enthält 1) *Reiſe nach der weſtlichen Küſte von Africa, in den Jahren* 1786 u. 1787 *von L. Degrandepre. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen.* Nicht bloſs in den genannten Jahren, ſondern auch 1777 war der Vf. als Negerhändler in dem weſtlichen Africa an der Südſeite des Aequators oder in den Ländern Loango, Cacongo und Angoy, welche letztere auch Malemba und Cabenda genannt werden. Wenn er gleich von den Producten nicht viel und nicht gelehrt gehandelt hat: ſo findet man doch bey ihm ſchätzbare Bemerkungen über die innere Verfaſſung, die Gebräuche, die Sitten und den Charakter der Neger, und den Negerhandel, welche man bey Proyart und andern nicht antrifft, und ſeine Beſchreibung, wodurch die Erdkunde wirklich erweitert iſt, verdiente in eine dieſem Zweck gewidmete Bibliothek aufgenommen zu werden. Die von andern als ungeſund verſchrieene Küſte wird als ſehr geſund gerühmt. *Die Natur hat alles für dieſes ſchöne Land gethan; das Clima iſt vortrefflich* u. ſ. Die S. 6. erwähnten *Erbſen mit Füſsen* ſind wohl die von Bruns in Afrika 4. Bd. S. 72. angeführten *Jecuba* oder Erbſen, die unter der Erde wachſen, und wovon man in *Zimmermann's* Taſchenbuch der Reiſen für 1802 eine Abbildung findet. Schade, daſs Hr. *S.* den ſonderbaren Ausdruck nicht erklärt hat. Aber das iſt leider oft der Fall mit den Anmerkungen, womit die aus fremden Sprachen überſetzten Reiſen verſehen ſind. Man erklärt einige Schwierigkeiten, und läſst ſehr viele unerläutert ſtehen. Den Waldmenſchen, Troglodyt, hat der Vf. nie bekommen können. Was er von der Sagacität eines Weibchens von dieſer Art, das er ſelbſt geſehen hat, S. 16. erzählt, erregt Bewunderung. Anatomen werden vielleicht am meiſten bezweifeln, daſs er den monatlichen Reinigungen unterworfen war. Der 1te *Abſchnitt* von *Producten*, der im Ganzen ſehr mager iſt, wird mit dem Rathe beſchloſſen, hier Colonien anzulegen, wodurch man das Deficit decken könnte, welches durch den *Verfall* (S. 22. ſoll wohl heiſsen *Verluſt*) — der Antillen entſtehen muſs. — 2ter *Abſchn. Religion, Sitten und Gebräuche.* Manches war ſchon aus früheren Reiſen bekannt. Allein man findet doch auch verſchiedenes, was andern Beobachtern entgangen war. Z. E. man kennt keine andere Strafe als von dem Pöbel zerriſſen zu werden. Der Vf. hat die Vollziehung der Strafe ſelbſt mit angeſehen, erſtaunte nicht wenig über die Wuth, womit man den Verurtheilten zerriſs, bemerkte aber nicht das mindeſte Verlangen, ein Stück von dem zerriſſenen Körper zu verzehren. Die Liebhaber der Kirchengeſchichte werden S. 50. die neueſten Schickſale der Miſſion nach Congo, die ſehr traurig für ſie ausfielen, mit Intereſſe leſen. 3. *Abſchn. Regierungsform.* Hier kommt der Vf. mit Proyart in der Hauptſache überein, ohne es zu bemerken, vielleicht ohne es einmal zu wiſſen, und dieſs beſtätiget ſeine Glaubwürdigkeit. Die europäiſchen Schiffscapitains haben das Vorrecht der Prinzen von Geblüte, innerhalb ihres Bezirkes alle Schwarzen ohne Unterſchied, die Prinzen ausgenommen, zu rauben und zu verkaufen, und ſie machen nur gar zu oft Gebrauch davon. Das Land wird dadurch ſo ſehr entvölkert, daſs der Vf. die Anzahl der Einwohner in den 3 Königreichen nur auf 600,000 Menſchen anſchlägt. Der 4. *Abſchn.* enthält ſchätzbare Nachrichten von dem *Negerhandel* in Loango. Die Neger von Montele haben ſich die Zähne befeilt, um ſie ſpitzer und ſchärfer zu machen. Sie ſind alſo nicht von Natur ſo, wie einige geglaubt haben. *Loango* liefert den vierten Theil aller Sklaven auf dieſer Küſte. In *Malemba* werden die beſten eingehandelt. In der Bucht *Cabenda* haben die Portugieſen ſich mehrmalen niedergelaſſen, welches aber die Franzoſen nicht haben zugeben wollen. Jetzt iſt das Fort zerſtört. Die Neger ſind Nachbaren von *Sogno*, das von einem feigen und verrätheriſchen Volke bewohnt wird, welches die Miſſionarien, die dahin gegangen ſind, ſehr übel empfangen hat. Faſt die Hälfte der Neger, die eingeſchifft werden, ſind beſchnitten. In *Ambriz* 7° 20′ S. B. iſt der Negerhandel von keinem Belang. Bey dem Fluſſe Maſſula, etwas weiter ſüdwärts, findet man den erſten portugieſiſchen Poſten. Die Neger wiſſen alten Sklaven, die ſie verkaufen, ein junges Anſehen zu geben; daher Vorſicht nöthig iſt, um nicht betrogen, oder, nach der Sprache des Ueberſ., die nicht die correcteſte iſt, *angeführt* zu werden. Doch werden die Negermäkler von den liſtigen Europäern bey dem Menſchenhandel auf mancherley Art betrogen, welches der Vf. offenherzig erzählt. Hoffentlich hat er auf dem Lande ſich ſo ehrlich gegen ſie bewieſen, als er ſie auf dem Schiffe menſchlich behandelt hat. Denn nie hat er ſeinen Sklaven Feſſeln angelegt. Die leſenswürdige Einleitung des Hn. *S.* recenſirt die Bücher, die man

als Quellen für dieſen Theil von Africa anſehen kann, und die er nicht in Ueberſetzungen, ſondern in der Urſchrift vor ſich liegen hatte. Seine Anmerkungen ſind zum Theil aus den neueſten engliſchen Schriften über den Sklavenhandel genommen.

2) *Johann Barrow's Reiſen durch die innern Gegenden des ſüdlichen Africa in den Jahren* 1797 und 1798. *Aus dem Engliſchen.* S. 400. In der Einleitung werden nach Gewohnheit die bisherigen an Ort und Stelle aufgenommenen Beſchreibungen des ſüdlichen Theils von Africa, mit kritiſchen Bemerkungen angeführt. Hr. *S.* ſcheint ſie aber nicht mit der Sorgfalt entworfen zu haben, welche er ſonſt anzuwenden pflegt. S. IV. werden *Forſter* und *Thunberg* in eine Claſſe unter die Reiſenden geſetzt, die am Cap gelegentlich anſprachen. Welch ein groſser Unterſchied iſt aber zwiſchen *Forſter*, der ſich nur einige Wochen, höchſtens Monate auf dem Cap aufhielt und die Capſtadt nicht verlieſs, und *Thunberg*, der 3 Jahre lang die Colonie in mehreren Richtungen durchwanderte. Hr. *S.* verlieſs ſich, als er dieſes ſchrieb, auf ſein Gedächtniſs, und hatte weder Thunberg noch andere, die vor ihm kritiſche Verzeichniſſe der in dem ſüdlichſten Afrika unternommenen Reiſen geſchrieben haben, vor Augen. Von Patterſon urtheilt er unſrer Meynung nach unbillig, wenn er ihm Schuld giebt, Auszüge aus Sparrmanns Reiſe in die ſeinige aufgenommen zu haben. Die Gegenden, wohin er gereiſet iſt, werden nicht deutlich angegeben. S. XIII. Maſſon, den engliſchen Gärtner, deſſen Nachrichten Bruns im 3. Bd. von Africa excerpirte und der nachher zum zweytenmal auf dem Cap geweſen iſt, nebſt andern übergeht er ganz mit Stillſchweigen. Die Zeit, die Sparrman auf dem Cap zubrachte, kann auch nach der Art, wie Hr. *S.* S. XI. davon ſchreibt, für länger genommen werden, als ſie wirklich war. *Er beſchäftigte ſich*, ſagt er, *dort als Naturforſcher von* 1771 *bis* 1776, *die Zeit ausgenommen, da er auf dem Schiffe Reſolution als Begleiter der beiden Forſter in der Südſee zubrachte.* Die meiſte Zeit, nämlich 3 Jahre war er auf dem Schiffe, es bleiben alſo nur 2 Jahre für ſeinen Aufenthalt auf dem Cap übrig.

Doch genug von der Einleitung. Die Reiſe ſelbſt iſt eine von den vorzüglicheren und der Ehre vollkommen werth, die ihr Hr. *S.* erzeigt hat, ganz und nicht auszugsweiſe überſetzt zu werden. Was die Franzoſen während des letzten Krieges in Aegypten, das haben die Britten auf dem Cap gethan, d. i. beide Nationen haben ihren Beſitzſtand zum Beſten der Erdkunde angewandt, und Mittel, die eroberten Länder zu einem beſſern Wohlſtande zu erheben, vorgeſchlagen. Nur iſt es in Nordafrica von vielen Gelehrten, in Süden nur von einem, der aber die Kenntniſſe vieler in ſich vereiniget, als Secretär des Gouverneurs, in wichtigen Geſchäften Reiſen in der Colonie machte, und die beſte Gelegenheit hatte, ſich von dem Zuſtande der geſammten Colonie zu unterrichten, geſchehen. Gleich der 1. *Abſchn.* giebt eine viel gründlichere Ueberſicht der Colonie am Cap, und genauere Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, als man in andern Reiſen lieſet. Nach einer Berechnung, die ſich auf geometriſche Vermeſſungen gründet, wobey aber die Art, wie man dabey zu Werke gegangen iſt, nicht angegeben wird, iſt der Flächeninhalt 128150 engliſche Quadratmeilen groſs, und die Zahl der Weiſsen auſser der Capſtadt hier nur 15000. (In der ſonſt getreuen Ueberſetzung iſt ein Druck- oder Schreibfehler. Für *about* hat ſie *mehr als.* Vielleicht war geſchrieben *nicht mehr als*). Das Ganze wird eingetheilt in 4 Diſtricte, das *Cap*, *Stellenboſch*, *Drakenſteen*, *Zwellendam und Graafreynet.* Der Verbeſſerungsgeiſt der Engländer hat ſich hier ſchon thätig bewieſen, und wer muſs nicht als Kosmopolit bedauern, daſs er in dem letzten Frieden ſein Grab gefunden hat. Der von den Holländern in den letzten Jahren vernachläſsigte Garten auf dem Cap ſollte nicht allein africaniſche Pflanzen, ſondern auch aus andern Welttheilen aufnehmen. Man wollte Verſuche mit Baumwolle, Indigo, Zucker, Kaffee, Thee und andern Producten machen. Steinkohlen wurden in der Nähe der Capſtadt entdeckt. Auch in der Gerichtsverfaſſung wurden Reformen gemacht. Die Tortur und das Rädern ſind auf königlichen Befehl abgeſchafft, und doch wider die Erwartung des Gerichtshofes wenigere Menſchen hingerichtet. Neue Abgaben hat die engliſche Regierung nicht auferlegt, vielmehr einige der alten aufgehoben. Das Papiergeld hat mit dem baaren Gelde gleichen Werth bekommen, und von dieſem hat England 2 Millionen Thlr. im Umlauf gebracht. Unordnungen, welche im Begriff waren auszubrechen, wurden durch die Engländer unterdrückt. Wenn alle dieſe Nachrichten wirklich gegründet ſind (uns ſcheinen ſie wenigſtens ſehr glaubwürdig): ſo iſt die engliſche Beſitznehmung von der Colonie ſehr wohlthätig für ſie geweſen. 2. *Abſchn.* enthält Bemerkungen auf einer Reiſe durch das Karro oder die trockene Wüſte nach der Landgvogtey *Graaf-Reynet.* Nicht bloſs die Naturreiche, unter denen das von den vorigen Reiſenden wenig geachtete Mineralreich die Aufmerkſamkeit des Hn. B. hauptſächlich an ſich gezogen hat, ſondern auch die Menſchen in allen ihren bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſen werden von ihm genau beobachtet. Man leſe nur, was er von den Bauern S. 71. u. f. ſagt, die gegen die hochaufgeklärten engliſchen ſehr contraſtiren. Weil er ſich nicht einfallen lieſs, daſs die Britten dieſe Colonie wieder zurückgeben würden: ſo berechnet er den Vortheil, den ſie von der beſſern Benutzung der Producte ziehen würden. Z. E. der Pflanze Salſola, um Sode oder Barilla daraus zu bereiten. Daſs der Straufs mit 2, 3 auch 5 Weibchen in Gemeinſchaft lebt, iſt eine Erfahrung, die Hr. B. zuerſt gemacht hat. 3. *Abſchn.* Bemerkungen auf einer Reiſe in das Land der Kaffern. Nachdem der Landdroſt mit Hn. B. in Graafreynet angekommen war, machte jener Anſtalt, durch

münd-

mündliche Unterredung die Kaffern, welche in grofsen Haufen über den Fifchflufs, der den Kaffern und Holländern zur Gränzlinie diente, in das holländifche Gebiet gegangen waren, zum Rückzuge zu bewegen. Das Dorf, wo der Droft wohnt, im 22° 11′ S. B. und 26° O. L. das wie fein gefammter weitfchichtiger Diftrict bisher auf allen Karten gefehlt hat, ift nicht von der Art, dafs ihn feine Collegen in Europa darum beneiden werden. Es hat ein traurigeres Anfehen, als irgend ein Dorf in England. Die Lebensnothwendigkeiten können nur mit Mühe erhalten werden. Die Reife nach dem Kafferlande gieng erft gegen Süden nach den berühmten Zoutpans, deren Salzigkeit fich der Vf. nicht aus der Nähe des Meeres, fondern aus dem Steinfalz, das das Waffer berühret, erklärt. Die Trägheit der Holländer erfiehet man auch daraus, dafs fie weder das Zebra und Quagga, noch den Büffel zu zähmen verfucht haben. Jedes andere Volk, meynt Hr. B. welches 150 Jahr im Befitz des Caps gewefen wäre, würde es verfucht haben. Aber auch die Spanier? arch die Portugiefen? möchte man fragen. Die Zwartkopsbay, wobey man die Karte anfehen mufs, weil die von Hn. B. gezeichnete von allen übrigen abweicht, ift zwar nicht vor den Winden gedeckt, allein fie gewährt einen guten Ackergrund und reichen Fifchfang, und könnte, weil das Land fruchtbar und mit Waldungen bewachfen, und das Rindfleifch fchmackhaft ift, für die oftindifche Compagnie und für die ganze Colonie fehr nützlich werden. Da kein Küftenhandel Statt findet: fo hat man die Bauern nicht bewegen können, den Ackerbau zu erweitern. Eine Antelopengattung, Rietboek genannt, deren Seltenheit auch Sparrmann bezeugt, traf Hr. B. hier in Menge an, und befchreibt fie. Er vermuthet auch, dafs um die benachbarte Camtoosbay Bleyminen mit Nutzen bearbeitet werden könnten. Die Hottentotten haben feit einigen Jahren fehr abgenommen, und werden binnen kurzem ganz ausgeftorben feyn. In dem grofsen Diftrict Graafreynet ift nicht eine einzige Horde freyer Hottentotten, und vielleicht nicht 20 Einzelne, die aufser dem Dienfte der Holländer leben, obgleich in dem Diftrict 10,000 (?) und in der ganzen Colonie 15,000 Hottentotten leben. Sie werden zwar nicht von ihren Herren verkauft; allein die Bauern in Südafrica haben die in ihren Dienften ftehenden Hottentotten mit nicht minderer Grauſamkeit behandelt, als die Pflanzer in Weftindien ihre Negerfklaven. Die Prügel, welche fie bekommen, werden nach der Zeit, und da die Bauern keine Uhren haben, nach Pfeifen Tabak abgemeffen. Eine Zeitbeftimmung, wonach auch in Malacca von den Holländern Prügel ausgetheilt werden. An der Oftfeite des Sonntagfluffes ftiefsen unfre Reifende bald auf eine Horde von Kaffern, die, ob fie gleich Nachbarn der Hottentotten find, doch an Manieren, Körper und Charakter weit von ihnen unterfchieden find. Hr. B. hält die Männer für die fchönften Geftalten, die er je gefehen hat. Auf Befragen, warum fie fich an die Weftfeite des nach den Verträgen zur Gränze angenommenen grofsen Fifchflufses begeben hätten, antworteten die Häupter, dafs die Coloniften zuerft den Bund gebrochen und im Kafferlande gejagt hätten. Es war diefes vollkommen wahr; Coloniften hatten einen Theil des Landes als ihr Eigenthum beftellt, und waren im Begriff, fich noch weiter auszubreiten. Ehe Hr. B. und feine Gefellfchaft zum Kafferkönige reifeten, zogen fie nach der Mündung des Fifchfl., die wie alle Flüffe auf der Oftfeite von Africa verfandet ift. Die Ochfen, wenn fie nicht ziehen wollten, wurden von ihren Führern mit Meffern über die Ribben und Schenkeln zerfetzt; eine Behandlungsart, welche vielleicht die Bauern von den Kaffern gelernt haben, bey denen Hr. B. kurz vorher fo übel zugerichtetes Rindvieh gefehen hatte. Das Gefchäft mit dem Könige, welcher 40 engl. M. gegen Often von dem Fl. refidirte, wurde bald abgethan, und die alte Gränze beider Gebiete aufs neue feftgefetzt. Die Kaffern legen fich mehr auf Viehzucht (und ausfchliefslich wird Rindvieh von ihnen gezogen), als auf den Ackerbau. Sie jagen viel, und das gröfsere Wild ift fchon felten geworden. Aus dem Befitz der Meeresküfte ziehen fie weder durch Fifcherey noch durch Schifffahrt den mindeften Nutzen. Auf der Oftfeite des Fifchfl. unterfuchte auch Hr. B. die Mündung des Keiskammafl. Auf der Rückfeite über den Fifchfl. nach Reynet entdeckte er neue Arten von Bauholz, und Eifen und Ocher auf den Bergen, welche diefe Mineralien faft überall hervorbringen.

(Der Befchlufs folgt.)

MATHEMATIK.

Hannover, b. Helwings: *Vollftändige nach dem Decimalmaafs berechnete Tabellen zur Beftimmung des cubifchen Inhalts, fowohl des runden, als des befchlagenen Holzes*; nebft einer Tabelle über Bauholz, über die Beftimmung der Gröfse des aus einem Baume zu hauenden Blocks, und über die Schwere eines Kubikfufses verfchiedener deutfcher Holzarten, wie auch einer doppelten Preistabelle nach Marien- und guten Groſchen. Zum Gebrauch für Forft- und Baubediente, Zimmerleute und Holzhändler. 1801. 72 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. diefer Tabellen, Hr. *G. L. Duve*, fetzt ihren Vorzug vor andern bisher erfchienenen hauptfächlich darin, dafs bey Berechnung derfelben die Decimalrechnung zum Grunde gelegt worden; wogegen Rec. nur bemerkt, dafs diefe Art zu rechnen fo lange bey den Holzabgaben nicht allgemein werden möchte, als unfre Werkleute ihren in 12 Zolle getheilten Werkfufs, nicht mit dem in 10 Zolle getheilten vertauſchen werden. Es find übrigens der berechneten Tabellen fechs. Die erfte betrifft das runde Holz von 5—56 Zoll und von 1 Zoll Länge bis

bis 66 Fufs. Die andere ist für das beschlagene Holz berechnet, und geht von dem quadratischen Balken von 3 Zoll bis auf jene von 40 Zoll fort, so dafs dabey die Stärke immer um 1 Zoll bis auf 5 Zoll zunimmt, und so z. E. für 3 und 3, 3 und 4, 3 und 5, 3 und 6, 3 und 7, 3 und 8 Zoll, die Balken von 1 Zoll bis auf 66 Fufs berechnet sind. Die dritte Tabelle dienet zu Ueberschlägen des Bauholz-Bedarfs bey Gebäuden, und läuft von der 3zolligen Vierung bis auf die 13 zollige von Zoll zu Zoll, und so immer einen Zoll weiter bis auf die Differenz von 3 Zoll fort, und die Längen sind dabey von 7@ bis 13000 Fufs berechnet. Die vierte Tafel giebt das in dem Zirkel stehende Quadrat von 5 bis 56 Zoll Durchmesser; die fünfte ist eine Preistabelle, und die sechste macht anhangsweise die *Hartigsche* Tabelle der specifischen Schwere unserer Holzarten. — Der Vf. hat sowohl den Gebrauch dieser Tafeln, als auch die bey denselben vorkommende Einschaltungen sehr deutlich auseinander gesetzt, und die hieher gehörigen Berechnungen der Balken-Stücke, und der Bau-Ueberschläge beygefügt; nur scheinet ebenfalls in jenen Irrthum verfallen zu seyn, den man noch hin und wieder selbst in Forstbüchern antrifft, dafs er in §. 7. die Tanne als einen geradlinichten Kegel berechnet, da bekanntlich die Nadelbäume immer vollholzigter wachsen, und besonders nach Rec. Erfahrungen die ausgewachsene Tanne fast immer die Hälfte des Cylinders ist, in dem sie stehet. Auch die im §. 8. und 16. geführte Rechnung für den gestutzten Kegel und die Pyramide kann nur in so weit Anwendung finden, als die obere Dicke gegen die untere nicht viel geringer ist, wenn man auch auf die Vollholzigkeit des Stammes Verzicht thun wollte: das gestutzte Stück des Baums bleibt mehr ein Stück einer Parapoloide, als eines geradlinichten Kegels, und müfste auch als solcher berechnet werden, wenn man genau verfahren wollte. Uebrigens sind diese Tafeln für Forst- und Werkleute, und auch für Holzhändler sehr brauchbar, und ihnen bestens zu empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Altenburg* u. *Erfurt*, b. Rink u. Schnuphase: *Die Möglichkeit synthetischer Urtheile a priori gerettet* gegen den Angriff des Hn. Hofrath *Schulze* in dessen Kritik der theoretischen Philosophie. Von dem Verfasser der Schrift: über den Paulinischen Gegensatz: Buchstabe und Geist. 1801. XII. und 20 S. 8. Nach einigen *allgemeinen* Bemerkungen in der *Vorerinnerung*, wodurch der Vf. seine Behauptung zu rechtfertigen sucht, dafs auch Hr. *Schulze Kanten* misverstanden habe; und nachdem unser Vf. sodann in der Abhandlung selbst, theils den Begriff, den die V. Kr. mit synthetischen Urtheilen *a priori* verbindet, bey seinen Lesern als bekannt vorausgesetzt, theils auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam gemacht hat, unternimmt er nun die Beurtheilung und Widerlegung des gegen die gedachten Urtheile gerichteten Einwurfes selbst, den er mit Hn. *Schulze's* eigenen Worten vorträgt, und welcher in der Kürze gefafst, in der Behauptung besteht: „Es sey ungedenkbar, dafs es synthetische Urtheile *a priori* gebe, weil Subject und Prädicat derselben nicht identisch seyn sollen, und doch auch wieder identisch seyn sollen, in sofern eine Nothwendigkeit ihrer Verbindung behauptet wird." — Hiergegen bemerkt nun unser Vf.: dafs der Begriff von synthetischen Urtheilen *a priori*, den dieser Einwurf treffe, nicht der Kantische sey; und er hat Recht, dieses zu bemerken, da ja *Kant* ausdrücklich behauptet, die Identität des Subjectes und Prädicates sey der *eigenthumliche* Charakter und der *ausschliefsende* Vorzug der analytischen Urtheile. Der *Grund des Misverständnisses* von Seiten des gemachten Einwurfes könne demnach, wie der Vf. in seinem Räsonnement weiter fortfährt, lediglich darin liegen, dafs Hr. *Schulze Identisch seyn* und *Nothwendig verbunden werden*, fälschlich selbst *für identische Begriffe* hielt, und dafs er sonach, um die logische Unmöglichkeit der synthetischen Urtheile *a priori* nach dem Kantischen Begriffe von denselben, zu erweisen, hätte darthun müssen: *Es sey ungedenkbar, dafs aus einem andern Grunde, als weil gewisse Begriffe identisch sind, Nothwendigkeit der Verbindung derselben in Urtheilen Statt finden könne*, welches er aber nicht gethan habe. Allerdings kommt hier alles darauf an: ob das Princip der Identität und des Widerspruches der alleinige Grund einer nothwendigen Verknüpfung zwischen Subject und Prädicat in Urtheilen sey; oder ob es nicht auch eine Bedingung dieser Nothwendigkeit gebe, unabhängig von jenem blofs logischen Princip, und ohne durch dasselbe vermittelt zu seyn? — Um die Gültigkeit synthetischer Urtheile *a priori* zu bestreiten, müfste nämlich dargethan werden: dafs dasjenige *Dritte*, worauf alle reine Synthesis *a priori*, als das Medium derselben, beruht — die reine Anschauung, und durch sie die mittelbare oder unmittelbare Beziehung auf die Möglichkeit der Erfahrung — völlig unstatthaft, und dafs der Satz der Identität und des Widerspruches das einzige zugleich *positive* und *negative* Criterium der Wahrheit alles unsers Erkenntnisses sey. Ob es nun Hn. *Schulze* gelungen sey, diese Behauptung gegen die Lehren der V. Kr. geltend zu machen, darüber zu urtheilen, ist hier der Ort nicht. Unser Vf. äufsert am Schlusse der Vorerinnerung den Vorsatz, über das ganze Werk des Hn. Hofr. *Sch.* einst seine Meynung ausführlicher zu erkennen zu geben; und unserm Urtheile nach, berechtiget ihn die kleine hier gelieferte Probe allerdings, über philosophische Gegenstände überhaupt, so wie insbesondre über den Charakter und Werth eines Werkes, wie Hn. Hofr. *Sch.* Kritik der theoretischen Philosophie ist, dem unser Vf. alle Gerechtigkeit wiederfahren läfst, auch seine Stimme zu geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Februar 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Bibliothek der neueſten und wichtigſten Reiſebeſchreibungen* u. ſ. herausgegeben von *M. C. Sprengel.* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Nach einer Abweſenheit von zwey Monaten kam Hr. *B.* wieder in Reynet an, und reiſste drey Wochen nachher nordwärts hinter die Schneeberge in das Land der Buſchmänner, wovon der 4. *Abſchn.* handelt. Dieſe auf dem Cap ſehr gefürchteten Menſchen leben bloſs von natürlichen Landesproducten und Räubereyen, die ſie an den Coloniſten und Nachbaren begehen. Man wollte einen Verſuch machen, ſie durch Geſchenke zu gewinnen, daſs ſie ihr wildes Leben verlaſſen möchten, und die Gränze jenſeit der Schneeberge gegen Norden genauer kennen lernen. Man gelangte bald zu ihren Hölen, und bemerkte darin Abbildungen von Thieren dieſer Gegend, die ſehr gut gerathen und zum Theil friſch gezeichnet waren. Auf dem Schneeberge iſt gar kein Strauchwerk, und es giebt daſelbſt viele Menſchen, die nie einen Baum geſehen haben. Doch wächſet das Getreide ſo gut, als in den niedrigeren Theilen. Die Verwüſtungen, welche die Heuſchrecken und die Buſchmänner anrichten, ſind die Plagen des Landmanns, der auf den Höhen die beſten Schafe, und in den Ebenen die beſten Rinder in der ganzen Colonie ziehet. Hr. *B.* war auf dem Schneeberge, als das Land von einer unzählbaren Menge von Heuſchrecken nunmehr in das dritte Jahr heimgeſucht wurde. Doch ſchmeichelte man ſich, durch die Heuſchreckenfreſſer, eine Droſſelart, die ſich gezeigt hatte, bald davon befreyt zu werden. Antelopen und andere Thiere, welche von andern Reiſenden, die nicht ſo weit vorgedrungen ſind, nur ſelten geſehen wurden, ſah Hr. *B.* Heerdenweiſe und jagte ſie z. B. das Gnuthier, Quagga, u. a. m. Die Hauptabſicht, mit den Buſchmännern eine freundliche Unterredung anzuknüpfen, wurde nicht ohne Blutvergieſsen erreicht. Gewiſs iſt noch von keinem Reiſenden dieſe Menſchenraſſe ſo genau und umſtändlich geſchildert, als von Hn. *B.* An den Männern bemerkte er, daſs, um deſto ſchneller laufen zu können, die Hoden an die obere Seite der Ruthe gedrückt waren, und an den Weibern, daſs die Nymphen oder innere Schamlefzen verlängert waren. Dieſe Verlängerung iſt bey allen Hottentottinnen, nur nicht ſo ſtark, und zu dieſem Stamme gehören auch die Buſchmänner. Beide ſollen Abkömmlinge der alten Aegyptier und Aethiopier ſeyn! Die guten Vorſchläge, die Buſchmänner durch Sanftmuth zu gewinnen, werden ſchwerlich von den Holländern ausgeführt werden. Als unſere Reiſende den Seekuhfluſs verfolgten, kamen ſie endlich am Ende deſſelben an einen groſsen Fluſs, der gegen Nordweſten floſs, und aus ſeiner Breite und Richtung ſchloſs man (ob nicht zu voreilig, mögen ſpätere Reiſende unterſuchen,) daſs es derſelbe Fluſs ſey, der ſich auf der Weſtküſte zwiſchen den groſsen und kleinen Namaquas ergieſst, und welchen der Oberſt Gordon den Orangefluſs nannte. Auf dem Rückwege hielt man ſich mehr gegen Oſten, und fand auf dem Zuureberg, der zu der höchſten Bergkette in der Südſpitze von Afrika gehört, ſehr viele ſeltene Pflanzen. Aus einer Zeichnung, die Hr. *B.* an einer Felſenwand wahrnahm, folgert er die Exiſtenz des Einhorns, die aber, wie Hr. *S.* erinnert, dadurch noch lange nicht auſser Zweifel geſetzt iſt.

Der 5. *Abſchn.* enthält die Bemerkungen, welche Hr. *B.* auf einer Reiſe längs der Küſte, von Graf Reynet nach dem Cap machte. Wegen der anhaltenden groſsen Dürre war es unmöglich, durch das Karro oder die Wüſte zu reiſen. Was ſchon Stubengelehrte in Deutſchland vorgeſchlagen haben, daſs man ſich auf dem Cap der Kameele zum Fortſchaffen der Waaren und Reiſenden bedienen ſollte, das hat auch den Beyfall des Hn. *B.* Aber wird der träge unthätige holländiſche Bauer zu dieſer Veränderung gebracht werden können? Die Plettenbergs- und Muſchelbay wurden beſucht. Sie ſind wie alle auf dieſer Küſte dem Südoſtwind offen. Im Diſtrict Stollenboſch haben Herrenhuther Miſſionarien zu nicht geringem Aerger der Bauern über 600 Hottentotten zu civiliſiren angefangen, und wollen auch unter den Buſchmännern und Kaffern das Chriſtenthum verbreiten. Sie wurden von der engliſchen Regierung begünſtiget, und werden ſehr gelobt. — War Hr. *B.* in Südoſten viel weiter gekommen, als einer ſeiner Vorgänger: ſo iſt er im Norden der Colonie hinter ihnen zurückgeblieben. Denn hier gieng ſeine Reiſe noch nicht bis an den 30° S. B. da Vaillant bis an den Wendekreis kam. Der 6. *Abſchn.* enthält die Bemerkungen auf einer Reiſe in das Land der Namaquas. Da der Vf. auch dieſesmal in Geſchäften der Regierung reiſete: ſo muſsten die Bauern, wo es verlangt wurde, umſonſt Vorſpann leiſten. Was S. 351. und vorher S. 274. von Vaillant's Reiſen aus dem Munde derer, die ihn gekannt haben, angeführt wird, muſs die Zweifel an ſeiner Glaubwürdigkeit,

die verschiedene geäufsert haben, bestärken. Es wird ihm vorgeworfen, dafs die Heldenthaten, welche er in diesem Welttheile verrichtet haben will, gröfstentheils erdichtet sind. Die Saldanhabay hat zu jeder Jahrszeit einen guten Ankerplatz, ist aber wegen Mangels an Holz und frischem Wasser zum Sammelplatz einer Flotte untauglich. Hr. B. thut Vorschläge, dem Mangel abzuhelfen. Von der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Bauern werden merkwürdige Beyspiele angeführt; allein man mufs sich nicht darüber verwundern, da auf dem Kap selbst keine Druckerey als für Anzeigen und Rechnungen existirt. Nach den Versuchen, die Hr. B. in dem Namaquas Lande anstellte, ist es ihm wahrscheinlich, dafs unter den meisten Flufsbetten unterirdische Ströme fliefsen. Die Eingebornen sind von den Bauern fast ganz verdrängt, und werden in wenigen Jahren sämmtlich ihre Sklaven seyn. Am Ende werden noch Versuche erzählt, die die Engländer mit dem Anbau von Viehfutter, Sesamum, Hanf u. a. m. auf dem Cap gemacht haben, und gut ausgefallen sind. Wäre die Colonie von einem thätigeren Volke bewohnt: so würde vielleicht der Aufenthalt der Engländer bald die Folgen nach sich ziehen, dafs sie des Mutterlandes entbehren könnte.

Wenn wir gleich das vorhin der Uebersetzung im Ganzen ertheilte Lob der Treue nicht zurücknehmen wollen: so müssen wir doch gestehen, dafs wir bey einer nur Theilweise vorgenommenen Vergleichung mehr als einmal Fehler bemerkt haben, die den Sinn verderben. Z. B. S. 45. wird von den Einwohnern in der Capstadt behauptet, dafs es *nur wenig Wohlhabende* unter ihnen gebe. Wer kann dieses für wahr halten, der nur irgend eine Reise um das Vorgebirge der guten Hoffnung gelesen hat, oder die Holländische Sparsamkeit in und aufser Europa nur einigermafsen kennt. Hr. B. hat gerade das Gegentheil gesagt — *many in easy circumstances.* — *Ebend.* Gegenstände der öffentlichen Mildthätigkeit *objects of public charity* werden zu solchen, *die auf öffentliche Unkosten leben* erniedriget. — *Ebend.* Aus einem sehr geringen Abzug *very little drawback* wird *gar kein Abzug* gemacht. — S. 46. Bey dem Frauenzimmer auf dem Cap mag der Uebersetzer es verantworten, dafs er den Zug *generally of a small delicate form* in ihrer Beschreibung ausgelassen hat. — S. 48. wird von der Einfuhr auf dem Cap behauptet dafs sie *verringert sey.* Das Original sagt aber, dafs die Preise der Einfuhrs-Artikel gefallen sind, *the articles of import have fallen in their prices.* — *Ebend. Die Hausbesitzer haben eine doppelte Einnahme.* Woher die Vermehrung der Einnahme entstanden sey, wird im Original bestimmt angezeigt, nämlich durch die erhöhete Hausmiethe. *The proprietor of houses in town has more than doubled his rent.* — S. 109. Von dem Landdroste in Graf Reynet mufs man sich einen falschen Begriff machen, wenn man liefet, dafs das Dorf, worin er residirt, von Handwerkern und *Bedienten des Landdrosts* bewohnt ist. Es sind aber nicht Bediente, sondern Unterbeamte *and such as hold some petty employments under the Landrost.* — S. 140. Die Abhängigkeit der Hottentotten von den Bauern wird von Hn. B. so kläglich geschildert, dafs er Sklaverey für einen glücklichen Zustand in Vergleichung mit dem ihrigen hält. *Existence to which that of slavery might bear the comparison of happiness.* Der Uebersetzer hat, wir wissen nicht warum, es gemildert, *Existenz welche der Sklaverey wenig nachsteht.*

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreä. Buchh.: *Prüfung der Grundsätze, welche über die Peräquation der Kriegslasten bisher sind aufgestellt worden*, von *Fried. Heinr. Hatzfeld.* 1801. 182 S. 8. (16 gr.)

Gegenwärtige Schrift ist als Pendant einer frühern Abhandlung eben desselben Vf. und zum Theil als Commentar über dieselbe anzusehen. Um das Schwankende in der Anwendung der daselbst aufgestellten Grundsätze zu entfernen, und die Schwierigkeiten der Ausführung zu vermindern, hielt der Vf. noch für nöthig, das *rechtliche Princip* der *Peräquation* zu deduciren und festzustellen. Dieses sollte nicht nur so beschaffen seyn, dafs die Verbindlichkeit der gleichen Vertheilung daraus hergeleitet werden könnte, sondern es sollte auch dazu dienen, repartitionsfähige Kriegsschäden von solchen, die es nicht sind, zu unterscheiden. Gleich der erste Abschnitt beschäftigt sich daher §. 5 — 24. mit der Frage: „sind rechtliche Gründe vorhanden, welche für die Peräquation entscheiden?“ Hier bemüht sich der Vf. zu zeigen, dafs das Peräquationsgesetz schon aus der Natur des gesellschaftlichen Verbands fliefse, dafs aber auch positive Gesetze (nämlich mehrere Reichsabschiede, besonders der von 1542) vorhanden seyen, aus denen gleiche Vertheilung der Kriegsschäden analogisch hergeleitet werden könne. Den naturrechtlichen Grund findet der Vf. mit *Weber* in dem Satze, dafs der Krieg eine gemeinschaftliche Handlung des Staats sey, deren Folgen jeder Bürger in gleichem Maafse zu tragen habe. Hingegen ist er nicht gemeynt, Ansprüche auf Vergütung aller und jeder Schäden, die der Krieg veranlafst hat, zuzugestehen. Um diesen Ansprüchen, die *Weber* auf den angeführten Satz gründet, Gränzen zu setzen, nimmt er im zweyten Abschnitt, der §§. 25 — 87. von der Frage handelt; „müssen alle und jede Kriegsschäden unter die Staatsbürger repartirt werden?“ — den Begriff der *Garantie des Staats* zu Hülfe, welcher jene Ansprüche nach §. 36. auf die *unmittelbare* Folgen einer gemeinschaftlichen Handlung einschränkt; und indem er diese Staatsgarantie zum obersten Vertheilungsprincip erhebt, erklärt er §. 37. nur die durch das gemeinschaftliche Factum des Kriegs *nothwendig* entstehenden Kosten und Schäden für repartitionsfähig, während er solche Schäden, die keine unbedingt nothwendige Folgen des Kriegs sind, wie z. B. der Regel nach Plünderungen von der

der Vergütung ausschliefst. Denjenigen Schäden, die der Vf. als eine unmittelbar nothwendige Folge des Kriegs ansieht, giebt er §. 43. zum Unterschied von andern Kriegsschäden die besondere Benennung *Kriegslaften*, und begreift darunter alle Kosten, Schäden und Ausgaben, welche die Stellung des eigenen Heers erfoderte, oder die von dem Feinde nach *Kriegsgebrauch* und *Kriegsraison* zugefügt werden können. Freylich setzen sich, wie der Vf. richtig bemerkt, einer allgemeinen Ausgleichung aller Kriegsschäden unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Eine solche Peräquation würde eine endlose, die Absicht derselben vernichtende Liquidationsverhandlung voraussetzen, und in den meisten Fällen die Last über den Umfang der Staatskräfte erweitern. Wir würden aber nicht blofs Plünderungen und Verheerungen, sondern überhaupt jeden Schaden, der nicht unter die Classe der Aufopferungen gehört, die zum Besten des Reichslandes, unter dessen Bewohnern die Repartition gemacht wird, oder im Namen desselben geschehen, von der allgemeinen Vergütung ausschliefsen, sollte er gleich von dem Reichsfeinde nach Kriegsgebrauch oder Kriegsraison zugefügt worden seyn. Uns scheint auch, dafs der Vf. mit den meisten neuern Schriftstellern über die Vergütung der Schäden des letzten Reichskriegs zu wenig Rücksicht darauf genommen habe, dafs nicht sowohl davon die Rede ist, wie der durch den Reichskrieg veranlafste Schaden unter das gesammte Reich zu vertheilen seyn möchte, sondern eigentlich davon, in welchem Verhältnisse die Bewohner einer einzelnen Provinz eines kriegführenden Staats an dem Schaden, den der Krieg der Provinz zugezogen hat, wenn der gesammte Staat sich aller Theilnahme an demselben entzieht, Antheil nehmen sollen. Nach der allgemeinen Beantwortung der Frage, welche Kriegsschäden zur gleichen Vergütung und Vertheilung geeignet seyen, zählt der Vf. §. 61. zwölf Rubriken von sogenannten Kriegslasten auf, und berührt dann §. 62. die eigentlich zum vierten Abschnitt gehörigen Fragen: nach welchen Regeln, und in welchem Anschlag die Vergütung zu bewirken sey. In einem eigenen Kapitel §§. 69—87. folgen nun „Erinnerungen und Fälle zur Entscheidung, von denen jedoch nur der Inhalt der §§. 72—81. zunächst unter die Aufschrift dieses Abschnitts gehört, während die übrigen sich mehr auf die Frage: auf wen sind die Kriegsschäden zu repartiren? und auf die Liquidation derselben beziehen. §. 75. Zeichnet der Vf. einige Fälle aus, in denen Plünderungen vergütet werden, wenn sie auch kein Surrogat für eine Landeslieferung sind. Nach §. 77. sind die Kosten, welche die Flüchtung der Staats-Cassen verursacht, zu vergüten, nach §. 78. den Geiseln ausnahmsweise auch der entbehrte Gewinn, nach §. 79. der Aufwand für Sauvegarden zur Sicherheit solcher Gegenstände, deren Verlust zu den Kriegslasten zu rechnen gewesen wäre. Auch Abfindungssummen, Rehitionsgelder sind nach §. 80. ff. zu vergüten, wenn man dadurch auf keine andere Gemeinde des Landes eine Quartierslast oder Requisition überschiebt. Der dritte Abschnitt §§. 88—168. ist der Frage gewidmet: „durch welche Mittel ist die Tilgungssumme der repartirten Kriegsschäden von den einzelnen Contribuenten zu erheben?“ Nach einigen Bemerkungen über die Rechtlichkeit einer Steuer recensirt der Vf. §§. 93—114. die vorzüglichsten von den Schriften, welche in neuern Zeiten über die Umlegung der Kriegsschäden erschienen sind, und erklärt sich dann über einzelne der in Vorschlag gebrachten Steuerarten. §§. 116—128. zeigt er die Nachtheile einer allgemeinen uneingeschränkten Vermögensteuer. Auch erklärt er sich §§. 129—135. gegen eine allgemeine Kapitaliensteuer. Der Besteurung der öffentlich versicherten kataftrirten Kapitalien ist er nicht entgegen; einer Grund- und Gewerbssteuer giebt er aber den Vorzug vor allen übrigen Besteurungsarten. Mit jener will er billig alle Grundstücke, die im Staate liegen, ohne Rücksicht auf Steuerfreyheit belegt wissen. Es soll aber nach §. 142. nicht die bisherige Erhebungsart mit Beyziehung der exirten Güter beybehalten, sondern ein neuer Erhebungsfufs eingeführt werden. Dem Einwurf, der von den Schwierigkeiten der Ausführung hergenommen werden kann, sucht der Vf. §. 143. dadurch zu begegnen, dafs er nichts als den Mefsgehalt der Güter so wie er in den Lagerbüchern oder andern glaubwürdigen Urkunden angegeben ist, zum Maafsstab genommen, und Gütern von einerley Gröfse eine gleiche Steuer angesetzt wissen will. Würde aber dadurch nicht eine grofse Ungleichheit entstehen, wenn man nicht wenigstens die Hauptarten der liegenden Gründe unterscheidet, und einige derselben z. B. Aecker, Weinberge u. a. nach Verschiedenheit ihres Ertrags in Classen eintheilt. Die Hausteuer, von der der Vf. die Wirthschaftsgebäude als Magazine der landwirthschaftlichen Industrie ausnimmt, wird nach §. 144. nach Verhältnifs der Miethe und des Werths angesetzt, und der Grundsteuer beygeschrieben. Bey der Gewerbsteuer, die sich nach §. 153. nach der Gröfse des Gewinnes richten, (§. 154.) mit der Grundsteuer in genauem Verhältnisse stehen, und (§. 155.) nicht nur den Grundstock nicht angreifen, sondern nicht einmal den gröfsten Theil des reinen Ertrags verschlingen soll, scheint sich der Vf. die Schätzung des Ertrags der verschiedenen Gewerbe leichter vorzustellen, als sie wirklich ist. Wir sehen nicht ein, wie es ohne sehr drückende, beschwerliche und kostspielige Untersuchungen möglich ist, die Steuer nach dem Umfang der Geschäfte, die jeder treibt, genau abzumessen. Die Vorschläge des Vf. mögen vielleicht in einem kleinen und gewerbearmen Lande auf brauchbare Resultate führen. Wir würden von dieser Steuer bey der Umlegung der Kriegsschäden höchstens nur da einen Gebrauch machen, wo sie bereits als ordentliche Abgabe im Gange ist, und dadurch die Mühe der Errichtung eines neuen Steuerfufses entweder ganz erspart, oder wenigstens sehr erleichtert. Eine Besoldungssteuer macht der Vf. §. 162. etwas uneigentlich zu einem Theil der

Ge-

Gewerbsſteuer. Endlich erwähnt der Vf. §. 163—168. der unter dem Namen Vermögensſteuer bekannten Ertragsſteuer, bey der man, ohne einzelne Vermögensſtücke namentlich zu beſteuern, alle Beſitzungen und alles Einkommen von Gewerben u. ſ. w. zum Kapital anſchlägt, und alsdann die Steuer auf mäſsige Procente des Ertrags regulirt. Dieſer Steuer giebt der Vf. den Vorzug vor der eigentlichen Vermögensſteuer. Bey der Frage: „wie ſoll man peräquiren?“ die den Inhalt des vierten Abſchnitts ausmacht, handelt der Vf. §§. 172—179. von der Liquidation der Kriegsſchäden, wohin auch §. 54—60. und §. 82. des zweyten Abſchnitts gehören, §§. 180—189. von der Erhebung der Kriegsſteuer, und §§. 190—193. von der Verwendung und Berechnung derſelben. Wer Vorſchriften für die Peräquation und Umlegung von Kriegsſchäden zu entwerfen, oder dergleichen Geſchäfte ohne eine beſtimmte Anweiſung zu beſorgen hat, wird in dieſem letzten Abſchnitt manchen nützlichen Wink finden.

Karlsruhe, b. Maklot: *Generaljaunerliſte oder alphabetiſcher Auszug aus mehrern theils im Drucke theils geſchrieben erſchienenen Liſten über die in Schwaben und angränzenden Ländern, zu deren groſsen Nachtheil noch herumſchwärmenden Jauner, Zigeuner, Straſsenräuber, Mörder, Kirch-Markt-Tag- und Nachtdiebe, Falſchmünzer, falſche Collectanten, Falſchſpieler, andere Erzbetrüger und ſonſtiges liederliches Geſindel:* nebſt einem Anhange über die hier und da ſchon juſtificirte, in Gefängniſſen und Zuchthäuſern geſtorbene, unter der Bande ſelbſt ermordete und natürlichen Todes geſtorbene Jauner u. ſ. w. Zum eigenen und anderer Criminaljuſtizbeamten Gebrauche gefertigt von *Friedrich Auguſt Roth*, Markgräfl. badiſchem Hofrathe und zweytem Oberbeamtern der Markgrafſchaft Hochberg zu Emmendingen im Breisgau. 1800. 108 S. Fol.

Ein niederſchlagendes trauriges Verzeichniſs von 3147 Menſchen, welche ſich alle auf unrechtmäſsige Weiſe, und bey weitem mehrentheils durch Verbrechen, nähren. Die gröſste Anzahl derſelben machen die Jauner und Vaganten aus; nach dieſen kommt eine ebenfalls groſse Zahl von Dieben; der andern auf dem Titel genannten Verbrecher ſind ungleich weniger. Die Einrichtung der Liſte iſt, daſs auf einer Columne die Numer, auf der zweyten der Vor- und Zunamen, und Spitznamen, die Beſchreibung der Statur und äuſsern körperlichen Beſchaffenheit, nebſt der Bemerkung der Liſte, wo ſie ſchon beſchrieben ſind, auf der dritten Columne der Charakter als Jauner, Dieb u. ſ. w. angegeben iſt. Die Beſchreibung der Perſon iſt bald mehr bald minder vollſtändig, je nachdem die Specialliſte, woraus ſie genommen iſt, mehr oder weniger Materialien lieferte. Bey einer jedoch geringen Anzahl fehlt die Beſchreibung gänzlich. Daſs eine ſolche Zuſammenſtellung der verſchiedenen Jaunerliſten ein ſehr verdienſtliches Werk ſey, und bey der Criminaljuſtizpflege ſehr vielen Nutzen ſtifte, bedarf keines Beweiſes. Deſswegen wäre zu wünſchen, daſs alle Criminalgerichte, beſonders die, welche an Schwaben gränzen, ſich dieſe Generalliſte anſchaffen mögen. Soviel iſt Rec. bekannt, daſs eine angeſehene reichsſtändiſche Regierung vorliegendes Werk bey der Verfolgung der Jauner zum Grunde gelegt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *München*, b. Lindauer: *Von den älteſten Denkmälern der Buchdruckerkunſt in Bayern und dem Nutzen ihrer nähern Kenntniſs*, vorgeleſen in einer öffentlichen Verſammlung der kurf. Akademie der Wiſſenſchaften von *J. Chriſtoph Freyherrn von Aretin*, kurfürſtl. Generallandesdirectionsrath etc. 1801. 37 S. 4. Freyherr von *Aretin*, welcher ſich ſeit der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften in Bayern als einen ſehr thätigen Schriftſteller zeigt, erſcheint hier mit Ruhm auf einem ihm neuen Felde der Literatur. Er durchläuft das deutſche und bayeriſche Staats- das bürgerliche Recht, die bayeriſche und deutſche Geſchichte, die Geſchichte der adelichen Geſchlechter in Bayern und des Zeitungsweſens, ſo wie der Kirchen- und Literaturgeſchichte, Geographie, Mathematik, Arzneykunde, Theologie, Alterthumskunde und Philologie, Dichtkunſt, Muſik und Reitkunſt u. ſ. w. und zeigt aus jedem dieſer Fächer in den beygefügten Noten alte intereſſante bayerſche Druckdenkmäler an. So bemerkt er z. B. unter dem deutſchen Staatsrechte die allererſte Sammlung der deutſchen Reichsgeſetze, deren weder Pütter noch Klüber erwähnen. Sie iſt im Jahre 1501 unter dem ſonderbaren Titel erſchienen: *Das Buch des heiligen römiſchen Reichs onderhaltung.* Hr. geh. Rath *Zapf* beſchreibt dieſelbe in den Merkwürdigkeiten ſeiner Bibliothek. Ueberzeugt von dem Nutzen der näheren Kenntniſs der alten Druckdenkmäler eines Landes, wünſchen wir, daſs Hr. Baron v. *A.* ſein Vorhaben bald realiſiren möge, eine Geſchichte der älteſten Buchdruckerkunſt in Bayern herauszugeben, welche, nach demſelben, im ſechſten Zehend des 15ten Jahrhunderts daſelbſt noch nicht bekannt war, und wovon man bis jetzt den erſten Buchdrucker und den erſten Druckort noch nicht beſtimmt angeben kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. Februar 1802.

STATISTIK.

GOTHA, b. Perthes: *Sittengemälde von London.* Nebſt einer vergleichenden Charakteriſtik ſeiner Bewohner, von H * * * in London. Mit Kupfern. 1801. 255 S. 8.

Die ſchwierige Unternehmung, ein Sittengemälde der gröſsten und wichtigſten Stadt in Europa zu ſchreiben, foderte unſtreitig einen Mann, der nicht nur mit einem hellen Blicke und eindringenden Beobachtungsgeiſte die ſtrengſte Partheylogſikeit verband, ſondern der auch volle Zeit und Gelegenheit hatte, mit den verſchiedenen Menſchenclaſſen dieſer groſsen Stadt in genauer Verbindung und anhaltendem Umgange zu leben. An allen dieſen Eigenſchaften fehlt es aber dem Vf. dieſes Werkes gänzlich. Sein Blick iſt nicht ſcharf, denn er hat mehrere Dinge ganz falſch geſehen; ſein Beobachtungsgeiſt dringt nicht tief ein, denn ein groſser Theil dieſes Gemäldes enthält Gemeinplätze und allgemeinen Tadel, der auf alle groſse Hauptplätze paſst; dahingegen ein anderer nur zu ſehr zeigt, daſs er mehr von Hörenſagen und aus Büchern, als aus eigener Erfahrung ſpricht; und partheylos iſt er ſo wenig, daſs er ſeine entſchiedene Vorliebe für die Oppoſition ganz und gar nicht verbirgt, und das Miniſterium ohne Unterlaſs ſchmähet, um nicht einen ſchlimmern Ausdruck zu gebrauchen. Dabey zeigt ſich durchaus üble Laune und Unzufriedenheit mit den Bewohnern eines Ortes, in welchem der Vf. ſich wider ſeine Neigung aufzuhalten ſcheint. Der Punkt aber, in welchem Rec. ihn am mangelhafteſten findet, iſt eine hinreichende Kenntniſs des Gegenſtandes, über den er ſchreibt. Man kann zehn Jahre in einer viel kleinern Stadt leben, als London iſt, und nie Gelegenheit haben, ſie genau kennen zu lernen. Wenn aber des Vfs. Lage und Geſchäfte ihn abhielten, dieſen ungeheuern Ort genau kennen zu lernen, und mit den höhern oder beſſern Mittelclaſſen bekannt zu werden: ſo muſste er es nicht unternehmen, ein allgemeines Sittengemälde zu ſchreiben.

Dieſes Urtheil könnte hinreichend ſeyn, und ſo die Recenſion ſich enden. Allein dieſes Werk kündigt ſich mit Anſprüchen an; der Verleger hat bey ſchönem Papiere, Drucke und Kupferſtichen keine Koſten geſpart, und der Vf. ſagt uns mit vielem Nachdrucke, daſs er ſich ſeit zehn Jahren in London aufhält, und ein noch gröſseres Werk über den nämlichen Gegenſtand liefern wolle. Rec. hält es daher für ſeine Pflicht, ſein allgemeines Urtheil zu belegen, und den Leſer in den Stand zu ſetzen, ſelbſt zu urtheilen. S. 12—18. findet ſich die Beſchreibung einer Mahlzeit, die ein angeſehener Einwohner von London einem reiſenden Deutſchen giebt, der ihm empfohlen iſt; und dieſe Beſchreibung ſoll dem Leſer einen allgemeinen Begriff von Londner Mahlzeiten geben. Der Deutſche klopft zur beſtimmten Zeit an der Thüre *ſeines Gönners* an. (Wie iſt der Gaſtgeber auf einmal zum Gönner geworden?). Bey der Mahlzeit findet er „keine frohen Scherze, kein Gelächter des Frohſinns." — (Wo hat der Mann gelebt, daſs er noch nicht weiſs, daſs das Gelächter des Frohſinns ſchon längſt von den Tafeln der ſogenannten guten Geſellſchaft in Europa verbannt iſt?). Endlich fängt die Flaſche an herumzugehen. Die Blicke des Fremden werden heiter; er fängt an, *warm zu werden, wirft verrätheriſche Blicke* auf die lieblichen Nymphen (die Töchter des Hauſes), die am obern Theile des Tiſches ſitzen, *und macht Plane, ihnen näher zu kommen.*" (Was? an der Tafel ſeinen Platz verlaſſen, und den eines andern einnehmen! Wer in der Art und den Sitten der höhern Stände ſo fremd iſt, dem kann es freylich nicht unter ihnen gefallen. Er vermeide ſie dann, und vorzüglich — ſchreibe nicht über ſie). Das Ende dieſer Mahlzeit iſt, daſs ſich der Eingeladene an den Tiſch ſetzen muſs, „um ſich ſeine Börſe plündern zu laſſen." (Unbegreiflich! Unzählige Ausländer haben zu London in Familien aller Claſſen geſpielt, und haben bald gewonnen, bald verloren, wie es ſo mit geſellſchaftlichen Spielen geht; nie aber hat Rec. von dem Falle gehört, daſs einem die Börſe wäre geplündert worden, er müſste denn unter Gauner gefallen ſeyn. War dieſs hier der Fall: ſo hätte es der Vf. ſagen, nicht aber das Ganze als eine Probe von einer Londoner Mahlzeit und Londoner Geſellſchaft geben ſollen). Folgendes, S. 18. möchte wohl ein neuer Beweis ſeyn, wie wenig der Vf. die Stadt kennt, deren Sitten er zu malen vorgiebt: „Es iſt nichts Ungewöhnliches, daſs wohlhabende Leute, ſelbſt Lords vom erſten Range, nichts als etwas kalte Küche zum Mittagsmahle haben; und Suppe, Ragouts, Zugemüſe u. dgl. ſind eine ſeltene Erſcheinung auf unſern Tafeln." S. 19. „Ein Rehbraten koſtet oft 2 auch 3 Louisd'or." Und S. 20. „Um Weinachten herum ſind alle Poſtwagen mit Rehen etc. beladen." — Der Mann, der zehn Jahre in England geweſen iſt, weiſs alſo noch nicht, daſs es in dieſem Lande keine Rehe giebt? Meynt er aber Dammhirſche: ſo muſs er nie einen geſehen, und

noch weniger von einem gegeffen haben, denn fonft würde er wiffen, dafs die Geftalt diefer Thiere ziemlich ungleich ift, und dafs es nicht zwey Fleifcharten giebt, die mehr von einander verfchieden wären, als diefe. Von dem feften Lande aber zieht man auch kein Rehfleifch, denn der Engländer fchätzt es nicht. — S. 43. „Vor zehn und mehr Jahren konnte man noch einen Mann von Stande von einem bürgerlichen an der Kleidung unterfcheiden. Der Kleinhändler würde geftickte Weften und feidene Beinkleider als eine feinem Stande nicht angemeffene Tracht angefehn haben. Nur Leute von Stande erfchienen daher in köftlichem Aufzuge etc." Der Vf. ift über das, was vor feiner Zeit in England gefchah, eben fo fchlecht unterrichtet, als er ein fchlechter Beobachter der gegenwärtigen ift. Vor zehn, funfzehn und mehreren Jahren war die Männertracht in den höhern Ständen fo einfach, dafs fie oft anftöfsig ward. Wäre ein Mann mit einer geftickten Weite in einer modifchen Gefellfchaft erfchienen: fo würde man ihn verlacht und einen *Antediluvian* genannt haben. So etwas konnte der Putz eines Stutzers von Kaufmannsdiener aus der City feyn. — Dafs der Vf. gar zu gern tadelt, davon diene, unter vielen andern, folgende Stelle zum Beweife. S. 68. fpricht er von „der Delicateffe, welche das Volk, mit Rückficht auf theatralifche Vorftellungen, bey jeder Gelegenheit äufsert. Das zarte Gefühl der Zufchauer zeigt fich hier bey der unbedeutendften Veranlaffung." Und S. 69. „Nichts ift lächerlicher, als die Strenge, mit welcher ein Londoner Auditorium in unfern Tagen felbft das befte Schaufpiel verdammt, fo bald es nur die geringfte Zweydeutigkeit, oder einige zu natürliche Ausdrücke enthält." Rec. follte meynen, das gereiche dem Publicum zur Ehre, zumal wenn es wahr wäre, dafs es, wie der Vf. behauptet, aus gemeinen Leuten befteht. Zu diefer Tadelfucht gehört auch feine Klage, S. 112. dafs ein Lord, der einen Sitz im Unterhaufe hat, nicht das geringfte Vorrecht vor einem Krämer oder Schneider hat, der fich durch fein Geld die Würde eines Senators zu verfchaffen weifs. (Uebrigens wünfchte Rec. zu wiffen, wer die Schneider oder Krämer find, die im Unterhaufe fitzen). — Oft widerfpricht er fich felbft auf der nämlichen Seite, wie S. 106. „die engliffche Nation ift im Grunde ein *braves, thätiges und edles Volk*. Ihre Tugend, durch Reichthum und Luxus gefchwächt, ift zwar feit einiger Zeit in Abnehmen; aber die Maffe im Ganzen genommen, *ift noch immer gut*." — Und nun gleich darauf: „Die Mühe, welche fich die höhern Mächte hier geben, *die wenigen guten Züge, die noch im Charakter der Nation übrig find*, völlig auszutilgen" etc. — S. 111. In einem Lande, wo man dem Reichthume eine folche Uebermacht über Talente zugeftehn, wie hier, wo man weiter nichts nöthig hat, als Geld, um zu den höchften Würden zu gelangen etc. — Hatten die Lords Kenyon, Loughborough, Thurlow, hatten die gegenwärtigen Erzbifchöfe von Canterbury und York, hatte der gröfste Theil der Bifchöfe, hatten drey Viertel der Richter des Landes, hatten die Lords St. Vincent, Nelfon etc., hatten die Herren Pitt und Addington und fo viel andere, welche hohe Stellen bekleiden, Geld, um zu den höchften Würden zu gelangen? — S. 114. In einem monarchifchen Staate können Männer von vorzüglichen Fähigkeiten, auch wenn es ihnen an Reichthum gebricht, — es zuletzt dahin bringen, dafs man ihre Verdienfte erkennt etc. — Dafs das in England ganz vorzüglich der Fall ift, beweift die Lifte, die Rec. eben gegeben hat, beweifen hundert andere, die einzig und allein durch ihre Fähigkeiten entweder einen Sitz im Unterhaufe erhielten, oder zu den wichtigften Aemtern des Landes gelangten. Auch widerlegt er fich felbft, denn S. 113. fagt er, „dafs ein Marquis von Landsdowne (dem es wahrhaftig nicht an Vermögen fehlt), ein Lord Lauderdale und andere Grofsen, die fich bey ihrer erhabenen Würde durch vorzügliche Talente auszeichnen, kaum eines Blickes von den Miniftern und felbft dem Könige gewürdiget würden." (Er hätte noch hinzufetzen können, dafs Englands reichfter Herzog und hundert andere fehr reiche Männer weder Würden bekleiden, noch am Hofe in Anfehen ftehen). S. 126. befchreibt er eine Londoner Affemblee. Das Uebertriebene weggerechnet, find diefe Gefellfchaften gerade die nämlichen, die man in allen grofsen Hauptftädten von Europa findet. Die moralifchen Betrachtungen, die der Vf. darüber anftellt, find Gemeinplätze, die man oft gelefen hat. — „Die fchönften Gefichter (S. 129.) verwandeln fich in Furien-Phyfiognomien. Hier wird eine Rofenwange (beym Spiele) auf einmal lilienweifs. Dort fcheint Fieberfroft eine greife Matrone zu fchütteln. Wilde Leidenfchaften fchaffen Engelsgeftalten zu Teufeln um, und Schadenfreude, Angft, Betrug, Verzweiflung, rafender Leichtfinn und grinfende Habfucht fcheinen hier um die Oberherrfchaft mit einander zu kämpfen." — Welcher Mann von Welt wird nicht in diefer Befchreibung fogleich den Sittenmaler erkennen, der Gefellfchaften befchreibt, die er nie gefehen hat. Wufste der Mann nicht, dafs eben die Menfchenclaffe, von der er redet, durch Lebensart und Uebung eine Gewalt über fich hat, welche diefe groben Ausbrüche der Leidenfchaft verhindert! — Nachdem er S. 131. erzählt hat, wie Leute vom Stande und Mode ihre Befuche machen und erwiedern, fetzt er fehr treuherzig hinzu: „Aber fagen fie felbft, wozu dient alles diefes ermüdende, nichts bedeutende Ceremoniel? Der vernünftige Endzweck eines Befuches ift doch nichts anderes, als gefelliges Zufammenkommen und Unterhaltung" etc. — Freylich wohl! Aber einer, der fo wenig im Katechismus der höhern Stände und der Mode bewandert ift, follte alles eher thun, als über eine Welt fchreiben, von der er nicht den geringften Begriff hat. S. 136. Kaum hat ein Kaufmann vom erften Range angefangen, fich in den Wirbel der grofsen Welt zu ftürzen: fo wird in ihm die Begierde nach einem Titel rege — er wird Ritter etc. — Ganz und

gar

gar nicht! Der Kaufmann, der hier beschrieben wird, kümmert sich wenig um diesen Titel, welchen man gewöhnlich dem kleinern Kaufmann in der City überlasst. Auch braucht es nicht so viel Umstände, diesen Titel zu erlangen; jeder Bürger, der in einer Deputation der Stadt London vor dem Könige erscheint, welches öfters geschieht, hat ein Recht, ihn zu verlangen. — Welche wichtige Neuigkeit findet der Leser S. 147. „Es ist ein charakteristischer Zug unserer Bürgersweiber, dass sie — mit wunderbarer Genauigkeit die Handlungen ihrer Nachbarinnen critisiren." — Was S. 153. ff. über die Bettler gesagt wird, ist gröfstentheils wahr. Auch ist das richtig, was man S. 165. über Schwindler, Betrüger und Freudenmädchen liefst; wie auch, was der Vf. aus Colquhoun entlehnt hat. — Was sich aber S. 187. über die Erziehung der Söhne der Grofsen findet, ist fast durchaus falsch. Wufste der Vf. nicht, dass die Haus-Erziehung durch Hofmeister in England noch immer eine seltene Ausnahme ist, und dass der Knabe auch vom höchsten Range frühzeitig in eine öffentliche Schule geschickt wird, wo ihn die Lehrer wie andere Knaben behandeln, anstrengen, bestrafen etc. S. 195. „In London wird der Geistliche meistens mit einer Geringschätzung behandelt, von der man sich in Deutschland keinen Begriff machen kann." (Welcher Leser, der den Zustand der englischen und deutschen Geistlichen nur einigermafsen kennt, wird dieses glauben?). „Pfaff (*Parson*) ist der gewöhnliche Titel." — Wenn der Vf. bey einem Aufenthalt von zehn Jahren die Bedeutung des Wortes *parson* nicht durch Umgang lernte: so konnte er es wenigstens in jedem Wörterbuche, z. B. von Adelung, Eber u. a. durch Pfarrer übersetzt finden. Johnson leitet es von *persona* (*because the parson omnium personam in ecclesia sustinet*; oder von *parochianus*, *the parish priest*). Es bedeutet durchaus nicht Pfaffe, und ist blofs ein weniger anständiges und weniger achtungsvolles Wort, als *Clergyman*. Weiterhin heifst es: „Junge Leute sprechen vorsätzlich die ungezogensten Unflätereyen in seiner Gegenwart, um sich an seiner Verlegenheit zu belustigen." Wie stimmt aber diese Verlegenheit damit zusammen, dass der Geistliche „in Trinkgesellschaften den Ton der wilden Ausgelassenheit angiebt, sich eine Concubine hält, oder seine Kraft in den Armen feiler Dirnen verschwelgt?" — Man sollte denken, dass ein solcher Mensch sich nicht leicht in Verlegenheit setzen liefse. S. 197. „Der Hr. Examinator ist der Bischof etc. Wäre der Vf. ein wenig mit der englischen Geistlichkeit bekannt: so würde er wissen, dass nicht der Bischof, sondern einer seiner Capläne diejenigen examinirt, welche in den geistlichen Stand treten wollen. S. 197. „Die jüngern Söhne der reichen Gutsbesitzer erhalten gewöhnlich die besten Pfarreyen auf dem Lande, oft 2, 3 und mehrere." Es ist zum Erstaunen, wie wenig der Mann das Land kennt, über das er schreibt. Kein Geistlicher in England darf mehr als 2 Pfarreyen besitzen. Vermuthlich hat der Vf. von Präbenden, Domherrnstellen, Kanzlerstellen etc. gehört; diese kann man neben einer Pfarrey besitzen, und ihre Zahl ist durch kein Gesetz eingeschränkt. — S. 206. beschwert sich der Vf., dass er im Hospital des Findelhauses Einlass bezahlen mufste, als dreifsig Kinder auf einmal getauft wurden, „ungeachtet dieses übermäfsig reich ist." — Wufste er denn nicht, dass dieses Haus eine wohlthätige Stiftung ist, und dass ein Theil seiner ansehnlichen Einkünfte gerade von solchen Gelegenheiten, Collecten, Kirchenmusiken etc. kommt? — „Clementi bekommt 1 Guinee für eine Clavierstunde, während dass man nicht gern 5 Schillinge für eine Stunde im Deutschen giebt." Und S. 220. „Maler, Schauspieler, Musik- und Tanzmeister stehen sich hier vortrefflich, während dass der arme, verdienstvolle Gelehrte darben mufs." — Dieses ist die Geschichte aller grofsen Städte. So ist es überall, und so wird es wohl ewig seyn.

Von S. 225 — 235. folgt eine vergleichende Charakteristik der Bewohner Londons aus dem Englischen *Satyrical view of London* übersetzt. — Aufser Hn. Pitts Porträt finden sich hier Kupferstiche 1) von Westminister Abtey, 2) Westminster Halle, 3) dem Zollhause, nebst einer kurzen Beschreibung davon. Ihre Bestimmung ist offenbar, das Buch zu verzieren, und so wollen wir nicht darüber streiten, wie die 3 letztern besonders in ein Sittengemälde von London kommen. Die Lebensbeschreibung des Hn. Pitt stellt in ihn ein Licht, das von dem verschieden ist, in welchem er in dem Buche selbst erscheint. Sie ist also entweder von einer andern Hand, oder der Vf. zog sie aus englischen Nachrichten, und nahm sich nicht die Mühe, sie dem anzupassen, was er selbst hin und wieder über diesen Staatsmann äufsert.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Reinicke u. Hinrichs, *Neue Bellona*, oder *Beyträge zur Kriegskunst und Kriegsgeschichte*. Herausgegeben von einer Gesellschaft Hessischer und anderer Officiere. *Erster Band*, 1—4s St. 526 S. mit 7 Plans und dem Bildnifs des Erzherzogs Karl. *Zweyter Band*, 1s Stück. 108 S. mit 1 Plan. 8. (jedes Heft 16 gr.)

Zeitschriften waren und bleiben eins der vornehmsten und wirksamsten Mittel, Aufklärung zu verbreiten; besonders wenn sie auf einen bestimmten Zweck hin wirken. Nur mufs der Redacteur eine sorfältige, selbst strenge Auswahl unter den Aufsätzen treffen; vorzüglich nichts aus andern schon gedruckten und bekannten Werken aufnehmen, weil dadurch andern durch Neuheit oder innern Werth interessirenden Abhandlungen, der Platz geraubt wird. Dieses ist aber der Fall in dem vorliegenden Journale, wo V. im 1ten St., I. und IV. im 2. St., IV. im 3. St., II. und IV. im 4. St. vorher schon im Druck erschienen sind. Der Werth der einzelnen Aufsätze wird sich aus folgenden ergeben.

Das

Das 1. Stück enthält nach einer, für den Gegenstand viel zu gesuchten und blumenreichen Einleitung, I. *Dänische Artillerie-Versuche über die Wirkung der schweren und leichten Kaliber bey einerley Entfernung.* Das Resultat ist, dass 2 Amusetten eine grösere Wirkung gegen Truppen äussern, als 1 Sechspfünder; eine Schlussfolge, deren Unrichtigkeit sich bey genauerer Untersuchung der Schuss-Tabelle von sich selbst ergiebt. Nothwendig muss der grösere Richtungswinkel der schwächern Kaliber auf bedeutende Entfernungen auch unrichtigere Schüsse gebe; vorausgesetzt, dass das Verhältniss der Länge und Schwere bey beiden einerley ist. II. *Schlacht bey Turcoing* 1794. III. *Betrachtungen über das Quarrée und die Kolonne bey Rückzügen.* IV. *Belagerung der Festung Ypern.* IV. *Oesterreichische Kriegsverfassung.* (Aus dem Wiener Militärkalender für 1799.).

2. Stück. *Venturinis kritische Uebersicht des Feldzuges* 1800, ist vorher schon bey Reichard in Braunschweig gedruckt erschienen, und läuft durch alle folgende Stücke fort. II. *Ueber den Einfluss der Gemüthsbewegungen auf militärische Operationen.* Unterhaltend und wahr. III. *Anwendung des Choks bey der Infanterie,* von *Venturini.* Man siehet es diesem Aufsatz an, dass es dem Vf. durchaus an praktischer Erfahrung fehlet. IV. *Regniers Pulverprobe,* aus Gilberts physischen Annalen.

3. Stück. I. II. und III. Fortsetzung der vorhergehenden Aufsätze. IV. *Bemerkungen über die Rumfordischen Versuche: die Kraft des entzündeten Schiesspulvers zu bestimmen.* (Aus Gilberts physischen Annalen). V. *Ueber die Ursachen der vielen Siege und des Kriegsglücks der Franzosen im Revolutionskriege.* Mehr politischen als militärischen Inhaltes. VI. *Marschdisposition für die alliirte Armee* 1762. Enthält durchaus nichts, was sie als besonders merkwürdig auszeichnet.

4. Stück. I. Fortsetzung der *kritischen Uebersicht.* II. *Bemerkungen über das Schiessen mit glühenden Kugeln* (aus Gassendi Aide memoire), lehret das Glühen derselben, und einige bekannte Vorschriften über das Laden. III. *Beytrag zur Kriegsgeschichte des bekannten Grafen von der Lippe.* Ein sehr schätzbarer Aufsatz. IV. *Preussische Kriegsverfassung* (grösstentheils aus *Streits* militärischer Encyclopädie) giebt blos den Zustand der Armee bey *Friedrich Wilhelms* II. Tode an; seitdem hat sie verschiedene bedeutende Veränderungen erlitten. V. *Bemerkungen über die im N. Milit. Magazin vorgeschlagenen Flintengranaten und über die Schwimmmaschine des Bürgers Mangin.* Die erstere Idee ist in der That so auffallend unmöglich, dass es kaum der Mühe lohnt, ein Wort darüber zu sagen. VI. *Militär-Verbesserung.* Giebt Nachricht von einer monatlichen Gehaltserhöhung und Brodzulage des Hessen-Casselischen Militärs. VII. Ankündigung militärischer Werke. II. Bandes 1s Stück. *Fortsetzung der kritischen Uebersicht.* II. *Gauvains Heldentodt bey Stramberg.* Recht gut erzählt.

Die Karten und Plane sind ohne allen Fleiss gearbeitet, und es wird bey einigen schwer zu bestimmen: wohin der Abhang der Berge eigentlich gehe? Bey der Schlacht von Marengo fehlet nicht nur alles Terrain gänzlich, sondern es sind auch die auf dem Schlachtfelde liegenden Orte Villa nova, Spinetti, Guaraca und Torone aufsen gelassen; auch ist weder die Orientirung noch die Richtung der Flüsse angedeutet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Ohne Druckort: *Geschichte der ersten Bürgeraufnahme eines Protestanten in München.* Ein Beytrag zur Charakteristik der baierischen Landstände, mit Urkunden. 1801. 82 S. 8. Die Geschichte der ersten Bürgeraufnahme eines Protestanten in München dient zu einem abermaligen Beweise, dass wahre Aufklärung und Duldung nur in *einzelnen* Katholiken sich offenbare, der *Geist* des Katholicism aber bis jetzt noch immer der *nämliche,* und von den Grundsätzen der *Intoleranz,* die er in den finstersten Zeiten verkündigte und durchsetzte, kein Haar breit abgewichen sey. Er bestreitet in katholischen Ländern mit allen möglichen Waffen eben die Grundsätze, die er in protestantischen Ländern, wenn ihre Regenten die Duldung des Katholicism einführen, zu billigen und zu lobpreisen nicht Worte genug findet. Der kurpfalzbayerischen Regierung wird es daher um so schwerer werden, mit ihren weisen Gesinnungen durchzudringen, da unter den Landständen der Prälatenstand eine so grosse Rolle spielt, und das katholische Religionswesen in Baiern von den ihr nicht unmittelbar untergeordneten bischöflichen Consistorien geleitet wird. Unterm 10. Nov. 1800. verordnete der Kurfürst, dass bey der Ansässigmachung in seinen sämmtlichen obern Staaten die katholische Religionseigenschaft nicht ferner als eine wesentliche Bedingniss anzusehen sey, und demnach andere Glaubensgenossen davon nicht ausgeschlossen werden sollen. Dieser weisen Verordnung zufolge kauften zu München zwey Reformirte: ein Lieferant Michel aus Mannheim eine bürgerliche Weingastgebers- und Christoph Koch eine Handlungsgerechtigkeit. Der letztere Kauf wurde durch ein Einstandsrecht beseitiget, allein der Ersteren war auf keine so gute Art auszuweichen. Es verlangten also die Zünfte, welche keinen Katholiken aufnehmen wollten, von dem Münchner Magistrate, sich bey der Landschaft Raths zu erholen. Dies geschah, und hieraus entstand der Schriftwechsel zwischen dem Münchner Magistrat, der Landschaft und dem Kurfürsten, den diese Broschüre im Abdrucke mit passenden Anmerkungen über die Weigerungsgründe der Landschaft liefert. Das Resultat dieses Schriftwechsels war: dass die Regierung durchgriff, der Münchner Magistrat den Lieferanten Michel zum Bürger aufnehmen musste, und die Verordnung vom 10. Nov. 1800 unterm 26. Aug. 1801, jedoch mit der Versicherung wiederholet wurde, dass dieselbe nicht als eine Kränkung des dermaligen Religionszustandes der Baiern anzusehen sey, wogegen seine Kurfürstl. Durchl. niemals eine Störung gestatten würden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. Februar 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *Grundriſs einer allgemeinen Phyſiologie und Pathologie des menſchlichen Körpers.* Zum Gebrauche bey akademiſchen Vorleſungen, von Dr. *C. H. Pfaff*, ord. Lehrer der Philoſophie und Phyſik auf der Univerſität Kiel. *Erſter Band.* 1801. 479 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Unbefangenheit des Urtheils und Mangel an Vorurtheilen der Schule und des Anſehns, ſind heut zu Tage deſto gröſsere Vorzüge eines mediciniſch-theoretiſchen Werkes, je gröſser die Gährung widerſprechender Meynungen, und je unwürdiger die Schwäche vieler Partheygänger iſt, womit ſie alles nachbeten, was irgend ein berühmter Mann geſagt hat. Jene ruhige Unbefangenheit des Urtheils und jene Freyheit von Vorurtheilen der Schule und des Anſehns machen den Hauptcharakter der vor uns liegenden vortrefflichen Schrift aus: die Vorzüge derſelben werden noch erhöht durch Klarheit der Darſtellung, durch Ordnung des Vortrages, und durch glückliche Benutzung der anwendbarſten Entdeckungen und Meynungen unſeres Zeitalters. So iſt es dem würdigen Vf., einem der gröſsern Phyſiker Deutſchlands, gelungen, zwey Doctrinen, die ſonſt immer zum Nachtheil der Wiſſenſchaft und auf Koſten der Gründlichkeit, abgeſondert vorgetragen wurden, in ein ſyſtematiſches Ganze zu vereinigen, und dadurch die Natur des menſchlichen Körpers, in ihren mannichfaltigen Abänderungen, verſtändlicher zu machen. Der Zuſatz: *zum Gebrauche akademiſcher Vorleſungen*, auf dem Titel, iſt, nach Rec. Dafürhalten, aber keinesweges ſo zu verſtehen, als ob man hier ein Compendium erwarten dürfte, welches die Grundſätze der Wiſſenſchaft in aphoriſtiſcher Kürze enthielte. Vielmehr iſt es als ein Handbuch zum eigenen Studium anzuſehen, und als ſolches allerdings äuſserſt nützlich und empfehlungswürdig.

Gleich in der *Einleitung* giebt ſich der Geiſt zu erkennen, der das Ganze belebt. Der Vf. geht von dem Grundſatze aus, daſs der menſchliche Körper als Natur-Gegenſtand, nur durch Beobachtungen und Verſuche unterſucht werden kann. Die ſolcher Geſtalt empiriſche Naturlehre des menſchlichen Körpers darf mit der allgemeinen Phyſik nicht zuſammen geſchmolzen, und einem höchſten Principe, dem Grunde von Allem, unterworfen werden. Der menſchliche Körper iſt nicht bloſs ein gemiſchter, nicht bloſs ein geformter, ſondern ein organiſirter Naturkörper. Bey Erklärung der Erſcheinungen an demſelben reicht alſo weder der Mechanismus, noch die chemiſche Miſchung der Beſtandtheile hin, ſondern man muſs zugleich auf höhere Kräfte der Organiſation Rückſicht nehmen. Die Lebenskraft hat keine objective Realität: durch ihren Begriff denkt ſich der Verſtand bloſs das Verhältniſs des organiſch-gemiſchten und geformten Körpers zu ſeinen Erſcheinungen und Veränderungen. Die letztern ſind natürlich, wenn ſie mit der Natur-Beſtimmung des Körpers übereinkommen: im entgegengeſetzten Falle nennt man ſie widernatürlich. (So nimmt auch der Vf. dieſe beiden Ausdrücke in Schutz, welche neuere Sophiſten, um doch etwas Beſonderes zu haben, verworfen haben.) Beſtimmt und gründlich erklärt ſich der Vf. gegen den Materialismus, indem er die Form und Miſchung durchaus nicht für hinreichend hält, um die Erſcheinungen am lebenden Körper verſtändlich zu machen: eben ſo verwirft er *Hufelands* Erklärung von der Krankheit, als einem thätigen Zuſtand, oder der Reaction der Lebenskraft, und gegen *Röſchlaubs* Annahme des Wohlbefindens und Uebelbefindens, als Charaktere des natürlichen und widernatürlichen Zuſtandes.

Im *zweyten und dritten Abſchnitte* betrachtet der Vf. die organiſche Miſchung und Form des Körpers, und ſeine Beſtandtheile. Dieſe ſind hauptſächlich der Faſerſtoff, der Eyweifsſtoff und die Gallerte, die, als unvollkommene Oxyde, ſich durch das verſchiedene Verhältniſs der phoſphorſauern Kalkerde und des Stickſtoffs unterſcheiden. Die entfernten Urſtoffe des Körpers kennen wir noch nicht alle; wahrſcheinlich giebt es noch eine Menge feinerer, ſehr wirkſamer Elemente des Körpers. (Rec. glaubt, daſs die, zum Theil auch durch den Vf. ſo ſehr glücklich cultivirten Verſuche mit dem Galvanismus uns hierüber noch manches Licht anzünden werden.) Die Grundform des Körpers nimmt der Vf. als faſerig an, und leitet daraus die Gefäſs- und Bündelform ab. (Rec. glaubt, daſs wir bey der zelligen, als der eigentlichen Urform aller organiſchen Körper, ſtehen bleiben müſſen, wie uns die mikroſkopiſche Zergliederung aller organiſchen Faſern und die Betrachtung des letztern Entſtehens der feſten Theile aus flüſſigen darüber belehren.)

Im *vierten Abſchnitte* unterſucht Hr. *Pf.* den Begriff des Lebens, und zwar zuvörderſt unter den bei den allgemeinen Geſichtspunkten der eigenthümlichen Bewegung und der eigenthümlichen Bildung der Theile. Er beſtimmt darauf die Geſetze der Er-

regbarkeit, die theils als blofse Empfänglichkeit, oder als ein paſſives Vermögen, theils als Energie, oder active Wirkungskraft betrachtet wird. In erſterer Rückſicht bewirkt die Erregbarkeit ſchnelle und lebhafte, in der zweyten Hinſicht ſtarke und dauernde Actionen. (Rec. hat dieſs immer ſo ausgedrückt: die Erregbarkeit laſſe ſich in ihrer extenſiven und in ihrer intenſiven Gröfse betrachten. Er hält dieſen Unterſchied für äuſserſt anwendbar auf alle Theile der mediciniſchen Dogmatik.) Die Reize, als nothwendige äuſsere Bedingungen des Lebens, wirken durchgehends auf organiſche Art, doch kann man nicht umhin, ihre mechaniſchen und chemiſchen Nebenwirkungen in Betracht zu ziehen. Durch die letztern wird aber keinesweges die Stärke der Erregung beſtimmt. Das Geſetz der *Uebung* erläutert der Vf. aus der öftern Wiederholung mäſsiger Reize: er zeigt gegen *Niemeyer*, dafs dieſs Geſetz auch für die unwillkürlichen Bewegungen gelte. (Hr. *Pf.* hätte dieſs Geſetz auch noch näher erläutern und ſelbſt zum Theil begreiflich machen können, aus der durch den Andrang des Bluts während der Action bewirkten ſtärkern Ernährung und dem vermöge des zugenommenen Volums vermehrten Wirkungsvermögens.) Das Geſetz der *Angewöhnung* hängt mit der *Aſſociation* zuſammen, die hier nach *Darwin* erläutert wird. Bey der Lehre von der geſunden Erregung verfällt der Vf., wider ſeine Gewohnheit, in eine unfruchtbare Speculation über die Quantität der Erregung. Aber wichtig iſt, was er über die Nothwendigkeit des Bluts, als Lebensreiz und als innere Bedingung der Erregung thieriſcher Körper, ſagt... Die Krankheit betrachtet der Vf., als Abweichung des Lebens vom naturgemäſsen Zuſtande, aus einem doppelten Geſichtspunkte, als Abweichung der Erregung und als Abweichung der Bildung. In jener Rückſicht giebt es zwey Hauptformen der widernatürlichen Erregung: nämlich die *ſtheniſche* und *aſtheniſche* Form. Der Vf. bemerkt zwar, dafs bey der Beſtimmung der Quantität der Erregung die letztere entweder mit der Zeit verglichen, oder ihrem innern Gehalte nach betrachtet werden könne. Allein er hätte dieſe wichtige Betrachtung vorzüglich durch die Anwendung des Unterſchiedes zwiſchen Empfänglichkeit und Wirkungsvermögen noch beſſer erläutern können... Die Gränzen zwiſchen örtlichen und allgemeinen Fehlern der Erregung können nicht ganz ſcharf gezogen werden, wenn man nicht willkürlich einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen örtlichen und allgemeinen Krankheiten annimmt. Dieſer Unterſchied aber, ſagt der Vf., und mit ihm Rec., ſcheint der Natur mehr aufgedrungen als aus ihr geſchöpft zu ſeyn. Die ſophiſtiſchen Vertheidiger der Brownſchen Lehre in Deutſchland ſetzen das Weſen örtlicher Krankheiten in verletzte Structur und Miſchung (oder Organiſation) der Theile, das Weſen allgemeiner Krankheiten aber in eine durch den ganzen Körper verbreitete gleichmäſsige Veränderung der Erregung durch äuſsere Potenzen. Eine Verletzung der Organiſation läſst ſich aber nicht ohne Verletzung der Erregbarkeit denken, da beide unzertrennlich mit einander verbunden ſind... Die Erregung aller Organe iſt nie auf gleichmäſsige Art verletzt; und ſelbſt dann, wenn die ſtheniſche oder aſtheniſche Form allgemein zu herrſchen ſcheinen, ſind doch die Grade derſelben in den verſchiedenen Organen ungleich. Die Aſthenie des einen Organs iſt häufig die Folge der Hyperſthenie anderer Organe: ſogar in einem und demſelben zuſammengeſetzten Organe kann eine Verwickelung des ſtheniſchen und aſtheniſchen Zuſtandes ſtatt finden. Ganz vortrefflich beweiſet ferner der Vf., dafs nur das quantitative Verhältniſs der Erregbarkeit verändert werden kann, und dafs alle Anomalieen ſich auf daſſelbe zurückbringen laſſen. Einen Mittelweg ſchlägt der Vf. ein, zwiſchen denen, die die Krankheit blofs aus einem Mifsverhältniſs der Reize zur Erregbarkeit herleiten, und denen, die die Verletzung der Form und Miſchung der Organe ſelbſt, als nothwendige Bedingung zur Erzeugung jeder Krankheit anſehen. Die letztere Parthey wird hier beſonders die wichtigſten Gründe gegen ihre Meynung finden... Sehr leſenswerth iſt beſonders auch die Abhandlung über die wahre und falſche Schwäche und Stärke, über den Zuſtand der erhöhten und verminderten Empfänglichkeit, und des verſtärkten oder geſchwächten Wirkungsvermögens, wodurch eine beträchtliche Lücke in dem Syſtem der Erregungs-Theorie ausgefüllt wird.

Er kommt darauf zu den verſchiedenen Modificationen der Erregbarkeit und den davon abhängenden Hauptformen der Erregung. Zuvörderſt von der Erregung der empfindlichen Faſer. Er unterſcheidet die Function des Nervenſyſtems in eine thieriſche, die ſich unmittelbar und zunächſt auf die Seele bezieht, und in die organiſche, die unabhängig von der Seele und ohne directe Beziehung auf dieſelbe ſtatt hat. Sehr richtig unterſcheidet der Vf. die Thätigkeit des Gehirns oder die materielle Idee von der Empfindung ſelbſt, welche letztere, als Veränderung eines materiellen Weſens, nur in der Form der Zeit angeſchaut wird, und keine räumliche Verhältniſſe und Eigenſchaften hat. Ueber das Verhältniſs der eigentlichen immateriellen Empfindung zur materiellen Idee oder zur Gehirn-Thätigkeit denkt Rec. anders als der Vf. Erſterer glaubt nicht, dafs beide immer mit einander übereinſtimmen müſſen, ſondern findet durch die Erfahrung beſtätigt, dafs oft bey ſehr ſchwachen Eindrücken, und bey geringer Thätigkeit des Gehirns dennoch ſehr ſtarke Empfindungen ſtatt finden können. Ja, der Vf. ſagt ſelbſt in der Folge, dafs die Beſchaffenheit der geiſtigen Veränderung keinen unmittelbaren Schluſs auf die Beſchaffenheit der körperlichen Veränderung zulaſſe, dafs alles, was uns im Gemüthe ſpecifiſch verſchieden erſcheint, im Körper ſelbſt ſehr wohl nur gradweiſe verſchieden ſeyn kann.

In Rückſicht des Unterſchiedes der willkürlichen und unwillkürlichen Muſkeln bemerkt der Vf. mit Recht, dafs beide ſich nicht genau von einander

der trennen laſſen, auch daſs das von *Niemeyer* angegebene Kriterium der Antagoniſten bey willkürlichen, und des Mangels derſelben bey unwillkürlichen Muſkeln auf keine Weiſe zulänglich ſey, indem der Muſkelhaut der Urinblaſe, als einem willkürlichen Muſkel kein Antagoniſt gegeben ſey, dagegen die Muſkelfaſern des Herzens und des Magens allerdings ihre Antagoniſten haben. Gewundert hat ſich Rec., daſs der Vf., der ſonſt ſo gründlich und unpartheyiſch zu unterſuchen gewohnt iſt, über die Erklärung des Fiebers doch zu ſchnell und oberflächlich weggeht, obgleich er geſteht, daſs das Fieber jedesmal eine erhöhte Thätigkeit der Gefäſse voraus ſetze. Auch hätte der Unterſchied der ſthenifchen und aſthenifchen Fieber ſehr gut durch die Unterſcheidung der Empfänglichkeit und des Wirkungsvermögens, als zweyer beſonderer Beziehungen der Erregbarkeit, verſtändlich gemacht werden können. Ueber die Unterſcheidung der übrigen Krankheiten, nach dem gradweiſe verſchiedenen Verhältniſs der Erregbarkeit, haben wir weniger Gelegenheit, *hier* mit dem Vf. zu ſtreiten, da uns dieſs zu weit führen würde. Sonſt möchte wohl ſeine Erklärung von der *Angina pectoris*, z. B. am wenigſten eine genaue Prüfung aushalten. Noch führt der Vf. zuletzt die neuern Erfahrungen von dem verſchiedenen Verhalten der Erregbarkeit der Muſkeln bey verſchiedenen Reizen an, indem die Alkalien an die Nerven angebracht, die Erregbarkeit der Muſkeln erhöhen, die Säuern aber, auf die Nerven angebracht, die Muſkelkraft unterdrücken, und ſie dagegen erhöhen, wenn ſie auf die Muſkeln ſelbſt wirken. Sehr wichtig iſt endlich, was der Vf. über die Erregbarkeit des Zellgewebes ſagt: die Erregbarkeit des Parenchyma's aber, wovon er ein eigenes Kapitel macht, läſst ſich, wie Rec. glaubt, recht wohl unter eben derſelben Rubrik von der Erregbarkeit des Parenchyma's abhandeln.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Syſtematiſche Beſchreibung aller Geſundbrunnen und Bäder der bekannten Länder, vorzüglich Deutſchlandes* — von einigen Aerzten und Chemiſten herausgegeben. *Erſter Band. Zweyte* ganz umgeänderte und ſtark vermehrte Ausgabe. 1801. 916 S. *Zweyter Band.* 671 S. 8.

Dieſe Schrift wurde bey ihrer erſten Erſcheinung mit Beyfall aufgenommen, und verdiente ihn auch wenigſtens wegen des angewendeten Fleiſses im Aufſuchen und Zuſammenſtellen der in unzähligen Schriften zerſtreut liegenden Nachrichten von Bädern und Brunnen. Möchte aus dieſem unermüdeten Sammeln nur immer Nutzen für die Leſer — Aerzte und Kranke — hervorgegangen ſeyn! Aber was kann es helfen, wenn die Vf. mit Mühe eine Reiſebeſchreibung von einigen Alphabeten durchleſen haben, um uns zu ſagen, daſs da oder dort in der Welt ein Quellchen iſt, welches ein Tantillum von Mineralgehalt hat? Manchmal iſt gar nicht einmal angegeben, von welcher Art oder Stärke dieſer iſt. Aus den wirklich ſehr vielen Artikeln der Art wollen wir nur einige anführen, welche uns gleich ins Auge ſpringen: *Bruz* ein Schwefelwaſſer in Tirol, in vier Zeilen abgehandelt; der *Bergiſche* Sauerbrunnen bey Stuttgart, in ſieben Zeilen; der *Schaumburgiſche* von welchem die Vf. ſelbſt ſagen, daſs ihnen nichts von ſeinem Gebrauche bekannt worden ſey; die meiſten, welche im *Anhange* befindlich ſind; im zweyten Theile unter ſehr vielen Artikeln nur folgende: *Azerat* ein Dorf in Frankreich, hat eine Mineralquelle; *Amiens* eine Stadt in der Picardie, im Amienois, am Fluſſe Somme (wo auch bekanntlich die Geographie nicht ganz richtig iſt); *Amphion* in der Schweiz; *Andely* (weiter gar nichts); *Andeol*, eine kleine Stadt, hat eine Mineralquelle und mehrere andere. Beſonders ermüdend iſt die Aufzählung der vielen eiſenhaltigen Mineralwaſſer, an denen auch Deutſchland ſo reich iſt. Man könnte alſo dieſem Buche auf der einen Seite den Vorwurf machen, daſs es übervollſtändig wäre, ſo wie man auf der andern mit Gewiſsheit behaupten könnte, daſs in manchem Thale noch ein Quellchen rieſeln möchte, welches der Aufmerkſamkeit der Vf. dennoch entgangen iſt. Beſſer wäre es folglich geweſen (und dürfte es noch ſeyn), wenn nur die wirkſamſten und beſuchteſten Quellen ausgehoben, mit Kritik phyſiſch-mediciniſch und mit Zuverläſſigkeit topographiſch gut und geſchmackvoll beſchrieben worden wären. Es würde dadurch einem Bedürfniſſe ſolcher Kranken, welche Bäder brauchen, und ſolcher Aerzte, welche Kranke in Bäder ſchicken ſollen, abgeholfen werden. Dieſe Kritik und Zuverläſſigkeit vermiſſen wir aber, einige Artikel, wo den Vf. gut vorgearbeitet worden iſt, z. B. *Aachen*, *Eger*, *Teplitz*, *Driburg*, ausgenommen, auch in dieſer neuen Auflage. Der phyſiſch-chemiſche Theil, die Analyſe der Waſſer, iſt zwar gröſstentheils gut, aber viele Waſſer ſind noch nicht, oder nicht an Ort und Stelle, unterſucht; der mediciniſche iſt deſto ſchlechter, groſsentheils nach Humoralgrundſätzen geformt. Es ſteht z. B. an einem Orte, daſs das und das Waſſer, auch in Menge getrunken, *keinen Nachtheil* bringe, jemand habe alle Tage einen *Eimer* getrunken; die meiſten, welche dieſes Waſſer brauchten, würden *ſo angegriffen, daſs ſie betaubt, ſchwach in den Beinen*, nach der Mahlzeit ſchläfrig würden etc. Das iſt doch gewiſs ein ſonderbares Gemiſch von Wirkungen eines Waſſers! — Von einem andern wird geſagt, es ſey *geiſtreich*, eiſenhaltig, alkaliſch, auflöſend, ſtärkend, verdünnend, harntreibend. Sollte dieſe Zuſammenſetzung von einem geiſtreichen Arzte herrühren? Ferner iſt eins, welches für *ſteife Adern* dienlich iſt u. ſ. w. Wie vieles hätte da verbeſſert werden können und müſſen, um dieſe und ähnliche Angaben wahr, oder wenigſtens den heutigen gereinigteren Vorſtellungsarten anpaſſender zu machen! Dieſen Mangel an richtigem mediciniſchen Urtheil müſſen wir auch an der allgemeinen Abhandlung über die Mineralbrunnen rügen, welche dieſer

zwey-

zweyten Auflage zur Einleitung dient, und zum Vorzuge gereichen sollte. Noch bey weitem weniger haben die Vf. auf die nicht unerheblichen Zweifel der Erregungstheoretiker, namentlich *Röschlaub's*, gegen die Wasserkuren überhaupt einige Rücksicht genommen. Kleine Uebereilungen z. B. dass auf der einen Seite von *Ems* gesagt wird, dass es *seit einigen Jahren* in Verfall gerathen, und *nicht zahlreich* besucht worden sey, auf der andern, dass es *seit einigen Jahren* wieder *stark* besucht werde, dass bey *Wisbaden* zwar Hr. *Ritter*, aber nicht der gleichfalls geschätzte Hr. *Lehr* angeführt wird, dass von dem Schwalbacher Brunnen gesagt wird, in den *Sommermonaten* wurden *einen Tag um den andern* 8—10,000 Krüge, und *jährlich* 40—50,000 Krüge verführt, dass das Aderlassen, bey denen gut sey, wo das Blut *gern in die Höhe* steigt u. dgl. wollen wir nicht in Anschlag bringen. In der *Vorrede* haben die Vf. zwar noch einige Verbesserungen beygebracht, sie betreffen aber nur den Gehalt des *Liebensteiner*, *Pyrmonter* und *Kösener* Brunnens.

Wir haben die Vf. dieses Buches deswegen auf diese, wie uns dünkt, wesentlichen Mängel desselben aufmerksam gemacht, damit sie es bey einer künftigen Auflage der Vollendung, deren es fähig ist, immer näher bringen mögen. Dann bitten wir aber auch um besseres Papier und genauere Correctur!

CHEMIE.

Erfurt, b. Hennings: *Allgemeine chemische Bibliothek des neunzehnten Jahrhunderts.* Herausgegeben von D. *Johann Bartholomä Tromsdorff*, Professor der Chemie auf der Universität zu Erfurt, Beysitzer der Sanitätscommission und Apotheker daselbst etc. *Erster Band.* 1802. 1. St. 224 S. 2. St. 254 S. *Zweyter Band.* 1. St. 256 S. 8. Mit Kupfern. (Jedes Stück 20 gr.)

Da viele unserer recensirenden Zeitschriften mehrere chemische Schriften ganz unangezeigt lassen, oder doch nur sehr kurze Anzeigen davon liefern, so ist es allerdings ein verdienstliches Unternehmen, eine Zeitschrift blos für die chemische Literatur zu besorgen, wo man durch ausführliche Auszüge nicht allein in den Stand gesetzt wird, das Buch zu beurtheilen, sondern wodurch auch sogar der Ankauf desselben für viele entbehrlich gemacht wird. Die gegenwärtige Bibliothek soll nun diesem entsprechen, und Rec. gesteht, diesen ersten Theil nicht ohne Befriedigung aus der Hand gelegt zu haben. Der Herausgeber sagt in der Vorrede: „diese Bibliothek soll eine darstellende Zergliederung (nicht Recensionen im gewöhnlichen Sinne) aller in Deutschland erscheinenden Schriften enthalten, welche die theoretische und praktische Chemie, oder die anhängenden Künste und Wissenschaften, als pharmaceutische, metallurgische, technische Literatur etc. betreffen. So bedeutend auch die Anzahl derselben ist, so sollen doch die Anzeigen erschöpfend seyn, und die möglichste Vollständigkeit erreichen, und nur kleine minder wichtige Schriften einer flüchtigen Erwähnung bestimmt seyn. Aber auch die ausländische Literatur dieser Wissenschaften, vorzüglich englische und französische, soll diese Bibliothek umfassen, nur dass wir hier keine Vollständigkeit versprechen, und uns vorläufig nur auf das Wichtigste einlassen können." Sollen aber in dieser Bibliothek einmal ausländische vorzüglich englische und französische Bücher angezeigt werden, so wird auch der gröfste Theil der Leser Vollständigkeit und zwar mit Recht wünschen, indem die Anschaffung der ausländischen Bücher eigentlich die gröfste Schwierigkeit macht. Haben wir etwa deshalb nicht auf Vollständigkeit zu rechnen, weil es die Beschränktheit der erscheinenden Bände nicht erlaubt? Hierüber liefse sich aber wohl Auskunft finden, weil die Erscheinung der folgenden Bände an keine bestimmte Zeit gebunden ist, sondern sich blofs nach den vorräthigen Materialien richten soll. Wäre aber auch der Platz wirklich zu eingeschränkt, so könnte füglich an einigen Anzeigen, der Sache unbeschadet, abgebrochen werden. Wozu z. B. die 22. Blätter einnehmende Anzeige der drey ersten Theile des Fischerschen physikalischen Wörterbuchs? Wozu der weitläufrige Auszug aus van Mons Abhandlung über die Verwandlung der Wasserdämpfe in Gas, welcher ohne Kupfer seiner Ausführlichkeit ungeachtet, doch nicht verständlich wird. Uebrigens ist der Gedanke, eine chemische Bibliothek herauszugeben keinesweges neu; denn bekanntlich hat schon Hermbstädt 1788 eine solche herauszugeben angefangen, die aber leider mit dem vierten Bande geschlossen wurde. Wir bedauern dies, weil ihre Einrichtung ebenfalls sehr zweckmäfsig war, und hätten gewünscht, dass der Herausgeber wenigstens in der Vorrede der Hermbstädtischen Bibliothek rühmlichst gedacht hätte. Möchte es doch einem oder auch mehreren unserer besten Scheidekünstler, denen Zeit und Umstände dazu günstig sind, gefallen, die Hermbstädtische Bibliothek da fortzusetzen, wo sie aufhörte, so würde sich diese vortheilhaft anschliefsen und ein Ganzes bilden. Zwey Stücke von dieser Bibliothek machen einen Band aus, und jedem Stück ist das Porträt eines berühmten Scheidekünstlers beygefügt. Diesem ersten Bande ist das Porträt Gmelins und Westrumbs beygelegt, und so eben erhalten wir des zweyten Bandes erstes Stück mit von Creils Bilde. Einige Druckfehler sind zu berichtigen, so finden wir z. B. statt Wedgewood Wedyword. u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. Februar 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Heinsius: *Nova veteris Testamenti clavis. Addita est significatio verborum Hebraicorum e versione Alexandrina, cujus discrepantiae simul a textu Hebraico saepe dijudicantur.* Scripsit *J. Henr. Meisner*, Prof. Lips. Volum. II. *Prophetas priores, Josuam, Librum Judicum, I. et II. lib. Samuel, I. et II. lib. Regum continens.* 1800. 1 Alph. 14 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Auch dieser zweyte Theil verdient mit eben dem Beyfall aufgenommen zu werden, wie der erste, welcher in der A. L. Z. 1801. Nr. 90. ist angezeigt worden. Er ist eben so fleisig und zweckmäsig gearbeitet, und enthält ausser der meistens sehr sorgfältig bestimmten Bedeutung der Wörter und der beygefügten Uebersetzung der Alexandrinischen Version, in der Kürze manche schöne Winke zur richtigen Erklärung und Kritik des Textes. Die eingestreuten Erläuterungen und Bemerkungen enthalten das nothwendigste, was dem Anfänger bey der cursorischen Lectüre, um den Text richtig zu verstehen und zu übersetzen, zu wissen nöthig ist. Wir können daher mit Recht dieses Handbuch jedem Anfänger als ein sehr nützliches und zweckmäsiges Hülfsmittel empfehlen, welches ihm nicht allein das Lesen der Bücher des A. Test. sehr erleichtert, sondern ihn auch gut leitet und zur richtigen Interpretation anführt. Auch diejenigen, die keine Anfänger sind, werden auf einzelne Bemerkungen stosen, die ihnen interessant und wichtig sind, oder zu neuen Ansichten und Bemerkungen Anlas geben können. Sollte Rec. zu den Wünschen, die er bey der Anzeige des ersten Theils geäusert hat, noch einiges hinzufügen: so wäre es dieses, dass bey mehrern einzelnen Wörtern, das Stammwort angeführt werde, und besonders bey solchen, wo der Anfänger leicht anstosen kann. Es ist dieses nicht allein sehr nützlich, sondern auch wirklich nothwendig, damit der Anfänger mit der Abstammung des Worts, worauf so vieles ankommt, bekannt werde. Von den hier vorkommenden Erläuterungen und kritischen Bemerkungen wollen wir doch etwas zur Probe auszeichnen und einige Bemerkungen beyfügen. Jos. 1, 4. will der Vf. lieber רעד הלבנון lesen; allein bey den Alten findet sich doch keine Spur von dieser Lesart. Das beygefügte הזה scheinet auch dieser Aenderung entgegen zu seyn. Es werden hier die Wüste und der Libanon als die zunächst in die Augen fallenden Gränzen zusammengesetzt; die Wüste, wo die Israeliten sich befanden, und der gegen Norden sich erhebende Libanon; von hier erstreckte sich die nördliche Gränze des Landes bis an den Euphrat. Bey כל ארץ החתים ziehet Hr. *M.* die Lesart des Syrers וכל vor, meynt aber die Worte, welche die 70 nicht haben, könnten wegbleiben, da die Gränzen von Palästina beschrieben würden. Allein die Hethiten bewohnten den südlichen Theil des auf der Westseite des Jordans liegenden Landes, und stehen hier an statt der Gränze gegen Süden. V. 7. wird שמר לעשות *strenue, diligenter observavit* übersetzt, zugleich wird aber angemerkt, dass שמר 1 Mos. 37, 11. auch die Bedeutung *meminit* habe, und dass man auch übersetzen könne *ut memineris te gerere*, wobey auch Luc. 2, 51. verglichen wird. V. 13. wird bey זכור bemerkt, man müsse hier bey dem Infinitiv entweder das ausgelassene *verbum finit* ergänzen, oder זכרו im Imperativ lesen, welchen auch die 70 durch *μνησθητε* ausgedrückt haben. Die gewöhnliche Lesart ist wohl Archaismus der Sprache. K. 2, 1. wird אשה זונה von einer Frauensperson erklärt, die den Dienst des Jehova verlasse und zum Götzendienst übergegangen war: denn daraus sey es begreiflich, warum die Kundschafter bey ihr einkehrten, und sie selbst bey den Einwohnern deswegen in Verdacht kam. Rec. findet diese Erklärung gezwungen. Freylich bezeichnet זונה uneigentlich eine Götzendienerin, aber doch nur in der bildlichen Sprache, in dem simpeln historischen Stil wird das Wort aber nicht so gebraucht. Ueberdem wird die Rahab gar nicht als eine Abgefallene charakterisirt, sie war vielmehr nach ihrer eigenen Aeusserung durch die Nachricht von dem, was sich mit den Israeliten zugetragen hatte, überzeugt, dass Jehova den Israeliten das Land Canaan geben werde. Würde eine Israelitin bey solchen Ueberzeugungen wohl zu den Cananitern übergegangen seyn? Die Kundschafter kehrten nicht deswegen bey der Rahab ein, weil sie ehemals zu den Israeliten gehört hatte, sondern weil sie zunächst an der Stadtmauer wohnte, und die Kundschafter bey einer Person von ihrer Lebensart am wenigsten entdeckt werden konnten. Die Rahab kam auch eigentlich nicht bey den Einwohnern Jerichos in Verdacht, sondern die Ankunft der Fremdlinge, die man dennoch bemerkt hatte, hatte Verdacht erregt, und man fragte deswegen bey der Rahab nach. V. 6. wird bey פשתה עץ angeführt, es seyen darunter entweder roher Flachs oder Baumwollenstengel zu verstehen. Dem letztern stehet entgegen, dass die Baumwolle erst im September und October reift. V. 7. stehet אחרי באשר. Der Vf. meynt, das

das erſtere ſey wegzuſtreichen, weil eins überflüſsig ſey, und dieſes in einigen Handſchriften fehle. V. 15—20. ſoll richtiger nach dem 21 Vers ſtehen. Es iſt aber wohl der ungebildete Erzählungston. Kap. 3. 2. werden wieder die Verſe anders geordnet. Der Vf. meynt, die erſte Hälfte dieſes Verſes müſſe den Anfang des Kapitels machen, und darauf V. 1. 7. 8. 9. 5. 10. 11. 13. folgen, alsdenn ſetzt er die andere Hälfte des 2 Verſes, und darauf V. 3. 4. 6, und zuletzt V. 14—17. Rec. zweifelt aber auch hier, daſs eine eigentliche Verſetzung vorgegangen ſey. Bey K. 3, 13. wird zur Erläuterung beygefügt, daſs das Waſſer des Jordans durch den Wind ſey zurückgehalten oder durch die Wirkung eines Erdbebens anders geleitet worden. Das Factum, ſo wie es hier beſchrieben iſt, läſst ſich wohl nicht befriedigend erklären. Bey ויעמדו wird bemerkt, daſs das vorgeſetzte Präfix müſſe weggeſtrichen werden. K. 4, 2. 3. iſt der Vf. geneigt, anſtatt קחו und וצוו mit den 70 den Singular zu leſen, weil Joſua allein angeredet wird, wenn man nicht lieber V. 1. nach יהושע das Wort ולשטרים ergänzen wolle. V. 9. wird geſagt, man müſſe hier an kein zweytes Denkmal, das im Jordan errichtet ſey, denken, nach בתוך ſey vielmehr אשר zu ſuppliren. Die Ueberſetzung der 70, welche καὶ ἄλλας δωδεκα λιθας hat, wird mit Recht getadelt. Nach dem 9 V. ſollen die Verſe in folgender Ordnung geſetzt werden. V. 21—24. 10. 15 bis 18. 14. 11—13. 19. 20. Kap. 6, 20. iſt bemerkt, die Mauern Jerichos fielen nicht durch das Kriegsgeſchrey um, ſondern die Stadt wurde unter Geſchrey beſtürmt und eingenommen. Im Anfang des Verſes iſt והכהנים vor יתקעו zu leſen. K. 7, 20. wird bey שנער אדרת die Vermuthung geäuſsert, ob man nicht beſſer אדרת שער ein *Peiz* leſe. Aber die Sache wird doch als etwas koſtbares und auſserordentliches vorgeſtellt, und alsdenn würde auch wohl V. 24. nicht blos אדרת ſtehen. Die Leſeart תחתיה iſt aus dem folgenden Vers entſtanden und התחיתם zu leſen. V. 24. ſtehet die Bemerkung, die Tochter und Söhne des Achans ſeyen blos Zuſchauer bey der Hinrichtung geweſen; denn nachher heiſse es nur von Achan, er ſey geſteinigt worden. V. 25. haben die 70 וישרפו - באבנים nicht ausgedrückt, Hr. *M.* hält die Worte deſswegen für verdächtig, wenn man nicht אתו anſtatt אתם leſen wolle. Wenn אתם ſolle beybehalten werden: ſo müſſe man mit dem Syrer nach וירגמו אתו noch hinzuſetzen ויאת - כל - אשר לו. Auch die Vulgata hat die letztern Worte geleſen. K. 8, 13. wird das Kri am Ende des Verſes mit Recht vorgezogen. Die Worte וישם אותם ſollen aber als müſsig weggeſtrichen und blos ויאורב geleſen werden. Das letztre iſt wohl nicht nöthig, der Hebräer liebt ſolche Conſtructionen. K. 9, 4. wird anſtatt des gewöhnlichen ויצטיידו *legationem ſimularunt*, die Leſeart ויצטירו, welche alle Alten ausgedrückt haben und auch durch Handſchriften beſtätigt wird, vorgezogen und überſetzt *commeatu ſe inſtruxerunt*, von צור Ar. ṣwr *inuncare feras, venari* davon ציר *venatio* und wie das Arab. ṣwr *cibus, commeatus*. Da V. 21. die letzten Worte כאשר ſonderbar in dieſer Verbindung lauten: ſo wird der Vers nach der Ueberſetzung des Syrers ergänzt und alſo überſetzt: *Proceres vero haec edixerunt illis: vivi ſerventur, ſed univerſo coetui Iſrael. ligna caedant et aquas hauriant. Hinc illi univerſo coetui hactenus ligna caedunt et aquas hauriunt, ut de iis ſtatuere proceres.* Bey K. 10, 13. ſtehet die kurze aber richtige Bemerkung *ſubſtitit ſol, non vere, ſed ex opinione illorum hominum, idem cum Joſua votum habentium, eandemque vindictam ſpirantium.* V. 24. wird bey התלכוא bemerkt, es ſey die 3 *perſ. plur. praet K.* mit dem ה *relat.* an ſtatt אשר, und dem א *paragog.* nach dem Arabiſchen, vielleicht ſey es aber auch aus dem folgenden Wort entſtanden.

Wir haben mit Fleiſs blos aus dem Anfang des Buchs Joſua einiges angeführt, um zu zeigen, daſs das Buch durchaus kein blosſes Vocabularium iſt, ſondern daſs man allenthalben Bemerkungen findet, die der Aufmerkſamkeit und näheren Prüfung werth ſind. Wir würden auch über einige vorzüglich ſchwierige Stellen aus den übrigen Büchern noch die Bemerkungen des Vfs. auszeichnen, wenn dieſes nicht zu weitläuftig würde. Möchte doch dieſes Handbuch recht fleiſsig gebraucht. und dadurch, daſs es das Leſen des A. Teſt. ſo ſehr erleichtert, ein Mittel werden, daſs angehende Theologen das Studium des A. Teſt. mit mehrerem Fleiſs und Eifer betrieben! An zweckmäſsigen Hülfsmitteln fehlt es gewiſs nicht, wenn ſie nur fleiſsiger gebraucht würden.

FRANKFURT a. Mayn, in d. Jägerſchen Buchh.: *Die Sprüche Salomo's.* Herausgegeben von *Hermann Müntinghe*, Prof. der Theol. und Kirchengeſ. in Harderwyk. Aus dem Holländiſchen überſetzt von *M. J. E. H. Scholl*, Diakon. in Sindelfingen. *Zweytes Bändchen.*

Auch unter dem Titel:

Erklärende und philoſophiſch (philologiſch) *kritiſche Anmerkungen zu den Sprüchen Salomo's.* Herausgegeben von *Herm. Müntinghe* u. ſ. w. 1801. 108 S. 8. (10 gr.)

Dieſes Bändchen enthält die Anmerkungen zu der in der A. L. Z. 1800. 4B. S. 633. angezeigten Ueberſetzung der Sprüche Salomo's, die es allerdings verdiente, daſs ſie auch dem deutſchen Publicum übergeben würde. Der zweyte Titel verſpricht zwar auch die philologiſch kritiſchen Anmerkungen, woraus der Setzer durch eine ſonderbare Verwechſelung philoſophiſch kritiſche gemacht hat; aber man findet hier blos die erklärenden Anmerkungen, worin oft auf die philologiſch kritiſchen verwieſen wird. Hr. Prof. Müntinghe hatte ſeinen guten Grund dabey, warum er in dem holländiſchen Original die erklärenden Anmerkungen, die auch für unſtudierte Leſer ſind, von den philologiſch kritiſchen, die die gegebenen Erklärungen aus dem Sprachgebrauch und aus kritiſchen Gründen rechtfertigen, trennte; aber

der

der deutsche Uebersetzer, der doch das Buch wohl zunächst für deutsche Gelehrte übersetzte, hätte sehr füglich die letzten mit den ersten verbinden können, wenigstens dürfen die philologisch kritischen dem deutschen Leser nicht vorenthalten werden, da eben daran dem Gelehrten am meisten gelegen ist. Wir wünschen daher auch, dass diese bald nachgeliefert werden. Die hier gelieferten erklärenden Anmerkungen enthalten in der Kürze viel Gutes und Zweckmäfsiges; auch sind die vorzüglichsten unter den neueren deutschen Schriftstellern über die Sprüchwörter, Michaelis, Dathe, Döderlein, Arnoldi, Ziegler, dabey genützt. Wir wollen einiges zur Probe daraus auszeichnen. Bey K. 1, 20—33., wo die Weisheit unter der Person einer Lehrerin vorkommt, wird die Bemerkung gemacht: „Aus der Vergleichung aller Stellen dieses Buchs, wo von der Weisheit gesprochen wird, erhellet, dass der Vf. die Hauptidee von richtiger Sachkenntnifs mit einem damit übereinstimmenden Betragen, oder, was in der Hauptsache auf Eins hinausläuft, das Vermögen, eine Handlung auf eine, mit einem erleuchteten Verstand übereinkommende Weise einzurichten und auszuüben, mit diesem Wort verbindet. Halten wir diese Haupt-Idee von der Weisheit wohl vor Augen: so werden wir bald sehen, auf wie viele untergeordnete Ideen diese Hauptbedeutung anwendbar sey, und wie sie z. B. bald Tugend, bald Vorsicht und Ueberlegung bedeute, und wie auch die Weisheit Gottes selbst, als die Quelle und zugleich als das Muster menschlicher Weisheit angesehen werden könne." Kap. 2, 17. wird bemerkt, der eheliche Bund werde hier ein Bund Gottes genannt, weil Gott die Ehe eingesetzt habe, und er auch Zeuge dieses feierlichen Bundes gewesen sey. Rec. würde lieber *Bund Gottes* in der gewöhnlichen Bedeutung Gesetz Gottes nehmen. Das Gesetz Moses hatte den Ehebruch strenge verboten. Bey V. 18. 19. sagt der Vf., die Worte fassen zwar die allgemeine Lehre in sich, dass Ehebruch und Unzucht ins Verderben stürzen, aber der Vf. siehet doch mehr auf die vielen Arten von Unheil, das die Eifersucht vorzüglich im Orient stiftet, wobey auf das, was Arvieux über die Eifersucht der Orientaler sagt, hingewiesen wird. Kap. 3, 18. glaubt der Vf. bey *Lebensbaum* müsse man an den Baum im Paradiese denken. „Da die Juden, sagt er, doch einen Baum unter diesen Namen kannten, der im Paradiese zum Mittel diente, die Gesundheit und Unsterblichkeit unserer ersten Aeltern zu befördern: so denke ich fast, dass hierauf gezielet wird." Also nimmt Hr. *M.* in der mosaischen Erzählung vom Zustand der ersten Menschen die Nachricht vom Lebensbaum noch ganz wörtlich und historisch? Kap. 4, 26. sucht der Vf. die Metapher, die von einer Wagschale hergenommen ist, beyzubehalten. Er übersetzt *abgewogene Ueberlegung regiere stets deinen Gang*, an statt: bedachtsame Ueberlegung. K. 5, 10. hält er es für wahrscheinlich, dass hier blofs auf die grofsen Unkosten, die der Ehebruch besonders im Orient dem Ehebrecher verursacht, angespielet werde. K. 8, 12. werden die Uebersetzungen einiger Neueren mit Recht getadelt. Hr. *M.* folgt der Erklärung von A. Schultens

> Ich Weisheit, bewohne die Klugheit,
> Ich dringe bis zur vernünftigen Ueberlegung durch.

Ganz richtig wird bemerkt, dass in dem ersten Glied das Bild uns fremd klinge, dass es aber bey den Morgenländern nicht ungewöhnlich sey. Auch der Araber sage, *Ruhm sich bauen und bewohnen.* Der Sinn des letzten Glieds wird also bestimmt: derjenige, der sich auf die Weisheit legt, wird immer vernünftig und mit Bedacht handeln. Kap. 9, 1—8. wird die hier vorkommende Allegorie mit der Allegorie bey Xenophon vom Hercules auf dem Scheidewege verglichen, Der Vf. findet in dem jetzigen Text eine Versetzung, die durch die Schuld der Abschreiber entstanden ist. Er ordnet die Verse also: Zuerst V. 1—6., alsdenn V. 11—18. und endlich V. 7—10. Bey V. 9. wird bemerkt, dass vielleicht auf das Vermischen des Weins mit Wasser angespielt werde; da aber die Weisheit ihren Wein hier als sehr schmakhaft anpreise: so müsse man hier wohl vornehmlich an Wein denken, der mit wohlriechenden Specereyen vermengt war. Ibn David redet ebenfalls vom Weine mit Rosenwasser vermischt. Kap. 10, 2. wird die Uebersetzung *Wohlthun rettet vom Tode* verworfen, obgleich das hebräische Wort diese Bedeutung haben kann. Der Vf. ziehet *Ehrlichkeit* vor, weil dieses einen bessern Gegensatz zum Worte *Unrecht* macht. V. 10. wird richtig bemerkt, dass dieser Spruch ungemein schwer sey, wegen der grofsen Verschiedenheit der beiden Glieder, die gar in keinem Zusammenhang zu stehen scheinen. Der Sinn würde besser seyn, wenn man im zweyten Gliede mit den 70 und dem Syrer lesen wollte, *wer ihn aber bestraft, bringt Heil.* Der Vf. vermuthet mit Grund, dass diese Worte durch die Nachläfsigkeit der Abschreiber aus dem hebräischen Text seyn weggelassen worden, und dass man das Fehlende nachher dadurch ersetzt habe, dass man das zweyte Glied des 8 V. wieder hier einschob. K. 13, 2. ist der Doppelsinn gut in der Uebersetzung nachgeahmt und gehörig erläutert. Der Vf. übersetzt:

> Isset man gleich nur reife Frucht,
> So hat der Bösewicht doch seine Luft an allem was herb ist.

Kap. 16, 4. beruft sich der Vf. auf den Parallelismus, nach welchem er übersetzt:

> Jehova lenkt alles zu seinem Zweck;
> Folglich den Gottlosen auch zur Strafe.

In den Anmerkungen heifst es aber ganz richtig: Der Zweck, den Gottes Vorsehung sich bey den Gottlosen vorgesetzt hat, ist ihre Strafe: Nicht aber in dem Sinne, als ob Gott, in der Absicht sie zu strafen, sie geschaffen hätte; — nein! Gott kann keine Kreatur hervorbringen, ohne zugleich die Absicht zu haben, sie glücklich zu machen — sondern in sofern sich der

der Gottlose selbst in den Zustand versetzt hat, dass Gott, seiner Gottlosigkeit wegen, jetzt keinen andern Zweck haben kann.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Halle, b. Gebauer: Λουκιανου Σαμοσατεως Απαντα. *Luciani Samosatensis opera omnia*, maxime ex fide codicum Paris. recensita edidit *Fridericus Schmieder*, Philos. D. AA. LL. M. Gymnas. Luth. Hal. Coll. *Tomus posterior*, cum additamento ad tomum priorem. 1801. LII u. 694 S. u. 5 Bogen Index in gr. 8. (3 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Sommer: *Luciani Samosatensis opera*, graece et latine; cum notis selectis. *Tomus VIII.* Curavit *Jo. Petr. Schmidius.* 1800. 520 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

Von dem Zwecke und der Einrichtung der *Schmiederschen* Ausgabe haben wir, bey der Beurtheilung des ersten Bandes (A. L. Z. 1800. N. 121. 122.), umständlich Rechenschaft gegeben. Wir müssen, bey der Anzeige dieses zweyten, das Lob der Sorgfalt und des Fleisses wiederholen, das wir dort dem Herausgeber beygelegt haben, und freuen uns, dass äussere günstige Umstände seinen Fleiss jetzt noch mehr unterstützten. Er war nämlich so glücklich, die Vergleichung einiger Handschriften zu erhalten, welche er zur Berichtigung des Textes, oder zur Ergänzung des ersten Bandes benutzen konnte. Hr. Prof. *Matthäi* in Wittenberg theilte ihm, mit gewohnter uneigennütziger Dienstfertigkeit, die Collation dreyer Augsburger Handschriften mit, und Hn. Conr. *Schwarze* in Görlitz verdankt er die Vergleichung eines schon ehemals vom sel. *Geisler* kurz beschriebenen *Codex Gorlicensis*. Die Vorrede liefert eine genauere Notiz von diesen Handschriften, und die Varianten derselben sind theils mit den übrigen abweichenden Lesarten dem Text untergesetzt, theils zu den bereits abgedruckten Büchern in den vorangeschickten *Addendis* nachgeholt worden. Diese *Addenda* sind überdiess bestimmt, den bey der Anzeige des ersten Theils geäusserten Wunsch des Rec. zu befriedigen: sie enthalten die ehemals auch in richtigeren Stellen vernachlässigte Angabe der Vulgata und mehrere Verbesserungsvorschläge zum ersten Band aus Büchern, welche Hr. S. erst nach der Erscheinung desselben zu diesem Behufe gebrauchen konnte. Es versteht sich beynahe von selbst, dass auch zu diesen *Addendis* wiederum gar Manches hinzuzusetzen wäre, wenn Rec. sich die bey der Beurtheilung des ersten Bandes erlaubte Ausführlichkeit hier abermals verstatten wollte. Zuerst bleibt Hn. S. das Verdienst, eine bedeutende Anzahl Materialien gesammelt, manche versteckte Bemerkung ans Licht gezogen, und dadurch die Lectüre dieses anmuthigen Schriftstellers erleichtert, vielleicht auch einer neuen instructiveren Ausgabe desselben glücklich vorgearbeitet zu haben. Man kann nicht sagen, dass von ihm eine neue, nach sicheren Grundsätzen der Kritik gebildete *Recension* des Textes aufgestellt worden sey: denn es sind zu viele der Aufnahme würdige Lesarten, besonders auch aus dem vortreflichen Görlitzer Codex, blos in die Noten verwiesen worden; allein die *Recognition* des Herausgebers hat uns doch im Ganzen einen besseren und richtigern Text verschafft, als alle vorhergehende Editoren geliefert hatten. Man kann nicht sagen, dass die eigenen kritischen Vermuthungen des Herausgebers sehr zahlreich, oder durch Scharfsinn sehr hervorstechend wären: gewöhnlich bleiben sie nur bey der grammatischen Berichtigung der Constructionen u. s. w. stehen; allein die mühsame Zusammenstellung fremder Conjecturen aus so vielen philologischen Schriften wird den kundigen Leser oftmals auf die rechte Spur leiten. Auch der angehängte *Index rerum memorabilium et nominum propriorum*, welcher das Register der Amsterdammer Ausgabe an Vollständigkeit und Genauigkeit übertrifft, ist ein zur Lectüre des Lucian dienliches Hülfsmittel.

Von allen diesen Vorzügen ist die *Schmidische* Ausgabe entblösst, deren erster Theil bereits im J. 1776 und der siebente im J. 1780 zu Mietau ans Licht trat. Sie gehört zu den verunglückten Unternehmungen, wodurch der verstorbene Prediger *Schmid* zu Ganzig im Meissnischen seine kurze philologische Laufbahn bezeichnete; und nichts als ein guter (aber nicht sehr correcter) Druck und gutes Papier dient ihr zu einiger Empfehlung. Denn in der Auswahl und Abkürzung der Noten, welche der Herausgeber aus der Reitzischen Edition entlehnte, hat er wenig Kenntniss, wenig Beurtheilungskraft gezeigt; am allerwenigsten aber daran gedacht, einem überlegtem Plane zu folgen, und auf die Bedürfnisse unserer Zeiten Rücksicht zu nehmen. Da indess von dieser Ausgabe bereits sieben Bände erschienen waren; so that Hr. Sommer, welcher das Verlagsrecht derselben an sich gekauft hatte, sehr wohl, ihnen durch den achten Band noch den Schluss hinzuzufügen, weil sonst jene für den Besitzer ganz unbrauchbar geblieben wären. Noch fehlen zwar die poëtischen Stücke, welche dem Lucian zugeschrieben, und den Ausgaben desselben angehängt zu werden pflegen; allein es scheint, dass die Ausgabe mit diesem Bande geschlossen seyn soll. Hr. M. *Schmieder* hingegen lässt uns noch einen Commentar über Lucians sämmtliche Schriften hoffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Februar 1802.

PHILOSOPHIE.

ALTENBURG, b. Ring u. Schnuphase: *Metaphysik.* Erstes Buch. *Elementarwissenschaft.* Erster Abschnitt. *Reine Dinglehre.* Von *J. J. Abicht*, Professor der Philosophie. 1801. 308 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Einleitung handelt der Vf. von dem Ursprunge, der Natur, den Theilen, dem Umfange, der Wichtigkeit und den Schicksalen der objectiven Elementarwissenschaft. — Die reine speculative Metaphysik besteht, nach dem Vf., aus der allgemeinen Ontologie und Cosmologie. Sie sollen zu Stande kommen, zwar nicht ohne die innerliche, aber doch ohne diejenige Erfahrung, welche sich von den *Objecten* herschreibt; und solche Erkenntnisse seyn, welche lediglich aus der *Denknatur* hervorgehen. Die Ontologie soll den Gattungsbegriff von einem Dinge darlegen und rechtfertigen, gleichwie die Cosmologie den Allgemeinbegriff, welcher das Wesentliche einer Welt darstellt, erörtert. — Der Weg hierzu ist der synthetische, d. h. die Verknüpfung der Urgedanken unsers Geistes zu einem Ding- und Weltbegriffe. Denn die Urgedanken sind die *Materialien* zu diesen Begriffen, wir haben in und von uns selbst die *Regeln der Zusammensetzung* derselben, und Thatsachen, gleichwie anstellbare Versuche bezeugen, dass wir Vorstellungen verknüpfen, sie nach Regeln in concrete Begriffe zusammenfügen (syntheśiren) und dann mit ihnen concrete Gegenstände denken können: Vollenden wir diese Gedankenverbindungen jenen Gesetzen gemäss, so resultiren jene Begriffe von *Ding* und *Welt*. Wir dürfen nur die Natur unsers Geistes durchforschen, seine eignen urfreyen Werke unterscheiden, die Gesetze seiner Thätigkeit daraus abnehmen, und uns im Zusammenbilden der Kenntnisse absichtlich und genau an sie halten. Auch bürgt uns der Ursprung dieser Begriffe dafür, dass Ding und Welt in der Erfahrung eben so erscheinen, wie wir sie mit ihnen anticipirend vorstellen. Denn wie der Geist in seiner Begriffe bildenden Thätigkeit durch seine Natur gestimmt ist: so bleibt er auch bey der Erfahrung der Einwirkung seiner Objecte gestimmt. — Da die allgemeinen Wahrheiten über Ding und Welt lediglich aus der Denknatur entspringen: so müssen sie *jedem* Menschen beywohnen. Beide Wissenschaften sind es aber nur von *gedachten* Objecten, also keine *Erkenntnisse*, ob wohl sie solche Denkwahrheiten enthalten, die auch im Reiche der Erkenntniss gültig sind. — Durch die gesetzmäsige vollständige Syntheśis unsrer Urgedanken erhalten wir aber nicht mehr als zwey bestimmte reine Begriffe, nämlich den *einfachern* von einem *Dinge* und den *zusammengesetztern* von einer *Welt*, d. i. von einem Ganzen, dessen Theile Dinge sind. — Der vorliegende Theil enthält nun die *Ontologie*. Der ontologische Begriff entsteht, wenn man die einfachen Urgedanken nach den Naturgesetzen der Syntheśis in ein einziges Bild zusammenfasst; mithin die gesetzmäsige Geisteshandlung der Syntheśis an ihnen endigt; gleich wie der cosmologische dadurch entsteht, dass wir die erwähnte Syntheśis an dem ontologischen wiederholen und durchführen. Die Ontologie hat, wie die Cosmologie, ihren *absoluten*, *hypothetischen* und *postulirten* Theil. Der *Erste* zeigt: wie ein Ding, blos für sich betrachtet, den Gesetzen der Denkkraft gemäss, vorzustellen sey. Der *zweyte* betrachtet, wie ein Ding, wenn es für das Ich, als das eine bestimmt gegebene Glied, und im Zusammenhange mit demselben seyn soll, zu denken sey. Der *dritte* Theil entspringt, wenn wir die übrig gelassene Unbestimmtheit der Dinge mittelst der Imagination auszufüllen suchen. Solche von der Imagination postulirte Begriffe von Dingen sind weder wahr noch falsch; nur blos denkbar. So weit der Vf.

Aus dieser Darstellung des Plans und Inhalts der Schrift sieht der Leser von selbst, dass es dem Vf. nur darum zu thun sey, gewisse Gedanken, welche er für Urgedanken hält, zusammenzufügen. Da dieses ohne alle Reflexion auf die Objecte selbst geschehen soll: so ist klar, dass hierbey weiter nichts dass ein blosses Spiel mit Begriffen getrieben werden kann. Dies treibt nun der Vf. auch im vollen Maasse. Die Begriffe werden so gespalten und gespitzt, die Distinctionen bis zu einer solchen Feinheit getrieben, dass auch das ernstlichste Bestreben, nicht allen Faden und Inhalt des Denkens zu verlieren, misslingen muss. Man kann das Buch aufschlagen wo man will, so bieten sich fast auf jeder Seite solche Schattenspiele mit Begriffen dar. Man lese z. B. S. 75: „Wir erinnern an den Unterschied des Innern und Aeusern so wohl von dem Innerlichen und Aeusserlichen als auch von dem Innerhalbigen und Ausserhalbigen. Das Innere ist nicht ausser seinem Aeusern und umgekehrt. Beide sind also das Innerliche etc.“ S. 84. „Da alle Materie eines Dinges entweder zum Aeusern oder zum Innern desselben gehört; und da das Innere nicht ausser seinem Aeusern und dieses also auch nicht ausser und neben seinem Innern besteht: so ist klar, dass kein

Ding aus Theilen beſtehe, welche aufser und neben einander ſind und ein ausgedehntes Gebilde ausmachen. Die Form iſt nicht aufser und neben der Materie, welcher ſie geeignet iſt, und ſo die Materie nicht aufser ihrer Form. — Wir haben bey einem Dinge ein zuſammengeſetztes von Form, ein zuſammengeſetztes von Materie und ein aus beiderley zuſammengeſetzten Erwachſenes zu betrachten etc. Bey ſolchen überfeinen Unterſcheidungen iſt es denn freylich kein Wunder mehr, wenn wir leſen: „jedes Ding ſey zuſammengeſetzt aber doch (S. 136) einfach", wenn wir ferner leſen: die Dinglehre ſolle uns den *Allgemeinbegriff* eines Dinges aufſtellen, doch aber ſey hier die Rede von einem Objecte, welches von andern über und unter ihm ſtehenden Objecten mittelſt eines eignen Namens *abzuſondern* ſey. S. 63. —

Doch Rec. will von den Kreutz- und Querſprüngen in der luftigen Region gehaltloſer Begriffe nichts mehr auszeichnen, und bemerkt hier nur noch, daſs dem Vf. einer revidirenden Kritik doch nicht unbekannt geblieben ſeyn ſollte, daſs alles Unternehmen einer reinen Ontologie ſcheitern müſſe. Denn aus dem reinen Denken kann man weiter nichts als die Geſetze ſeiner Function und die derſelben entſprechenden Begriffe entnehmen. Mit dieſen läſst ſich nun wohl willkürlich ſpielen, aber keine objective Erkenntniſs zu Stande bringen. Will man jedoch den Namen einer reinen Ontologie noch beybehalten: ſo kann er nichts anders bezeichnen, als das Syſtem der Begriffe und Grundſätze unſers Erkenntniſsvermögens ſelbſt, in ſofern es ſich auf Objecte bezieht. Da dieſe Begriffe und Grundſätze die Bedingungen beſagen, unter welchen überhaupt ein Object gedacht und erkannt werden kann: ſo gelten ſie freylich auch von jedem Objecte, das uns durchs Bewuſstſeyn gegeben wird; allein hiermit endigt auch die reine Ontologie, die man richtiger unter dem Titel einer transſcendentalen Logik aufführt.

Jena, in d. Crökerſch. Buchh.: *Geiſt der Philoſophie unſrer Zeit.* Dargeſtellt von *Joh. Bapt. Schad*, Doct. der Phil. zu Jena. 1800. 408 S. u. XXVIII S. Vorrede 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede ſagt der Vf.: vor ungefähr einem Jahre habe man über *Fichtes* Philoſophie einen aufserordentlichen Lärm geſchlagen, aber man habe ſie dadurch ganz unentbehrlich gemacht (?). Das Chriſtenthum erſcheine ſogar erſt von dem Standpunkt, den die *Fichtiſche* Philoſophie angebe, in ſeiner ganzen Würde. Dieſe Philoſophie zeige, daſs die Realität des Glaubens an Gott *beweiſen* zu wollen, eben ſo lächerlich ſey, als Jemanden beweiſen zu wollen, daſs er Bewuſstſeyn habe; denn nur diejenigen Gegenſtände wären eines Beweiſes fähig und bedürftig, die man als dem Bewuſstſeyn zufällig anſehen müſſe. *Kant* ſey aufgetreten, um den Skeptiker zu beſiegen, da er aber behaupte, es ſey nicht möglich, zu den Gegenſtänden *an ſich* vorzudringen, ſondern was wir erkennen, ſey nur ein *Vorgeſtelltes*, keinesweges aber *etwas an ſich*, der Skeptiker aber eben dieſes Vordringen fodere, ſo habe K. vielmehr die Foderung des Skeptikers beſtätigt (auch dadurch, daſs *K. bewieſen* hat, dieſes ſey nicht möglich?). Nach K. ſey es unmöglich, die Natur der *Intelligenz an ſich* zu ergründen, und dadurch das *abſolute* Bewuſstſeyn ſelbſt zu conſtruiren. Nur *Fichte* habe den Skeptiker von der Seite angegriffen, von welcher er *einzig* und für *immer* zu beſiegen ſey. Daſs es unmöglich ſey bis zu einem *abſoluten* Seyn vorzudringen, leite *Fichte* nicht, wie *Kant*, aus der Schwäche unſerer Vernunft ab, ſondern nach ihm ſey ein *abſolutes* Seyn ein Widerſpruch. Das Seyn ſey nach ihm kein *urſprünglicher*, ſondern ein *abgeleiteter* Begriff, der nur auf dem Gebiete der *theoretiſchen*, keinesweges aber der *rein praktiſchen* Vernunft gelte. Auf das Ueberſinnliche übergetragen, ſey es nur die *verſinnlichte* Anſicht deſſelben; ſolle das Ueberſinnliche nicht wie es *erſcheint*, ſondern wie es *an ſich* iſt, beſtimmt werden, ſo ſey ſein weſentlicher Charakter das Gegentheil vom Seyn, ein bloſses *Handeln*. Sobald wir es uns aber *vorſtellen*, müſsten wir nothwendig ſagen oder denken: das Ueberſinnliche *iſt* ſchlechthin kein Seyn; wir müſsten ihm alſo dann das Seyn beylegen, weil das Ueberſinnliche alsdann als ein *Gedachtes* in das Gebiet des *Sinnlichen* komme. Die philoſophirende Vernunft müſſe aber bis zur *Intelligenz an ſich* vordringen, dürfe es indeſſen darum *nicht an ſich* als ein Seyn denken, weil es im Denken nothwendig *ſo erſcheine*. Das Ueberſinnliche ſey die Intelligenz (das Ich), wie es a priori beſtimmt werden müſſe. Fichte ſetze mit den Skeptikern das Bewuſstſeyn voraus. Er zeige aber, daſs das Bewuſstſeyn nicht möglich ſey, ohne Realität 1) des *Ichs* oder eines *Handelns*, das ſich in einer beſtimmten Sphäre des Seyns verſetzt — einer *beſchränkten Freyheit;* 2) des *Nicht-Ichs* oder eines bloſsen *Beſtehens*, welches das Gegentheil des Handelns, alſo das *Gegentheil der Freyheit* iſt; 3) der *Gottheit* oder eines *reinen Handelns*, welches weder ſich ſelbſt in Schranken ſetzen *kann*, noch von irgend einer Intelligenz in Schranken geſetzt werden *darf*, alſo *abſolute Freyheit in der Wirklichkeit iſt.*

Fichtes Religionstheorie ſey die einzig mögliche und beſeligendſte, jede andere, ſelbſt die *Kantiſche* nicht ausgenommen, führe zum *Atheismus* (Hr. S. macht es alſo nicht um ein Haar beſſer, als die Leute die Fichten zum Atheiſten machen wollten!) Die bey Gelegenheit des Streits über Fichtens Atheismus *wider* oder *für* ihn auftraten, verſtunden (*Schads* Behauptung!) meiſtentheils nicht eine Sylbe von Fichtes Syſtem, einige Vertheidiger deſſelben dieſe oder jene Punkte halb und halb, kein einziger verſtand ihn ganz. Selbſt *Reinhold* und neuerdings *Jacobi* haben ihn noch in einigen der wichtigſten Punkte miſsverſtanden. Am wenigſten habe *Fichte* durch ſeine Apologie das Aergerniſs gehoben. Durch *Fichtes* Streitſache ſey indeſſen die ganze *Kantiſche* Philoſophie ihren ehemaligen erklärteſten Vertheidigern verdächtig

tig worden (wer ſind dieſe Vertheidiger, etwa *Schultz* in Königsberg? etwa *Beck, Bendavid, Diez, Gerſtenberg, Greiling, Heuſinger, Jäſche, Kieſewetter, Mellin, Ring, Schmid, Schütz, Tennemann, Tieftrunk, Villers* u. ſ. w.?) Die *Kantiſche* Philoſophie ſey theils ſchon begraben, theils gehe ſie in den Augen aller derjenigen, die an philoſophiſchen Unterſuchungen Intereſſe finden, mit groſsen Schritten ihrem Grabe entgegen (nehmlich in der *Phantaſie*, die Hn. S. und den Anhängern ſeines Syſtems eben ſo a priori eine Geſchichte der Philoſophie vorgaukelt, als überſinnliche Anſchauungen zur Realiſirung ihres überſinnlichen Ichs. Daher auch die phantaſtiſche Anmaſsung auf dem Titel dieſer Schrift.) Da nun allein in *Fichtes* Philoſophie Heil iſt: ſo giebt der Vf. dieſen *Geiſt* derſelben. Es ſey nicht der *Buchſtabe* der *Fichteſchen* Philoſophie: Wer an dieſem klebt, würde ſeine Deduction mit dem was *Fichte* über *Gefühl* und *Freyheit* ſagt, ganz widerſprechend finden. Auch der bisherigen Logik müſſe man entſagen (das iſt, freylich ſchlimm genug!), denn dieſe reiche nicht ans Gebiet des Ueberſinnlichen. — Dieſer *Geiſt* iſt nun nichts anders, als eine eigene kurze Vorſtellung des *Fichteſchen* Syſtems mit einem weitläuftigen Eingange, in einer ganz faſslichen Sprache: aus welcher Vorſtellung aber wieder nichts anders hervorgeht, als was ſtets ſich immer mehr bewähren wird, daſs die *Fichteſche* Theorie ein *Dogmatismus* iſt, dem die *Paralogismen der reinen Vernunft* als Fundament zum Grunde liegen.

Nürnberg, in der Felſsecker. Buchh.: *Ideen zu einer Metaphyſik des Menſchenverſtandes.* Von *Paul Joachim Siegmund Vogel*, Doct. u. Prof. der Theologie. *Erſter Theil.* 1801. XIV und 384 S. 8.

Der Vf. prüft in dieſem Theil ſeiner Schrift die Wiſſenſchaftslehre des Hn. *Fichte* und *Kants* Kritik der reinen Vernunft. Zum Grunde dieſer Prüfung legt er die „Urausſprüche des Menſchenverſtandes.“ Von dem Menſchenverſtande und ſeinen Urausſprüchen giebt die Einleitung folgenden Begriff. Man muſs nach Hn. V. den ſubſtantiven von dem adjectiven Menſchenverſtand unterſcheiden. Der erſte, der auch die ſubſtantiv urtheilende Vernunft heiſsen kann, iſt, „eine Kraft in uns, durch die wir gewiſſe Ausſprüche machen, welche wir zwar für die *unſrigen* erkennen, ſo wie wir dieſe Kraft ſelbſt für etwas Unſriges erkennen müſſen, welche wir aber doch nicht *uns*, nicht unſerm Nachdenken, nicht einer abſichtlichen Anwendung jener Kraft zuſchreiben können, welche wir nicht hervorbringen, ſondern in uns finden.“ Aus dieſer und andern Beſchreibungen des ſubſtantiven Menſchenverſtandes erhellet, daſs derſelbe ein Vermögen ſolcher Ausſprüche ſeyn ſoll, deren der Menſch ohne Nachdenken theilhaftig iſt. Der Vf. giebt dieſen Ausſprüchen den paſſenden Namen: Machtſprüche. Urtheile, die nicht anders als durch einiges Nachdenken erhalten werden können, werden dem adjectiven Menſchenverſtand zugeſchrieben. „Die Verſchiedenheit in Urtheilen der Menſchen iſt durch die Erfahrung über allen Zweifel weggeſetzt. Wenn es nun eben ſo unzweifelhaft iſt, daſs in andern Urtheilen alle Menſchen übereinſtimmen; ſo iſt unſer Recht, dieſe allgemein übereinſtimmenden Urtheile einer andern Kraft zuzuſchreiben, als der, welche den Grund der von einander abweichenden enthält, hinlänglich dargethan.“ Das erſte Criterium eines urſprünglichen Ausſpruchs des Menſchenverſtandes war die gänzliche Abweſenheit alles Nachdenkens ihn hervorzubringen; das zweyte Merkmal iſt nach dieſer Stelle die Einhelligkeit aller Menſchen in ſeiner Anerkennung. Da aber der Beweis dieſer Uebereinſtimmung aller Menſchen, doch nur aus der Erfahrung geführt werden könnte, es aber nicht recht abzuſehen iſt, wie wir zu der Erfahrung kommen können, daſs alle Menſchen welche waren, ſind, und ſeyn werden, dieſe Ausſprüche, welche wir Urausſprüche des ſubſtantiven Menſchenverſtandes genannt haben, gleichlautend in ſich vernähmen, ſo wird ein ſolcher Beweis nur durch eine Induction, die nie vollſtändig werden kann, geführt werden können. Es iſt alſo nur *Glaube*, daſs gewiſſe Ausſprüche allen Menſchen vernehmlich ſeyen, und von allen anerkannt werden.“ Dieſen Glauben beſchreibt Hr. V. als ein ganz beſonderes Gefühl der Nothwendigkeit, dafür zu halten, daſs alle Menſchen gewiſſen Ausſprüchen ihren Beyfall geben müſſen. Dieſer Glaube überhebt den Gläubigen der Mühe, zu fragen und zu hören, ob andere Menſchen in ſeinen Ausſprüchen mit ihm zuſammenſtimmen. Der Gläubige hat dieſen Glauben an dieſe Zuſammenſtimmung, welche ſelbſt es iſt, die ſeinen Ausſprüchen zu Urausſprüchen des ſubſtantiven Menſchenverſtandes erhebt. Rec. hält dieſes Princip des Vf. zu einer Metaphyſik nicht für neu. Der Vortrag manches Schriftſtellers läſst die Idee von Urausſprüchen des ſubſtantiven Menſchenverſtandes errathen, worunter er ſeine Ausſprüche ſubſumirt. Der Vf. nennt den Glauben, von dem die Rede iſt, auch ein *Gefühl der Wahrheit.* Er ſucht ſeine Meynung von dem Daſeyn ſolcher Gefühle, welche die Kriterien der Wahrheit und der Urſprünglichkeit gewiſſer Ausſprüche abgeben, mit dem Urtheil des Hn. *Fichte* zu beſtätigen, der in ſeiner Sittenlehre daſſelbe behauptet. Die Erkenntniſs der Wahrheit einer Erkenntniſs erweckt allerdings eine Empfindung, die dem innern Sinn beygelegt wird. So hat R. immer gemeynt. Nach Hn. V. iſt es anders. Eine gewiſſe Empfindung, die das Gefühl der Wahrheit heiſst, iſt nach ihm das *erſte* das ſich ereignet, und auf ſie *folgt* die Erkenntniſs der Wahrheit einer Erkenntniſs.

Rec. erwartete eine Sammlung der Urausſprüche des ſubſtantiven Menſchenverſtandes an der Spitze der Abhandlung, als Grundlegung der Principien, wonach der Vf. *Kant's* und *Fichte's* philoſophiſche Sätze prüfen würde. Dem Vf. hat es aber gefallen, mit einer ſolchen Sammlung ſein Buch zu beſchlieſsen.

ſsen. Folgende Beyſpiele können genügen, um dem Leſer einen Begriff von ihrer Beſchaffenheit zu geben: „Alle ſinnlichen Objecte beſtehen aus einfachen Theilen; Alles was iſt, iſt entſtanden; Alles was entſtanden iſt, iſt erzeugt; alle Veränderungen des Zuſtandes der Objecte haben ihre Urſachen; alle Urſachen liegen in Kräften der Subſtanzen; alle Kräfte exiſtiren in Subſtanzen, und alle Subſtanzen haben Kräfte; eine unendliche regreſſive Reihe von Urſachen giebt es nicht, ſondern alles, was entſtanden iſt, hat eine erſte Urſache, welche nicht entſtanden iſt; die erſte Urſache iſt eine verſtändige; die erſte Urſache kann alles was iſt vernichten, kann den Subſtanzen die Kräfte nehmen und kann den durch die Kräfte bewirkten Zuſammenhang der Veränderungen der Subſtanzen unterbrechen; es giebt freye Beſtimmungen der Willkühr.“ Da der Glaube, daſs jedermann dieſen Urausſprüchen Beyfall geben müſſe, nach dem wirklichen Beyfall nicht viel fragen läſst, ſo würde wohl jede Erinnerung gegen ſie vergeblich ſeyn.

Die Prüfung der Fichteſchen und Kantiſchen Philoſophie wird von Rec. nicht wieder geprüft werden können. Sie prüft dieſe Syſteme von ihren erſten Behauptungen bis zu den letzten. Was davon mit den Urausſprüchen des ſubſtantiven Menſchenverſtandes zuſammenſtimmt, das iſt wahr, was denſelben widerſpricht, das iſt verwerflich. Der Zweck der Recenſion erlaubt keine ausführlichere Anzeige ihres Inhalts.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, im Induſtrie-Comptoir: Herrn *de la Cepede's Naturgeſchichte der Amphibien* oder der eyerlegenden vierfüſsigen Thiere und der Schlangen. Eine Fortſetzung von Büffon's Naturgeſchichte. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen, von *Johann Matthäus Bechſtein. Dritter Band.* Mit 30 gröſstentheils illuminirten Kupfern. 1801. 454 S. 8. (4 Rthlr.)

Daſſelbe günſtige Urtheil, welches Rec. den erſten beiden Bänden dieſer Ueberſetzung ertheilt hat, muſs er auch von dieſem fällen; nur iſt die Anzahl der Zuſätze beſonders der auf eigene Erfahrungen des Ueberſetzers gegründeten bey weitem geringer als in jenen. Den wichtigſten hat die Europäiſche Natter (*Coluber Berus*) erhalten, welche, ſo wie eine ſehr nahe verwandte, aber wahrſcheinlich doch von ihr verſchiedene Art, welche die Thüringiſche Natter genannt wird, von Hn. B. ſehr genau beſchrieben und abgebildet iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Gieſsen*, b. Braun: *Unterſuchung über das privilegirte Spitzbubenhandwerk in dem alten Aegypten.* Ein Schulprogramm von *Johann Friedrich Roos*, der WW. D. ord. Prof. d. Geſchichte auf der Ludwigsuniverſität und Pädagogiarch etc. 1801. 16 S. 4. „Ueber die Diebe, erzählt *Diodor* von Sicilien I, 80., hatte man in Aegypten ein gar ſonderbares Geſetz. Nach demſelben muſste jeder, der dieſes Gewerbe treiben wollte, bey dem Oberdiebe ſich einſchreiben laſſen, und, was er geſtohlen hatte, dieſem unverzüglich eingeſtehen und ausliefern; ſo wie die Beraubten eine ganz genaue, auf Ort, Tag und Stunde ſich erſtreckende Anzeige ihres Verluſtes bey ihm eingaben. Da auf dieſe Art alles ohne Mühe ſich wieder finden lieſs, ſo bekam der Beſtohlene gegen Erlegung des vierten Theils von dem Werthe, ſein Eigenthum zurück.“ Dieſe ſonderbare Nachricht von einer in Aegypten privilegirten Diebes-Innung, oder einem förmlichen Spitzbuben- und Räuberhandwerke, das der Staat anerkannt haben ſoll, muſs um ſo mehr befremden, je auffallender ſie mit einer andern bey demſelben Schriftſteller (I, 77. vgl. Herodot II, 177.) befindlichen Sage contraſtiret, nach welcher jeder Staatsbürger jährlich bey dem Diſtrictsvorſteher ſein Gewerbe angeben, und wofern es ein unrechtmäſsiges war, mit dem Leben dafür büſsen muſste. Unter den Alten erwähnt jenes Geſetzes bloſs noch (auf Ariſtons Autorität) *Gellius* (N. A. XI, 18.), mit einer andern nicht unbedeutenden Uebertreibung: Neuere begnügen ſich, es zu wiederholen. Nur zwey Gelehrte verſuchten es, etwas tiefer einzudringen, der Canonicus *de Pauw* (Recherch. philoſophiq. II. S. 265.) und Prof. *Voſs* (Handbuch der allgem. Staatswiſſenſchaft; V. S. 282.). Der letzte nahm an, daſs in Aegypten wirklich ein ſolches Diebeshandwerk beſtanden habe, wie Diodor es ſchildert, daſs es aber immer furchtbar und gefährlich geweſen, als man der erſten Anſicht nach ſich vorſtelle. Straſsenräuberey ſey darin gar nicht mitbegriffen geweſen, und das Privilegium der Diebe habe ſich wohl nur auf die unteren Kaſten erſtreckt. Hr. Prof. *Roos* beleuchtet dieſe Voſſiſche Hypotheſe mit Gründlichkeit, und zeigt das Unſtatthafte derſelben. Er ſelbſt tritt auf *Pauw's* Seite, welcher es wahrſcheinlich zu machen ſuchte, daſs ein eigenes Geſetz von dem angegebenen Inhalt niemals exiſtirte, daſs man vielmehr eine gewiſſe Gattung ausländiſcher Räuber (die Beduinenaraber) bloſs duldete, weil man ſich ihrer nicht erwehren konnte, und daſs man mit dieſen oder ihren Vorſtehern, wie es noch heut zu Tage Sitte ſeyn ſoll, im Beraubungsfall über die Einlöſung der geſtohlnen Sachen zu contrahiren pflegte. Er unterläſst dabey nicht, an die geringe Glaubwürdigkeit Diodor's in der Geſchichte der alten Aegypter überhaupt zu erinnern, bey welcher dieſer Schriftſteller wahrſcheinlich einem ſpätern ägyptiſchen Legendenſchreiber folgte, aus dem er auch die Verſicherung wiederhohlte, daſs alles aus den heiligen Büchern der Prieſter geſchöpft ſey. Hr. R. unterſtützt überdieſs die *Pauwiſche* Erklärung durch ein paar merkwürdige Stellen zweyer neuer Reiſebeſchreiber (*Niebuhrs* Reiſebeſchreib. nach Arabien I. S. 138 und *Sonnini's* Reiſen in Ober- und Niederägypten I. Kap. 27.), und bewährt von Neuem durch dieſe intereſſante Schrift ſeinen hiſtoriſchen Scharfſinn und ſeine Beurtheilungsgabe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. Februar 1802.

MATHEMATIK.

Nürnberg, b. Monath und Kufsler: *Einleitung zur Erkenntnifs und (zum) Gebrauche der Erd- und Himmelskugel. Neue Auflage*, ganz umgearbeitet von *Joh. Wolfg. Müller*, Lehrer am Gymnafium zu Nürnberg. Mit Kupfertafeln. 1801. *Erfter Theil*, welcher die Erklärung des Himmelsglobus enthält, 105 S. *Zweyter Theil*, Erklärung des Erdglobus. 109 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Werk erfchien zuerft im J. 1769, von einem ungenannten Verfaffer. Der gegenwärtige Herausgeber hat folches, auf Verlangen der Verlagshandlung, gänzlich umgearbeitet, von dem fchwerfälligen Stile, in welchem es, überdiefs noch Frag- und Antwortsweife, verfafst war, gereinigt, und fich bemüht, die wichtigften Lehren zur Kenntnifs und zum Gebrauche der Erd- und Himmelskugel in möglichfter Kürze, aber mit Deutlichkeit, Gründlichkeit, und ftrenger Auswahl fo vorzutragen, dafs fie auch den der Mathematik unkundigen Lefern verftändlich feyn könnten. Rec. hat die erfte Auflage nie gefehen; indefs fcheint, nach den Aeufserungen des neuen Herausgebers in der Vorrede, das meifte und wichtigfte der Schrift nun diefem zu gehören; man fieht auch, dafs er aus guten Quellen nicht ohne Sachkenntnifs gefchöpft haben mufs. Ueberhaupt ift die ganze Einrichtung, die er nunmehr dem Werke gegeben hat, fo befchaffen, dafs es fowohl in Abficht auf den Vortrag, als auf Richtigkeit der Begriffe, die den abgehandelten Lehren zum Grunde liegen, den beffern Schriften über den nämlichen Gegenftand an die Seite gefetzt zu werden verdient.

Der I. Theil, welcher der Erläuterung und dem Gebrauche der Himmelskugel beftimmt ift, geht von gewiffen geometrifchen Elementarbegriffen aus, die man zu Hülfe nehmen mufs, um die einzelnen Erfcheinungen am Himmel zu ordnen, und zum Theil zu erklären. Vorftellung des Himmels als einer Kugel; ihre Axe, Pole, gröfste Kreife und Parallelkreife, insbefondere von dem Aequator, Horizonte, Mittagskreife, und was darauf Beziehung hat; von der Polhöhe, und wie fie zu finden ift; von der Abweichung, geraden und fchiefen Auffteigung der Sterne; von der Ekliptik, ihren Zeichen und Sternbildern, ihren Aequinoctial- und Solftitialpunkten, den Wendekreifen und Polarkreifen, der Länge und Breite der Sterne. Kurze Aftrognofie, oder Befchreibung von 105 Sternbildern, die der Herausgeber in alte, neue und neuefte abtheilt, fammt Anzeige ihrer kenntlichften Sterne. Scheinbarer unregelmäfsiger Lauf der Planeten; das nähere vom Mondslaufe, auch wie Sonnen- und Mondsfinfterniffe entftehen; etwas von Parallaxe, Refraction, Dämmerung, Sehungsbogen, und dem poetifchen Auf- und Untergang der Geftirne. Auf diefe Vorbereitungslehren folgt nun die eigentliche Befchreibung und Erklärung des Himmelsglobus, feiner verfchiedenen Kreife und feines ganzen Apparats; 31 Aufgaben zum nützlichen Gebrauche diefes Globus machen den Befchlufs.

Der II. Theil nimmt ungefähr den nämlichen Gang, um den Erdglobus kennen zu lehren. Voran geht die Lehre von der Geftalt und Gröfse der Erde; hiftorifche Anzeige von den berühmteften Umfchiffungen der Erde, auch von Meffung einiger Erdgrade. Mathematifche Eintheilung der Erdoberfläche; von Erdmeridianen, Länge und Breite der Oerter, Gröfse der Grade in jedem Parallelkreife; Vergleichung der vornehmften Meilen — und Fufsmafse, bey letztern auch ihr Verhältnifs zum neuen *Metre*. Eintheilung der Erde in fünf Zonen, in dreyfsig Climate, und in die gerade, fchiefe, und parallele Sphäre; Verfchiedenheit der Stunden, der Tags- und Jahreszeiten, der Lage des Schatten in verfchiedenen Erdgegenden. Erklärung des Copernicanifchen Syfteins, auch etwas von dem Ptolemäifchen und Tychonifchen. Nähere Befchreibung des Erdglobus felbft. Endlich wird der Gebrauch deffelben in fünf vorläufigen Aufgaben, und dann in 12 andern Aufgaben gezeigt, welche den Sonnen- und Planetenlauf betreffen, und durch den Himmels- und Erdglobus zugleich aufgelöfst werden können; noch folgen 30 Aufgaben, welche nur durch den Erdglobus allein fich auflöfen laffen; unter den letztern find auch mehrere, welche die Erfcheinungen einer Sonnen- oder Mondsfinfterniffs mit Hülfe eines Erdglobus beftimmen lehren. Angehängt ift ein alphabetifches Verzeichnifs geographifcher Längen und Breiten der Oerter aus allen Welttheilen. — Im I. Th. S. 35. ff. fehlen unter den *neueften* Sternbildern: der Aeroftat, die Buchdruckerpreffe, die Katze und der Mauerquadrant. — Die gewöhnliche Eintheilung der Sterne nach ihrer fcheinbaren Gröfse in die von der erften, zweyten Claffe u. f. w. hängt nicht fowohl, wie S. 38. fteht, von dem verfchiedenen Gefichtswinkel ab, (der bey den wenigften Fixfternen mefsbar ift), als vielmehr von dem verfchiedenen Grade der Lebhaftigkeit, womit ihr Licht auf unfere Gefichtsnerven wirkt. — Nach S. 60. hat Uranus 2 Monde; man kennt feit einigen Jahren 6 derfelben.

ben. — Im II. Th. hätte bey der Nachricht von den Gradmeſſungen auch der neueſten franzöſiſchen, und ihres Reſultats erwähnt, auch überhaupt der verſchiedenen Verhältniſſe der Erdaxe und des Aequators, welche aus den bisherigen Meſſungen folgen, näher gedacht werden können. Längen- und Breitenverzeichniſſe der Oerter ſind eine Sache, die beſtändiger Berichtigungen fähig iſt; das am Ende des II. Theils befindliche bedarf wirklich nach den neueſten Beſtimmungen mancher nicht unbeträchtlichen Verbeſſerungen, die aus den neueſten Bänden der *Connaiſſance des tems*, der monatlichen Correſpondenz, der allgemeinen geographiſchen Ephemeriden, der Wiener Ephemeriden u. ſ. w. hätten abgeleitet werden können. Rec. ſchränkt ſich hier blos auf einige auffallende *Druckfehler* ein, die auf einer Seite beyſammen ſich finden. Bey Oxford ſteht die Breite: 41° 44′ 57″ ſtatt: 51° 44′ 57″. Padua, Breite: 46° 22′ 26′ ſtatt: 45° 22′ 26″. Rom, Breite: 41° 54′ 54″ ſtatt: 41° 53′ 54″. Bey *Capſtadt* ſollte der Beyſatz ſtehen: auf St. Domingo. Bey den Freundſchaftsinſeln, den geſellſchaftlichen Inſeln, und dem Vorgebirge der guten Hoffnung fehlt das Zeichen ſüdlicher Breite.

Berlin, b. Fröhlich: *Theorie der Bewegung der Weltkörper unſeres Sonnenſyſtems und ihrer elliptiſchen Figur*, nach Hn. *de la Place* frey bearbeitet von *Joh. Joſ. Ant. Ide.* Mit einer Vorrede des Hn. Hofrath *Käſtner's.* 1800. 312 S. 8. (2 Rthlr.)

Das Werk des Senators *La Place*, welches hier Hr. *Ide* bearbeitet hat, kam bereits 1784 zu Paris, (153 S. 4.) heraus, unter dem Titel: *Théorie du mouvement et de la figure elliptique des Planètes, par M. de la Place, de l'Acad. Roy des Sc. etc. La Pl.* erfüllte durch dieſe Schrift ein Verlangen des unter der Guillotine gefallenen Parlamentspräſidenten *de Saron*, welcher die Haupteigenſchaften der elliptiſchen und paraboliſchen Bewegung der Himmelskörper auf eine einfache Art blos aus Betrachtung derjenigen Differentialgleichungen, wodurch für jeden Augenblick jene Bewegung beſtimmt wird, hergeleitet gewünſcht hatte. Es iſt hier nicht der Ort, Inhalt und Vorzüge des Originals, eines längſt öffentlich bekannten, (wenn ſchon durch den deutſchen Buchhandel nicht ſonderlich verbreiteten,) und von Kennern längſt nach Verdienſt geſchätzten Werks anzuführen; es wird genug ſeyn, blos des Eigenthümlichen und Unterſcheidenden der deutſchen Ausgabe zu gedenken. Letztere iſt nichts weniger, als bloſse Ueberſetzung, auch nicht etwa nur Ueberſetzung mit Anmerkungen begleitet, ſondern ganz eigentlich, wie der Titel ſagt, freye Bearbeitung der franzöſiſchen Urſchrift, die überdieſs durch die Bemühungen des Herausg. in mehr als einer Rückſicht ungemein gewonnen hat. Der vortreffliche franzöſiſche Geometer bereitet ſich durch die Kunſtgriffe der Analyſis, um die er ſo weſentliche Verdienſte hat, und der er in ſo hohem Grade Meiſter iſt, häufig eine neue Bahn, auf welcher ihm aber Ungeweihte, für die er in Räthſeln ſpricht, nicht überall nachfolgen können, da ihnen nur zu oft die Vorderſätze zu ſeinen gedrängten Schlüſſen fehlen, und ſelbſt der Mangel an Nachweiſung anderer Hülfsquellen es ihnen unmöglich macht, über das Unentwickelte ſeines Vortrags ins Klare zu kommen. Und doch, wie der Herausg. durch eigenes Studium überzeugt, mit Recht bemerkt, enthalten die Schriften *La Place's* ſo viel lehrreiches, und ſeine Analyſis beſitzt ganz jene Einfachheit, das Siegel ächter wiſſenſchaftlicher Vollendung, daſs, wer ſich die Mühe giebt, die angezeigten Schwierigkeiten zu bekämpfen, reichlich dafür belohnt wird. Jene Schwierigkeiten ſoviel möglich aus dem Wege zu räumen, das Dunkle aufzuklären, und die Laplaceſche Arbeit durch enthüllte Darſtellung gemeinnütziger und für mehrere Leſer zugänglich zu machen, iſt der Zweck, den ſich der Herausg. vorgeſetzt, und in deſſen Hinſicht er zum Anfange insbeſondere dieſe Schrift, die bey einem geringen Volumen ſo gehaltreich iſt, gewählt hat. Alles dieſs konnte indeſs nicht anders geſchehen, als durch eine in den meiſten Stellen von ihm vorgenommene Aenderung theils des Vortrags, theils der Ordnung, in welcher die Sätze aufeinander folgen, durch eine im ganzen Werk beobachtete weitere Auseinanderſetzung und Entwickelung der von *La Pl.* gegebenen Beweiſe und Rechnungen, und durch häufige Einſchaltung von Zwiſchenſätzen oder Voranſtellung ganzer Lehrſätze, welche die Deutlichkeit zu fodern ſchien. Es iſt leicht zu erachten, wie verdient ſich bey Ausführung eines ſolchen Plans der Herausg. um ſeinen Schriftſteller gemacht, und wie viel eigenes zum Beſten und zur Erleichterung der Leſer er ſelbſt zugeſetzt hat. So ſind von ihm, um nur einiges zu nennen, dem I. Theile, welcher die Haupteigenſchaften der Planeten- und Kometenbahnen durch Integration einiger zum Grund gelegten Differentialgleichungen ableitet, die Beweiſe von *Taylor's* und *La Grange's* Theoremen, die Methode, aus endlichen Differenzen einer veränderlichen Gröſse beſtimmte Werthe ihrer Differentialquotienten von jeder Ordnung zu finden, und ein analytiſches Verfahren, beynahe gefundene Werthe zu berichtigen, und dem II. Theile, der von der elliptiſchen Figur der Planeten und den Eigenſchaften des Sphäroids handelt, ebenfalls einige zu den nachfolgenden Unterſuchungen erfoderliche Hülfsſätze vorangeſchickt worden; beſonders wird auch vom Herausg. die durch *La Pl.* vorzüglich ausgebildete und fruchtbar angewandte Lehre von den partiellen Differentialien in das nöthige Licht geſetzt. Weggelaſſen findet Rec. nichts hauptſächliches, was im Grundtexte ſteht, auſser im I. Theile das wenige, was von den Seculargleichungen beygebracht iſt; vermuthlich hielt der Herausg. dieſe Materie für zu ſchwer, um in einem Elementarvortrage deutlich und gründlich genug erörtert zu werden; dagegen ſind die Lehrſätze von der gröſsten Gleichung der Planeten,

wo-

wovon das Original nichts hat, hinzugekommen. In Fällen, wo die Beweisart der Urfchrift dem Herausg. nicht fcharf und bündig genug fchien, hat er fich erlaubt, folche abzuändern und gehörig zu ergänzen, wie z. B. bey dem, was am Ende des II. Theils von dem Gefetze der Anziehung gefagt wird; eben fo wird im I. Theil S. 68. an der gewöhnlichen Methode, die Centralkraft der Sonne mit der Schwere auf der Oberfläche zu vergleichen, ein Irrthum gerügt, der bey *Karften*, *Euler*, *Simfon* fich findet. Wer felbft die Probe anftellen, und das Laplacefche Werk mit Zuziehung der deutfchen Umarbeitung für fich ftudieren will, wird finden, wie viel ihm durch diefe erleichtert worden, und dem Herausg., deffen Kenntniffen diefe Schrift Ehre macht, für feine darauf verwandte Mühe Dank wiffen. Ueberhaupt dürfte das forgfältigere Studium diefes Werks in der vom Herausg. veränderten Geftalt als eine Art vorbereitender Einleitung zu dem weitumfaffendern claffifchen Werke von *La Place*, zu deffen Mechanik des Himmels, nicht ohne Nutzen gebraucht werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Academiae Lipfienfis in faeculi undeviceſimi initiis pietatis monumenta.* 1801. XII. u. 151 S. gr. 4. (mit 7 Vignetten.)

Mit freudiger Theilnahme an dem fortdauernden Flor einer Univerfität, welche nun bereits vier Säcula hindurch unter den berühmteften und befuchteften einen der ehrenvollefien Plätze behauptet hat, legt Rec. eine Schrift aus den Händen, deren Entftehung und Ausführung der Würde diefer Univerfität vollkommen angemeffen, und welche das Andenken an die Urheber und Beförderer ihres Flors, zugleich mit den überzeugendften Belegen deffelben, von dem verfloffenen Jahrhundert auf die folgenden fortzupflanzen beftimmt ift. Man weifs, dafs die Leipziger Univerfität fich die Erhaltung und pünktliche Wiederholung ihrer öffentlichen Feyerlichkeiten von jeher befonders angelegen feyn liefs: allein die Säcularfeyer wurde, am erften Morgen des neuen Jahrhunderts, mit vorzüglichem Pomp begangen. Es gereicht den dafigen Studierenden zur Ehre, dafs fie nicht blofs auf diefe Feyerlichkeit zuerft bey ihren Lehrern antrugen, fondern mit Anftand und Gefchmack daran Theil nahmen: die Lehrer verfäumten nichts, die Erwartungen zu befriedigen, und die Beforgnifs, dafs man der Liebe zur Alterthümlichkeit zu viel zugeftehen möchte, fchwand diefsmal fchon aus dem Grunde, weil gerade diefes Feft aus zwey befonderen Urfachen in den vorigen Zeiten nicht gefeyert worden war. Die fchön gefchriebene Vorrede diefes Werkes, welche Hn. Prof. *Beck* zum Verfaffer hat, giebt jene Urfachen an, und liefert zugleich eine kurze Schilderung der Art und Weife, wie man jetzt die Feyerlichkeit hielt. Als Nachtrag dazu dient der Schlufs des Werkes, unter der befonderen Aufſchrift: *Pompa Academiae deducta Calendis Januariis* etc., welcher die Namen aller Theilnehmer nennt. Auf die Vorrede folgt das *Einladungsprogramm* zu der Feftlichkeit, ebenfalls von Hn. Prof. *Beck* im Namen des Rectors der Akademie gefchrieben. Das Programm felbft füllt nur zwey Blätter, und ift blofs mit feinem Gegenftande befchäftiget. Allein den Literator ziehen die angehängten weitläuftigen *Scholia* an, welche mit einem grofsen Aufwande antiquarifcher Gelehrfamkeit verfafst find. Einzelne Ausdrücke oder Anfpielungen des Textes, fo wie die mit Gefchmack erlefenen Münzen, welche das Programm als Vignetten zieren, geben dem gelehrten und vielbelefenen Vf. Anlafs, fich über manche antiquarifche Gegenftände ausführlich zu verbreiten. Einen Auszug verftatten diefe Bemerkungen nicht: aber wir machen den Kenner vorzüglich auf das aufmerkfam, was hier über die fo ungewiffe Chronologie der Säcularfpiele bey den Römern, und über die Spenden, welche vor der jedesmaligen Feyer diefer Spiele von den Quindecimvirn an das Volk gefchahen, erinnert worden ift. Ueber die erfte Materie vorzüglich, welche den Antiquariern feither fo viele Schwierigkeiten darbot, ift hier zuerft ein helles, wohlthätiges Licht verbreitet worden. — Sodann ift das *Carmen Saeculare* abgedruckt, eine alkaifche Ode, welche Hr. Prof. *Stockmann* verfertiget hat. Man kennt diefen trefflichen Beförderer der eleganten Jurisprudenz in Leipzig fchon aus frühern Gedichten als einen geübten und gefälligen lateinifchen Verfificator, der nicht blofs in den Werken des römifchen Lyrikers, fondern auch in den Gedichten neuerer, befonders des *Jac. Balde* und *Jo. Sarbiev*, eine fruchtbare Belefenheit verräth. Das gegenwärtige Gedicht legt ein neues Zeugnifs dafür ab. — Den gröfsten aber, und (wenn man die Veranlaffung diefer Univerfitätsfchrift im Auge behält) unftreitig den wichtigften und lehrreichften Theil des ganzen Werkes macht die Rede aus, welche am neuen Jahrstage in der akademifchen Kirche vor einer ungewöhnlich zahlreichen Verfammlung gehalten wurde. Man hatte diefsmal den Profeffor der Gefchichte, Hn. Hofrath *Wenck*, zum Orator Academiae ernannt, und der Erfolg zeigte, dafs man feiner bey vielen anderen Gelegenheiten erprobten Beredfamkeit auch jetzt nicht zu viel vertrauet hatte. Das Thema feiner Rede: *De his, qui faeculo decimo octavo Lipfienfem literarum Univerfitatem utilibus inſtitutis et liberalitate auxerunt*, ift eben fo zweckmäfsig gewählt, als ausgeführt. Gern und mit lebhaftem Intereffe verweilt man bey der langen Reihe edler Menfchen, welche fich um die beffere Einrichtung oder feftere Begründung diefer Univerfität in dem verfloffenen Jahrhundert fo ausgezeichnete Verdienfte erworben haben. Man bewundert die grofse Liberalität der Fürften, womit fie bis auf die neueften Zeiten ihre thätige Fürforge für den Flor diefer Akademie bewährten; man fegnet das Andenken fo vieler Privatperfonen, welche bis auf die letzten Tage des vorigen Jahrhunderts durch reiche Schenkungen an die Univerfität

und

und durch Einsetzung jährlicher Beneficien für das literarische und physische Wohl der Studirenden auf das edelmüthigste bedacht waren; man lernt neues Vertrauen zu der jetzt lebenden Generation fassen. Der Redner berührt in dieser Hinsicht manche Seite, von welcher die Leipziger Universität, durch die vereinte Freygebigkeit so vieler, ohne Zweifel vor den meisten Universitäten Deutschlands hervor ragt; und es war natürlich, dafs ihn dieser Gegenstand der Rede selbst zu lebhafteren Gefühlen entflammen mufste. Sonst erfoderte es allerdings eine nicht gemeine Kunst, bey Aufzählung so vieler Namen und Thaten, den Ton der Rede vor Trockenheit, und die Zuhörer vor Ermüdung zu bewahren. Man bemerkt sehr bald, dafs Hr. *W.* sich dieser Kunst vollkommen bemächtiget hat; und sieht nunmehr auf jene, den ersten Anschein befremdenden Namen und Thaten mit zwiefachem Vergnügen zurück, weil sie dem Redner Veranlassung wurden, sich auch hier in seiner eigenthümlichern Sphäre, als sorgfältigen Historiker, zu zeigen. Der Rede nämlich sind sehr ausführliche *Annotationen* (S. 61—116.) beygefügt, welche ihr einen vorzüglichen und dauernden Werth, auch in historischer und statistischer Hinsicht, verleihen. Hr. *W.* hat in denselben eine pragmatische Uebersicht von vielem, worauf die Verfassung seiner Universität sich gründet, so wie eine vollständige Auseinandersetzung ihrer vorzüglichsten Legaten, Beneficien u. s. w. geliefert, und dabey manche schätzbare literarische Notiz beygebracht. Alles ist mit dem sorgsamsten Fleifs aus den Urkunden geschöpft; und da gewöhnlich die Worte der Urkunden selbst angeführt worden sind, so mufs dieser Theil des Werkes für diejenigen, welche zu dem Archiv keinen Zugang haben, eine bleibende Brauchbarkeit behaupten. — Auf die *Wenckische* Rede folgt endlich *Joannis Georgii Friderici Messerschmidii Carmen, quo saeculum XIX. civium Academiae Lipsiensis pars auspicata est.* Es fehlt dem jungen Dichter gewifs nicht an Anlage, noch weniger an einem glücklichen Schwunge der Phantasie; manche Stellen dieses, ebenfalls im alkaischen Metrum verfafsten Gedichts sind vorzüglich gelungen: oft aber verfällt er, wenn er den Ausdruck erheben will, in einen leeren Bombast, und im Ganzen möchte man ihm, wegen der Anhäufung so vieler kühner Metaphern und üppiger Zierrathen, die bekannte Lehre zur Beherzigung empfehlen, welche einst in anderer Hinsicht die Dichterin Corinna dem jungen Pindarus gab.

Die Aufsenseite dieses Werkes entspricht dessen innerem Werthe. Papier und Druck fallen schön in die Augen, und die mit Einsicht gewählten und von Hn. *Schnorr* gezeichneten Vignetten gewähren dem Ganzen eine sehr anständige Verzierung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Weimar*, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Einige Worte über populäre Medicin, nebst einem Plane zu Vorlesungen über diesen Gegenstand*, von D. *Ludw. Friedr. Froriep.* 1801. 8. (3 gr.) Die Frage, ob die Medicin populärisirt werden dürfe, beantwortet der Vf. mit Ja. Es gebe eine Menge wichtiger und trefflicher Lehren der Arzneywissenschaft, die unter den übrigens vollkommen günstigen Umständen blofs darum nicht in Ausübung gebracht werden können, weil die Kenntnifs derselben blofs dem Arzte allein eigen, und den Layen unbekannt sey. Es werde deshalb dem Arzte gar oft entgegen gearbeitet. Die populäre Medicin sey aber auch, in Vergleich mit der neuern Bearbeitung der Arzneywissenschaft nie mehr zurückgeblieben, als jetzt, und das medicinische Wissen des Nichtarztes sey im Grunde nichts, als ein Aggregat von irrigen, schiefen, und also oft (immer) schädlichen Begriffen. Der Begriff der populären Medicin sey fast nie recht genau bestimmt, die Gränze nie genau abgesteckt worden. (Wir können damit nicht einstimmen, da *Junker* und neulichst *Nolde* in weitläuftigen Büchern die engen Gränzen der Popularmedicin bestimmt haben.) Der Unterricht, dessen man sich bey Verbreitung medicinischer Aufklärung bediente, sey nicht ganz passend gewesen. Man wollte z. B. auf alle Classen gleich wirken, ohne auf die verschiedenen Fähigkeiten der verschiedenen Stände Rücksicht zu nehmen. Die Schriftsteller schrieben für *alle* Nichtärzte. (Auch das kann man von *Hufelands*, *Jördens* und *Struve's* Büchern nicht mit Recht behaupten.) Ein anderer Fehler der populären Schriftsteller war die Vernachlässigung der mehr gebildeten Personen, der Studierenden und Studierten. (Jördens über die menschliche Natur ist ausschliefslich der letzten Classe gewidmet, aber im Allgemeinen zu wenig bekannt geworden.) Der Landmann kann weniger durch Bücher, als durch mündlichen Unterricht, durch seine Vorgesetzten, aufgeklärt werden. Es wäre daher vielleicht zweckmäfsig, wenn angehenden Theologen praktische (?) Anleitung gegeben würde, in Kirchen und Schulen während des Nachmittagsgottesdienstes zweckmäfsigen medicinischen Unterricht zu ertheilen. (Man weifs, wie viel über diesen ursprünglich *Bahrdtischen* Vorschlag schon gestritten worden ist.) Der Plan des Vfs. zu Vorlesungen über populäre Medicin ist, so viel man ihn nach den kurzen Angaben beurtheilen kann, gut. Bey dem Verhalten in einzelnen Zufällen möchten sich jedoch Gicht, Hämorrhoiden, Wassersucht schwerlich zu einer populären Belehrung qualificiren. Eher gehören solche Krankheiten hierher, welche dem gesellschaftlichen Verein schreckhaft und gefährlich sind z. B. Krämpfe, Mondsucht, Krätze, Venuskrankheiten, contagiöse Fieber. Die Angabe des Verhaltens bey einzelnen Perioden des Lebens scheint uns überflüfsig zu seyn. Es ist aber gar kein Zweifel, dafs Vorlesungen über diesen Gegenstand, wenn sie ein Mann von Geist und freyem, geläuterten Sinne, wofür wir Hn. *Fr.* halten, durch mündlichen Vortrag lebendig macht, vielen Nutzen stiften müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. Februar 1802.

NATURGESCHICHTE.

Braunschweig, b. Reichard: *Archiv für Zoologie und Zootomie*, herausgegeben von *C. R. W. Wiedemann*, der Arzney- und Wundarzneykunde Doctor, Profeſſor am anatomiſch-chirurgiſchen Collegium etc. *Erſten Bandes*, zweytes und letztes Stück. Mit ausgemalten und ſchwarzen Kupfern. 318 S. und *zweyten Bandes*, erſtes Stück. 1801. m. K. 238 S. 8.

Mit vieler Thätigkeit ſetzt Hr. *W.* ſein Archiv fort, welches in dieſen Heften an Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit noch ſehr zugenommen hat. Die vergleichende Schilderung von Schädeln, welche der Vf. ſchon im erſten Stücke angefangen hatte, wird hier fortgeſetzt. Er betrachtet die Schädel der reiſsenden Thiere, und zwar insbeſondere, die der Katze, des Wolfs und Hundes, des Bären, der Fiſchotter, des Marters, Iltis, und Wieſels, und endlich des Seehunds. Intereſſant ſind die Beobachtungen des Hn. Dr. *Autenrieth*. II. *Ueber den Bau der Scholle (Pleuronectes plateſſa) ins beſondere, und den Bau der Fiſche hauptſächlich ihres Skelets im Allgemeinen.* S. 47. bis 103. Zuerſt einige allgemeine Bemerkungen über die Trennung in zwey Seiten, und das Uebergewicht der einen über die andere, welche hier, bey der Betrachtung der Scholle, eines in der That ſehr merkwürdig geſtellten Thiers nicht am unrechten Orte ſind. So merkwürdig die Stellung der Augen bey dieſem Thiere iſt: ſo ſind die Augen ſelbſt doch in ihrem innern Baue einander gleich, ſo wohl ihren Häuten als ihren Muſkeln und Nerven nach. Nicht weniger leſenswürdig ſind die Betrachtungen, die der Vf. über die Wirkung der Augenmuſkeln bey dieſen Thieren anſtellt. Nicht blofs bey der Scholle findet man die vom Vf. genau beſchriebenen Gaumenzähne, ſondern bey mehrern Geſchlechtern dieſer Thierclaſſe. Wenn bey dem *Seewolfe (Anarrhichas)*, um ein einziges Beyſpiel hier beyzubringen, die Gaumenzähne, durch ihre Gröſse und Menge, dem Rachen dieſes Thiers ein ſchreckliches Anſehen geben: ſo giebt es andere, die ſelbſt die Zunge mit ſehr ſpitzigen Zähnen beſetzt haben. Ja *Lacépède's Polyodon* hat keine einzige Stelle in ſeinem Maule, welche zahnlos wäre. Hat die Harnblaſe der Scholle mit der Luftblaſe der Fiſche einige Aehnlichkeit? — Dieſe Frage kann wohl nur verneinend beantwortet werden, indem ſich in mehrern Fiſchgeſchlechtern groſse Harnblaſen, neben groſsen Schwimmblaſen finden. Die Bauchhöle iſt bey der Scholle auſserordentlich klein, und der Darmkanal dünner als der Magen; (wie bey den mehrſten Fiſchen dieſs der Fall iſt.) Das Pancreas fehlt. — Beſonders die Stellung der Augen in dieſem Fiſche, welche unabhängig von aller innern Bildungsform, blofs äuſsern Formen gefolgt zu ſeyn ſcheint, leitet den Vf. in demſelben, „die ſeltenſten Wunder der Natur, eines ihrer wichtigſten Zeugniſſe zu ſehen, daſs nur eine Art *harmonia praeſtabilita*, keine Cauſalverbindung zwiſchen dem innern Bildungstriebe der organiſchen Körper und ihrer äuſsern Beziehungen herrſche.“ Der Vf. geht dann nach einigen dieſem Satze noch beygefügten Ideen zur Betrachtung des Skelets über. Bey den Fiſchen zeigen ſich eine Menge einzelner Knochenkerne. Der Vf. fand allein am Kopfe, mehrere dreiſsig Knochenkerne. Die einzelnen Theile werden genau geſchildert. Die Beweglichkeit der Oberlippe wird im Grunde durch das Zwiſchenkieferbein hervorgebracht. Der Unterkiefer iſt noch zuſammengeſetzter als der obere? — Dieſem folgen einige Bemerkungen über den mechaniſchen Vorgang des Athmens; über die Geſtalt des gefiederten Zungenbeins u. ſ. w. Die Beſchreibung der Wirbelſäule beſchlieſst denn endlich dieſe intereſſante monographiſche Schilderung der Scholle. III. *Vierzig neue Inſecten aus der Hellwigiſchen Sammlung in Braunſchweig beſchrieben von Karl Illiger, mit Abbildungen.* Zu dieſen gehören vorzüglich zwey neue Gattungen von *Plattſchröter*, *Paſſalus levicollis* und *planus;* der flache Schröter, *Luc. depreſſus;* der ſtarkglänzende und ſchenklige? Pillenkäfer, *Copris lucidus et femoratus; Melolontha aphodioides; Cetonia ruſilatris.* Vom Sägekäfer (*Clytra*) werden *ſechs* neue Gattungen beſchrieben. Die Beſchreibungen ſind kurz, aber beſtimmt und deutlich. Eine kürzere deutſche und lateiniſche Beſtimmung gehen dieſer vorher, und die Anzeige des Wohnorts dieſer Inſecten beſchlieſsen dieſelbe. — IV. *Ein Wort über deutſche Namengebung in der Naturgeſchichte vom Herausgeber.* Hr. *Wiedemann* ſpricht hier von einer Namenreform, die Rec. längſt als möglich gewünſcht hätte; die Möglichkeit, mit dem *Gattungsnamen* den *Geſchlechtsnamen* hören zu laſſen, leuchtet aus einigen Worten, wie Steppengemſe, Buchfinke, Bergfinke, Goldammer, Säbelſchnäbler zu ſehr hervor, als daſs man nicht ernſtlich daran denken ſollte. *Nemnich* hätte daher ſeinem Polyglotton der Naturgeſchichte einen noch gröſsern Werth geben können, wenn er beſonders darauf geſehen oder die beſten Benennungen durch den Druck ausgezeichnet hätte. Ueberhaupt iſt mehrere Uebereinſtimmung in der Namengebung das erſte

ſte Bedürfniſs der naturhiſtoriſchen Sprache. V. *Einige Bemerkungen über die Durchkreuzung der Sehnerven bey den Fiſchen* von D. *Karl Asmund Rudolphi.* Der Vf. dieſer Abhandlung zeigt, daſs die Durchkreuzung der Sehnerven in der Claſſe der Fiſche nicht allgemein ſey. Die *Schollen* machen eine Ausnahme; der Vf. fand weder in *Pleuronectes ſleſus* noch in *Pleur. maximus*, eine Durchkreuzung. Die Sehnerven laufen neben einander hin. — VI. *Eine Anmerkung zu Bonnet's Beobachtungen über die Blattläuſe*, von D. *F. J. Schelver. Bonnet* behauptete, daſs die aus Eyern hervorkommenden Blattläuſe lebendig gebährend ſeyen; ſchon der verſtorbene *Götze* hat einige Berichtigungen durch ſeine intereſſanten Beobachtungen zu liefern geſucht. Hier ſtellt Hr. *Schelver* den Zweifel auf, wie die Begattung geſchehen ſeyn könne, wenn es unter den lebendig gebährenden Blattläuſen männliche und weibliche gebe? — und beantwortet dieſelbe durch eine Hypotheſe, welche er durch Beobachtungen ins Künftige unterſtützen wird, daſs die Begattung dann im Mutterleibe vorgegangen ſeyn könne! — VII. *Ueber die Katzenſeuche von Ebendemſelben.* Nach den angegebenen Kennzeichen dieſer Krankheit, die in Scheuheit, Trägheit, verlohrnem Hunger und Durſt, Kraftloſigkeit, Kopfhängen, ſtruppigem Haar, kleinen Augen, weiſsgrünlichem Geifer, aufgetriebenen Leibe, Würgen u. ſ. w. beſtehen, ſcheint dieſe Epidemie in dem Osnabrückiſchen mit derjenigen Aehnlichkeit zu haben, welche *Brera* in Italien beobachtete, und wovon uns *Blumenbach* in *Voigt's* Magazin für den neueſten Zuſtand der Naturkunde 1. B. 3. St. S. 132. Nachricht gab. *Brera* hielt dieſelbe für eine Nervenkrankheit, und heilte ſie mit Cyperweine und Baldrianwurzel. Der Vf., durch das fruchtloſe Würgen veranlaſst, gab eine Auflöſung von Brechweinſteine, und brachte ebenfalls Geneſung hervor. Da mit grünlichem Schleime viele Würmer ausgebrochen wurden, ſo glaubt der Vf. dieſelbe als Wurmkrankheit beſtimmen zu können. — VIII. *Auszug des anatomiſchen und phyſiologiſchen Theils der Geſchichte der ſicilianiſchen Schalthiere von Poli vom Herausgeber.* Dieſer Auszug iſt in gedrängter Kürze und mit vieler Ordnung verfertigt. Man findet hier *Poli's* Bemerkungen über die Schale der Schalthiere überhaupt, über das Wachsthum derſelben, deſſen Eintheilung der Schalthiere; ferner die Betrachtung der Bruſt, der Gefäſse, des Bluts, des Athmens u. ſ. w. Allein mehrern Leſern wird auch jener weitläuftige Auszug, welchen *Meyer* in ſein zoologiſches Archiv einrückte, nicht unbekannt ſeyn. — IX. *Cuvier's Nachricht von dem Skelete einer ſehr groſsen Art von bisher unbekannten Vierfüſsern, welches in Paraguay gefunden, und in das naturhiſtoriſche Kabinet zu Madrid gebracht iſt.* Dieſs iſt *Cuvier's Megatherium*, wovon er im *Mag. encycloped.* Tom. I. p. 303. Nachricht und Abbildungen nach verjüngten Maaſsſtabe ertheilte. — Zuletzt kurze Anzeigen von naturhiſtoriſchen beſonders engliſchen und franzöſiſchen Werken. Dieſes Heft begleiten *drey* Kupfertafeln, wovon die *dritte* den Schädel des *Megatherium* abbildet, die erſtern beiden enthalten illuminirte, gut gerathene, Darſtellungen, von *Illiger's* neuen Inſectengattungen; nämlich die *erſte* Taf. 1) *Cetonia ruſilatris;* 2) der *aſchgraue Schnabelkäfer;* 3) *Buprestis pyrotis;* 4) *Erotylus quadriguttatus;* 5) *Lamia Daldorfii;* 6) *Saperda chalybaea.* Auf der zweyten Tafel die ſchöne *Tettigonia ſpecioſa.* —

Eben ſo reichhaltig wird der Leſer des *zweyten Bandes erſtes Stück* finden. Es liefert folgende Abhandlungen. I. *Beobachtungen über die Eingeweidwürmer*, von D. *Karl Asmund Rudolphi.* Das Publicum kennt des Vfs. thätiges Forſchen für dieſen Theil der Naturgeſchichte aus ſeinen frühern Abhandlungen, und dieſe iſt ein neuer Beweis, wie ſehr dieſe Wiſſenſchaft durch ſeine fortgeſetzten Beobachtungen gewinnen werde. Hr. *R.* betrachtet zuerſt den Bau der Eingeweidwürmer im Allgemeinen, dann die Bewegungs- und Empfindungsorgane derſelben. Die Frage: haben die Würmer Reſpirationsorgane? ſcheint der Vf. verneinend beantworten zu wollen; da der Vf. aber die Sache ſelbſt noch näher prüfen wird, ſo glauben wir nichts hinzuſetzen zu dürfen. Nun folgen intereſſante Bemerkungen über die Ernährungsorgane, Geſchlechtsorgane, Wachsthum und Lebensdauer dieſer Thiere; über den Aufenthalt derſelben. Ueber die Mittheilung der Würmer berührt der Vf. die Meynungen eines *Bloch* und *Götze*, daſs ſich die Würmer in dem Körper ſelbſt fortpflanzten, übergeht aber auch *Abildgaards* Verſuch nicht, nach welchem die Bandwürmer von Stichlingen in Enten ſehr gut fortkamen, welchen man jene vorgeworfen hatte. In den beygefügten Bemerkungen des Vf. wird klar dargelegt, daſs wir über dieſen Punkt noch in Dunkeln ſind. Ueber den Urſprung der thieriſchen Würmer verläſst der Vf. die beiden bekannten Hypotheſen, und nimmt eine dritte, die *generationem aequivocam* zu Hülfe. Der Vf. fügt ferner ſein eigenes Syſtem der Eingeweidwürmer bey, nach welchem er 20 Gattungen (Geſchlechter) aufſtellt, nämlich: *Filaria*, *Trichocephalus*, *Aſcaris*, *Ophioſtoma*, *Cucullanus*, *Strongylus*, *Liorhynchus*, *Echinorhynchus*, *Hasruca*, *Feſtucaria*, *Faſciola*, *Amphioſtoma*, *Linguatula*, *Scolex*, *Caryophyllaeus*, *Ligula*, *Tricuſpidaria*, *Taenia*, *Cyſticerus*, *Echinoccus.* Dieſen folgen die generiſchen Kennzeichen und ein Verzeichniſs der Geſchlechter anderer Helminthologen, die der Vf. den ſeinigen untergeordnet hat. Einige ſehr gut gewählte Namen, welche *Zeder* in Vorſchlag brachte, werden nicht beybehalten. *Treutler's Hamularia* hält der Vf. für zweifelhaft, und deſſen *Hexathyridium* bringt er unter *Linguatula.* *Fiſcher's Cyſtidicola* iſt des Vf. *Ophioſtoma* untergeordnet, indem bey den Würmern ein von dem Aufenthalte hergenommener Name nicht annehmbar iſt; die *Unciaria Froelichii* kömmt nach ihm zu *Strongylus*, ſo wie *Abildgaard's Strigea* zu *Amphiſtoma.* Ueber die Benennungen der Würmer ſtellt der Vf. einige Grundſätze auf, die allerdings in der Anwendung Nutzen haben werden, wenn gleich die Principien, von welchen

chen sie abgeleitet sind, etwas schärfer dargestellt werden könnten. II. *Fortsetzung der Schädelbeschreibung vom Herausgeber.* Der Vf. schildert hier ganz kurz die Schädel des afrikanischen und asiatischen Elephanten. Diesen folgen Schädel der *Pachidermen*, namentlich des Schweins, des Tapirs; kurz aber deutlich ist die vergleichende Schilderung der Schädel der Wiederkäuer. — III. *Neue Conchylienarten und Abänderungen, Anmerkungen und Berichtigungen nach dem Linneischen Systeme der XII. Ausgabe*, von *Johann Samuel Schröter.* Diese Abhandlung ist vorzüglich den vielschaligen Conchylien gewidmet. Es werden mehrere Chitonen, Lepaden, Pholaden, die viele neue Gattungen enthalten, genau geschildert. Besonders unter die Chitonen sucht der Vf. durch Unterabtheilungen mehr Ordnung und leichtere Uebersicht zu bringen. Bey den *Lepaden* oder *Meereicheln* werden *Spengler's* Eintheilungen in lateinischer Sprache beygefügt. IV. *Anatomie des zahmen Schwans vom Herausgeber.* Mit vieler Genauigkeit wird hier der Knochenbau des Schwans geschildert. Der Muskelbau wird in der Folge beschrieben werden. So wenig *Cuvier's* Benennung *viereckiger Knochen (os quarre)* für den Theil passt, welcher nach hinten in der Schläfegrube liegt, mit mehrern Knochen in Verbindung steht, vorzüglich aber den untern Kiefer aufnimmt, indem er mannichfaltige Veränderungen zeigt, so wenig können wir des Vf. Benennung *Gelenkbein* gut heissen. Dieser Knochen ist nicht, wie der Vf. behauptet, mit mehrern Knochen durch Gelenke verbunden, sondern bildet das *einzige* Gelenk mit dem Unterkiefer, und hat übrigens zwar, (in einigen Fällen) runde, aber doch feste Berührungspunkte. (Derselbe Knochen ist in grössern Vögeln in der Form übereinstimmender, als in kleinern, z. B. in den Sangvögeln, doch trifft die Mannichfaltigkeit dieser Bildung nur seine Fortsätze, die sich der Länge, Dicke, Richtung nach verschiedentlich abändern.) V. *Erster Beytrag zur Begründung eines zoologischen Systems.* Von D. F. J. *Schelver.* Diese Abhandlung ist keines Auszugs fähig; die Principe einer Classification sind richtig dargestellt, und klar auseinandergesetzt. VI. *Anatomisch-physiologische Beobachtungen über eine Hauptverschiedenheit der Säugthier- und Fischzähne.* Von G. *Fischer*, Professor und Bibliothekar zu Maynz. Die Beobachtung, dass die Fischzähne weder Wurzeln noch Centralgefässe haben, wäre interessant, wenn sie völlige Allgemeinheit hätte. Der Vf. wird aber bey ausgedehntern Beobachtungen seine Aeusserungen über die Entstehungsart der Fischzähne gewiss ändern, da sich wirklich in einigen Maxillen die Keime der jungen Zähne finden. Hier schliesslich noch einige Bemerkungen über den Zahnwechsel bey einigen grossen Saugthieren, in dem äthiopischen Schweine, dem Wallrosse, dem Lamantin u. s. w. VII. *Ueber die Sinneswerkzeuge des Menschen und der Thiere, insbesondere über die Nichtexistenz des Geschmackssinns bey den Thieren*, von D. F. J. *Schelver*, in einer Reihe von Briefen. Eine philosophische Deduction, die indess der materielle Physiolog, selbst wenn er des Vf. Gang nicht immer der Natur anpassen könnte, doch gern lesen wird. Das Hören, Sehen, Riechen ist nur etwas passives, hingegen bey dem Geschmacke herrscht noch eine besondere Eigenthümlichkeit, ein freyes Handeln, wovon die Wirkung unsers Geschmackssinns abhängt. Da nun dieses freye Handeln des Kostens, wenn ich so sagen darf, dem Thiere nicht zukommt: so, schliesst der Vf., fehlt ihm auch der eigentliche Geschmackssinn, der durch den Geruch ersetzt wird. (Das Thier kostet durch den Geruch, wählt durch den Geruch, und geniesst durch den Geschmack, geruchlose Dinge muss es gekostet haben, wenn es dieselben verlangen, oder nehmen soll, wenn man sie ihnen vorhält. Diese letztere Beobachtung spricht für den Geschmackssinn der Thiere, selbst uneingedenk aller anatomischen Einsicht des in Thieren vollkommen entwickelten Geschmacksorgans, an welche man in Hn. *Schelver* nur den Arzt nicht den Philosophen erinnern darf.) — Schlüsslich kurze Anzeigen von in- und ausländischen naturhistorischen Schriften. Die zu diesem Stücke gehörigen Kupfertafeln, fehlen, sie werden wahrscheinlich nachgeliefert werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, in Comm. der Bauer- und Mannischen Buchh.: *Christliche Gesänge* vorzüglich für die öffentliche Gottesverehrung der Katholiken eingerichtet durch einen katholischen Priester. 1800. 264 S. 8.

Seitdem der verdienstvolle *Werkmeister* auf die Mängel der katholischen Liturgie vorzüglich aufmerksam machte, und selbst durch sehr glückliche Versuche zur Verbesserung derselben Hand an das Werk legte, kamen unter den Katholiken mehrere musterhafte Liedersammlungen, bestimmt zur öffentlichen Gottesverehrung, heraus. Da wegen des lateinischen Ritus der deutsche Gesang sehr selten war: so fanden aufgeklärte Religionslehrer unter den Katholiken in der Einführung zweckmässiger, und dem Grade der jetzigen Cultur anpassender Lieder weit weniger Schwierigkeiten, als dieses in verschiedenen protestantischen Ländern der Fall war. Daher kommt es, dass die neueren Liedersammlungen unter den Katholiken die protestantischen Gesangbücher am Werthe grösstentheils übertreffen. Man musste unter den Protestanten aus Schonung gegen das Volk mehrere alte Lieder beybehalten, die in Rücksicht auf Inhalt und Sprache den feinern Geschmack beleidigen. Unter den Katholiken war in Rücksicht auf deutsche Kirchengesänge noch beynahe gar nichts geschehen. Das Volk hatte nichts aufzuopfern, und war leicht dahin zu stimmen, die lateinischen Gesänge, von denen es nichts verstand, gegen solche, die in der Muttersprache abgefasst waren, umzutauschen. Man konnte daher theils ganz neue Lieder dichten, und dabey auf die herrschende Cultur des

an einen beſſeren Geſchmack gewöhnten Publicums Rückſicht nehmen; theils aus den Liederſammlungen der Proteſtanten nur die vorzüglichſten auswählen, und mit einigen Modificationen in die katholiſchen Kirchen einführen. Gegenwärtige Sammlung gehört unter die vorzüglichſten des katholiſchen Deutſchlandes. Sie beſtehet theils aus ganz neu verfertigten Liedern, theils aus ſolchen, die aus katholiſchen und proteſtantiſchen Geſangbüchern mit kluger Auswahl gezogen ſind. Es iſt aller abergläubiſche Tand ſo ſorgfältig vermieden, daſs ſelbſt in Betreff ſolcher Glaubenslehren, in welchen die proteſtantiſche Kirche von der katholiſchen abweichet, einſichtsvolle Proteſtanten nichts Anſtöſsiges finden werden. Muſterhaft iſt z. B. der Geſang auf die Feſttage Mariens S. 232. Es iſt daher recht ſehr zu wünſchen, daſs dieſe Liederſammlung in allen den katholiſchen Gemeinden eingeführt werde, wo man den deutſchen Geſang noch wenig kennet, und ſich gröſstentheils mit lateiniſchen Hymnen behilft.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Leipzig*, b. Breitkopf u. Härtel: *Epiſtolas II. Ulrici ab Hutten ad Richardum Crocum nunc primum luce publica donavit, notis illuſtravit*, ſimulque oratiuſculas candidatorum academicorum — indicit M. *Chriſt. Gottfried Müller*, Rector Scholae Cizenſis. 1801. 22 S. gr. 8. Der würdige Vf. dieſer Schrift, welcher ſchon ſo manches ſchätzbare Ineditum aus der Zeitzer Stiftsbibliothek ans Licht gezogen, und mit kenntniſsreichem Fleiſse erläutert hat, macht ſich jetzt durch Bekanntmachung zwey ſehr merkwürdiger Briefe, welche der berühmte *Hutten* an den damaligen Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Sprache zu Leipzig, *Richard Crocus*, geſchrieben, von neuem um den Literator verdient. Dieſe Briefe befinden ſich handſchriftlich in der Pauliner Bibliothek zu Leipzig, wo ſie einer alten deutſchen Rhetorik (*Formulare und Tütſch Rhetorica — getruckt zu Straſsburg durch Johannen Prüſs zum Thiergarten; Anno XV hundert IX. fol.*), nebſt andern Briefen, von einem damaligen öffentlichen Univerſitätsnotarius zu Leipzig auf beſonderen Blättern beygeſchrieben worden. Die Aechtheit derſelben iſt keinem Zweifel unterworfen: Hr. Rect. *Müller* hat ſie mit einer in dieſem Falle faſt zu weit getriebenen Aengſtlichkeit und Umſtändlichkeit erwieſen. Beide Briefe ſind zu Bologna geſchrieben; der Monat (Auguſt), aber nicht das Jahr, iſt angegeben. In beiden iſt *Hutten's* Geiſt und Schreibart unverkennbar; und die Bekanntmachung derſelben würde ſchon in dieſer Hinſicht ſehr dankenswerth ſeyn, wenn auch der Vf. nicht andere wichtige hiſtoriſche Erörterungen mit Scharfſinn daraus hergeleitet, oder daran geknüpft hätte. Es ſind deren vorzüglich folgende drey: I. *Burkhard*, *Meiners* und *Panzer* nahmen an, daſs Hutten im October 1516 zum zweyten Mal nach Italien gereiſet, und ſchon im Jun. 1517 nach Deutſchland zurück gekehrt ſey. Die Unrichtigkeit dieſer Annahme ergiebt ſich ſchon aus der Unterſchrift obiger Briefe: denn unmöglich konnte ſich Hutten alsdann im Auguſt zu Bologna aufhalten. Vielmehr zeigt Hr. *M.*, daſs Hutten ſeine Reiſe nach Bologna im October 1515, und ſeine Rückreiſe nach Deutſchland im Jun. 1517 angetreten habe, und erhebt es faſt bis zur hiſtoriſchen Evidenz, daſs jene Briefe im Auguſt 1516 geſchrieben worden. Hr. *M.* geht in ſeinen Berichtigungen noch einen Schritt weiter. Er erörtert ſehr überzeugend, wie jener Irrthum, daſs Hutten erſt im October 1516 nach Italien gereiſet, bloſs aus einem Briefe entſprungen, den Hutten auf dieſer Reiſe von Worms aus geſchrieben hat, und welcher mit dem Datum, den 24. October 1516 bezeichnet iſt. Allein dafür muſs man 1515 herſtellen, wenn man nicht mit anderen hiſtoriſchen Notizen in offenbaren Widerſpruch gerathen will. Denn ein anderer Brief von Hutten an Gerbellius iſt aus Bologna d. 31. Jul. 1516 geſchrieben. *Burkhard* und *Panzer* bemerkten dieſe groſse Diſſonanz nicht; *Meiners* aber ſuchte ſich ſo zu helfen, daſs er in dem letzten Datum einen Fehler ahndete, da er vielmehr das erſte hätte verbeſſern ſollen. Auch die merkwürdigen Worte dieſes Briefes über Hogſtraten: *Fractus animo eſt, deſtitutusque lupus hians diſcedit* erklärt Hr. *M.* anders als *Meiners*, nicht von Hogſtratens Flucht aus Rom, ſondern überhaupt: *deſtitutus jam eſt* (vielleicht richtiger: *cauſſa cadit.*) Auf dieſen Brief an Gerbellius folgen nun offenbar der Chronologie nach, die jetzt zuerſt herausgegebenen an Crocus: denn auch ſie gedenken der Reuchliniſchen Streitigkeit: *Capnionis negotium Romae vertitur, nunc convocati undique theologi diſputant, poſt ſtatuetur. Eo enim ventum eſt, optime Croce, ut jam non, quid ſenſerit bonus pater, ſed quid ſenſiſſe putari poſſit, accipiatur. Cum primis ſcies, ubi, quod in dies ſpero ad me venerit ſententia, non jam de Capnione, ſed de noſtris communiter ſtudiis lata.* Auch der zweyte Brief klagt über die Beſtechungskünſte, auf welche Hogſtraten pochte: *Hogoſtratus etſi nondum contra Capnionem promovit, verum eo tamen ſperare aliquid videtur, quod tot jam annos litem producit. Et Romanis auriſugis nihil voracius eſt, nihil, ubi munera objiciuntur, mutabilius. Jam certum eſt, judices multis ac manifeſtis praejudiciis elevaſſe Hogoſtrati cauſſam. Sperat ille tamen aliquam hiantibus Cerberis offam objecturum, qua aditum ad victoriam ſibi patefaciat.* — II. Aus dieſen Briefen erſieht man klar, was bis auf die neueſten Zeiten noch zweifelhaft war, daſs Hutten an den ſchon im J. 1516 bekannt gewordenen *Epiſtolis obſcurorum virorum* keinen Antheil genommen, wenigſtens nicht an dem erſten Theile. Auch hierüber ſtellt Hr. *M.* eingreifende Unterſuchungen an, und macht es von neuem wahrſcheinlich, daſs Huttens Freund, *Crotus Rubianus*, den erſten Theil allein verfertiget, daſs aber jener ſich zur Herausgabe des zweyten Theils mit ihm verbunden habe. Dieſelbe Meynung, in Anſehung Crotus, äuſserte ſchon ehemals Olearius, dem Burkhard und Meiners mit Unrecht widerſprachen. — III. Hr. *M.* vermuthet aus den oben berührten Thaten, daſs Hutten ſeine vierte Rede gegen den Herzog von Wirtenberg noch in Italien, nicht (wie Meiners glaubte) nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland geſchrieben habe.

Wenn Hr. R. *Müller*, wie wir nicht zweifeln, die Briefe des berühmten Biſchofs Julius Pflug an ſeine Freunde und ſeiner Freunde an ihn (deren Bekanntmachung er in dieſer Schrift ankündiget.) eben ſo lehrreich und mit gleicher hiſtoriſcher Genauigkeit behandelt: ſo kann dieſs Geſchenk dem Literator nicht anders als erfreuend, und der Wunſch, daſs es bald erſcheinen möge, muſs deſto lebhafter ſeyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. Februar 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Stein: *Beyträge zur Berichtigung der rechtlichen Grundsätze über den Ersatz und die Vertheilung der Kriegsschäden.* Von *Ernst August Haus*, Dr. der Rechte, Fürstl. Würzburgischem Hof- und Regierungsrath. 1801. 192 S. 8. (12 gr.)

Die Lehre von dem Ersatze und der Vertheilung der Kriegsschäden ist nicht nur wissenschaftlich, sondern auch, bey den dem deutschen Vaterlande so tief geschlagenen Wunden, selbst nach wiedergekehrtem Frieden, noch immer praktisch von der äussersten Wichtigkeit. Ein jeder durchdachter Beytrag zur Berichtigung dieses schwierigen, vielseitigen Gegenstandes muss daher, wenn gleich in neueren Zeiten so vieles darüber geschrieben worden ist, höchst willkommen seyn, und in gedoppeltem Maasse wird diess gewiss alsdann eintreten, wenn ein so scharfsinniger Gelehrter, wie Hr. Hofrath *Haus* ist, die Resultate seines wiederholten Nachdenkens mittheilt.

Die Grundsätze, von welchen dieser ausgeht, sind folgende: A. Die Kriegsschäden, welche vom Staate unmittelbar herrühren, muss auch der Staat ohne Unterschied auf sich nehmen. Der Krieg werde nun vom Staate auf offensive Weise zur Wiedererlangung seiner Rechte, oder auf defensive Weise zur Sicherung derselben geführt: so wird dieses Unternehmen durch den Zweck der bürgerlichen Vereinigung nothwendig. So wie aber jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft zu den durch den Endzweck dieser Verbindung gefoderten Unternehmungen und Anstalten seinen Beytrag aus seinem Eigenthum, oder mit seinen Kräften zu leisten hat: so ist es auch verbunden, in eben der Art die durch kriegerische Operationen des Staats veranlassten Schäden verhältnissmässig zu ersetzen. Aber kein Bürger ist mehr, als der andere zu den gemeinen Bedürfnissen zu steuern schuldig, und es sind deswegen alle durch besondere Rechtstitel erworbene Ausnahmen von diesem allgemeinen Gesellschaftsgrundsatze strenge zu erklären, und nur auf gewöhnliche Fälle anwendbar (S. 22.). B. Die vom Feinde, oder dessen Bundsgenossen verursachten Kriegsschäden aber sind, in der Regel, als *gemeine zufällige Verletzungen* zu beurtheilen. So wie also der Staat andere Verletzungen, welche ein Mitglied von einem andern Mitbürger, oder einem Fremden erfährt, nicht zu ersetzen verpflichtet ist: so hat er auch, im Allgemeinen, die erwähnte Gattung der Kriegsschäden nicht zu ersetzen. Die Verbindlichkeit hierzu liegt nicht in dem Zwecke der bürgerlichen Vereinigung. Was nicht zu den Bedürfnissen des Staats gehört, und was keine unmittelbare Folge einer auf Erreichung des Staatszwecks gerichteten Handlung ist, kann kein Gegenstand einer Repartition unter den Gliedern der Gesellschaft seyn (S. 29.). C. Doch finden folgende Ausnahmen von diesen Grundregeln statt: 1) Wenn einer einen feindlichen Schaden erlitten, und dadurch für einen andern, sey es für ein anderes Individuum, oder eine Gemeinheit, oder den ganzen Staat eine Verbindlichkeit getilgt, oder von ihm einen wahrscheinlichen Verlust eines schätzbaren Rechts durch Hingabe eigener Rechte oder Güter abgewendet: so hat er gerechten Anspruch auf verhältnissmässigen Ersatz von demjenigen, dem ein Vortheil dadurch zugewachsen ist. 2) Eine gleiche Entschädigung gebührt auch dem, für welchen durch einen ausdrücklichen, oder stillschweigenden Partikularvertrag ein Individuum, eine Gemeinheit, oder der Staat selbst die Verbindlichkeit des Ersatzes übernommen hat. Hier schliessen sich auch diejenigen Verhältnisse an, denen entweder ein ausdrücklicher, oder stillschweigender *Auftrag* (*mandatum*), oder eine *Geschäftsführung* (*negotiorum gestio*) zum Grunde liegt (S. 35.).

Aus diesen Prämissen werden dann S. 49. folgende Resultate gezogen: I. Der *ganze Staat*, (oder welches eben das ist, die *sämmtlichen Glieder des Staats*) muss a) alle, durch die Bedürfnisse, oder nothwendige militärische Operationen seiner eigenen, und der mit ihm verbundenen Krieger, verursachten Kosten und Schäden tragen, es sey denn, es wären Beschädigungen durch Ausschweifung Einzelner entstanden, für die der Staat nur *in subsidium* zu haften hat. b) Unter den vom Feinde verursachten Kriegsschäden hat der Staat nur 1) jene zu tragen, welche Folgen einer an ihn ausdrücklich oder stillschweigend gemachten Foderung sind; 2) solche, welche irgend eine physische oder moralische Person im Staate erlitten hat, deren Uebernahme aber den Staat von einer Verbindlichkeit, oder Gefahr befreyt, und 3) die, welche der Staat durch besondere Verträge über sich genommen hat. II. Alle andere Kriegsschäden, bey denen die erwähnten Bedingnisse nicht eintreten, sind als *Zufälle*, von denjenigen Individuen, oder moralischen Personen, ohne Anspruch auf einen Ersatz, zu tragen, welche sie entweder gewaltsamer Weise, oder mittelst vorausgegangener Requisitionen, erfahren haben.

Zu mehrerer Befeſtigung dieſer Theorie hat Hr. *Haus* ſofort noch S. 56. die entgegenſtehenden Gründe weitläuftig geprüft; auch S. 88. die abweichenden Syſteme Anderer umſtändlich beleuchtet; nicht weniger S. 146. die Reſultate aus den von ihm aufgeſtellten Principien in Hinſicht *der Vertheilung der Kriegsſchäden* genau zergliedert; und endlich S. 171. ſeine Grundſätze auf einige beſondere Arten der Kriegsſchäden, z. B. Requiſitionen und Contributionen, Einquartierungen, Vorſpann, Fuhren, Dienſte, Plünderungen u. ſ. w. angewendet.

Allein bey allem Aufwande von Scharfſinn und Gelehrſamkeit, den der Vf., um ſeinem Syſteme Haltbarkeit zu geben, angewendet hat, kann doch Rec., nach wiederholter, unbefangener Prüfung, von der Richtigkeit der hier aufgeſtellten Theorie ſich nicht überzeugen. Ihm ſcheint dabey der gedoppelte Geſichtspunkt überſehen zu ſeyn: *Einmal*, daſs, nach völkerrechtlichen Grundſätzen, der Feind dem feindlichen Staate *als ſolchem*, und mithin auch den einzelnen Mitgliedern des letzteren *nur als ſolchen*, jeden Schaden, der als Mittel zum Zwecke dienen kann, zuzufügen berechtigt iſt; *und dann*, daſs, nach den Regeln eines ſocietätsmäſsigen Verbandes, welchen man bey jedem Staate zum Grunde legen muſs, derjenige Schaden, welchen ein einzelnes Mitglied der bürgerlichen Geſellſchaft *als ſolches* leidet, unmöglich auf dieſem liegen bleiben kann, ſondern nothwendig als eine Laſt des Ganzen betrachtet werden muſs. —— Geht man von dieſen, wie es Rec. ſcheint, unwiderſprechlichen Grundſätzen aus: ſo kann man nicht wohl mit Hn. *Haus* auf den Gedanken gerathen, bey einem Falle, wo Staat gegen Staat handelt, und wo ein Staat den Mitgliedern des andern *als ſolchen* erlaubter Weiſe Schaden zufügt, diejenigen Grundſätze in Anwendung bringen zu wollen, die bey einem Falle gelten, wo Privatmann dem Privatmanne *als ſolchem* gegen überſteht, und einer dem andern widerrechtlicher Weiſe Schaden zufügt. — Auch iſt, aus dieſem Geſichtspunkte den Gegenſtand betrachtet, nicht wohl abzuſehen, warum, wie Hr. *Haus* will, derjenige Schaden, der von dem Staate unmittelbar herrührt, nach ganz andern Grundſätzen, als derjenige, welchen der Feind zugefügt hat, beurtheilt werden ſoll. In einem, wie in dem andern Falle leidet ja der Einzelne wegen einer *von dem Staate* getroffenen Maaſsregel, und um *des Ganzen* willen. —— Auſser dem allem aber hat der Vf. noch auf die einzelnen, in jedem Staate beſtehenden kleinern Societäten, z. B. einzelne Provinzen, Oberämter, Gemeinheiten, u. ſ. w. nicht genugſame Rückſicht genommen, und doch verdient das Verhältniſs der Individuen zu den letzteren, beſonders bey den in dem nun geendigten zerſtörenden Kriege nach dieſer Hinſicht in Anwendung gebrachten Principien, ganz beſondere Aufmerkſamkeit.

So wenig, dieſem allem nach, Rec. von der Richtigkeit der Theorie des Vfs. im Ganzen ſich zu überzeugen vermag, ſo dankbar bekennt er doch, daſs er dieſe ſchöne Abhandlung mit vielem Vergnügen, und zu ſeiner wahren Belehrung durchgeleſen hat. Nach voller Ueberzeugung kann er daher dieſelbe einem jeden, den der Gegenſtand intereſſirt, empfehlen. Auch verdient ſie noch von einer andern Seite, als Muſter nämlich, wie man beſtrittene Rechtsfragen behandeln, und diſſentirenden Schriftſtellern begegnen müſſe, ausgezeichnet zu werden.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Repertorium des geſammten poſitiven Rechts der Deutſchen*, beſonders für praktiſche Rechtsgelehrte. *Sechſter* und *ſiebenter Theil*. 1801. Jeder 318 S. 8. (2 Rthlr.)

Der *ſechſte Theil* fängt mit der Fortſetzung der Lehre vom Concurſe der Gläubiger an, und geht bis zur Rubrik: Eltern, und der *ſiebente* enthält den Reſt des Buchſtabens E, den Buchſtaben F völlig, und den Anfang von G von Gabe bis Geleit. Zu den beſſern Artikeln gehören: (Th. VI.) Concurs, Darlehn, Deich- und Sielrecht, Denuntiation, Depoſition, Depoſitum, Diebſtal, Dienſtbarkeit, Dienſtbote, Diffamation, Ehe, Eigenthum, (Th. VII.) Emphyteuſis, Enterbung, Erbfolge mit den verwandten Artikeln, Einrede, Eyd, Felonie, Fideicommiſs, Forſt, Fragſtücke, Gaſtwirth, Gebrauch, (*uſus*). Ungleich gröſser iſt aber die Anzahl unvollſtändiger und minder bedeutender Artikel, wohin nebſt andern gehören: (Th. VI.) Concuſſion, Condonation, Confrontation, Cura, *decretorius terminus*, (Th. VII.) Emancipation, Emigration, Empfehlungscontract, Entführung, Erbgüter, Erbloſung, Erbverbrüderungen, Erbzinscontract, Evangeliſche Stände, Fälſchung, Feuersbrunſt, Fiſcal, Fiſcherey, Fiscus, Friede, Früchte, Gefängniſs. Ueberhaupt iſt der VII. Theil offenbar flüchtiger bearbeitet, als ſeine Vorgänger; er enthält mehrere Rubriken, als zwey der vorigen Theile zuſammen. Auch kommen im VII. Bande ſehr häufig ſolche Artikel vor, welche eigentlich in ein grammatiſches Wörterbuch gehören. Sonſt herrſcht in dieſen beiden Theilen der nämliche Geiſt einer ohne ſorgfältige Auswahl unternommenen Compilation, wie im ganzen Werke überhaupt.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Röwer: *Reſultate der Beobachtungen des neuen Sterns, welcher d. 1. Jan. 1801. auf der Königl. Sternwarte zu Palermo entdeckt worden*, von *Joſeph Piazzi*, Cleric. Regul. und Director der Sternwarte. Mit Zuſätzen herausgegeben von Prof. *Seyffer*, Dir. der Sternw. zu Göttingen. 41 S. 8.

Das Italiäniſch geſchriebene Original erſchien auf zwey Bogen unter dem Titel: *Riſultati delle Oſſervazioni della nuova ſtella, ſcoperta il dì 1. Gennajo all' Oſſervatorio Reale di Palermo, da Giuſ. Piazzi etc. In Palermo 1801. Nella Reale Stamperia.* Einen Auszug dieſer kleinen Schrift hat ſchon *von Zach* im Nov.

Stück

Stück 1801. seiner Monatl. Corresp. für Erd- und Himmelskunde geliefert. Die vollständige Uebersetzung von Prof. *Seyffer*, die hier erscheint, wird nicht nur dem Astronomen angenehm seyn, sondern auch dazu dienen, die verschiedenen zum Theil irrigen und widersprechenden Gerüchte, die sich über die Entdeckung des neuen Sterns im grösern Publicum verbreitet hatten, nach ihrem wahren Gehalte zu würdigen. Die richtige Geschichte dieses merkwürdigen astronomischen Ereignisses ist kurzgefasst folgende. *Piazzi*, der geschickte seit mehreren Jahren für die Astronomie sehr thätige Vorsteher der vortrefflich ausgerüsteten Königlichen Sternwarte zu Palermo, beobachtete, unter den Auspicien des neuen Jahrhunderts, im Sternbilde des Stiers einen Stern von der 7 bis 8 Grösse, versicherte sich am 2. und 3. Jan. von der Beweglichkeit desselben, und war, wie leicht zu erachten, Anfangs geneigt, ihn für einen Kometen zu halten. Wie zwanzig Jahre zuvor *Herschel* durch geflissentliche Musterungen des Himmels, auch im Sternbilde des Stiers, den Planeten Uranus entdeckt hatte: so ist auch die Piazzische Beobachtung eigentlich kein blosses Werk des Zufalls, sondern die unmittelbare Folge regelmäsiger Durchsuchungen des Himmels zum Behuf eines neuen Sternverzeichnisses, an welchem der Vf. seit neun Jahren arbeitet; gerade führte den Astronomen die Ordnung seiner Beobachtungen auf die Stelle, wo ihm der Fremdling unter den Fixsternen nicht entgehen konnte. Er setzte seine Beobachtungen, die den 1. Jan. angefangen hatten, bis zum 11. Febr. fort, wo das Gestirn sich der Sonne soweit genähert hatte, dass es im Mittagskreise nicht mehr beobachtet werden konnte; ausser dem Mittage aber mittelst der Azimute den kleinen Stern noch länger zu verfolgen, hinderte den Vf. eine schwere Krankheit, in die er am 13. Febr. gefallen war. *Bode*, *von Zach* und *Oriani* ahndeten den möglichen Planetismus dieses Sterns schon aus blosen zwey Beobachtungen, die *Piazzi* mit der Bemerkung, dass der Stern am 10. Jan. rechtläufig geworden, mitgetheilt hatte; sie berechneten hieraus vorläufig eine Kreisbahn, die den mittlern Abstand des Sterns zwischen Mars und Jupiter brachte. *Piazzi* selbst versuchte anfanglich einige parabolische Laufbahnen; allein er fand bald, dass das Gestirn, nach den bisherigen Beobachtungen, in keine Parabel passen wollte; er nahm daher ebenfalls seine Zuflucht zu einer Kreisbahn, und bemerkte sogleich, dass dadurch alle Beobachtungen sich weit besser darstellen liesen; diese Kreisbahn näherte sich gleichfalls der von ausländischen Astronomen schon vorher gefundenen. Auch *Piazzi* kam frühe auf eine ähnliche Vermuthung, dass der Stern ein Planet seyn möchte; auf einige Zeit verliefs er zwar diese Meynung, und verfiel eher auf einen Kometen, nachdem am 23. Jan. der Stern an Licht merklich abgenommen hatte, und man ungewiss war, ob dies der schnellen Entfernung von der Erde oder dem trübern Zustande des Dunstkreises zuzuschreiben sey: indes kam er doch auf dieselbe Vermuthung zurück, und hält solche nun in dieser ungefähr im Aug. 1801 erschienenen Schrift um so weniger einem Zweifel unterworfen, da sowohl die Uebereinstimmung der Beobachtungen mit einer Kreisbahn, als die Bewegung im Thierkreise, und die Lage zwischen Mars und Jupiter, wo nach einer bekannten Analogie unter den Planetabständen noch ein Planet sich aufhalten könnte, wie besonders von *Bode* seit 1772 vorausgesagt worden war, durchaus auf einen Planeten hinweisen, und da überdies aus der scheinbaren Kleinheit des Sterns, und seinen beträchtlichen Breiten (er entfernt sich noch einige Grade über den alten Thierkreis hinaus) leicht begreiflich ist, warum er nicht früher entdeckt worden. Vielleicht haben ihn schon *La Caille*, *Tob. Mayer* und andere Astronomen als Fixstern beobachtet, worüber man genauere Untersuchungen anstellen wird, um aus solchen ältern Beobachtungen, wenn sie sich vorfinden sollten, auf einmal seine Bahn mit grosser Genauigkeit bestimmen zu können. Den scheinbaren Durchmesser des neuen Wandelsterns schatzte der Vf. durch Vergleichung mit der bekannten Dicke des Fadens, der ihn im Fernrohr deckte, zu 7 Secunden, mithin aus der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne gesehen, zu 19 Secunden, woraus der wahre Durchmesser 1 und $\frac{1}{2}$ mal so gross als der Durchmesser der Erde sich ergiebt. Um die Bahn des Sterns in einer Ellipse zu berechnen, hält der Vf. die wenigen von ihm angestellten Beobachtungen noch nicht sicher genug; auch stimmen die von *Burckhardt* versuchten elliptischen Elemente nicht besser, als die in einer Kreisbahn; nach *Piazzi's* Berechnungen einer Kreisbahn wären nun die hauptsächlichsten Elemente folgende: Mittlerer Abstand von der Sonne 2,6862 (Halbmesser der Erdbahn), mittlere Länge für 1801, 2^z 8° 46′ 22″, Neigung der Bahn 10° 51′ 12″, Länge des Knoten 2^z 20° 46′ 48″ Sideralumlauf um die Sonne 1620, 27 Tage oder 4 Jahre, und 167 Tage. Die Astronomen werden indes grosse Schwierigkeit haben, den Stern wegen seiner geringen Helligkeit, die im Nov. 1801 nur noch halb so gross war, als zur Zeit seiner Entdeckung am 1. Jan. (S. *von Zach's* Berechnungen im Nov. St. der Mon. Corr. 1801.) am Himmel wieder zu finden; am bequemsten wird man ihn bey seiner Opposition mit der Sonne im März 1802 wieder aufsuchen können. Käme er sobald nicht wieder zu Gesichte, so würden freylich über seine Natur, auch nach *Piazzi's* Meynung, immer einige Zweifel übrig bleiben. Zum Beschluss giebt der Entdecker, wozu er unstreitig das erste Recht hat, seinem Gestirne den (bereits von mehreren Astronomen, z. B. *von Zach* gebilligten) Namen *Ceres Ferdinandea*; die Göttin der Fruchtbarkeit ist längst in Sicilien einheimisch, und *Ferdinand IV*, dessen Königliche Munificenz die Sternwarte zu Palermo gegründet, und zu der wichtigen Entdeckung Veranlassung gegeben hat, verdient so gut am Himmel zu leben, als ein *Poniatowsky*, *Friedrich II.* und *Georg III*, nach welchen das 18. Jahrhundert einen Theil der Sterne benannt hat. — In den *Zusatzen* erwähnt der

der Herausgeber der Piazzifchen Schrift, Prof. *Seyffer*, noch umftändlicher der oben gedachten Analogie, die man unter den verhältnifsmäfsigen Abftänden der Planeten von der Sonne zu bemerken geglaubt hat, und von der fchon *Keppler* eine ihn befremdende Abweichung zwifchen Mars und Jupiter wahrnahm; fein Syftem von der Mufik der Sphären gab ihm hier *eine ftarke Diffonanz* (*Keppleri Harmonices mundi lib.* 5. *p.* 199.); und wirklich hat auch nach den berechneten Kreiselementen das Piazzifche Geftirn ganz nahe den mittlern Abftand von der Sonne, den, um jene Diffonanz aufzulöfen, ein Planet zwifchen Mars und Jupiter haben müfste; inzwifchen find Analogieen für den Mathematiker noch keine Beweife. Als Symbol zur Bezeichnung der Ferdinandifchen Ceres fchlägt Hr. *S.* eines der Infignien der Göttin, die am Aetna angezündete Fackel, womit fie ihre Tochter fuchte, oder einen Mohnkopf, oder eine Kornähre vor; fände man fie nicht wieder am Himmel, fo dürfte man nur die Fackel umkehren. Insbefondere wird in diefen Zufätzen die Frage beleuchtet: ob der neue Stern ein Planet oder Komet feyn möchte. Ganz richtig wird gezeigt, dafs auf den Fall, wenn der Stern nicht wieder gefehen werden follte, bey dem eingefchränkten Grade von Sicherheit der bisher berechneten Elemente, über feine planetifche oder kometifche Natur fich nichts gewiffes behaupten laffen würde, indem weder die wenig excentrifche Bahn, noch die geringe Neigung derfelben, noch die Abwefenheit eines Schweifs, Nebels, u. dgl. einen entfcheidenden Beweis dafür abgebe, dafs ein beweglicher Stern ein Planet feyn müffe, und kein Komet feyn könne. Der Herausg. findet es übrigens auffallend, dafs von den verfchiedenen Aftronomen, welche über das neue Geftirn ihre Gedanken öffentlich geäufsert haben, keiner von einem feften Unterfcheidungsbegriffe zwifchen Planet und Komet ausgegangen fey, da doch die gewöhnlichen Erklärungen der Compendien über beiderley Art Sterne viel zu enge und zu unbeftimmt find. Aber, wie wenn man vielleicht von keinen feften Begriffen hierin ausgehen könnte und dürfte! Rec. denkt ungefähr fo von diefer Sache. Allerdings ift unfere gewohnte Eintheilung der Himmelskörper in Fixfterne, Planeten und Kometen nichts weniger als philofophifch richtig, oder auf fichere und feffe Merkmale gegründet. Wir claffificiren die Gegenftände am Himmel, da wir der Individuen noch viel zu wenige, und diefe wenige ihrer phyfifchen Natur und fpecififchen Differenz nach fo gut wie gar nicht kennen, vielleicht eben fo, wie ein Erdbewohner, der das Ganze der Botanik, blofs aus dem Umfange eines durch ein Fernrohr betrachteten Rafenplatzes von einem halben Dutzend Quadratfchuhen kennt, die Pflanzen claffificiren würde. Allein diefe Claffification des Himmels ift ein Erbtheil aus der Verlaffenfchaft des grauen Alterthums, wo die Aftronomie noch in ihrer Kindheit war: fo unphilofophifch, fo unrichtig und fchwankend daher auch der Unterfchied zwifchen Planet und Komet nach der hergebrachten Eintheilungsart feyn mag, fo dürfen wir doch, wenigftens fo lange wir diefe alten Namen beybehalten, auch an den alten unvollkommenen Begriffen, die ihnen zum Grunde liegen, der Hauptfache nach nichts ändern. Man nenne alfo immerhin, wie bisher, Planeten diejenigen beweglichen Sterne, die *nahe* in Einer Ebene, und in *wenig* excentrifchen Bahnen laufen, fo unbeftimmt auch jenes *nahe* und diefes *wenig* lautet, und Kometen hingegen folche, die in mehr auseinander weichenden Ebenen, und in mehr elliptifchen Bahnen fich bewegen, überdiefs auch durch etwas auffallendes in ihrer äufsern Geftalt fich auszeichnen. Letzteres fchon durch die Etymologie angedeutete Merkmal hält Rec. den Ueberlieferungsbegriffen des Alterthums gemäfs, für ein Hauptunterfcheidungs-Zeichen der Kometen; denn wenn fchon bey mehreren kein Schweif oder Nebel fichtbar war: fo ift doch, nach *Schröter's* neueften Unterfuchungen, ein Kern mit einer ihn umgebenden lockern Hülle wahrfcheinlich das Eigenthum aller Sterne diefer Art, und würde fich vermuthlich durch ftärkere Fernröhre auch bey allen gezeigt haben. Noch bemerkt Rec., dafs ihm auch die vom Herausgeber am Ende der Zufätze vorgefchlagene Art, das Unterfcheidende zwifchen Planeten- und Kometenbahnen genauer als bisher auszudrücken, nicht ganz allgemein anwendbar zu feyn fcheint: denn, gefetzt z. B. dafs jenfeits des Uranus nur noch ein einiger fogenannter Planet mit dem analogifchen Abftande von 38 Halbmeffern der Erdbahn fich befände, fo wäre der bekannte Halleyfche Komet von 1759, deffen Sonnenferne nur 35 bis 36 Halbmeffer der Erdbahn beträgt, nach jener Erklärungsart kein Komet.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hamburg*, b. Bachmann und Gundermann: *Anweifung zum Fuhfsfpiele* von *Georg Wolfgang Ulrich Wedel*, auf Freudenholm. 1801. 48 S. 8. (4 gr.) Fuhfs ift ein verändertes Mariage, bey dem einige im Pikett gebräuchliche und noch eine Menge anderer Honneurs eingeführt find. Wer beide Spiele kennt, wird Fuhfs leicht erlernen. Rec. zweifelt aber, dafs es dem fimplern Pikett den Rang ablaufen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. Februar 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Fröhlich: *Das Neueſte aus England*, von einem Beobachter. 1—3s Heft. 1801. 8. (Jedes Heft 16 gr.)

Da dieſes Journal ein Gemiſch von ſehr verſchiedenartigen Nachrichten iſt: ſo weiſs Rec. kein anderes Mittel, dem Leſer einen deutlichen und umſtändlichen Begriff davon zu geben, als dafs er die Rubriken der einzelnen Aufſätze angiebt und hin wieder ſeine Bemerkungen hinzuſetzt. Auch erfodert ſchon ohnedieſs ein Werk, das monatlich in Heften erſcheint, deren jedes einen Gulden koſtet, eine ausführlichere Anzeige.

Erſtes Heft. Nr. I. enthält des Beobachters Reiſe von Berlin über Cuxhaven nach Yarmouth und London, worin der Leſer nichts beſonderes findet. II. Ueberſicht des engliſchen Ackerbaues im May. Nichts weiter als eine Nachricht, dergleichen von Zeit zu Zeit in den Zeitungen erſcheinen, und woraus man lernt, wie die verſchiedenen Getreidearten auf dem Felde ſtehen. III. Neue Theorie der Schöpfung, aus einem gefundenen Mſcpte. Eine Abgeſchmacktheit, die England nichts angeht, und aus keiner andern Urſache hier zu ſtehen ſcheint, als 7 Seiten auszufüllen. IV. Brief eines engliſchen Officiers aus Aegypten; gehört ebenfalls nicht hieher. V. Geſchichte einer Betrügerin, Miſs Robinſon. England liefert dergleichen in Menge; es iſt aber zu hoffen, dafs der Beobachter nicht mehrmals ſo viel Platz mit dergleichen Geſchichten anfüllen wird, als hier, wo ſie 11 Seiten einnimmt. VI. Bevölkerung von England im Monat Juny 1801. — Dieſe Tabelle iſt ganz und gar unbrauchbar, da mehrere Graffchaften, wie der Beobachter ſelbſt ſagt, darin fehlen. Indeſſen lernt der Leſer etwas Neues daraus, nämlich dafs London nicht 600,000 Einwohner hat. Man vergleiche damit Colquhoun. Sähe man nicht in dem Beobachter eine ziemlich entſchiedene Tendenz, England herabzuſetzen: ſo würde man erwarten, dafs er in ſeiner Liſte irgend eine grobe Unrichtigkeit geahndet hätte. VII. Briefe eines Deutſchen über die Engländer. Der erſte Brief ſcheint keinen andern Zweck zu haben, als Adam Smith einer Inconſequenz zu zeihen, die aber noch nicht ſo klar bewieſen iſt. Der 2te Brief handelt von einer Landung in England. VIII. Nachricht von einer neuen Stiftung, nützliche Erfindungen zu verbreiten. IX. Blick auf die neueſte Geſchichte von England. Der Vf. fängt mit den alten Britten an, und gedenkt der Eroberung durch die Römer. Dann kommen die Sachſen, die Dänen und endlich die Normänner. Nach dieſem Eingange kündigt er uns an, dafs er viel Trauriges und Böſes werde zu ſagen haben, erklärt aber, dafs weder Furcht noch Hoffnung in ſeiner Erzählung ihn leiten, und der Reiz zu tadeln, ſo wenig als die Neigung zu ſchmeicheln, ſein Urtheil beſtimmen ſolle; denn (ſetzt er ſehr pathetiſch hinzu) er habe nichts zu hoffen, und ſehr wenig zu fürchten. — Die Aufmerkſamkeit des Leſers iſt denn hinlänglich geſpannt, und nun kommen — Nachrichten von der Eroberung zweyer weſtindiſchen Inſeln, und einige Parliamentsdebatten, die wir alle in den Zeitungen geleſen haben. Rec. glaubt, er dürfe ſeinen Augen nicht trauen, ſucht die nämliche Rubrik im 2ten Hefte, und findet Nr. IX. abermals bekannte Zeitungsnachrichten. Er durchläuft den 3ten Heft, und findet auch da nichts über die neueſte Geſchichte von England, das nicht durch die Zeitungen bekannt geworden wäre. Ueberhaupt ſcheinen die Nachrichten vorſätzlich getrennt zu ſeyn, und ſo mufs der Leſer, der denn glaubt, dafs das Beſte noch kommen werde, ſich immer von einem Hefte zum andern durcharbeiten. So finden ſich in den 3 erſten Heften nicht weniger als 4 Abſchnitte über eine Landung in England. X. Ueber ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften in England von einem deutſchen Künſtler in London. Dieſer Aufſatz enthält manches Wahre; aber S. 101. wird fälſchlich geſagt: „Vor der franzöſiſchen Revolution und dem jetzigen Kriege fand man hier nur wenig gute Porträtmaler.“ — Vor der franzöſiſchen Revolution und lange vor dem jetzigen Kriege malten folgende Künſtler Porträts in Menge, Sir Joſua Reynolds, Gainsborough, Romney, Beechy, Lawrence, Rafsel, Copley, auch Weſt, Hamilton und Opie (nicht Opic, wie ihn der Vf. an einem andern Orte nennt). Wufste der Vf. dieſes nicht? Oder meynt er, dafs dieſe Männer ſchlechte Porträtmaler ſind, oder waren? Oder antwortet er vielleicht, dafs das hiſtoriſche Maler ſind? Im letzten Falle mufs er doch wiſſen, dafs die gröfsere Hälfte aller hiſtoriſchen Maler in faſt allen Ländern von Europa ſeit vielen Jahren ihr Brod gröſstentheils durch Porträtmalen gewinnt. XI. Bemerkungen über die Shetlandinſeln etc. aus dem Engliſchen überſetzt. Die unter Nr. XII. mitgetheilten Bemerkungen über das engliſche Landvolk, verglichen mit dem deutſchen, ſind ſehr mager. XIII. Eine Allegorie von Dr. Franklin. Sie hat nichts mit England zu thun, und ſcheint abermals bloſs hier zu ſeyn, um Seiten auszufüllen. XIV. Erfindung einer

einer neuen Geheimſchreibung. XV. Ueber das neue Miniſterium. Höchſt unbedeutend. XVI. Erfindung einer hydrauliſchen durch Wind getriebenen Maſchine. XVII. Miſcellen. Einige Artikel ſind intereſſant, nur paſſen ſie nicht zu dem Titel über das Neueſte in England; denn einige Nachrichten ſind aus vergangenen Jahrhunderten; das Neue aber iſt Zeitungslectüre.

Zweytes Heft. Nr. I. enthält hauptſächlich Bemerkungen über Deutſche in England. II. Ein Proceſs, aus den Zeitungen abgeſchrieben. III. Nachricht über eine neue Erfindung, mehrere Gummiarten zu gewinnen. IV. Briefe eines Deutſchen über die Engländer. 3ter Brief. Behauptungen, die manches Unrichtige enthalten, und auf die Sache, wovon die Rede iſt, nur zum Theil anwendbar ſind. V. Richmond und Hamptoncourt. Viel Unreifes und Schiefes, und wobey eine ſtarke übele Laune durchblickt, die der Beobachter überhaupt durch das ganze zweyte und dritte Heft zeigt. Hin und wieder herrſcht auch offenbarer Mangel an Kenntniſs der Dinge, worüber er ſchreibt. Was wird der Leſer, der England kennt, zu folgenden Aeuſserungen ſagen. S. 41. Die Ignorenz, in welcher die Töchter Albions aufwachſen, läſst ſie glauben, daſs weder Natur noch Kunſt auf dem feſten Lande ſey, wo man nichts als ſchwarzes Brod iſst. — Das glaubt der niedrige Pöbel! Der Beobachter muſs wenige Bekanntſchaft unter dem engliſchen Frauenzimmer haben, ſonſt würde er wiſſen, daſs die aus den hohen Ständen ſo gut erzogen werden, als irgend wo, die aus den Mittelſtänden aber häufig nur zu wohl, d. h. über ihren Rang und über ihre Lage. S. 42. „Alles iſt in England im diminutiven Maaſsſtabe." S. 43. „Die Engländer ſind groſse Freunde der eingeſchloſſenen Luft." (Die Wahrheit iſt, daſs kein europäiſches Volk ſo viel in der offenen Luft lebt, als die Engländer). Ebendaſ. „Die Engländer reiben ſich mit *Spiritus vini*, machen alle Fenſter zu, damit kein Lüftchen ſie anhauche, und wenn ſie je erführen, daſs ich verſchloſſene Kutſchen haſſe: ſo würden ſie mich nicht mehr für einen Menſchen halten. Es wäre um meine Reputation geſchehen"!!! „Der Londoner iſt überhaupt ſo ziemlich der Meynung, daſs Exchange Alley das ſchönſte der Erde iſt." S. 45. „Die Themſe ſchien mir mit unſern Flüſſen vom dritten Range, mit der Saale, der Havel, der Spree etc. kaum wetteifern zu können." Rec. iſt mehreremale durch den Rhein geritten, durch die Elbe zu Fuſse gegangen und über die Donau geſprungen; er meynt aber doch, daſs ſie ſämmtlich gröſsere Flüſſe ſeyen, als die Havel und die Spree. S. 47. „Das Thal bey Richmond iſt freylich ſchön, allein kein Haus, vielweniger Städte und Dörfer darin zu ſehen. (Hier hat der Beobachter nicht ſehr beobachtet). In Sachſen bey Eulenburg habe ich eben einen ſolchen Anblick gehabt." — *Pye* ſoll kein modiſcher Ausdruck mehr ſeyn, „man hat nichts wie *tarts*." — Wie kann man doch ſo beſtimmt über Dinge ſchreiben, die man nicht verſteht! *Pye, patty* und *tart* ſind drey verſchiedene Arten von Gebäcke, über die der Beobachter bey jedem Paſtetenbäcker richtige Auskunft hätte erhalten können. S. 49. „Twickenham, wo Pope's Landhaus nicht zu ſehen iſt." — Und warum nicht? Weil der erſte beſte Menſch, der dem Beobachter begegnete, ihm ſagte, er kenne den Gentleman nicht. S. 51—64. Parlamentsverhandlungen, die man eben ſo gut aus einer Zeitung kennen lernen kann. Indeſſen ſind wiederum 12 Seiten angefüllt. S. 68. „Blondes Haar iſt faſt ganz aus dieſem Volke verſchwunden (!). Selten haben die Züge des Geſichts hier ſcharfe Umriſſe; alles iſt ſchlaff (!!). Groſse Füſse und dicke Knöchel ſind hier faſt allgemein. Dabey eine flache Bruſt und ein gekrümmter Rücken" (!!!). S. 70. „Das Vauxhall ragt nicht ſo viel über das Hamburger hervor, als Vorurtheil und Anglomanie es wähnen. Im Hamburger ſieht man mehr hübſche Frauenzimmer" (!). — Wie ſich aber dieſer Beobachter bisweilen gänzlich vergiſst, und in ſeiner ganzen Blöſse zeigt, mag folgende Stelle beweiſen. S. 71. „Ich werde ſuchen, einer Tanzgeſellſchaft beyzuwohnen, um mir das Vergnügen zu machen, die Engländer mit ihren ernſthaften Geſichtern und ſchlotternden Gliedern herumſpringen zu ſehen. Mehr wie ein empfindungsloſes Springen ſind ihre Tänze nicht. (Woher weiſs er denn das, da er ſie noch nicht geſehen hat?). Dieſe Tänze (die er erſt ſehen will), ſind nur gemacht, den Schnupfen, womit ſie ſo geplagt ſind, zu vertreiben. Leider hat man dieſe kalten Tänze auch in Deutſchland eingeführt. (Das ſpaniſche Fandango iſt freylich wärmer). Die engliſchen Tänzer fliegen wie die Bauern auf Kirmiſſen. Es wird noch gerühmt, daſs ſie nach zwey kratzenden Violinen ſpringen, die gewöhnlich Neger bearbeiten." — Und nun ſetzt dieſer Beobachter, nach allem dieſen hinzu: „doch geſehen habe ich es noch nicht: ich werde es aber im Winter ſehen, und dann treu die Wahrheit berichten." — So zu ſchreiben, heiſst doch wahrhaftig wenig Achtung für ſeine Leſer haben. — S. 74. „Ein zuhörender Fremder, der der engliſchen Sprache vollkommen mächtig iſt, verſteht nur hier und da etwas. In America habe ich das Engliſche ſogleich verſtehen können, *weil ſo viele Fremde daſelbſt eine Sprache daraus gemacht haben.*"!! S. 74. „Auch die äuſsere Geſtalt der Engländer iſt unedler geworden. *Hr. Pitt iſt der Urheber dieſer Umwandelung"!!!* S. 75. ff. vom Papiergelde. S. 93. „Es iſt allgemein bekannt, daſs die Bank von England nicht im Stande ſeyn würde, von jedem Pf. St. das unter ihrem Namen umherläuft, einen Schilling zu realiſiren. Die Landbanken machen es eben ſo, und ich frage, ob dieſs nicht ein Bankerott ſey? England mit allen ſeinen Waaren iſt nicht ſo viel werth, als der Nominalwerth des darin umlaufenden Papieres beträgt. Ich frage, ob dieſs kein Bankerott ſey?" Wollte man alles Schiefe, alle Irrungen und Trugſchlüſſe aufdecken, die ſich in dieſem einzigen Aufſatze befinden: ſo müſste man einen andern gröſsern ſchreiben. Aber der Beobach-

achter gesteht selbst, dass viele dieser herrlichen Sachen nicht von ihm selbst kommen, sondern ihm mitgetheilt sind. In der Nachschrift zu diesem Aufsatze (S. 99.) sagt er sehr bescheiden: „Ich bin nach England gegangen, *um über den wahren Zustand dieser Nation Licht zu verbreiten.*" Ein treffliches Seitenstück zu den eben angeführten Aeusserungen über die englische Bank liefert S. 133., wo der Vf. sagt: „Heisst es nicht bankerot seyn, wenn England mehr Papier im Umlauf hat, als das ganze Vermögen der Nation mit sammt dem Lande und seinen Einwohnern werth ist." XII. Reise nach Woburn in Bedfordshire. Dieser unbedeutende Aufsatz ist nicht von dem Beobachter, aber sehr in seinem Geiste geschrieben. So vergleicht er London (S. 162.) mit Sodom und Gomorra und sagt: „*Ich weiss nicht, ob fünf Gerechte in diesem Pfuhle des Lasters sind*, welche das Strafgericht abwenden; denn sonst, wenn es positive Strafen gäbe, müsste eine giftverzehrende Explosion der Natur schon längst denselben in Trümmern zerlegt haben."

Drittes Heft. I. Abermals über eine Landung in England, und Nr. VI. u. IX. nochmals. Das ist nun sehr langweilig; und bey dem allen spricht der Vf. nicht einmal als ein Sachkundiger. II. Kriege der Engländer. Die Berechnung der immer theurer werdenden Kriege ist aus Paine abgeschrieben, findet sich auch schon in mehreren andern Werken. III. Brief eines Engländers über den gegenwärtigen Zustand des Handels und des Ackerbaues in Frankreich. Wie kommt dieser hieher? Antwort: Auch er füllt mehrere Seiten aus. In der Nachschrift zu diesem Briefe sagt der Beobachter: „Der Wohlstand Frankreichs ist ausser allem Zweifel, deutsche Journalisten mögen sagen, was sie wollen. Das Publicum nimmt keine Notiz davon." (Und Alles das ist so wahr, weil es in dem Privatbriefe eines Engländers steht? Für *gewisse* Engländer zeigt der Beobachter doch wirklich sehr viel Achtung). Wie es um des Beobachters Kenntnisse vom Handel und von der Staatswirthschaft stehe, davon kann auch Folgendes zur Probe dienen: „Ich bin stets überzeugt (S. 46.), *dass ein Land in glücklichen Umständen sey, wenn es heisst, der auswärtige Handel dieses Landes sey zu Grunde gerichtet.* IV. Höchst unbedeutender Brief eines englischen Frauenzimmers. V. Brief eines Engländers über Ceylon, und VII. über Tippo Sahebs Jagden. Beide Artikel abermals nicht hieher gehörig, aber doch sehr brauchbar, Seiten zu füllen. VIII. Musterung der Londoner Volontärs. Unter den zahlreichen Zuschauern sah der Beobachter „nur ein einziges auffallend hübsches (nicht schönes) Gesicht." X. Ueber die Verderbtheit des englischen Volkes. XI. Abend in Vauxhall. Der Beobachter war sehr übler Laune. S. 106. „In welchem Lande ist wohl den Schuldnern nichts zu ihrem Unterhalte ausgesetzt, wenn ihre Gläubiger sie setzen lassen? Hier verhungert jährlich eine Anzahl derselben." Wo mag doch der Beobachter solche Dinge gehört haben! Jeder Engländer, auch der am wenigsten unterrichtete, konnte ihn darüber belehren. Aber es scheint, dass er sehr wenige Individuen dieses Landes kennen gelernt hat, und daher lässt sich denn seine äusserste Unkunde dieses Volkes erklären. Wer, der den Engländer auch nur einigermaassen kennt, würde folgendes schreiben. S. 109. „Die englische Nation ist immer neidisch auf das von der Natur reichlicher ausgestattete Frankreich gewesen." Und ebendas. „jeder Engländer weiss, dass Frankreich ein schöneres Land, als das seinige ist." Beide Sätze sind grundfalsch. Der gemeine Engländer betrachtet Frankreich als das Land der hölzernen Schuhe, des Hungers und des Froschessens, und preist sich glücklich, in Alt-England zu leben, während dass es in den mittlern und höhern Ständen, selbst unter denen, die in Frankreich gewesen sind, sehr wenige giebt, die ihre Insel nicht jenem Lande vorzögen, sie nicht für schöner und fruchtbarer hielten. Aber der Beobachter hat sich nun das in den Kopf gesetzt, und so muss es denn seyn. Er fährt dann fort: „Zu diesen Ursachen der Bösartigkeit kommt noch eine Religion, die durch den Glauben allein, ohne Werke der Liebe, selig macht; in welcher man durch tyrannische Gnadenwahl (was! in der englischen Kirche?) der Seligkeit theilhaftig werden kann." Doch macht der Beobachter auch Ausnahmen! „Ich weiss, sagt er S. 110. dass eine grosse Anzahl philanthropinischer Charaktere unter den Engländern zu finden sind, und dass sich die Zahl dieser *Edlen* seit der französischen Revolution vermehrt hat. *Ich hege die grösste Achtung für die correspondirende Societät, für den edeln und so weisen Whigclub.*" XI. Abend in Vauxhall, Fortsetzung. XII. Bemerkung eines Deutschen auf seiner Reise in England. Da kennt er einen Mann, der seine Kinder auf eine Art erzieht, die in England höchst selten ist; er aber sagt: „Seine Kinderzucht war, so wie diejenige aller Engländer. Er hielt seine Kinder von der freyen Luft entfernt." S. 132. redet er von den grosen englischen Schulen und sagt: „Puffendorf und Grotius sind ihre Orakel"! Rec führt es nicht als ein Lob der englischen Schulen an, aber es ist nun einmal so: diese beiden Namen, besonders der erste, werden in denselben fast gar nicht genannt. — So wie die Bemerkungen dieses Beobachters über die wichtigern Dinge gröstentheils falsch sind, so sind sie es auch in den unbedeutendsten Kleinigkeiten. So sagt er S. 133. „Ein englischer Pudding ist ein gefüllter Klos. Es ist eine Bombe, wovon der Teig die Schale macht. Saucen haben sie dazu nicht." — Die Wahrheit ist, dass man ihrer zwischen 40 und 50 Arten kennt, die sehr unter einander verschieden sind, und wovon mehrere ihre eigenen Arten von Brühen haben. So sagt er S. 150. „Nur ein Denkmal in der Westminster Abtey ist schön, und das ist von einem Franzosen." Der unterrichtete Leser denkt denn sogleich an das, wovon er in allen Beschreibungen von London gelesen hat, an das Denkmahl der Mrs. Nightingale, woraus der Beobachter Mylady macht:

frey-

(freylich eine Kleinigkeit), und das giebt ihm Gelegenheit, ſehr ſpaſshaft über Lord Nachtigal zu ſeyn. S. 175. „Die Parks (in England) enthalten gröſstentheils nichts weiter, als natürliche Viehweiden und kleine Holzungen." (Ungefähr wie die Verklärung von Raphael nichts weiter, als Leinwand, Farben und Oel enthält). XIII. Richard Morris, genannt Dickſpot. Schon in einem vorhergehenden Hefte fängt die Geſchichte dieſes ſogenannten Zauberers und Wahrſagers an, und der Beobachter wiederholt treuherzig alle die Wundergeſchichten, womit man einen Theil des engliſchen Publicums zum Beſten gehabt hat. Uebrigens gehört dieſe Geſchichte ſo wenig in das Neueſte über England, als eine Menge anderer Artikel.

Noch weit länger würde übrigens dieſe Anzeige geworden ſeyn, wenn Rec. alles Irrige, Schiefe, Gewagte ſo wohl als den abſprechenden Ton hätte rügen wollen, der ſich hin und wieder findet. — An Druckfehlern, wodurch denn häufig Sprachfehler entſtehen, iſt auch kein Mangel. Rec. begnügt ſich einige von denen anzuzeigen, die nicht jeder Leſer, ſelbſt corrigiren kann. Heft II. S. 45. Brintford, l. Brentford. S. 49. Burhy Park, l. Buſhy Park. S. 58. Thurley, l. Thurlow. S. 66. Speatt, l. Sprat. S. 124. Motlock, zweymal l. Matlock. S. 126. Derizes, l. Devizes. S. 161. Hanowonthehill, l. Harrow on the hill. S. 174. Baruet, l. Barnet.

ERBAUUNGSSCHHRIFTEN.

Prag, b. Widtmann: *Der Menſch im Umgange mit Gott.* Ein Gebet- und Erbauungsbuch für katholiſche Chriſten, von *P. J. Engl.* 1800. 294 S. 8. (11 gr.)

Der Vf., überzeugt, daſs in Abſicht auf Andachtsübungen eine zweckmäſsige Abwechſelung von groſsem Nutzen ſey, weil diejenigen, die ſich nicht durch eigene Geiſteskraft mit der Betrachtung religiöſer und moraliſcher Gegenſtände beſchäftigen können, durch den lange fortgeſetzten Gebrauch derſelben Erbauungsſchriften leicht zu einem geiſtloſen Mechanismus verleitet werden, hat ſichs bey dieſer Schrift zum Zwecke gemacht, nebſt vielen andern würdigen Religionslehrern der katholiſchen Kirche, die ſich im Erbauungsfache auf eine rühmliche Art ausgezeichnet haben, zur Erweckung ächt religiöſer Geſinnungen auch ſein Schärflein beyzutragen. Dieſen Zweck hat er auch, nach dem Urtheile des Rec., auf eine vorzügliche Art erreicht. Man findet auf allen Seiten Spuren einer lichtvollen Denkart in Rückſicht auf Religion und Moral. Dieſe Schrift zeichnet ſich aber noch beſonders aus durch eine reine, dem Geſchmacke des gebildeteren Publicums, und doch auch zugleich der Faſſungskraft des gemeinen Mannes angemeſſene Sprache. Fern von einer ſchwülſtigen und bilderreichen Schreibart, befleiſsigt ſich der Vf. durchgängig einer edlen Simplicität im Vortrage, und ſucht mehr durch die Würde des Inhalts, als durch Wortprunk zu rühren. Nur hätte Rec. gewünſcht, daſs der Vf. einige Litaneyen weggelaſſen hätte, an die zwar das Volk gewöhnt iſt, deren Beybehaltung aber in den neueſten Erbauungsbüchern nur dazu beyträgt, den Geſchmack an unverſtändliche Myſtik und abergläubiſche Vorſtellungsarten zu verewigen. Man muſs dem Volke nach und nach ſeine Götzen durch ein kluges Betragen, wodurch ſie in Vergeſſenheit gebracht werden, entziehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Paris: Diſſertation ſur un diſque d'argent du Cabinet des Antiques*, connu ſous le nom *de Bouclier de Scipion*; par *A. L. Millin*, Conſervateur des Médailles, Pierres gravées et Antiques de la Bibliotheque nationale. (1800.) 36 S. gr. 8. (mit 2 Kupfertafeln). Dieſs merkwürdige Monument, welches ſich gegenwärtig in dem Muſeum der franz. Nationalbibliothek befindet, verdiente allerdings eine neue Erläuterung. Hr. *M.* hat ſie mit aller der Gelehrſamkeit und Beleſenheit gegeben, welche ſeine archäologiſchen Schriften zu zieren pflegt. Zwar verräth das Kunſtwerk an ſich keinen groſsen Meiſter, und Hr. *M.* ſetzt die Verfertigung deſſelben, wegen des Stils und der Architectur, in die Zeiten des Septimus Severus herab. Allein die Unterſuchungen neuer Gelehrten haben ein beſonderes Intereſſe für dieſes Werk erweckt. Bekanntlich war *Spon* der erſte, welcher aus der runden ſilbernen Platte, die einige Fiſcher von Avignon in der Rhone fanden, den *Schild des Scipio* machte. Denn hier hatte, nach der gewöhnlichen Erzählung, ehemals Scipio, auf ſeiner Rückkehr aus Spanien, beym Ueberſetzen über den Fluſs ſeine Bagage verloren, und war von den Celtiberern mit einem ſilbernen Schilde beſchenkt worden, welcher das Andenken an ſeine edelmüthige Handlung (Liv. XXVI, 50.) in erhobener Arbeit erhielt. Die Rückgabe nämlich der ſchönen Gefangenen an ihren Bräutigam ſoll darauf vorgeſtellt geweſen ſeyn. So unſtatthaft und unbegründet aber auch dieſe ganze Annahme iſt: ſo wurde doch *Spon's* Hypotheſe in vielen archäologiſchen und philologiſchen Büchern, die Hr. *M.* hier namhaft macht, ohne Bedenken fortgepflanzt, und man dachte an nichts bey jener Platte, als an den Schild des Scipio. *Winkelmann* ſtellte eine andere Erklärung auf. Er ſah auf der Platte die Zurückgabe der Briſeis an Achilles. Dieſe Erklärung hat jetzt Hr. *M.* von neuem in Schutz genommen, indem er, nur zu ängſtlich, die Homeriſche Beſchreibung mit der Darſtellung des Künſtlers zuſammenhält, und auch da, wo die Perſonen nichts weniger als charakteriſtiſch erſcheinen, ſeine Meynung mit Scharfſinn durchzuführen verſucht. Der Tiſch mit den Gefäſsen wird nunmehr auf die Geſchenke des Agamemnon gedeutet, welche er dem Achilles bietet. Die ganze Erklärung hat ſicher mehr für ſich, als die *Spon*iſche, wiewohl auch bey ihr (z. B. in Anſehung des Herolds, welcher ganz römiſch, nicht homeriſch, erſcheint), noch manche Schwierigkeit bleibt. Von den beiden Kupfertafeln, deren Zeichnung Hr. *M.* unter ſeinen Augen verfertigen lieſs, ſtellt die erſte den Umriſs der Figuren, die zweyte den Umriſs der Platte ſelbſt dar.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 1. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar.* (Neue Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften). Tom. XXI. 1800. 1—4s Quartal. 8. mit Kupf.

Im *erſten* Quartal lieſt man folgende Abhandlungen. I. *Ueber den Zuſtand des Tabellenwerks in Schweden und Finnland von 1772 bis 1795.* Der königliche Secretär Hr. *Nicander* in Stockholm, der zugleich Secretär bey der Akademie der Wiſſenſchaften und der königl. Commiſſion für das Tabellwerk iſt, liefert hier ſeine *dritte* Abhandlung über deſſen Zuſtand und zwar in Hinſicht der Volkszahl in den Städten im J. 1795. Freylich bewirkt die der politiſchen Arithmetik ihrer Natur nach bey aller darauf angewandten Sorgfalt anklebende Unvollkommenheit, und das vorgeſchriebene Formular, wonach die Tabellen eingerichtet werden, nebſt der Art, wie ſolche von ſo vielen Perſonen, die damit zu thun haben, angeſehen und befolgt werden, daſs darin nicht alles zu der genaueſten Gewiſsheit gebracht werden kann, ſondern daſs ſolche oft nur nach der gröſsten Wahrſcheinlichkeit berechnet werden, um ſo mehr, da man nicht von allen Städten des Reichs Specialtabellen der Einwohner hat, und ſolche oft mit in den von den Predigern einzuſendenden Tabellen ihres Kirchenſprengels begriffen ſind. Indeſſen da man von Stockholm und 15 andern Städten Specialtabellen über ihre Volksmenge erhalten hat: ſo hat man geſucht, mit Hülfe derſelben, und der darin angegebenen Haushaltungen, auch die Volkszahl der übrigen Städte nach den in den Tabellen der Pröbſte angegebenen Zahl der Haushaltungen in jeder Stadt auszurechnen. Die beygefügte Tabelle erſtreckt ſich über alle Städte des ganzen Reichs, und giebt bey allen die wahrſcheinliche Anzahl der Einwohner, bey mehrern auch die wirkliche Anzahl derſelben, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, nebſt der Zahl der Haushaltungen an. Danach hat z. E. Stockholm wahrſcheinlich 77,469, wirklich 74,578 Menſchen und 13,207 Haushaltungen, Gothenburg wahrſcheinlich 12,454, wirklich 12,017 Menſchen in 2180 Haushaltungen u. ſ. w. Die Summe aller Einwohner in den Städten iſt als wahrſcheinlich zu 285,164, und die aller Haushaltungen in ſolchen zu 46,859 berechnet. Von 200 Perſonen in einer Stadt ſind 97 männlichen und 103 weiblichen Geſchlechts. II. *Abhandlung über die gelbe China, und ein neues Reactionsmittel, ihre Wirkungskraft zu entdecken, nebſt Vergleichung mehrerer Chinaarten*, von *J. P. Weſtring*, M. D. Dieſe erſt 1788 nach Spanien gekommene gelbe China, die auch, weil ſie anfangs nur für den Hof aufgekauft ward, Königschina genannt wird, kommt eigentlich aus der Mitte des ſüdlichen America's und der Gegend von Moxos, worüber ein ausführlicher Brief des Gen. Conſuls Hn. Gahn aus Cadix an ſeinen Bruder Hn. Aſſeſſor Gahn in Stockholm nähere Nachricht giebt. Sie iſt auch in Deutſchland lange bekannt. Das Pf. davon koſtete Anfangs 10 bis 16 Rthlr., iſt aber hernach im Preiſe gefallen, ja bisweilen wohlfeiler als die gewöhnliche China und zu 3 Mk. Hamb. verkauft werden. Sie iſt gelbbrauner, hat ein mehr faſerichtes Gewebe, bricht leicht, iſt bitterer als die gewöhnliche Rinde, aber nicht unangenehm und wenig adſtringirend, ſie läſst ſich nicht ſo fein pulveriſiren als die gewöhnliche, beſchwert aber den Magen weniger. Der Vf. hält ſie aber für kräftiger und ſicherer, für eins der wohlthätigſten Mittel, das nach Europa gekommen iſt. Hr. *W.* führt auſser den ſonſt ſchon beſchriebenen und von Lambert gezeichneten 11 Fieberrinden, noch 6 andere bisher nicht ſyſtematiſch beſchriebene Species an, worunter auch die gelbe iſt, und ſtellt einige Vergleichungen unter ihnen an. Um die Wirkungskraft der gelben China, die eine beſondere antifebriliſche und toniſche Kraft hat, zu entdecken, bedient er ſich einer Auflöſung von Gluten animale in Waſſer, davon er einige Tropfen in eine Chinainfuſion fallen läſst, worauf ſolche, wenn ſie gut iſt, gleich trüb wird, und nachdem ſie mehr oder minder ſtark iſt, einen reichlichen oder minder harten Bodenſatz fallen läſst. III. *Milch und Rogen in einer und derſelben Aalraupe*, beſchrieben von *J. G. Pipping*, M. D. und Prof. zu Åbo. Der Vf. hält es noch für unausgemacht, ob es, einige wenige aus dem Geſchlecht der Schnecken ausgenommen, wirkliche Zwitter giebt. Bey den vorgegebenen hatten entweder die Geſchlechtstheile eine ganz unnatürliche Lage, oder waren in ihrer Zuſammenſetzung ſo mit einander vermiſcht, daſs man ſie anfangs für Zwitter hielt, bey genauerer Unterſuchung fand ſich aber, daſs nur die zu einem Geſchlecht gehörigen Theile vollſtändig waren, und daſs zu den zur Vollkommenheit des andern Geſchlechts gehörigen ein oder mehrere Theile fehlten. Hier fand die Haushälterin des Vfs. als ſie einen Gadus Lota ausnahm, in ſelbigem eine vollkommene Milch, und aus dieſer Milch ging wieder ein vollkommener Rogen hervor, ganz vollſtändig, nur etwas kleiner als gewöhnlich. Sie legte der Beſonderheit wegen beide, ſo wie ſie in einander ſaſſen, auf einen Teller. Da

der Vf. ihn ſahe, war der übrige Fiſch zum Abkochen ſchon zerſchnitten, er konnte alſo keine weitere Unterſuchung deſſelben anſtellen, hat aber die Milch und den Rogen in natürlicher Gröſse hier in Kupfer ſtechen laſſen. IV. Fortſetzung der *Verſuche das Clima von Uleaborg betreffend*, von *Joh. Julin.* Er hat ſolche täglich 10 Jahre nach einander angeſtellt, um ſowohl die Natur des Luftkreiſes als die Höhe des Barometers zu erforſchen. Der Barometer ſtieg im Frühjahr, ſtand am höchſten im Sommer, fiel wieder im Herbſt, und ſtand im Winter am niedrigſten. Der Vf. erklärt dieſs aus der Ab- und Zunahme der Luftmaſſe und ihrer niedern Schwere und Elaſticität daſelbſt. V. *Beobachtungen im Predigerhauſe in Utsjoki Lappmark unter dem* 69 *Gr.* 53 *Min. der Polhöhe im J.* 1795 *und* 1707. vom dortigen Paſtor *Caſtren*, zuſammengezogen und eingeſandt von *J. Julin.* Auſser den metereologiſchen Beobachtungen iſt ein *Calendarium Faunae et Florae Utsjokenſis* mitgetheilt, worin die Ankunft der Zugvögel und die Blüthenzeit der Gewächſe genau bemerkt iſt. *Carex veſicaria* klopfen die Lappländer ganz mürbe, binden es in Bündel; und gebrauchen es den Winter in den Schuhen zur Wärme der Füſse. VI. *Verſuche über die dem menſchlichen Körper eigene frey wirkende poſitive und negative Electricität* von *C. G. Sjöſten.* Nicht bloſs vermuthet, wie der Vf. ſagt, ſondern mit ſtarken Gründen, hat man dem menſchlichen Körper eine durch feinere Electroſkopen merkbare Electricität zugeſchrieben. Hr. Eckmark hat ſich dabey des bekannten Bennetſchen Electrometers bedient. Er befreyete die Meſſingsſcheibe, woran unten einige Goldplatten befeſtiget waren, von dem Goldfirniſs, womit ſie beſtrichen war, und fand, wenn er ohne die Scheibe zu reiben, die geballte Fauſt oder den bloſsen Armbogen auf die Scheibe legte, und ſogleich wieder abhob, daſs die Goldblättchen an derſelben auseinander fuhren und electriſch wurden. Er mochte ſich dabey ganz entkleiden, oder auch völlig iſoliren, die Wirkung blieb einerley. Man muſs bey dieſen Verſuchen nicht zu warm oder ſchwitzig ſeyn, auch den Electrometer vorher durch Erwärmen von aller und jeder Feuchtigkeit befreyen. VII. *Vergiftung durch Arſenik glücklich geheilt*, von *G. Swedelius*, M. D. Eine Dienſtdirne trank aus einer Bouteille, worin Fliegenwaſſer geholt war, und das ſie für Meth hielt, ein paar gute Schlücke. Sie bekam gleich heftiges Reiſsen. Man gab ihr viel warme Milch und einige Löffel voll Oel. Sobald der Vf. gerufen war, bereitete er ſich eine Schwefelleber aus einem Theil ſcharfen Laugenſalz und zwey Theilen geſtoſsenem Schwefel, wovon 1 Quartier in 6 Unzen deſtillirtes Waſſer aufgelöſet ward, und wovon ſie alle halbe Stunde einen Löffel voll nehmen muſste. Auch bekam ſie Morgens und Abends 2 Scrupel Schwefel und Salpeter. Die nach ein paar Tagen ſich zeigende Atonie wurde durch Rhabarber und *Spirit. ath. vitriol.* gehoben, und ſie war völlig wieder hergeſtellt. VIII. Zuſatz zu dem vorigen von *H. Gahn.* Ihm war ein ähnlicher Fall vorgekommen, den Patienten heilte er gleichfalls durch *hepar ſulphuris*, nachdem er ihn ſtark hatte erbrechen und viel Milch trinken laſſen; wobey er auch Hahnemanns in Waſſer aufgelöſte Seife empfiehlt.

Zweytes Quartal. I. *Vierte Abhandlung über den Zuſtand des Tabellwerks in Schweden von* 1772 *bis* 1795, welche die Bevölkerung der verſchiedenen Landshauptmannſchaften des Reichs zum Gegenſtande hat, von Hn. *Nicander.* Der Vf. leugnet nicht, daſs bey den Berechnungen über die Volkszahl ſich Mängel und Fehler finden, die nicht gut zu vermeiden waren; indeſſen ſieht man doch die Zunahme derſelben, die in Finnland und Weſtbothnien am ſtärkſten iſt. In Blekingen verhält ſich die Zahl der Einwohner in den Städten zu den auf dem Lande wie 1 zu 3, in andern Provinzen wie 1 zu 7 oder 8, aber in Kuopio wie 1 zu 571. Die ganze Volkszahl im Reich 1772 war 2610,661, und 1795 ſchon 3,043,714 Perſonen, und die Volksmenge von 1772 und 1795 verhielt ſich alſo wie 100 zu 116. In den Städten lebten 1795 zuſammen 285,164, auf dem Lande aber 2,758,550 Menſchen. Die Anzahl der Haushaltungen in den Städten 1772 war 42,225, im J. 1775 aber 46,859, alſo 4674 mehr, die Haushaltungen auf dem Lande 1772 waren 316,537, im J. 1795 aber 387,739, und alſo 71,182 mehr. Eine in 18 Columnen abgetheilte Tabelle giebt eine ſehr bequeme Ueberſicht des Ganzen. Die Anzahl der Quadratmeilen für jede Landshauptmannſchaft iſt nach den neueſten ſchwediſchen Karten von Hr. Djurberg berechnet. II. Fortſetzung der im vorigen Quartal eingerückten *Abhandlung über die gelbe China*, von Hn. *Weſtring.* Zuerſt einige Verſuche, in verſchiedenen Chinaarten durch Trituration mit ungelöſchtem Kalk und Waſſer in einem gläſernen Mörſer, aus dem Salmiaksgeruch, den ſie dann von ſich geben, zu entdecken, ob ſie mehr oder minder flüchtiges Salz enthalten, wobey der Vf. bemerkt, daſs, da auch die unwirkſamſten Arten der China viel von dieſem Salz enthalten, ſolches alſo wohl nicht viel zu ihrer beſondern Wirkungskraft beytragen könne. Zweytens, eine Vergleichung der gelben China mit andern Arten derſelben, nach einer Menge Verſuche und bey angewandten verſchiedenen Reactionsmitteln. Hier in allen 67 chemiſche Verſuche, die mit der gelben China für ſich und mit allerley Zuſätzen, ferner mit der peruvianiſchen, der *Cinchona*, *Floribunda*, *Anguſtifolia* und *Corymbifera* angeſtellt ſind. III. *Abh. über die Gattungen der Orchiden, und deren ſyſtematiſche Aufſtellung.* Der Vf. erzählt erſt hiſtoriſch die Verſuche der Botaniker von Tournefort bis Thunberg u. a. m., um dieſe Pflanzen in ein botaniſches Syſtem zu bringen. Man ſieht daraus, daſs alle dabey vorzüglich auf die äuſsern Theile der Blume geſehen haben. Der Vf. glaubt doch, daſs die davon hergenommenen Kennzeichen nicht immer völlig Gewiſsheit geben, beſonders da die Befruchtungstheile bey den verſchiedenen Arten hier ſo ſehr variiren; und da er Gelegenheit gehabt, über 200

Arten

Arten derfelben aus Weftindien, Africa und Europa genau zu unterfuchen, und viermal fo viele Species derfelben als andere ältere und neuere Naturforfcher kennen zu lernen: fo hat er fich hier daran gewagt, ein neues Syftem der Orchis aufzuftellen. Er hält die Staubbeutel (*Anthera*) vor allen andern fowohl äufsern als innern Theilen der Blume, für die zuverläfsigften Kennzeichen der verfchiedenen Gattungen. Ihre Stellung und die Art, wie fie am Griffel (*ftylus*) fitzen, giebt ihm das erfte Kennzeichen, und die äufserlichen Theile der Blume die übrigen Charaktere. In einer Tabelle find fowohl die allgemeinen Kennzeichen der ganzen natürlichen Ordnung, als die wefentlichen und natürlichen Charaktere jeder Gattung angegeben. Ein beygefügter Clavis dient zur allgemeinen Ueberficht. Mehrere neuere Gattungen aus dem *Prodromo Florae Peruv. et Chilenf.*, find, da der Vf. fie gröfstentheils nicht felbft, fondern fie nur abgebildet gefehen hat, nicht mit aufgenommen. IV. *Neuer Beweis für die Theorie zweyer electrifcher Materien*, von *L. Ekmark*. Es ift bekannt, dafs Franklin zur Erklärung der electrifchen Phenomene nur eine Materie annahm, und diefs auf die Verfuche gründete, dafs die Electricität allezeit von der pofitiven Seite einer geladenen Flafche nach der negativen ausftröhmt. Symmers hingegen bewies, dafs fowohl von der negativen als pofitiven Seite electrifirter Spitzen, eine electrifche Materie ausftröme, und dafs es alfo zwey electrifche Materien gebe. Diefe letztere Meynung hat der Vf. durch mehrere und oft wiederholte Verfuche zu beftärken gefucht, woraus erhellet, dafs die auf einer Glasfcheibe ausgeftreuete Schwefelblume fowohl von der negativen als der pofitiven Seite einer geladenen Flafche in Bewegung gefetzt werde. Diefe Bewegung kann aber nicht gut anders erklärt werden, als wenn man annimmt, dafs eine electrifche Materie fowohl von der negativen als pofitiven Seite ausftrömt, und daraus folgt wieder, dafs es zwey electrifche Materien giebt, wovon keine ruhet, oder träger ift, fondern dafs beide, fo oft fich ein electrifcher Funke zeigt, gegen einander fahren. Der Vf. widerlegt zuletzt die Gründe, die für eine einzige electrifche Materie angeführt zu werden pflegen, und glaubt, dafs auch die chemifchen Veränderungen, welche die electrifchen Funken und Schläge in den Körpern hervorbringen, nicht fo gut durch die Franklinfche als die Symmerfche Hypothefe erklärt werden können. V. *Das Meergras mit grofsem Vortheil bey der Urbarmachung eines Stück Landes von 22 Tonnen Ausfaat auf einigen an der Küfte von Gothland zur Düngung angewandt*, von *J. M. Lythberg*. Da der Vf. von Hn. Sparrman hörte, dafs das vom Meer ausgeworfene *Trompetgräs* (eine Art Tang), die am Ufer des Vorgebirges der guten Hoffnung fich angefetzten fandigen Strecken Landes allmälig fruchtbar mache: fo befchlofs er, fich deffen auf einigen kleinen ihm gehörigen Infeln am Ufer der See zu bedienen. Er fand befonders die Art Tang, der in grofsen Büfchen zwifchen den Steinen im Meere wächft, und ans Land geworfen wird, dazu befonders dienlich. Er brachte ihn, damit er nicht wieder von der Fluth weggefchwemmt würde, im Herbft in grofsen Haufen zufammen, liefs ihn feftreten, und bis auf den Sommer liegen, da er dann, wenn er gefchwitzt hatte und verrottet war, wie fchwarzer Schafdung ausfahe. Einige Tage vor der Ausfaat liefs er ihn auf den Acker fahren und fehr dick ausbreiten, und den Tag vorher (ja auch wohl fogleich nach gefchehener Ausfaat) ihn unterpflügen, und dann den Acker fehr dünn befäen. Für ein fehr dürres, felbft aus brennendem Sand beftehendes, Land ift diefer Dung faft noch beffer als Viehmift. Der Boden, wo der Vf. den Verfuch damit machte, beftand aus Schilf mit Seefand und Klapperftein vermifcht. Von 4 Tonnen Korn erhielt er ohne alle andere Düngung 36 Tonnen reinen und guten Roggen. Zu 11 Tonnen, die er das Jahr darauf ausfäete, gebrauchte er doch 900 Fuder Seegras, und verfprach fich davon eine reiche Aernte. Von diefen kleinen Infeln hatte Hr. L. fonft nur ein Einkommen von 6 P. C. von einem Capital von 250 M. od 15 Rthlr., jetzt rechnet er, dafs er davon ein Einkommen zu 6 P. C. von 1600 M., und noch mit der Zeit mehr haben werde.

Drittes Quartal. I. *Fünfte Abhandlung über den Zuftand des Tabellwerkes in Schweden* und zwar über die Gröfse und das Verhältnifs der verfchiedenen Claffen des Volks, von H. *Nicander*. Diefer Gegenftand ift einer der hauptfächlichften des Tabellwerkes. Denn nur hieraus kann man fehen, wie die gewerbetreibenden Volksclaffen zu oder abgenommen, ob die Gewerbe felbft zu oder abgenommen haben, wie fich die verzehrende Volksclaffe zu der erwerbenden verhält, ob die Städte zu viel Leute vom Lande wegziehen, und die Vornehmen zu viele Dienftboten halten. Und die Refultate davon geben Anleitung, die Urfachen des Verfalls der Gewerbe, und die Mittel ihnen aufzuhelfen, zu entdecken, zu unterfuchen, wie man die Zahl der verzehrenden Mitglieder verringern, die erwerbenden vermehren, den Auswanderungen zuvorkommen könne u. f. w. Und hierzu dienen in Schweden die hier mitgetheilten Tabellen. Die erfte auf einen ganzen ausgefchlagenen Foliobogen enthält die Anzahl der Volksclaffen in Vergleichung der beiden Jahre 1780 und 1795, fowohl der Verheiratheten, der Wittwer und Wittwen, als der unverheiratheten über 15 Jahr und der Kinder unter 15 Jahr beiderley Gefchlechts, nebft dem Unterfchiede der Summen derfelben in beiden Jahren, und dem Verhältnifs der Verheiratheten zu der ganzen Volksmenge. Die Volksclaffen vom Adel an bis herunter zu den Gefangenen find 41 aufgeftellt, und das Verhältnifs derfelben ift daraus gleich zu überfehen. Die Zahl der adlichen Perfonen 1780 war 11934, der zum geiftlichen Stande gehörigen 16232, der Grofshändler 1206, der Krämer 7179, der übrigen Handelsleute 9797, der Fabriqueurs 2481, der Handwerker 33061 nebft 13782 Gefellen 7106 Burfchen, der Seeleute 20128, der Dienftboten in den

den Städten 38620, der Bauern 1,252,307 der Dienſtboten auf dem Lande 388,019 (der arbeitenden Claſſen überhaupt 2,256,876), der Civilamtsperſonen 15950, der Militäramtsperſonen 6566, der Künſtler 807, der Studierenden 7227, der Unteroficiere, Soldaten und Bootsleute 174,130 u. ſ. w., beiderley Geſchlechts. Eine zweyte Tabelle zeigt die Gröſse der Volksclaſſen in Stockholm 1785 und 1795, auf eben die Art, ſo wie eine dritte, die in den übrigen Städten zuſammengenommen, und in einer vierten iſt die Proportion der Verheiratheten zu der ganzen Volksmenge in den Jahren 1780 und 1795 angegeben. Im ganzen Reich waren 1780 verheirathet 506,915, im J. 1795 aber 547,373 Paar, und ſie verhielten ſich zu der ganzen Volksmenge wie 100 zu 274, und wie 100 zu 277. Die Anzahl der Bedienten und Aufwärter der vermögenderen Claſſe hat ſich um $\frac{1}{4}$ vermindert; die Anzahl der adlichen Perſonen hat ſich in den 15 Jahren um $\frac{1}{16}$, der Handwerker in den Städten um $\frac{1}{12}$, und auf dem Lande um $\frac{1}{3}$, der Künſtler um $\frac{1}{4}$, und überhaupt die ganze Volkszahl um $\frac{1}{10}$ vermehrt. Die Anzahl der Gewerbetreibenden war 2,474,162 und der verzehrenden 1,188,109, alſo ungefähr wie 3 zu 2, ein ſehr gutes Verhältniſs. Was die Ehen anbetrifft: ſo findet man, daſs unter 27 Perſonen 10 verheirathet ſind, überhaupt hat ſich aber die Anzahl der Ehen faſt in allen Claſſen vermindert, welches Rec. doch eben nicht mit dem Vf. für einen Beweis der zunehmenden Vermehrung des Volks anſehen möchte. II. *Fortſetzung der im vorigen Quartal eingerückten Abhandlung über die China*, von *J. P. Weſtring*. Hier die bis zu 98 fortgeſetzten Verſuche mit der rothen China, ſowohl der guten als der gröbern ſchlechten, der *Cinchona braſilienſis* einer gewiſſen für Braſilianiſch ausgegebenen Rinde, der africaniſchen Rinde; über die Wirkung des Sauergas auf die gelbe China, welches deſſen Spannkraft nicht vermindert (wie Fourcroy von der China von Domingo behauptet), auch die electriſche Kraft und die entzündbare Luft vermindern ſie nicht; und die Luftſäure hatte eben keine Wirkung auf eine China-Infuſion. Auch über die *fibra corticalis*, die Beſtandtheile der gelben China nach dem Abbrand, und das Gallapfelſalz in der gelben China ſind Verſuche mitgetheilt. Fourcroy hält das Gallapfelſalz mit andern für das *principium adſtringens* in der China. Hr. *W.* hat nur wenig davon in der China gefunden, welches ſchwer davon zu trennen iſt. Die Gallapfelſäure in Verbindung mit dem mit ſich führenden hepatiſchen oder inflammabeln Harzſtoff, iſt vermuthlich in der China das, was den Eiſenkalk ſchwarz färbt. Die andern Beſtandtheile der China machen doch ſolche weniger gefährlich, und der Vf. hat bey ſeiner langen Erfahrung ſie keinesweges adſtringirend gefunden, ſo wie er dieſs auch von der gewöhnlichen Rinde behauptet. III. *Gattungen und Arten der Orchides* ſyſtematiſch aufgeſtellt von *O. Swartz*; eine Fortſetzung des im vorigen Quartal angefangenen Artikels. Nach dem *Character generalis et differentialis Orchidearum*, erſt die Gattungen mit einem Staubbeutel, nämlich 1) *Orchis*, 2) *Diſa*, 3) *Satyrium*, 4) *Pterypodium*, 5) *Diſperis*, 6) *Corycium*, 7) *Ophrys* und 8) *Serapias*, alle *antherae ſubterminali ſtylo breviſſimo connata*. Ferner 9) *Neottia*, 10) *Cranichis*, 11) *Thelymitra*, 12) *Diuris*, alle *Anthera erecta ſtylo parallela lateri ejus poſtico adfixa*, und dann 13) *Arethuſa*, 14) *Epipactis*, 15) *Malaxis*, 16) *Cymbidium*, 17) *Onoidium*, 18) *Epidendrum*, 19) *Vanilla*, 20) *Limodorum*, 21) *Aerides*, 22) *Dendrobium*, 23) *Stelis*, 24) *Lepanthes*. Und dann von den Gattungen mit zwey Staubbeuteln nur eine, nämlich *Cypripedium*. Bey jeder Gattung ſind der *Character eſſentialis* und *naturalis*, nebſt den dahin gehörigen Arten angegeben. Und ſo iſt eine der wichtigſten natürlichen Familien im Pflanzenreich von dem Vf. mit vieler Mühe aufgeſtellt, wofür die Naturforſcher ihm vielen Dank wiſſen werden. Von 16 dieſer Gattungen iſt die Blume mit ihren verſchiedenen Theilen in Kupfer geſtochen, beygefügt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Braunſchweig*, b. Reichard: *Ueber das Zuſammenkugeln des Igels*. Eine anatomiſche Unterſuchung von *Karl Himly*, der AW. Doct. Prof. d. Klinik u. ſ. w. 1801. 36 S. 4. m. 3 Kupfertafeln. (1 Rthlr.) Das Zuſammenballen des Igels iſt eine zu merkwürdige Erſcheinung, als daſs ſie nicht die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich ziehen ſollte; gleichwohl waren *Coiter*, *Tozetti* und *Zouiew* die einzigen, die bis jetzt ihren Urſachen genauer nachſpürten, und in der Bildung des Igels aufſuchten; und allein der letztere bildete die daſſelbe vorzüglich befördernde muskulöſe Haut mit einigen ihrer Muskeln ab. Während ſeiner akademiſchen Studien in Göttingen wählte daher der Vf. auf Hn. *Blumenbachs* Anrathen dieſs Zuſammenkugeln des Igels zu einem Gegenſtande ſeiner Unterſuchungen, durch den auch ein Theil ſeiner Beobachtungen der königl. Societät der Wiſſchaften daſelbſt vorgelegt wurde. Nach ſeinem Plane wollte er nicht nur den Hautmuſkel, ſondern auch die übrigen Eigenheiten des Muſkeln- und Knochenbaues dieſes Thieres erforſchen und beſchreiben, welche das Zuſammenkugeln deſſelben bewirken. Durch Praxis und Geſchäfte verhindert, war er aber nur im Stande, den erſten Theil dieſes Plans zu vollenden, der hier dem Publicum vorgelegt iſt. Er theilt den Hautmuſkel in drey Theile, die Kappe (*Cucullus*), die Fleiſchhaut der Kehlgegend (*platysma ſubcollare*) und die Fleiſchhaut des Bauches (*platysma ventrale*), die mit ihren Aeſten, von denen es unentſchieden gelaſſen wird, ob ſie als bloſse Anhänge und Lappen, oder als beſondre Muskeln anzuſehen ſind, obgleich Hr. *H.* ſie als Muskeln genannt hat, ſehr genau beſchrieben, und auch ihrem Nutzen nach dargeſtellt werden. Dieſe Beſchreibungen ſind keines Auszugs fähig, und Rec. muſs ſich mit der Bemerkung begnügen, daſs Hr. H. die Beſchreibungen ſeiner Vorgänger berichtiget und ergänzt habe. Auch die Abbildungen ſind ſchön, nur die erſte Tafel erweckt keine hinlänglich deutliche Vorſtellung.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 2. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh: *Konigl. Vetenſkaps Academiens nya Handlingar.* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Viertes Quartal. I. *Anmerkungen über die trockne Scheidung oder den Niederſchlag*, von *Guſt. v. Engeſtröm.* Schon im 3. St. des 1. Th. ſeines 1784. erſchienenen *Laboratorii Chemici* hatte der Vf. dieſen Scheidungsproceſs der Metalle beſchrieben. Wenn er auch dem, was er dort davon angeführt hat, nichts hauptſächliches zuzuſetzen weifs: ſo hat er doch bey der Fortſetzung ſeiner Operationen, noch manches gefunden, was zur Erläuterung derſelben dienen kann, und hier noch an ein Dutzend chemiſche Schmelz- und Präcipitationsverſuche angeführt. Die zur trocknen Scheidung der Metalle nöthigen Tiegel von Waſſerbley führen doch, bey hepatiſchen Verſchmelzungen, einige Schwierigkeiten mit ſich. Dieſe vermied er, da er ſich ſtatt ſolcher, der Tiegel aus der dortigen Palmſtruniſchen Tiegelfabrik bediente. Sie hatten eben die Eigenſchaften wie die Heſſiſchen Tiegel, dafs ſie nicht ſo leicht angegriffen wurden, und wie die Waſſerbleytiegel, dafs ſie nicht bey Veränderung von Hitze und Kälte zerſprangen, ja er bediente ſich eines ſolchen Tiegels oft 2 Tage, Morgens und Abends bey der ſtärkſten Hitze, ohne dafs ſie davon den geringſten Schaden litten. II. *Von der geographiſchen Lage der Stadt Skara*, von *E. Proſperin.* Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften hatte es ſchon ihrem verſtorbenen Mitgliede A. Frank aufgetragen, in der Stadt Skara aſtronomiſche Obſervationen anzuſtellen, und natürlich gieng deſſen erſte Bemühung dahin, die geographiſche Lage dieſer Stadt, die mitten zwiſchen den beiden gröſsten Schwediſchen Handelsſtädten, Stockholm und Gothenburg, und zwiſchen den beiden gröſsten Landſeen, dem Wener und Wetter liegt, genau zu beſtimmen. Hr. P. ſtand nicht nur mit ihm in Briefwechſel, ſondern bekam auch nach deſſen Tode alle ſeine Papiere in Händen. Und die daraus gezogenen Reſultate legt er nun hier der Akademie vor. Die Polhöhe von Skara iſt, nach einer Mittelzahl zu 58° 22′½ angenommen, und die Länge durch Beobachtungen der Mondfinſterniſſe des Jupiters, etwas genauer, zu 18′ 33″½. Auch der Sonnenfinſterniſſe hat ſich Hr. Falck zur Beſtimmung der Länge bedient, und der Vf. hat ſeine Beobachtungen derſelben hier mit den zu Upſala, Stockholm und Lund gemachten verglichen. III. *Oedmannia, eine neue Pflanzengattung*, von *C. P. Thunberg;* er hat ihr den Namen nach dem auch um die Botanik verdienter Hn. Adjunct. *Oedmann* gegeben. Ihr *Charact. eſſentialis* iſt, *Cal. bilabiatus, lab. ſuper. bifidum, infer. filiforme; Corollae petala pedicellata; Legumen lanceolatum.* Nur eine einzige Species derſelben, nämlich *Oedmannia lutea*, iſt bisher bekannt, die man an der ſüdlichen Spitze Afrikas, dem Vorgebürge der Guten-Hoffnung, findet. Sie iſt hier in natürlicher Gröfse, nebſt den beſondern Theilen ihrer Blume in Kupfer geſtochen. IV. *Kliniſche Verſuche mit der gelben China*, Fortſetzung und Schluſs der in den vorigen drey Quartalen eingerückten Abhandlung von *P. Weſtring.* Der Vf. hat nach einer Erfahrung von neun Jahren die gelbe China viermal kräftiger als die gewöhnliche gefunden. Sie wird zu ¼ in reinen Waſſer aufgelöſet, da hingegen die rothe nach Fourcroy's Bemerkungen nur zu $\frac{1}{15}$; letzte hat auch viel *mucoſum vegetabile*, das ganz kraftlos iſt. Der Vf. hat doch gefunden, dafs die gelbe China in einigen Krankheiten weniger hilft, als die gewöhnliche, und er hat hier daher ihr Verhalten in einer Menge Krankheiten unterſucht. In intermittirenden Fiebern, beſonders im Quartanfieber iſt ſie als ein *Specificum* anzuſehen, und der Vf. hat nie mehr als vier Unzen dieſer China gebraucht, um das Quartanfieber zu curiren. Der Vf. hat nicht gefunden, dafs ſie verſtopfet, eher befördert ſie die Ausleerungen, doch iſt ſie auch nicht laxirend, wie einige Engliſche Aerzte behaupten. Da ſie inzwiſchen viel bitterer als die peruvianiſche Rinde iſt, ſo iſt ſie auch mehr auflöſend. In Gallenfiebern mit gaſtriſchen Symptomen hat der Vf. ſie vorzüglich wirkſam befunden. In *Febr. remittens nervoſa* hält er die China nicht nützlich, und in inflammatoriſchen Fiebern hat er die peruvianiſche wirkſamer gefunden. In Faulfiebern hat die gelbe den Vorzug: ſo wie in Scharlachfiebern aſtheniſcher Art, und im *Rheumatismus acutus.* Die Wirkung der China läſst ſich überhaupt aus Browns Theorie leichter erklären, eine Theorie, ſagt der Vf., die in mehrern Fällen auf richtige Begriffe führt, wenn man nur darauf kein Syſtem bauen will, wozu noch hinreichende Materialien zu fehlen ſcheinen. In der Schwindſucht von Lungengeſchwüren hat er die gelbe China erſt nach einem im Rücken gelegten und flieſsenden Fontanelle nützlich gefunden. Er empfiehlt ſie in der Blätterroſe, im *Pemphigus* im hohen Grad, in der gelben Sucht und Waſſerſucht, wenn der Patient *localiter aſthenicus* iſt; in der blinden *goldenen Ader*, die

von Schwäche des Unterleibes herrührt; in der flieſsenden goldenen Ader aber, beſonders nach ſtarken Blutabgang fand er die China, beſonders die gelbe, ſchädlich; im Keichhuſten hält er die gewöhnliche für wirkſamer. In Nervenkrankheiten iſt nächſt Opium nichts beſſer als dieſe China, u. ſ. w. Bey ſchwachen Perſonen hat der Vf. einen Aufguſs von zwey Quenten in warmen Waſſer vorzüglicher als die Decocte und Extracte gefunden. Milch, rother Portwein und ſäuerliche Sachen werden beym Gebrauch der China empfohlen. Der Vf. hält für wahrſcheinlich, daſs der bittere Stoff und das Galläpfel-Salz, welche alle eine ſtarke Attraction zum Oxigene haben, wodurch die Spannkraft erregt wird, und die in den Feuchtigkeiten unſers Körpers aufgelöſet werden, den eigentlichen Wirkungsſtoff in der China ausmachen. V. *Beſchreibung einiger Verknöcherungen in den Knorpeln der Rippen und in den Valveln des Herzens*, bemerkt bey dem verſtorbenen Prof. *J. H. Lindquiſt* in Abo, von *G. E. Haartman*. Der Verſtorbene, der in der Jugend etwas rachitiſch war, eine ſitzende Lebensart führte, wobey er viel Tabak rauchte und vielen Koffe trank, und dabey beſtändig von Engbrüſtigkeit beſchwert war, ſtarb plötzlich in ſeinem 54. Jahr. Die in der Lunge bey der Section gefundenen Oſſificationen waren die Urſache der Engbrüſtigkeit. Da erſtere ſonſt nur Symptome des hohen Alters ſind, ſo ſucht der Vf. die wahrſcheinlichen Urſachen derſelben in ſeiner körperlichen Beſchaffenheit und Lebensart auf. VI. *Ueber den Zuſtand des Tabellwerkes von 1772 bis 1795*. Sechſte Abhandlung, über die eingegangenen und aufgelöſten Ehen, das Alter der Kindermütter, und die Gebornen und Geſtorbenen in jedem Monat, von *H. Nicander*. In den 15. Jahren von 1781 bis 1795 ſind 361098 Ehen geſchloſſen, und 309986 durch den Tod aufgelöſet. Unter 1000 Mannsperſonen 1795 waren 373 Verehlichte, 32 Witwer, 248 Unverehlichte und 347 Kinder, und unter 1000 Perſonen weiblichen Geſchlechts 346, 4 Verehlichte, 90, 5 Witwen, 240, 5 Unverheyrathete, und 322, 3 Kinder. Von 100098 jährlichen Kindermüttern haben 1730 Zwillinge, 30 Drillinge und $\frac{7}{10}$ oder kaum eine vier Kinder geboren. Von 54 verheyratheten Frauen haben 10, und von 92 unverheyratheten Weibsperſonen eine Kinder geboren. Von 1776 bis 1795 ſind geboren 50321 Knaben und 48250 Mädchen, und zwar auſser der Ehe 1885 Knaben und 1853 Mädchen. Die meiſten Kinder werden im März und September, die wenigſten im Junius geboren, ſo daſs ſich die ſtärkſte Zeugungskraft im Januar und Julius und die geringſte im Dec. äuſsert. Die Zahl der Gebornen verhält ſich zur ganzen Volksmaſſe wie 1 zu $28\frac{7}{10}$. Die Mittelzahl der todt zur Welt gekommenen verhält ſich zu den lebendig Gebornen wie 1 zu $36\frac{1}{10}$. Im May ſtarben die meiſten Mannsperſonen, im Feb. die meiſten Frauensperſonen, und von beiden Geſchlechtern ſtarben die meiſten im Frühjahr, die wenigſten im Herbſt, beſonders im Monat Oct. In den Sommermonaten werden die meiſten unehlichen Kinder geboren u. dgl. m.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, b. Hendel: *J. Thomſon's Jahrszeiten*, mit kritiſchen, äſthetiſchen und erklarenden Anmerkungen von *D. P.* und *D. Horn*, Collaboratoren an der Königl. Univerſitäts-Bibliothek zu Halle etc. — Mit einer Vorrede begleitet von *J. G. E. Maaſs*, Prof. zu Halle. *Erſter Theil.* 1800. LXXIX. und 192 S. gr. 8. (18 gr.)

Auſser den ſehr zahlreichen Abdrücken, die man von *Thomſon's* Jahrszeiten, ſeit ihrer erſten Erſcheinung in England veranſtaltet hat, giebt es auch ſchon mehrere Abdrücke des engliſchen Textes, die, ohne und mit Erklärungen, in Deutſchland erſchienen ſind, die Ueberſetzungen ungerechnet. Und doch iſt die hier anzuzeigende Ausgabe nichts weniger als überflüſſig, und würde vorzüglich zu empfehlen ſeyn, wenn ihr Aeuſseres nicht ſo ungefällig, und der Druck, in Anſehung der Correctheit, nicht ſo ſehr vernachläſſigt wäre. Die Eile, womit die Druckfehler, deren es weit mehr als die angezeigten giebt, entſchuldigt werden, iſt bey einem Buche dieſer Art doppelt unverzeihlich. Auch wird dieſer Mangel an Correctheit hier deſto auffallender, da die Herausgeber auf die Berichtigung des Textes, und auf die bisher bey allen in Deutſchland beſorgten, und bey vielen in England gemachten Abdrücken ganz verſäumte Scheidung der erſten und zweyten Recenſion, die *Th.* mit ſeinem Gedichte vornahm, Rückſicht genommen, und auf dieſen Umſtand vorzüglichen Fleiſs gewandt haben. In einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung, die auſser dem Leben und der Charakteriſtik des Dichters, nach *Murdoch* und *Harries*, eine Geſchichte des Textes und Kritik der Ausgaben enthält, wird hiervon nähere Rechenſchaft gegeben, und man ſieht daraus, welch eine ſeltſame Zuſammenſchmelzung man mit den ältern und neuern Lesarten, mit den weggelaſſenen und dafür eingeſchalteten Stellen vorgenommen hat. Auſserdem gewährt aber auch die durch die Einrichtung dieſes Abdrucks erleichterte Vergleichung des Veränderten mit den Veränderungen ſelbſt für das kritiſche Studium eines für immer höhere Vollkommenheit ſeines Werks ſo emſig beſorgten Dichters eine lehreiche Unterhaltung; denn die Varianten ſtehen unter dem Texte. Dazu kommt, daſs in den Anmerkungen öftere Anleitung gegeben iſt, die kritiſchen Gründe der Verbeſſerungen aufzuſuchen. Auſser dieſen, dem Text untergelegten Anmerkungen, ſind andere und zum Theil ausführlichere jeder Jahrszeit, in dieſem erſten Theile dem *Frühling* und *Sommer*, angehangt worden. Dieſe ſind theils *äſthetiſch*, um den Leſer nicht nur auf die Schönheiten, ſondern auch auf die Mängel des Gedichts aufmerkſam zu machen; oft nur durch ganz kurze Winke, zuweilen aber durch Zergliederung und Anführung der Gründe, auch hier und da durch Vergleichung mit andern alten und neuen Dichtern, beſonders mit denen, die *Th.* vorzüglich ſtudiert und nachgeahmt hatte; aber auch mit andern, z. B. mit *Kleiſt*, zwiſchen welchem und dem

eng-

engliſchen Dichter in der Einleitung eine kurze Vergleichung angeſtellt wird. Andere von dieſen Anmerkungen ſind *hiſtoriſch;* und dieſe betreffen Umſtände oder Perſonen, auf welche der Dichter hindeutet oder anſpielt. Von der Art ſind z. B. die Noten zu V. 1449 bis 1619 des *Sommers*, wo eine ganze Reihe denkwürdiger Männer vorkommt. Dieſe Anmerkungen konnten freylich nur kurz ſeyn; manche aber ſind doch gar zu kurz und unbefriedigend für den dadurch erſt zu belehrenden Leſer; und für den ſchon unterrichteten wären ſie vollends überflüſſig. Jener erhält z. B. von dem Grafen *Shaftesbury* einen ſehr dürftigen Begriff, wenn er bloſs „ein groſser Politiker" genannt wird; und von *Spenſer*, wenn von ihm geſagt wird, er habe verſchiedene *Stücke* hinterlaſſen, worunter ſeine Feen-Königin das berühmteſte ſey. Deſto ausführlicher iſt der geographiſche Excurſus zum *Sommer*, über die Meynungen der alten und neuen Geographen von dem Laufe des Fluſſes Niger, den man hier in einer ſolchen Ausführlichkeit wohl nicht erwartet hätte. Bey einigen dieſer Noten iſt die Vorarbeit des Hn. *Harries*, bey ſeiner ſehr guten Ueberſetzung dieſes Gedichts, benutzt, und meiſtens wörtlich beybehalten worden. Eine dritte Gattung von Anmerkungen ſind die *erklärenden*, im engern Sinne. Unter allen ſchweren engliſchen Dichtern möchten wir nun wohl nicht, mit den Verfaſſern, *Thomſon* den ſchwerſten nennen, noch den Grund der in ihm allerdings häufigen Schwierigkeiten des Sinnes bloſs in ſeiner Erhabenheit, feurigen Einbildungskraft, und Mannichfaltigkeit der Gegenſtände ſuchen. Es iſt vielmehr nicht zu leugnen, daſs er in Ausdruck, Wendung und Wortſtellung nicht immer natürlich bleibt, ſondern gar oft das, was die Engländer *quaintneſs* nennen, und was im Deutſchen zwar nicht *gezierte*, aber wohl *geſuchte* Schreibart heiſsen kann, bey ihm anzutreffen iſt. Die ſchwerſten Wörter und Wortfügungen ſind hier alſo erklärt worden. Dieſs iſt denn auch in den meiſten Fällen richtig und ohne Miſsgriff geſchehen, auch ſo, daſs dem nicht ganz ungeübten Leſer nicht nur das öftere Nachſchlagen eines Wörterbuchs entbehrlich wird, ſondern daſs er auch den Vortheil gewinnt, nicht bloſs über die allgemeinere, ſondern über die *hier* ſtatt habende Bedeutung der Wörter und Redensarten belehrt zu werden. Kleine Irrungen, die dem Rec. hier und da aufgeſtoſsen ſind, hier alle zu bemerken, fehlt der Raum; alſo nur ein paar zur Probe. S. 56. wird *the falling verdure* gewiſs nicht richtig durch *das neue Grün* erklärt, das *falling* heiſse, weil es als ein Geſchenk von oben her betrachtet werde. Es bedeutet vielmehr das ſinkende, von Dürre falbe und welk werdende Grün, auf welches die Heerden und Triften mit ſtummer Sehnſucht nach Regen hinblicken. — Im *Frühling* iſt bey V. 201. das *blending all*, vom Zephyr geſagt, ganz falſch erklärt, daſs er ſo genannt werde, weil ſich in ihm aller Wünſche vereinigen, alle ihn wünſchen; es heiſst, der alle die vorhin genannten lauten Töne in ſich aufnimmt, in einen Laut vereint, und ſie hörbarer macht. — Der bald folgende 206te Vers:

To where the violet fades to the ſky.

heiſst nicht: „bis wo *am Himmel* das Violet *verbleichet;*" ſondern: bis wo ſich die Violetfarbe in Himmelblau verliert. — *Wisdom* kann weder V. 249., noch irgendwo, Scherz oder Witz bedeuten; und eben ſo wenig *thrilling*, V. 253, *herzbeſtrickend*. V. 254. ſind *act* und *deed* unrichtig durch *Handlungen* erklärt; es iſt von gerichtlichen Klagen und Verträgen die Rede. — V. 344. iſt *cheſt* nicht der *Nacken*, ſondern die Bruſt. — Unmöglich kann V. 447. *lowly* für *lovely* ſtehen; *the lowly childern of the ſhade* ſind alſo nicht die *holden* Kinder des Schattens, ſondern die niedrig im Schatten ſtehenden Blumen. — V. 538. iſt *the father duſt* nicht die *Grundfarbe*, ſondern der Blüthenſtaub. — Dergleichen Unrichtigkeiten lieſsen ſich mehrere auffinden, und bey einer neuen Ausgabe würde daher eben ſo viel Sorgfalt auf eine gröſsere Richtigkeit der Erklärungen, als auf mehr Correctheit des Drucks zu verwenden ſeyn. Bey den noch übrigen beiden Jahrszeiten, dem Herbſt und Winter, verſprechen die Herausgeber ſich vorzüglich mit tiefer Entwickelung und Auseinanderſetzung der Schönheiten des Gedichts zu beſchäftigen, und mit noch weitläuftigern Kritiken einzelner Stellen. Auch ſoll eine allgemeine Abhandlung von Hn. Prof. *Maaſs* und eine Einleitung in jene beiden Geſänge vorangeſchickt werden. Endlich wird auch noch eine neue Ueberſetzung nach dem hier berichtigten Texte verſprochen.

In der kurzen Vorrede, womit Hr. Prof. *Maaſs* dieſen erſten Theil begleitet hat, macht er die Bemerkung, daſs die Werke der beſchreibenden Dichtkunſt mehr als manche andere dazu geeignet ſind, äſthetiſche Anmerkungen in dem Sinne der Herausgeber zuzulaſſen, in ſo fern hier dem Dichter der Stoff in der Natur gegeben, und von ihm, ohne Zuthun des ſchaffenden Genies, aus der Anſchauung der Objecte genommen iſt. Hier laſſe ſich daher der Dichter leichter controlliren und ſeine Copie mit dem Originale vergleichen.

Leipzig, b. Gräff: *Choregraphie, oder vollſtändige und leicht faſsliche Anweiſung zu den verſchiedenen Arten der heut zu Tage beliebteſten geſellſchaftlichen Tänze, für Tanzliebhaber, Vortänzer und Tanzmeiſter* von *Johann Heinrich Kattfuſs. Erſter Theil.* 1800. 208 S. 8. mit Kupfern. (20 gr.)

Auch unter dem Titel:

Taſchenbuch für Freunde und Freundinnen des Tanzes von *Joh. Heinr. Kattfuſs.*

Es iſt eben nicht leicht, die Regeln einer Kunſt deutlich zu machen, bey welcher Kleinigkeiten den wichtigſten Einfluſs auf den Zweck haben. Deſto löblicher iſt es für den Vf. dieſer Anweiſung, die Schwie-

Schwierigkeiten, mit welchen er auch bey der Beschreibung seiner Kunst zu kämpfen hatte, glücklich überwunden zu haben. Durch Hülfe der mitgetheilten Figuren wird man nie über den Sinn der von ihm gegebenen Vorschriften zweifelhaft bleiben. Mit der jetzt zu sehr vernachläfsigten Menuet beschäftigt sich der Vf. durch 26 Seiten, und beweiset dadurch den Meister seiner Kunst eben so sehr, als durch seine gründliche Behandlung der sogenannten Complimente.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Strasburg*, in Comm. b. d. Gebr. Levrault: *Thomas Lautk vom Witterungs-Zustand, dem Scharlachfriefel, und dem bösen Hals.* Mit (2) farbigen Abbildungen. 1800. 66 S. 8. (12 gr.) Zweyhundert und sieben vom 22. Dec. 1799 bis zum 20. Januar 1800 in Strasburg erfolgte Todesfälle veranlafsten das Gerücht von einer verpestenden Beschaffenheit der Luft, und von einer herrschenden pestartigen Krankheit. Der Vf. zeigt in dieser Schrift: I. *Abtheil. Vom Witterungszustande und andern Krankheitsursachen*, dafs diese gröfsere Mortalität der Sterbe-Liste und dem Verzeichnisse der Krankheiten zufolge nicht auf Rechnung einer besonders gefährlichen Krankheit kommen, dafs die Witterungsbeschaffenheit dieses Winters, in welchem auf eine kurze strenge Kälte eine gänzlich laue Witterung folgte, die zu der Zeit herrschenden Krankheiten, weil diese schon vor dem Thauwetter vorhanden waren, nicht hervorgebracht haben könne und dafs auch Mangel an Reinlichkeit, welchen der Vf. für viel gefährlicher hält, als die Witterung, keinen Antheil an den Krankheiten hatte, weil wohlthätige Regengüsse in kurzer Zeit Häuser und Strafsen reinigten. Dagegen giebt der Vf. S. 16—23. zu, dafs zwey zu der Zeit epidemisch herrschende an sich nicht gefährliche Krankheiten: nämlich ein ganz gewöhnlicher Husten oder Schnupfen, und ein Scharlachfriefel mit einem davon entstandenen bösen Halse durch nachläfsige der Jahreszeit nicht angemessene Kleidung, und durch verkehrte Behandlungsart bösartig und mörderisch werden konnten. II. *Abth. Vom Scharlachfriefel. I. Absch. Dessen Verschiedenheit von andern Hautkrankheiten.* Das Scharlachfriefel ist eine seltene (?) vom Scharlachfieber wesentlich nicht verschiedene Krankheit und nur eine Abart des letzten. Wenn sich der Scharlachausschlag in breiten unregelmäfsigen, platten und hochrothen Flecken äufsert: so nennt man die Krankheit Scharlachfieber; wenn aber, wie in gegenwärtiger Epidemie, kleine Gries- oder Hirse-Saamen ähnliche weifse Bläschen, entweder die ganze durch sie rauh anzufühlende Haut einnehmen oder wenigstens an der Brust, dem Nacken, den Elbogen, Händen und Füfsen sich befinden, so ist die Krankheit ein Scharlachfriefel. Offenbar wird hier mit Unrecht dem Scharlachfieber das Scharlachfriefel, welches ebenfalls mit einem Fieber verbunden ist, entgegengesetzt. Der Vf. giebt die gemeinschaftlichen Merkmale aller fieberhaften Ausschläge und hierauf die besondern an, welche die Scharlachausschläge von den Masern, Rötheln, dem Rothlauf, der Wiebel- oder Nesselsucht unterscheiden. Masern und Rötheln werden S. 26. in des Vfs. Gegend unter dem gemeinschaftlichen Namen: Röthe mit einander verwechselt, haben zwar einerley Ausschlag, sind aber wesentlich von einander verschieden. Der Ausschlag besteht nach dem Vf. fast wie nach *Wedekind* in kleinen Hübelchen, welche rauh anzufühlen sind, an ihrer Spitze bisweilen, aber nicht immer ein sehr kleines Bläschen haben, und nach einigen Tagen entweder nach und nach verschwinden oder ausdorren und kleyenartig sich abschuppen. Bey den Rötheln ist nur ein leichtes (?) Fieber, nicht wie bey den Masern ein heftiges Brustfieber, Heiserkeit, Niesen und eine feuchte Augenentzündung. Wenn der Vf. den Rötheln ausnehmende Gelindigkeit, den Masern im Gegentheil nur wichtige Zufälle und Gefahr auch noch nach dem Verschwinden des Ausschlages beylegt, so scheint er nie gefährliche Röthelepidemien und immer gefährliche Masernepidemien erlebt zu haben. Die Geschwulst der Mandeln und des weichen Gaumens, unzertrennliche Gefährten des Scharlachfiebers, ist (S. 29.) in einigen Fällen catarrhalisch, in andern aber (nicht anders, als ob von catarrhalischer Ursache keine Entzündung entstehen könne?) eigentlich entzündlich. *II. Absch. Beschreibung des Scharlachfriefels.* Der Unterschied zwischen den beiden Gattungen (besser: Formen) des Scharlachs ist auffallend. Bey der ersten, dem Scharlachfriefel, erscheinen nach einer allgemeinen Röthe des Körpers die griefichten weifsen Hübelchen, bey der zweyten entstehen scharlachrothe einzelne nicht erhabene Flecken, welche sich in einen zusammenhängenden Scharlach vereinigen; bey der friefelartigen Krankheit entstanden selten Halsgeschwüre und das Halsweh wich überhaupt, so wie die Haut sich mehr mit Friefel anfüllte; bey der mit Flecken begleiteten war hingegen der böse Hals viel hartnäckiger; hier waren oft schon Geschwürchen an den Mandeln, während der Kranke sich übrigens noch wohl befand, und die Entzündung des Halses nahm zu, wenn der Ausschlag schon ganz verschwunden war. Dessen ungeachtet sind nach S. 43. beide Gattungen nicht wesentlich verschieden, indem sie denselben Gang, dieselben Zufälle und dieselbe Endigung haben. *III. Absch. Von den Gefahren dieser Krankheit.* Seiner Natur (?) nach war das Fieber im gewöhnlichen Falle eine *continua simplex*, folglich nicht gefährlich, und die Wassersucht entstand blofs durch Vernachläfsigung. Eine seltene Erscheinung waren nach geendigter Scharlachkrankheit blaurothe den Ruthenstriemen gepeitschter Kinder ähnliche Striche an Vorderarmen, Händen, Schenkeln und Beinen, welche an einigen Stellen verschwanden, an andern wieder kamen. *IV. Absch. Von der Behandlung.* Zur Verhütung der Nachkrankheiten empfiehlt der Vf. hier, wie in den Blattern und Masern den wechselsweisen Gebrauch abführender Mittel und lauwarmer Bäder. *III. Abth. Vom bösen Halse.* Die Ursache der vielen in seltenern Fällen bedeutenden Halsentzündungen zu dieser Zeit glaubt der Vf. S. 60. vielleicht darin zu finden, dafs das der Scharlachkrankheit eigene Gift einige Körper nicht mit der Heftigkeit angreift, welche die Entstehung der vollkommenen Krankheit erfodert, sondern im Halse allein seine Wirkungen und zwar auf eine nachtheiligere Art äufsert, als wenn das Scharlachfriefel entstanden wäre.

Die treue Darstellung des Inhalts dieser Schrift mag von einer ganz guten Beschreibung der Krankheitssymptome, aber auch zugleich davon einen Beweis abgeben, dafs sie in jeder andern Hinsicht den Abhandlungen, die wir kürzlich von einigen andern Schriftstellern über dieselbe Krankheit erhalten haben, weit nachstehe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. März 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

BASEL, b. Thurneiſen: *The Plays of William Shakſpeare; with the Corrections and Illuſtrations of Various Commentators. To which are added, notes by Samuel Johnſon and George Steevens. A new Edition, reviſed and augmented (with a Gloſſarial Index) by the Editor of Dodsley's Collection of Old Plays. Vol. I.* XXVI u. 456 S. — *Vol. II.* 407 S. — *Vol. III.* 420 S. — *Vol. IV.* 295 u. LXXII S. — *Vol. V.* 389 S. — *Vol. VI.* 382 S. — *Vol. VII.* 389 S. — *Vol. VIII.* 348 S. — *Vol. IX.* 387 S. — *Vol. X.* 318 S. — *Vol. XI.* 475 S. — *Vol. XII.* 420 S. gr. 8. 1800 u. 1801. (16 Rthlr.)

Erſte Lieferung der Kupferſtiche dazu in 25 Blättern. gr. 8. (8 Rthlr. 8 gr.)

Das von einem ſehr günſtigen Erfolge begleitete Unternehmen der *Thurneiſiſchen* Buchhandlung in Baſel, von den claſſiſchen Schriftſtellern der Engländer ſaubre und correcte Abdrücke zu liefern, und den Beſitz ihrer Werke ſowohl durch gröſsere Wohlfeilheit der Preiſe, als durch Erſparung der Transportkoſten und der mit den Beſtellungen gewöhnlich verbundenen Schwierigkeiten, zu erleichtern, hat unſtreitig zur Verbreitung der engliſchen Literatur in Deutſchland nicht wenig beygetragen. Eine beträchtliche Reihe proſaiſcher Schriftſteller wurde bisher aus dieſer rühmlichen Anſtalt geliefert; und wenn darunter auch einige waren, die nicht auf den erſten Rang wirklich claſſiſcher Werke Anſpruch machen können: ſo hatte man doch um ſo weniger Urſache mit der Auswahl unzufrieden zu ſeyn, da die einzelnen Schriften auch einzeln und von einander unabhängig geliefert wurden, und der Käufer nicht zur Abnahme der ganzen Folge von Autoren gehalten war. Eine Zeitlang wurde der anfänglich raſche Fortgang dieſes Unternehmens durch den alles zerſtörenden Krieg und durch deſſen unglückliche Verbreitung über die Schweiz unterbrochen; ſonſt würde die Reihe der gelieferten Werke jetzt ſchon gröſser, und der Anfang mit dem Abdrucke der vornehmſten engliſchen Dichter ſchon früher gemacht ſeyn. Vor mehrern Jahren ſchon geſchah die Ankündigung, daſs *Shakſpeare* auch hier den erſten Rang behaupten ſollte; und, wenn wir nicht irren, ſo wurde eine nahe Ausgabe dieſes Dichters ſchon früher angekündigt, als die Originaledition, nach welcher der Abdruck jetzt veranſtaltet iſt, in England erſchienen war. Wenn es alſo einmal der Vorſatz war, die *vollſtändigſte Ausgabe* der Shakſpeariſchen Werke zu liefern; ſo gewann die Ausführung dieſes Vorſatzes dadurch nicht wenig, daſs ſie etwas verzögert wurde. Man hat nämlich den zu London 1793 in funfzehn Groſsoctavbänden gedruckten *Shakſpeare*, mit Prolegomenen mancherley Art, und einem Commentar von mehr als funfzig Kunſtrichtern verſehen, deren Noten überall her geſammelt und unter den Text zuſammengeſtellt ſind, zum Prototyp dieſes neuen Abdrucks gewählt. Die drey vorhergehenden Ausgaben von *Johnſon* und *Steevens* liegen dabey vornehmlich zum Grunde, und darauf bezieht ſichs, wenn ſie auf dem Titel *The Fourth Edition* genannt wird. *Steevens* ſelbſt aber hat aufs neue viel dazu beygetragen; und auſserdem iſt die mühſame Arbeit *Malone's* vorzüglich benutzt, auch ſeine Noten und Abhandlungen ſind mit aufgenommen worden. Der Herausgeber, der ſich nur als *Editor of Dodsley's Collection of Old Plays* auf dem Titel bezeichnet, iſt *Iſaac Reed, Esqu.* der auch ſelbſt manche Noten hinzugefügt hat. — So ſehr man übrigens den groſsen und unermüdeten Fleiſs bewundern und ſchätzen muſs, den ſo viele engliſche Gelehrte, und unter ihnen vornehmlich *Johnſon*, *Steevens*, *Capell* und *Malone* auf die Berichtigung und Erklärung der Werke ihres gröſsten Schauſpielsdichters ſo unermüdet verwandt haben; ſo ſteht doch auf der andern Seite nicht zu leugnen, daſs dieſer kaum noch überſehbare kritiſche Apparat groſsentheils *rudis indigeſtaque moles*, und nur für den genieſsbar iſt, der nicht ſowohl die Schönheiten als die Sprache und einzelnen Ausdrücke des Dichters ſtudieren und jede Stelle kritiſch prüfen will. Dazu kommt, daſs die oft in langer Reihe nach einander auftretenden Erklärer in vielen Fällen ſehr abweichender Meynung ſind, daſs von ihnen, beſonders von *Steevens* und *Malone* faſt ohne Ende replicirt und duplicirt wird, und der Leſer zuletzt doch ziemlich unbefriedigt ausgeht. Denn ſchon der gleich bey ſeiner erſten Aufzeichnung und in den ſogenannten Original-Abdrücken höchſt vernachläſſigte und häufig verunſtaltete Text der Shakſpeariſchen Schauſpiele gab der Conjecturalkritik nur allzuweiten Spielraum. Freylich aber giebt es auch in dieſem Notenmeere manche ſehr ſchätzbare Erläuterungen, manche ſehr glückliche Aufſchlüſſe dunkler Stellen, manche hiſtoriſche und antiquariſche Erörterungen; und noch öfter laſſen ſich aus der Vergleichung der verſchiednen Meynungen der Ausleger, und der von ihnen vorgebrach-

ten Gründe und Gegengründe, von dem, der sie zu prüfen versteht, lehrreiche Resultate ziehen. Kurz, die Ausgabe, wie sie ist, behält immer einen grosen kritischen Werth.

Eine andere Frage aber ist es, ob für den *Zweck*, in welchem der hier anzuzeigende neue Abdruck der Shakspearischen Schauspiele veranstaltet wurde, *diese* Originaledition gerade das rechte Vorbild war, und ob man bey der Wahl desselben nicht mehr auf Brauchbarkeit, besonders für deutsche Leser, als auf kritische Reichhaltigkeit und Weitläuftigkeit des Commentars hätte sehen sollen. In England giebt es der Ausgaben *Sh's.* in allen Formen und Verhältnissen; und wenn man gleich auch dort zum Verständnis des Dichters kritischer Beyhülfe bedarf: so wird doch der blose Dilettant sie nicht leicht aus jenem grosen Vorrathe mühsam aufsuchen, wird sich bey der Lesung des Textes nicht fast bey jeder halben oder ganzen Zeile in die unten strömende Notenfluth hinabstürzen, und dadurch Zusammenhang und Genus unterbrechen wollen, sondern sich lieber mit kurzen Winken und Aufschlüssen begnügen. Die meisten Käufer und Leser, auf welche bey einem Abdrucke für das Ausland zu rechnen war, möchten sich wohl noch mehr in diesem Falle befinden. Es giebt eine von *Samuel Ayscough* besorgte, im J. 1790 zum zweytenmal gedruckte Londoner Ausgabe von *Sh's.* dramatischen Werken, die dergleichen ganz kurze erklärende Noten, ohne alle weitere kritische Erörterung, hat, die gleich unter dem Texte befindlich sind. Sie besteht aus nicht mehr als aus zwey Bänden im grösten Octav, und der Text ist in zwey Kolumnen, nach Art der englischen Magazine, mit kleiner, aber hinlänglich scharfer und leserlicher Schrift gedruckt. Diese englische Ausgabe wäre vielleicht von allen die zweckmäsigste gewesen, um sie bey einem Abdrucke für Ausländer, die der englischen Sprache mächtig genug sind, um den *Sh.* zu lesen, wenigstens zum Grunde zu legen, und aus den *Notis variorum* in jener grösern Edition die Noten hier und da zu vermehren und zu ergänzen. Der *Index to the remarkable passages and Words*, eine Art von Concordanz, die als dritter Band zu jenen zwey Bänden hinzugekommen ist, hätte immer wegbleiben, und der Druck des Textes dafür anders und minder sparsam eingerichtet werden können. So, wie die Baseler Ausgabe gegenwärtig ist, kann sie wirklich nur dem gelehrten und kritisch forschenden Leser brauchbar seyn; und zugleich ist der Zweck einer grösern Wohlfeilheit dadurch so gut wie unerreicht geblieben. Die funfzehn Bände von *Reed's* Originalausgabe, nach welcher sie abgedruckt ist, kosten in London 7 L. 16 Sh., also ungefähr 40 Rthlr. Von dem Baseler Abdrucke, der mit diesen zwölf Bänden nur erst auf die Hälfte vollendet, und, der Ankündigung nach auf 24 Bände angelegt ist, da jeder Band der Schauspiele nur ihrer zwey, die englische Ausg. hingegen ihrer drey enthält, wird gleichfalls nahe an 40 Rthlr. kosten. Wenn man nun das Aeusere von beiden mit einander vergleicht: so fällt der grose Vorzug der englischen, in Ansehung der Feinheit des Papiers, das hier *woven paper* ist, und der Reinheit und Schärfe der Typen, sogleich in die Augen. Wer also einmal so viel daran wenden will, den werden die nicht sehr bedeutenden Transportkosten gewis nicht abhalten, das weit Bessere zu wählen. Der gröste Unterschied der Druckschrift ist am meisten bey den Noten sichtbar, die in dem neuen Abdrucke, besonders in einigen der erstern Bände, mit ziemlich stumpfen Lettern gesetzt sind. Eine allerdings sehr wesentliche Tugend aber, Correctheit und Genauigkeit des Drucks, scheint, so weit Rec. verglichen hat, auch dieser Ausgabe, wie ihren Vorgängerinnen eigen zu seyn. Auch ist die Einfachheit des Aeussern beybehalten worden.

Man hat übrigens dieser Ausgabe eine, ihrer englischen Vorgängerin fehlende, Begleitung von *Kupferstichen* gegeben, die jedoch, so viel Rec. weis, nicht jeder Käufer mitzunehmen gehalten ist. Es sollen überhaupt 100 Blätter ausgegeben werden, und der Preis jeder von den vier Lieferungen derselben ist auf 25 Livres bestimmt. Wir haben die *erste*, aus 25 Blättern bestehende Lieferung vor uns, die mit den ersten sechs Bänden ausgegeben ist. Die Blätter beziehen sich aber nicht alle auf die darin schon enthaltenen, sondern gröstentheils auf Schauspiele, die erst in den spätern Bänden vorkommen werden. Es sind Copieen der bekannten grosen Kupfer nach den Gemälden der *Shakspeare-Gallery*. Wie diese, sind auch die vorliegenden verkleinerten Nachstiche sehr ungleich gerathen; nur wenige darunter, *von Bärenstecher*, *Bock* und dem jüngern *von Mecheln* gestochen, nehmen sich aus, die meisten übrigen, von *Thönert*, *Eisen*, *Wolf*, *Geisler* und *Schöpflin*, erheben sich wenig über das Mittelmäsige, und unter denen von *l'Epine*, der die meisten geliefert hat, sind einige ganz verunglückt.

Zwey, im zweyten und dritten Bande unter den Prolegomenen befindliche Schriften, werden auch einzeln unter folgenden besondern Titeln verkauft:

An Essay on the Learning of Shakspeare, by *Richard Farmer*, D. D. 1800. 96 S. gr. 8. (9 gr.)

Historical Account of the Rise and Progress of the English Stage, and of the Economy and Usages of the Ancient Theatres in England; by *Edmund Malone, Esq.* 1800. 420 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Cassel, b. Griesbach: *Lohn der Freundschaft*, Schauspiel in fünf Aufzügen von *Ernst August Rost*. 1801. 166 S. 8. (12 gr.)

Ein theatralischer Versuch, der in jeder Rücksicht tief unter dem Mittelmäsigen steht! — Wir wollen nichts von der Fabel sagen, deren Erfindung so alltäglich als möglich ist; nichts von Vertheilung der Handlung, die vier Acte hindurch aufs langweiligste schleppt, bis der Knoten im fünften Act aufs unwahrscheinlichste zerschnitten wird; nichts von den

den herrlichen Epiſoden, die durch fade Bedienten, Liebhabereyen und durch einen aus fremden Ländern rückkehrenden Gecken herbeygeſchleppt werden; nichts von der Sprache, wo bey durchgängiger Kraftloſigkeit auch zuweilen grammatikaliſche Fehler vorkommen; (z. B. Ihr Unglück *lernt* mich einen Freund kennen. S. 98: Ihr gütiges Betragen lieſs *mir* hoffen S. 34 u. ſ. w.) Aber etwas ſeelenloſeres, als der *Charakter* des angeblichen Hauptheldens, dieſes ewig winſelnden Herrn Hauptmann von *Horſt* wüſsten wir doch nie gefunden zu haben. Was ein braves Mädchen veranlaſſen könnte, ein ſolches markleeres Weſen lieb zu gewinnen, — noch dazu gleich beym erſten Anblick, und bey einem ſchon vorher nicht ganz freyem Herzen lieb zu gewinnen — begreifen wir durchaus nicht. Man darf nur die Scene S. 109 leſen, und man bekommt nicht einen Unwillen blofs, ſondern einen wahren Ekel gegen einen Liebhaber dieſer Art. Dafs die Geſchichte, weswegen er ſeinem Vater entfloh, und den Bruder ſeiner aufgedrungnen Braut in einem Zweykampf erlegte, viermal im Stück erzählt wird, iſt ebenfalls ein Beweis von der gänzlichen Unkunde des Vf. mit allen dem, was auf der Schaubühne gefällt oder langweilt.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Fleiſcher: *Ueber Johann Friedrich Fiſcher*, geweſenen Rector der Thomasſchule zu Leipzig, *als Schulmann*. Ein Verſuch von *Chriſtian Victor Kindervater*, Prediger zu Pedelwitz unweit Pegau. 1801. 127 S. 8. (10 gr.)

Die zweyte leſenswerthe Denkſchrift auf den verewigten *Fiſcher!* Wenn die erſte, von Hn. Prof. *Kuinöl* in Gieſsen verfaſste, (ſ. A. L. Z. 1800. N. 179.) mehr einem *Elogium*, als einer biographiſchen Darſtellung glich, und der Natur der Sache nach, weil ſie wenige Wochen nach dem Tode eines vielgeliebten Lehrers und Anverwandten, im regen Gefühl des erſten Schmerzes, niedergeſchrieben wurde, keinen andern Charakter leicht annehmen konnte: ſo darf die gegenwärtige, für Schulmänner ſehr intereſſante Schrift des Hn. M. *Kindervater* mit mehrerm Rechte auf den Namen einer treuen Biographie, ſofern nämlich der Verſtorbene als *Schulmann* charakteriſirt werden ſoll, Anſpruch machen. Zwar iſt ihr Vf. auch ein dankbarer Schüler des verdienſtvollen *Fiſcher;* zwar iſt auch Er von dem Gefühle des groſsen Verluſtes, den die Leipziger Thomasſchule durch den Tod dieſes Mannes erlitten hat und lange noch empfinden wird, auf das innigſte durchdrungen: allein ſeine Achtung gegen den treflichen Lehrer offenbart ſich durch die ſtrenge Wahrheitsliebe, womit er, als ein ächter Jünger der Fiſcherſchen Diſciplin, von ihm ſpricht, und die Verſicherung, dafs er den Unterricht deſſelben zu einer Zeit genoſſen, wo Fiſcher noch am thätigſten und nützlichſten war, verbürgt eben ſo ſehr, wie die kaltſchweigende Provocation auf Hn. Director *Gurlitt* in Klofterbergen, welcher um dieſelbe Zeit Fiſchers Schule beſuchte, und dem dieſe Schrift gewidmet iſt, die Zuverläſſigkeit der Hauptmomente in dieſer lehrreichen Schilderung.

Es war nöthig, die Schulverfaſſung, deren Vorgeſetzter Fiſcher war, näher kennen zu lernen, wenn man ihn, als Director des Ganzen, gehörig würdigen wollte. Der Vf. beginnt daher mit einer kurzen Beſchreibung der innern Verfaſſung der Thomasſchule, welche, ſo viele Reformen ſie auch in neuern Zeiten gewonnen hat, doch immer noch einer groſsen, dem Zeitalter angemeſſenen, Verbeſſerung zu bedürfen ſcheint. Fiſcher ſorgte zunächſt und zuerſt für Verbeſſerung des Lehrunterrichts: er gab zu dem Ende ſelbſt zweckmäſsigere Leſebücher heraus, durch welche er die ehemals aufgenommenen, im Griechiſchen namentlich das Neue Teſtament, glücklich verdrängte. Daher mufs man ſichs erklären, warum er ſich ſo oft und ſo lange mit dem Paläphatus und andern Schriftſtellern beſchäftigte, welche er ſchwerlich, wenn er blofs das gröſsere Publikum im Auge gehabt hätte, mit ſolcher Liebe behandelt haben würde. Allein ſo wie F. bey literariſchen Arbeiten immer eine beſondere Rückſicht auf ſeine Schule nahm: ſo widmete er ihr auch als Docent allen den Fleifs und alles das Nachdenken, deſſen er fähig war. Die Gegenſtände ſeiner Vorträge waren mannichfaltig; doch beſchäftigte er ſich am meiſten und liebſten mit Erklärung der alten Claſſiker. Dabey beobachtete er folgende Methode: Er liefs jedesmal ein Stück aus dem zu erklärenden Schriftſteller, war es ein lateiniſcher, in das Deutſche, ein griechiſcher, in das Lateiniſche überſetzen; dann folgte die Erklärung allezeit in lateiniſcher Sprache. Die Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen in das Deutſche war meiſtentheils ganz frey, und drückte nur den Sinn des Originals aus: das *non annumerare, ſed appendere verba* war bey ihm unwandelbarer Grundſatz. Uebrigens aber geſteht Hr. K. ſelbſt, dafs ſich die Zuhörer nach einer platten und altfränkiſchen Ueberſetzungsmanier bequemen *mufsten*, bey welcher die Feinheit oder Würde des Originals faſt ganz verſchwand. Die lateiniſchen Dichter kamen natürlich dabey am ſchlimmſten weg. Deſto lehrreicher war ſeine Diſciplin bey Ueberſetzung der Griechen, beſonders der Proſaiker. Hier drang er darauf, ſo wörtlich als möglich zu übertragen, ſo weit dieſs, ohne den Genius oder die Reinheit des lateiniſchen Idioms zu verletzen, möglich war. Er erklärte es aber für unmöglich, die Alten gehörig in die Mutterſprache zu übertragen. Die Arbeiten unſerer beſten Ueberſetzer kannte er nur dem Namen nach, und er nahm ſich nie die Mühe, ſie zu leſen, oder mit den Originalen zu vergleichen. Ueberhaupt hatte er von der ganzen deutſchen Literatur in dieſem Fache eine ſehr ungünſtige Meynung, die er weder in ſeinen Schriften, noch in ſeinen Vorträgen, verhehlte. Sehr genau war die Interpretation, welche er auf die Ueberſetzung folgen liefs. Was Hr. K. über dieſen Theil ſeiner Lehrmethode bemerkt, verdient von allen Schullehrern beherziget und nachgeahmt zu werden. Allein mit den

sogenannten ästhetischen Interpreten, die nur mit einem *praeclara, nobilis idea! quam pulcrum* etc. den Leser oder Zuhörer abfertigen, war Fischer gar nicht zufrieden. „Erkläre du mir, pflegte er zu sagen, die Stelle recht gründlich, dann werde ich wohl selbst empfinden, was schön oder nicht schön ist, ohne dass du mir es zuschreyest!“ — Was F. lehrte, hatte er mit der grösten Sorgfalt ausgearbeitet, und seine Gewissenhaftigkeit gieng dabey so weit, dass er sich selten einen Ausdruck erlaubte, den er nicht bey einem Alten, besonders bey dem Cicero, in derselben Bedeutung gelesen hatte. Sein Vortrag war streng zusammenhängend und ungemein fasslich. Er pflegte auf eine Art zu dictiren, dass diejenigen, welche ihn schon etwa ein Jahr gehört hatten, wörtlich nachschreiben konnten. Auch war sein Wille, dass der ganze Vortrag nachgeschrieben werden sollte, und keiner hätte es wagen dürfen, es zu unterlassen. Unter seinen übrigen Vorträgen zeichnete sich vorzüglich die über die römischen Alterthümer und über die Rhetorik aus. Rec. hat Gelegenheit gehabt, die ersten, welche F. aus eigener wiederholten Lesung der Alten selbst geschöpft hatte, und die sich durch eine seltene Genauigkeit, wenn gleich nicht durch die beste Ordnung, hervor heben, näher kennen zu lernen, und kann die Versicherung hinzufügen, dass sie bald auch vor dem grösseren Publikum erscheinen werden. Die rhetorischen Lectionen wurden nach *Ernesti's* bekanntem Lehrbuche gehalten. F. benutzte dazu mit vieler Einsicht alles, was ihm die Lectüre der rhetorischen Schriften des Cicero, des Quintilian und der griechischen Rhetoren an die Hand gab. Zugleich verband er hiemit die Ausarbeitungen der Schüler, wozu er allemal mehrere Wochen Zeit gab, damit jeder sein Möglichstes thun konnte. Sehr instructiv sind die Bemerkungen, welche Hr. K. über die Methode macht, die F. bey der Wahl sowohl als bey der Verbesserung solcher Ausarbeitungen zu beobachten pflegte. Wer aus Erfahrung weiss, dass dieser Theil der Schulgeschäfte einer der mühsamsten und schwierigsten ist; der wird gern vernehmen, wie ein Veteran, der so viele gute Stilisten gebildet hat, und dessen eigenen Schriften man in dieser Hinsicht keinesweges, wie den Schriften so mancher Schullehrer, das *veniam petimusque damusque vicissim* ansieht, bey diesem Geschäfte verfuhr. Gewiss gehörten diese Stunden zu den lehrreichsten, welche F. hielt. In diese Uebungen griffen andere Uebungen im Auswendiglernen vorzüglicher Stellen aus den Alten ein, was F. seinen Schülern nachdrücklich empfahl. Er liess deshalb zuweilen Reden aus dem Cicero oder des Plinius Panegyricus auswendig lernen und declamiren. Die Anweisung, welche er vorher allemal zum Declamiren gab, war kurz, aber zweckmässig; und Rec. weiss, dass F. selbst im Ganzen genommen richtig declamirte. So fehlte es auf der Thomasschule auch an dieser Uebung nicht, welche leider auf so vielen Schulen, zum grossen Nachtheil fürs ganze künftige Leben, vernachlässiget wird, und die man vielleicht bey der Fischerischen Disciplin am wenigsten vermuthet hätte. — Bey der Erklärung des N. Testaments, welche F. auch von Zeit zu Zeit vortrug, verfuhr er, wie sich voraussetzen lässt, nicht anders als bey einem Profanschriftsteller. Zuerst die Uebersetzung, dann die Kritik des Textes, darauf die Erklärung. Er hatte dabey die lobenswerthe Absicht, seinen Schülern eine praktische Hermeneutik des N. T. zu geben. Von der Art, wie F. die Bücher des N. T. übersetzte, hat Hr. K. am Ende seiner Schrift einige Proben mitgetheilt. Diese sind allerdings vortreflich, sofern man den Grundsatz gelten lässt, dass eine lateinische Uebersetzung vom N. T. so beschaffen seyn müsse, dass sie ein alter Römer, der von keiner Sprache, ausser der seinigen, etwas wüsste, für ächt lateinisch anerkennen würde. Hr. K. bringt auch hierüber einige gute Erinnerungen bey; die wir manchem unberufenen Tadler der *Reichardischen* Uebersetzung zur Beherzigung empfehlen, und zieht zwischen der *Fischerschen* und *Morussischen* Interpretationsmethode eine kurze, aber richtige Parallele. Wir übergehen das, was Hr. K. als Mängel in Fischers Schulunterrichte aufführt, um noch einen Augenblick bey ihm als *Pädagogen* zu verweilen. „Wenn Erziehen so viel heisst, als für die verhältnissmässige Entwickelung und Bildung der physischen, intellectuellen und sittlichen Kräfte des Zöglings Sorge tragen; so kann man nicht sagen, dass F. unter die Pädagogen im vollkommensten Sinne des Ausdrucks zu zählen war.“ Von neuerer Pädagogik hegte er bis an sein Ende eine sehr nachtheilige Meynung, und eben so wenig kann man ihn von einer pädagogischen Pedanterey frey sprechen, welche sich sogar bis auf die Stiefeln und schwarzen Halsbinden erstreckten, die er, weil sie seinem Urtheile nach den Renomisten ankündigen, an seinen Schülern nicht wohl leiden mochte. Allein er war gewiss für den Flor seiner Schule und für das Fortschreiten der sittlichen Bildung mit der intellectuellen eifrig besorgt; er war durchaus ein gewissenhafter, strenger Schuldirector, bey dem kein Ansehen der Person galt; er versäumte keine Gelegenheit, auf Religiosität und Moralität hinzuarbeiten; ihm waren keinesweges die sanfteren Gefühle der ächten Humanität fremd, und dankbare Schüler verehren auch in dieser Hinsicht seine Manen. — Er hat seinen Nachfolgern Stoff zu Verbesserungen, aber auch Stoff zur Nachahmung zurückgelassen. Möge die Leipziger Thomasschule, indem ihre moralische und politische Cultur mit dem Zeitalter fortschreitet, auf den literarischen Flor, welchen sie *Gesnern*, *Ernesti*, *Fischern* verdankt, nie mit wehmüthiger Sehnsucht zurück blicken dürfen! —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. März 1802.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, b. Pichler: *Die Liebe unter den Thieren*, in einer Reihe von Beobachtungen dargeſtellt, und mit philoſophiſch-naturhiſtoriſchen Anmerkungen begleitet, von *Gottfr. Eman. Wenzel*, dem Verfaſſer der Entdeckungen über die Sprache der Thiere. 1801. XII. S. Vorr. u. Inhalt. 254 S. 8. (12 gr.)

Den Freunden einer angenehmen und zugleich lehrreichen Unterhaltung hat der Vf. durch dieſe Schrift gewiſs ein ſehr willkommenes Geſchenk gemacht, und der groſse Haufe von Romanen-Leſern und Leſerinnen wird, wenn ſie der Titel nicht abſchreckt, auch hier das Hauptthema ihrer Lectüre, die Liebe, vielleicht auf eine ſo anziehende Art und in einem ſo lebhaften Tone ausgeführt finden, als es ſelten in jenen Schriften — da die guten Romane eben nicht häufig ſind, geſchieht. Es iſt allerdings gegründet, daſs die Aeuſserungen beym Begattungstrieb der Thiere, welche der Vf. *Liebe* nennt, faſt eben ſo mannichfaltig, ja man könnte ſagen, noch mannichfaltiger ſind als beym Menſchen, da ſie den Hauptgegenſtand ſeiner Glückſeligkeit ausmachen, und daſs nicht bloſs die Verſchiedenheit der Organiſation, oft bey einerley Thierart, ſondern auch Erziehung, Umgang, Wartung und Pflege eine Feinheit dieſer Empfindungen, Zärtlichkeit, Delicateſſe u. ſ. w. zu Wege bringen, wovon die Beyſpiele mehr Dichtung als Wahrheit zu ſeyn ſcheinen. Der Vf. hat ſeinen Gegenſtand in 20 Abſchnitten abgehandelt, wovon dieſs die Hauptpunkte ſind. 1) Auch im Thierreich hat die Göttin der Liebe ihren Thron. 2) Die Liebe der Thiere iſt nicht immer bloſser Inſtinkt. 3) Unterſchied der Liebe unter den Thieren und der unter den Menſchen. 4) Jedes Thier trägt ſich mit einem Ideale von Schönheit herum. 5) Dieſs Schönheitsideal kann der Menſch verbeſſern und berichtigen. 6) Eigener, oft bizarrer Geſchmack mancher Thiere in der Liebe. 7) Von den verſchiedenen Graden der Liebe. 8) Das Eigene derſelben beym männlichen und weiblichen Geſchlechte. 9) Die Liebe jeder Thierclaſſe ins beſondere. 10) Sie iſt bey den zahmen Thieren feiner und zärtlicher als bey den wilden. 11) Je beſſer die Erziehung der Thiere, je feiner liebt es. 12) Verſchiedenheit der Liebe unter armen und reichen Thieren. 13) Die Spröden und Coquetten, und thieriſcher Verſchönerungstrieb. 14) Wie ſich die Thiere einander die Liebe erklären. 15) Fürchterliche Folgen verſchmähter Liebe. 16) Seufzlinge und Empfindler. 17) Alte Liebe roſtet nicht. 18) Rache an Menſchen und Thieren, wenn ſie in der Liebe gehindert werden. 19) Auch die Liebe der Thiere iſt erfinderiſch und liſtig. 20) Schluſs des Werkes; die Empfindungen des Vf. Alle dieſe Rubriken ſind nun in mehrere kleinere zergliedert, und nicht nur durch eigene und fremde Beobachtungen und Erfahrungen beſtätigt, ſondern auch mit philoſophiſchem Scharfſinne erläutert und erklärt, ſo daſs gewiſs alle die, welche Gegenſtände der Natur intereſſiren, das Buch nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen werden. Indeſs iſt freylich nicht zu läugnen, daſs auch einige Unrichtigkeiten, Unwahrſcheinlichkeiten und Uebertreibungen mit untergelaufen ſind. So ſoll S. 3. der Todtenkopfsfalter gleich nach dem Auskriechen das Begleiten der andern Schmetterlinge, die ihm zu gefallen ſuchen, nicht achten, ſondern pfeilſchnell nach der Diſtel eilen, wo ſein Weibchen ſitzt. Wer hat denn das bey der Nacht geſehen? S. 19. ſoll ein Würger einem Zeiſig Beeren in den Käfig gebracht haben. Beeren rührt gewiſs kein Würger an. S. 29. verläſst ein Landbär ſeine Baumbärin und gewinnt eine Eisbärin lieb. S. 36. bezeigt ſich ein Haushahn zu eigenſinnig und zu klug. Ein Hahn macht nämlich bey ſeiner Heerde den Spröden, wird aber bald in eine angekaufte Brabanterin heftig verliebt. Dieſer legt man Eyer zum Ausbrüten unter. „Der Hahn ermahnte ſie freundlich zu ihrer Pflicht, wollte ſie durch Schmeicheln dazu bewegen. Die Schöne wollte dennoch nicht ſitzen. Der zärtliche Hahn nahm es für weibliche Caprice, für Laune, machte den Verſtändigen, gab nach, und faſs ſelbſt auf den Eyern ſeiner eigenſinnigen Favoritin. Ein Zufall trieb ihn von der Brut. Die Brabanterin flog herbey, pickte ein Ey auf und ſog es aus. Der Hahn eilte zu den Eyern zurück, fand ſie verlaſſen und erblickte das aufgepickte. Er erſchrack, Kamm und Kinn ſchwollen ihm an, er ſtampfte vor Zorn mit den Füſsen, ſuchte die böſe Henne auf, ſchlug ſie mit den Flügeln, hackte ſie mit dem Schnabel, wollte ſie tödten. Um die Liebe war es geſchehen; er ſchwur ihr ewigen Haſs, und hielt treulich Wort. Er machte ſich an eine andere ganz gewöhnliche, gemeine Henne, die aber eine unvergleichliche Bruthenne, und zärtliche Mutter war, und liebte dieſe mit Inbrunſt.“ S. 91. u. f. wo der Vf. die Thiere in mit Feuer und Kälte liebende eintheilt, iſt die Natur nicht genug zu Rathe gezogen; denn wenn die Blattläuſe, Bremſen, Läuſe und Kameele unter erſtern, und Auerhahn, Eisvogel, Eidechſe, Erdſchnecken, Grasmücken, Kie-

Kiebitze, Marder, Schweine, Robben u. f. w. unter letzten ſtehen, ſo iſt dieſs ein Mifsgriff, der zeigt, dafs er noch nicht ſo ganz in der Naturgeſchichte eingeweiht iſt, wie man es zu ſeiner Abſicht wohl wünſchen ſollte. Nach S. 134. ſoll die Vielliebere unter den Tauben nicht ſo gemein, wie unter andern Thieren ſeyn, da doch das gerade Gegentheil ſtatt hat. S. 206. erſticht ſich eine Aeffin wegen verſchmähter Liebe. S. 223. läfst ſich ein Budel ſtatt ſeiner geliebten Möpſin ausprügeln, indem er thut, als ob er ſtatt ihrer genaſcht hätte. Wenn S. 211. nur eine grofse Anzahl von Säugethieren und Vögeln als eiferſüchtig angegeben werden, ſo hätten ſie alle genannt werden können. Es ſind auch noch einige Rubriken übrig, die der Vf. übergangen hat, z. B. Hageſtolze, Untreue etc. So giebt es Säugethiere und Vögel, die ſich nie paaren. Einmal hatte Rec. in ſeinem Taubenſchlage eine Täubin, die ſich ſchlechterdings mit keinem Tauber paarte, ſondern alle im Schlage verführte, eine wahre Hure, die auch nie Eyer legte. Es war ganz eigen, wie ſich die Männchen zuweilen von den Weibchen ſchlichen, um mit ihr zu buhlen. Beſonders wufste es ein Tauber ungemein fein zu machen, ſo, dafs ſeine Täubin nichts davon gewahr wurde, wenn er ſich mit der unzüchtigen Dirne abgab. Sobald ihm nämlich jene Täubin auf dem Boden des Schlags zunickte und ſich niederkauerte, um bereihet zu ſeyn: ſo liebkoſete er erſt ſein brütendes Weibchen, krabbelte ihr an Kopf und Schnabel herum, ſo dafs ſie den Kopf ganz tief ins Neſt ſtecken mufste; dann flog er blitzſchneli herab, reihete, und gieng gleich wieder zum Neſte, liebkoſte ſeine Täubin wieder, und that ſo keuſch, als wenn er nichts begangen hätte. In dem nämlichen Schlage hatte Rec. eine grofse Türkiſche Täubin, die an einen gemeinen Haubentauber gepaart war. Er war ſehr verliebten Temperaments, ſie aber ſo kalt, dafs ſie aufser der eigentlichen Paarung gar nichts mit ihm zu thun haben wollte. Wenn er daher aufser der Begattungszeit an das Neſt kam, wo ſie brütete, und ſie liebkoſen wollte: ſo flieg ſie gleich auf, und ſchlug mit ihren grofsen Flügeln ſo ſehr auf ihn los, dafs er ſich ängſtlich in eine Ecke verkroch und lange nicht ſehen liefs. Wenn er nach einigen Tagen dieſe Strafe vergeſſen hatte, und wieder kam: ſo wiederfuhr ihm ein Gleiches. Rec. hat eine Menge Beobachtungen und Erfahrungen über die Thierſeelen geſammelt, die er zu ſeiner Zeit dem Publicum mittheilen wird, und iſt überzeugt, dafs die Abſtufungen im Temperamente und überhaupt in den untern Seelenkräften bey jeder Thierart ſo abwechſelnd wie beym Menſchen ſind. Von der 20ſten Abth. die die Empfindungen des Vf. über die Liebe der Thiere in Verſen enthält, wird dem Leſer nichts als die Anwendung gefallen.

Köthen, in Comm. b. Aue: *Naturgeſchichte der Land- und Waſſer-Vögel des nördlichen Deutſchlands und angränzender Länder*, nach eigenen Erfahrungen entworfen, und nach dem Leben gezeichnet von *Johann Andreas Naumann*. *Dritter Band fünfter Heft*. Mit 8 Kupfertafeln (in Folio). 1800. 3 Bog. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Im vierten Hefte des dritten Bandes, den wir in Nr. 19. des vorigen Jahrganges der A. L. Z. angezeigt haben, hatte der Vf. den Anfang mit der Beſchreibung der Vögel ſeiner 23ſten Claſſe, und zwar der Meven gemacht, von denen dort *Larus ridibundus* und *naevius* als eine Art unter dem Namen der gemeinen Meve beſchrieben waren. Hier werden noch folgende Arten aufgeführt: 1) unter dem Namen der *kleinen bunten Meve* wahrſcheinlich der *Larus cinerarius*, von dem die hier gegebene Abbildung und Beſchreibung ſich nur durch die ſchwärzliche Spitze der Rückenfedern und den grau gefleckten Kopf unterſcheidet. Rec. würde ſie beym erſten Anblick der Abbildung für *Larus naevius* gehalten haben, wenn nicht der Vf. ausdrücklich ſagte: „Obgleich dieſe Meve erſtaunend viel Aehnlichkeit mit „der gemeinen Meve hat, ſo iſt ſie doch eine von „jener ganz verſchiedene Art. Wollte man ſagen, es „wäre eine Junge der gemeinen Meve, ſo würde „man ſie nur im Herbſt und nicht im Frühjahre bemerken.... Auch ſehr ſelten findet man ſie unter „Geſellſchaften von dieſer Art, ſondern immer entweder einzeln oder in kleinen Truppen von ihnen „abgeſondert.“ 2) Die *Wintermeve* (*Larus tridactylus*). 3) Die *Sturmmeve*, höchſtwahrſcheinlich ein junger *Larus canus*. 4) Der *Struntjäger*, Briſſon's *Stercorarius ſtriatus*, den Hr. *N.* mit dem *L. paraſiticus* vielleicht mit Recht für einerley, und nur als ein Junges deſſelben anſieht. 5) Die *grofse Seemeve der Bürgermeiſter*, 29½ Zoll lang, Schnabel und Füſse gelb, die Farbe der Federn weifs, nur der Rücken und die Deckfedern der Flügel blofs bläulich-aſchgrau; ſie unterſcheidet ſich von Briſſon's *Goiland cendré*, womit ſie Rec. gleichwohl für einerley hält, durch die ganz weifsen Schwungfedern. 6) Die *Heeringsmeve* (*Larus fuſcus*). Von den *Schwalbenmeven* oder *Seeſchwalben* finden wir hier: 1) die *gemeine Schwalbenmeve* (*Sterna Hirundo*) mit dem Eye. Sie fliegen bey Sonnenſchein oft zwey Meilen weit von ihrem Neſte, brüten bey ihrer Zurückkunft höchſtens 20 Minuten, und verlaſſen daſſelbe ſodann wieder; bey regnichtem und ungeſtümmen Wetter aber brüten ſie anhaltender. 2) Die *ſchwarze Schwalbenmeve* (*Sterna fiſſipes*) ein altes Männchen und ein junges, mit weifser Stirn und Kehle. 3) Die *kleine Schwalbenmeve* (*Sterna minuta*), ein altes und ein junges Männchen mit einem Eye. Bey dieſer und der vorhergehenden Art hat der Vf. ihren Neſterbau genauer, als es bis jetzt geſchehen war, beſchrieben.

Die 24ſte Claſſe des Vf. begreift die Schwimmvögel mit Patſchfüſsen und breiten Schnäbeln, welche von Fiſchen und Pflanzen leben. Dieſe theilt derſelbe wieder ein in 1) Schwimmvögel mit einem knolligen Gewächs an der Schnabelwurzel. 2) Gänſeartige Schwimmvögel. 3) Eigentliche Enten. 4) Tauch-

Tauchenten mit breiten Schnäbeln. 5) Tauchenten mit schmalen Schnäbeln, Sägeschnäbler. Diese Classe begreift also die beiden Linnéischen Gattungen *Anas*, woraus hier vier Gattungen gemacht sind, und *Mergus* unter sich. Die erste Gattung ist hier abgehandelt, und als Arten derselben: 1) der *gemeine stumme Schwan*, wobey der Vf. bemerkt, dass es sonderbar sey, dass gezähmte Schwäne keine Enten und andere Wasservögel um sich litten, dass dagegen die wilden friedfertig mit ihnen lebten. Rec. kann aber aus vielfältiger Erfahrung beweisen, dass der zahme Schwan ganz ruhig auf demselben Wasser mit Gänsen und Enten lebe. 2) Die *Brandente* (*Anas Tadorna*) wovon Männchen und Weibchen abgebildet und beschrieben werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Königsberg, b. Goebbels u. Unzer: *Die Vermählung. Ein Hymnus*, und *die Entbindung. Eine Romanze.* Dem neuen Jahrhundert gewidmet, von *J. J. Mnioch.* 1801. 117 S. 8.

Die Idee, die sinnlichen Freuden der Vermählung unter einem höheren Gesichtspunkt zu fassen, und in dem Sinnlichen das Reine und Heilige zu zeigen, kann nicht geradezu verworfen werden, wiewohl es bey einem so delicaten Gegenstande schwer ist, das zu treue Detail und folglich das Unedle und Anstössige ganz zu vermeiden. Der Vf. hat diesen Versuch in dem Hymnus: die Vermählung gewagt; aber erstens hat er jene Klippe nicht immer gehörig vermieden, und dann mangelt es auch dem Gedicht zu sehr an Einheit und Correctheit, als dass es einen schönen Genuss gewährte. Der Gang des Dichters ist der, die Empfindungen reiner Herzen von dem Erwachen der ersten Liebe bis zu der höchsten sinnlichen Vereinigung zu schildern, und den Adel und die Würde zu zeigen, die den so genossnen sinnlichen Freuden beywohnt; und er thut dies durch das Medium der Beschreibung, die aber von lyrischen Aufflügen und Apostrophen unterbrochen wird. Durch die zu häufige und zu verschiedenartige Einmischung der letzteren aber und durch die Regellosigkeit des Metrums, da Hexameter mit *Ottave rime*, diese wieder mit Jamben, und diese wieder mit blosser abgesetzter Prosa wechseln, bekommt das Ganze so viel Abgerissenes und Regelloses, dass dadurch die Auffassung eines reinen Totaleindrucks verhindert wird. Dazu kommen nicht selten falsche Bilder, ungewöhnliche und unpoetische Ausdrücke, und ein häufig in Schwulst übergehendes Pathos. Bey dem allen aber wollen wir nicht verkennen, dass im Ganzen poetisches Talent in diesem Hymnus herrscht, — wobey wir um so mehr bedauern, dass dieses kein *gebildetes* ist, je mehrere ächt dichterische Stellen wir darin angetroffen haben. — Das zweyte Gedicht: Die *Entbindung*, ist von dem Vf. eine Romanze betitelt, weil es sich mehr der erzählenden, so wie das erste mehr der lyrischen Gattung nähert, und enthält eine Schilderung der der Entbindung der Mutter vorangehenden und sie begleitenden Freuden. Es hat ganz die Fehler des ersteren Gedichts, eine verworrene, defultorische und der Materie und Form nach sehr ungleichartige Darstellung: aber es hat mehrere Tugenden vor jenem voraus. Der dichterischen, der wirklich schönen Stellen sind mehrere, und wir zeichnen mit Vergnügen folgende aus:

Natur und Gott, ihr Aeltern alles Lebens
Und aller Liebe, aller Seligkeit,
Des Menschen Seele hoffet nicht vergebens
Auf eine *reine* Lieb' und Seligkeit:
Die Mutter-Seele ist das schöne Bild,
Wodurch ihr das Geheimniss uns enthüllt!
So wird sich einst der Mensch des Menschen freuen:
Wie All' gedeihn in jegliches Gedeihen!
— — — — — — — —
Und gebähre, was ohne Weh nicht geboren
Werden sollte, damit es höher geliebt sey! —

und folgendes wirklich vortreffliche Gebet der Mutter:

Nur das Eine gieb mir, höchste Liebe,
Dass mit diesen Augen ich's erblicke,
Dass ich's lebend an den Busen drücke:
Nur geträumt ist dieser Stunde Weh!
Stünde selbst der Tod an meiner Seite,
Einen Kuss nur nehm' ich zum Geleite,
Wenn ich zu den dunkeln Schatten geh.
Bleibt es leben, ist mein Sterben mild,
Zu den Schatten folgt sein leichtes Bild!

Schade, dass wegen des ersteren Gedichts, das wirklich in mehreren Stellen zu stark zu der Sinnlichkeit spricht, zugleich auch dieses zweyte den Augen der jüngern Welt entzogen werden muss.

Basel, b. Thurneisen: *The Plays of William Shakspeare.* Vol. XIII. 499 S. — Vol. XIV. 375 S. — Vol. XV. 501 S. — Vol. XVI. 456 S. — Vol. XVII. 438 S. — Vol. XVIII. 448 S. 1801. gr. 8. (8 Rthlr.)

Auch mit dieser Lieferung ist das Ganze noch nicht geendigt. Das letzte Schauspiel des achtzehnten Bandes ist *Anthony and Cleopatra*, und in der Original-Ausgabe sind nun noch *sieben* Schauspiele zurück, unter denen auch der *Pericles* befindlich ist. Diese werden also noch vier, oder wenigstens drey Bände erfodern. Die Kupfer zu dieser letzten Lieferung sind, so viel Rec. weiss, noch nicht ausgegeben.

Altona, b. Bechtold: *Maria de Lucca, Edle von Parma.* Ein Opfer der Inquisition. Von dem Vf. der Lauretta Pisana. 1801. 222 S. 8. (1 Rthlr.)

Maria de Lucca von dem Grosinquisitor in Toledo vergiftet, weil sie sich weigert, seine Lüste zu befriedigen: dies ist der Gegenstand dieses dialogisirten Romans. Leider aber sind die Charaktere so unmotivirt und gefallen sich so recht in der Hererzählung ihrer

ihrer schwarzen Handlungen, die Begebenheiten folgen so schnell und im Sprunge auf einander, und die Sprache ist so gemein und vernachläfsigt, dafs über dem Ganzen, diesem Opfer der Inquisition, Recensenten und Leser zum Opfer werden. Wenn der Vf. geglaubt hat, dafs man in der dialogisirten Erzählung, die nicht zur Aufführung bestimmt ist, den Schauplatz der Begebenheiten auf jeder Seite wechseln lassen dürfe: so irrt er sich sehr; auch hier, wie beym Schauspiel, ist es heiliges Gesetz, den Leser nicht so schnell und stürmisch von einer Empfindung und Vorstellung zu der andern zu reifsen. Von der Sprache des Vfs. diene folgende Probe: „Was legt den Keim im Wirkungskreis des Mannes, als das Weib? Von ihm genährt und unterstützt, wagt er in Myriaden Zirkel sich, die er entziffert, und die ohne diesen Sporn in seine Seele, todt zur Seite in ewiger Finsternifs ihm bleiben würden" — oder folgende Anrede an Gott: „O Ew'ger, der du wunderbar die Gaben in der Welt vertheilst, wer kann in deiner Allmacht Tiefe forschen? Ich darfs nicht wagen, dich zu fragen, warum denn diesen guten Menschen dieis Geschick? Und doch ist die Frage so natürlich, wenn wir gute Menschen leiden sehen. Ich will sie mir denn aus der Fülle deiner Zwecke auslegen."

* * *

Augsburg, b. Riegers sel. S.: *Lese-Gebet- und Erbauungsbüchlein* für die Kinder der Stadt und des Landes von *Joseph Wilibald Strafser*. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1801. 132 S. 12. (4 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Jena*, b. Göpferdt: *Dissertatio de vera historiae catholicae idea, ejusque conscribendae praeceptis et experimentis.* Quam — pro facultate docendi a. d. III. Octobr. 1801. publico examini subjecit *Carolus Julius Schütz*, Philos. D. socio assumto *Jo. Casp. Kohler*, Neresheima Suevo. 36 S. 8. Der Vf. ein würdiger Sohn des Hn. Hofr. *Schütz* zu Jena, legt hier eine der Aufmerksamkeit werthe Probe von eigenen Untersuchungen über einen in unsern Zeiten sehr oft behandelten Gegenstand ab. Weltgeschichte nennt er den Inbegriff zusammenhängender Erzählungen von den Handlungen und Begebenheiten, aus welchen der gute oder schlimme Zustand des menschlichen Geschlechts, wie er durch vorhergehende Veränderungen bewirkt worden ist, richtig erkannt wird. Daraus zieht er einige natürliche Folgerungen über den Stoff dieser Geschichte, und erläutert sie durch Beyspiele. Weil es aber an einer sichern Zeitrechnung und zuverlässigen historischen Denkmälern für die ersten Jahrtausende der Welt fehlt: so glaubt er, dafs man die Weltgeschichte erst mit dem grofsen *Cyrus* anfangen müsse. (Dadurch würde jedoch die älteste Culturgeschichte des Menschen ganz verloren gehen: und daran ist in der Geschichte des menschlichen Geschlechts unendlich mehr gelegen, als an den genauesten Nachrichten, wie der Perser *Koresch*, nachdem er Hunderttausende abgeschlachtet hat, ein mächtiger Fürst geworden ist. Warum sollte man nicht auch die reichhaltigen Bruchstücke der ältesten Zeiten für diese Geschichte benutzen dürfen?) Bey den festzusetzenden Epochen ihrer Perioden, findet er es unschicklich, eine derselben mit der Geburt Christi anzufangen, weil die Religion desselben erst nach vielen Jahrhunderten eine allgemeine Wirksamkeit auf die Menschen geäufsert hat. (An sich ist es schon genug, dafs keine unter allen Begebenheiten jemals so viel auf das menschliche Geschlecht gewirkt hat, als das Christenthum; wie geschwind? darauf kommt es eigentlich hier nicht an. Und doch bildeten die Christen schon im zweyten Jahrhunderte eine aus Griechen, Römern, Juden etc. zusammengesetzte zahlreiche Gesellschaft, einzig in ihrer Art, die auf die herrschende Staatsreligion, auf Denkungsart und Sitten vieler Tausende sehr starken Einfluss hatte; im vierten Jahrhundert aber denselben bereits bis auf den Staat selbst erstreckte.) Von den Perioden, welche der Vf. für die Weltgeschichte festsetzt, bemerken wir nur, dafs er die neuere Weltgeschichte mit der Eroberung von Constantinopel anfängt; wobey man jedoch erinnern könnte, dafs das Byzantinische Reich schon sehr lange zu unbedeutend gewesen sey, als dafs dessen Untergang die Ehre jenes Anfangs verdienen sollte. Die von einem scharfsinnigen Gelehrten vorgeschlagenen runden Zahlen für die Weltgeschichte misbilligt Hr. *Sch.* mit Recht. Hierauf folgt (p. 14—33.) eine genaue Recension aller merkwürdigern Schriftsteller, welche vom Herodotus an, bis auf unsere Zeiten die Weltgeschichte bearbeitet haben: eine Kritik, welche besonders zeigt, dafs er sich auf diesem grofsen Felde mit eigener Beurtheilung umgesehen habe. Seiner Meynung nach, hat *Schlözer* zuerst die wahre Idee der Weltgeschichte entwickelt. Ueber *Kants* Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, urtheilt er recht wohl, dafs sie in dem von ihm gegebenen Begriffe der Weltgeschichte mit enthalten sey; dafs aber Hr. *Woltmann* viel zu früh dessen Hypothese zum Princip der Weltgeschichte gemacht habe.

Druckfehler. Nr. 57. S. 455. Z. 10. v. unten statt *richtigeren* l. *wichtigeren*. — letzte Zeile st. *Zuerst* l. *Indefs.* Nr. 58. S. 464. *Kl. Schr.* Z. 3. statt *immer* l. *minder*. Nr. 59. S. 471. Z. 13. — — — — Z. 18. } statt *Thaten* l. *Daten*. Nr. 60. S. 480. Z. 10. von unten }

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Heinfius: D. *Joh. Chriſt. Conr. Schröters*, ehemaligen Privatlehrers der Rechte und Herzogl. ſächſiſchen Hofgerichts-Advocats in Jena, *Abhandlung über die Lehnträger und Lehnsvormünder.* Mit einer Vorrede vom Hn. Hofrath und Prof. *Schnaubert.* 1801. 514 S. 8. (2 Rthlr.)

Schon am 8. März 1798 ſchrieb der, wenige Tage nachher durch einen unglücklichen Fall geſtorbene, Vf. die Vorrede zu dieſem Werke, und bezeichnete es darin ſehr treffend dahin: „Neue Rechtswahrheiten, neue Anſichten und neu entdeckte Forſchungsquellen wird man zwar in dieſer Abhandlung nicht, wohl aber hoffentlich eine natürlich geordnete Zuſammenſtellung der Grundſätze finden, welche Lehnrechtslehrer über dieſen Gegenſtand bisher einzeln und in hier und da zerſtreuten Bruchſtücken vorgetragen haben. Aus dem angenommenen Begriff habe ich ſolche auf eine ungezwungene Weiſe abzuleiten, und dann mit den ausdrücklichen Worten vieler Lehnbriefe ihnen ſelbſt mehr Feſtigkeit und Haltbarkeit zu geben, oder, wenn man will, auf dieſe Art zu zeigen geſucht, daſs jener Begriff kein willkürlicher, oder aus der Luft gegriffener, vielmehr ein ſowohl in der Natur der Sache ſelbſt, als auch in Lehnbriefen offen daliegender ſey, oder ſo gebildet werden müſſe, wenn er auf alle und jede Lehnträger, die ſowohl ganzen Ländern als einzelnen Perſonen vorſtehen, anwendbar ſeyn ſoll. Auch habe ich durch dieſe Ausführung die Wahrheit, daſs es nämlich etwas anders ſey, gewiſſe Rechte zu haben und in deren Beſitz zu ſeyn; ein anderes aber, die Ausübung aller dieſer Rechte zu haben; wie auch, daſs der Lehnträger bald als Vaſall, bald als Bevollmächtigter zu betrachten ſey, und dort die Grundſätze von jenem, hier aber von dieſem auf ihn anzuwenden wären, — auf eine, wie mich dünkt, überzeugende Art zu bewähren geſucht. — Zwar wird man mir vielleicht entgegen halten, daſs man noch hier und da Mängel und Lücken in dieſer Abhandlung gewahr werde, und daſs ich beſonders wenig ungedruckte Lehnsurkunden beygebracht hätte; allein ſo gerne ich dieſes einräume: ſo muſs ich eben erwiedern, daſs ich gab, was ich zu geben vermochte, und daſs es mir leid thut, daſs die Aernte nicht reichlicher ausfiel.“ — „Da übrigens die Lehnsvormünder in den ältern Zeiten mit dem Lehn und deſſen Einkünften belehnt, und mithin als Lehnträger angeſehen wurden: ſo fand ich, um den Unterſchied zwiſchen ihnen und dieſen und den Lehnsbevollmächtigten bemerklicher zu machen, für nöthig, meinen Fleiſs auch hierauf zu verwenden; und ſonach zerfiel dieſe Abhandlung in zwey Theile, deren erſterer die Lehre von den Lehnträgern enthalten, der zweyte dagegen ſich auf die Lehnsvormünder und Lehnsbevollmächtigten erſtrecken ſollte. Mancherley Urſachen beſtimmten mich indeſſen, dieſen Plan in ſofern abzuändern, daſs ich vorjetzt den zweyten Theil abſonderte, und zu einer eignen ausführlicher zu bearbeitenden Abhandlung aufſparte. Dieſe gegenwärtig erſcheinende Abhandlung iſt alſo gleichſam die Vorgängerin von jener, welche, wofern das Publicum meiner Arbeit eine nicht ganz ungünſtige Aufnahme ſchenken ſollte, nächſtens erſcheinen ſoll.“

An Ausführung dieſes letzteren Planes indeſſen wurde der Vf. durch den Tod, der ihn übereilte, gehindert, und es ſind daher hier nur diejenigen Bruchſtücke, die man unter ſeinen Papieren fand, als Anhang beygefügt. — Eben ſo iſt die auf dem Titelblatte angekündigte Vorrede des Hn. Hofraths *Schnaubert* noch nicht geliefert; die Verlagshandlung aber hat verſprochen, ſolche, ſo bald ſie abgedruckt ſeyn wird, den Käufern des Buches unentgeldlich nachſenden zu wollen.

Wer übrigens *Schröters* frühere Werke, beſonders ſeine Abhandlungen zur Erläuterung des deutſchen privat- kirchen- und peinlichen Rechts, deſsgleichen ſeine theoretiſch-praktiſche Abhandlung von der Lehnwaare und andere Belehnungsgebühren, kennt, der kann auch auf die Darſtellungs- und Behandlungsart in der vorliegenden Schrift einen ſichern Schluſs machen. Rühmlicher, ausdauernder Fleiſs im Sammlen, Beleuchtung des Gegenſtandes von allen Seiten, Richtigkeit und Präciſion der Begriffe endlich, ſind auch hier unverkennbar hervorſtechende Eigenſchaften; aber Richtigkeit der Sprache und eine klare, flieſsende Schreibart vermiſst man dagegen, wie immer.

Nach in einer *Vorbereitung* vorausgeſchickten allgemeinen Begriffen und Bemerkungen, zerfällt die vorliegende Abhandlung in *zwey Abſchnitte*. Der erſtere beſchäftigt ſich mit den eigentlichen Lehnträgern, und zwar in *zwey Abtheilungen* mit den eigentlichen Lehnträgern überhaupt, und den eigentlichen Lehnträgern bey Reichslehen insbeſondere. Die erſte Abtheilung hat folgende Kapitel: *Kap.* 1. Von den Lehnträgern derjenigen Perſonen, welche entweder wegen eines phyſiſchen Fehlers, oder wegen eines geſetzlichen Mangels eines Lehnträgers bedürfen. *Kap.* 2. Von den Gemein-

schafts- Geschlechts- und Senioratslehnträgern. *Kap.* 3. Von den Lehnträgern ganzer Gesellschaften, Collegien, Städte, Klöster und Stifter. *Kap.* 4. Von Bestellung der Lehnträger und welche Personen dazu genommen werden müssen. *Kap.* 5. Von Beendigung der Lehnträgerschaft, den Fällen, in welchen, und der Zeit, binnen welcher ein neuer Lehnträger bestellt werden muss. *Kap.* 6. Von der Legitimation des Lehnträgers. *Kap.* 7. Von der Muthung des Lehns und der Belehnung des Lehnträgers. *Kap.* 8. Von den übrigen Pflichten des Lehnträgers. *Kap.* 9. Von den Rechten der Lehnträger. — Die zweyte Abtheilung besteht wieder aus sechs Kapiteln. *Kap.* 1. Von den Lehnträgern reichsständischer Damen und einzelner Geistlichen. *Kap.* 2. Von Gemeinschafts-Geschlechts und Seniorats-Lehnträgern bey Reichslehen. *Kap.* 3. Von den Lehnträgern ganzer Länder, Bisthümer, Städte und Corporum. *Kap.* 4. Von Beendigung der Reichslehnträgerschaft, der Zeit, binnen welcher ein neuer Lehnträger angenommen werden, und wie er sich legitimiren muss. *Kap.* 5. Von der Nachsuchung um die Lehnserneuerung und der Leistung des Lehneides bey Reichslehen. *Kap.* 6. Von den übrigen Pflichten und Gerechtsamen der Reichslehnträger.

Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit den uneigentlichen Lehnträgern bey Bürger und Bauerlehen, und hat in fünf Kapiteln folgende Unterabtheilungen: *Kap.* 1. Von den uneigentlichen Lehnträgern des weiblichen Geschlechts, der Ausländer und anderer Personen. *Kap.* 2. Von den Gemeinschafts- und Senioratslehnträgern. *Kap.* 3. Von dergleichen Lehnträgern bey Zünften, Universitäten, Dorfschaften, Städten und Kirchen. *Kap.* 4. Von den Personen, welche zu uneigentlichen Lehnträgern genommen werden, und von der Erlöschung dieser Lehnsträgerschaft. *Kap.* 5. Von der Verbindlichkeit dieser Lehnträger.

Der Anhang endlich giebt in dem *zweyten Abschnitte* einige Bemerkungen über die Lehnsvormünder der Lehnsherrn; der *erste Abschnitt* hingegen, der sich mit den Lehnsvormündern der Lehnleute beschäftigt, zerfällt in folgende Kapitel: *Kap.* 1. Von der ältern Beschaffenheit der Lehnsvormünder. *Kap.* 2. Von dem Begriff, den Personen, welchen die Lehnsvormundschaft aufgetragen, und von dem Richter, von welchem der Lehnseid bestätigt werden muss. *Kap.* 3. Von den Pflichten und Rechten der Lehnsvormünder. *Kap.* 4. Von Beendigung der Lehnsvormundschaft.

Unstreitig gehören die Lehren von den Lehnträgern und Lehnsvormündern zu den noch wenig bearbeiteten, und es hat daher Hr. *Schröter* durch dieses sein letztes Werk allerdings ein bleibendes Verdienst sich erworben; nur wäre zu wünschen, dass ein eben so fleissiger und geschickter Sammler der Abhandlung über die Lehnsvormünder noch diejenige Ausführlichkeit geben möchte, die sie ohne Zweifel unter den Händen des Vfs., hätte der Tod ihn nicht übereilt, erlangt haben würde.

LEIPZIG, b. Kummer: *Ueber die Behauptung, dass die Untersuchung in Strafsachen der Reichsunmittelbaren dem Reichshofrathe nicht dem Reichskammergerichte zustehe*, von D. *Karl August Tittmann*, Lehrer der Rechte auf der Universität Leipzig. 1801. 128 S. 8. (12 gr.)

Der Anfang dieser gehaltvollen Schrift beschäftigt sich mit der Darstellung der Gründe für das Vorzugsrecht des Reichshofraths. In ältern Zeiten Deutschlands hatten die Könige vorzüglichen Einfluss auf Entscheidung peinlicher Rechtsfälle. Dieser Einfluss ward aber durch die Entstehung der Landeshoheit beschränkt. Doch erhielt die Gerichtsbarkeit des Kaisers über Unmittelbare in diesem Zeitpunkte neue Stützen an verschiedenen Umständen, und ward von den deutschen Fürsten willig anerkannt. Die Kaiser übten diess Recht durch Hofgerichte aus, behielten sich aber die wichtigsten Fälle zur eigenen Entscheidung vor: was besonders die bekannte Constitution Friedrichs II. von 1235 beweiset. Dabey war es gewöhnlich, dass der Kaiser in solchen Fällen andere deutsche Fürsten zusammenrief, und sie um ihre Meynung befragte, woraus die Fürstengerichte entstanden, welche letztere aber durch die Entstehung der Reichsgerichte ausser Gebrauch kamen: an deren Stelle trat der Reichshofrath. Aber, fährt nun der Vf. fort, die Constitution Friedrichs des II. ist kein gültiges Gesetz mehr, weil sich die deutsche Gerichtsverfassung geändert hat. (Diess folgt nicht; eine Aenderung in der Art der Gerichtsverfassung verändert gerade das Recht der Gerichtsbarkeit nicht.) Zweytens beweiset diese Constitution nicht, dass der Kaiser allein über Unmittelbare richten könne, da den Urkunden zufolge der Kaiser nur Director der Fürstengerichte war. (Aber der Kaiser ward doch von den Fürsten als ihr Richter freywillig anerkannt; von ihm musste es also abhängen, von welchem Gerichte er die Sache wollte untersuchen lassen: und war dann der Kaiser gerade schuldig, Fürstengerichte zu berufen? Friederich II. legte sich unbedingt die Entscheidung solcher Fälle bey, und diess geschah, wie der Vf. weiter unten anführt, mit Bewilligung der Stände. Diese Betrachtungen heben auch die weitern Sätze des Vf., der Kaiser habe die Gerichtsbarkeit über Unmittelbare dem Reichshofrathe nicht übertragen, und diese Sachen den Fürstengerichten nicht entziehen können.) Auch kann, sagt der Vf. weiter, nicht bewiesen werden, dass der Reichshofrath an die Stelle der Fürstengerichte getreten sey. (Beweiset diess die langwährende Observanz nicht?) Auch ist der Grund, dass dem Reichskammergerichte die Untersuchung in Landfriedensbruchsachen als Ausnahme zugestanden sey, nicht für den Reichshofrath, da auch bey Vergehungen gegen die goldne Bulle und der Gotteslästerung der Fiscal bey dem Reichskammergerichte zu klagen angewiesen wird. (Aber die angeführten Reichsgesetze sprechen vorzüglich von Pön des Landfriedens und dem Falle, wenn deutsche Richter die Gotteslästerung nicht bestra-

ſtrafen,) und von den Reichsgeſetzen nicht ausdrücklich geſagt wird, daſs in Landesfriedensbruchsſachen allein das Reichskammergericht unterſuchen dürfe, auch die Reichsgeſetze vom Landfriedensbruche als dem damals häufigſten Verbrechen reden. §. 15. ff. ſucht der Vf. die Geſetzſtellen zu widerlegen, aus denen man ein ausſchliefsendes Recht des Reichshofrathes erweiſen will, wogegen ſich ebenfalls manches errinnern lieſse, wenn Rec. nicht zu weitläuftig zu werden fürchtete. §. 19. ff. ſtellt nun der Vf. die Gründe für das Reichskammergericht auf, daſs nämlich der Zweck der Errichtung deſſelben das Recht der Unterſuchung ſolcher Fälle nicht ausſchlieſse, dieſs Reichsgericht alſo gleiche Rechte mit dem Reichshofrathe haben müſſe, auch die Unterſuchung mehrerer Straffälle dem Reichskammergerichte aufgetragen worden ſey. (Man ſieht, daſs dieſe Gründe blofs die Fähigkeit des Reichskammergerichts zu ſolchen Unterſuchungen, welche Niemand bezweifelt, beweiſen.) Rec. muſs bekennen, daſs er mit dem Vf. in der Hauptſache nicht übereinſtimmen könne, aber auf der andern Seite läſst er ſehr gerne dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren, daſs er für ſeine Meynung alles, was möglich war, beygebracht habe, und daſs die ganze Schrift einen rühmlichen Beweis des Forſchungsgeiſtes und der ausgebreiteten Beleſenheit des Vf. darlege.

TECHNOLOGIE.

LEIPZIG, b. Linke: *Grundlinien der Eiſenhüttenkunde*, von *Traugott Lebrecht Haſſe*, königl. Groſsbritan. und Kurfürſtl. Braunſchw. Lüneburg. Hüttenmeiſter in Rothehütte. 1801. XIV. und 98 S. 8.

Bey dem immer mehr ſich ausbreitenden Betrieb der Eiſen- Berg und Hüttenwerke, beſonders ſeit der Anwendung der chemiſchen Theorie auf die Schmelzarbeiten, konnte es nicht fehlen, daſs nicht auch einſichtsvolle Eiſenhüttenverſtändige auf ein Syſtem aller dem Eiſenhüttenmann nöthigen Kenntniſſe und Arbeiten hätten denken ſollen. Dieſes iſt um ſo nöthiger und nützlicher, da in dem Gebiete der Berg- und Hüttenkunde überhaupt faſt täglich neue Erfahrungen und Entdeckungen gemacht werden, die ſich nur durch eine gute und zweckmäſsige Ordnung derſelben überſehen und benutzen laſſen. Der Vf. der vorliegenden Skizze einer ſyſtematiſchen Theorie des Eiſenhüttenweſens folgt hauptſächlich der Methode des Hn. Bergr. *Werners*, welcher über dieſes Fach zu Freyberg öffentliche Vorleſungen hält, die aber der Vf. bey ſeinem dortigen Aufenthalte nicht beſuchen konnte. Dem hier vorgelegten Grundriſs hofft er durch ein vielleicht in der Folge herauszugebendes Eiſenhütten-Magazin, und durch ein zu begründendes Lehrinſtitut für künftige Eiſenhütten-Officianten, noch mehr Ausdehnung und praktiſche Brauchbarkeit zu geben. — Das erſte Kapitel enthält etwas Weniges über den Begriff und den eigenthümlichen Charakter der Eiſenhüttenkunde. In Deutſchland wurde das Berg- und Hüttenweſen zuerſt nach Grundſätzen behandelt. Nach und nach aber haben auch andre Nationen mit der deutſchen darin gewetteifert. Vor allen hat England, freylich durch das Zuſammentreffen mehrerer günſtiger Umſtände unterſtützt, darin Epoche gemacht, und in Schweden beſchäftigt die Direction des Eiſen- Berg- und Hüttengewerbes ein eignes Landescollegium. Auch im Preuſsiſchen, Hannöverſchen, Braunſchweigiſchen und andern Ländern, ſind beſondre Berg- und Hüttenämter errichtet, und einem eignen Departement untergeordnet. In Frankreich hat die neue Regierung ein Bergwerkscollegium (*Conſeil des mines*) errichtet, deſſen Hauptzweck gröſstentheils in der Bildung und dem Unterricht junger Eiſenhüttenleute beſteht. — Die Eiſenhüttenmänniſchen Kenntniſſe werden hier in drey Haupttheile eingetheilt, in den techniſchen Theil, oder die bey den Hütten-Operationen vorkommenden Arbeiten und Handgriffe, und in die höhere und niedere Directionskunde. (Erſtere gehört eigentlich für den Staat und den Regenten). Daſs alle dieſe Kenntniſſe, welche man, verbunden mit den nöthigen Hülfswiſſenſchaften Eiſenhüttenkunde nennt, als eine beſondre Disciplin betrachtet und bearbeitet werden müſſe, zeigt der Vf. mit mehrern Gründen. Im *zweyten Kap.* wird ein kurzer Entwurf der Geſchichte der Eiſenhüttenarbeiten (der aber doch faſt zu kurz ausgefallen iſt), und ein Abriſs derſelben in ihrer jetzigen Geſtalt, gegeben. Die älteſte Methode des Eiſenſchmelzens war unſtreitig ſehr einfach, und geſchah in niedrigen unter freyem Himmel aus einigen Steinen erbauten Oefen, worin man das Erz, vermuthlich Wieſen- oder Sumpferz, mittelſt Handblaſebälge in Klumpen niederſchmolz, herauszog und es nachher durch ein nochmaliges Schmelzen oder Wärmen auf Steinen in beliebige Formen ſchlug. (Vgl. A. L. Z. 1801. Nr. 190.). So entſtanden denn die Luppenfeuer, die auch nach und nach durch Anwendung mehrerer Hülfsmittel brauchbarer wurden. Als ſich die leichtflüſsigen Erze verminderten, dachte man darauf, die ſtrengflüſsigern durch Erhöhung der Oefen und Verſtärkung der Hitze durch wirkſame Blaſemaſchinen, zu verſchmelzen; und ſo entſtanden allmälig Blau- Floſs- und Stücköfen. Um das noch nicht völlig reducirte Metall, welches man aus dieſen Oefen erhielt, durch weiteres Umſchmelzen und Verarbeiten zur vollkommnern Reduction zu bringen, wurden die Friſchfeuer eingeführt. Seit dem 15ten Jahrhundert hat man den Aufwand an Kohlen zu vermindern, und eine gröſsere Quantität möglichſt reducirtes Roheiſen auszubringen geſucht, dadurch, daſs man die Oefen noch höher baute, und auch zugleich die Gebläſe verhältniſsmäſsig vergröſserte. Dieſes ſind die jetzt überall gebräuchlichen ſogenannten Hohöfen. Die Eiſengieſserey iſt in neuern Zeiten auſser England, auch vorzüglich auf den Hüttenwerken Lauchhammer bey Mückenberg in Sachſen, zu Malapane und

Gley-

Gleywitz in Schlefien, und nächft diefen zu Harfowitz in Böhmen, zu einer fehr grofsen Vollkommenheit gediehen, und ihre Arbeiten können den vorzüglichften englifchen in diefer Art an die Seite gefetzt werden. Das *dritte Kap.* enthält einen Umrifs aller dem Eifenhüttenmann nöthigen Haupt- und Hülfskenntniffe und Fertigkeiten. Diefe find von fehr grofsem Umfang, und bisher noch nie mit fyftematifcher Ordnung abgehandelt worden; daher kommt es denn, dafs es in diefem Fache noch fo viele Empiriker giebt, die mit den zu verarbeitenden Mineralien und Materialien und deren chemifchen Verbindungen untereinander, auch mit den Schmelzproducten felbft, gar nicht genau bekannt find, und alfo das Ganze blofs nach empirifchen und mechanifchen Kennzeichen beurtheilen. Das *vierte Kap.* handelt von der Wichtigkeit der praktifch-theoretifchen Eifenhüttenkunde, zeigt den grofsen Nutzen des Eifens im menfchlichen Leben, und giebt eine kurze Nachricht von den ungeheuren Vorräthen, die davon jährlich in verfchiedenen europäifchen Ländern verarbeitet werden. (Diefe Nachrichten möchten aber noch mancher Ergänzung und Berichtigung bedürfen). *Fünftes Kap.* über die Literatur der Eifenhüttenkunde. Man darf von einem Hüttenmann, zumal wenn er von vollftändigen Bibliotheken entfernt lebt, bey dem jetzigen Zuftande der Literatur nicht erwarten, ein genaues und vollftändiges Verzeichnifs aller Schriften feines Fachs bey ihm vorzufinden. Das im J. 1774 von Abt in Berlin herausgekommene Verzeichnifs der Schriften vom Eifen, welches hier S. 50. in der Note angeführt wird, ift Rec. nicht bekannt, aber wohl eins ohne Namen des Verfaffers. Berlin 1782. 8. Diefes ift aber fchon für jenen Zeitraum viel zu mangelhaft, unvollftändig und in den Allegaten voller Fehler, und hätte jetzt allerdings eine neue und völlig umgearbeitete Ausgabe verdient. Einige der vornehmften Schriften führt der Vf. hier mit auf. S. 15 und 54. fteht unrichtig Riemann ftatt *Rinman*. Zuletzt theilt der Vf. S. 60 f. fein Syftem der Eifenhüttenkunde in einem tabellarifchen Abrifs mit. Der erfte Theil begreift alle Kenntniffe, welche der Eifenfabrication vorangehen, der zweyte diejenigen, welche dazu unmittelbar gehören, und endlich der dritte die, welche zur Bewirthfchaftung und Debitirung der Eifenfabrication erfoderlich find. Der Plan fcheint wohl durchdacht, und zeugt von guten Kenntniffen; auch würde fich Hr. *H.* um das dabey intereffirte Publicum kein geringes Verdienft erwerben, wenn er fein Syftem in einem eignen Werke bearbeiten wollte, zumal wenn er fich noch mehr mit den dazu in Menge vorhandenen literarifchen Hülfsmitteln bekannt gemacht hat. Einige Rubriken könnten wohl etwas gedrängter bearbeitet feyn, z. B. vom Forftwefen; dagegen könnte der Gefchichte des Eifen-Berg- und Hüttenwefens wohl ein eigner Abfchnitt, etwa gleich zu Anfange, gewidmet werden. Es ift übrigens unangenehm, dafs diefe Schrift von einer Menge Druckfehler wimmelt, die man nicht angezeigt findet.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Bedenken über das Entfchädigungsfyftem, befonders für weltliche Fürften.* 1801. 46 S. 8. (3 gr.) Der ungenannte Vf. diefer kleinen Brofchüre, tritt als Bekämpfer des Entfchädigungsfyftems auf, ohne feine Vorgänger zu kennen. Er geftehet S. 7. fehr aufrichtig, dafs die über Recht- und Unrechtmäfsigkeit der Säculariftionen feit dem Raftadter Congrefs erfchienenen Schriften ihm nicht bekannt feyen, glaubt jedoch, dafs es nicht ganz überflüfsig feyn werde, feine Bedenklichkeiten bey diefem Gegenftand, in Abficht auf die weltlichen Fürften, mitzutheilen. Er redet zuerft den geiftlichen Fürften das Wort, und commentirt Auszugsweife die merkwürdigften Abftimmungen derfelben, mit heftigen Ausfällen gegen den preufsifchen Hof, welcher durch den Krieg vielleicht mehr gewonnen als verloren, unter dem Vorwand die Neutralitätslinie zu fchützen, einen grofsen Theil feiner Truppen auf Koften der Mitftände unterhalten, dafür fogar fchöne Summen von Frankreich bezogen, und dann, nachdem er das Reich dadurch in den Abgrund geftürzt (?) habe, noch Entfchädigungen zur Belohnung verlange. Seine Hauptabficht geht aber dahin, die Erbfürften auf die bedenklichen Folgen des Entfchädigungsprincips aufmerkfam zu machen, welches, von ihnen nun einmal als gültig anerkannt, bey einem neuen Reichskriege, wenn kein geiftliches Gut zu fäculariftren übrig bleibe, wenigftens gegen die minder mächtigen derfelben angewendet werden, und wohl gar am Ende, nach dem Beyfpiel von Polen, zu einer allgemeinen Theilung Deutfchlands führen möchte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Schladebach: *Die Kunft im Damenfpiele Meifter zu werden, durch funfzig auserlefene Beyfpiele erläutert*, aus dem Engliftchen von *A. F. Tholden* in London. 1800. 72 S. 8. (6 gr.) Wer fich aus vorgefpielten Spielen allgemeine Regeln abziehn kann, dem wird diefe Anweifung nützlich feyn können. Nur Regeln, die in keiner guten Anweifung fehlen dürfen, fucht man hier umfonft. Die Materialien zur Vorrede, wozu fich der Verleger als Verfaffer bekennt, fcheinen in der Wachtftube und in gemeinen Wirthshäufern gefammelt zu feyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Gebauer: *Franz Ludwig von Cancrin*, Ihro Ruſſiſch-Kaiſerlichen Majeſtät Staatsrathes und erſten Mitglieds des Reichs-Bergcollegiums, dann Mitglieds der Ruſſiſch-Kaiſerlichen ökonomiſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg, und der naturforſchenden zu Berlin, *Abhandlungen von dem Waſſerrechte, ſowohl dem natürlichen, als poſitiven, vornehmlich aber dem deutſchen. Dritter Band.* 1800. 166 S. *Vierter Band.* 1800. 104 S. 4. (1 Rthlr. 15 gr.)

Auch unter dem beſonderen Titel:

Abhandlungen vom Seerechte. Erſter Band. Zweyter Band.

Technologiſche, völker-ſtaats- und privatrechtliche Grundſätze über die einſchlagenden Lehren findet man hier in buntem Gemiſche untereinander. In keinem Fache aber erhebt ſich der Vf. über die erſten Grundlinien; mit der neueſten Literatur ſcheint derſelbe ganz unbekannt geblieben zu ſeyn, denn faſt durchaus ſind *Fiſcher* in dem Kameralrechte, und *Eſtor* in der bürgerlichen Rechtsgelahrtheit ſeine vorzüglichſten Gewährsmänner; eben ſo wenig wird hier einzelner, beſonders neuerer Fälle, die denn doch immer als vorzügliche Erläuterungsmittel zu betrachten ſind, gedacht; und endlich findet man mit unter die trivialeſten Rechtsſätze, eben ſo wie die abſurdeſten Meynungen älterer Schriftſteller angeführt; auch iſt der Vf. bey beſtrittenen Fragen in der Wahl einer Parthey nicht immer glücklich.

Damit indeſſen unſere Leſer wiſſen, was ſie hier zu ſuchen haben, wollen wir nicht nur eine vollſtändige Inhaltsanzeige einrücken, ſondern auch, zu Beſtärkung des obigen Urtheils, einzelne Stellen ausheben.

Dritter Band. Zehnte Abhandlung. Von dem Rechte der Häfen. Erſtes Kapitel. Von dem Begriff der Häfen. *Zweytes Kap.* Von dem Eigenthum und Recht der Häfen. *Drittes Kap.* Von dem Oberaufſichtsrechte, der Polizey und Gerichtsbarkeit bey den Häfen. *Eilfte Abhandlung. Von dem Stapel- und Krahnenrecht. Erſtes Kap.* Von dem Begriff des Stapels und Krahnens. *Zweytes Kap.* Von dem Rechte der Stapel- und Krahnengerechtigkeit. —— Hier heiſst es z. B. S. 46. „Uebrigens ſind die Juriſten darüber noch nicht einig, ob ein noch nicht gekrönter römiſcher Kaiſer, oder ein römiſcher König beym Leben des Kaiſers, ja auch die Reichsvikarien, das Stapelrecht ertheilen können; es wird inzwiſchen hierüber nicht leicht ein Streit entſtehen!“ Hingegen von den neueſten, dieſen Gegenſtand betreffenden, allgemein bekannten Streitfällen iſt eben ſo wenig die Rede, als der neueren, und beſſeren Schriften auch nur gedacht wird. *Drittes Kap.* Von dem Oberaufſichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit bey der Stapel- und Krahnengerechtigkeit. *Zwölfte Abhandlung. Von der Fiſchgerechtigkeit. Erſtes Kap.* Von dem Begriff der Fiſcherey. *Zweytes Kap.* Von dem Rechte der Fiſcherey. Der §. 48. lautet hier ſo: „Wenn ein Teichdamm durchbricht, oder ein Teich durch Wolkenbrüche und ſtarke Regengüſſe überſchwemmt wird, oder ſonſt die Fiſche in einem Teiche Gelegenheit bekommen, durchzugehen: ſo kann ſolchen der Teichherr nachſetzen, und ſie, als ſein Eigenthum, wieder fangen laſſen. Es muſs aber dazu eine gewiſſe Zeit beſtimmt werden!!, weil ſonſt der Teichherr auch andere ihm nicht gehörige Fiſche fangen laſſen kann!! Aber auch die, welche dergleichen durchgegangene Fiſche aufleſen und fangen, müſſen ſolche dem Eigenthümer *gegen eine Ergötzlichkeit!!* wieder zuſtellen, wenn ſie ſich nicht eines Diebſtahls ſchuldig machen wollen. Findet bey alle dem der Fall ſtatt, daſs dergleichen Fiſche *in eines andern Herrn Teich!* kommen, und man kann ſolche von den Fiſchen in dieſem Teiche nicht unterſcheiden, ſo können auch ſolche nicht wieder daraus gefangen werden. Weil inzwiſchen Niemand mit eines andern Schaden reicher werden kann, *ſo iſt billig!!*, daſs der Teichherr des Fiſchteiches, worein die durchgegangenen Fiſche gekommen ſind, *dem Eigenthümer dieſer Fiſche für den erweiſslichen Schaden etwas!! vergüte.*“ *Drittes Kap.* Von dem Oberaufſichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über die Fiſcherey. *Dreyzehnte Abhandlung. Von dem Strandrechte. Erſtes Kap.* Von dem Begriff des Strandrechts. *Zweytes Kap.* Von dem Strandrechte an ſich. *Drittes Kap.* Von dem Oberaufſichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über das Strandrecht. *Vierzehnte Abhandlung. Von der Schiffahrt und dem Schiffrechte. Erſtes Kap.* Von dem Begriff der Schiffe, Schiffahrt und Seeleute. *Zweytes Kap.* Von der Beherrſchung der Schiffahrt, dem Schiffrechte, und den dabey vorkommenden Verbindlichkeiten. *Drittes Kap.* Von dem Oberaufſichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über die Schiffahrt, und das dabey vorkommende Recht.

Vierter Band. Fünfzehnte Abhandlung. Von den Seehandeln und Seegedingen. Erſtes Kap. Von dem Be-

Begriff und den Rechten der Seehändel und Seegedinge. — Der §. 34. ist folgenden Inhalts: „Geschiehet es, dafs der Pachter eines Schiffes genöthiget gewesen, sich in der See, oder anderswo, über die Zeit, auf welche das Schiff verpachtet ist, aufzuhalten: *so ist er nicht schuldig, mehr Pachtgeld zu bezahlen, als worüber beide Theile übereingekommen sind!* Gehet hingegen das Schiff, Ruder und anderes Schiffsgeräthe, das Jemand gepachtet hat, durch einen Zufall zu Grunde, *so mufs der Pachter das zwischen beiden Theilen verabredete Pachtgeld doch bezahlen! Zweytes Kap.* Von dem Oberaufsichtsrechte, der Polizey, und Gerichtsbarkeit über die Seehändel und Seegedinge.

Auf diesem Wege ist es freylich leicht Bücher zu Tage zu fördern, und wenn gleich der Vf. in der Vorrede zum dritten Bande schreibt: — „Uebrigens hoffe ich, dafs man, ob ich schon bisher meist nur im Kameralfache bekannt bin, in dieser Schrift keine Irrlehren finden werde, da mein erstes und eigentliches Studium die Rechtswissenschaft war, und ich schon ehehin sowohl Regierungs- als Justizgeschäfte, die immer meine Lieblingsarbeiten ausmachten, verwaltet habe, und das gewifs immer mit mehr Ruhe und Zufriedenheit, als andere Arbeiten" — so ist es doch nur gar zu unverkennbar, dafs derselbe, so bald er in das Gebiet der Rechtswissenschaft sich einläfst, in ein ihm nicht genug bekanntes Feld kommt.

NATURGESCHICHTE.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *K. L. Willdenow's* und *J. J. Bernhardi's zwey botanische Abhandlungen über einige seltene Farrenkräuter, und über Asplenium und einige ihm verwandte Gattungen.* Mit 4. Kupfertafeln. 1802. 32 und 18 S. 8.

Hr. *Willdenow* macht in seiner Abhandlung, die den 3. Febr. 1801. in der Erfurter Akademie nützlicher Wissenschaften vorgelesen wurde, zuvörderst einige allgemeine Bemerkungen über kryptogamische Gewächse, und über die allgemeine Definition dieser Classe. Er findet es tadelnswerth, wenn Linné als Classen-Charakter die verborgene, den unbewaffneten Augen unsichtbare Beschaffenheit der Befruchtungs-Werkzeuge angab. Die Feige blühe auch verborgen und bey der Chara könne man die Befruchtungs-Werkzeuge ebenfalls nicht mit blofsen Augen entdecken. Dies ist nicht allein richtig, sondern man kann, aufser den von Hn. *W.* angeführten, noch manche andere Gewächse nennen, deren Befruchtungs-Werkzeuge so klein sind, dafs man sie nur durch Loupen oder durch Vergröfserungs-Gläser gewahr werden kann. Allein zuförderst ist die Verborgenheit der Befruchtungs-Werkzeuge bey den Kryptogamisten viel ausgezeichneter, als bey andern Pflanzen, indem man selbst bey der Chara und Zostera das Aeufsere der Befruchtungs-Werkzeuge recht wohl mit blofsen Augen entdecken kann; theils soll dieser blofs künstliche Classen-Charakter den natürlichen nicht ausschliefsen. Der letztere wird von der Verschiedenheit der Formen des ganzen Gewächses hergenommen, und ist auf jeden Fall in Moosen sowohl, als in Farrenkräutern und Flechten, sehr bestimmt und unterscheidend.

Hr. *W.* schlägt einen andern Classen-Charakter der Kryptogamisten vor, der darin bestehen soll, dafs die befruchtenden Werkzeuge keine Antheren voll Pollen, sondern wahre nackte Pollines seyn sollen. Als Gründe führt er Hedwig's Beobachtungen über die sogenannten Antheren der Moose an. Rec. will diese Vorstellungsart von den befruchtenden Werkzeugen der Moose nicht geradezu verwerfen; allein, so lange in den Antheren der Moose noch wirkliche Körner, den Pollen-Kügelchen anderer Pflanzen ähnlich, enthalten sind, und ausgesprüht werden, kann er nicht umhin, jene befruchtenden Organe für wirkliche Antheren und ihren Gehalt für wirklichen Pollen zu nehmen. Gesetzt aber auch, dafs die Moose statt der Antheren nur nackte Pollines hätten: so kann doch dies Niemand von den übrigen Kryptogamisten behaupten. Kennt man die befruchtenden Werkzeuge der Farrenkräuter, der Flechten und Schwämme? Hat das *Lycopodium* nicht deutliche Antheren, mit Pollen-Kügelchen angefüllt, die vollkommen den Pollen-Körnerchen der Pflanzen aus der sechzehnten und neunzehnten Classe ähnlich sehen? Auch ist es ganz unrichtig, wenn Hr. *W.* den Moosen *pollinem sparsum* beylegt. Gesetzt, die Antheren derselben wären, gleich den Antheren der Asklepiaden, für nackte Pollines zu halten, so sind sie doch nicht zerstreut, sondern ihre Anzahl ist sehr bestimmt. Falsch ist es ferner, wenn er sagt: die Orchiden zeichnen sich durch hautlose Staubbeutel aus, aber zerstreuten Blumenstaub haben sie nicht. Rec. will die Unrichtigkeit des Ausdrucks: *Blumenstaub*, nicht rügen: er will nicht auf den Widerspruch in den Worten: *hautlose Staubbeutel*, aufmerksam machen. Aber mufs man nicht daraus schliefsen, dafs Hr. *W.* die Befruchtungs-Werkzeuge der Orchiden sehr nachläfsig oder gar nicht untersucht hat? Er sehe doch nur die Zwillings-Antheren der *Orchis mascula*, und *Satyrium repens* und der *Ophrys ovata* auf der 271, 272, und 273sten Tafel des vortrefflichen Handbuchs des verdienten *Schkuhr* an, um sich zu überzeugen, dafs diese Gewächse allerdings eigentliche Antheren besitzen, die von einer eigenen Haut umgeben sind, und bestimmte Pollen-Körnerchen erhalten. — Sehr zweckmäfsig ist die Eintheilung, die Hr. *W.* bey der 24sten Classe vorschlägt. Er nimmt nämlich acht Ordnungen an, die er auf folgende Art unterscheidet:

1) *Stachyopterides. Fronde germinante non circinnata, capsulis sparsis longitudinaliter dehiscentibus, vel spicatis vel in foliorum axileis sessilibus.*

2) *Filices. Fronde germinante circinnata, capsulis aggregatis, irregulariter dehiscentibus, vel racemosis, vel in frondis superficie inferiore sessilibus.*

3) *Hy-*

3) *Hydropterides. Fronde germinante plerumque non circinnata, capſulis ſparſis ad baſin vel in ſinu frondis ſquamis obtectis.*

4) *Muſci.*
5) *Hepaticae.* } Hier bleibt er bey den bekannten Ordnungs-Charakteren.
6) *Algae.*
7) *Fungi.*

8) *Gaſteromyci. Corpore ſubgloboſo, interne ex toto ſeminibus vel thalamis repleto.*

Es ſey dem Rec. erlaubt, über dieſe Ordnungen und Charaktere ſeine Bemerkungen herzuſetzen. Zuvörderſt nimmt Hr. *W.* die ſpiralförmige Wendung des aufgehenden Laubes der Farrenkräuter zum Charakter der zweyten Ordnung an, welches nicht allein ſeinen anderswo geäuſserten Grundſätzen zuwider iſt, da der Habitus nie zum künſtlichen Charakter gezählt werden ſoll, ſondern es findet ſich auch dieſe ſpiralförmige Windung des aufgehenden Laubes in der dritten Ordnung bey der *Pilularia* und bey der *Marſilea*. Bey der erſtern giebt es Hr. *W.* zu, aber von der *Marſilea quadrifolia* ſcheint er ſelbſt keine anſchauliche Kenntniſs zu haben. Wir verweiſen ihn alſo auf die treffliche Abhandlung von *Juſſieu* in den *Memoires de l'academie de Paris, ann.* 1740. wo er die ſpiralförmigen Windungen des aufgehenden Laubes ſehr gut abgebildet finden wird. Daſs der *Iſoëtes lacaſtris* eben ſo aufgeht, glaubt Rec. bemerkt zu haben. Es bleibt alſo aus der dritten Ordnung bloſs noch die *Salvinia natans* übrig.

Hr. *W.* macht ferner *den* Unterſchied zwiſchen der erſten und zweyten Ordnung, daſs dort die Kapſeln länglich, hier aber unregelmäſsig aufſpringen ſollen. Jenes mag beym *Equiſetum* durchgehends der Fall ſeyn: beym *Lycopodium* kann man keinesweges ſagen, daſs die Kapſeln nach der Länge aufſpringen. Man vergleiche *Avellar Brotero's* claſſiſche Abhandlung über das *Lycopodium denticulatum* in den *Transact. of the Linn. ſoc. vol. V. p.* 164. und *Dillenius* Abbildungen von den Saamen-Kapſeln des *Lyc. flabellatum, tab. LXV.* und des *Lyc. ſelaginoides, tab. LXVIII.* Daſs ferner die Kapſeln der Farrenkräuter aus der zweyten Ordnung unregelmäſsig aufſpringen ſollten, iſt grundfalſch. Faſt alle *Filices exannulatae* haben regelmäſsig aufſpringende Kapſeln, wie ſich jeder davon durch die Anſicht des *Ophioglooſſum vulgatum*, der *Oſmunda regalis* und ähnlicher Gewächſe überzeugen kann. — Ueberhaupt ſcheint uns der Ausdruck: *Stachyopteris* übel gewählt. Er kommt nicht einmal dem *Equiſetum* zu: denn eine eigentliche Aehre iſt es nicht, worin die Früchte ſitzen, ſondern es iſt eine Traube, da an einem gemeinſchaftlichen Hauptſtiele beſondere Nebenſtiele von ungleicher Länge ſitzen, welche die die Kapſel haltenden Schildchen tragen. Bey einigen *Lycopodiis* iſt es freylich eine Aehre, worin die Antheren ſitzen, aber keinesweges tragen die *Lycopodia* die Saamen-Kapſeln in Aehren. Dagegen ſtehen die Kapſeln bey *Ophioglooſſum*, welches nach Hn. *W.* zur zweyten Ordnung gehören ſoll, in einer wahren Aehre, die bey der *Oſmunda* eine Trauben-Aehre iſt. Da die Kapſeln dieſer beiden Gattungen regelmäſsig aufplatzen: ſo ſehen wir gar keinen hinreichenden Grund ein, warum Hr. *W.* ſie nicht zur erſten Ordnung zählen will. Beſſer aber wäre es, wenn er mit dem Namen zugleich die Definition jener Ordnungen änderte. Hn. *Swartz* Eintheilung in *annulatas, exannulatas* und *filicibus adfines* gefällt dem Rec. viel beſſer. — Daſs Hr. *W.* die *Andreaea* nicht zu den Mooſen rechnen will und ihr eine vierklappige Kapſel zuſchreibt, wollen wir hingehen laſſen, da er, als dieſe Abhandlung geſchrieben wurde, wahrſcheinlich noch nichts von *Hedwigs* intereſſanter Unterſuchung dieſes Laubmooſes wuſste. — Hr. *W.* geht nun einige Gattungen der erſten und zweyten Ordnung durch, und trennt zuförderſt das *Lycopodium nudum*, wie ſchon ehemals unter dem Namen *Hoffmannia*, jetzt unter dem Namen *Bernhardia*, wegen der dreyfächerigen Kapſel. Auch Hr. *Swartz* erkennt dieſen Unterſchied als generiſch, und belegt dieſs Gewächs mit dem Namen *Pſilotum*. — In der zweyten Ordnung trennt Hr. *W.* unter den *exannulatis* die Gattung *Ophioglooſſum* in zwey. Bey dem ächten *Ophioglooſſum* ſollen nämlich die Kapſeln zweyzeilig ſeyn, bey dem von ihm ſogenannten *Hydroglooſſum* aber nach einer Seite hin ſtehen. Rec., der mehrere Willdenow'ſche *Hydroglooſſa* beſitzt, findet dieſen Charakter gar nicht bey ihnen, namentlich nicht bey *O. ſcandens, flexuoſum*, und *palmatum*, die offenbar zweyzeilige Kapſelähren haben. *Swartz* trennt ebenfalls das *Ophioglooſſum* in zwey Gattungen, *Ophioglooſſum* und *Lygodium*. Zu dem letztern rechnet er *O. ſcandens, flexuoſum* und einige andere, aber er giebt dieſer Gattung einen ganz andern Charakter, als Hr. *W.* Er ſagt nämlich: die Kapſeln ſtehen in *zweyzeiligen* Schuppen an Aehren, welche aus dem Rande des Laubes hervor kommen. So ſehr dieſer Charakter dem Willdenow'ſchen widerſpricht: ſo zweifelt Rec. doch, ob er wahrer ſey. Bey *O. ſcandens* iſt wenigſtens nichts von Schuppen zwiſchen den Kapſeln zu bemerken. — Uebrigens hat ſich Hr. *W.* ein wahres Verdienſt durch die Bekanntmachung und Abbildung mehrerer neuer Arten dieſer Gattungen erworben. Sie ſind: *Ophioglooſſum gramineum* von der malabariſchen Küſte, *Hydroglooſſum longifolium* eben daher, *H. palmatum* aus Penſylvanien. Auch von der Gattung *Schizaea* wird eine neue Art *Sch. biſida* angeführt und abgebildet: ſo wie auch eine neue Gattung *Todea*, dem *Acroſtichum* ſehr ähnlich, und ein *Acroſtichum lanuginoſum*, von wunderbarem Bau.

Hr. *Bernhardi* unterſucht einige Farrenkräuter näher, die er aus dem Forſter'ſchen Herbarium vom Hn. Prof. *Sprengel* in Halle erhalten hatte. Er beſtimmt zuförderſt die Gattung *Aſplenium* dergeſtalt, daſs er bloſs auf die einſeitige Oeffnung der Saamenhüllen Rückſicht nimmt, und ſo bringt er *Blechnum, Woodwardia, Pteris, Lonchitis* und *Darea* als Unterabtheilungen zu dieſer Gattung, nachdem die Saamenhüllen mehr an der Mittelrippe oder mehr nach dem Rande oder in der Mitte des Blattes liegen.

Die-

Dieſe Idee verdient allerdings Beyfall, wenigſtens Beherzigung: denn jene Unterabtheilungen ſcheinen in der That nicht ganz generiſch verſchieden zu ſeyn. Hr. B. führt das Beyſpiel von *Acroſtichum lineare Sprengel.* an, welches theils als *Woodwardia*, theils als *Blechnum* gelten kann: da eben am Blatte zwey lange Saamenhüllen, unterwärts aber mehrere kleinere ſitzen. Rec., der jenes Farrenkraut ſehr wohl kennt, hält es eher für ein *Blechnum*, weil die länglichen abgeſonderten Saamenhüllen am untern Theile des Blattes eigentlich die urſprünglichen ſind, und oben nur zuſammen flieſsen. Sehr richtig bemerkt auch der Vf., daſs *Adiantum caffrorum* mit *Lonchitis* eben ſo ſehr als mit *Adiantum* übereinſtimmt: und Hr. *Swartz* ſieht dieſe Art daher als ein *Adiantum ſpurium* an. Eben ſo bemerkt Hr. B. mit Recht, daſs *Pteris* und *Lonchitis* ſehr in einander laufen, da die meiſten *Pterides* keine ununterbrochen fortlaufende, und die meiſten Arten von *Lonchitis* keine krummen auf die Buchten des Blatts allein eingeſchränkte Saamenhüllen haben. Den Unterſchied, welchen *Smith* zwiſchen *Aſplenium* und *Darea* feſtgeſetzt hat, nennt Hr. B. ganz brauchbar. Rec. kann nicht dieſer Meynung ſeyn; er kann einem jeden Exemplare von *Aſpl. Hemionitis* und *caudatum* zeigen, wo auf demſelben Blatte die Saamenhüllen ſich theils nach aufsen theils nach innen öffnen. Eben ſo wenig kann Rec. mit Hn. B. übereinſtimmen, wenn er die Gattungen *Darea* und *Caenopteris* für einerley hält. Daſs bey der letztern die Kapſeln dem Rande ſelbſt eingegraben ſind, beweiſen *Bergius* Abhandlung und Zeichnungen im 9ten B. der *Act. petropol.* Ganz willkürlich iſt auch die Beſtimmung von *Hemionitis*, daſs die Saamenhüllen ſich nach aufsen und innen zugleich öffnen ſollen. Nimmt man dieſe Beſtimmung an, ſo iſt *Hemionitis* weder Gattung noch Art. Denn eben bey dem *Aſpl. Hemionitis* findet man, wie bey *Aſplenium Mühlenbergii Sprengel*, und *Aſpl. polypodioides Mühlenb.*, die Oeffnung der Saamenhüllen bald nach innen, bald nach aufsen und innen zugleich. Die ächte *Hemionitis* hat gar keine Saamenhüllen. Hr. B. ſtellt ferner eine neue Gattung auf, die er *Gymnopteris* nennt, und die ſich von *Aſplenium* durch den Mangel der Saamenhüllen unterſcheiden ſoll. Dieſs iſt zum Theil die ächte *Hemionitis*, wie Hr. *Swartz* auch bemerkt. Darin aber hat Hr. B. vollkommen Recht, wenn er *Adiantum clavatum* und *cuneatum* zur *Lindſaea* rechnet. *Onoclea procera Sprengel.* rechnet er zu *Pteris* oder *Aſplenium*; Hr. *Swartz* zum *Blechnum*. Allein die zuſammengezogene Beſchaffenheit der Blätter und die linienförmige Saamenhülle ſcheinen doch mehr für die erſtere Beſtimmung zu ſprechen.

ERDBESCHREIBUNG.

ERFURT, b. Hennings: *Meine Flucht nach Irland.* 1801. *Erſter Band.* 202 S. *Zweyter Band.* 234 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Ueberſetzung der Reiſe eines franzöſiſchen Ausgewanderten nach Irland. *De Lactonaye* (ſo unterſchreibt er ſich in der Vorrede) durchwandert Irland zu Fuſse von allen Seiten, und macht zugleich eine kleine Excurſion nach Schottland. Ohne gerade tief in die Gegenſtände einzudringen, giebt er doch manche brauchbare und angenehme Notizen, die durch die Umſtände gewinnen, daſs der Vf. zu Fuſse reiſst, und daſs ſeine Reiſe gerade zu der Zeit unternommen wurde, da Irland durch die ſtürmiſchen Volksbewegungen und durch die Landungsverſuche der Franzoſen die Aufmerkſamkeit in einem erhöhteren Grade auf ſich zog. Die allgemeinen Bemerkungen des Vf. betreffen theils Natur-, theils ſtatiſtiſche Gegenſtände, noch häufiger aber ſind die über perſönliche Vorfälle, die ihm als einem Fuſsreiſenden nicht ſelten aufſtoſsen muſsten. Die Reiſe geht von Dublin durch das Innere von Irland nach Schottland und von da nach Irland zurück. Die politiſchen Grundſätze und Bemerkungen des Vf. ſind gemäſsigt. Die Ueberſetzung iſt lesbar, nur ſollte hin und wieder der Ausdruck gewählter, und die Einmiſchung fremder Wörter vermieden ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Leipzig*, b. Gräff: *Johann Heinrich Lidén. Ein kleiner Beytrag zur Gelehrtengeſchichte Schwedens*, von *Joh. Georg Eck*, Dr. d. Philoſ. auf d. Univerſität zu Leipzig. 1800. 36 S. 8. Allerdings verdiente das lehrreiche Leben dieſes durch ſo lange Leiden geprüften Weiſen, der ohne Geräuſch viel Gutes wirkte, auch deutſchen Leſern bekannter gemacht zu werden. Der Vf. verſichert, dazu, während ſeines Aufenthalts in Schweden, theils mündliche Nachrichten eines Freundes, der in *Lidéns* letzten Lebensjahren ſeines täglichen Umgangs genoſs, theils zwey Schwediſche Gedächtniſsreden benutzt zu haben, deren ausführliche Titel die Vorrede nennt. Die Schilderung ſelbſt, welche Hr. M. *Eck* von Lidén liefert, iſt zwar kurz; aber ihre Lectüre iſt angenehm und erregt Theilnahme. Ein vorzüglich merkwürdiger Beleg zu *Lidéns* Denkart iſt die Verordnung, welche er in Anſehung ſeines Begräbniſſes machte, und die der Vf. am Schluſſe der Schrift in einer getreuen Ueberſetzung mittheilt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 6. März 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BREMEN, b. Wilmans: *Materialien für die Synoden in zwey Lieferungen, als Fortsetzung des Brem. und Verd. Theolog. Magazins und des Synodalmagazins.* Herausgegeben von *Johann Caspar Velthusen*, D. der Theol. Generalsuperintendent u. s. w. Joh. IX, 4. 1801. 385 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ehrwürdige Vf. fährt noch fort, die in seinem Lande üblichen Synoden zur Erweckung und Erhaltung des Bibelstudiums und der nutzbaren Amtsführung seiner untergeordneten Prediger anzuwenden. Der Inhalt der *ersten* Lieferung ist: 1) *Der* 110*te Ps. ein von Christo feyerlich bestätigter prophetischer Räthselgesang, metrisch übersetzt.* 2) *Anmerkungen dazu.* 3) *Ruhige Ansicht desselben in seiner Harmonie mit den übrigen merkwürdigen Welterscheinungen.* Mit vieler orientalischen Sprachgelehrsamkeit sucht der Vf. diesen Psalm nach seinem *ersten* Sinn und Zweck als prophetisch änigmatisch von Christo zu erklären. Den 3. V. übersetzt er wegen des *Feminini* נְדֹבֹת „die ihm Todtenklage anstimmenden Weiber, die Hochbegnadigten" [also wäre hier doch nicht von erschlagenen Feinden, sondern von Todten aus des Siegers Heere die Rede, welches wohl, verglichen mit Matth. 26, 53—56. Joh. 18, 8. 11., auf des Messias Reich und Herrschaft gar nicht passen würde] טל erklärt er durch Blutthau, und findet darin eine uralte Auferstehungsterminologie und einen religiösen Volksbegriff, den man doch sogar bey David selbst, der gewiss schon höhere Ideen, als das Volk seiner Zeit, hatte, nicht findet, da er Ps. 5, 6. so wenig deutlichen Blick über den Tod hin, so wenig Erwartung von einem Zustande nach dem Tode hatte. Schon deshalb ist es nicht wahrscheinlich, dass David (wenn er der Vf. des Psalms wirklich ist, woran Rec. sehr zweifelt, der ihn vielmehr für ein *an ihn* nach der Schlacht bey Rabba gerichtetes Auffoderungsgedicht hält) sich nach S. 8. einen König gedacht habe, in dessen zukünftigem Reiche er lange nach seinem Tode Unterthan seyn werde. Im 4. V. findet der Vf. in מלכי־צדק schon den Begriff eines Messias oder Christus. Dass nach S. 17. die jüdischen Glaubensbücher [lieber: religiöse Schriften] Vorbereitungen des menschlichen Verstandes auf Christenthum und Muhamedanismus gewesen sind, lässt sich behaupten, dass aber dadurch unserer Vernunft die Ueberzeugung *aufgedrängt* sey, dass Gott ursprünglich durch *äussere Beweise* auf künftige allgemeine Religionslehrer aufmerksam gemacht habe, lässt sich schwerlich erweisen. Der Vf. meynt, wenn der 110te Ps. nicht *wirkliche* Weissagung wäre, und wenn der Messias darin nicht wirklich in religiösem Sinne *Adonai* hiesse, so hätte Jesus, tief unter seiner Würde, seinen gelehrten Gegnern nur seinen Witz und seine Ueberlegenheit zeigen wollen: so aber unterstütze er durch sein Ansehen absichtlich die Voraussetzung, dass es im A. T. Weissagungen mit räthselhaftem Dunkel gebe, das sich erst durch den Erfolg habe aufklären sollen, erläutert diess durch ähnliche räthselhafte Aussprüche Luc. 2, 35. 49. Joh. 3, 13. 14. C. 2, 19—22. C. 13, 7. und meynt S. 45. die untrügliche Autorität des 110ten Ps. als einer authentisch dogmatischen unmittelbar göttlichen Offenbarungsquelle werde im N. T. vorausgesetzt, ja die Wirkung einer Vorstellungsart auf Empfindung und Gewissen beweise ihre *objective* Wahrheit und ihren ersten grammatischen Sinn. Allein der Vf. des Ps. sey David, oder ein anderer, so bleibt immer die Frage: Wenn es eine Weissagung seyn soll, für wen, und wem zu gute soll Gott sie dem Dichter eingegeben haben? für jene Zeitgenossen? Diesen konnte die gelehrte änigmatische Deutung nicht einfallen, also auch keine religiöse Wirkung thun, es wäre also eine zwecklose Offenbarung des Zukünftigen; vielmehr musste deren Inhalt, die Beschreibung dieses königlichen Sohnes Davids sie nothwendig auf die falsche Idee vom Messias, die Jesus immer bestritt, führen, dass sein Reich von dieser Welt, und dass er ein erobernder, blutvergiessender Kriegesheld seyn werde. — Wäre die Weissagung um der Nachwelt willen gegeben: so wäre jene falsche Idee und Foderung an den erwarteten Messias, um deren Nichterfüllung willen die Juden Jesum hassten und verwarfen, zum voraus veranlasst und von Gott genehmigt. Rec. ist der Meynung, dass Jesus, indem er die Anwendung des Psalms auf den Messias, auf sich macht, weis's und vorausetzt, dass die jüdische Kirche seiner Zeit diesen Psalm, so wie viele andere Stellen der Psalmen und der Propheten, auf ihren erwarteten politischen Messias, als Davids Sohn und gleich siegreichen erobernden Thronfolger gedeutet haben, (wie des Matthäus häufige Anspielungen auf alttestamentische Stellen als auf Prophezeyungen diesen damals herrschenden Volkssinn verrathen) diese Volksidee benutzt, um *ex conceſſis* und *ex hypotheſi* ihnen zu zeigen, der Messias, der doch in politischem Sinne kein Herr des vor 1000 Jahren gestorbenen Davids heissen könne, müsse, obgleich nach den Stammtafeln Davids

vids Nachkomme, ein Wesen höherer Art, müsse in einem intellectuellen und moralischen Sinne weit über den kriegerischen und moralisch so fehlerhaften König David erhaben seyn, da die Prädicate des Eroberers, der Blut vergiesst, in jenem Psalm auf ihn, Jesum, durchaus nicht anwendbar sind, dessen Vf. also freylich den sanftmüthigen Friedensstifter nicht habe schildern, den der Jehova nicht habe einladen wollen, zu seiner Rechten *auf dem Kriegswagen* zu sitzen und über Leichname erschlagener Feinde hinzufahren; womit Jesus als Herr in seinem moralischen Reiche durchaus keine Aehnlichkeit hat. Das 4. und 5. Stück der ersten Lieferung enthält eine *metrische Uebersetzung des 49sten Psalms und Anmerkungen* dazu; voll sprachgelehrter Erläuterungen, auch aus dem Koran. 6) *Aeusserungen unbefangener und vernünftiger Kenner über gewisse deutliche in der heiligen Schrift ausgedrückte Lehrpunkte, die an dem Ablauf des 18ten Jahrhunderts von einigen kritischen Religionsphilosophen, als unvereinbar mit den neuern Principien der reinen Vernunft, in Anspruch genommen sind. Cicero in Tusc. Quaest. Necker, Spalding, De Luc.*

In der *zweyten* Lieferung ist enthalten: 1) *Synodalrede über den buchstäbl. Sinn der Geschichtserzählungen im N. T.* von *J. D. Pape*. Dessen Nothwendigkeit erweiset er: a) aus den klaren Ausdrücken der Erzähler, b) weil aus jenen Begebenheiten Jesu göttliche Sendung von ihm selbst und von den Aposteln erwiesen werde, c) weil mit ihnen die Wahrheit der christlichen Religion stehen oder fallen müsse. Der Hauptsache nach wahr, gut und lehrreich; nur wäre zu wünschen, dass manche schwache unhaltbare Begründung lieber weggeblieben wäre, die zweifelnde Leser noch zweifelnder macht. Z. B. S. 155. „Man kann die Möglichkeit der Hypothese, die Jesu Tod in eine Ohnmacht verwandelt, zugeben; allein kann in historischen Gegenständen eine Hypothese Haltbarkeit finden, wenn sie in der Geschichte keine Gründe für sich hat?“ — Wenn die Erzählung etwas physisch Unmögliches, oder etwas nicht hinlänglich Beurkundetes und Unwahrscheinliches enthielte, allerdings; dann wäre eine Hypothese gegen die andere. S. 156. „Der gleichzeitige Geschichtschreiber muss am besten wissen, was geschehen ist,“ — doch nur wenn er Augenzeuge war, wenn er genau beobachten konnte und wollte, wenn er den redlichen Willen hatte, reine ungeschmückte unverhüllte Wahrheit zu erzählen, wie man an den Jüngern Jesu das nicht zu bezweifeln Ursache hat, sonst leistet die blosse Gleichzeitigkeit noch keine Gewähr der Wahrheit einer Erzählung, wovon die Geschichte unzählige Beyspiele giebt. „Sollte Jesus selbst ungewiss gewesen seyn, ob er todt, oder in Ohnmacht gewesen war?“ Dergleichen Fragen beweisen ohne andere höhere Gründe nichts. Allerdings weiss der in völliger Ohnmacht gelegene hernach nicht, ob er todt oder nicht todt gewesen ist. Die reellen Gründe einer historischen Wahrheit werden durch dergleichen Räsonnements nur entkräftet. 2) *Klefekers Synodalrede über den Hang der Theologen, ihr System nach der herrschenden Philosophie des Zeitalters zu verändern.* Dass dieser Hang immer da gewesen, zeigt der Vf. historisch von den Gnostikern und Neuplatonikern an, durch alle christliche Jahrhunderte bis ins Jahr 1801. mit vieler Kenntniss, führt Hume's Geständniss an, dass dieser Hang aus der vernünftigen Begierde, ihre Lehrmeynungen am besten zu behaupten und zu vertheidigen, entstehe, tadelt aber, dass theologische Schriftsteller und sogar Prediger auf Kanzeln mit gänzlicher Aufgebung der historischen Beweise für die göttliche Autorität des Christenthums nur nach Kants Ideen (im Streit der Facultäten, und in der Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft) und sogar nach Fichte's Wissenschaftslehre die Vernunftmässigkeit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nur mit Hülfe des reinen Moralsystems retten wollen, damit sie nicht ganz untergehen. So gerecht dieser Tadel an sich ist, so scheint doch das Argument des Vf. „weil die Apostel das ganze moralische Christenthum auf die historische Autorität der Wunder und der Auferstehung Jesu gegründet hätten,“ nicht hinlänglich. Christus selbst sagte ja oft ausdrücklich, dass er durch seine übermenschliche Thaten *nur* seine Zeitgenossen zum Glauben an seine göttliche Sendung, und dass er der einzig zu erwartende Messias sey, habe bringen wollen, gab aber Joh. 7, 17. das allgemein wichtigere Ueberzeugungsmittel an, dass seine Lehre von Gott sey. Denn wären die Lehren des Christenthums erweislich vernunftwidrig und der menschlichen Fähigkeit und Bestimmung nicht angemessen: so würden keine Wunder *uns* ihre Wahrheit und Göttlichkeit beweisen, uns, die wir nach 1800 Jahren nicht, wie jene Zeitgenossen, das *quomodo*, bey den kurz gefassten Nachrichten beurtheilen können, zumal da Jesus selbst Matth. 24, 24. sagt, dass auch falsche Christi und falsche Propheten grosse Zeichen und Wunder thun würden, die viele verführen würden, und seine Jünger warnet, sich nicht täuschen zu lassen. Da ist es freylich sehr unverantwortlich, Jesu Wunderthaten für fromme Täuschungen auszugeben, und seine Lebensgeschichte, mit Bahrdt, in einen Roman zu verwandeln: es ist zweckmässig, auch unsern christlichen Gemeinen durch würdige Behandlung der merkwürdigen Thaten Jesu, in Verbindung mit seiner reinen Gotteslehre und seiner reinen uneigennützigen Tugend und Menschenliebe, Ehrfurcht gegen ihn und Glauben an die göttliche Autorität seiner Lehren, Vorschriften und Verheissungen zu empfehlen, seine Seelengrösse im Thun und Leiden und die tröstenden Erwartungen aus seiner Auferstehung, ohne speculative Erörterungen, dazu zu benutzen, mithin den Bibelglauben aufrecht zu erhalten, ohne welchen der Ungelehrte und Halbgelehrte gar keine feste Basis seiner Religiosität haben, und, wie man schon häufig sieht, ohne alle moralische Religion seyn würde. Diese Abhandlung ist mit vieler Kenntniss, Mässigung, Gründlichkeit und Wärme geschrieben. 3) *Lagerpredigt über* 5. *Mos.* 23, 14.

gehal-

gehalten von *G. Langenbeck, Feldprediger.* Ziemlich zweckmäfsig. 4) *Fragmente aus einer Vifitationspredigt*, von *Kobbe.* Local gut; warum aber gedruckt? — 5) *Des Schaufpielers Garrick freundfchaftliche Erinnerungen an einen angehenden Prediger den äufsern Anftand bey Amtsverrichtungen betreffend. Aus den Public Characters of* 1798—1799. Für manchen Prediger der Beherzigung werth! 6) *Probe von Rednerftärke in dem Fragment einer* 13 *Jahre vor der Revolution in der Kathedralkirche zu Paris gehaltenen Predigt des Paters Beauregard.* Eine erfüllte Prophezeyung der Erfolge der Voltairifchen Verfpottung der Religion. 7) *Aechte Frömmigkeit und Freundfchaft des als Dauphin verftorbenen Vaters Ludwigs XVI.* Gebet für, und Abfchied im Sterben von Mr. *de Muy.* 8) *Vaterlandsliebe, ein Kirchengefang.* (Von Vofs mit einigen Aenderungen.) 9) *Einfluss eines englifchen Landpredigers (More zu Hanham) auf die Sittenverbeffrung vermittelft der guten Erziehung feiner vier Töchter*, die in Briftol eine vorzügliche Erziehungsanftalt vornehmer junger Damen, und eine Sonntagsfchule für geringere Jugend errichtet haben, die im Lande viele Nachahmung gefunden hat, wodurch viel Gutes geftiftet ift. 10) *Ueber Beforgniffe von Ausartung der Sonntagsfchulen, Sonntagsbetftunden, auch der Werkfchulen, und anderer, auf Verfeinerung des zu gröberer Arbeit beftimmten gröfsern Haufens abzweckenden Anftalten oder Vorfchläge.* Ein wichtiger Aufsatz. Aus des *Abbé Barruel Memoires pour fevir à l'hiftoire du Jacobinisme* wird ein *Memoire*, das *Bertin*, Minifter Ludwig XV. eigenhändig aufgefetzt hat, hier abgedruckt, worin er feinem Könige fagt, dafs die damaligen franzöfifchen ökonomifchen Philofophen, *Voltaire, d'Alembert, Diderot*, die dem Könige vorfchlugen, den Bifchöfen und Pfarrern die Aufficht über die Schulen zu nehmen, und dagegen auf Königliche Koften anzulegende Induftrieffchulen zur Erziehung des Volkes ihnen anzuvertrauen, durch kleine Schriften in allerley Formen und Einkleidungen, die fie drucken liefsen, umherziehenden Handelsleuten umfonft gaben, um fie in kleinen Städten, an den Thoren und auf Dörfern für einen äufserft wohlfeilen Preis zu verkaufen, und durch ihre witzige Schreibart irreligiöfe und revolutionaire Gefinnungen unter das Volk zu verbreiten, die fie durch ihre Anhänger, felbft unter den Schulmeiftern, denen, die nicht lefen konnten, vorlefen liefsen, um fie nach und nach von der chriftlichen Religion abzuziehen, welches *Condorcet* felbft in feiner *Esquiffe d'un tableau hiftorique des progres de l'efprit humain 9me epoque* ausführlich geftehet und erzählt. Der Herausgeber macht hierzu eine weitläuftige fehr durchdachte und auch in Abficht deutfcher Induftrieffchulen wohl zu überlegende Anmerkung. 11) *Der 141fte Pfalm ein tröftender Räthfelgefang. Eine Davidifche Ode in einer vierfachen Ueberfetzung*, drey deutfchen und einer lateinifchen, die alle nicht ohne poetifchen Werth find, und mit philologifchen Anmerkungen, auch von S. 314. zwey allgemeinen Bemerkungen, deren erfte den Glauben des Davidifchen Zeitalters an Leben und Gericht nach dem Tode aus Hiob XIV. XVII. XIX. Spr. Sal. XI, 7. XIV, 32. und die zweyte den Einfluss der Unfterblichkeitslehre oder des Auferftehungsglaubens auf Humanität, mit Anführung einer langen Stelle aus einer zu Cambridge gedruckten Predigt des *Robert Hall*, betrifft. 12) *Ein Hirtenbrief an die Geiftlichkeit von Bremen und Verden*, nebft einigen Beylagen.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Crufius: *Hiftorifches Bilderbuch für die Jugend*, enthaltend Vaterlandsgefchichte. *Fünftes Bändchen.* 1801. 359 S. 8. m. K. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es ift Schade, dafs die Bearbeitung diefes Buchs, an deffen äufserliche Mitgift der Verleger mehr wendet, als fich erwarten läfst, in keine gefchickteren Hände gefallen ift. Es leuchtet nur zu deutlich hervor, dafs der Vf. die deutfche Gefchichte nie mit einem allgemeinen Blicke umfafst hat, dafs er nicht richtig auszuheben verfteht, und dafs es ihm an der Gabe der Darftellung fehlet, welche der Erzählung die für diefen Zweck nöthige Gefälligkeit zu geben, fo nöthig war. Das gegenwärtige Bändchen umfafst die Gefchichte Albrechts II, von dem nicht viel zu fagen ift, die langwierige Regierung Friedrichs III, und die Ereigniffe unter Maximilian I. Beide lernt man als Regenten fehr wenig kennen; denn wenn erzählt wird, dafs Friedrich träg war, immer kein Geld hatte, dafs es unter feiner Regierung unordentlich in Deutfchland hergieng: fo ficht fich dadurch der Lefer noch nicht befriedigt; er will die Weife des Monarchen aus feinen Handlungen, er will die Urfachen kennen lernen, welche feine Thätigkeit und die Kraft des ganzen Reichs lähmten. Für alles diefs liefert uns der Vf. einzelne Particular-Gefchichten, die fich unter feiner Regierung ereignet, aber zum Theil wenig Einfluss auf das Ganze hatten. Wir würden diefe Auswahl bey der Claffe von Lefern, für welche das Buch berechnet ift, mehr loben als tadeln, wenn die Behandlung zweckmäfsiger wäre. So aber können wir nur die Abfchnitte, welche Sachfen angehen, vorzüglich den bekannten Prinzenraub durch Kunz von Kaufungen, als richtig und gut vorgetragen, empfehlen; faft bey allen übrigen, welche weit mehr in die allgemeine Gefchichte eingreifen, fehlt Belehrung und Unterhaltung. Es wird z. B. von den Streitigkeiten Kurfürft Friedrichs von der Pfalz mit dem Kaifer und mit mehrern Fürften gefprochen, aber nur feine Theilnahme an den Mainzer Händeln wirklich erzählt; weder mit dem Mann noch mit der Verwicklung der Begebenheiten macht uns der Vf. näher bekannt. Von König Podiebrad in Böhmen heifst es S. 110. er hinterliefs den Ruhm eines grofsen Königs: wodurch er fich aber diefen Ruhm erwarb, lernt man ficher aus der Darftellung des Vfs. nicht. Bey diefem Mangel an allgemeiner Ueberficht konnte es auch ohne einzelne Fehler nicht abgehen, von denen einige auffallend genug find. Z. B. S. 124. „Karl

„Karl der Kühne von Burgund ſtund ſchon am ſiebenten Tage nach der unglücklichen Schlacht bey Granſee mit einem Heere von 60,000 Mann wieder im Felde." Der Vf. läſst auch wirklich das erſte Treffen am 2. März 1476 liefern, und Karl am 11. März ſchon wieder vor Murten ſtehen. Auf den Fittigen des Windes führt man aber Armeen nicht zuſammen; es war ſchon viel, daſs Karl innerhalb 3 Monaten die Flüchtigen ſammeln und durch neuen Zuwachs verſtärken konnte. Nach S. 141. war Anna von Bretagne Alleinbeſitzerin anſehnlicher Länder, die noch dazu an *Burgund gränzten.* Welche Karte mag wohl der Vf. bey Ausfertigung dieſes Satzes gebraucht haben? S. 157. „Der Gebrauch des Lumpenpapiers wurde zur Zeit der erfundenen Buchdruckerey in Deutſchland eingeführt." Jedermann weiſs, daſs es viel früher eingeführt wurde. Die unrichtige Vorſtellung von der päpſtlichen Demarcationslinie übergehen wir mit andern Verirrungen; aber welchen Begriff mag wohl der Vf. von dem Aſtrolabium und ſeinem Gebrauch haben? S. 178. „Martin Behaim beförderte den Gebrauch des Aſtrolab bey der Schifffahrt, ſo daſs man *ohne Hülfe des Kompaſſes* ſich orientiren konnte." Mit und ohne Aſtrolab kann man ſich ohne Magnetnadel bey bedecktem Himmel nicht orientiren. — Die Kupfer, 17 an Zahl, ſind durchgehends von H. *Mettleitner*, in gefälliger Manier, gut erfunden und gut gezeichnet. Zu den vorzüglichern gehören Nr. 3., wo die Gräfin von Gera den Herzog Wilhelm von Sachſen um die Schonung der belagerten Stadt bittet; Nr. 4. wo Kurfürſt Friedrich von Sachſen dem Büchſenſpanner (einer charakteriſtiſchen Figur) verbietet, nicht nach ſeinem Bruder zu ſchieſsen; Nr. 8. das Beylager der Maria von Burgund mit Maximilian durch einen Bevollmächtigten; Nr. 11. Columbos Feſslung. Der ehrwürdige, betrübte, aber ſeiner Unſchuld ſich bewuſste Mann, ſteht in voller Kraft da; nur der jammernde Bewohner von America ihm zur Seite, macht eine zu jämmerliche Figur. Einige ſcheinen uns hingegen verzeichnet, z. B. der Krieger Nr. 9. mit den dicken Beinen; oder in dem nämlichen Kupfer Maximilian, wie er zu Brügge auf der Bühne den Eid ablegt; wäre kein Geländer vor, er würde ſicher rücklings herabfallen. Andere ſtreiten gegen ein richtiges Gefühl, wie Nr. 14., wo Papſt Julius II. die Belagerung von Mirandola ſelbſt commandirt. Er ſteht ſo nahe bey der Mauer ohne alle Bedeckung, daſs er jedem Pfeile ausgeſetzt iſt; und noch andere ſtehen ganz müſſig, ohne alles Intereſſe da, wie Nr. 13., wo Kaiſer Maximilian I. Livorno belagert.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Gera*, b. Haller: *De nominibus Graecorum* quartum praefatus — orationculas habendas indicit M. *Fridericus Guilielmus Sturzius*, Ill. Ruthen. Prof. Eloqu. 1802. 14 S. 4. Wir dürfen die vorliegende Abhandlung des gelehrten Vfs. in dieſen Blättern um ſo weniger übergehen, da wir die vorhergehenden, an welche ſie ſich als Fortſetzung anſchlieſst, zu ſeiner Zeit angezeigt haben. Nachdem Hr. *St.*, mit Beziehung auf ſein letztes Programm über dieſen Gegenſtand, bemerkt hat, daſs nur die ältern Griechen einen Namen führten, da die ſpäteren hingegen, unter römiſcher Botmäſsigkeit, aus politiſchen Rückſichten gegen ihre Beherrſcher ſich auch ihre Namen noch als Vor- oder Zunamen beylegten; daſs ferner die Griechen, wie die Römer, zur Bezeichnung eines groſsen wichtigen Mannes, oder mit einer gewiſſen Emphaſis, ſich des Plurals bedienten, und daſs ſie endlich auch die Namen der Schriftſteller ſtatt ihrer Schriften ſetzten: ſo unterſucht er von neuem mit groſser Genauigkeit und Beleſenheit die Frage: an welchem Tage nach der Geburt, unter welchen Ceremonien und von wem, dem neugebornen Kinde bey den Griechen der Name gegeben worden iſt. Er nimmt an, daſs der *dies luſtricus*, an welchem gewöhnlich dem Kinde der Name beygelegt ward, nicht immer der ſiebente geweſen, ſondern bald der fünfte, bald der ſiebente, bald der zehnte nach der Geburt. Hierbey eine gelehrte Anmerkung über die *Amphidromia*. Bey dieſen geſchah eigentlich die Luſtration des Neugebornen, zugleich aber, wie Hr. *St.* glaubt, war es der Namenstag. (Ob immer und ohne Ausnahme, bezweifeln wir doch. So wie Hr. *Sturz* annimmt, daſs der Namenstag nicht immer derſelbe nach der Geburt geweſen: ſo läſst ſichs auch denken, daſs man zuweilen die Amphidromia an einem anderen Tage begieng, an einem andern den Namen beylegte. Hierauf führen ſelbſt die von Hn. *St.* beygebrachten Stellen. Geſetzlich war über die Sache nichts beſtimmt: man kann alſo mit Recht vermuthen, daſs die Ausführung oder Beobachtung derſelben von Familienverhältniſſen und Convenienzen abhängig war, und daher verſchiedene Modificationen gewann.) Die Aeltern, vorzüglich die Väter, waren es, welche ihren Kindern den Namen gaben, und es waren darüber geſetzliche Verordnungen vorhanden. Zuweilen unterzog ſich auch der Groſsvater dieſer Pflicht; gewöhnlicher aber wurde von ihm nur der Name entlehnt, welchen die Aeltern den Kindern, wenigſtens ihrem älteſten Sohne, beylegten. Denn natürlich wurden verſchiedene Kinder auch durch verſchiedene Namen unterſchieden.

Es iſt nicht zu leugnen, daſs durch dieſe Ausführungen des Vfs., welche wir nur kurz und im äuſserſten Umriſs andeuten konnten, mehrere Stellen der Alten ins Licht geſetzt werden; und darin beſteht unſers Bedünkens der gröſste Werth dieſer Schrift. Auf der andern Seite aber möchte es ſcheinen, daſs der Vf. auch bey ſolchen Punkten, welche ſich beynahe von ſelbſt verſtanden (z. B. daſs verſchiedene Kinder derſelben Aeltern verſchiedene Namen führten), oder welche gewiſs auch bey den Griechen ſo unbeſtimmt und zufällig als bey uns waren, mithin gar nicht als Gegenſtand der Alterthumsforſchung betrachtet werden können, ſich länger und mit Aufwand eines gröſseren Apparats von philologiſcher Gelehrſamkeit, als nöthig war, verweilt habe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 8. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Voss. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen* aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern u. Karten. *Zwey und zwanzigster Band.* 1801. *Drey und zwanzigster Band.* 1802. *Vier und zwanzigster Band.* 1801. 8.

Der erste von den vorliegenden 3 Bänden enthält *Reise nach China und Bengalen* von *Charpentier-Cossigny* Ex-Ingenieur. Aus dem Französischen übersetzt. 424 S. Es sind eigentlich 2 Reisen, wovon die eine über Goree, das Vorgebirge der guten Hoffnung, die Inseln Frankreich und Reunion nach Canton unternommen wurde. Das Jahr, wenn die Reise geschehen ist, wird in der Uebersetzung nicht angezeigt; und doch heifst es: *Zu Ende des Novembers fuhren wir.* Sollte das Jahr im Original fehlen? Rec. kann dieses nicht glauben, weifs sich aber nicht zu erklären, wie es der Uebersetzer auslassen, oder der Herausgeber — denn dieser ist von jenem verschieden und hat sich durch das Zeichen unter einigen Noten *Cr.*, d. i. Canzler in Greifswalde zu erkennen gegeben, — nicht ergänzen konnte. Da der Vf. auf dem Cap Schiffe von den meisten seefahrenden Mächten antraf: so scheint er vor dem Ausbruch des letzten Kriegs vermuthlich in dem Jahr, in welchem er seine Bemerkungen in Bengalen niedergeschrieben hat, d. i. 1789 gereiset zu seyn. Er hat sie aber nicht sogleich abgefafst. Denn S. 9. erwähnt er eines Memoire, welches er 1792 aufgesetzt hat, und aus S. 17. erhellet, dafs, als er schrieb, die Engländer schon das Cap erobert hatten, welches 1794 geschehen ist. Die Eroberung scheint ihm nicht so wichtig, als sie von vielen, selbst von dem englischen Minister Pitt, gehalten wurde. Die Colonie liefere kein für den Handel wichtiges Product, und gebrauche auch wenige indische und europäische Waaren. Die Nachricht, die ihm ein Freund, der das Innere der Colonie bereisete, mitgetheilt hat, dafs die Buschmänner Menschenfresser wären S. 21. hätte der Herausg. ganz ausstreichen, oder mit der Bemerkung, dafs sie unrichtig sey, drucken lassen sollen. Auf der *Insel Frankreich* hat sich der Vf. lange, und während des letzten Krieges aufgehalten. Er war daselbst 1794 s. S. 20. Seine Nachrichten sind daher sehr schätzbar. Er lobt ihre Wichtigkeit; sie sey landbauend, handelnd und militärisch, und als ächter Franzose, ist er nicht wenig stolz darauf, dafs die Engländer nicht einmal einen Versuch gemacht haben, sie zu erobern. Der S. 42. angeführte *Eden-* oder *Ouden-Kaffee*, wird richtiger *Aden-Kaffe* geschrieben. Am ausführlichsten handelt der Vf. von China, ob er gleich nur eine kurze Zeit in Canton war, und seine Unbekanntschaft mit der Sprache eingestehet. Dafs das Land äufserst stark bevölkert sey, ist ihm eine ausgemachte Sache. Die Aussetzung der Kinder sey von dem Gesetzgeber erlaubt, um dem heimlichen Kindermord zu begegnen. Hospitäler für sie seyen nicht errichtet, weil ihre Unterhaltung zu kostbar seyn würde. Die vorzüglichste Triebfeder, das unermefslich grofse Volk im Zaum zu halten, sey nicht die Religion, sondern die natürliche Autorität und die unaussprechliche Ehrfurcht gegen die Vorfahren. Die Chinesser seyen äufserst wifsbegierig, und würden alle exotische Pflanzen, wenn man sie ihnen brächte, gern mit Dank annehmen. Diese und andere Lobpreisungen gründen sich, wie es scheint, nicht immer auf eigene Erfahrung, sondern sind aus den Memoiren der Missionarien und andern Büchern genommen. Der Handel ist nur folgenden Verboten unterworfen, nämlich dem 1) der Einfuhr des Opiums, 2) der Ein- und Ausfuhr des Glases, und 3) der Ausfuhr von Gold, Silber und Reifs. Der politische Grund von dem zweyten Verbote wird nicht angegeben, und der Herausgeber schweigt, so wie er in Erläuterung seines Schriftstellers selten weiter geht, als dafs er auf einige Bücher hinweiset. Und auch dieses unterbleibt, wo es sehr zweckmäfsig gewesen seyn würde, z. E. S. 105. wird des von einem chinesischen Kaiser auf eine gewisse festgesetzte Zeit in Umlauf gebrachten Papiergeldes gedacht, und dabey gesagt, dafs es interessant seyn würde, die Geschichte davon genauer zu kennen. Den Wunsch des Vfs. hat *Schlözer* erfüllet, in den *kritisch-historischen Nebenstunden.* Götting. 1797. S. 159 — 171. vgl. *Extrait d'un memoire sur les papiers — monnaies des Orientaux par L. Langles* in der *Decade philosophique* l'an V. Nr. 29. Das Verzeichnifs der Künste der Indianer (Indier), die entweder noch gar nicht, oder nicht vollständig bey uns bekannt sind, bestehet aus 25 Artikeln, und eben so stark ist das der Chinesser.

Die von demselben Vf. geschriebenen Bemerkungen auf einer Reise nach Bengalen 1789, sind aus einem andern Buche genommen, und gewähren eine so vollständige Nachricht von den am Flufs Ganges angelegten Handlungsplätzen der Europäer, als man sie nicht leicht in einem andern Buche antreffen wird. Sie sind auch mit einer guten Karte begleitet. Da

der neulich geschlossene Friede die Franzosen und Holländer wieder in den Besitz ihrer alten Plätze versetzt: so wird die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Verhältnisse, worin diese Nationen und die Dänen gegen die daselbst so mächtigen Britten vor dem Kriege gestanden haben, sehr gespannt, und die Neugierde aus diesen Bemerkungen zu befriedigen seyn. Chandernagor, das Hauptcomtoir der Franzosen, war sehr unbedeutend, und das einzige merkwürdige Gebäude darin gehörte einem Engländer, der es an die französischen Officianten vermiethete. Ueber den Stolz und die Insolenz der Engländer in Indien wird bitterlich geklagt, und wer, wie Rec. mit einigen aus Indien zurückgekommenen Britten bekannt gewesen ist, wird diese Klagen nicht für übertrieben halten. Indessen liefs Lord Cornwallis, den der Vf. in Calcutta sprach, gegen ihn nichts von dem Nationalhafs, den er den Britten vorwirft, merken, war vielmehr zuvorkommend artig, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Am meisten wird die französische Handlung durch die Convention von 1786 gedrückt, die die Einfuhr des Salzes auf eine gewisse Quantität und zu einem gewissen Preise beschränkt hat, und wenigstens in diesem Artikel eine Abänderung leiden mufs, wenn die Handlung einiges Leben erhalten soll. (Die Zeit wird bald lehren, ob zu Amiens darüber etwas ausgemacht werden wird). Die Dänen in Indien werden von den Britten auch mit vielem Uebermuthe behandelt, den sie mit Geduld ertragen, und bisweilen in ihrem Betragen gegen die Franzosen auf eine lächerliche Art nachahmen wollen. Jedoch erzeigen die Britten zu Zeiten der dänischen Flagge mehr Achtung, als irgend einer andern Nation. Man merke, dafs dieses vor dem 2. Apr. 1801 geschrieben ist. Obgleich die Britten nicht zugeben, dafs die Eingebornen als Sklaven verkauft werden: so gehen doch ganze Schiffsladungen von solchen Sklaven auf französischen Schiffen nach der Insel Frankreich und Pondichery. Das Factum läfst sich wohl bezweifeln, und selbst nach dem Geständnifs des Vfs. hat es nur in einem Jahre, da Hungersnoth und Krankheiten die Einwohner zu Tausenden hinwegraffte, Statt gefunden. Weil Opium und Indigo zu den vornehmsten Producten Indiens gehört: so wird davon noch besonders gehandelt. Was unter Amocken S. 237. 286. 289. zu verstehen sey, wird weder im Text noch in den Noten erklärt. Dem Rec. scheinen sie die von Opium berauschten Menschen zu seyn. Die Macht der Britten in Bengalen wird zuletzt geschildert, und Mittel, sie einzuschränken oder ganz über den Haufen zu werfen, vorgeschlagen. Da, seitdem der Vf. schrieb, die Lage der Sachen in Indien sich sehr geändert und die brittische Macht einen grofsen Zuwachs bekommen hat: so ist wenig davon auf die jetzigen Zeiten anwendbar.

Zu den Bemerkungen des Ex-Ingenieurs hat *Stavorinus*, Befehlshaber einer holländischen Escadre, Zusätze gemacht, die auch übersetzt sind. Das wichtigste darin ist die vorerwähnte Convention von 1786, die ganz eingerückt ist, und über die Handelsverhältnisse in Indien viel Licht verbreitet. *Stavorinus* war auch in Indien, und ist gegen die Engländer nicht weniger erbittert, als sein Vorgänger. Er weifs kein anders Mittel, ihre Macht in Indien einzuschränken, als ihnen in London selbst Gesetze vorzuschreiben. Bonaparte scheint doch einen dritten Ort ausfindig gemacht zu haben.

Ganz gegen den Plan des Magazins hat der Herausgeber S. 301—424. einen *Auszug aus den Reisen zu den wilden Völkern vom Bürger F. Babie* geliefert; gegen den Plan des Magazins, sagen wir; denn in dieses gehören nur eigentliche und neulich unternommene Reisen; der Bürger *Babie* hat aber blofs aus Cook's und andern längst bekannten Reisen Nachrichten von den Freundschaftsinseln, der Osterinsel, den Pelew- oder Palaosinseln, und Neu-Carolina, den Sandwichinseln, nebst einigen Bemerkungen über das Leben und die Sitten der Wilden im nördlichen Amerika gesammelt; und doch erzeigte Hr. *Cr.* dieser planlosen, nicht aus den besten und neuesten Reisen genommenen, aus älteren in das Magazin aufgenommenen Reisen zu verbessernden, Compilation die Ehre, sie neben die merkwürdigen Reisen zu stellen, womit *J. R. Forster* das Magazin ausstattete.

Sehr abweichend von gewöhnlichen Reisen ist die im 23sten Bande oder:

Reise in Ober-Pensylvanien und im Staate New-York von einem adoptirten Mitgliede der Oneida-Nation. Herausgegeben von dem *Verfasser der Briefe eines amerikanischen Landwirthes.* Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Dieterich Tiedemann*, Fürstlich-Hessischem Hofrath und Prof. der Philosophie in Marburg. XIV. u. 472 S.

Sie ist keine zusammenhängende Reise, sondern bestehet in mehreren Bruchstücken, die oft gar nicht an einander schliefsen. Der französische Vorredner, der sie aus dem Englischen übersetzt zu haben vorgiebt, entschuldiget die Lücken mit dem Schiffbruch, der dem Original beynahe den gänzlichen Untergang zubereitet hätte. Allein die ganze Erzählung von dem Schiffbruch, wie auch Hr. T. bemerkt, ist sehr verdächtig, und der Vf., er sey nun wer er wolle, ist unstreitig ein Franzose, dem Paris die Hauptstadt Europens ist (S. 208.) der von den Gräueln der französischen Revolution mit so vieler Wärme spricht, dafs man ihn für ein Opfer derselben halten mochte, (S. 239.) und sich noch im J. 1797 in Amerika aufhielt. (S. 287.) Dafs er eine Reise nach Amerika gemacht, und seine Bemerkungen an Ort und Stelle niedergeschrieben habe, ist wegen der vielen neuen dem Anschein nach richtigen statistischen Nachrichten, der malerischen Beschreibung der mancherley Naturscenen, und der genauen Auffassung des Charakters der ursprünglichen Bewohner sehr wahrscheinlich. Da auf dem Titel der Vf. der vom sel.

Göt-

Götze in Quedlinburg verdeutschten Briefe eines amerikanischen Landwirthes als Herausgeber genannt wird, diese aber von *Crevecoeur* aus der Normandie, ehemals französischem Consul in Neu-York, geschrieben sind, so möchten wir auf denselben Vf. rathen. Die Sache verdiente von dem deutschen Herausgeber genauer untersucht zu werden; Hr. *T.* hat aber die Spur, worauf man den Vf. entdecken könnte, gar nicht bemerkt.

Der Vf. las in den Neu-Yorker Zeitungen, dass zu Onandaga im Lande der Mohahks und im Fort-Stanwick im Staate von Neu-York Versammlungen der Indianischen Oberhäupter gehalten werden sollten. Er entschloss sich daher in Gesellschaft des Hn. *Hermann*, der neulich aus Europa angekommen war, den Vf. beständig auf seinen Reisen begleitete, und im ganzen Buche keine unbedeutende Rolle spielt, dahin zu reisen. Das Buch fängt mit einer Beschreibung der Indianischen Nationen und ihrer Vertheilung in mehrere Stämme an. In der Zusammenkunft war hauptsächlich von der Einführung des Ackerbaus die Rede. Mehrere sind dagegen, einer empfiehlt ihn, als das einzige Mittel, die gänzliche Vernichtung der Indianischen Nationen zu verhüten. Bey dem Lesen dieser und anderer von Indianern gehaltenen Reden kann man sich unmöglich des Verdachts erwehren, dass sie, wenn nicht der Materie, doch gewiss der Form nach, erdichtet sind. Sie sind sämmtlich mit so vieler hinreissenden Beredsamkeit, mit so ausgesuchten Worten, nach einem so wohl angelegten Plane, ausgearbeitet, dass sie als ein schönes Kunstwerk eines witzigen Europäers erscheinen. Zwar haben auch andere Reisende, *Carver*, *Rogers*, *Loskiel* u. ff. die Beredsamkeit der Indianer gerühmt, und sie, in so fern sie Indisch ist, bewundert, auch einige Proben davon gegeben, die so sehr sie auch über die Erwartung, die man von der Geistesbildung eines wilden Jägers haben kann, seyn mögen, doch für keine eigentliche Kunstwerke gelten können. Rec. hatte kurz vorher mehrere Proben der indianischen Beredsamkeit gelesen, ehe er jene zur Hand nahm, und fand den Unterschied zu auffallend. In den ersteren spricht der Naturmensch, in den letzteren der Künstler; in den erstern herrscht Kürze, Mangel an Beweisen; man findet keine Ausführung der Gründe, sondern nur Bilder auf Bilder; in den letzteren ist alles in dem schönsten und vollesten Wachsthum, eine Fülle der Sprache, die mancher Redner in Europa beneiden möchte, — Reichthum an Argumenten, Bestimmtheit in Ausdrücken, und überhaupt eine Ansicht der Dinge und Behandlung des Gegenstandes, die völlig Europäisch ist. Sollte wohl ein Indianer so gesprochen haben (S. 62.). *Weifst du nicht, dafs das Leben jenem Flusse gleicht, in welchem man mehr Fälle und reifsende Stellen als stille, schiffbare Strafsen findet? Wie viel Widerwärtigkeiten und Schiffbräche mufs man nicht aushalten, bevor man zum Tragplatze kommt?* oder von den Weibern gesagt haben (S. 147.): *Ohne sie würden wir Bären und Wölfe seyn?* Dergleichen Stellen könnten wir in Menge anführen; allein sie werden einem jeden auch nur beym Durchblättern aufstofsen. Wenn also gleich ein Irokesischer Mythus S. 85 — 111. von dem königl. Dollmetscher verbürgt wird: so kann man doch wohl seine Aechtheit mit Grunde bezweifeln. Des Mamoth-Thiers wird darin als eines existirenden Thiergeschlechts, das aber einst untergehen werde, S. 90. gedacht, und S. 87. wird die Ankunft der Europäer geweissaget. Der Urheber des Mythos lebte also in späteren Zeiten, und will doch für uralt angesehen seyn. Kann dieser Mythus mit denen, die wir bey alten Schriftstellern antreffen, verglichen werden? zernichtet er sich nicht selbst? Hr. *T.* der die indianischen Reden durch vortreffliche psychologische Bemerkungen erläutert hat, kommt bey ihnen oft ins Gedränge, will sie nicht geradezu für unächt und erdichtet erklären, und kann doch wenigstens den starken Anstrich, den ihnen der Europäer gegeben hat, nicht leugnen. Man lese z. E. seine Anmerk. v) S. 98. e) S. 103. i) S. 131. x) S. 132. n) S. 134. n) und o) S. 153. z). S. 165. wo er wünscht, dafs sich der Vf. über die Aechtheit der Reden noch mehr rechtfertigen möge. Bey allen dem war es keine vergebliche Mühe des Hn. *T.* sie zu erläutern. Nicht zu gedenken, dafs diese Reden, Mythen und Erzählungen als blofse Kunstwerke einen vorzüglichen Werth haben: so ist die in ihnen enthaltene Darstellung der Denkungsart, des Charakters, der Sitten und Gebräuche der Indianer nicht aus Reisebeschreibungen auf der Studierstube eines Europäers geschöpft, sondern auf eine genauere Bekanntschaft mit den Eingebornen America's gegründet, und trägt sichtbare Spuren einer sorgfältigen Beobachtung des Ganges, den die Cultur in ihren verschiedenen Abstufungen nimmt, an sich. Sie war es werth, von einem Philosophen, wie Hr. *T.* ist, untersucht und erläutert zu werden. Seine Bemerkungen verrathen tiefe Menschenkenntnifs, und sind ein schöner Commentar über das, was von den sogenannten Wilden gesagt wird. Der Raum verbietet uns, einige auszuheben. Wir verweisen nur zur Bestätigung unsers Urtheils auf die Anmerkungen w) S. 126 c) S. 141 i) S. 143. l) S. 187. m) S. 188. g) S. 194. So lange Hr. *T.* sich auf psychologische und anthropologische Bemerkungen beschränkt, wird er den Beyfall der Kenner auf seiner Seite haben. Nicht immer möchte der Historiker mit ihm einerley Meynung seyn. Was er z. E. von dem schlechten Zustande des Ackerbaues in Deutschland zu den Zeiten Karls des Grofsen sagt, Note l) S. 196., kann aus Documenten, die wir aus jener Zeit übrig haben, widerlegt werden. Hr. *T.* unterscheidet sich darin von andern, welche Reisen mit Anmerkungen begleiten, dafs er nicht einige wenige flüchtig hingeworfen, sondern mit Nachdenken geprüft, und selten eine schwere und der Erörterung bedürftige Stelle übergangen hat. Eine Schilderung der Indianer, die aber gröfstentheils eine Lobrede auf sie ist, lesen wir S. 187 — 213. Wie vortrefflich und reichlich ist diese nicht commentirt! Wir sehen daraus, dafs

der Vf. auch seinen Text mit Anmerkungen versehen hatte, die der Uebers. in seine Ausgabe verwebt hat. Darunter finden wir S. 209. ein paar Lieder, die wohl ächt seyn könnten. (Das *Arkansaische* Lied ist wohl *Ackansaisches* zu lesen).

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Industrie-Comtoir: *Betrachtungen über die Natur für Verstand und Herz, und insbesondere zur Beförderung religiöser Ueberzeugungen und Gefühle*, von *B. S. Walther*, Prediger in Dessau. *Dritter Band, welcher theils von dem Menschen, theils von den Thieren handelt.* Mit Kupf. 1801. 528 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Der erste Theil dieses lehrreichen Buches ist A. L. Z. 1800. Nr. 278. und der zweyte 1801. Nr. 103. recensirt. Dieser 3te Theil ist mit eben der Sachkenntniss, Ordnung, Deutlichkeit für diejenigen, die nicht eigentliche Gelehrte sind, und doch von der Natur, in der sie leben und zu der auch sie gehören, eine nicht gemeine Kenntniss erlangen wollen, dabey so unterhaltend ohne Weitläuftigkeit und systematische Trockenheit, und mit so praktisch-moralischen Bemerkungen, wie die zwey ersten Theile geschrieben, dass Rec. sie in Vieler Händen wünschte. Auch Jugendlehrer werden es um seiner anschaulichen Darstellung willen mit vorzüglichen Nutzen gebrauchen können. Der Inhalt dieses Bandes bezieht sich auf den *Menschen* und die *Thiere*. Ohne sich an die technische Classificationen streng und ausführlich zu binden, hat der Vf. die besten Schriften benutzt, Blumenbach, Klügel, Zimmermann, Hufeland, Lehmann, Schrank. Auszüge und Proben lassen sich aus einem solchen Werke nicht geben. Vorzüglich hat Rec. die 5te Betrachtung der ersten Abtheilung über die Verschiedenheit der Menschen von den Thieren gefallen, was er von den Pescherähs im Feuerlande, vom Orang-utang, von der Unfähigkeit der Thiere zu übersinnlichen und allgemeinen Begriffen, zur Wortsprache und zur Vererbung erworbener Vorstellungen und Fertigkeiten sagt. Auf 3 Blättern sind 49 Abbildungen der merkwürdigsten Thiere gut gezeichnet. Es ist nun noch ein vierter Theil über das Mineralreich übrig, dem Rec. mit Vergnügen entgegen sieht.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Was sollen die baierischen Landstände jetzt thun?* 1801. 79 S. 8. Unter mehreren zum Theil revolutionären Schriften, welche neuerlich gegen die baierische Regierung erschienen sind, gebührt dieser, wegen ihres bescheidenen Tons, der Vorzug. Sie enthält eine gedrängte Geschichte der Zwistigkeiten eines Theils der niederbaierischen Stände mit der sogenannten *Landschaftsverordnung* (oder Deputation), welche ihre im Jahre 1669 auf 9 Jahre erhaltene Vollmacht bisher stillschweigend erstreckt hat; und mit der Regierung, welche diese Permanenz unterstützt, und der Zusammenberufung eines Landtags auszuweichen sucht. Im J. 1799 wurde jene durch eine von 26 niederbaierischen Ständen unterschriebene Vorstellung, an die Erlöschung ihrer Vollmacht erinnert. Sie erkannte auch solches an, und erklärte dem Landesherrn, dass sie nach dieser Erinnerung ihre Functionen nicht mehr *bona fide* fortsetzen könne. Sie begehrte von den Landständen eine Interimsvollmacht bis zu eintretendem Landtag; und die Mehrheit der Stände ertheilte solche, mit dem an den Landesherrn gerichteten Ansuchen, dass der Landtag noch im J. 1800 nach entfernten Kriegsunruhen, statt haben möchte. Allein es geschah darauf nichts, und die landschaftliche Verordnung setzte indess ihren präsumirten Auftrag, durch eine neue Landesbewilligung im Oct. 1801. fort. Ein grosser Theil der niederbaierischen Landstände, an deren Spitze der Straubingische Regierungs-Präsident v. Traunberg sich befindet, sah sich dadurch bewogen, *a)* in einer an den Kurfürsten gerichteten Bittschrift entweder um die Zusammenberufung des Landtags oder um Gestattung der Wahl und Bevollmächtigung anderer Deputirten, zu bitten; demnächst b) der bisherigen landschaftlichen Verordnung zu erklären, dass ihre Vollmacht erloschen, und alle weitere Handlungen und Bewilligungen derselben als nichtig anzusehen seyen. Es erfolgte aber hierauf am 25. Nov. v. J. ein sehr scharfes Rescript, welches alle solche, nicht von der Landesherrschaft selbst veranlasste Anträge für verfassungswidrig, den bisherigen Ausschuss für das einzige rechtmässige Organ der Stände erklärte, und mit Bestrafung fernerer Contraventionen drohete. Nach diesem Strafgebot — welches die in den Einigungen der baierischen Stände von 1514 und 1676 und neueren Freyheitsbriefen derselben, gegründete Collegialische Verfassung suspendirt — wirft der ungenannte Vf. die Frage auf: *Was sollen die baierischen Landstände jetzt thun?* — Die Antwort ist: Diejenigen Stände, so noch nicht unterzeichnet hätten, könnten in einem sogenannten *Beybrief* der Erklärung ihrer Mitstände beytreten. Die bereits unterzeichneten würden am besten thun, wenn sie das Benehmen der ersten Unterzeichner abwarteten. Indess wären alle Handlungen des landschaftlichen Ausschusses für ungültig anzusehen. Erfolgte eine abfällige oder gar keine landesherrliche Entschliessung; so bleibe nichts anders übrig, als sich an eines der höchsten Reichsgerichte zu wenden. Das letztere ist jedoch zur Zeit noch nicht geschehen; und es scheint vielmehr, dass jener entschlossene Schritt eines Theils der niederbaierischen Landstände, nach jener scharfen Zurechtweisung bey den übrigen Mitgliedern keine weitere Unterstützung gefunden, und daher die Majorität nicht für sich habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in der Voss. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen* etc. *XXII—XXIV. Band* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nicht weniger als die Eingebornen lobt der Vf. die jetzigen Bewohner Amerika's, obgleich sie die Urbewohner in wenigen Jahren vielleicht völlig verdrängen werden, so dass diese nur dem Namen nach in der Geschichte existiren werden. Wahrlich wenn man die vielen gemeinnützigen Anstalten, die in Neu-York, Philadelphia und Boston errichtet sind, durchgehet, (S. 399—409.) so muss man sich mit dem Uebersetzer wundern, dass die Geistes-Cultur keine grösere Fortschritte gemacht hat. Denn zur Zeit erregt Amerika die Bewunderung Europens fast allein durch die schnelle Bevölkerung, den immer mehr sich ausbreitenden Anbau des Landes, die steigende Schiffahrt und Handlung. Dazu liefert das gegenwärtige Werk viele Belege. Wir führen nur einige an. Die 16 vereinigten Staaten enthalten jetzt etwas weniges über 5 Millionen Einwohner. Die Zunahme ist nicht aus der Menge der aus Europa eingewanderten, die sich nur im J. 1792 auf 10000 belaufen hat, sondern aus inneren Ursachen herzuleiten, unter welchen die Abwesenheit der Feudal- und Priesterherrschaft eine der obersten Stellen einnimmt. Das urbar gemachte Land wird auf 31,602,000 Aecker, die noch nicht besetzten und verkauften Ländereyen, wovon mehr als die Hälfte jenseit des Ohio liegt, auf 431,662,336 Aecker geschätzt. Wahrscheinlich wird in der Hälfte dieses Jahrhunderts die Bevölkerung auf 28 bis 30 Millionen steigen. Die Posteinkünfte, die 1790 nur 4000 Piaster betrugen, waren 1796 auf 73000 gestiegen. Die neue Strasse zwischen Neu-York und Philadelphia, die einzige, auf welcher man Wegegeld bezahlt, wird unaufhörlich befahren. Das Land Vermont wird jetzt von 120000 Colonisten bewohnt. In der Stadt Hudson, die 1783 angelegt wurde, sind jetzt 5000 Einwohner und beträchtliche Segeltuchfabriken. Der Potomak wird in wenigen Jahren bis an die Alegenni's schiffbar seyn. Die Gewässer von Nord Carolina werden bald mit dem Chesapeak zusammenfliessen. Die Wüste zwischen diesem Staat und Kentukey wird täglich durch neue Niederlassungen kleiner. — Unmöglich konnte der Vf. so viel zum Lobe Amerika's, und des ihm seit seiner Unabhängigkeit gewordenen Glückes schreiben, ohne des Stifters seiner Unabhängigkeit ruhmvoll zu erwähnen. Er schildert ihn S. 420. mit der ihm eigenen Beredsamkeit. — Rec. erinnert sich, vor ungefähr 10 Jahren viel von einer Colonie aus Wales, die sich in Amerika vor Entdeckung dieses Welttheils 1492, niedergelassen haben soll, im Gentleman's Magazine gelesen zu haben. Die Sage wird auch hier aufgefrischt, um die in Luisiana gefundenen Denkmäler daraus zu erklären. S. 390—395. Ehe man aber diese genauer kennen lernt, lässt man besser jene auf sich beruhen. Weniger befremdete den Rec. das Lob, welches den Quäkern S. 319. ertheilt wird; doch möchte er in dieses nicht völlig einstimmen.

Wegen der oft unterbrochenen Erzählung, der unerwarteten Sprünge von einer Materie auf die andere, und der fragmentarischen Beschaffenheit des Ganzen, sie mag nun, wie nicht unwahrscheinlich ist, von dem Vf. beabsichtiget, oder durch die widrigen Schicksale des Buchs verursacht seyn, erforderte das Buch eine Eintheilung in Abschnitte oder Kapitel. Es ist aber, so wenig auch seine Theile bisweilen zusammenhängen, als ein Ganzes ohne Absatz gedruckt, zur grosen Unbequemlichkeit der Leser, der durch keine Inhaltsanzeige zu Anfang, noch durch ein Register am Ende abgeholfen ist. Statt der beiden Kupfer von Indianischen Kriegern wäre eine gute zum Gebrauch des Buches eingerichtete Karte viel zweckmäsiger gewesen. — Die deutsche Orthographie der englischen Eigennamen, die der Uebersetzer befolgt, entstellt die Namen so sehr, dass sie fast ganz unkenntlich werden. Wer wird bey Tschermantaun sogleich an Germantown denken, oder, wenn er die englische Aussprache versteht, bey *Norwitsch* für Norwich nicht lächeln?

Der 24ste Band enthält:

Reise nach Griechenland und der Türkey auf Befehl Ludwigs XVI. unternommen von *C. S. Sonnini*. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *Ch. Weyland*. 414 S.

Sie ist eine Fortsetzung der Reise dieses Gelehrten nach Aegypten, die auch durch eine Uebersetzung unter uns bekannt ist. Sie dauerte von 1778 bis 1780, während welcher Zeit Hr. S. die meisten der türkischen Bothmäsigkeit unterworfenen Inseln besuchte, und nur zweymal das feste Land der Türkey betrat, nämlich ostwärts in Smyrna, und westwärts in Salonichi. Die Beschreibung ist nicht in Form eines Tagebuchs gefertiget, sondern die von ihm gesehenen Merkwürdigkeiten werden in der Ordnung, wie er

ſie auf der Reiſe betrachtete, angeführt, ohne das Datum der Ankunft und Abreiſe immer genau anzugeben, oder den Leſer mit unbedeutenden Schiffer-Nachrichten zu ermüden. Da der Vf. erſt neulich auf den Gedanken gekommen iſt, ſeine 1780 vollendete Reiſe für das Publicum zu bearbeiten: ſo iſt er dadurch veranlaſst worden, vieles, welches ſich auf die neueſte Geſchichte beziehet, einflieſsen zu laſſen. Er ſpricht gleich im Anfang von Bonaparte, von dem elenden Zuſtande, worin der franzöſiſche Handel nach der Levante ſich befindet, S. 12. von der Hoffnung, daſs er nach dem nunmehr erfolgten Frieden wieder in Aufnahme kommen werde, S. 308. citirt Bücher, die lange nach 1780 herausgekommen ſind, z. B. Pauw über die Griechen und Browne's Reiſen, u. dgl. m. Wenn man nun dieſe Beziehungen in die zwanzig Jahre ältern Nachrichten verwebt findet: ſo kann man dadurch leicht getäuſcht werden, die Nachrichten als ein Gemälde der neueſten Zeiten anzuſehen, wofür ſie aber doch wohl nicht gelten können, weil man annehmen muſs, daſs ſich auch hier ſeit 20 Jahren vieles geändert habe. Von Aegypten reiſte der Vf. nach *Cypern*, und beſuchte auch das Innere dieſer ehemals ſo berühmten und blühenden Inſel, die jetzt ein Beyſpiel abgeben kann, was für Unglück deſpotiſche Regierungen über die Länder verbreiten. Eine Bemerkung, welche der Vf. nur gar zu oft zu wiederholen Gelegenheit hat! Die Menſchen nebſt den nützlichen Thieren haben ſich in Cypern vermindert, Schlangen und andere ſchädliche Thiere, unter denen der Vf. die Scorpionſpinne weitläuftig beſchreibt, zugenommen. Dieſer Inſel, meynt er, hätten die Franzoſen ſich bemächtigen ſollen, ehe ſie Aegypten angegriffen hatten. Auf *Rhodus* ſieht man niemals Wachteln, weil dieſe auf ihrem Zuge nach Afrika einen gewiſſen unveränderlichen Strich halten, der neben dieſer Inſel vorbey geht. — Die *Symioten* werden als erfahrne und tapfere Seeleute gerühmt. — Auf der Inſel *Stanchio* will man die Erfahrung gemacht haben, daſs die Peſt alsdann ſehr heftig wüthe, wenn das Jahr vorher eine Blattern-Epidemie geherrſcht hat. Seide wird daſelbſt nicht mehr gewonnen. — Aus *Amorgus* holen die Engländer Meerzwiebeln und Kräuterorſeille (*Lichen roccella L.*) mit deren Eigenſchaft die Einwohner ſelbſt nicht bekannt ſind, bey welcher Gelegenheit den Engländern ein groſses Lob gegeben wird. — S. 108. *Santorin* trägt noch Spuren des vulkaniſchen Urſprungs, producirt indeſs Wein, Baumwolle u. ſ. w. — Nach *Candia* reiſte der Vf. dreymal, und ſeine Nachrichten ſind die neueſten und zuverläſſigſten, die wir von der Inſel haben. Auch hier vermindert ſich die Anzahl und Induſtrie der Einwohner faſt täglich. In dem Kloſter der Dreyeinigkeit bey *Canea*, wo Tournefort 50 Mönche vorfand, waren jetzt nur 12, woran nicht die verminderte Achtung des Mönchsſtandes Schuld iſt. Der Ausſatz verſchonet keine Claſſe der Einwohner. Der Anbau der Baumwolle wird vernachläſſiget. Maulbeerbäume ſind ſelten, daher auch der Seidenhandel liegt. Nur der Wein hat noch ſeinen alten Ruhm beybehalten. Pferde und Hunde ſind ausgeartet. Wilde und reiſsende Thiere giebt es nicht. Bienenwachs wird nur in geringer Quantität ausgeführt, eine unſägliche Menge aber könnte gewonnen werden. Schädliche Inſecten finden nicht genug Nahrungsmittel, um in Menge zu exiſtiren. Der Vf. weiſs der phyſiſchen Vorzüge ſo viele aufzurechnen, daſs er wenig von den Alterthümern bey Gortyna ſagt. Der Ueberſetzer S. 170. hat dieſe Lücke durch Stellen aus Blainville und Tournefort ergänzen wollen. Die *Sfarhioten*, die im ſüdlichen Theile der Inſel wohnen, einen reineren Dialect ſprechen, und bey denen ſich noch der pyrrhichiſche Tanz erhalten haben ſoll, hat er nicht aus Umgang kennen gelernt. — *Argentiere* iſt wegen der cimoliſchen Erde, warmen Bäder und anderer natürlichen Eigenheiten merkwürdig. Sie hat daher auch vorzüglich die Aufmerkſamkeit dieſes geſchickten Naturforſchers an ſich gezogen. Die cimoliſche Erde hält er für einen wahren Senectis oder Seifenſtein. Die ſeltſame und die natürlichen Schönheiten entſtellende Kleidertracht der Inſulanerinnen iſt in einem Kupfer (das einzige in dem Buche) abgebildet. Von dem Sittenverderbniſs, das ihnen viele Reiſende vorwerfen, werden ſie frey geſprochen. Weil der Vf. von dieſer Inſel und von Milo ſeine Streifzüge in die Inſeln machte, und hier ſeine Papiere in Ordnung brachte: ſo läſst er auf die Beſchreibung von Argentiere allgemeine Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche im Archipel folgen. Die Lebensart iſt ſehr einfach, und der Luxus hat bisher noch nicht aufkommen können. Der Vf. war bey der Niederkunft einer griechiſchen Frau gegenwärtig, und Zeuge von der ſonderbaren und abergläubiſchen Behandlungsart. Unter allen Inſeln (denn wir übergehen, was er von Milo, Paros, Antiparos u. a. ſagt) ſcheint ihm *Naxia* die beſte Lage und alle Vorzüge zu haben, um hier eine Waarenniederlage für den Handel auf dem Archipel zu gründen. Seinem Plane iſt ein Verzeichniſs der europäiſchen Waaren, die auf dem Archipel Abſatz finden können, beygefügt. Der Ruhm, den Belon im 16 Jahrhundert der Höflichkeit der Einwohner in *Scio* ertheilte, gilt noch heut zu Tage. Die lange Note S. 345. über die Art, wie der Maſtix gewonnen wird, die aus Pococke und Tournefort genommen iſt, rührt vielleicht nicht vom dem Vf. ſondern von dem Ueberſetzer her. In *Gesme* (Cheſme), berühmt durch die Niederlage der türkiſchen Flotte 1770, trat der Vf. ans Land, und reiſste von hier zu Lande nach Smyrna. Auf dem Wege iſt ein Caravanſeray, (vielleicht der einzige in ſeiner Art im ganzen Orient) wo den Reiſenden ohne Unterſchied unentgeldlich Eſſen gereicht wird. Der Vf. der mehr gewohnt war mit Türken umzugehen, als irgend ein anderer auf der Fregatte, auf welcher er ſich eingeſchifft hatte, wurde einſt von Fogliari, wo die Fregatte vor Anker gieng, nach *Smyrna* geſchickt, um von dem franzöſiſchen Conſul Nachrichten einzuziehen. Die Peſt wüthe-

wüthete damals hier, wie in *Scio*. Er entgieng aber aller Gefahr, weil er nach dem Grundſatz, daſs ſich die Peſt nur durch Berührung mittheilet, handelte. Von *Salonichi* machte er in Geſellſchaft eines andern Franzoſen einen Abſtecher nach dem Berge Olymp. Seine mediciniſchen Kenntniſſe, die er mehr geltend zu machen wuſste, als ſie es vielleicht verdienten, verſchafften ihm Achtung unter den Mönchen in den Klöſtern auf dem Berge, und Sicherheit unter den Albaniern, die ihn vielleicht ſonſt geplündert haben würden. Im Julius, wo die Hitze am Fuſse des Berges faſt unerträglich war, waren die obern Theile mit Schneemaſſen bedeckt, und der Vf. bezweifelt daher die Nachricht des Hn. *Browne*, daſs im Sept. der Schnee ſchmelze. Die Mönche verſicherten ihm auch, daſs der Gipfel beſtändig mit Eis und Schnee bedeckt ſey.

Die Ueberſetzung iſt, ſo viel wir ohne das Original vor uns zu haben urtheilen können, ſehr gut gerathen. Den Anmerkungen können wir kein groſses Lob geben. Sie ſind ſparſam, und dürftigen Inhalts, gröſstentheils Anführungen aus Tournefort, Blainville, Pococke und wenigen andern. Da wo wir ſie gern geſehen hätten, vermiſſen wir ſie z. B. S. 240. wo gerathen wird, in Deutſchland mit Aufbewahrung des Korns in unterirdiſchen Gruben Verſuche zu machen.

GESCHICHTE.

Münster, b. Waldeck: *Handbuch der alten Weltgeſchichte.* — Von *Johann Heinrich Brockmann*, Lehrer der Mathematik und Geſchichte am Pauliniſchen Gymnaſium zu Münſter. — *Erſtes Zeitalter.* Von Erſchaffung der Welt bis zum Tode Moſes, ungefähr 2700 Jahre. 1800. L. u. 456 S. — *Zweytes Zeitalter*, vom Tode Moſe's bis zum Cyrus, ungefähr 900 Jahre. *Erſte Abtheilung.* Iſrael und Aſſyrien. 1802. 646 S. 8.

Ein ſo wunderliches, ſich ſelbſt widerſprechendes, Buch, wie das gegenwärtige iſt, entſinnt ſich Rec. nicht, je in die Hände bekommen zu haben. Man bewundert den richtigen Blick des Vf., eine Beleſenheit, die ſich auch über alle vorzüglichern proteſtantiſchen hierher gehörigen Schriftſteller erſtreckt; ſeinen ungeſchmückten aber guten körnigen Vortrag; und man iſt wie aus den Wolken gefallen, wenn zwiſchen allen dieſen Vorzügen der ſtreng orthodoxe Theolog der vergangenen Jahrhunderte aus dem ganzen Vortrage hervorblickt. Eine Stelle der Dedication an den Kurfürſten von Köln belehrt zwar ſchon über Hn. B. Abſicht „ich habe die Jugend vorzüglich zu warnen geſucht gegen den falſchen Glanz der Neuerungsſucht, welcher die jungen Leute ſo leicht blendet, und ſie dann oft unbemerkt in die Irrthümer lockt, und ſie auf ſolche Art mit dem jetzt herrſchenden, gefährlichen Miſsbrauche der Geſchichte gegen Religion, gegen Sittenlehre, und gegen bürgerliche Verfaſſung bekannt zu machen, und gegen denſelben zu befeſtigen geſucht.“ Aber man fängt an vortheilhaft von dem Manne zu urtheilen, wenn er in ſeiner, obgleich etwas lang ausgeſponnenen Einleitung, der Geſchichte alle ihre verſchiedenen Seiten mit vieler Denkkraft abzugewinnen ſucht, über ihren Nutzen, die Art des Vortrags und Eintheilung mit Einſicht ſpricht, und unter mehrern vielleicht nicht ganz hierher gehörigen Gedanken, auch manche ſehr richtige und überraſchende äuſsert. Nur einen als Beyſpiel. S. 46. „Empfänglichkeit zu ſehr herrſchend macht zum Sklaven jedes Eindrucks; überwiegende Reizbarkeit bringt Unbeſonnenheit, Renomiſterey; Verſtand zu ſehr herrſchend macht zum kalten unfühlenden Wiſſer. Nun kann der Menſch ſich ſelbſt prüfen, die Stimmung ſeiner Seele, oder die Beziehung der Kräfte in ſeiner Seele erforſchen; hinaufſpannen was zu tief liegt, entwickeln und ſtärken durch Uebung was zu ſchwach iſt in ihm, dämpfen was zu ſehr empor ſtrebt.“ Man eilt nun zur Darſtellung der Geſchichte ſelbſt, und findet ſich unendlich betrogen; nicht in den Kenntniſſen des Mannes, ſie leuchten aus jeder Seite hervor; ſondern in dem unerwarteten Ideengange deſſelben. Bibliſche Geſchichte iſt ihm alles in allem; den Zweifel, ob die moſaiſchen Nachrichten auch wohl vom Moſes ſelbſt herſtammen, läſst er gar nicht aufkommen; eben in dem hohen Alter und in der göttlichen Inſpiration liegt ihm das Hauptgewicht zum Vorzuge vor jedem Raiſonnement, vor jeder Nachricht, die ſich aus andern Quellen herſchreibt; daher füllt denn auch die Entwicklung der moſaiſchen Urgeſchichte bis zur Geſetzgebung 220 S. des erſten Theils. Es verſteht ſich nun von ſelbſt, daſs die Schöpfungsgeſchichte im buchſtäblichſten Sinne vertheidigt, das hohe Alter der erſten Familien als bey den Chronologen längſt entſchieden vorausgeſetzt, und die Allgemeinheit der Sündflut angenommen wird. Als Hauptbeweis gelten ihm, wie mehrern andern, die Seegewächſe, welche ſich auf ſehr hohen Gebirgen finden; den Einwurf, daſs bey denſelben noch nie Menſchengerippe gefunden wurden, übergeht er; Burnets und anderer neuerer Schriftſteller Gegengründe fertigt er mit triumphirendem Lächeln ab. Als Mathematiker weiſs er genau zu berechnen, daſs die Arche mehr als hinlänglichen Raum für alle Hauptgattungen der Thiere und ihre unentbehrlichen Nahrungsmittel hatte; und eben ſo ſtreng beweiſt er die wachſende Zahl der Juden während ihres Aufenthalts in Aegypten; 215 Jahre ſind ihm mehr als hinreichend zu der bey Moſes angegebenen groſsen Summe der Ausgewanderten. Im zweyten Theile wird die jüdiſche Geſchichte mit der nämlichen Ausführlichkeit und in dem nämlichen Tone bis zur babyloniſchen Gefangenſchaft fortgeführt. Man glaube aber ja nicht, daſs Hr. B. nur ſo auf gerathewohl den Angaben der Bibel ohne weitere Prüfung folgt. Zwar wählt er zum Texte ſeines erſten Theils durchgehends *Boſſuets diſcours ſur l'hiſtoire*, wodurch ſich der Ton der Erzählung ſchon im voraus errathen läſst; aber hinter jeder einzelnen Erzäh-

zählung folgen kritiſche Bemerkungen, aus welchen deutlich hervorleuchtet, daſs Hr. *B.* die Unterſuchungen eines Michaelis, Gatterers etc. genau gekannt habe. Den erſtern nennt er nie, giebt aber zu verſtehen, daſs er abſichtlich nicht alle benutzte Bücher anführe, um jungen Leuten keine Gelegenheit zur Annahme von Irrlehren zu geben. Bey den geographiſchen Beſchreibungen der Länder ſchreibt er mehrere Stellen aus Mannerts Geographie wörtlich aus, übergeht aber beym todten Meere etc. wohlweislich die Bemerkungen, welche für das urſprüngliche Daſeyn dieſes Sees ſprechen; und II. Th. S. 248. bringt er eine von ihm verſchiedene Volkszahl heraus, weil er die für die Gröſse des ganzen Paläſtina gehörigen Quadratmeilen, nicht ganz mathematiſch nur auf die dem Jordan weſtlich gelegenen Striche anwendet. — Die Geſchichte der übrigen Hauptvölker des Alterthums wird man mit Vergnügen nach der Erzählung des Vf. ſtudieren, und auf erhebliche Fehler um ſo weniger ſtoſsen, da er überall die vorzüglichſten neuern Schriftſteller zu Rathe gezogen hat, und auch Heerens Ideen als Hauptleitfaden, vorzüglich bey der phöniziſchen und babyloniſchen Geſchichte, namentlich angiebt. Kleine Uebereilungen, daſs z. B. S. 362. Karien unter Troas, und Lydien unter Karien geſetzt wird, oder daſs man Libien und Lybien und die letztere Schreibart unter der Aufzählung der Druckfehler als die richtige angegeben findet, können bey der unſtreitigen Gelehrſamkeit des Vf. in keinen Betracht kommen. Wichtiger iſt der Irrthum, der ſich in dem (Th. I. S. 317.) angegebenen Begriff von Aſſyrien, in Rückſicht auf Volk und Monarchie, findet. Vermuthlich werden die folgenden Theile dieſes Handbuchs der alten Geſchichte die Begebenheiten etwas mehr ins Enge ziehen, da das Volk Gottes keine wichtige Rolle in denſelben zu ſpielen hat; es möchte auch wegen der Käufer rathſam ſeyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Mörsburg: Ueber Beſtimmung der Entſchädigungsmittel für die Erbfürſten.* 1802. 40 S. 8. Nach ſo vielen Auslegungen des 7ten Luneviller Friedensartikels und der Raſtadter Verhandlungen, worauf ſich derſelbe bezieht, erſcheint noch ein neuer Commentar, welcher ſchon wegen ſeines berühmten Verfaſſers (des Hn. Coadjutors Freyherrn v. *Dalberg*) viel Aufmerkſamkeit erregt, und neue Aufſchlüſſe erwarten läſst. Der ruhige edele Ton dieſer Schrift nimmt ſogleich für den Vf. als einen möglichſt gemäſsigten Vertheidiger der Hierarchie ein. Er ſucht, (faſt eben ſo wie der Vf. der doctrinellen Auslegung) aus den Raſtadter Verhandlungen zu beweiſen, daſs dabey 1) nicht von einer *allgemeinen* Säculariſation die Rede geweſen, und daſs 2) weder die *Mediat-Kirchengüter*, noch das *proteſtantiſche Kirchengut* ausgenommen worden. Das Reſultat der Raſtadter Bewilligung ſey dieſes: derjenige Theil des Kirchenguts, welcher *für Kirche, Religion und Reichsverfaſſung entbehrlich* ſey, könne ſäculariſirt werden: derjenige Theil hingegen, welcher für Kirche und Religion (ſowohl in katholiſcher als proteſtantiſcher Hinſicht) und für die Erhaltung der Reichsverfaſſung unentbehrlich ſey, müſſe der Geiſtlichkeit zugeſichert und erhalten werden. Die Auflöſung des ſchweren Problems, was eigentlich *entbehrlich* und *unentbehrlich* ſey? — wird der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der Reichsdeputation überlaſſen. Der Vf. will aber keine *vernichtende* ſondern blos *partielle* Säculariſationen geſtatten, und erſtreckt daher den Begriff des *Unentbehrlichen* ſehr weit. Nicht nur die drey geiſtlichen Kuren, ſondern auch die geiſtliche Fürſtenbank ſammt der Querbank, und die Kreis-Directorien der geiſtlichen Fürſten, ſollen beybehalten, überhaupt an der, in den bisherigen Reichsgrundgeſetzen beruhenden, Verfaſſung nichts geändert werden. Wenn die Maſſe des entbehrlichen geiſtlichen Guts nicht zureiche, ſo falle die Laſt der nöthigen Beyträge auf das *geſammte Reich*, welchem, nach dem VII. Art. des Luneviller Friedens, die Entſchädigung der Erbfürſten *collectivement* obliege. Hierzu hätten die mächtigeren weltlichen Stände viele Mittel in Händen, als Lehen, Mediat-Güter, Aemter, Verſorgungen, Kapitalien und ſonſtige Begünſtigungen. Auch die Reichsſtädte könnten etwas von ihrem Ueberfluſs beytragen. Es iſt einleuchtend, daſs dieſes Entſchädigungsſyſtem für das jetzige Zeitbedürfniſs, nach der ſchon ziemlich bekannt gewordenen authentiſchen Auslegung des Luneviller Friedens, kein praktiſches Reſultat geben könne, und die Reichsdeputation in unabſehbare Erörterungen verwickeln würde. Der Entſchädigung des Groſsherzogs von Toſcana giebt zwar der Vf. vor allen anderen den Vorzug, will aber ſolche, nach dem Sinn des Friedens, nicht durch Säculariſationen, ſondern blos durch jene collective Beyträge zu Stande bringen, womit dem Erzhauſe Oeſterreich und dem hohen Entſchädigungsprätendenten wohl nicht gedient ſeyn möchte.

GESCHICHTE. *Magdeburg*, b. Heſſenland: *Fragment einer archäologiſchen Abhandlung über Hercules.* — Von Dr. *Joh. Gurlitt.* 1801. 26 S. 4. Mit Beſcheidenheit nennt der gelehrte Vf., Hr. Director *Gurlitt* zu Kloſterbergen, dieſe Schrift nur ein Fragment, weil ihm weder die Zeit, noch ſein Zweck erlaubte, alle in der Kunſt üblichen Arten, den Hercules vorzuſtellen, aus allen Gattungen ſowohl vorhandener als verlorener, aber von den alten Schriftſtellern erwähnten Werke zuſammen zu ordnen. Er hat ſich daher nur hauptſächlich auf *Darſtellungen in noch vorhandenen Statüen* eingeſchränkt, in welchen Hercules entweder ohne Handlung, und zwar in verſchiedenen Lebensaltern, oder in Handlung, oder ruhend nach der Arbeit, unmittelbar ruhend oder ſpäterhin ruhend, und in dieſem Genuſs der Ruhe wieder entweder allein, oder als Hercules Muſagetes mit der Lyra in der Hand, und in Verbindung mit Muſen und Nymphen vorgeſtellt wird. Nebenbey iſt jedoch auch einiger andern Vorſtellungsarten und Kunſtwerke gedacht worden. Schon die kurze Inhaltsanzeige lehrt, daſs ein Auszug aus dieſer Schrift nicht wohl möglich ſey. Sie iſt deutlich und lehrreich abgefaſst; am lehrreichſten aber freylich für den, welcher zu den hier gelieferten Beſchreibungen die Kunſtwerke ſelbſt, wenigſtens in einer guten Abbildung, zu vergleichen im Stande iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. März 1802.

OEKONOMIE.

ALTENBURG, in der Hofbuchdruckerey: *Handbuch der grundſätzlichen Forſtwiſſenſchaft im Staate* mit Hinſicht auf die Landökonomie und Wildbahn. (Vom Geheimen - Kammerrath *von Griesheim*). Ohne Jahrszahl. *Erſter Theil.* 272 S. u. 12 S. Vorr. u. Inh. *Zweyter Theil.* 129 S. u. 12 S. Vorr. u. Inh. 4to. Nebſt einer Kupfertafel. (4 Rthlr.)

Man ſieht es der ganzen Schrift an, daſs der Vf. das Studium der Forſtkunde aus innerer Neigung betreibt, über ſeinen Gegenſtand lange und reiflich nachgedacht hat, und als Mitglied eines Kammercollegiums auch die praktiſchen Seiten der Forſtwirthſchaft, ſo weit ſie nämlich und inſofern ſie vorzüglich die Hinweiſung auf alte Gebrechen, Miſsbräuche und Vorurtheile, vorgebliche Schwierigkeiten und Hinderniſſe und deren Wegräumung betrifft, kennt. Er zeigt daher den Kammern und Vorſtehern des Forſtweſens mit Wärme und Nachdruck die Nothwendigkeit, den alten Schlendrian, wo er noch ſtatt hat, zu verlaſſen, und Ueberſicht, Ordnung und Syſtem in den Forſthaushalt zu bringen, damit man nicht immerfort zum Nachtheil der Zeitgenoſſen und vorzüglich der Nachwelt im Finſtern tappe, und giebt die Grundſätze an, nach welchen das letztere zu bewirken ſey. Es iſt in dieſer Hinſicht alles aufs genaueſte und zwar nach eigenen Anſichten, da ihm das Bekannte kein Gnüge leiſtete, zergliedert, und was ſich nur tabelliſiren läſst, zur allgemeinen Ueberſicht in Tabellen gebracht, nach allen Rückſichten berechnet, mit bewundernswürdigen Fleiſse, ja man kann ſagen, mit faſt zu ängſtlicher Genauigkeit berechnet. Da aber freylich der Vf. faſt alles, was er gute Bewirthſchaftung der Waldungen nennt, von den Förſtern fodert: ſo war es nöthig, daſs er dieſen Männern, die bis jetzt nach der Regel noch mit allem was hier verlangt wird, unbekannt ſind, alle Vorſchriften ſo detaillirte, daſs ſie in jedem vorkommenden Falle ihre Lection aufſuchen können.

Das Intereſſanteſte dieſer Schrift enthält der zweyte Theil, welcher eine ſehr zweckmäſsige Inſtruction für den Förſter, den Chef und Forſtcaſſirer, ein Regulativ für Forſtämter, die Vorſchrift zu einem Forſthandelsbuch, einen Tariff für den Holzmacher- und Schneidemüller-Lohn, eine Holztaxe, Vorſchläge zu einem Forſtpolizeygeſetze u. ſ. w. in ſich faſst. Hier werden die meiſten Vorſchriften und Tabellen auch für andere Gegenden (denn das Ganze iſt, wie man wohl ſieht, von den Altenburgiſchen Waldungen abgezogen und ſo denſelben auch wieder angepaſst), freylich nach jedem Locale modificirt, der Form nach anwendbar. Eben ſo zweckmäſsig und nachahmenswerth ſind im erſten Theile die Feſtſetzung der Beſoldung für Förſter, denen alle Accidenzien und liegende Grundſtücke abgeſchnitten ſind, aber dafür hinlängliche Naturalſtücke gereicht werden, die Angabe der Rückſichten bey Abſchätzung eines Waldes, beſonders beym An- oder Verkauf deſſelben, nebſt den dazu nöthigen Tabellen, die Aufzählung der Vortheile und das Reglement für einzelne Holzeigenthümer, ihre Holzungen auf eine gemeinſchaftliche Art zu cultiviren und abzutreiben, der Anbau der Lehden, das Sammeln und Ausſäen des Saamens, wo an ſchicklichen Orten zu Aufreiſsung des Bodens der Haakenpflug empfohlen wird, die Angabe eines neuen Waldhammers mit der Abbildung u. a. m.

Unter allen Abſchätzungsmethoden hat dem Vf. die, auch in andern Staaten ſchon angenommene und ausgeführte am beſten geſchienen, welche er die „*geometriſche Diſpoſition* nennt“ wo nämlich mit dem Alter, das das Holz erhalten ſoll, in den vermeſſenen Flächeninhalt des Diſtricts dividirt, der Quotient hiervon als das jährliche Abtriebs-Maafs angeſehen, und mithin im Voraus hier kein beſtimmtes Holzquantum als jährliche Abgabe feſtgeſetzt wird.“ Daſs dieſs die bequemſte Methode ſey, wird Niemand leugnen. — Die Erzählung des vorgeblichen alten Holzhauers, welcher auf Befragen dem Vf. die Urſachen angiebt, warum jetzt nicht mehr ſo viel Holz wie ſonſt auf einem Platze geſchlagen werde, und wobey gelegentlich all die gewöhnlichen Miſsbräuche und Unterſchleife mit vorkommen, iſt artig zu leſen und paſst noch auf viele Gegenden.

So wie nun nach den obigen Angaben der Leſer wohl ſehen wird, daſs in dieſer reichhaltigen Schrift viel Beherzigungswerthes und Anwendbares enthalten ſeyn müſſe, ſo iſt auf der andern Seite auch nicht zu leugnen, daſs ſie manche Data enthält, mit welchen Rec. und mehrere Forſtmänner nicht übereindenken werden. So ſoll z. B. über 8 Forſte oder beſſer Reviere, deren jeder ungefähr 2000 Acker enthält, ein Chef geſetzt ſeyn, der zu den wenigen Geſchäften, die ihm obliegen, eine ſehr anſehnliche Beſoldung erhält. Es iſt aber klar und in der Ausübung bewährt, daſs dieſs alles ein wirklicher Oberförſter, der mit der Hälfte jener Beſoldung zufrieden ſeyn wird, ſehr gut verrichten kann, und

dafs kaum für 32 folcher Reviere oder 4 folcher Forſtämter erſt ein Chef nöthig wird, der aber auch zugleich zur ſchnellern und ſicherern Beförderung und Betreibung der guten Sache Beyſitzer des Kammercollegiums ſeyn mufs. — Zur Erlernung der Jägerey ſchlägt der Vf. ferner eine ähnliche Methode vor, wie Hr. *Wilkens* in einer beſondern Schrift gethan hat, nämlich, dafs die anfänglich Lehr- und nachherigen Jägerburſche von einem Reviere zum andern gehen, und da nicht nur die Praxis, ſondern auch die Anfangsgründe und die Theorie des Forſt- und Jagdweſens erlernen ſollen. Dieſs wäre nun alles recht gut, wenn nur die Förſter und Jäger erſt ſelbſt das verſtänden, worin ſie ihren Lehrlingen Unterricht ertheilen ſollen; denn dafs die von dem Vf. für Förſter vorgeſchlagene und im zweyten Theil enthaltene Inſtruction hierzu hinreichend ſeyn ſollte, wird er doch wohl im Ernſte niemanden bereden wollen, der mit dem Umfang der einem wahrem Forſtmann nöthigen Kenntniſſe, ſo wie mit den gewöhnlichen Fähigkeiten, Kenntniſſen und der Denkungsart ſeiner zeitigen Zunftgenoſſen nur einigermafsen bekannt iſt. Dann erſt wenn die Lehrlinge auf Schulen, Academien (gegen die der Vf. ſo ſehr eifert) oder beſſer auf eigenen Forſt-Unterrichtsanſtalten gehörig vorbereitet ſind, wird es ihnen ſehr dienlich ſeyn, den Curſus ſo von einem Reviere zum andern zu machen, wie er ihn vorſchreibt, und dann werden auch die verſiegelten Conduitenbücher, in welche jeder Förſter, bey denen ſie ſich aufhalten, ihr Betragen einſchreibt, von guten Nutzen ſeyn. — Mit den bekannten Taxations-Methoden iſt der Vf. auch gar nicht zufrieden, und meynt, dafs keine alle die Erfoderniſſe in ſich vereinige, die in der Anwendung wirklich nöthig waren. Nach ſeiner Verfahrungsart bringt er S. 91 auf 1 Acker von 160 achtelligen Quadratruthen in 120jährigen Nadelholz (man höre!) 192 Klaftern Bauholz, 98 Klaftern Feuerholz, 42 Klafter Wurzelſtöcke und 24 Schock Wellen, wie ſich von ſelbſt verſteht bey gutem Boden und Beſtand, und forſtmäſsiger Pflege, heraus, welches freylich in andern Büchern, die von der Taxation handeln, ſo nicht befunden wird; denn dieſe ſind, ſo wie wir andern praktiſchen Forſtmänner allesammt zufrieden, wenn ſie nur 80—100 Klaftern ſo genanntes Scheitholz auf einem ſolchen Acker, der zur Norm der übrigen dienen ſoll, ſchlagen können. Eben ſo ergiebig ſind ſeine Rothbuchenwaldungen in 70 Jahren, wo man 20 Klaftern Werkholz, 120 Klaftern gutes Scheitholz, 5 Klaftern anbrüchiges Scheitholz, 30 Klaftern zweyfüſsige Wurzelſtöcke und 60 Haufen Abraum an Gipfeln und Aeſten von 1 Acker erhält. Auf ſolche und ähnliche Annahmen beziehen ſich denn die folgenden Tabellen und Berechnungen, die alſo beym Gebrauch, wie oben ſchon erwähnt worden, nach dem Locale beſtimmt und abgeändert werden müſſen. — Zuletzt iſt noch zu tadeln, dafs die abgehandelten Materien nicht ſyſtematiſch genug geordnet, und überhaupt zu weitſchweifig, nicht kurz und faſslich genug, wenigſtens für den gemeinen Jäger nicht deutlich genug vorgetragen ſind.

Uebrigens wiederholen wir es, dafs Kammern und Vorſteher des Forſtweſens, die ihre Waldungen noch nach dem alten Schlendrian bewirthſchaften und bewirthſchaften laſſen, in dieſem Buche von der Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der Dinge ſich überzeugen werden, und in dieſer Hinſicht wünſchen wir demſelben vorzüglich die beſte Wirkung. Zugleich fodern wir auch den Vf. auf, doch das Publikum bald mit der Angabe der horizontalen Windmühle, der Handmühle mit 2 Mahlgängen und der Handſchneidemühle, wozu er am Ende ſeines Werks Hoffnung macht, zu beſchenken.

Leipzig, in d. Sommer. Buchh.: *Handbuch zur Holzerſparung*; oder Anleitung, wie man ſowohl *Torf* als auch *Steinkohlen* entdecken könne, und wie die Oefen eingerichtet ſeyn müſſen, um dieſe Brennmittel, mit weit mehrerm Nutzen, als zeither geſchehen, zur Feuerung anwenden zu können. Herausgegeben von *C. H. Meisner*. Mit einem Kupfer eines Holzerſparenden Stuben-Ofens. 1801. 128 S. 8. (12 gr.)

Der Hauptendzweck dieſes Handbuchs iſt nicht eine Anweiſung zur Erbauung holzſparender Oefen zu geben, ſondern wie man Torfmoore und Steinkohlenflötze aufſuchen und benutzen ſoll. Da nun der Vf. ſich einmal vorgeſetzt hatte, aus den gröfsern Werken eines Cancrin, von Pfeiffer, u. a. die Aufſuchung und Benutzung der Feuerungsmittel zuſammenzuſtellen: ſo ſollten die ebenfalls ſehr guten Braunkohlen von ihm nicht überſehen worden ſeyn. Die in dieſem Buche befindliche Anweiſung, wie der Mittelmann den Torf in Stubenöfen und in andern Feuerſtätten recht brauchen ſoll, iſt ein Abdruck des 37ſten Stücks der Stuttgarter gemeinnützigen Wochenſchrift vom Jahre 1756, wo man in Schwaben ſchon über Holzmangel klagte. Die vom Herausg. beygefügten Anmerkungen ſind ſehr trivial und noch obendrein mehrere unrichtig z. B. S. 8. heifst es in dem Ausfalle auf den 1801 ſchon lange vor der Erſcheinung dieſes Handbuchs verſtorbenen Stephani zu Torgau, dafs er durch den Holzhandel ein Millionär geworden ſey. Ein ſolcher Ausfall iſt, aufser dem, dafs er ſich nicht beweiſen läfst, eine Invective gegen die Oberaufſicht der Forſtverwaltung, der man in Sachſen, wo jeder Mifsbrauch ſogleich an die höhern Behörden gelanget, den Vorwurf einer Nachläſſigkeit mit Recht nicht machen kann, weil gegründete Beſchwerden ſogleich abgeſtellt werden, dergleichen die über Stephani geführten aber nicht waren. Denn der verſtorbene Stephani iſt ja nicht der einzige Holzhändler in Sachſen, ſondern es giebt deren zum Beſten der Waldbeſitzer noch mehrere, die in jenen von groſsen Städten, von Fabriksörtern etc. entfernt liegenden Gegenden ohnehin nur wenig Ertrag aus ihren Waldungen wegen des geringen Abſatzes ziehen. Hierzu kommt noch, dafs

dafs kein Scheit, geschweige denn ein Stück Nutzholz ohne vorherige Meldung und Nachsuchung der Erlaubnifs beym Finanzcollegio ausgeführt werden kann. Und überdiefs hat Stephani sein hinterlassenes Vermögen *nicht allein* durch *Holzhandel*, sondern als Kaufmann und speculativer Kopf auch durch andere sichere Unternehmungen erworben. Als vor einigen Jahren in den Elbgegenden mehrere tausend Kiefern am Raupenfrafse abgestorben waren, wollte kein Inländer dieses Holz gern consumiren; und die Waldbesitzer hätten es müssen verfaulen lassen, wenn die Holzhändler dasselbe nicht an Ausländer zu bringen gesucht hatten. Es verfault ohnehin in den Elbgegenden, im Schradenwalde, im Spreewalde etc. noch eine Menge Holz aus Mangel an Absatz und aus Mangel leichter Abfuhr. Ueberhaupt ist es eine sonderbare Staatsmaxime, dafs man sich berechtigt glaubt, den Grundeigenthümer und ersten Producenten im Absatze seiner mit Gefahr und Mühe gewonnenen Produkte einschränken zu dürfen, und durch Ausfuhrverbote demselben gleichsam ein Maximum zu setzen, indefs alle blofs consumirenden Veredler roher Erzeugnisse des ersten Producenten dadurch nicht nur zum Nachtheile des letztern begünstigt, sondern auch noch obendrein zur Ausfuhre ihrer Fabrikate ermuntert und ihnen alle nur möglichen Erleichterungen verschafft werden. Aufser dem bereits gedachten Nachtheile entsteht für den Producenten, der seine Produkte um geringen Preis ablassen mufs, ein anderer sehr grofser Nachtheil daraus, indem derselbe nun ganz von der Willkür des Fabrikanten abhängt und diesem bey seinem sowohl unterstützten Absatze ins Ausland die ihm benöthigten Bedürfnisse theurer abkaufen mufs, welches denselben bey allem Fleifse ärmer macht, und eine Art von indirecter Besteurung ist, womit er von seinem Mitbürger belegt wird, an dem er wegen der bestehenden Ausfuhrverbote seiner rohen Erzeugnisse keine Repressalien nehmen kann. — S. 17—30 handelt der Herausg. die Auffindung und Gewinnung des Torfs ab; liefert aber blofs das allgemein bekannte der ältern Schriften z. B. von *Pfeiffer* etc.; dagegen ist die Schrift von *Freese* über Vehne oder Torfgräbereyen zu wenig benutzt. Die S. 20 angeführte Geschichte wie Friedrich II. bey der Torfgräberey hintergangen worden, ist entstellt; ohne sie hier berichtigen zu wollen, mufs Rec. wenigstens beyfügen, dafs gedachtes Torfmoor in der Kurmark, wie mehrere andere in den Preufs. Provinzen, mit Nutzen gebauet wird. S. 31 folgt wieder ein Auffatz aus dem 36sten Stück der gedachten Stuttgart. Wochenschr. S. 42 ein Auszug aus einer 1752 zu Leipzig erschienenen Schrift über den Gebrauch des Torfs. S. 50 ein dergl. aus einer Schrift des Hn. *Bernhard* von Verbefserung der Torfmoore etc. Leipzig 1764. S. 71 über die Wirtemberger Torfmoore aus dem 1. B. der *Select. Physico Oecon.* 1752. S. 92 ein Auszug aus *Sehrebers* Sammlungen etc. Halle 1760 Th. 5. über die Torfarbeit auf dem Blocksberge. S. 103 von Anbauung moraftiger Gegenden etc. ist das 16. St. der Stuttgart. phys. ökon. Realzeitung von 1756. S. 108 folgt *Wolters* Nachricht vom Torfe etc. aus dem 1763 erschienenen 1sten Bande der physik. Abhandl. der Kurf. Bair. Akad. Von S. 115 an folgen armselige Aufsätze von Auffinden der Steinkohlen; ihrer Verschiedenheit, ihrem Verhältnisse zum Holze S. 122 alles aus andern Werken unvollständig abgeschrieben. Man sieht, dafs der Vf. sich seine Arbeit sehr leicht gemacht und gerade nur genutzt hat, was er in der Nähe haben konnte: daher man von den seit zehn Jahren gemachten, bey weitem wichtigern Entdeckungen in diesem Handbuche nichts findet.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Hennebergisches Idiotikon*, oder Sammlung der in der gefürsteten Grafschaft Henneberg gebräuchlichen Idiotismen. *Zweyter Theil*, welcher Berichtigungen, Ergänzungen und Vermehrungen des Ersten enthält — — — von *W. F. H. Reinwald*, Herzogl. Sächs. Rath u. Bibliothekar in Meiningen. 1801. 171 S. gr. 8. (10 gr.)

Von dem schon vor acht Jahren herausgegebenen ersten Theile dieses schätzbaren Idiotikon gab ein andrer Rec. A. L. Z. 1795. No. 118. eine empfehlende Anzeige. Auf die darin gemachten Erinnerungen hat der als Literator und Sprachforscher sehr achtungswürdige Vf. Rücksicht genommen, und aufserdem in diesem zweyten Theile manche Beyträge zur grösern Vollkommenheit des erstern geliefert. Voran geht ein *Versuch über die sämmtlichen germanischen Hauptdialecte und einige Unterscheidungszeichen derselben*, der manche feine und zum Theil bisher übersehene Bemerkungen enthält. So wird z. B. von dem *Infinitiv* unsrer Sprache und dessen in den verschiednen lebenden und abgestorbenen Mundarten verschiedentlich abgeänderten Endung erinnert, dafs deren Alterthum und Aechtheit an der Concordanz der mit der germanischen am nächsten verwandten Sprachen, der Griechischen (*ειν*) der Persischen (*den* und *ten*) und der Indischen (*na* aus *an*) einen Beleg zu haben scheine. Als ein zweytes Charakterzeichen der germanischen Dialecte wird der *Diminutiv* angeführt, worüber schon im Vorberichte des ersten Theils Manches erinnert war. Auch hier zeigt sich die persische Sprache der germanischen verwandt. — Dafs Sammlungen dieser Art dem Zuwachse der Schriftsprache manchen Vortheil gewähren können, steht wohl nicht zu leugnen, vornehmlich, wenn man den niedrigen Dialect oder Accent aus den Provinzialwörtern wegnimmt. Wichtiger aber ist noch der Vortheil der Idiotiken, dafs sie uns in den deutschen Wörterfamilien viele Lücken ergänzen, und Glieder ans Licht ziehen, die einst vielleicht gemifsbraucht, wenigstens verbraucht, und dann ver-

verſchmäht, ſich zu der niedern Volksclaſſe zurückgezogen haben. — Von der Aehnlichkeit der hennebergiſchen Ausſprache mit der engliſchen hat der Vf. ſeit Erſcheinung des erſten Theils, worin ſie ſchon bemerkt wurde, noch mehr Beyſpiele entdeckt; und er erklärt ſich dieſs Phänomen durch die Vermuthung, Karl der Groſse habe einſt eine Colonie Sachſen aus jener Gegend, aus welcher die Beſieger der Britten auszogen, alſo aus Niederſachſen in die dortige Gegend verſandt. Auffallend iſt es allerdings, daſs die engliſche Participial - Endung *ing* auch im Hennebergiſchen die Endung des ordentlichen activen Particips iſt; nur daſs es nicht unmittelbar der Wurzel, ſondern dem ganzen hochdeutſchen Infinitiv angehängt, und auch adjectiv gebraucht wird: z. B. *riechening* Fleiſch; oder adverbialiſch, als: er ſchläft *ſtehening*. Auch die ſubſtantive Endung *ung* wird *ing* ausgeſprochen. — Der Vf. bemerkt hierauf noch einige Eigenheiten der hennebergiſchen Ausſprache in Anſehung der Vokale, und andre, die grammatiſch ſind. — Aus dem Wörterverzeichniſſe ſelbſt will Rec. hier nur einige Wörter ausheben, die wohl eine allgemeinere Einführung und Aufnahme verdienen möchten: *Ausförſcheln*, fein oder unvermerkt ausforſchen. *Biſen*, böſe ſeyn, ſtillen Zorn hegen, und ſichs durch Geberden merken laſſen. *Eifern*, für eiferſüchtig ſeyn. *Scheinlich*, gut in die Augen fallend; von *ſcheinbar*, das oft im ſchlimmen Verſtande genommen wird, ganz verſchieden. — S. 153 folgt eine Auswahl von Idiotismen des mittlern Frankens, beſonders aus den an Henneberg gränzenden Würzburgiſchen Gegenden zur Beſtätigung oder Erläuterung der Hennebergiſchen Volkswörter; und S. 163 ff. theilt der Vf. noch einige Sprichwörter und ſprichwörtliche Redensarten dortiger Gegend als Zugabe zu den Th. I. gegebnen mit; und zuletzt, als Probe der Hennebergiſchen Volksſprache ein Bauerngeſpräch in Reimen, während des ſiebenjährigen Krieges und des Aufenthalts der Franzoſen in Heſſen verfertigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Nürnberg*, b. Lechner: *Joa. Paulli Reinhardi* Profeſſ. hiſtor. Erlangenſis *commentationes hiſtoricae de commerciorum in Franconia initiis et incrementis*, nunc primum collectae. Ohne Jahrz. 28 S. 4. Durch welchen Zufall dieſe kleinen, gutgeſchriebenen und von vieler Beleſenheit zeugenden Abhandlungen des längſt verſtorbenen Prof. *Reinhards* jetzt erſt geſammelt und in die Hände der gelehrten Welt geliefert werden, kann Rec. nicht erklären. Der Gegenſtand derſelben wäre allerdings der genaueſten Unterſuchung würdig, wenn ſich nur hoffen lieſse, etwas Neues und Gewiſſes auszumitteln. Des Neuen findet ſich nun zwar hier wenig; indeſſen verdiente die Arbeit mehrerer einzelner Nachrichten wegen mehr in Umlauf gebracht zu werden. Das kleine Ganze zerfällt in fünf Commentationen. Die *erſte* ſucht einleuchtend zu machen, daſs die deutſchen Völkerwanderungen wohl würden unterblieben ſeyn, wenn ſchon Handel und Wandel unter dem rohen Volke geweſen wäre; und zeigt dabey aus der bekannten Stelle des Tacitus, daſs die Hermundurer, als Urbewohner des Frankenlandes einen wichtigen Handel mit Sklaven und Vieh nach der Rhaetiſchen Colonie führten: der Vf. findet aber dieſe Colonie nicht zu Augſpurg, weil es zu Vindelicien gehörte, ſondern zu Veldidena (Wilten) in Tyrol. Bey Gelegenheit werden auch die Thüringer Pferde nach dem (Pſeudo-) Vegetius gelobt. Die *zweyte* Abhandlung ſpricht von den Slaven, welche zur Zeit der Karolinger Wohnſitze in den öſtlichen Theilen Frankens gehabt haben. Weil nun die übrigen Slaven eigenes Geld prägten, und die an der Oſtſee wichtigen Handel trieben: ſo ſchlieſst er von dem Ganzen auf den einzelnen ausgewanderten Theil. Es gab auch in Franken Wollen- und Lederhändler, Münzer; weil auf den Villen Karls des Gr. ſich dieſe und andere Gewerbleute fanden; an Wollenbereitern konnte es ohnehin nicht fehlen, da ſchon ein Merovingiſcher König zu Paris die Tochter eines Wollenhändlers geheirathet hatte. In der *dritten* Abhandlung werden die natürlichen Güter, welche ſchon in den früheſten Zeiten bekannt waren, und unter ihnen vorzüglich das *Salz* angegeben; bey welcher Gelegenheit der Vf. aus den *traditionibus Fuldenſ.* beweiſt, daſs die Salzwerke im Saalgau, in und um Kiſſingen im 9ten Jahrh. längſt vorhanden waren. Nicht minder intereſſant iſt das aus Falkenſtein angeführte Diplom, durch welches Eichſtett ſchon von Ludwig dem Kinde das Privilegium erhielt, eine Mauer um die Stadt zu ziehen. Eichſtett iſt alſo die erſte, oder doch eine der erſten Städte im Innern von Deutſchland; denn unſtreitig erregten erſt die Einfalle der Ungarn (hier unrichtig *Hunnen* genannt) den Gedanken, gröſsere Wohnorte mit Mauern zu umgeben; wenn auch einige noch vor Heinrich des Voglers Regierung ſollten angelegt worden ſeyn. Bey dieſer Gelegenheit geht nun der Vf. auf Nürnberg über, welches vermuthlich unter Heinrich dem Vogler zur Stadt erwuchs, und wahrſcheinlich durch die Bearbeitung des Eiſens, welches um dieſe Zeit im Hennebergiſchen und auch in der Oberpfalz ſchon häufig gefunden wurde, ſo wie durch Verfertigung der Pfefferkuchen, zu denen die Bienen des angränzenden groſsen Waldes das Hauptmateriale lieferten, den erſten Keim ſeines bald erfolgten Wachsthums erhielt. Erweiſen läſst ſich von allen dem nichts; man ſchlieſst aus den bekannten Angaben ſpäterer Jahrhunderte auf die Vorzeit. Der Vf. ſchlieſst noch weiter, er glaubt, Nürnberg ſey wegen ſeiner Küchenkunſt dadurch in Deutſchland bekannt geworden, weil es die Güter des Orients in ganzer Maſſe zur weitern Vertheilung aus den Händen der Venediger empfieng, und ſie zur Bereitung der Speiſen am zweckmäſsigſten verwendete. Mit ähnlichen Wahrſcheinlichkeitsſchlüſſen muſs er auch bey der Verbreitung der Juden in Nürnberg, wo ſie eine Art von hoher Schule im Mittelalter hatten, und in ganz Franken ſich begnügen. Die *letzte* Abhandlung verbreitet ſich über den zum Abzug der Producte und Manufacturen ſo bequemen Maynfluſs, und über die Erzeugniſſe der Erde, welche die Natur mit reicher Hand in Franken aus eſpendet hat. Hier wird er ganz Panegyriker. Ueber den Urſprung und die Verfeinerung der Kunſtfleiſſes, und den daraus erwachſenen Handel bleibt man, der gegenwärtigen Abhandlung ungeachtet, in der bisherigen Dunkelheit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. *März* 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Fleiſcher: *Taſchenbuch der Reiſen, oder unterhaltende Darſtellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts, in Rückſicht der Länder- Menſchen und Productenkunde.* Für jede Claſſe von Leſern, von *E. A. W. von Zimmermann. Erſter Jahrgang* für das Jahr 1802. 297 S. in Taſchenformat, nebſt 15 Kupfern und einer Karte. (2 Rthlr.)

Der Entſchluſs des Hn. v. *Z.* die wichtigſten Entdeckungen neuerer Reiſen, die Erweiterungen der Naturgeſchichte, die Eigenthümlichkeiten ferner Länder, nebſt den Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner, ſo weit dieſe Gegenſtände während des achtzehnten Jahrhunderts zu unſerer Kenntniſs gelangt ſind, in einem Taſchenbuche zu ſammeln, verdient allen Beyfall. Wir freuen uns um ſo mehr, daſs die Ausführung dieſer Idee gerade in die rechten Hände gerathen iſt, indem der Herausgeber ſeine Kenntniſſe ſowohl im naturhiſtoriſchen als geographiſchen Fache längſtens durch allgemein geſchätzte Schriften bewährt hat. Für Abwechſelung hat er in dieſer erſten Probe hinlänglich geſorgt, und wir ſind überzeugt, daſs ſchwerlich irgend ein Leſer dieſes Taſchenbuch, ohne Belehrung oder Unterhaltung aus der Hand legen wird. Gegen die getroffene Auswahl haben wir nichts zu ſagen, allenfalls hätte wohl ſtatt der Biographie des bereits 1689 verſtorbenen *Tavernier* die eines ſpätern Reiſenden mitgetheilt werden können. Aber zuweilen ſcheint es uns, vorzüglich in dem erſten und ausführlichſten Auffatz der ganzen Sammlung, daſs der Reichthum der vorhandenen Materialien den Vf. einigermaſen von ſeinem Hauptzweck abgeführt habe, oder daſs hier der Geiſt und die Charakterzüge einzelner Neger viel zu ſtark gegen andere Darſtellungen von ihren Sitten, Gebräuchen und ihren gezwungenen Auswanderungen ausgemalt ſind. Indeſſen kann erſteres abſichtlich geſchehen ſeyn, um bloſse Romanenleſer deſto gewiſſer zur Lectüre dieſes unterrichtenden Büchleins einzuladen. Doch wir eilen deſſen Inhalt ausführlicher anzuzeigen.

Die Einleitung ſetzt bündig und in gedrängter Kürze die Vortheile auseinander, welche die Reiſen des achtzehnten Jahrhunderts zum Beſten der Erdkunde bewirkten, die Verminderung der Gefahren bey weiten Seereiſen, das Uebergewicht der neuern Schiffarten gegen ältere Zeiten, und den Einfluſs, den die höhere Geometrie auf die Verbeſſerung der Schiffkunſt hatte. Hierauf folgt der ausführlichſte Auffatz des ganzen Werks *Africa* betitelt. Darin wird die eigentliche oder vielmehr vornehmſte *Sklavenküſte* unter der Aufſchrift *Guinea* ſkizzirt, dieſer Name aber über ſeine alten Gränzen hinaus erſtreckt; denn der Vf. rechnet dazu die ganze weſtliche Küſte vom weiſsen bis zum ſchwarzen Vorgebirge, ſo daſs Benin, Congo, Angola, Bengela und andere Länder mit unter dieſer Hauptabtheilung begriffen ſind. Er beſchreibt ferner die Bemühungen einzelner Europäer, welche im vorigen Jahrhundert von den Küſten aus das Innere von Africa zu erforſchen wagten, die verſchiedenen Negervölker, den Geiſt und Charakter, wodurch ſich einzelne vornehme oder geringere Neger zu ihrem Vortheile oder Nachtheile auszeichneten, und zuletzt die Geſchichte und Beſchaffenheit des africaniſchen Sklavenhandels. Schade, daſs in dieſem letzten Abſchnitt ſo wenig Plan, Ordnung und verhältniſsmäſsige Behandlung herrſcht, und daſs manches, welches wenigſtens unterrichtete Leſer unter dieſer Rubrik ſuchen möchten, entweder ganz übergangen, oder kaum berührt iſt. Dahin rechnen wir die ſo verſchiedenen Berechnungen in dieſem Handel nach beſondern Artikeln, wie Barren, Pagnen, Kupfer etc., weil die Neger kein Geld kennen, die Angabe anderer africaniſcher Gegenden, welche auſser Guinea Sklaven liefern, die Menge und Verſchiedenheit der Waaren, für welche die Neger eingetauſcht werden, die Einrichtung und Beſchaffenheit der europäiſchen Niederlaſſungen längs der africaniſchen Küſten. Die Geſchichte des Negerhandels wird nur kurz berührt, und der Vf. ſchränkt ſich dabey auf den Tauſchhandel der neuern Europäer ein, ohne in die älteſten Spuren deſſelben einzudringen. Er fängt daher mit dem Jahre 1442 an, in welchem, ſo viel man weiſs, die erſten Neger in Liſſabon eingeführt wurden. Allein ohne den frühern Menſchenhandel, den die Mohammedaner ſeit ihrer Ausbreitung in Africa, von Marocco, Tunis, Aegypten und von Arabien aus trieben, würde dieſer für Portugal nie vortheilhaft geworden ſeyn, wenn gleich deſſen Seefahrer nach der Entdeckung des Senegal jährlich mehr oder weniger Neger nach dieſem Reiche zurück brachten, vorzüglich um künftig auszurüſtenden Schiffen als Dollmetſcher zu dienen. Ihr Negerhandel ward, welches, ſo viel wir uns erinnern, kein einziger Geſchichtſchreiber dieſes gehäſſigen Verkehrs bemerkt hat, dadurch erweitert, daſs ſie die geraubten oder eingetauſchten Neger, ſelber in Africa durch die zweyte oder dritte Hand den Mohammedanern ver-

kauften. So pflegten die portugiefifchen Karavellen unter andern, von 1482 bis zum erften Jahrzehend des fechszehnten Jahrhunderts jährlich von Benin und Congo tauſend Negerſklaven nach der Feſtung Delmina zu führen, welche von dort weiter den Mahomedanern verhandelt wurden, bis endlich König Johann III. dieſen Menſchenhandel verbieten lieſs. — Siebenhundert engliſche Schiffe waren nie oder zu keiner Zeit mit dem Negerhandel beſchäftigt. Vor dem americaniſchen Kriege ſtieg ihre Anzahl höchſtens auf zweyhundert, und nach demſelben fiel ſie bis auf 85 und 93 herunter, und die eingekauften Neger hatten ſich bis über die Hälfte vermindert. Dafs in frühern Zeiten, oder noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, nur wenig brittiſche Schiffe zum Negerhandel ausgerüſtet wurden, beweiſt die brittiſche Handelsgeſchichte, vorzüglich die Geſchichte von Liverpool, welche Stadt ſich bisher am meiſten mit dieſem Verkehr beſchäftigt hat. Ihre Kaufleute rüſteten 1709 das erſte Schiff von 30 Tonnen nach Guinea aus. Von 1709 bis 1730 ward kein einziges Schiff zum Negerhandel gebraucht, und erſt ſeit dem letzten Jahre, in welchem 15 Schiffe den Negerhandel trieben, fieng er an ſich zu heben. Freylich ſchlofs Spanien 1784 einen Vertrag mit England, in einigen ausdrücklich benannten weſtindiſchen Häfen Neger einführen zu dürfen; es kann darin auch wohl die Summe der Einfuhr auf 80,000 Stück beſtimmt ſeyn, welches wir auf Glauben annehmen wollen, weil wir dieſen Tractat, der in *Martens Recueil* fehlt, nicht befragen können. Aber billig hätte der Vf. bemerken müſſen, binnen welcher Zeit Spanien dieſe grofse Anzahl Neger für ſeine Colonien brauchte. Denn alle frühere ſpaniſchen Aſſientos ſind immer auf beſtimmte Jahre geſchloſſen worden, worin zugleich feſtgeſetzt ward, wie viel Neger jährlich zu Kaufe gebracht werden ſollten. In den ältern wurden gewöhnlich von ſpaniſcher Seite ſelten über 6000 Neger jährlich verlangt, und in dem bekannteſten dieſer Verträge, den Philipp V. im Utrechter Frieden mit England ſchlofs, wurde von letztern Reiche die jährliche Lieferung von 4800 Sklaven auf dreyſsig Jahre übernommen, ſo dafs Spanien für den ganzen Zeitraum 144,000 Neger erhielt, oder erhalten ſollte. Eine Art der ſchwarzen Negerhändler, ihre Sklaven aus dem innern Africa nach der Küſte zu transportiren, um ihre Flucht zu verhindern, finden wir hier zwar beſchrieben, aber gerade die einfachere, gewöhnlichere, am meiſten bekannte nicht, die Neger an einer langen Art von Gabel hinter ſich her zu ziehen, deren Zacken ihnen hinten im Nacken ſo zuſammen geklammert ſind, dafs ſie ſich nicht von dieſer Bürde befreyen können. Nach Wadſtröm finden wir hier auch die ſchreckliche Lage der Neger im Schiffsraum geſchildert, und wie enge ſie dort eingekeilt werden, ſo dafs ſie nicht einmal Platz zum Liegen haben, weil die Kapitäns einmal wiſſen, dafs ſie unterweges viele verlieren, und die Sterbenden allmählich den übrigbleibenden Raum machen werden. Hier hätte billig der neuern Verfügungen in England gegen dergleichen Barbareyen der Schiffscapitains gedacht werden müſſen, nach welchen ein jedes Schiff von 200 Tonnen Ladung nicht mehr als 5 Sklaven für jede drey Tonnen einnehmen, und iſt das Schiff gröſser, auf jede Tonne über 201 nur einen Neger laden darf; auch erhalten Capitaine und Wundärzte Prämien, welche die kleinſte Zahl der Neger bey der Ueberfahrt nach Weſtindien verlieren, um ſie dadurch zur beſſern Pflege und Behandlung der Unglücklichen zu ermuntern. Die Berechnung über den Menſchenverluſt, den Africa jährlich durch den Sklavenhandel leidet, und der hier auf 260,000 Seelen geſchätzt wird, iſt viel zu hoch; wir möchten nicht gerne ſagen übertrieben, ungeachtet Hr. v. Z. die Negerausfuhr aus Moſambique, Abyſſinien und andern Gegenden von Oſtafrica nicht mit in Anſchlag gebracht hat. Wir möchten unſere Meynung gern mit Gründen unterſtützen; dieſe dürften aber leicht den beſchränkten Raum einer Anzeige überſchreiten, weil dabey mancherley alte und neue Angaben, oder willkührliche Schätzungen zuſammengeſtellt, geprüft und berichtigt werden müſsten. Wir würden dieſen Verluſt auf die Hälfte oder höchſtens auf 130,000 Seelen anſchlagen. So übel auch die widerſpenſtigen Negerſklaven auf dem Landtransport von den Slatihs behandelt werden mögen: ſo erinnert ſich Rec. doch nicht, in einer Reiſebeſchreibung, oder in andern Nachrichten über dieſen Gegenſtand, die er freylich ſo wie den hier citirten Pommegorge und Fayrar nicht alle geleſen hat, gefunden zu haben, dafs die ſchwarzen Kaufleute ſich über den Verluſt unterweges beſchwert hätten, oder dadurch Veränderungen in dem Handel an der Küſte bewirkt worden. Es verſteht ſich von ſelbſt, dafs von den Negern, die auf der Reiſe durch die Sandwüſten nach Marocco oder Aegypten umkommen, nicht einmal ein ungefährer Ueberſchlag gemacht werden kann. Noch iſt eine kurze Nachricht von der ſeit 1788 angefangenen Sierra Leone Compagnie angehängt, aber über die verunglückte zu gleichen Zweck verbundene Bulama Geſellſchaft hat ſich der Vf. nicht eingelaſſen.

Bey den übrigen Aufſätzen müſſen wir uns kürzer faſſen. Der *zweyte* iſt: *Merkwürdigkeiten der Naturgeſchichte von Africa* überſchrieben. Er enthält aufser der trefflichen Einleitung, die Beſchreibung der Termiten, welche *Blumenbach* ſchon vor einigen Jahren gegeben hat, des Baobabbaums, des Butterbaums und der unterirdiſchen Erbſen von Whidah. Hierauf folgen Bruchſtücke aus der Völker- und Erdkunde von Africa, Aſien und Polyneſien. Dieſe beſtehen aus einzelnen Darſtellungen der Heirathsgebräuche verſchiedener Nationen; der portugiſiſchen Stadt Macao und des Dichters Camoens, des Ordens von Atſchien auf der Inſel Sumatra, der Verehrung der Todten in einigen Ländern des Südmeers, nebſt der Abbildung des grofsen Morai auf Otaheite. Den Beſchluſs machen Lord Anſons und Taverniers Biographien nebſt den Bildniſſen beider

be-

berühmter Seefahrer. Die Erklärung der diesem Taschenbuche beygefügten feingestochenen Karte von den Küsten-Ländern von Ober- und Niederguinea nach den neuesten Beobachtungen, die Erklärung der Kupfer, die aufser den schon angeführten einen orientalischen Reiseboten, verschiedene Auftritte unter den Negern, das Innere eines Sklavenschiffs, die Termiten nebst ihren Gebäuden, den Butterbaum, drey alte und neue Mefsinstrumente, das Triquetrum, den Sextanten, das grofse Theodelit etc. abbilden. Selbst der Umschlag des Einbandes hat auf den Inhalt des Buchs Bezug, und nach Montfaucon sind ein römisches drey und zweyrudriges Schiff auf der einen Seite, und auf der andern eine neue Fregatte mit allen beygesetzten Segeln vorgestellt.

GESCHICHTE.

London, (ohne Angabe des Verlegers, vermuthlich b. Fauche u. Comp. zu *Hamburg* und *Braunschweig*): *Dictionnaire Biographique et Historique des Hommes marquans de la fin du Dix-huitième Siècle, et plus particulièrement de ceux qui ont figuré dans la Revolution françoise.* Redigé par une Société de Gens de Lettres. 1800. Tome I. 499 S. T. II. 524 S. T. III. 522 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Bey der gehäuften und kaum noch überfehbaren Menge von Umständen und Vorfällen, welche die französische Revolution herbeyführte, und bey der nicht minder zahlreichen Menge von Personen, die an derselben, unmittelbar oder mittelbar, Theil nahmen, und dadurch einen höhern oder geringern Grad von Bedeutsamkeit erhielten, ist ein Hülfsmittel dieser Art, welches durch alphabetische Aufführung jener Personen und durch Erzählung ihrer Handlungen von beiden eine summarische Notiz und Uebersicht gewährt, nicht zu verschmähen. Vielmehr scheint es, selbst für das treueste Gedächtnifs, ein nothwendiges Bedürfnifs geworden zu seyn. Auch wär' es ein Wunder gewesen, wenn die Dictionärsucht der Franzosen, die seit Erscheinung der Encyclopädie so herrschend wurde, nicht auch diesen Anlafs zu ihrer Aeufserung ergriffen hätte. Wider den Gedanken, solch ein Wörterbuch zu sammeln, läfst sich also wohl nichts erinnern; aber die Ausführung desselben war freylich schwer und mühsam genug. Schon die Menge und Weitschichtigkeit der Quellen, und des aus ihnen zu schöpfenden Stoffs, noch mehr aber die Beschaffenheit beider, und die Gefahr, aus Zeitschriften und Flugblättern viel Unsichres, Unstatthaftes und Einseitiges aufzunehmen, was durch Kritik und Geschichtsforschung noch nicht hinlänglich geprüft und berichtigt war, stand den Sammlern sehr im Wege, wenn ihnen auch, wie sie versichern, an Wahrheit und Unpartheylichkeit noch so sehr gelegen war. In dem *Avis sur les principes qui ont dirigé la redaction de cet ouvrage* werden nun zwar diese Schwierigkeiten anerkannt. Man gesteht darin, dafs es unter allen den historischen Schriften über die französische Revolution durchaus keine gebe, woraus der unpartheyische Nacherzähler mit völliger Sicherheit schöpfen könne. Welcher Franzose, heifst es darin unter andern, hat sich, mitten in einer solchen allgemeinen Gährung, anders als mit mehr oder weniger Wärme für eine von den beiden Hauptpartheyen, die dabey ihre Rolle spielen, erklären können? Und wer ist nicht, wenn er eine Wahl getroffen hat, in seiner eignen Sache unbillig und ungerecht geworden? Indefs glauben die Herausgeber doch, dafs jetzt, nachdem zehn unglücksvolle Jahre *alle* (?) Gemüther besänftigt haben, der denkende und gemäfsigte Schriftsteller wenigstens ruhig zu urtheilen, ohne Leidenschaft und Erbitterung über diese Gegenstände zu reden, und selbst die von seiner Gegenparthey zu loben im Stande seyn werde, so bald es die Billigkeit verlangt. Diesen Grad der Unpartheylichkeit nun habe man im gegenwärtigen Werke zu erreichen gesucht. Freylich aber habe man nicht alle Urheber und Theilnehmer dieser Revolution, die man als eine Feuersbrunst ansehe, welche eins der schönsten Länder der Welt verheert habe, nicht alle in Eine Classe stellen, nicht die Schlachtopfer mit ihren Henkern, und die blinden Werkzeuge der Missethaten mit den Urhebern derselben auf gleiche Art würdigen können. Am wenigsten habe man zwey Classen von Menschen, die Conventionellen, und die Verräther des Vaterlandes, schonen zu dürfen geglaubt. Die Thaten und Verdienste der französischen Generale hingegen habe man desto unbefangner und freymüthiger erzählt, weil es unter ihnen nur Wenige gebe, deren Lorbeern dadurch wären entehrt worden, dafs sie dieselben mit der scheufslichen Jacobinermütze bedeckt hätten. Uebrigens habe man sich bemüht, überall billig zu seyn; und selbst bis auf den entschiednen Charakter eines Saint-Just, und die guten Handlungen eines Robespierre (wenn er anders deren eine einzige verrichtet hätte) habe man Jeden Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Kurz, man habe sich damit begnügt, nur wirkliche Thatsachen zu erzählen, die Quellen davon nachzuweisen, alle Ausweichungen und blofse Vermuthungen zu vermeiden. Auf Mercier und Prudhomme habe man sich oft bezogen, weil sie gewifs nicht zu nachtheilig von der Revolution geurtheilt hätten. Uebrigens betreffen die Artikel dieses Wörterbuchs nicht blofs Franzosen, sondern auch manche Ausländer. — Man wird diese Versprechungen in dem Werke selbst, freylich nicht überall und in gleichem Grade erfüllt finden, und es dem Ganzen leicht ansehen, dafs es eine Compilation von mehrern Händen ist, die nicht alle mit gleichem Fleifse, und noch weniger in gleicher Verhältmäfsigkeit, mit Sammlung und Anordnung des sehr gehäuften und ungleichartigen Stoffs beschäftigt waren, und Vieles nur blofs zusammen schrieben. Dafs die französischen Zeitungsblätter, und unter denselben der *Moniteur*, die vornehmsten Quellen sind, wird man von selbst erwarten. Dadurch liefs sich denn nun

die chronologiſche Ordnung der Begebenheiten deſto leichter erhalten, deren Beobachtung als Verdienſt dieſer Arbeit gerühmt wird; obgleich die Angaben der Tage, an welchen ſie vorfielen, manchmal entbehrlich geweſen wären, und nicht ſelten müſsige Wiederholungen dadurch veranlaſst wurden. Der Herausg. geſteht auſserdem ſelbſt, daſs ſich manche Fehler und Mängel mögen eingeſchlichen haben, und daſs dieſe Sammlung nur Namen und Grundriſs eines Gemäldes ſey, worin ſich noch Manches hinzuthun, wegnehmen und berichtigen laſſe. Daſs dieſes Wörterbuch bey dem Allen noch immer einen nicht unbeträchtlichen Grad von Brauchbarkeit habe, ſteht nicht zu leugnen. Auſser den vielen hiſtoriſchen Nachweiſungen, die es enthält, auſser der nicht unbedeutenden Hülfe, welche es denen Leſern darbietet, die ſich über manche Begebenheiten und Perſonen näher zu unterrichten wünſchen, muſs es auch ſelbſt bey der Fortdauer der Revolution dadurch immer gröſseres Intereſſe gewinnen, daſs es bey jeder neuen Veränderung den Leſer in Stand ſetzt, die Quellen derſelben und die vorläufigen Umſtände kennen, und ahnden zu lehren, was man von denen Perſonen, die von neuem auf der Bühne erſcheinen, zu hoffen oder zu fürchten hat. Es wird dabey jedoch nicht ſelten der Fall eintreten, daſs die meiſtens unerwarteten und wenig geahndeten Ausgänge der Begebenheiten und die Erfolge der angewandten Mittel ganz anders ausfielen, als ſie der ſcharfſinnigſte Beobachter aus den hier gegebenen Datis folgern konnte. Manches von der Art findet man ſchon in dem hinzugefügten *Supplement et Errata Raiſonné* angemerkt und berichtigt, worin auch noch einige übergangene Artikel nachgetragen ſind. — Am Schluſſe dieſes Werks ſind noch *vier chronologiſche Tabellen* beygefügt, welche ſich auf die Hauptveränderungen der Revolution beziehen. Die erſte derſelben gewährt eine Ueberſicht der in Frankreich während des Nationalconvents entſtandnen Factionen. Auſser den Anführern und Mitgliedern derſelben findet man hier auch die Liſten der Verurtheilten und Hingerichteten, ihrer Ankläger und Richter, nebſt den allgemeinen Urſachen ihrer Verurtheilung. Auch ſind die Namen der Mitglieder von den beiden *Comités de Salut-Public* und *de Sureté-Generale* hier verzeichnet. Die zweyte Tafel iſt zum Theil Fortſetzung der erſten, und zugleich eine Liſte der Verſchwörungen, welche der Nationalconvent und deſſen Ausſchüſſe theils entdeckt, theils geleitet haben. Auf der dritten Tafel ſtehen die Verſchwörungen und Proſcriptionen, welche unter dem *Directoire executif* Statt fanden, beſonders der Jacobiner, und der Revolution und Proſcription von St. Cloud. Die vierte Tabelle enthält ein allgemeines Verzeichniſs aller der Perſonen, welche in den Gefängniſſen zu Paris, zu Verſailles, Meaux, Rheims, Lyon und Giſors im September 1792, unter der Herrſchaft der *Aſſemblée Legislative* und der Direction verſchiedner Mitglieder der Commune von Paris, ermordet und hingerichtet ſind. Die beiden erſten und die letzte Tafel ſind aus der im J. 1796 gedruckten *Hiſtoire Générale des Crimes commis pendant la Revolution* von *Prudhomme* genommen, aber hier berichtigt und vermehrt.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Duisburg a. Rhein*, in d. Hellwingiſchen Univerſitätsbuchh.: *Winke für angehende Religionslehrer die Wichtigkeit ihrer Beſtimmung in unſern Tagen betreffend.* Nebſt einer Anzeige einer homiletiſchen Anſtalt für künftige Prediger von *Anton Wilh. Peter Möller*, Doctor und Prof. der Theologie zu Duisburg. 1800. 96 S. 8. (6 gr.) Die in unſerm Zeitalter immer mehr überhandnehmende Lauigkeit in der Religion; die zum Theil daher entſpringende Verachtung ihrer Lehrer; der Unglaube des Herzens, welcher immer dreiſter zu werden beginnt, veranlaſsten den Vf. der vor uns liegender Schrift, Prediger ſowohl, als diejenigen, die dieſem Stande ſich widmen wollen, ſehr nachdrücklich zu ermahnen, durch Einſammlung gründlicher Kenntniſſe, durch Amtstreue und ein ehrwürdiges Beyſpiel der Selbſtüberwindung, ſich nützlich zu machen, und dem einreiſsenden Verderben in ihrem Kreiſe mit Kraft entgegen zu arbeiten. Alles was Hr. *M.* über dieſen Gegenſtand mit Würde und Nachdruck ſagt, hat Rec. Beyfall. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daſs der Prediger in unſern Zeiten, wo man ihn nicht mehr, wie ehedem, ſeines Amtsrocks wegen, ehrt, durch gründliche Kenntniſſe, ächte Geiſtesbildung und ſtrenge Sittlichkeit ſich auszeichnen müſſe. Das ſeichte Studieren nimmt bey einer groſsen Anzahl Jünglingen überhand; und weiſe Volksverbeſſerer, denen die cameraliſtiſche Nutzbarkeit des Predigerſtandes wichtiger zu ſeyn ſcheint, als die moraliſche, und die wie z. B. *Baſtholm*, ſtatt der Exegeſe des N. T., unter den Landpredigern lieber das nahrhaftere Studium der *Vieharzneykunde* in Gang bringen wollen, befördern die Barbarey nur noch mehr. Dieſe kleine Schrift verdient Predigern ſehr empfohlen zu werden. Vielleicht daſs mancher, für den ſie ein Wort zur rechten Zeit ſeyn möchte, ſeiner gähnenden Faulheit, ſeiner frivolen Lebensart, ſeiner ehrloſen Spielſucht ſich ſchämen lernt. — Die homiletiſche Anſtalt zur Bildung künftiger Prediger, welche Hr. *M.* zu Ende dieſer Schrift beſchreibt, ſcheint ſehr zweckmäſsig eingerichtet zu ſeyn. In dem Stile des Vfs. hat Rec. einige Sprachunrichtigkeiten, zuweilen auch etwas Geſuchtes, bemerkt, z. B. S. 29. „Der ſich läſtig *anfühlende* Ernſt der Religion", „*miſsbraucht*" ſt. gemiſsbraucht, „*insbeſonders*" (S. 45.) ſt. insbeſondere. S. 52. „Die Maxime iſt *anzudringen*". S. 65. „*für trefflich*" ſt. vortrefflich. S. 88. „Warnung *wider* (ſt. vor) Modeſucht."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. März 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

JENA, b. Frommann: *Torquato Tasso's Befreytes Jerusalem*, übersetzt von *J. D. Gries. Zweyter Theil.* 1802. 183 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Alle die schwer zu vereinbarenden Tugenden, die wir am ersten Theile dieser poetischen Uebersetzung rühmten, haben sich auch in diesem zweyten unverletzt erhalten. Hr. Dr. *Gries* hat nun die Hälfte seiner Bahn so glücklich durchlaufen, dafs man nicht zweifeln darf, er werde das Ziel, ohne zu straucheln, erreichen, und den unverkümmerten Ruhm verdienen, ein so grofses episches Gedicht aus der italiänischen Sprache mit allen Schönheiten der Gedanken, des Ausdrucks und des Versbaus ins Deutsche übertragen zu haben. Sein geschmackvoller Fleifs ist so wenig ermüdet, dafs er vielmehr in diesem Theile noch mit neuer Kraft gerüstet erscheint. Welches Feuer glüht in den Stanzen die Argant's und Tankreds (VI. 37. u. ff.) oder Raimund's und Argant's (VII. 87. u. ff.) Kämpfe beschreiben! Aus der ersten Beschreibung nur eine Strophe:

Dem Zorn mufs Kunst und Ueberlegung weichen,
Und beider Kräft' erzeugt und mehrt die Wuth.
Nie schwingt das Eisen sich zu leeren Streichen,
Es trifft und bohrt, und jeder Hieb ist gut,
Mit Waffen deckt der Boden sich, den Zeichen
Des harten Kampfs, besprützt mit Schweifs und Blut:
Das Schwert mit Blitzes Leuchten, Donners Hallen,
Trifft wie ein Wetterschlag im Niederfallen.

Ferner wie rein und unentstellt ist die Pracht der Tasso'ischen Gleichnisse wieder gegeben? So VI. 109. in der schönen Erzählung von Erminien, die die Liebe zu Tankred verleitet hatte, in Klorindens Rüstung aus der Stadt zu gehen, und die nun in der Nähe des christlichen Lagers von Polifern, der sie für Klorinden ansieht, verfolgt wird:

Wie wenn ein Reh, das mit verlechzten Sinnen,
Nach frischem Wasser sucht, und durstend glüht,
Und schon vom Felsen sah die Quelle rinnen,
Den klaren Flufs, der durch's Gebüsch sich zieht,
Dann plötzlich statt ein Labsal zu gewinnen,
Im dichten Hayn die gier'gen Hunde sieht,
Schnell wendet sich's zur Flucht, vor Angst und Zagen,
Vergifst es leicht des Durstes mächt'ge Plagen.

So diese die von Sehnsucht hingerissen,
Der Liebe Durst, der ihre Brust durchdrang,
Auf immer nun schon glaubt gestillt zu wissen,
In des Geliebten fröhlichen Empfang;
Auf's neu umringt von mächt'gen Hindernissen,
Geschreckt durch Drohn und wilder Waffen Klang,
Giebt sie sich selbst und ihren Wunsch verloren,
Und treibt voll Angst das Ross mit beiden Sporen.

Und ergiefst sich nicht die zärtliche Wehmuth der Erminia, als sie bey dem Hirten eine Zuflucht gefunden, in diesen schönen Strophen (VII, 19. ff.) eben so rührend, als im Original:

Oft wenn im Schutz der schattenreichen Gründe
Die Heerde lag matt von des Sommers Brand,
Grub sie der Buchen und des Lorbeers Rinde,
Den theuern Namen ein mit treuer Hand,
Dafs noch der stumme Wald es einst verkünde,
Welch hart Geschick so treue Liebe fand.
Dann las sie selbst die eigenen Züge wieder,
Und Thränen strömten heifs die Wange nieder.

Bewahre, sprach sie, bis zu fernem Ziele,
Wirthbarer Hayn, was ich dir anvertraut;
Damit wenn einst in deiner Schatten Kühle,
Ein treuer Liebender dies Denkmal schaut,
Er Mitleid dann in sich erwachen fühle,
Bey meiner Leiden schmerzensvollem Laut:
O, sag' er, herbe Qual, die unverschuldet,
So grofse Treu durch Lieb' und Glück erduldet.

Und hört der Himmel jemals die Gebete,
Die Sterbliche voll Inbrunst hier ihm weihn;
So kömmt vielleicht, der lebend mich verschmähte,
Einst wenn ich nicht mehr bin, in diesen Hayn,
Und blickt sein suchend Aug' auf jene Stäte,
Die dann bewahrt mein schlummerndes Gebein:
Wird er vielleicht den unvergoltnen Qualen,
Den späten Lohn von wenig Thränen zahlen.

Ward auch das Herz dem Elend hier zum Raube,
Im Tode dann erfreue sich der Geist;
Vergönnt sey dieses Glück dem kalten Staube,
Das jetzo mir des Schicksal's Hart' entreifst!
So spricht die Arme zu dem stummen Laube,
Und ihrer Thränen schöne Quelle fleufst!
Tankred indefs sucht, fern von diesen Fluren,
Wie ihn der Zufall lockt nach ihren Spuren.

Eben so glücklich ist unserm Dichter die Uebersetzung romantischer Scenen gelungen, wie z. B. gleich die folgende Erzählung von Tankreds Gefangenschaft in Armidens Zauberschlosse. Endlich hat sich auch Hr. *Gries* mit wunderbarer Geschicklich-

keit selbst bey solchen Stanzen benommen, die mit einer Menge eigenthümlicher Namen angefüllt sind; wie VII. 66. 67.

Des Reims hat sich unser Uebersetzer in so hohem Grade bemächtigt, dass man ganze Gesänge hindurch kaum in zwey Stanzen die schon einmal gebrauchten Reime wiederkommen sieht. Auch fallen sie fast durchgängig mit Hauptbegriffen zusammen. Ein paar Stellen haben wir uns hier als Ausnahmen angezeichnet, wo das Adverbium *itzt*, oder *jetzt* als Reim gebraucht, keine gute Wirkung thut; wie VII. 91.:

Umsonst ist seine Kraft, sein Wüthen *jetzt*.

oder VIII. 74.:

So raucht und sprudelt in des Kessels Räumen,
Das Wasser von zu starker Glut erhitzt,
Es fasst sich nicht mehr in sich selbst, mit Schäumen
Steigt es empor, entwellt dem Kessel *itzt*.

Einigemale hat zu Anfange des Verses sich ein Trochäus statt des Jamben eingeschlichen wie VI. 77.:

– ∪
Unter den Müttern Latiums erhaben,

und VI. 90.:

– ∪
Heimlich entdeckt sie diesen, was sie meyne.

Beide lassen sich leicht verbessern:

Im Kreis der Mütter Latiums, erhaben,

und:

Geheim entdeckt sie diesen, was sie meyne.

Verse, wo der Reim dem Texte einen Zwang angethan, oder Dunkelheit erzeugt hätte, haben wir fast gar nicht angetroffen. Ein solcher möchte der vierte Vers in der 80sten Stanze des sechsten Gesangs seyn, wo es von Erminien heisst:

Und wenn sie manchmal vor Klorinden klagt,
So giebt sie andern Grund den herben Sorgen,
Wie von dem Schmerz um ihr Geschick zernagt.

Möge dann ein Kunstwerk von so hohen Verdiensten von der Nation dankbar geschätzt, und der Meister, der es unternommen, durch allgemeinen Beyfall ermuntert werden, auch die zweyte Hälfte bald zu vollenden!

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Konrad, Herzog von Zähringen*, ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen von *J. Koller*. 1800. XI. u. 116 S. 8. mit 1. Kpfr. (14 gr.) Ingleichen:

Ebendaselbst: *Der Okulist*, ein Lustspiel in 3 Aufzügen von *J. Koller*. 1800. 112 S. 8. (10 gr.)

Zwey dramatische Versuche, welchen man zwar eine gewisse Leichtigkeit und Gefälligkeit des Dialogs im Ganzen, so wie ein paar wirkende Scenen im Einzelnen nicht absprechen kann, denen aber noch viel, sehr viel abgeht, um für gute, oder auch nur für brauchbare Theaterstücke zu gelten! Beym ersten liegt aus der Geschichte zu Grunde: dass Konrad, Herzog von Zähringen die Parthey Heinrich des Stolzen, Herzogs zu Sachsen und Bayern, gegen den neuerwählten deutschen König, Konrad von Hohenstaufen hielt, darüber aber seine Besitzungen in Burgund, die Zürchner Schirmvogtey, ja selbst seine Hauptfeste in Breisgau verlohr, und sich endlich seinem Gegner auf Gnade und Ungnade ergeben musste. Hier mischt nun der Vf. Heinrich den Löwen, den Erbprinz Heinrich des Stolzen (der damals doch wahrlich noch nicht den Beynamen des *Löwen* führen konnte, und den Hr. K. selbst für einen Anachronismus, S. X. erklärt,) mit darein, lässt ihn Liebe für die Tochter des Herzogs von Zähringen fühlen; lässt ihn zur Befreyung seines künftigen Schwiegervaters und zur Vertheidigung der Burg herbeyeilen; führt ein altes Freundschafts-Bündniss zwischen Friedrich von Schwaben, der in K. Konrads Namen die Feste belagert, und dem Herzog von Zähringen auf; und bringt am Schlusse, wiewohl die Burg erstürmt und zerstört worden ist, doch alles zu einer friedlichen Aussöhnung. — Er protestirt hierbey höchlich, dass er nicht die *Legion der Ritterstücke* vermehren, sondern eher ein *Familien-Verhältniss* als eine *Staatsaction* gezeichnet haben wolle. Worauf aber diese Protestation sich gründe, können wir wahrlich nicht begreifen. Die Kriegsbegebenheiten, die Kämpfe, die Lerm-Scenen übertäuben ja die (überdiess kraftlos gehaltenen) Schilderungen der Mutter-Zärtlichkeit, Vaterliebe und Freundschafts-Pflichten weit; auch ist der letzte Act vorzüglich mit allem seinen Getümmel, seinen vielfachen Abwechslungen, seinen sich drängenden, und manchem Widerspruch unterliegenden Ereignissen so ganz der Schluss eines blossen Spectakel-Stücks, dass wir noch übermässig glimpflich handeln, wenn wir dieses Schauspiel nur ein paar Stufen tiefer als die Klara von Hoheneichen und die Zieglerischen Kampfturniere setzen. Im Vorbericht sagt der Vf. er habe Ton und Geist der Zeiten nicht durch Urkundensprache, sondern durch schlichte Gesinnung und Handlungsweise auszudrücken gesucht. Das klingt an sich ganz löblich. Wenn aber nun z. B. Heinrich der Löwe S. 112. sagt: „Darf „ich all den Zeichen trauen, die ich höre und sehe. (?) „Auf Zähringens Ruinen weht die Friedensfahne so „lieblich dem Auge, wie *unter Dornen die Rose;* „durch Berg und Thal und über die Ebne hin tönt „der Ruf des Friedens so erfreulich wie das *Abend-„glöcklein dem verirrten Wander!*“ — so wird eine wahre Idyllen-Sprache daraus, die einem hier um so ekler dünkt, da eine unter ganz frischen Ruinen den Besiegten und Verjagten *lieblich wehende* Friedens-Fahne für ein wahres Unding gelten kann. Die Charaktere sind auch ganz von der gewöhnlichsten Art: besorgte Hausmütter, liebevolle Gatten, biedere Ritter, Jünglinge, die nach dem Kampf verlangen, u. s. w. Nur *Heinrich von Schopfheim*, Konrads

rads sogenannte *Friedensstimme*, der als Vasall redlich seine Pflicht thut, die Gerechtigkeit der Fehde warm anerkennt, und doch stets zum Vergleich räth, könnte, wenn er mit einer festern Hand durchgeführt worden wäre, eine Ausnahme machen.

Etwas mehr allgemeines Interesse hat das zweyte Stück, oder könnte wenigstens es haben. Der Hauptgedanke ist nicht unglücklich. Ein blinder Lord unterwirft sich einer Operation; sie gelingt; und siehe da: dieser Oculist ist sein eigner Sohn, von dem er gar nicht einmal wüsste: dass er medicinische Kenntnisse, zumal *der* Art, sich erworben habe. Freylich ist es ein wenig unwahrscheinlich, dass der Sohn acht Jahre Arzneykunde studieren konnte, ohne dass der Vater, der ihn mit dem Studium der Rechte beschäftigt glaubte, ein Wort davon erfuhr; freylich errinnert die ganze Intrigue nur allzuschnell an das *Kotzebuische Epigramm*; aber gleichwohl konnte der wichtige Umstand: dass es ein *Sohn* ist, der diese Handlung ausführt, das Interesse des Ganzen kräftig erhöhen, und zu mancher rührenden, mancher dankbaren Scene Anlass geben, wenn der Vf. die grosse Kunst verstanden hätte, die Erwartung gehörig zu spannen und zu befriedigen, nicht minder die Nebenumstände in eine gehörige, zweckmässige Verbindung zu bringen. Doch hierin ist seine Schwäche nur allzusichtlich. Er hat zwar dem blinden Lord die Familie eines Malers beygesellt, dessen älteste Tochter mit dem jungen Harrison (dem nachmaligen Oculisten) in einem zärtlichen Briefwechsel sich eingelassen hat, ohne zu ahnden, dass sie in ihm bey seiner Heimkunft einen alten Bekannten finden werde; aber diese Intrigue ist so herzlich — kalt, und die Theilnahme an derselben wird noch durch eine zweyte, eben so flache Verwicklung, wo sie glaubt zum Preis des Augenarztes bestimmt zu seyn, so sehr gemindert, dass das Stück bey einer wirklichen Aufführung unmöglich viel Rührung erzeugen könnte. Auch die Liebe der zweyten Schwester, und die Art, wie sie ihrem Auserwahlten sich selbst beynah anträgt, ist eine grösstentheils misslungne Naivetät. Der alte Maler und Vater dieser Mädchen verspricht im Anfange eine viel bessere Rolle, als er nachmals hält, indess hat er doch einige Auftritte, wo er sich vom grösern Theil seiner Mitspieler auszeichnet.

München, b. Lentner: *Agnes Bernauerin*, historisch geschildert von *Felix Joseph Lipowsky*, Kurpfälzisch-Bayerischen General-Landesdirectorialrath etc. 1800. 205 S. 8. mit 2 Kpfr. (16 gr.)

Agnese Bernauerin, Geliebte Herzog Albrecht III. von Bayern, nicht unbekannt in den Jahrbüchern ihres Vaterlandes, doch noch unendlich bekannter durch das Trauerspiel des Grafen zu Törring — eines Dichters, der viel zu schnell wieder verstummte! — hat als ein Schlachtopfer von väterlichem Zorn, von Herrscher-Stolz und ungerechter Uebereilung, so oft schon auf unsern Schaubühnen Bedaurung und Mitleid erregt, Thränen und Beyfall sich erworben, dass man nun wohl mit Zuversicht behaupten kann: ihr Andenken werde nicht sobald, ja vielleicht nie vergehen.

Es wäre daher allerdings gar kein unebner Einfall, wenn ein guter Schriftsteller von dieser deutschen Ines de Castro die historischen Angaben sammelte, ordnete, vergliche, berichtigte; wenn er auf diese Art manches nachtrüge und ergänzte, was dem Dichter damals ausser den Gränzen seines Schauspiels lag; und zugleich, wenigstens mittelbar, bezeichnete, was gegenseitig von demselben hinzugefügt oder verändert worden sey. Verbände er diess mit einem zweckmässigen Gemälde jener Zeitläufte und Sitten; entwickelte er mit Einsicht die Charaktere der hierbey handelnden Personen; mischte er zwanglos und doch treffend einige Bemerkungen darein, die sich dem Historiker oft noch williger und wirkender als selbst dem Dramatiker darbieten, so ist gar kein Zweifel: er brauchte nicht erst ins Gebiet des Romans hinüber zu schreiten — es könnte ihm sogar an *umständlichen* Nachrichten von der Hauptheldin selbst mangeln, — und er würde doch eine historische Erzählung liefern, der es an Interesse nicht gebrechen könnte.

Augenscheinlich war alles diess der Endzweck des Hn. *Lipowsky*; doch dass er ihn ganz oder auch nur genugsam erreicht hätte, können wir nicht von ihm rühmen. Wir verkennen nicht den Fleiss, mit welchem er eine Menge hier und da zerstreuter Stellen zusammentrug; wir gestehen, dass er aus Albrechts frühern und spätern Leben mehrere Umstände, die mit seiner Liebe zur Agnes in Verbindung stehen, nicht unglücklich hier mit anbringt — z. B. die Vereitlung seines Heyraths-Entwurfs mit Elisabeth von Wirtemberg, die Zwistigkeiten mit seinem Vater, u. s. w. — aber zum guten Historiker fehlt ihm viel. Denn nicht gerechnet, dass die Zerspaltung im *Haupttext*, und in nachgeschleppte, ungeheuer lange *Noten*, eine sehr unangenehme, pedantische Erzählungsform abgiebt, und das Lesen sehr erschwert; nicht gerechnet, dass in diesen Noten ein wahres Chaos von Sachen sich befindet, die theils passen, theils nicht passen, bald wirkliche Belege zum Haupttext abgeben, bald mit der Geschichte von Albrecht III. und seiner Bernauerin gar nicht in Verbindung stehen; (wie z. B. was er S. 54. vom Ursprung der Turniere, S. 58. von der scholastischen Philosophie, S. 60. von der Kinderzucht, S. 79. von der geistigen Liebe, und so noch an zwanzig andern Orten sagt;) nicht gerechnet, dass das ganze Büchlein eher: Lebensgeschichte Herzog Albrecht III, als der Agnese Bernauerin betitelt seyn sollte: so verstand auch der Vf. durchaus nicht, eine gewisse Gleichheit und ächt historische Würde in seinen Vortrag zu bringen, und wird da fast immer trocken, wo er ernsthaft, da schwülstig, wo er angenehm schreiben wollte. Welche widerlich verputzte, welche unprosaische Prosa ist es, wenn man

S. 18. liefst: „Thränen zitterten dem gefühlvollen „Mädchen im Auge; ihrer nicht mehr mächtig, fiel „sie ihrem Albrecht um den Hals, und mit ſtammeln„der Zunge ſchwur ſie ihm zum erſtenmal heilige „Liebe, unverbrüchliche Treue. Niemand war ſe„liger, als die beiden Liebenden. *Ueberall, wo ihr „Fuſs hintrat, ſproſsten Blumen der Freude; wo ihr „Auge verweilte, lachte ihnen Eden entgegen. Won„netrunken hatten ſie Arm in Arm geſchlungen, fühl„ten den Einklang der Seelen in zärtlicher Vereinigung „ihrer Herzen,*“ u. ſ. w. Ganz gewifs findet man Blumen *der* Art nie in guten Hiſtorikern, aber ſie werden noch mehr zu bloſsen abgeriſſenen Purpurlappen, wenn ihnen ſchnurſtracks ſolche Perioden (wie hier S. 19.) folgen: „Dieſe Ehe war an und für ſich „eine Ehe zur linken Hand (*matrimonium morgena„ticum*) und ſelbſt am Hofe des Herzogs Albrecht „war ſie, *einige, nämlich die geheimſten Zeugen aus„genommen, unbekannt.*“ Welch ein Deutſch! Wenn aber der Vf. zumal auf das unglückliche Ende Agneſens kömmt, wo hat er die groſse lange Rede her, die er ſie (S. 33.) halten läſst? Die Schriftſteller, auf die er ſich beruft, ſagen ja nichts weiter, als daſs ſie *nimium proterve, muliebri levitate* geantwortet; und ein anderer: daſs ſie den Herzog Ernſt nicht als ihren Richter und Herrn betrachtet hätte. — Ausſchmückungen von einem ſolchem Umfange ſind gewifs nur dem Dichter vergönnt! — Immer bleibt daher noch eine gehörige Biographie, es ſey nun von *Agneſe Bernauerin* ſelbſt, als Hauptperſon, oder von Herzog *Albrecht III.* (wo ſeine Geliebte die vorzüglichſte Epiſode ausmachen würde,) einem ſpätern Schriftſteller aufbehalten, der aber hier mancherley geſammelt, herbeygeſchafft, und zum Theil vorgearbeitet finden würde. Unter den Beylagen ſind einige ſchätzbar; aber ein paar ſtehen mit dem eigentlichen Gegenſtande faſt in gar keiner Verbindung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, im Induſtrie-Comptoir: *Leipziger Mode-Magazin des neueſten deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Geſchmacks.* Herausgegeben von *M. A. Berrin.* 3ter Band. 12. Hefte. Jeder Heft enthält 4. Kupfertafeln, meiſtens colorirt, und alle zuſammen 424 S. gedruckten Text. 4. (6 Rthlr.)

Die vor uns liegenden Hefte (von den früheren iſt zu ſeiner Zeit in dieſen Blättern Erwähnung geſchehen) haben wir alle mit Vergnügen durchgeſehen. Die Kleidung der engliſchen Damen zeichnet ſich noch immer durch edle Einfachheit, und was ihr in unſern Augen einen nicht unbedeutenden Vorzug giebt, durch beſcheidenen Anſtand aus; den Franzöſinnen muſs man es indeſſen zum Ruhme nachſagen, daſs, ſeit der Taumel der Revolution etwas verdampft iſt, ihre Tracht ehrbarer geworden, und in gleichem Verhältniſs auch an Geſchmack gewonnen hat; mehreres wäre ſogar werth nachgeahmt zu werden. Dieſes gilt indeſſen bloſs von den Frauenkleidungen; der Anzug der Stutzer ſieht noch immer fratzenhaft genug aus. Das Magazin beſchränkt ſich übrigens nicht bloſs auf die Moden in Kleidungen, ſondern liefert auch Muſter zu Meubeln von neuer und zierlicher Form nebſt andern Merkwürdigkeiten; z. B. im 4ten Heft eine Abbildung des erſten Conſuls in ſeiner beſten Staatskleidung, im 6ten Heft die Anſicht vom Panthéon français mit den Abänderungen, welche der Architect Dewailly vorgeſchlagen, und im 8ten Heft wird ein Proſpect des vom Kaiſer Paul erbauten Pallaſts St. Michael zu Petersburg gegeben. Unter den jedem Heft beygedruckten Gedichten, kleinen Erzählungen, Auszügen aus Büchern, Anekdoten u. dgl. iſt, wenn auch nicht viel vorzüglich Gutes, doch manches Unterhaltende zu finden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Amberg* u. *Sulzbach*, b. Seidel: *Denkmal der Periode vom Monat Julius 1800 bis Monat April 1801 unvergeſslich dem Einwohner der kurfürſtlichen oberpfälziſchen Haupt- und Reſidenzſtadt Amberg*, geſammelt von einem Zeitgenoſſen und Augenzeugen, gewidmet dem Oberpfälzer. 1801. 110 S. 8. Den Eingang macht eine pomphafte Erzählung von den Schrecken und Beſorgniſſen, welche die häufigen Nachrichten von dem Anrücken der Franzoſen gegen die Oberpfalz aus allen vier Weltgegenden her erregt haben, mit fleiſsiger Aufzählung, wie oft der Kanonendonner aus der Ferne gehört worden ſey; dann von der Ankunft und dem Aufenthalt des Kurfürſten in der neuen Reſidenzſtadt, und endlich von der Freude beym lange her geſehnten Frieden. Dieſs alles dient als Einleitung zu der ſehr ausführlichen Beſchreibung der Feſte, welche die Bewohner Ambergs, nach der Abreise des Kurfürſten, mehrern hohen Perſonen ſeiner Familie gaben. Sie mögen ſich in der Vorſtellung ganz artig ausgezeichnet haben, z. B. die von Kindern vorgeſtellte Bauernhochzeit, gut aufgenommen worden ſeyn, und von der herzlichen Zuneigung der Amberger gegen ihren Landesfürſten zeugen; wenn nun aber die umſtändlichen Nachrichten aus Vaterlandsliebe gedruckt werden ſollten, ſo hätten wenigſtens zur Ehre der bayriſchen Poeterey viele Verſe weggelaſſen werden müſſen. Die Schulzin ſingt oder declamirt auf der Bauernhochzeit:

„Durchlaucht ſind geſund und auch bey dieſem Hochzeitfeſt:
O Wonne! die ſich nur empfinden läſst.
Das kleinſte Uebel ſoll von Ihnen flieh'n
Und lang Ihr hoher Stamm in Ihnen blüh'n!“

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 12. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. d. Oder, in d. Akadem. Buchh.: *Ueber die Redaction eines deutschen Gesetzbuchs aus den brauchbaren aber unveränderten Materialien des gemeinen Rechts in Deutschland.* Vom Legationsrathe *Johann Friedrich Reitemeier* in Frankf. a. d. O. 1800. 125 S. 8. (8 gr.)

Wenn man die Wichtigkeit einer Schrift nicht nach dem innern Werth, sondern nach der Gröfse des Zwecks, den sie ankündigt, beurtheilen will: so gehört diese in die Reihe wichtiger Werke. Schon lange war das Schwanken und die Ungewifsheit des positiven Rechts ein Gegenstand von Klagen und frommen Wünschen, und schon lange hat man die letzte Ursache aller dieser Mängel in den fremden und fremdartigen Rechtsquellen, in der wunderbaren und wunderlichen Zusammensetzung des Gebäudes unserer Gesetzgebung zu finden geglaubt. Hr. *R.*, von gleicher Ueberzeugung belebt, fafste den Entschlufs, nicht etwa blofs durch Vorschläge eine neue künftige Gesetzgebung vorzubereiten, sondern, als ein zweyter Justinian, an die Wurzel alles Uebels selbst die Axt zu legen. Die gegenwärtige Schrift ist der Vorläufer des grofsen Werks, und legt den Plan zu dem neuen Gesetzbuche vor, das von ihm ausgeführt werden soll. Er geht von der an sich richtigen Ueberzeugung aus, dafs ein *gemeines* Recht in Deutschland durch die einzelnen Particulargesetzgebungen nicht verdrängt werden dürfe; und dafs eine Reform der deutschen Gesetzgebung von einer Reformation jenes ausgehen müsse. Allein wie soll dieses bewirkt werden? Von dem Reichstag läfst sich nicht erwarten, dafs er selbst ein neues Gesetzbuch schaffen werde; auch läfst es sich nicht hoffen, dafs in den einzelnen deutschen Territorien ein schon vollendetes Gesetzbuch eines andern deutschen Reichsstandes, das preufsische Recht nämlich, werde aufgenommen werden. (Das letzte würde aber, wie Hr. *R.* nicht bemerkt zu haben scheint, aller Allgemeinheit ungeachtet, dennoch das *gemeine Recht*, das etwas mehr als ein allgemeines Recht ist, aufheben). Es bleibt also, nach der Meynung des Vfs. weiter nichs übrig, als die *Redaction eines deutschen Gesetzbuchs* aus den unveränderten Materialien des jetzt geltenden gemeinen Rechts, ein Werk, das, indem es auf das alte gebaut ist, um so gewisser das Zutrauen für sich gewinnen, und, durch den zusammenstimmenden Beyfall der Deutschen gebilligt, erst in die Gerichte sich einschleichen, dann aber entweder durch ausdrückliche Verordnung der einzelnen Landesherrn oder durch die Sanction eines Reichsgesetzes in der Form eines eigentlichen Gesetzbuches auftreten wird. Die Hauptidee des Ganzen ist diese. Unsre Rechte sind zerstreut in verschiedenen Gesetzbüchern, und werden nicht einmal durch einen gemeinschaftlichen Geist zusammengehalten; das deutsche Gesetzbuch mufs also das Zerstreute sammeln und zur Einheit verknüpfen: in unsern Gesetzbüchern ist das Unbrauchbare mit dem Brauchbaren, das Veraltete mit dem Geltenden vermischt; dieses mufs abgesondert, jenes verworfen werden; die gemeinen Rechte haben Lücken und entscheiden nicht alles, was zu entscheiden ist, da mufs denn das redigirte Gesetzbuch das Naturrecht, nebst den einzelnen Entscheidungen der Gerichte und Schöppenstühle zu Hülfe nehmen: das gemeine Recht ist aber endlich auch unbestimmt und enthält eine wahre Fundgrube von Controversen, deren Discussion ganze Bände ausfüllt und die unter den Menschen so viel Unheil stiften; hier kann nur ein *Deus ex machina* helfen, und dieser ist — das preufsische Landrecht, das unter allen Autoritäten vor allen *opinionibus Doctorum* in höchster Instanz entscheiden mufs. Denn die preufsische Gesetzcommission bestand aus Deutschen, und sie arbeitete für Deutsche, sie umfafste mit ihrem Geist das ganze Gebiet der Gesetzgebung, und wurde geleitet durch die ewigen Grundsätze des Naturrechts und des römischen Gesetzbuchs, alle Deutsche waren selbst durch Preise zur Stimmgebung bey dieser Legislation aufgefodert, und so kam das preufsische Landrecht gleichsam unter Concurrenz der deutschen Nation zu Stande. Aus diesen Gründen hat es in Deutschland die meiste Autorität, es müssen also seine Entscheidungen in controversen Fällen vom deutschen Gesetzbuch aufgenommen werden. Selbst in dem Ausdruck (Hr. *R.* setzt immer Fassung) ist das preufsische Recht für die deutsche Legislation gesetzgebend. Das Landrecht stimmt in den meisten Hauptpunkten mit dem gemeinen Recht überein. Da nun das deutsche Gesetzbuch unstreitig deutsch geschrieben seyn mufs: so kann man blofs das preufsische Landrecht in allen den Sätzen, wo sein Inhalt gemeines Recht ist, unbedenklich sprechen lassen. Auf diese Art wird also hauptsächlich das deutsche redigirte Gesetzbuch aus dem preufsischen Landrechte selbst bestehen, mit Ausschlufs derjenigen Dispositionen, die weder übereinstimmend mit dem gemeinen Recht, noch Entscheidungen gemeinrechtlicher Controversen sind. Diefs ist der Plan, den

Hr. *R.* realisiren wird. Mit der Erhebung dieses Werks zu einem Gesetzbuche soll es so zugehen. Zunächst gilt das redigirte Gesetzbuch in den Punkten, wo es nur das gemeine Recht ausdrückt, als Repertorium für die Quellen selbst, und hat blos in soweit praktische Gültigkeit, als es wirklich mit diesen übereinstimmt, und muss daher mit Citaten belegt seyn; in Ansehung der in ihm entschiedenen gemeinrechtlichen Controversen wird es nur vermittelst des Zutrauens zu dem preussischen Landrecht in den Gerichten Einfluss haben, und als Repertorium der Entscheidungen desselben wirken. Während nun die Richter sich an dieses Handbuch gewöhnen, wird die deutsche Nation zur Verbesserung desselben alles beytragen. Vorerst werden die Recensenten das Buch in dem Groben abfeilen; dann werden einzelne Schriften, wohl auch durch Preise patriotischer Fürsten ermuntert, mit ihren Bemerkungen zu Hülfe kommen; im Nothfall können auch die höchsten Landesgerichte, Schöppenstühle und höchsten Reichsgerichte zur Entscheidung unentschiedener Fragen aufgefodert werden. Der Redacteur wird alle Fehler sammeln und in einem Nachtrage verbessern, und auf diese Art wird ein solches, gleichsam aus den Comitien der gesammten deutschen Nation geschaffenes Werk, den höchsten Grad der Vollkommenheit erlangen. Nichts wird alsdann der öffentlichen Autorisation desselben durch Particulargesetze oder ein Reichsgesetz entgegen stehen, und so die grosse Reform vollendet seyn. — Dass Hr. *R.*, was die Erhebung seines Werks zum Nationalgesetzbuche betrifft, auf Voraussetzungen rechne, auf die man bey kaltem Blute nicht wohl rechnen darf, am wenigsten in Deutschland, leuchtet wohl von selbst ein. Rec. wenigstens wird hier unwillkürlich an die Aeusserung Friedrichs II. über St. Pierres Project des ewigen Friedens erinnert: „es ist die Sache an sich ganz gut; nur Schade, sie hängt von der Kleinigkeit ab, dass sie meinen Herrn Brüdern, Oheimen und Vettern beliebt." Allein dieses Werk selbst ist schon in der Idee eine sehr verunglückte Geburt. Hr. *R.* scheint, wie aus mehreren Aeusserungen, aus dem projectirten Auflesen der Entscheidungen, aus den versprochenen Anhängen zum Gesetzbuche etc. erhellet, die Zweckmäsigkeit und Vollständigkeit seines Gesetzbuchs bey der Vollständigkeit im Einzelnen zu suchen; obgleich Hr. *R.* sehr leicht sich überzeugen könnte, dass nur das Erschöpfende, die Zulänglichkeit und absolute Bestimmtheit in dem *Allgemeinen* eine Legislation ihrem Ideale näher bringen kann. Die grösste Masse einzelner Entscheidungen kann nur eine scheinbare Vollständigkeit geben, und eben der Umstand, dass man in unsern recipirten fremden Gesetzbüchern erst im Einzelnen das Allgemeine, aus den Entscheidungen erst die Regeln, suchen muss, nicht aber die Unvollständigkeit in unentschiedenen Fällen, ist ein gerechter Vorwurf gegen das fremde Recht. Regeln und Grundsätze aufzufinden, welche für alle Erfahrung ausreichen, und durch ihre Allgemeinheit jeden möglichen Fall umfassen, dies ist die Aufgabe, die eine Gesetzgebung zu lösen hat, und welche selbst die erleuchteten Verfasser des preussischen Gesetzbuchs nicht in ihrer vollkommenen Stärke ergriffen zu haben scheinen. Doch auch davon abgesehen, scheint uns der Vf. in dem Plan, das preussische Recht wenigstens zum Theil zum gemeinen Rechte zu erheben, sich selbst nicht ganz verstanden zu haben. Wir wollen dahin gar nicht rechnen, dass die Controversenzahl wohl nicht so ungeheuer und so bedeutend ist, als der Vf. meynt, der sich vielleicht alles als eine wahre Controverse denkt, was irgend einmal einem Juristen zu bezweifeln beliebte; wir wollen auch gern übersehen, was Hr. *R.* übersah, dass gründliches und allgemein verbreitetes Studium der Quellen, höhere Ausbildung der noch so verwilderten Hermeneutik, grösere Aufklärung und tieferes Eindringen in Geschichte und Philosophie die Zahl der Controversen gar bedeutend vermindern müssen, wenn nämlich das gemeine juristische Publicum sich zu einem liberaleren Geist erhebt, und der Praktiker nicht in stumpfer Brutalität versunken, die Fortschritte seiner Wissenschaft sich anzueignen verstehen wird. Sollte denn aber auch wirklich der von dem Vf. zu Hülfe gerufene *Deus ex machina* den Knoten lösen können? Wir würden wenig einzuwenden haben, wenn der Vf. weiter nichts wollte, als dass sein Gesetzbuch unmittelbar von einer höchsten Gewalt als solches angenommen werde. Allein sein Buch soll sich durch seinen praktischen Gebrauch als Handbuch oder Repertorium des gemeinen Rechts empfehlen, und erst auf diesem Weg zur Würde eines Gesetzbuches fortschreiten. Und da begreifen wir es gar nicht, wie das preussische Landrecht als höchste Instanz unter den Autoritäten zur Entscheidung der gemeinrechtlichen Controversen aufgeführt werden konnte. Da es, ausser der Autorität der Gesetze, keine andre Autorität giebt, und alle vermeynten Autoritäten nur der Nothbehelf der des Denkens entwöhnten Praktiker sind: so baut er schon seine Reform auf eine Voraussetzung, die jeder aufgeklärte Rechtsgelehrte als ein leeres Vorurtheil verachtet. Auch zugestanden, es gebe Autoritäten, wodurch ist das Landrecht Autorität für Deutschland? Unsere Richter sind auf ihre Landesgesetze und auf das gemeine Recht verpflichtet, müssen also ihr Urtheil bestimmen nach diesen, nicht nach einem Gesetzbuch, das sie als Richter in keiner Rücksicht angeht. Man hat vielleicht Zutrauen zu den Verfassern des Landrechts als *Gesetzgebern*, aber dies ist noch kein Zutrauen zu ihnen als *Rechtsgelehrten*, in Beziehung auf das gemeine Recht. Als Gesetzgeber giengen sie aus von den Principien der gesetzgebenden Klugheit, nicht von Principien einer bestehenden Gesetzgebung; sie hatten nicht diese anzuwenden und zu entwickeln, sie hatten eine neue Gesetzgebung zu begründen und darzustellen. Das gemeine Recht gab nur zuweilen die Materialien zu dem Gebäude, welches die Hand des Gesetzgebers errichten sollte, und die in ihnen liegenden Controversen wurden nicht entschieden aus dem gemeinen Recht auf

dem

dem Weg der Exegeſe, ſondern aus dem Geſichtspunkt, aus welchem ein Geſetzgeber entſcheidet. Wir fragen alſo im vollem Ernſt, hat Hr. *R.* ſich ſelbſt verſtanden, wenn er von der Autorität des Landrechts in dem Gebiet des gemeinen Rechtes ſprach? —

Wir ſind unſern Leſern noch etwas von dem Einzelnen in dieſem Buche zu geben ſchuldig, damit ſie über den Geiſt deſſelben mit vollkommner Beſtimmtheit entſcheiden können. Was wird das Publicum erwarten können, wenn es S. 19. lieſt: „Noch jetzt iſt das römiſche Recht die Hauptſache, in welchem der deutſche Juriſt lebet und webet, und das deutſche Recht läuft gleichſam nur nebenbey, da doch, der natürlichen Ordnung nach, das *letztere die Baſis ſeyn, und das Römiſche nicht weiter in Betracht kommen ſollte, als es Lücken im Deutſchen giebt, die von ihm durch Materialien, die in den Charakter des letztern paſſen, ergänzt werden können.*" Wird es ſich etwas beſtimmtes unter Materialien des gemeinen Rechts denken können, die in den Charakter des deutſchen Rechts paſſen? Wird es, nicht bey der ganzen Aeuſſerung über das Verhältniſs des römiſchen Rechts zu dem deutſchen mit Recht zweifeln, ob Hr. *R.* auch nur einigermaaſsen den wiſſenſchaftlichen Charakter des deutſchen Rechts und die Natur des gemeinen Rechtes kenne? Noch weit tiefer ſinkt das Vertrauen in Hn. *R.*, wenn man ſeine Theorie anhört, welche über die Art der Benutzung des gemeinen Rechts für das redigirte Geſetz aufgeſtellt wird. Man muſs, ſagt der Vf. zwiſchen *befehlenden* und *erklärenden* Geſetzen des gemeinen Rechts unterſcheiden. „Die *befehlenden* Geſetze ſind es, die „das natürliche Recht in Hinſicht auf den Zweck „des Staats modificiren, die alſo eigentlich das po„ſitive Recht bilden. — In dieſer Claſſe von Ge„ſetzen liegen I. *Einſchränkungen in dem Gebrauche „der Freyheit und des Eigenthums*, und zwar zur Ab„wendung *a*) der Beraubung, Beeinträchtigung und „Beſchädigung deſſen, was jemand wirklich als das „Seinige beſitzt, *b*) der Handlungen, wodurch die „Gefahr eines Verluſtes herbeygeführt, oder die „Hoffnung eines Gewinnes vereitelt wird." — Jenes ſind die *Criminal-* dieſes die *Polizeygeſetze*, zu welchen auch nach dem Vf. Civilgeſetze gehören, wenn ſie durch eine Polizeyrückſicht beſtimmt ſind, Z. E. wenn den natürlich fähigen Perſonen Bürgſchaften, Wechſel etc. verboten ſind, wenn einer Willenserklärung eine gewiſſe Form beſtimmt wird u. ſ. w. II. Die *Verpflichtung zu Handlungen* durch Ge„ſetze, machen die zweyte Art der befehlenden Ge„ſetze aus" (!). Dahin gehören die Finanz- und Cameralgeſetze. Mit den *erklärenden* Geſetzen hat es eine ganz andre Bewandniſs. „Sie geben bloſs die „rechtlichen *Wirkungen* an, die alsdenn eintreten, „wenn jemand den befehlenden gemäſs oder entge„gen gehandelt hat. Dieſe rechtlichen Wirkungen „äuſsern ſich *a*) in öffentlichen Verhältniſſen gegen „den Staat, und ſind in der Regel Strafen und Be„lohnungen, zu welchen letztern nicht bloſs eigent„liche Prämien, ſondern auch die vom Staate aner„kannte und geſchätzte *Gültigkeit* der geſetzmäſsi„gen Handlungen gehört; *b*) im Privatſtande gegen „die Mitbürger und Fremde, und beſtehen in Fode„rungen an Andere und in Verbindlichkeiten gegen „ſelbige." Eine ſolche Eintheilung und Beſtimmung iſt in der That zu ſehr unter der Kritik, als daſs dieſe auch nur ein Wort dabey zu verlieren brauchte. Und nun vollends die Anwendung hievon! Von dem befehlenden Theil der Geſetze in dem *fremden* Recht ſoll z. B. nichts in das deutſche Geſetzbuch kommen, weil alle dieſe Beſtimmungen auf Localitäten beruhen, von den Finanzgeſetzen bis herab zu den Criminalgeſetzen. Selbſt der befehlende Theil der deutſchen Reichsgeſetze iſt nur mit groſsen Einſchränkungen aufzunehmen, weil hier das meiſte auf den Localverhältniſſen einzelner Territorien beruht. Es ſollen daher zwar die einheimiſchen deutſchen Criminalgeſetze in unſern Nationalcodex kommen, aber — nichts von der Strafe, die in dem gemeinen Rechte beſtimmt iſt, weil Todesſtrafe, Relegation etc. von dem Geiſt einzelner Staaten in Deutſchland, von den Sitten des Volks und alſo ebenfalls von Localitäten abhängen. Eine ganz herrliche Geſetzanatomie! Ein gemeines Criminalgeſetzbuch ohne Strafen! Wer denkt nicht hiebey an ein Buch voll Sätze mit einem Subject ohne Prädicat, mit lauter Vorderſätzen, denen der Nachſatz fehlt? Wir könnten noch manche Seltenheiten ausheben, z. B. über das „praktiſche" und das „allgemeine" Naturrecht, über die Urſachen, warum das Naturrecht noch keinen allgemeingeltenden höchſten Grundſatz hat u. ſ. w. Allein es iſt zu ſchwer, eine Auswahl zu treffen; daher wir dieſs billig dem Leſer ſelbſt überlaſſen.

Dem Plane, der in dieſer Schrift dargelegt iſt, hat der Vf. ſogleich eine wirkliche Probe für die Ausführung folgen laſſen, nämlich:

1) Frankfurt a. d. Oder, in d. Akadem. Buchh.: *Das allgemeine Abſchoſsrecht in Deutſchland.* Vom Legationsrathe *Johann Friedr. Reitemeier* etc. 1800. 13 Bogen 8.

2) Ebendaſ.: *Das Abſchoſsrecht in den preuſsiſchen Staaten. Ein Anhang zum allgemeinen Abſchoſsrecht in Deutſchland*, vom L. R. *J. F. Reitemeier.* 1800. 95 S. 8.

Nr. 1. ſoll die in ganz Deutſchland geltenden Grundſätze des Abſchoſsrechtes darſtellen, und iſt ein Theil des zu redigirenden allgemeinen Geſetzbuchs. Es iſt, dem Plane gemäſs, eine Compilation aus dem preuſsiſchen Landrecht und aus den Schriften der Rechtsgelehrten über dieſe Materie, in Beziehung auf den Begriff des Abſchoſsrechts überhaupt. Bey Hn. *R.*, der von dem Neueren in ſeiner Wiſſenſchaft keine Notiz genommen zu haben ſcheint, kann man es wohl nicht befremdend finden, wenn er das Abſchoſsrecht als — *gemeines* Recht, die Darſtellung deſſelben als Theil eines aus den unveränderlichen Materialien des *gemeinen* Rechts redigirten Geſetzbuches be-

betrachtet. Nur ist es allerdings bedenklich, wenn der Reformator der gemeinen deutschen Gesetzgebung noch das Particularrecht mit dem gemeinen Recht, ein vielleicht *geographisch-allgemeines* Recht mit dem seinem Grund nach *allgemeingültigen* Recht verwechselt. Uebrigens liefert hier der Vf. zuerst eine Abhandlung über die Verbesserung des Abschofswesens, dann folgt eine Abhandlung über die Quellen desselben, und hierauf das sogenannte allgemeine Abschofsrecht selbst. Beylagen, worin einzelne Meynungen der Discussion unterworfen werden, machen den Beschluss.

Der Schrift Nr. 2. liegen die Principien des gemeinen Abschofsrechts zum Grunde, unter deren Voraussetzung sie die Eigenthümlichkeiten des preufsischen Abschofsrechts darstellt. Uebrigens wird diese Schrift für den preufsischen Rechtsgelehrten nützlicher seyn, als Nr. 1. für den nichtpreufsischen Juristen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Gotha*, in der Becker. Buchh.: *Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers*, von D. *Samuel Hahnemann*. 1801. VIII. und 40 S. 8. (3 gr.) Schon im Januar 1800 (s. Salzb. med. chir. Zeitung B. 1. S. 191.) hatte der Vf. ein specifisches nie trügendes Vorwahrungs- und Verbauungsmittel des Scharlachfiebers gegen Pränumeration eines Friedrichsd'ors feilgeboten, und im May desselben Jahres (s. Ebendas. B. 2. S. 286.) dieses Ausgebot wiederholt. Hier ist nun die Schrift, die das Geheimnifs enthält. Da der Vf. die Bekanntmachung derselben für so äufserst wichtig hält, und wir — freylich in einer ganz anderen Rücksicht als der Vf. nämlich in so ferne der Welt dadurch ein Beweis gegeben wird, wie leicht Menschen auf Irrwege gerathen können, und wie sehr man auf seiner Hut seyn müsse, sich nicht durch grofse Anpreisungen, und den Namen des Anpreisers verführen zu lassen, — die Wichtigkeit der Bekanntmachung anerkennt: so glauben wir dem Leser einen treuen Bericht von dieser Schrift schuldig zu seyn.

Nachdem der Vf. eine kurze Beschreibung der Scharlachfieber-Epidemie zu Königslutter, welche nach seiner Angabe meistens bösartig war, vorausgeschickt hat, lehrt er die Heilung des Scharlachfiebers. Diese geschieht, nach dem Vf., durch Bekämpfung zwey verschiedener zuweilen schnell mit einander abwechselnder Körper-Zustände. Der eine offenbaret sich durch brennende Hitze, schläfrige Betäubung, agonisirendes (?) Umherwerfen mit Erbrechen, Durchlauf, auch wohl Convulsionen begleitet. Diesen Zustand stillte der Vf. höchstens binnen einer Stunde entweder dadurch, dafs er ein Stückchen Papier von eines halben bis ganzen Zolls Länge und Breite mit starker Mohnsafttinctur befeuchtet auf die Herzgrube legte, bis es trocken war (diese Tinctur war durch Wochen lange Auflösung eines Theils fein gepülverten rohen Mohnsafts in 20 Theilen dünnen Weingeistes bereitet), oder innerlich dadurch, dafs er von einer verdünnteren Tinctur (es wird nämlich von obiger Tinctur 1 Tropfen mit 500 Tropfen stark gewässerten Weingeistes innig gemischt, und von dieser Mischung 1 Tropfen mit 500 Tropfen ebenfalls stark gewässerten Weingeistes sorgfältig unter einander geschüttelt) einem 4jährigen Kinde einen Tropfen, einem 10jährigen 2 Tropfen alle 4, 8, auch 24 Stunden reichte. Den zweyten Zustand bezeichnen gegen Abend steigendes Fieber, Schlaflosigkeit, gänzlicher Mangel an Appetit, Uebelkeit, Verdrielslichkeit, Stöhnen. Diesen Zustand hob der Vf. in wenigen Viertelstunden durch Ipecacuanha, die er entweder in Substanz zu $\frac{1}{16}$ bis $\frac{1}{4}$ Gran in Pulver, oder auch in Tinctur gab. Zur Bereitung dieser wurde 1 Theil Pulver mit 20 Theilen Weingeist 7 Tage digerirt, und davon 1 Tropfen mit 100 Tropfen verdünnten Weingeist gemischt. Von dieser Tinctur gab er dem kleinsten Kinde 1 Tropfen, dem gröfsten aber 10 Tropfen *pro dosi*, und alle Todesgefahr war sicher abgewendet. Ferner erzählt der Vf. weitläuftig, wie er das von ihm erfundene göttliche Verwahrungs- und Vorbauungsmittel des Scharlachfiebers entdeckt habe. Es versteht sich, nach seinem neuen Princip. Ein Gran ausgepreisten und bis zur Trockne abgedunsteten Saftes der Belladonna wird in 100 Tropfen gemeinen destillirten Wassers aufgelöfet, dazu werden 300 Tropfen gewässerten Weingeistes gethan, und wohl durch einander geschüttelt (starke Belladonna-Auflösung), davon wird 1 Tropfen mit 300 Tropfen gewässerten Weingeistes zusammen vereiniget (mittlere Belk. Aufl.), und von dieser Mischung wird endlich 1 Tropfen mit 200 Tropfen gewässerten Weingeistes gemischt. Diese schwache Belladonna-Auflösung, welche $\frac{1}{2400000}$ eines Grans getrockneten Belladonnasaftes enthält, ist dann das wichtige Vorbauungsmittel des Scharlachfiebers, von welchem der Vf. einem noch nicht vom Scharlachfieber Befallenen, einem einjährigen Kinde 2 Tropfen, und so nach den Jahren allmälich mehr, bis endlich vom 20sten bis 30sten Jahre nicht über 40 Tropfen alle 72 Stunden einmal, so lange die Epidemie währt, und noch 4 bis 5 Wochen nachher giebt. Ist die Epidemie heftig: so läfst man die 2te Gabe 24 Stunden nach der ersten, die 3te 36 Stunden nach der 2ten, die 4te 48 Stunden nach der 3ten folgen, und dann erst die Gaben alle 72 Stunden bis zu Ende reichen.

Zur Unterdrückung des schon entstandenen Scharlachfiebers giebt der Vf. die Hälfte von den zur Verhütung empfohlnen Dosen alle 3 Stunden, bis alle Zufälle verschwunden sind. — Auch die Nachwehen des Scharlachfiebers, als Geschwulst, Cachexie, schleichendes Fieber u. s. w. hebt der Vf. mit der Belladonna-Auflösung. — Bey der sogenannten unheilsamen Haut (Neigung zur Trennung der festen Theile, zur Verschwärung) empfiehlt der Vf. aber ein anderes Mittel. 1 Gran eingetrockneten Saftes der *Matricaria Chamomilla*, wird mit 500 Tropfen Wasser und eben so viel Weingeist vermischt, davon wird 1 Tropfen mit 800 Tropfen gewässerten Weingeist gemischt. Davon bekömmt ein Kind von etlichen Jahren einen Tropfen.

Rec. enthält sich alles weiteren Urtheils: alles in dieser Schrift spricht wider den Vf., und man kann sich bey Lesung derselben nicht enthalten ihn wegen solcher Selbsttäuschung zu bedauern.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 13. März 1802.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Breslau, b. Meyer: *Cornelii Nepotis Vitae excellentium imperatorum.* Editio nova, scholarum usui accommodata, cum brevi adnotatione. Curavit *Carol. Frider. Heinrich*, Gymnas. Magdalen. Vratislav. Doctor (*nunmehr* Prof.), Soc. Lat. Jen. Sodal. honor. 1801. XII. u. 209 S. 8. (16 gr.)

2) Berlin, in der Königl. Preufs. Akad. Kunst- u. Buchh.: *Cornelius Nepos de vita excellentium imperatorum.* Mit Einleitungen und deutschen Anmerkungen von M. *Benjamin Friedr. Schmieder*, Rector des Luth. Gymnas. zu Halle. 1801. X. u. 229 S. 8. (16 gr.)

3) Frankfurt am M., b. Eichenberg: *Cornelii Nepotis Vitae excellentium imperatorum.* Editiones collatae una cum Vita a *G. J. Vossio* scripta. Editio accurata. 1801. VI. und 168 S. 8.

Alle drey Herausgeber giengen bey ihrer Bearbeitung, von der Voraussetzung aus, dafs *Nepos* ein Schriftsteller sey, welcher mit Nutzen auf Schulen gelesen werden könne. Vorzüglich hat sich Hr. Prof. *Heinrich* darüber in der Vorrede kurz, aber befriedigend, erklärt. Man kann daher schon nach jener Voraussetzung nicht erwarten, dafs man in einer dieser Ausgaben den Plan werde ausgeführt finden, nach welchem ehemals *Ruhnkenius* den Nepos zu bearbeiten gedachte (s. *Wyttenbach Vita Ruhnkenii* p. 125.); gesetzt auch, dafs die Kräfte der Herausgeber zu einer solchen Bearbeitung hinreichend gewesen wären. Am meisten liefs sich ohne Zweifel von Hn. *Heinrich's* Geschmack und Kenntnifs erwarten. Allein der bescheidene Mann gesteht selbst, dafs er durch die Kürze der Zeit sehr beengt gewesen; dafs der Verleger ihm nur den Auftrag gegeben, eine neue Handausgabe für das dortige Gymnasium zu besorgen; dafs seine Collegen den Auftrag unterstützt, und dafs er mithin nichts weiter, als gewissermafsen einen *Schlesischen Nepos*, habe liefern können. Das Aeufsere ist indefs zu diesem Behuf einladend genug; der Text ist nach einer sorgfältigen Recognition des Herausgebers correct abgedruckt, und die unter demselben stehenden Anmerkungen, wiewohl sie fast nur auf Erklärung der schwierigsten Stellen sich beziehen, und gröfstentheils aus den Vorgängern gezogen sind, verrathen doch einsichtsvolle Auswahl. Denn so anspruchslos sie auch erscheinen, so haben wir sie doch bey schweren Stellen zulänglich gefunden, die Schwierigkeit bemerkbar zu machen und zu heben. Schon das erste ist für den Anfänger mehr werth, als alle prunkende Citaten. So weifs man z. B. dafs am Schlusse des *Eumenes* das *humaverunt, ossaque ejus — deportanda curaverunt*, einigen anstöfsig gewesen (s. *Acta Trajectina I. p.* 160.); oder dafs andere in der Lebensbeschreibung desselben Feldherrn Kap. 11. die Worte *dignitate fuit honesta — neque tam magno corpore quam figura venusta* unrichtig oder unbestimmt gefunden haben. (S. *Heinsius ad Vellei. Paterc. p.* 819. *ed. Ruhnk.*) Hr. *Heinrich* giebt über beides eine befriedigende Auskunft, obgleich er jene Citate nicht aufführt. So in mehrern Stellen, wo wir oft an die ähnliche Erklärungsmanier des sel. *Morus*, welche ebenfalls weniger verspricht als leistet, erinnert wurden.

Hr. Rect. *Schmieder* war mehr vorbereitet zu dem Geschäft. Durch das *Lexicon über den Cornel. Nepos* 1798 (s. A. L. Z. 1798. Nr. 378. S. 663. ff.) hatte er sich schon vorgearbeitet; er hält jenem Hülfsbuch hier eine neue Schutzrede; aber, man sage was man wolle, die Einführung solcher particulären Wörterbücher ist nicht durchaus zu empfehlen, und giebt nur einseitige und zerstückelte Kenntnifs der lateinischen Sprache und des lateinischen Redegebrauchs. Zweckmäfsiger ist es, der Jugend so bald als möglich allgemeine Wörterbücher in die Hand zu geben, damit sie, nicht etwa abgeleitete, specielle, seltne, nur diesem oder jenem Schriftsteller eigne, sondern vor allen die ursprüngliche Bedeutung, und sodann die von ihr abstammende ganze Familie der Wortbedeutungen in gehöriger Ordnung und natürlicher Verbindung kennen lerne und übersehe. Entgegengesetzte Wege führen nicht zur Gründlichkeit. Die vortrefflichen *Indices graecitatis et latinitatis*, die wir über einzelne Schriftsteller besitzen, sollten mehr von den *Provectioribus*, (nicht von Anfängern) studiert werden, um den Sprachgenius und die Eigenthümlichkeit einzelner Schriftsteller daraus abzunehmen.

Bey der *Schmiederschen* Handausgabe des Nepos liegt der Heusingersche Text zum Grunde, den der Herausgeber aber doch an verschiedenen Stellen verläfst, wo ihn andere Kritiker eines bessern überzeugten. Auch berichtigt er manche Stelle blofs durch Hülfe der Interpunction. Jeder Lebensbeschreibung setzt er eine ergänzende historische Einleitung vor. Zur Erläuterung des Locals dient ein geographisches Register und eine Karte, welche den Schauplatz der im Nepos erzählten Begebenheiten vorstellt. In den Anmerkungen unter dem Text verarbeitete er für den Gebrauch der Jugend das, was andere Commentatoren für ihre Zwecke gelehrter ausgeführt haben.

ben. Der Herausgeber zeigt sich in den erklärenden Anmerkungen wie in andern Schriften als einen guten Grammatiker; er thut noch ein übriges, indem er den Schriftsteller nicht allein erklärt, sondern auch seinen Stil kritisirt, wobey wir ihn jedoch nicht ganz von klügelnder Anmafsung frey sprechen möchten. So merkt er beym Leben des Alcibiades 3, 5. „*non solum spem in eo habebant maximam sed etiam timorem*" folgendes an: „Die Redensart: *timorem in aliquo habere taugt nichts;* aber weil Nepos einmal hatte: *spem in aliquo habere*, so unterliefs er zu *timorem* ein passenderes Wort zu suchen." Dieser Tadel würde nicht nur den Nepos, sondern auch die besten griechischen und römischen Schriftsteller treffen, bey denen so oft ein Zeitwort mit zwey Subjecten verbunden ist, zu deren einem es nur pafst. War der Herausgeber dieses Redegebrauchs hier nicht eingedenk, so hätten ihn doch die von Heusinger und Harless beygebrachten Beyspiele darauf aufmerksam machen können. Von Spitzfindigkeiten sind die Anmerkungen auch nicht ganz frey, wie die zum Atticus 17, 1.: „*De pietate Attici quid plura commemorem? Cum hoc ipsum vere gloriantem audierim in funere matris suae, — se nunquam cum matre in gratiam rediisse.*" Den letzten Ausdruck findet der Herausgeber zu gesucht, aber es war dies ja eine in Rom gewöhnliche feine Art zu reden. „Das *vere*, fährt er fort, bey *gloriantem* kann nicht Urtheil des Nepos seyn; — sondern er führts als Ausdruck des Atticus an: *vere possum gloriari, me* etc." Gleich als wenn die Grammatik diesen Ausweg erlaubte, dessen es aber auch gar nicht bedarf! Denn wenn gleich Nepos nicht *stets* Zeuge von Atticus Benehmen gewesen war, so konnte er es ja doch von andern Leuten und namentlich von Atticus Mutter selbst wissen, dafs ihr Sohn in nie unterbrochner Eintracht mit ihr gelebt habe. Um die verwickelte und sicher nicht unverdorbene Stelle im Atticus 19, 2. 3. hat sich der Herausgeber verdient gemacht. Was die Worte anlangt: „*Atticus in affinitatem pervenit imperatoris divi Julii filii*" so klammern *Bosius* und die folgenden Herausgeber *Julii* ein, weil es in mehreren Handschriften nicht steht, und Hr. *Heinrich* hat es in seiner Ausgabe, wir glauben mit Recht, als das weniger gemeine ganz weggelassen. Dagegen es Hr. *Schmieder* uneingeklammert stehen läfst, weil es ihm ungewifs ist, ob überhaupt Cäsar Octavian, ohne alle weitere Namensanzeige, *Divi filius* genannt worden sey. Dafs dies aber wirklich häufig geschehen, davon kann er sich z. B. aus *Eckhels doctrina nummorum* belehren. Die gleich darauf folgende schwierige Stelle: „*qua ceteros ceperat — quivit consequi,*" zieht der Herausgeber einzig auf den Cäsar Octavian, den zu preisen Nepos, nach der Sitte seiner Zeit, hier die Gelegenheit ergriffen habe, und darin scheint er Recht zu haben. Für: „*ceteros ceperat principes civitatis, dignitate pari, fortuna humiliore*" liest er mit der Pariser Handschrift: „*Ceteros principes — humiliores anteibat*" wo jedoch *humiliore* vielleicht noch schöner ist, und denselben Sinn giebt. Nun folgt eine Erweiterung der Worte: „*dignitate pari, fortuna humiliore.*" Octavian war vom Glück so begünstigt, dafs es ihm jede Würde gab, die je einem Bürger zu Theil worden: „*ut nihil ei* (in der *Schm.* Ausgabe steht durch einen Druckfehler *eo*) *non tribuerit fortuna, quod cuiquam ante detulerit,*" welches sich auf das vorhergehende *dignitate pari* bezieht. Aber das Glück erhob ihn noch über die andern Bürger: „*et conciliarit, quod nemo adhuc cives Romanus quivit consequi,*" welches auf das *fortuna humiliore* oder *humiliores* zurück weist. Diese Gegensätze sind so offenbar, wie Bosius gezeigt hat, dafs wir uns wundern, wie der Herausgeber die Lesart einiger Handschriften: „*quod civis Romanus quivit consequi*" hat vorziehen und in den Text aufnehmen können, die den Zusammenhang gegen sich hat, und nach welcher beynahe dieselbe Sache zweymal gesagt seyn würde.

Nr. 3. enthält nichts neues, und kann blofs als ein guter Abdruck, ohne alle Anmerkungen und Erläuterungen, dem Anfänger empfohlen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leo: *Die vier Jahrszeiten, in bildlicher und erzählender Darstellung*, mit illuminirten Kupfern, nach der Natur gezeichnet von *Arnold*, gestochen von *Capieux*. 1800. *Frühling.* April. 105 S. May. 76 S. Junius. 64 S. mit 1. Titelk. 16. Blätter Blumen, 3. Bl. Vögel. *Sommer.* Julius. 61 S. Auguft. 53 S. mit 1. Titelk. und 11. Blätter Blumen. *Herbst.* September. 48 S. October, November, December. 94 S. mit 1. Titelk. 9. Blätter Blumen und Früchte. 1. Blatt Fisch. *Winter.* Januar, Februar, März. 104 S. mit 1. Titelk. 1. Blatt Blumen. 2. Blätter Vögel. 4. (12 Rthlr.)

Der Vf. dieses zum Lesebuch für die Jugend bestimmten Werks, Hr. Pastor *Hausius* zu Altbeichlingen, gab bereits vor einigen Jahren den Herbst und Winter einzeln heraus, und sein Versuch ward in dieser Zeitung (doch von einem andern Recensenten) mit Billigung angezeigt. Jetzt hat er nicht nur die andern zwey Jahreszeiten gleichfalls hinzugefügt, und für jeden Monat derselben einen besondern Heft bestimmt, sondern auch seinen Materien mehr Ausbreitung, Mannichfaltigkeit und Vollständigkeit gegeben; kurz, hat ein Ganzes geliefert, was nicht nur in seinem Aeufsern zu den nettesten, sondern auch seinem Innern nach zu den gehaltvollsten pädagogischen Unterhaltungs-Büchern gehört. Freylich ist es kein Werk für noch ganz unerfahrne, oder ganz sich selbst überlassene Leser. Es setzt schon Jünglinge von etwas ernsterer Wifsbegier und auch von einigen frühern Kenntnissen voraus; aber es enthält auch einen so reichlichen Vorrath nützlicher Nachrichten, aus der Naturgeschichte überhaupt, aus der Kräuterkunde, aus der Oekonomie, aus einigen Fächern des Thierreichs, der Sternkunde, und selbst dem

dem Kreis der bürgerlichen und ländlichen Einrichtungen und Ueblichkeiten, dafs auch Männer von reifern Alter hier Nahrung für ihren Geift, und Bereicherung ihrer Kenntniffe finden, ja dafs es manchem Lehrer noch erfprieflichen Vorfchub geben dürfte. Diefe Reichhaltigkeit der Materien, und die Sorgfalt in ihrer Bearbeitung macht aber dem Vf. defto mehr Ehre, da er von fich felbft, und von der Befchränkheit feiner Hülfsquellen im Vorbericht zum *Winter-Quartal* mit einer Befcheidenheit fpricht, die wir manchem andern pädagogifchen Schriftfteller wünfchen möchten, und die zugleich in uns das Bedauern weckt, dafs ein fo brauchbarer Gelehrter nicht in einem gröfsern und belohnendern Wirkungskreis (als er den feinigen fchildert) fich befindet.

Da jedoch ein Werk von Umfang fowohl im Ganzen, als auch in der weit gröfsern Halbfchied feiner Theile uns fehr gut gefallen kann, indefs doch noch in einigen einzelnen Punkten kleine Bedenklichkeiten übrig bleiben: fo nehme es der Vf. nicht als einen Hang zum Tadel, oder als eine Abficht, feinen Werth zu verkleinern, fondern als den redlichen Wunfch an, feinem Werke bey einer neuen Auflage (die ihm hoffentlich nicht entgehen wird,) eine noch gröfsere Vollftändigkeit zu geben, wenn wir drey oder vier Bemerkungen hier noch hinzufügen. — Fürs erfte haben wir ungern eine Ueberficht, ein Inhalts-Verzeichnifs, oder auch wenigftens nur ein Regifter des ganzen Materien-Vorraths vermifst. Nicht gerechnet, dafs diefes bey faft allen reichhaltigen Büchern eine grofse Bequemlichkeit ausmacht, fo wird es hier durch einige andere Umftände faft zur Nothwendigkeit. Der Vf. hat weislich die angenehmen, unterhaltendern Gegenftände fo vertheilt, dafs jeder Monat einige erhalten hat, und keiner allzuftark, keiner allzuwenig damit begabt worden ift. Dabey hat aber freylich auch oft etwas Willkür obgewaltet, und man weifs, wenn man nachlefen oder nachfchlagen will, oft fchwer: wo man es finden foll. Wer z. B. follte wohl gerade bey der *rothen Kleepflanze* (im Junius. S. 35.) eine ziemlich umftändliche Erläuterung des *Blumenfchlafes*, oder bey der *Ringelblume* (im Julius. S. 87.) die Erzählung vom *Blitzen einiger Blumen zur Nachtzeit* fuchen? Welcher rafcher, unerwarteter Uebergang ift es (Junius S. 19.) von der Naturgefchichte der *Bienen* auf die — *Irrlichter*. u. f. w. Verbindungen *diefer* Art find an fich felbft kein Fehler. Aber die Nutzbarkeit des Werks vermindert fich merklich, wenn das Nachfuchen in ihm mit Schwierigkeit verbunden ift.

Von mehrern Gewächfen, und auch von Thieren fpricht der Vf. an verfchiedenen Orten, ohne dafs wir recht begreifen, warum er die Nachrichten von ihnen *theilt*. So z. B. redet er von der Kartoffel im Julius. S. 43. und im October. S. 37. vom Kürbis im Julius. S. 48. und im October. S. 32. von der Schote im Junius. S. 32. und im Julius. S. 38. u. f. w. Freylich *blühen* diefe Gewächfe zu einer ganz andern Zeit, als fie Früchte bringen. Aber Zerfplitterung der Notizen von ihnen ift doch nicht rathfam; und Wiederholung des fchon Gefagten ift es noch minder.

Ziemlich ungleich find verfchiedene Artikel nach Verfchiedenheit der Monate bearbeitet, ohne dafs fich doch der Grund davon einfehen liefse. So z. B. fängt fich der April und May mit Kalender-Nachrichten von den in diefen Monaten vorkommenden Feften und andern merkwürdigen Tagen, z. B. des Oftern- und Pfingft-Feftes, der Walpurgis-Nacht u. dgl. m. an. Sie find, allem Anfchein nach aus *Scheffers Ueberfetzung des Haltaufifchen Jahrzeitbuches* genommen; aber fie find zweckmäfsig und gut vorgetragen. Warum fehlen fie daher bey den übrigen Monaten? Vorzüglich warum fehlen fie beym December, deffen Unfruchtbarkeit eine Erweiterung diefer Art gar wohl vertragen hätte! oder beym Januar, wo fich einige Erklärungen der Feftäge und Gebräuche gleichfam von felbft anbieten?

Bey weitem der gröfsere Theil der Nachrichten, die der Vf. feinen jungen Lefern aus dem Thierreiche darbeut, betrifft die Vögel und Infecten; und hier ift er, in jedem Verftande des Wortes, lehrreich. Weit fparfamer find dagegen die Fifche (die doch auch mit den Jahreszeiten wechfeln,) und am allerfeltenften die vierfüfsigen Thiere daran gekommen. Zwar gedenkt er bey Gelegenheit der Jagd des Hirfches, Fuchfes, Dachfes, Ebers, Hafens, und noch drey oder vier anderer Thiere; aber im Vergleich jener befiederten Gefchlechter find feine Nachrichten hier kurz und fparfam; ja, von den mannichfachen Zucht-Thieren giebt er fich faft ganz allein mit den Schafen (May. S. 26.) ab. Alle übrigen, wie nicht minder die Hausthiere, werden kurz abgefertigt. Warum gefchieht das? Sollten fie nicht eine weit gröfsere Mannichfaltigkeit als faft alle die Sing- und Zugvögel (die fich oft nur in kleinen Punkten von einander fcheiden,) dargeboten haben? Gehören fie nicht auch zur Haushaltungs-Kunde, und zu denjenigen Wefen, von welchen fich nach Maafsgabe der Jahreszeiten und Monate manches gleichnützliche, als unterhaltende, erzählen läfst?

Dann und wann hingegen fcheint den Vf. feine Lebhaftigkeit hinzureifsen, und ihn zu Befchreibungen und Schilderungen zu führen, die nicht ganz zweckmäfsig find. Wir wollen hier nichts von der faft allzugrofsen Umftändlichkeit fagen, mit welcher er die Natur der Wurzeln, und der ganzen innern Baum-Structur im *April* unterfucht, und dadurch leicht für einen grofsen Theil *feines* Publicums zu fchwer und zu weitläufig werden dürfte; aber die Gefchichte des Herings und feines Fangs (Junius. S. 45—58.) liegt doch wohl, zumal in *der* Weitläuftigkeit, aufserhalb feinem Plan? Denn diefer, wenn wir ihn recht gefafst haben, geht ja nur dahin: die Jahrszeiten und Monate, *in Rückficht auf Deutfchland*, zu fchildern. Nun ift der Hering zwar als Nahrungsmittel für Deutfchland fehr wichtig. Aber wenn die Gewinnung und Erwerbung alles

deffen,

deſſen, was von auswärts her, uns zugeführt wird, geſchildert und erklärt werden ſollte — welch unüberſehbares Werk entſtände dann daraus!

In Rückſicht des Stils erzählt der Vf. gröſstentheils leicht, verſtändlich, und angenehm; doch laufen dann und wann einige kleine Nachläſſigkeiten mit unter. So z. B. bey der Ranunkel (April. S. 73.) ſagt er: „Wenn ihre Wurzeln in ein recht leichtes, locke„res, aber nicht mageres Erdreich, das mit etwas „Sande vermiſcht, und wenigſtens 1. bis 1½ Fuſs tief, „gut iſt, und eben ſo tief gegraben wird, damit die „kleinen Wurzelfaſern darin recht wuchern können, „gelegt werden, ſo erlangt man nicht nur auſser„ordentliche ſchöne und groſse Blumen, ſondern „auch, anſtatt daſs man, wenn die Wurzeln nach der „gewöhnlichen Art in ſeichtes Erdreich verpflanzt „werden, ungefähr ſechs bis acht Blumen erhält, „dagegen von einer Wurzel wohl zwanzig bis dreyſsig „der ſchönſten Blumen bekömmt, wenn die zarten „Wurzeln recht tief in den Boden hinunter gehen „können.“ — Welcher zuſammen geſchobner, verwickelter, und überdieſs in der letzten Hälfte ganz falſch conſtruirter Periode! — Auf der nächſten Seite ſagt er von den Tulpen: „Uebrigens ſind dieſe „Blumen zwar ſehr ſchön, aber faſt ohne Geruch, „wie ein ſchönes Geſicht ohne Geiſt.“ Das klingt völlig, als ob jedes ſchöne Geſicht ohne Geiſt wäre; und ſo lieblos hat doch wohl der Vf. von den ſchönen Geſichtern nicht urtheilen, ſondern nur andeuten wollen: daſs ſie zuweilen auch ohne Geiſt ſeyn könnten? — Eben ſo wenig iſt es wohl ächter Witz, wenn er S. 86. des Winters ſagt: „So ſchlimm, als „es auch der März mit ſeiner Unfreundlichkeit mey„nen mag, ſo muſs er doch *ſich ſelbſt zum Poſſen*, „noch damit nützlich ſeyn.“ — Geſchichtchen, wie das vom Müller (März. S. 83.) und von dem in der Wiege angeſchwommenen Kinde, das ſeinen Retter nachher zur Dankbarkeit nie anders, als: *Vater, lieber Vater!* genannt habe, zwecken wahrſcheinlich auf das Vergnügen der *kleinen* Leſer ab. Aber, wie ſchon geſagt, ſcheint der Vf. ſonſt, für ein ſchon erwachſenes Publicum gearbeitet zu haben; und wenn er jene anlocken und feſthalten wollte, müſste er auch Erzählungen öfter, als er wirklich thut, einweben.

Uebrigens ſind alles das nur ſchwache Nebelflecke, die ſich (ſobald Hr. M. *Hauſius* will) bald wegleſchen laſſen. Sein Unternehmen verdient in allen Betracht Beyfall und Aufmunterung. Stich und Ausmalung der Kupfertafel iſt nicht allemal vorzüglich, doch gröſstentheils gut: vom Preis wäre zu wünſchen, daſs er etwas geringer ſeyn *könne*, damit dieſes Werk um ſo gemeinnütziger werden möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. (*Doesburg*): *Jets over Conſuls en eerſte Conſuls*; een Stukje tot nut en vermaak (;) door *Jan Buitenvrees*. 1801. 70 S. 8. (6 St. oder 4 gr.) Eine Flugſchrift, die dazu beſtimmt iſt, das Publicum auf eine politiſche Veränderung vorzubereiten. Der ungenannte Vf., der ſogenannte *Hans Ohnefurcht*, (er ſoll ein Deutſcher ſeyn, der ſich viele Jahre in den vereinigten Niederlanden aufgehalten hat, und ſeit mehreren Jahren in der Provinz Over-Yſſel privatiſiret,) ſtellt in einem komiſch ſeyn ſollenden Stile, die Geſchichte der Conſular-Würde bey den älteſten Völkern der Erde zuſammen; nimmt bald die Miene eines Propheten, bald die eines Phyſiognomen, bald die eines Geſchichtſchreibers, und bald die eines Satirenſchreibers an. In dieſem buntſcheckigen Gewande ſucht er hiſtoriſch, doch ohne alle Sprachkenntniſs und hiſtoriſche Beweiſe darzuſtellen: daſs das Conſulat, bis zum Heerführer *Moſes* (S. 21.) hinaufreiche, und daſs *Samuel* als oberſter Richter in Iſrael, der Ober-Conſul des hebräiſchen Volks geweſen ſey, anderer Beyſpiele von Conſul- und Präfecten-Würden, die aus dem alten und neuen Teſtamente, oft mit affectirter Laune, herbeygezogen werden, nicht zu gedenken. *Regieren* und *Regierungsform* werden S. 25. mit einem *Pferde* verglichen, das durch Zaum und Zügel, bald Links, bald Rechts geleitet wird. Dieſe und mehr andere gewöhnliche Beyſpiele, die zur Belehrung des Pöbels, und zur Verſinnlichung ſeiner Begriffe geeignet ſind, gehören nicht in eine Schrift, wie die gegenwärtige, die mit unter manchen Scharfblick verräth. Daſs der Vf. ſelbſt eine richtige Vorſtellung von den zwey Haupt-Verſchiedenheiten der Regierungsarten, der monarchiſchen und republikaniſchen, hatte, erhellt aus ſeiner Schilderung der Mängel und Fehler beider Conſtitutionsformen. Um zu entſcheiden, zu welcher Claſſe von Regierungsart man die Bataviſche zählen müſſe, wirft er folgende Fragen auf: *Wat zyn wy Bataaven? Hoe is het tegenwoordig met ons geſteld, en wat zal by flot van rekening van ons worden?* — In der Beantwortung derſelben ſagt er die traurige Wahrheit, daſs der alte holländiſche Reichthum die zuvor, und wenigſtens vor dem J. 1780 nie gekannten Laſter, als: Uebermuth, Stolz, Unterdrückung, Herrſchſucht, Zwietracht und Partheylichkeit, (Rec. ſetzt noch hinzu: *wechſelſeitige Rache*) hervorgebracht habe. Um dieſes anſchaulich zu machen, geht er S. 53. ff. in die Zeiten zurück, in der die frühern Bewohner der Niederlande es ſich ſorgfältig angelegen ſeyn lieſsen, durch Frugalität und Sparſamkeit, den Wohlſtand der Nachkommenſchaft zu gründen und zu befeſtigen; und zeigt zugleich durch Beyſpiele neuerer Zeiten, daſs Uneinigkeit das Verderben der Staaten unvermeidlich herbeyführe, u. ſ. w. Endlich kommt er S. 60. auf den Zweck der Schrift, wobey die ſo eben erwähnte dritte Frage, in einem ſogenannten *Schuitengeſpräch* abgehandelt und S. 70. dahin entſchieden wird, daſs der äuſserſt geſunkene Wohlſtand der *vormals vereint geweſenen Niederlande*, durch kein anderes Mittel von dem Rande des Verderbens gerettet werden könne, als, den Erbſtatthalter *Prinzen von Oranien, zum erſten Conſul der Bataviſchen Republik* zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. März 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Sommer. Buchh.: *Physisch-Medicinisches Journal.* VI Hefte July — December. 1800. 481—962 S. 8. mit Kupfern. (Jedes Heft 10 gr.)

Diese Zeitschrift, deren Plan wir ausführlich in unserer Anzeige der ersten 6 Stücke (A. L. Z. 1801. Nr. 39) auseinandergesetzt haben, behauptet ihr Interesse durch Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit des Inhalts. Doch müssen wir erinnern, dass bey weitem die meisten Aufsätze medicinisch-praktisch sind, und dass der eigentliche Physiker und Naturforscher wenige Befriedigung finden wird. Auch bleiben immer noch die vorzüglichsten Quellen des Herausgebers englische Journale und Schriften sowohl des Mutterlandes als der nordamerikanischen Freystaaten. Wir können uns auch diesmal nur auf eine kurze Inhaltsanzeige der Aufsätze einlassen.

Julius. 1. *Joh. Königs Beschreibung einer von Simpson erfundenen Vorrichtung, Zähne in senkrechter Richtung auszuziehen.* Erläutert durch eine Kupfertafel. 2. *Sam. C. Mitchill über die ausdünstbaren Flüssigkeiten des menschlichen Körpers in Beziehung auf ihre Umwandlung in fäulnisartige und pestilenzialische Materien.* Aufser dem ölichten Wesen bestehe die Ausdünstung vorzüglich noch aus wässerichter Feuchtigkeit, welche etwas Kohlenstoff, Phosphor und Fäulungsstoff (Stickstoff) nebst einem Ueberschusse von Sauerstoff zu begleiten scheinen. Davon werde das Oberhäutchen, das der Vf. unorganisch nennt, und als ein natürliches Hemd ansiehet, verunreiniget. Obenbenannte Stoffe verwandeln sich auf der Oberhaut oder in die Kleidungsstücke abgesetzt durch einen rein chemischen Process in Säuren. Daher der Nutzen der Laugensalze, der Seife beym Waschen. Die verdorbenen thierischen Aussonderungen auf der Oberhaut, wenn sie sich in Wäsche und Kleidern anhäufen und verdichten, machen diese nicht nur zum Verfaulen geneigt, sondern nehmen auch die Natur eines pestilenzialischen Giftes an, und verbreiten dann rund um sich pestilenzialische Dünste. Auf diese Art werden am Bord der Schiffe die nach Westindien fahren, ohne irgend eine Ansteckung von aufsen, bösartige und selbst das gelbe Fieber erzeuget. Auch chronische Ausschläge sollen von diesen septischen Erzeugnissen herrühren. Papiergeld, Schuhe, in denen sich solche septische Flüssigkeiten anhäufen, können auf diese Art ein Krankheitszunder werden. 3. *Georg Mosman über den Gebrauch des kalten Wassers bey der Scarlatina cynanchica.* Er wandte in 7 Fällen einer mit starkem Fieber verbundenen *Scarlatina cynanchica* das Befeuchten des ganzen Körpers mittelst eines in kalten Weinessig getauchten Schwammes mit dem glücklichsten Erfolge an. In allen Fällen starker trockener Fieberhitze fand er den äuseren Gebrauch kalter Flüssigkeiten heilsam, der Puls wurde dadurch merklich langsamer, und die Kräfte vermehret, und er stimmt *Curries* Methode aus eigener Erfahrung bey, doch widerräth er diese Anwendung aufs strengste bey dem mindesten Froste, oder so oft sich eine geringe Neigung zur Ausdünstung zeige. 4. *Th. Hall über eine besondere Abänderung des St. Veitstanzes, wo das salpetersaure Silber gute Dienste geleistet hat.* Das salpetersaure Silber wurde mit Semmelkrumen in Pillen anfangs nur zu einem Sechstel Gran täglich gegeben, aber allmählich bis zu 2 Granen gestiegen. 5. *Baynton's gesammelte Fälle, wodurch seine Methode Geschwüre der Unterschenkel zu heilen bestätiget wird.* 6. *Jeaffreson über eine merkwürdige Geschwulst zwischen dem Mastdarme und der Mutterscheide.* Die ganze Nachricht ist höchst unbefriedigend, da man blos aus den Symptomen und dem Zufühlen auf eine solche Geschwulst schlofs, von der aber nichts näheres bestimmt werden konnte.

August. 1. *Fortgesetzte Geschichte der Kuhpocken. Pearsons* fernere Bemerkungen über die Kuhpocken. Kurze Resultate günstig für diese neue Inoculations-Methode. Doch rechnet P. einen Todesfall auf 2000 Geimpfte. J. F. *Dawis* über einige Fälle der Kuhpockeneinimpfung. *M. Ward* über einige Fälle eingeimpfter Kuhpocken. In einem Falle waren zusammenfliefsende Kuhpocken eingetreten, und die Krankheit war in jeder Hinsicht bedenklich. In mehrerern andern Fällen hatte die Kuhpockeneinimpfung nicht gefafst. Da wo sie wirksam gewesen war, hatte gemeiniglich ein Ausbruch von mehreren Pusteln statt gefunden. 2. *Ueber den rothen Fingerhut. L. Macleanüber die Zubereitung, den Gebrauch und die Wirkung des rothen Fingerhuts.* Er fand durch seine Erfahrungen dessen Nutzen in schwindsüchtigen, asthmatischen Zufällen, Schwerathmigkeit und andern chronischen Krankheiten der Brust und der Lungen bestätiget, doch schlug seine Anwendung öfters auch fehl. In einem Falle von Epilepsie in Substanz gebraucht, leistete er auffallende Dienste, in einem andern half er nichts. Dann giebt er einige nützliche Vorschriften für Apotheker zur Sammlung und Trocknung der Blätter des Fingerhutes, und zur Be-

reitung der geiſtigen Tinctur, welcher er in der Schwindſucht den Vorzug giebt. Die Wirkungsart des Fingerhutes beſtehet nach dem Vf. in einer Herabſtimmung der krankhaften Erregbarkeit, und er ſetzet bey dieſer Gelegenheit den Meynungen anderer Aerzte hierüber einige bedeutende Einwendungen entgegen. *Thomas Henry über den rothen Fingerhut und über Einreibungen mit Mohnſaft. Sherwen über den Nutzen des rothen Fingerhuts in der Waſſerſucht, Schwindſucht* u. ſ. w. Es wird von dem Vf. eine Stelle aus *Salmons* ſchon vor ungefähr 100 Jahren erſchienenen *Botanologia or Britiſh Herbal* angeführt, in welcher bereits der Fingerhut als ein Specificum gegen die Lungenſchwindſucht angeprieſen wird. *Macleans fernere Bemerkungen über den rothen Fingerhut.*

September. 1. *Fortgeſetzte Geſchichte der Kuhpockeninoculation. Ge. Pearſon über die ferneren Fortſchritte der Kuhpockeninimpfung.* Die hier angegebenen wichtigen Reſultate ſind für die Kuhpockenimpfung durchaus günſtig. Der Vf. rechnet einen Todesfall auf 200 Impfungen mit Menſchenblattern. Dieſs Verhältniſs ſcheint uns doch zu groſs angenommen zu ſeyn. Rec. verlor von 300 Inoculirten, bey denen nicht einmal eine Auswahl getroffen werden konnte, keinen Einzigen. Durch ſeine und ſeiner Correſpondenten Erfahrungen ſcheinet es Hn. P. nun auſser allem Zweifel zu ſeyn, daſs ein Körper welcher nicht die Kuhpocken, aber wohl die Blattern gehabt hat, die Kuhpocken und das ſpecifiſche Kuhpockenfieber nicht bekommen könne. Da zugleich der Satz auſser allem Zweifel ſey, daſs ein Menſch welcher die Blattern ausgeſtanden hat, dieſe Krankheit nicht zum zweytenmal bekommen könne, und daſs derjenige, welcher die Blattern nicht, aber wohl die Kuhpocken gehabt hat, die Blattern nicht bekommen könne, ſo folge auch daraus, daſs eine Perſon, welche die Kuhpockenkrankheit ausgeſtanden hat, dieſelbe Krankheit durch das Kuhpockengift nicht wieder bekommen könne. 2. *Joh. Sims über den Gebrauch des kauſtiſchen flüchtigen Laugenſalzes in der Schwangerſchaft.* Gegen alle aus Säure der erſten Wege entſpringenden Zufälle der Schwangerſchaft fand der Vf. das ätzende flüchtige Laugenſalz wirkſamer als alle übrigen Säuretilgenden Mittel. Flüchtiger Hirſchhorngeiſt vertrat die Stelle davon keineswegs. 3. *Joh. Sims Bemerkungen über die Kuhpocken.* Eine kurze Nachricht von einer gewiſſen Martha Angel, welche die Kuhpocken 1760 ſehr heftig, in groſser Menge und unter äuſserſt ſchlimmen Zufällen gehabt hatte, und welcher 1790 die Blattern eingeimpft wurden, welche ſie auf die gewöhnliche Weiſe bekam. Der Heftigkeit der erſten Krankheit nach zu ſchlieſsen, waren es vielleicht keine wahren Kuhpocken, und konnten alſo auch nicht gegen die Blattern ſchützen, oder ſchützen vielleicht die Kuhpocken nur auf eine gewiſſe Zeit? 4. *Alex. Marcet über einen Fall der Harnruhr.* Nebſt der Leichenöffnung. 5. *Rich. Saumariez über das Zeugungsgeſchäft und das Lebensprincip.* 6. *R. B. M. über thieriſche Anſchwängerung.*

October. *C. Browns Bemerkungen über die Wichtigkeit anatomiſcher Kenntniſſe in der praktiſchen Arzneykunde, nebſt Beobachtungen über zwey Falle des innern Waſſerkopfes.* In dem einen Falle fand man die beiden Seitenhirnkammern mit Waſſer angefüllet, welche durch die zerriſſene durchſichtige Scheidewand freye Communication mit einander hatten. Der Trichter war hohl, und mit einer durchſichtigen Flüſſigkeit angefüllet. 2. *J. Barlow über Mohnſafteinreibungen.* Sie zeigten ſich in dem Ober- und Unterſchenkel wirkſam in einem äuſserſt ſchmerzhaften den Brand drohenden Geſchwür des Arms bey einer Kranken, deren Magen alles wieder von ſich gab. 3. *G. D. Feats weitere Nachrichten über Mayow.* 4. *Joh. Proctor der jüngere über die Verdichtung des Eſſigs.* Der Vf. räth, reine Kreide im Weineſſige aufzulöſen, bis derſelbe geſättiget iſt, wodurch man eine Auflöſung eſſigſauren Kalkes erhalte, von welcher man ſo viel wäſſerige Theile als man wolle durch Verdünſtung abſcheiden, und dieſelbe dann durch Schwefelſäure zerſetzen könne, wo man dann die Eſſigſäure in jedem erfoderlichen Grade von Stärke erhalte. 5. *Jac. H. Spry über einen merkwürdigen Fall des innern Waſſerkopfes.* Die erſten Spuren des Uebels hatten ſich anderthalb Jahre vor dem Tode ſchon eingeſtellet, und beſtanden in einer ungewöhnlichen Schläfrigkeit, die zu derſelben Stunde des Tages eintrat. 6. *W. Bache über einen glücklich geheilten Fall der Schwerathmigkeit.* 7) *Medicinſcher Nekrolog.* a) *Joh. Ingenhouſz.* b) *Wilh. Withering.* c) *Joſ. Black.* 8. *J. Evans über die Einimpfung der Kuhpocken.* Acht und ſechzig Patienten von drey Monaten bis 22 Jahr alt überſtanden unter der Behandlung des Hn. E. die Kuhpocken glücklich, ohne daſs auch nur ein beunruhigendes Symptom eingetreten wäre. Neun und dreyſsig bekamen einen Ausſchlag, aber nur bey zweyen erreichten die Puſteln eine Art von Zeitigung. Zwölfen wurde nochmals ohne allen Erfolg kräftige Blatternmaterie eingeimpfet. 9. *Rob. Bree über die Anwendung des rothen Fingerhutes bey der Verzehrung.* In 8 hier kurz erzählten Fällen von Lungenſchwindſucht leiſtete der Fingerhut nichts und zeigte ſich vielmehr ſchädlich.

November. *J. H. C. Clutterbuck über einen zweydeutigen Fall des Waſſerkopfes.* Der Fall iſt dadurch merkwürdig, daſs die am meiſten charakteriſtiſchen Kennzeichen des Waſſerkopfes fehlten, ungeachtet die Leichenöffnung das Daſeyn deſſelben aufs deutlichſte bewies. Der Vf. macht einige ſchätzbare Bemerkungen über die Behandlungsart und Natur des innern Waſſerkopfes. 2. *J. C. Brown über die Behandlung des innern Waſſerkopfes.* 3. *Rich. Saumariez über das Zeugungsgeſchäft und das Lebensprincip.* (Fortſetzung). Der Vf. ſucht vorzüglich *Haightons* neuere Hypotheſe über die Befruchtung zu widerlegen. Er hält es für nothwendig zur Befruchtung,

daſs

dafs der Saamen durch die Muttertrompete bis an die Eyerſtöcke gebracht werde, und die gegenſeitige Berührung des Saamens und der Eyer ſiehet er für die nächſte Urſache der Anſchwängerung an. Die Saamenfeuchtigkeit theile die charakteriſtiſchen Eigenſchaften des Männchens mit. Hingegen auf den Fallopiſchen Trompeten welche den Saamen überleiten, und auf der aus den Bläschen der Eyerſtöcke zum Vorſchein kommenden Flüſſigkeit beruhen die charakteriſtiſchen Eigenſchaften des Weibchens. Ueber das Lebensprincip findet man hier Vorſtellungen, deren Grundloſigkeit längſt erwieſen iſt. 4. *C. Brown über die Behandlung des Waſſerkopfes.* Der Vf. empfiehlt ſehr die Cantharidentinctur. 24 Tropfen zweymal täglich zum Anfange möchten doch eine zu groſse Doſis, ſelbſt für ein mehr erwachſenes Kind ſeyn. 5. *Rich. Croft über einen Fall der Kuhpockenimpfung.* Eine Widerlegung eines falſchen Gerüchtes, als wenn ſein Kind an den Kuhpocken geſtorben wäre. Zu unbedeutend für ein ſolches Journal. 6. *Rob. Holt* Pfarrer zu Finmere, *über die Einimpfung der Kuhpocken.* Sie wurde von dem Pfarrer an mehr als 300 ſeiner Pfarrkinder mit dem glücklichſten Erfolge vorgenommen, und bey mehrern die Gegenprobe gemacht. Auch erzählt Hr. H. mehrere Fälle von Kuhpocken, die durch eine natürliche Anſteckung die Kranken befallen hatten, und wodurch ſie ſämmtlich gegen die Blattern und einige unter ihnen ſchon viele Jahre hindurch geſchützt blieben. 7. *Walter Vaughan über die tödtlichen Folgen einer Aderlaſs.*

December. 1. *C. R. Aikin Verſuche und Beobachtungen über gewiſſe Empfindungen des Auges in Beziehung auf die Theorie des Sehens.* Enthält einige merkwürdige Verſuche über die Geſichtsempfindungen, welche durch einen Druck auf den Augapfel an verſchiedenen Stellen erzeuget werden. Der Vf. ſucht zu beweiſen, dafs die dunkeln Flecken, die wir in ſolchen Fällen zu ſehen glauben, von einem Reize auf die Netzhaut (durch dieſen Druck) herrühren, und dafs ſich der ſcheinbare Ort dieſer Flecken nach den gewöhnlichen Geſetzen des Sehens richtet. 2. *C. Colman über eine merkwürdige Empfängniſs auſserhalb der Gebärmutter.* Der Foetus, der vier Monate über die beſtimmte Zeit getragen worden war, wurde durch eine Oeffnung in der Mutterſcheide, die von ſelbſt entſtanden war, glücklich durch allmählige Zerſtückelung herausgezogen. Es war zugleich eine Communication zwiſchen dem Darmkanale und der Mutterſcheide eingetreten, durch deren widernatürliche Oeffnung die Excremente zum Theil abgiengen. Doch liefs ſich alles zur Beſſerung an. 3. *W. Sandford über eine ſonderbare Structur der äuſsern Zeugungstheile bey einem Kalbe.* Nebſt einer Kupfertafel. Aeuſserlich ſchien das Kalb einigermaſsen ein Zwitter zu ſeyn. Bey genauerer Unterſuchung zeigte ſich aber, dafs es ein wahres Männchen ſey. 4. *J. T. über eines der Mittel, deren ſich das Auge bedienen ſoll, um ſich den verſchiedenen Entfernungen der Objecte anzupaſſen.* Gegen Monro, dafs das Zuſammenkneifen der Augenlieder nahe Gegenſtände nicht durch einen Druck auf den obern und untern Rand der Hornhaut, wodurch dieſe convexer werde, ſondern durch Ausſchliefsung der zu ſchief auffallenden Lichtſtralen verdeutliche. 5. *Joh. Ring über die üblen Folgen ungeſchickt angeſtellter Aderlaſſe.* 6. *Wilh. Blairs Beytrag zur Geſchichte der Luſtſeuche.* 7. *Wilh. Owen über denſelben Gegenſtand.* Beide kurze Notizen betreffen die Ueberſetzung eines alten Walliſer Manuſcriptes, aus welchem erhellen ſollte, dafs ſchon im J. 1494 die Luſtſeuche in England exiſtirt habe, und ſelbſt König Heinrich VII davon befallen geweſen ſey. Blairs Gegengründe ſcheinen überzeugend. 8. *C. Wilkinſon über die Luftblaſe der Fiſche.* 9. *Rob. Bree über die Anwendung des rothen Fingerhutes bey der Verkehrung.* (Fortſetzung.) Hier iſt ein Fall erzählt, in welchem ſich der Fingerhut auffallend heilſam bewies, ſowohl in Pulvergeſtalt als auch als Tinctur gebraucht. Ungeachtet der Puls von 100 bis auf 40 in einer Minute herabgeſunken war, und in dieſer ungewöhnlichen Langſamkeit mehrere Wochen beharrte, ſo klagte der Patient doch über keine beſondern Beſchwerden, und ſpürte blofs eine allgemeine Mattigkeit. Die Krankheit war zum Theil noch nicht ſo weit gediehen als in mehreren der im Octoberhefte erzählten Fälle, theils in ihren Zufällen etwas abweichend. 10. *Mitchill über den Urſprung und die Verhütung einiger Krankheiten der menſchlichen Zähne und Knochen.* Auch hier läſst *Mitchill* ſeine ſeptiſche Säure die Hauptrolle ſpielen. 11. *Mitchil über Soda als die alkaliſche Baſis der thieriſchen Galle und des Seeſalzes.* Sinnreiche Bemerkungen über die Rolle, welche die Soda in manchen Salzverbindungen ſpielet, um die ſich im Fleiſche, das aufbewahrt wird oder im thieriſchen Körper entwickelnde und mancherley krankhafte Zufälle erzeugende ſeptiſche Säure zu binden, die weitere Prüfung verdienen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Heinrich von Feldheim, oder der Officier, wie er ſeyn ſollte.* Ein Beytrag zur militäriſchen Pädagogik. *Erſter Theil.* 1801. 352 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Sehr richtig iſt es, wenn der Vf. urtheilt, dafs bey dem fortſchreitenden Geiſt der Zeiten auch unſre militäriſchen Erziehungsſchulen oder Cadettenhäuſer einer Verbeſſerung bedürfen; um ſo mehr, da die Zöglinge dieſes Standes zu den höhern Claſſen des Staates gerechnet werden. Dieſem Mangel hat der Vf. hauptſächlich entgegenarbeiten wollen, und daher in dieſem Werke einen Plan zur beſſeren Bildung der Zöglinge des militäriſchen Standes und der Cadettenhäuſer gezeichnet. Er hat dazu das Vehikel eines Romans gewählt, indem er uns die Geſchichte eines geſchickten Officiers Feldheim erzählt, dieſen endlich zur Belohnung ſeiner Dienſte

Chef

Chef der Cadetten-Anſtalten werden und ihn hier ſeine in dieſer Rückſicht entworfenen Plane ausführen läſst. So hat dieſe Schrift eine doppelte Seite, eine dichteriſche und eine pädagogiſche, wobey aber der Vf. erklärt, dafs, da die erſtere blofs Vehikel ſey, er mehr nach der letztern beurtheilt zu werden wünſche. Indeſſen braucht er auch die Kritik über jene, ſobald man davon ausgeht, dafs ſie nicht Hauptzweck war, nicht zu ſcheuen; denn, ohne eben viel dichteriſche Phantaſie zu verrathen, iſt doch die Einkleidung leicht und geſchmackvoll. Was aber den pädagogiſchen Theil betrifft: ſo geht die Haupttendenz des Vf. dahin, dafs die Bildung der Cadetten wiſſenſchaftlicher werden müſſe, als ſie bisher geweſen, worüber er einen ausführlichen Unterrichtsplan mittheilt. Es iſt wohl nicht zu leugnen, dafs wiſſenſchaftliche Bildung und zwar in höherm Grade als bisher gewöhnlich ſtatt fand, den jungen Zöglingen des Kriegsſtandes zieme, und manche in dieſer Rückſicht gethane Verbeſſerungsvorſchläge des Vf. ſind gewifs heilſam und nützlich, aber manches dürfte doch auch zu hoch angelegt, und wenigſtens nur in grofsen Staaten, und bey reichen Hülfsquellen, ausführbar ſeyn. So verlangt der Vf. einen ſechsjährigen Aufenthalt im Cadettenhauſe, während deſſen der Zögling durch ſechs Claſſen zu gehen habe, und in jeder dieſer Claſſen wieder zwey verſchiedne Abtheilungen. Auch ſind der Diſciplinen, die er vorgetragen wiſſen will, zu viele, und da er verlangt, dafs ein und derſelbe Lehrer zu nicht mehr als höchſtens zwey derſelben angeſtellt werden dürfe, ſo würde eine grofse Zahl von Lehrern dazu erfoderlich ſeyn. Wenn man auch dem Vf. darum etwas mehr einräumen will, weil er ſelbſt dieſen Plan als das Maximum oder die weiteſte Gränze der Anſtalt, wornach hernach kleinere modificirt werden können, angiebt: ſo dürfte doch auch manches für das Maximum zu weit ſeyn. Wozu z. B. ein Curſus der Geographie durch fünf Claſſen alſo fünf Jahre, oder Uebungen in der Declamation erfoderlich ſeyen, iſt ſchwer abzuſehen: Gewifs würde es die gute Sache des Vf. mehr gefördert haben, wenn er etwas gemäſsigter in ſeinen Wünſchen geweſen wäre, da man weifs, wie gern die Feinde jeder Reformen wegen einzelner zu weit getriebener Foderungen ſogleich das Ganze durch den Machtſpruch des Unausführbaren verwerfen. Leider aber iſt es der Fehler ſo vieler unſerer Pädagogen, dafs ſie nie das Mittel halten können, ſondern aus ihren Zöglingen, die für andere bürgerliche Verhältniſſe beſtimmt ſind, immer auch grofse Gelehrte bilden wollen. Schwerlich iſt auch die Idee des Vf. zu realiſiren, dafs kein Lehrer, ſondern blofs der Director des Inſtituts ſolle ſtrafen dürfen. Freylich mufs der Lehrer an gewiſſe Vorſchriften in Rückſicht der Strafen gebunden ſeyn, aber dieſe mufs er auch vollziehen dürfen, da unmöglich der Director mit jeder kleinen diſciplinariſchen Züchtigung behelligt werden kann. Ein guter Gedanke des Vf. iſt, dafs er die adelichen Unterofficiers in den Cadettenhäuſern, die ſich immer zu grofse Freyheiten herausnehmen, ganz abgeſchafft, und dagegen weitere und engere Ausſchüſſe aus den Zöglingen zur Aufſicht über die andern gebildet wiſſen will, in welche einer nach Maasgabe ſeines Betragens kommen ſoll. — Der zweyte Theil ſoll Ideen über die Bildung der bereits wirklich angeſtellten jungen Officiere enthalten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Breslau* u. *Leipzig*, b. Gehr u. Comp.: *Morgengebete zur Vorerweckung der Andacht in den öffentlichen Gottesverehrungen der Chriſten.* 1800. 53 S. 8. (4 gr.) Der Vf. dieſer Gebete, nach dem Vorberichte ein Prediger, liefert hiermit einen Beytrag zur Liturgie. Seine Arbeit würde mit Dank anzunehmen ſeyn, da wir noch wenig gute Morgenandachten zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienſte beſitzen. Allein Rec. kann ſie nicht empfehlen. Verſchiedene dieſer Gebete befinden ſich ſtückweiſe ſchon in andern Sammlungen, und der Vf. hat ſie nur zu ſeinem Zweck verändert und abgekürzt. Andere ſind aus ſeiner eignen Feder. Sie ſcheinen uns alle zu kurz, zu leer für den Verſtand, zu wenig andringlich an das Herz. Eins davon zur Probe. S. 44. Am *Johannisfeſte*: „*Angebeteter* und *anbetungswürdiger* Gott! Unzählbar ſind deine Wohlthaten, die du, *als der milde Geber derſelben*, uns allen insgeſammt, ſo wie einem jeden insbeſondere ertheilſt. Deiner freut ſich die ganze unermeſsliche Schöpfung, und wir mit ihr. Dir, du Urheber alles Lebens! danken (verdanken), wir unſer Daſeyn, unſre Seele und unſern Körper, unſre Vernunft und unſre Sinne. Wir leben durch deine *Allmachtskraft*, und aus deiner wohlthuenden Hand empfangen wir neue Stärke von einem Tage zum andern. Herr! *Thue ſelbſt unſern Mund auf*, damit wir für alle dieſe Wohlthaten, *wie dort dein frommer Knecht Zacharias*, dich *recht* loben, *dir recht* danken mögen. Und wenn wir *dann* (?) *dieſen* (?) unſern Dank auch durch unſren Wandel äufsern; wenn wir dir dienen unſer Lebenlang in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die dir gefällig iſt; dann hör' (e) nie auf, uns zu ſegnen und (uns) wohlzuthun *und richt' unſre Füſse auf den Weg des Friedens.* Amen.“ Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, warum uns die curſiv gedruckten Ausdrücke mifsfallen. Nur eine Frage: Was denkt ſich wohl der gemeine Mann bey der letzten morgenländiſchen Floſkel?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. März 1802.

GESCHICHTE.

GOTHA, b. Perthes: *Nekrolog auf das Jahr 1796. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Deutschen.* Gesammelt von *Friedrich Schlichtegroll. Siebenter Jahrgang. Erster Band.* 1799. 328 S. *Zweyter Band.* 1800. 432 S. *Auf das Jahr* 1797. *Achter Jahrgang, erster Band.* 1801. 414 S. *Zweyter Band.* 1801. 357 S. 8. (4 Rthlr.)

Wenn ein Nekrolog, wie es bey dem gegenwärtigen der Fall ist, nicht blofs eine trockne Aufzählung der Personalien, sondern ausführliche und charakteristische Lebensbeschreibungen der darin aufgenommenen denkwürdigen Männer enthalten soll: so kann die Erscheinung desselben unmöglich mit dem Ablauf der Jahre, in welchen diese Männer starben, gleichen Schritt halten; sondern sie mufs sich nothwendig etwas verspäten. Durch diese Verspätung gewinnt solch ein Institut unstreitig wesentliche Vortheile. Der Herausg. kann indefs nicht nur die Angehörigen, die Freunde und näheren Kenner der Verstorbenen zur Mittheilung genauerer und vollständigerer Nachrichten einladen; sondern auch von den über die Meisten einzeln erscheinenden Biographien oder Denkschriften für seine Sammlung Gebrauch machen. Dafs Hr. Prof. *Schlichtegroll* es an Bemühungen um den Gewinn dieser Vortheile für seinen Nekrolog und für die Leser desselben nicht fehlen läfst, wissen diese schon aus den vorhergehenden Bänden, die so manche schätzbare, reichhaltige und lehrreiche Biographie geliefert haben. Nicht weniger ist das in der hier anzuzeigenden Fortsetzung der Fall, wie sich schon aus einer kurzen Anzeige ihres Inhalts ergeben wird.

Siebenter Jahrgang, erster Band. I. *Friedrich Moritz*, Reichsgraf *von Nostiz* und *Rhineck*, k. k. wirkl. Geh. Rath und Feldmarschall, gehörte unter die achtungswürdigsten Männer des grofsen Staats, in welchem er lebte. Vaterlandsliebe im hohen Grade, Strenge in Erfüllung jeder Pflicht, ein fast leidenschaftlicher Hang zur Wohlthätigkeit im Stillen, waren die Grundsätze seines Charakters. Eine kurze Denkschrift von *Sonnenfels* ist bey dieser Erhaltung seines Andenkens benutzt worden. II. *Joh. Heinr. Häfslein*, Rechnungs-Syndikus in Nürnberg, ist nicht nur den Freunden altdeutscher Literatur und Sprache vortheilhaft bekannt, sondern er war auch seiner edlen Denkart wegen der Auszeichnung werth. *Gräters* Denkmal in der Bragur, an deren Herausgabe er nur während einer kurzen Zeit Theil nahm, war hier eine der vornehmsten Quellen; seitdem hat ihm jedoch dieser sein Freund in der zweyten Abtheilung des sechsten Bandes jener Zeitschrift noch ein besondres Todtenopfer gewidmet. III. Fürst *Heinrich Augusts* zu *Hohenlohe-Ingelfingen* starb als 81jähriger Greis nach einem in fester Redlichkeit und mit innerer Würde geführten Leben. Um seine Familie erwarb er sich das Verdienst, das Recht der Erstgeburt mit Bestätigung des Kaisers in dieselbe einzuführen. IV. *Aug. Ant. Christ. Wichmann*, ein talentvoller Jüngling, aus Hannover gebürtig, ein Sohn des dortigen Leibarztes, den der Herausg. selbst während seines Studierens in Gotha näher, und so gekannt hat, wie ihn hier ein Mann schildert, der ihn lange beobachtete, und ihm Vieles gewesen war. Für junge Leute enthält dieser Aufsatz viel lehrreiches, und seine letzte Leidensgeschichte überall viel Rührendes. V. *Joh. Peter Uz*, der mit seinen bekannten grofsen Verdiensten um die lyrische und didaktische Poesie einen sehr edeln und liebenswürdigen Charakter verband. Diese Lebensbeschreibung ist durch handschriftliche Nachrichten über ihn, und mitgetheilte Briefe von *Uz* an seine Freunde, besonders an *Gleim*, vollständiger, als die bisherigen geworden. Unter andern erscheint hier die strenge Tugend des edeln Mannes, und sein Eifer gegen den Mifsbrauch der Dichtkunst zum Dienste der Unsittlichkeit, in dem vortheilhaftesten Lichte, wenn er auch manchmal, besonders in seiner Unzufriedenheit mit *Bürger* und andern jüngern Dichtern zu weit gehen mochte. VI. *Joh. Christoph Pflaum*, Lehrer am reform. Gymnasium zu Heidelberg, bisher zwar durch kein Zeitungslob oder schriftstellerischen Fleifs bekannt, aber ein talentvoller, originaler, strenge redlicher und höchst gewissenhafter Mann. Die Heidelbergische Universitätsbibliothek brachte er mit unbeschreiblicher Mühe in Ordnung, und erhielt sie darin; vorzüglich aber erwarb er sich durch Geschicklichkeit und Pflichteifer grofse Verdienste um das dortige Gymnasium. Seine Sonderbarkeiten waren Folgen der Erziehung, und die unschädlichsten von der Welt. VII. *Gottlieb Aug. Maximil.* Freyherr *von Straufs*, Kurmainz. Minister und Gesandter zu Regensburg; ein überaus würdiger und einsichtsvoller Staatsmann, der sich um sein Vaterland sehr verdient machte, wo das Wohl des Landmannes der vornehmste Gegenstand seiner Fürsorge war. Mehrere heilsame Anstalten wurden durch ihn befördert und geleitet. Auf dem Reichstage zu Regensburg bewiefs er sieben Jahre lang die gröfste Klugheit und

Thätigkeit. VIII. *Joh. Melchior Heuſchkel*, Herzogl. Coburg-Saalfeld. Geh. Rath und Kanzler, ein rechtſchaffner und gewiſſenhafter Rechtsgelehrter, deſſen Religionsgrundſätze ſich denen der Herrnhuter Brüdergemeine näherten. IX. *Joh. Adolph Schinmeier*, der, nach Bekleidung verſchiedner geiſtlicher Aemter und Würden, als Superintendent zu Lübeck ſtarb, nachdem er ein durch Beharren in ſtiller Wirkſamkeit ſehr wohlthätig gewordenes Leben geführt, und überall ſeinem Stande Ehre gemacht hatte. X. Dr. *Joh. Karl Gehler*, Prof. der Therapie und Stadtphyſikus zu Leipzig, wo er des ehrenvollſten Andenkens genieſst, deſſen er ſich durch treffliche Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens auf eine ausgezeichnete Art würdig machte. XI. *Petronelle Chriſtiane Joſephe Klüber*, geb. *Zeizer*, in Erlangen, aus Oſtindien gebürtig, Gattin des berühmten Erlangiſchen Rechtslehrers, von ſchönen Anlagen des Charakters, die auch eine glückliche Ausbildung erhalten hatte. Unter ihren Talenten zeichnete ſich beſonders die Gabe aus, Sprachen durch Uebung zu erlernen. XII. *Joh. Philipp Siebenkees*, Prof. der Philoſophie zu Altdorf, der vorher beynahe ſechs Jahre lang als Hauslehrer in Venedig lebte, und deſſen philologiſches Verdienſt aus ſeinen gelehrten Arbeiten, beſonders durch die von ihm angefangne Ausgabe des *Strabo*, und ſeine *Anecdota Graeca*, bekannt genug iſt. XIII. *Joh. Jac. Steinbrüchel*, Prof. zu Zürich, wird hier nach der lateiniſchen Denkſchrift von *Hottinger*, und nach einigen handſchriftlichen Bemerkungen ſehr vortheilhaft geſchildert. Als Philolog und Jugendlehrer erwarb er ſich verdienten Ruhm und Beyfall.

Der *zweyte* Band dieſes *ſiebenten* Jahrganges beſchreibt die Lebensumſtände und Verdienſte folgender Männer: I. *Lorenz Adam Bartenſtein's*, Conſiſtorialraths und Directors des akad. Gymnaſiums und Prof. der Mathematik zu Coburg. Ein Mann von groſser und nützlicher Thätigkeit, der im J. 1793 als Schulmann ſein funfzigjähriges Amtsjubiläum feierte, und mit einer gründlichen Kenntniſs der lateiniſchen Sprache viele Einſicht und einen ſehr lichtvollen Vortrag der mathematiſchen Wiſſenſchaften vereinte. II. *Chriſtoph Auguſt Bode*, Prof. der morgenländiſchen Sprachen zu Helmſtädt, deſſen Biographie hier vornehmlich aus einer lateiniſchen Denkſchrift ſeines Amtsgenoſſen, des Hofr. *Wiedeburg*, gezogen iſt. Er lebte ganz für das Studium der morgenländiſchen Sprachen und ihrer Kritik, und beſaſs darin groſse Gelehrſamkeit, die er auch durch verſchiedene Schriften öffentlich bewieſen hat. Unter dieſen iſt ſeine *Pſeudo-Critica Millio-Bengeliana* ein Werk von unſäglichem Fleiſse; und eine ähnliche Kritik über die *Wetſteinſche* Bearbeitung des N. T. vollendete er in der Handſchrift. Als Docent fand er weniger Gelegenheit, ſich nützlich zu machen. III. *Guſtav Friedr. Wilh. Groſsmann*, zuletzt Director des Hannöverſchen Theaters, als Schauſpieler und dramatiſcher Schriftſteller hinlänglich bekannt. Der Herausg. ſah ſich aus Mangel an Materialien auſser Stand, von dieſes Mannes noch nicht einzeln geſchriebner Biographie mehr als Stückwerk zu liefern, vornehmlich in Anſehung ſeiner frühern Lebenszeit. Umſtändlicher werden ſeine letzten, freylich nicht ganz unverſchuldeten, widrigen Schickſale in Hannover erzählt. IV. *Joh. von Schellhorn*, Oettingiſcher Geh. Rath und Syndikus der Reichsſtadt Memmingen, der lange Zeit hindurch ſeiner Vaterſtadt weſentliche Dienſte leiſtete, deren ganze umliegende Gegend, wo er auf vielfache Art wirkſam war, ſein Verdienſt gleichfalls dankbar erkannte. Zur Verbeſſerung des Schulweſens in Memmingen trug er ſehr viel bey. V. *Joh. Samuel Feſt*, Prediger zu Hayn und Kreudnitz unweit Leipzig, deſſen umſtändliche Selbſtbiographie ehedem ſchon in *Beyer's* Magazin befindlich, nach ſeinem Tode von dem Prediger *Kindervater* mit Zuſätzen beſonders herausgegeben, und hier zum Grunde gelegt iſt. Man lernt daraus einen der edelſten und geprüfteſten Dulder kennen, den eigne Erfahrungen am beſten in Stand ſetzten, ein Tröſter und Belehrer andrer Leidenden zu werden. VI. *Jac. Friedr. Schmidt*, Prediger zu Gotha, als Dichter, Ueberſetzer und Erklärer der Horaziſchen Oden bekannt; und in dieſer letztern Hinſicht wird ſein Verdienſt in einer vom Prof. *Jakobs* S. 149. eingerückten Würdigung deſſelben ſehr richtig beurtheilt. Auch findet man hier einige geiſtliche und moraliſche Lieder, die er in ſeinen letzten Jahren verfertigte, meiſtens aus ſeinen Papieren mitgetheilt. VII. *Theodor Gottlieb von Hippel*, Geh. Kriegsrath, erſter Bürgermeiſter und Polizeydirector in Königsberg. Eine ſehr merkwürdige Lebensbeſchreibung, der wohl keine unter allen in den bisherigen Bänden dieſes Nekrolog's an Originalität und Intereſſe überlegen ſeyn dürfte. Ihre Entſtehungsart meldet der Herausg. in einer Schrift an den Verfaſſer des *Heſperus*, den *Hippel* ſelbſt, nachdem er ſeine unſichtbare Loge geleſen hatte, entweder für ſeinen Sohn, oder wenigſtens für ſeinen Bruder in der Schriftſtellerey erklärt haben ſoll. Zum Theil ſind ſchon die bekannten Schriften jenes originalen Denkers als Quellen ſeiner Biographie zu betrachten, weil er in dieſelben, beſonders in die Lebensläufe in aufſteigender Linie, ſehr viele Charakterzeichnungen ſeiner ſelbſt, ſeiner Verwandten und Freunde, verwebte. Auſserdem aber hatte H. etwa fünf Jahre vor ſeinem Tode eine ausführliche Selbſtbiographie angefangen, worin er mit der ganzen Fülle ſeines Geiſtes die Geſchichte ſeines äuſsern und innern Lebens niederſchrieb. Dieſe kam, nebſt andern Papieren von ihm, und manchen mündlichen und ſchriftlichen Beyträgen zu ſeiner Darſtellung, in den Beſitz des Herausg., der zuerſt jenen, die frühern Jahre ſeines Lebens betreffenden Hippelſchen Aufſatz mittheilt, ganz in ſeiner bekannten Manier geſchrieben, und durch eine Vorrede an ſeine Familie eingeleitet, worin er derſelben dieſe ſeine Jugendgeſchichte als ein Vermächtniſs übergiebt. Dieſe Vorrede ſowohl, als die Lebensbeſchreibung ſelbſt, iſt ungemein reichhaltig an Betrachtungen

und

und Bemerkungen mancherley Art; und die eigentlich historischen Umstände machen darunter den kleinsten Theil aus. Beide haben das unverkennbare Gepräge der ganz eignen Denk- und Empfindungsweise dieses merkwürdigen Mannes, und gewähren dem Leser, der sich in diese zu finden und zu versetzen weiss, einen hohen Grad von Genuss und geistreicher Unterhaltung. Uebrigens geht diese Selbstbiographie nur bis auf das Ende von *H's.* akademischen Jahren; der folgende Band des Nekrolog's liefert die Fortsetzung. VIII. *Joh. Conr. Späth*, Consist. Rath und Pfarrer zu Langenaltheim im Pappenheimischen; ein kurzer Auszug aus einer diesem redlichen Manne von seinem Sohne gewidmeten Gedächtnisschrift. IX. *Ignaz Reder*, Doctor der Arzneyk. im Würzburgischen, aus einer Denkschrift vom Prof. *Siebold*. In der Vertheidigung seines Vaterlandes wurde *R.* von französischen Chasseurs erschossen. — In den kurzen Nachrichten von noch einigen Verstorbnen des Jahrs 1796 findet man die vornehmsten Lebensumstände des Hessischen Raths und Prof. *Matsko*; des verdienstvollen Rittmeisters *von Blankenburg*, mit einigen Briefen von ihm an *Gleim*; und des Nürnbergischen Landschaftmalers *von Bemmel*. Auch werden S. 403 f. noch verschiedne in jenem Jahre verstorbne denkwürdige Männer genannt, die in künftigen Nachträgen oder Supplementen ihren Platz finden sollen. Besonders aber wünscht der Herausg. Beyträge zur Biographie des verstorbenen Barons *von Knigge*. Endlich noch ein Nachtrag von zwey in die vorigen Jahre gehörenden Biographien des Kriegsraths *von Jacobi* in Königsberg, und des Prof. *Nürnberger* zu Wittenberg.

Des *achten* Jahrganges *erster Band* liefert: I. eine ausführliche, von einem glaubwürdigen Vf. herrührende, Lebensbeschreibung des kaiserl. Geheimen Raths und Reichskammerrichters, Grafen *von Spaur*, der sich blos durch eigne Geisteskraft zu hohen Ehrenstellen emporschwang, nie um hohe Protectionen suchte, und bey jeder Gelegenheit einen ungewöhnlich festen Charakter zeigte. Vorzüglich bewies er dies bey der nach ihrer ursprünglichen Absicht sehr nützlichen im J. 1767 angefangenen Visitation des Reichskammergerichts, und den dabey vom Neide und einer falschen Politik gegen ihn erzeugten Verfolgungen. Aus den von ihm theils zum Druck beförderten, theils ungedruckt gebliebenen Schriften sind Auszüge angehängt. II. *Joseph Friedrich Engelschall*, Prof. zu Marburg; eine von einem vieljährigen vertrauten Freunde des Verstorbenen entworfene Lebensbeschreibung, und so abgefasst, wie sie der durch sein Talent für Poesie und zeichnende Künste und durch verschiedne, hier nachgewiesene, schriftstellerische Arbeiten, aber nicht weniger durch Biedersinn und Herzensgüte sich empfehlende Mann verdiente. III. *von Hippel's* Biographie, fortgesetzt und geschlossen, füllt den grösten übrigen Theil dieses Bandes. Was darin von S. 123. bis 203. noch von *H.* selbst geschrieben ist, betrifft seine Reise nach Petersburg, und die Rückkehr in sein Vaterland. Schon um die Mitte des J. 1791 brach er hier ab, und hat seitdem diesen biographischen Aufsatz nicht weiter fortgeführt, den Rec. mit dem Herausg. den besten seiner bekannten Schriften an die Seite setzt. S. 204. findet man indess Beweise, dass *H's.* Erzählung nicht historisch treu, sondern hie und da sehr idealisirt war. Der nun hinzu erzählten Lebensumstände sind nur wenige; desto ausführlicher aber ist die Schilderung seines persönlichen, sittlichen und schriftstellerischen Charakters. Hier aber erregt es eine höchst widrige und traurige Empfindung, den Mann, den man als Schriftsteller aus so manchen Gründen liebgewonnen hat, in eines Dritten beglaubter und unpartheyischer Darstellung dessen, was er als *Mensch* war, keiner so unbeschränkten Zuneigung würdig zu finden. Zwar war *H.* nicht ohne manche edle und gute Eigenschaften des Herzens; aber der Werth und die Reinheit desselben wurden doch gar sehr herabgesetzt durch die bey ihm herrschenden Leidenschaften des Ehrgeizes, der Geldsucht — sein Nachlass von 140,000 Rthlrn. befremdet doch wohl manche Königsberger mit Recht, deren Richter und Bürgermeister er war; — vornehmlich aber eine Verschlossenheit und Zurückhaltung von ganz eigner Art, mit der Sitte verbunden, seinen Freunden offenherzige Aeusserungen zu entlocken und sie insgeheim zu Papier zu bringen. Von dem Allen, und mehreren Flecken in *H's.* Sinnesart liest man hier so manches, und nicht ohne den empörenden Unwillen, den der lange und gern Getäuschte bey der Entlarvung eines zuverlässig vermeynten Freundes empfindet. Und doch muss man dem Herausg. und dem Vf. dieser Biographie, auch dem Vf. einer der Länge nach eingerückten, in der Freymauerloge gehaltnen, Gedächtnisrede, ihre Unpartheylichkeit Dank wissen. Zuletzt noch über seinen schriftstellerischen Charakter und seine Schriften selbst, meistens aus der von dem Kirchenrath *Borowski* im J. 1797 herausgegebnen Schrift über sein Autorschicksal, und aus den Mittheilungen von andern Freunden *H's.* genommen. Manches liess sich auch noch aus der spätern Untersuchung seiner Papiere geben. Von S. 363. an steht eine Blumenlese dessen, was er zerstreut in seinen Büchern über Vortrag, Stil, Autorschaft u. s. f. sagt, um dadurch das Eigenthümliche seines Schriftsteller-Charakters noch treffender zu bezeichnen; und zuletzt wird noch von seinem handschriftlichen literarischen Nachlasse Nachricht ertheilt. Unter diesem findet sich ein Mscpt. *über Gesetze und Gesetzgebung*, welches auf ein Werk von drey Bänden angelegt war, deren ersten schon ganz ausgearbeitet und ins Reine geschrieben ist. Nach dem hier beygefügten Urtheil eines sachkundigen Gelehrten trägt diese Arbeit zwar überall Spuren des talentreichen, frey und edel denkenden Mannes an sich; es müsste aber Vieles daraus weggenommen, umgearbeitet und ergänzt werden, wenn man sie ins Publicum bringen wollte. Eine Sammlung *geistlicher Lieder* hat noch weniger Werth, und nur einzelne schöne Stellen. Von einem Ro-

man, *der Pachter Moritz*, ist nur der viel versprechende Anfang da; und so auch von einem Neujahrsmährlein, *der Vater und seine drey Söhne*. Von diesem und dem übrigen nicht kleinen Vorrathe seines literarischen Nachlasses wäre eine Auswahl und Sammlung zu wünschen.

Der *zweyte* Band dieses Jahrganges betrifft folgende Verstorbene: I. *Ludw. Wilh. von Rax*, kurfürstl. sächsischer Major der Cavallerie. Dieser biographische Aufsatz ist von dem Prediger *Pietzsch* zu Freyburg in Sachsen abgefasst, und mit Auszügen aus dem Tagebuche dieses mehr durch reine Frömmigkeit und Edelsinn, als durch wichtige Lebensvorfälle, denkwürdigen Mannes begleitet. II. *Franz Graf von Hartig*, k. k. Geh. Rath, und ehemaliger bevollmächtigter Minister am kursächs. Hofe, auch Präsident der Wissenschaften zu Prag. Auch diese Biographie ist von fremder Hand, nämlich von dem Prof. *Cornova* zu Prag. Sie war für die Schriften der königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften bestimmt, und wirklich schon abgedruckt; aber ihre Bekanntmachung auf diesem Wege fand Schwierigkeiten. Der Graf *H.* war in vieler Hinsicht, auch als Schriftsteller, denkwürdig, besonders durch sein 1788 zu Paris gedrucktes *Melange de Vers et de Prose*, welches seinen feinen Geschmack und sein edles Gefühl überall verräth, und wovon hier ein paar Proben mitgetheilt werden. Seine schöne Epistel über die Reiselust wurde von der Akademie zu Marseille gekrönt; und *Voltaire* selbst schrieb an ihn und von ihm mit vielem Lobe. Aber er besass auch andre, und sehr gründliche Kenntnisse. Davon zeugen besonders seine historischen Betrachtungen über die Aufnahme und den Verfall der Feldwirthschaft bey verschiedenen Völkern. (Vergl. A. L. Z. v. 1787, I. 260.). Vorzüglich gross aber waren seine Verdienste als Staatsmann. III. *Joh. Christoph Friedrich Schulz*, Hofr. und Prof. in Mietau. Zu diesem Aufsatze sind die Materialien gröstentheils von dem Hn. O. C. R. *Böttiger* in Weimar mitgetheilt. Die Periode, die *Sch.* ehedem an diesem Orte verlebte, gehörte mit zu den thätigsten in seinem kurzen Leben, und gab keine unbeträchtliche Ausbeute für die Literatur; und die Frucht seines nachherigen Aufenthalts in Paris war die noch immer schätzenswürdige Geschichte des damaligen Zeitpunkts der französischen Revolution. Insonderheit aber enthält sein Werk über Paris und die Pariser eine sehr lebhafte und anschauliche Charakteristik. Einige aus seinen Briefen mitgetheilte Auszüge sind nicht ohne Interesse. IV. *Benedict Stattler*, Exjesuit, und zuletzt Geistlicher- und Censur-Rath zu München, ein in so vielen Fächern überaus thätiger Mann, in dem viel Heterogenes, manches Gute und Vorzügliche, aber auch nicht wenig Tadelnswerthes, vereint war. Der Herausg. fand es daher nicht leicht, eine unpartheyische Darstellung seines ganzen Charakters zu geben; es ist ihm aber nicht misslungen. Neben diesem Mann des Streites stellt er nun einen sanftern und friedlichern auf, der durch Klugheit und Ueberredung das Gute auf mancherley Weise beförderte, nämlich: V. *Franz Noe*, vormals Jesuit und Lehrer der Dichtkunst zu Prag; ein aufgeklärter Pädagog und vertrauter Kenner der classischen Literatur. VI. *Gottfried Less*, zuletzt Consistorialrath und erster Hofprediger in Hannover, vorher Prof. der Theol. zu Göttingen. In beiden Aemtern, die er mit gröster Treue verwaltete, hat sich dieser, auch als Schriftsteller immer noch sehr achtungswerthe Mann, auf vielfache Weise nützlich gemacht. Manches in dieser Biographie, und besonders das Charakteristische, ist aus einem biographischen Fragmente genommen, welches den Superintendent *Holscher* zu Ronneberg bey Hannover zum Vf. hat. VII. *Friedr. Wilh. Gotter*, Herzogl. Geh. Secretär zu Gotha. Da der Herausg. diesen nicht blos durch sein Dichtertalent, sondern auch durch manche andre treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens liebenswürdigen Mann in der Nähe kannte: so war er desto mehr im Stande, ein treffendes und interessantes Gemälde von ihm zu entwerfen, obgleich er dabey auch eine biographische Skizze des gothaischen Legationssekr. *von Hof* in den sächsischen Provinzialblättern benutzte. Ausser einer leichten poetischen Epistel, die seine letzte Arbeit war, findet man hier auch noch eine Nachlese zu seinen Gedichten. — Die *kurzen* Nachrichten von noch einigen im J. 1797 Verstorbenen betreffen: den Geh. Tribunalrath *Höpfner* in Darmstadt, aus *Wenck's* Denkschrift; und den Prediger *J. W. Frotscher* zu Drognitz in Kursachsen. Andre werden für die Supplementbände aufgespart. Zuletzt noch ein Nachtrag, welcher die Lebensumstände des zu Wien verstorbenen Legationsraths *Herchenhahn* kurz erzählt.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Strasburg*, b. König: *Ueber die Einimpfung der Blattern*. Eine Schrift für Aeltern von D. *de la Roche*. Aus dem Französischen von *Fr. Dörner*, d. A. D. 1800. 35 S. 8. (3 gr.) Eine wohlgerathene Uebersetzung des *Avis aux pères et mères sur l'inoculation de la petite verole, par D. de la Roche*, einer auch Aerzten wegen einiger vorkommenden Sätze und Vorstellungen über die Pocken zu empfehlenden Schrift, die übrigens durch die wenigen Anmerkungen des Uebers. keinen bedeutenden Vorzug erhalten hat. Der Vorschlag in der Note S. 6., die *natürlichen* Pocken zweckmässiger *zufällige* Pocken zu nennen, ist nicht mehr neu. Die S. 8. befindliche Bemerkung, dass durch die Einimpfung der Kranke die Pocken zweymal bekommt, und dass daher die Gutartigkeit der eingeimpften Pocken zu leiten sey, — wie der Uebers. mit seinem Lehrer Hn. *Ploucquet* annimmt — möchte doch wohl manchen Widerspruch finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. März 1802.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Felisch: *Erfahrungen über die Kuhpocken*, ein sicheres Mittel, um Menschen vor der Entstellung, der Verkrüppelung und dem Tode zu bewahren; mitgetheilt von *Joh. Karl Sybel*, d. A. D. 1801. 142 S. 8. m. K. (16 gr.)

Der Titel verspricht genau genommen zu viel von den Kuhpocken, indem sie nicht vor jeder Entstellung u. s. w. sichern, sondern nur vor solchen, die Folge der Menschenpocken oftmals sind. Es wäre also genug und richtiger gesagt: sie seyen ein sicheres Mittel gegen die Menschenpocken.

Die Schrift selbst ist wenig geeignet, das Interesse des grosen Publicums zu erwecken, indem, ausser der Erfahrung, die der Vf. gemacht haben will, dass zu Roskov bey Brandenburg, die ursprünglichen Kuhpocken sich finden, nichts darin enthalten ist, was nicht aus frühern Schriften über die Kuhpocken bereits bekannt wäre. Ihr Nutzen ist daher mehr speciel für den Ort (Brandenburg) und die Gegend, worin der Vf. lebt. Er wollte sein Publicum, das durch die Nähe einer Pockenepidemie bedrohet ward, von den Vorurtheilen gegen die Kuhpocken befreyen, und es mit den grosen Vortheilen derselben umständlicher bekannt machen. Dieser Endzweck wäre leicht durch andere damals schon bekannte Schriften, von *Mac-Donald*, *Wiedemann*, *Himly* und *Roose* u. s. w. zu erreichen gewesen, allein dadurch, dass der Vf. die von ihm unternommenen Impfungen namentlich und umständlich anführt, hat er in so fern um die Verbreitung der Kuhpocken ein Verdienst sich erworben, weil das Publicum seiner Nachbarschaft dadurch Gelegenheit erhält, die Fälle genauer zu unterscheiden, in denen die von ihm geimpften Kuhpocken ordentlich oder unordentlich verliefen, und darnach sein Urtheil über den Werth derselben zu bestimmen, wenn in dem einen oder dem andern Falle bey denselben Subjecten nachmals die Menschenpocken sich zeigen sollten. Auch nach des Vf. Erfahrung wurde kein Subject, bey dem die Kuhpocken ordentlich verliefen, mit Menschenpocken angesteckt, so wenig natürlich, während einer Epidemie, als geimpft. Eine Beobachtung (Nr. 53. S. 104.) ist darum merkwürdig, weil sie die Allgemeinheit der Bemerkung, dass die Impfung der Kuhpocken, welcher die Ansteckung von Menschenpocken schon vorausgegangen war, die letztern gutartig mache (gewissermasen vortheilhaft amalgamire) einzuschränken scheinen könnte. Allein das Kuhpocken-Contagium scheint in diesem Falle gar nicht gefasst zu haben; denn der Vf. fand am sechsten Tage die Impfstellen ganz trocken, und dagegen die wirklichen Pocken, die tödlich abliefen, ausgebrochen. Dagegen beweiset die Beobachtung Nr. 60. S. 109. ziemlich klar, so viel nämlich *ein* Fall beweisen kann, dass die Menschenpocken die Empfänglichkeit, von den Kuhpocken gehörig afficirt zu werden, nicht immer aufheben. Eine Frau von 28 Jahren, die in ihrer Jugend die Kinderblattern recht ordentlich gehabt hatte, erfuhr den ordentlichen Verlauf der Kuhpocken, (selbst mit Einschluss eines Fiebers) die der Vf. ihr eingeimpft hatte.

Mit den gemeinen Kuhpocken, die der Vf. zu Roskov bemerkt haben will, selbst aber noch nicht ganz bestimmt dafür anerkennt, hat es folgende Bewandnis. Sie finden sich hier einzig auf dem Gute des Hn. von *Katte*. Seit mehreren Jahren bekömmt daselbst jede Kuh, am dritten oder vierten Tage nach dem Kalben, mehrere kleine Knötchen am Euter, welche sich zu bohnengrosen bleyfarbenen Blattern erheben, mit einer schmalen Röthe umgeben sind, und mehrentheils (nicht alle) einen gesenkten Mittelpunkt erhalten. Oft befinden sich derselben mehr als 100 an einem Euter. Nach diesen Blattern entsteht eine schorfige Kruste, welche ohne Geschwüre zu hinterlassen, abfällt. Der ganze Verlauf dieser Krankheit dauert kaum 14 Tage, und man beobachtet dabey weder Unpäslichkeit der Thiere, noch nachher Geschwüre. Leidet eine Kuh weniger daran in den ersten Tagen, so bekommt sie den Ausschlag nach einigen Wochen wieder, so wie alle im folgenden Jahre nach dem Kalben ihm wieder ausgesetzt sind. Man kennt keine andere Veranlassung, als das Frischmelken. Sie theilen sich durch Berührung und namentlich durch das Melken den Menschen mit. Ein Kind, das der Vf. mit davon genommener Materie impfte, zeigte alle Erscheinungen ächter Kuhpocken. In einem andern Falle schlug die Impfung fehl. Eine Person von 28 Jahren versicherte, vor ihrem eilften Jahre, gleich einer ältern Schwester, die Kuhpocken durch das Melken der Kühe in dortiger Gegend, nie aber, so wenig wie jene Schwester, die Kinderpocken nachher bekommen zu haben, obgleich beide mit ihrem daran erkranktem Geschwister zusammengelebt, und selbst in einem Bette zusammengeschlafen haben. Diese Erfahrungen reihen sich glücklich an die Englischen und Holsteinschen an, und würden, vorausgesetzt, dass sie völlig sich bestätigen, die Entstehung der Kuhpocken, als völlig unabhängig von fremden Stoffen, und allein

lein mit dem Milchgeschäft der Kühe zusammenhängend darstellen, woraus sich dann sowohl der eingeschränkte Sitz der Krankheit, als der Umstand erklären liefse, warum nicht die Stiere und das verschnittene Rindvieh davon befallen werden. In der That scheint ein solcher Ursprung der Kuhpocken wahrscheinlicher, als irgend ein anderer, und könnte vielleicht dazu beytragen, die gar zu humanen Skeptiker zu beruhigen, die es bedenklich finden, thierische Stoffe in den Menschenkörper überzutragen, aus Besorgnifs, mehr damit einzuimpfen, als man die Absicht hat.

Einige Beobachtungen des Vfs., wie Nr. 58. und Nr. 64—72. sind durch Schreib- oder Druckfehler in den Zahlen, welche die Tage des Verlaufs angeben sollen, ganz unbrauchbar gemacht worden. So verdient es ohne Zweifel auch zu den unvorsätzlichen Irrthümern gezählt zu werden, wenn der Vf. S. 46. das Gerücht als glaubwürdig vorträgt, dafs Kinder in Hannover, die mit derselben Kuhpockenmaterie geimpft worden, wovon Hr. Dr. *Mühry* daselbst ihm gesandt hat, nachmals durch die Impfung die Kinderblattern bekommen haben. Rec. kann mit genauester factischer Kenntnifs ihn versichern, dafs nicht ein einziger solcher Fall statt gefunden hat.

Die beygefügte Kupfertafel soll die Kuhpocke im Werden, im Culminiren, und endlich im Abtrocknen darstellen, so wie Fig. 4. eine falsche Gattung abbildet. Man sieht auch hier, wie schwer es fällt, solche Gegenstände abzubilden, die nicht sowohl durch Linien oder Umrisse, als durch Farben charakterisirt sind, deren feine Nuancen weder ganz beständig, noch für die Kunst erreichbar angenommen werden können. Doch gehören diese Nachbildungen zu den bessern, die bisher von den Kuhpocken erschienen sind.

STENDAL, b. Franzen u. Grofse: D. *Samuel Gottlieb Vogel*, Herzog. Mecklenb. Schwer. Leibarztes, Hofraths und Professors zu Rockstock, *Handbuch der praktischen Arzneywissenschaft zum Gebrauche für angehende Aerzte. Fünfter Theil.* 1800. XII. und 213 S. 8. (18 gr.)

Auch unter dem besonderen Titel:

Handbuch zur Kenntnifs und Heilung der Blutflüsse.

Die Vorrede zu diesem Theile, in welchem Hr. *V.* mit den chronischen Krankheiten den Anfang macht, wird gewifs jedem, der begierig war, zu erfahren, wie das neue von Brown gegründete System von dem Vf. aufgenommen worden ist, und welchen Einflufs es auf seine praktische Verfahrungsweise gehabt hat, sehr willkommen seyn, da sie endlich die Erklärung des Vfs. über jenes System enthält. So kurz diese auch ist, so findet man doch, dafs der Vf. das System gründlich studiert und auf dem Probierstein der Erfahrung geprüft hat, übrigens aber so wenig blind gegen die Vorzüge, als gegen die Fehler und Mängel desselben ist. Rec. mufs auf eigenes Lesen dieser Vorrede verweisen, da er sich hier nicht auf die Darstellung des Vf. selbst einlassen kann. So wie der Vf. in der Vorrede seine jüngeren Amtsbrüder warnt, bey Annahme und Befolgung der Lehren jenes Systems nicht unvorsichtig zu Werke zu gehen, und sie ermahnt, durch richtige und treue Beobachtung und Vergleichung der äufseren Erscheinungen im gesunden und kranken menschlichen Körper mit ihren Ursachen den Schatz wahrer Erfahrungen zu bereichern: so zeigt er in der Schrift selbst an mehreren Stellen Fälle an, in welchen die Brownschen Grundsätze einseitig und irrig sind, und empfiehlt S. 205. dafs junge Aerzte bey der jetzigen Neuerungssucht *Fr. Hoffmanns* Werke fleifsig studieren sollen.

Die Schrift selbst zerfällt in neun Kapitel. Das *erste Kap.*, welches eigentlich als Einleitung zu betrachten ist, und von den Blutflüssen überhaupt handelt, ist äufserst lehrreich, und für den praktischen Arzt von ganz vorzüglichem Nutzen, da richtige allgemeine Grundsätze den praktischen Arzt unter allen möglichen Umständen am sichersten leiten. Der Vf. macht hier besonders auf den Unterschied der Blutflüsse in active (sthenische, positive), und passive (asthenische, negative) aufmerksam, und stellet ihre Ursachen, Zeichen und Heilung treu und vollständig dar. Dafs innerliche Adstringentia zuweilen Blutflüsse stillen, findet der Vf. der Erfahrung gemäfs; dafs sie aber jenseits der Milchgefäfse diese Wirkung durch Zusammenziehung der Blutgefäfse leisten, bezweifelt er; dagegen glaubt er, dafs diese Wirkung der adstringirenden Mittel durch eine Umstimmung des Nervensystems, durch einen specifiken Reiz in den ersten Wegen geschehe, wodurch vielleicht ein Krampf in dem Gefäfssysteme erregt, eine Ableitung bewirkt werden kann. (?). Unter den in §. 47. genannten Schriftstellern hätte der Vf. doch *Steidele* Abh. von den Blutflüssen. Wien. 1776. mit anführen sollen. In den folgenden Kapiteln sind nun die einzelnen Arten der Blutflüsse vorgetragen. — Im *zweyten Kap.*, welches von dem Nasenbluten handelt, erklärt sich der Vf. über die Art, wie dasselbe erfolgt, etwas einseitig. Was er §. 1. sagt, dafs die sehr blofs liegenden wenig Widerstand leistenden Gefäfschen der Schneiderschen Haut ihr Blut von geringen Verletzungen sehr leicht und in reichlicher Menge *durchschwitzen* lassen, kann wohl nicht von allen Fällen des Nasenblutens gelten. §. 18. des *dritten Kap.* findet man noch ganz die bekannte Humoralisten-Sprache, zu deren Entschuldigung der Vf. sagt, dafs er sie fürs erste noch nicht aufgeben könne, weil er sie seinen Erfahrungen so oft angemessen gefunden habe. Das *fünfte Kap.* von den Hämorrhoiden ist mit vorzüglichem Fleifse gearbeitet. Im *siebenten Kap.* von dem Blutflusse der Gebärmutter sind die Ursachen etwas durch einander geworfen. Der Vf. hätte nach des Rec. Ueberzeugung besser gethan, wenn er die Ursachen nach den verschiedenen Zuständen der Frauenspersonen geordnet hätte. Dadurch würde das ganze Kap. mehrere Ordnung bekommen haben. Wenn der Vf. unter den Mitteln

zur

zur Stillung eines Gebärmutterblutfluſſes von Atonie der Gebärmutter einen äuſseren Druck auf die Gegend der Gebärmutter empfielt: ſo bemerkt Rec., daſs er in ſolchen Fällen allemal ein behutſames Reiben der genannten Gegend mit Nutzen angewendet habe. Was der Vf. S. 187. wider Starks ſtyptiſches Pulver ſagt, genüget nicht. Das im *neunten Kap.* der *morbus maculoſus haemorrhagicus* unter den Blutflüſſen aufgeführt wird, kann Rec. nicht mifsbilligen, da der Blutfluſs bey dieſer Krankheit ein weſentliches Symptom iſt.

Rec. wünſcht ſehr, daſs die vielerley anderen Beſchäftigungen, womit der Vf. das ſpäte Erſcheinen dieſes Theils entſchuldigt, die Herausgabe der folgenden Theile nicht ſo lange hindern, und dieſe weniger durch Druckfehler entſtellt ſeyn mögen.

Wien, b. Doll: *Praktiſche Beyträge zur Geſchichte der Kinderpocken und Kuhpocken.* Herausgegeben von *Joſeph Eyerel.* 1800. 95 S. 8.

Bey Herausgabe dieſer Beyträge, von welchen wir hier ein Heft vor uns haben, hat der Vf. die Abſicht, die praktiſchen Aerzte von Zeit zu Zeit mit den neueſten Entdeckungen und Berichtungen (ſoll dieſs heiſsen: *Berichte* oder *Berichtigungen?*) über die Kuhpocken bekannt zu machen, und zugleich das Andenken an die Heilart der natürlichen Pocken aufzufriſchen. Gewiſs wird der Vf. auf den Beyfall und Dank der praktiſchen Aerzte rechnen können, wenn er der Bekanntmachung würdige Aufſätze, Entdeckungen, Beobachtungen, Reſultate blofs Oeſterreichiſcher Aerzte, Verordnungen u. dgl. m. aus jenem Lande, welche ſonſt dem ausländiſchen und ſelbſt manchem inländiſchen Arzte unbekannt blieben, ſammelt. Auszüge aus allgemein bekannten Schriften aber, wie man in dieſem Hefte zwey findet, widerräth Rec. dem Vf. recht ſehr. In dieſem Hefte finden wir folgendes: 1) *Auszug aus Jenners Abh. über die Natur und Wirkung der Kuhpocken*, mit Anmerkungen des Dr. *Odier* zu Genf. Der Auszug iſt ganz überflüſſig; der Vf. hätte die leſenswerthen Anmerkungen allein zuſammenſtellen ſollen. Rec. will aus denſelben einiges auszeichnen. S. 24. führt Hr. *O.* die Bemerkung an, daſs die Blatternmaterie, wenn das Syſtem nicht dafür empfänglich iſt, weit ſchneller in der Impfſtelle eine Entzündung bewirkt, als im Fall der wirklichen Erſcheinung der Blattern. Dieſes giebt er als ein ſicheres Zeichen an, ob die Anſteckung vor ſich gegangen, oder nicht. Auch ſoll dieſe Entzündung der Impfſtellen gleich ſchnell nach ſchon überſtandenen Kuhpocken und wirklichen Blattern erfolgen. Mehrere Aufmerkſamkeit hierauf wird aber erſt lehren können, wie weit dieſes wahr iſt. S. 48. lieſet man von Hn. *O.* als Reſultat *einer* Beobachtung, daſs das (der) in dem Impfſchnitte gebildete Eiter in einem beſtimmten Zeitpunkte eingeſogen wird, und in dem Augenblicke, da daſſelbe (derſelbe) das Herz erreicht, das Fieber beginnt. Hier hätte Hr. *O.* erſt mehrere Beobachtungen anſtellen ſollen, ehe er ein ſolches paradoxes Reſultat zog. Die Anmerkungen S. 23. und 51. ſcheinen dem Rec. widerſprechend zu ſeyn. Die Frage, welche Hr. *O.* S. 53. aufwirft, ob nicht gewiſſe anſteckende Krankheiten ihren Urſprung aus dem Pflanzenreiche haben, und urſprünglich von der Berührung einer Giftpflanze entſtanden ſind, ſcheint Rec. nicht unwichtig; daſs aber die angeführte Erfahrung mit dem *Rhus toxicodendrum L.* etwas hierüber entſcheide, bezweifelt Rec. ſehr. S. 57. ſtellt er die Meynung auf, daſs die Gutartigkeit der Pocken ihren Grund in dem zwiſchen der Haut und dem Oberhäutchen befindlichen Zellgewebe hat. Dieſs iſt ſehr undeutlich. In eben der Anmerkung giebt er es als ein charakteriſtiſches Unterſcheidungszeichen der gelindeſten natürlichen Pocken von noch ſo häufig eingeimpften Pocken an, daſs die letzteren wenigſtens drey Tage früher als die erſteren abzutrocknen anfangen. Sollte hier nicht ein Irrthum ſeyn? 2) *Einige Vorurtheile wider die Einimpfung der Kinderblattern.* Ein Vorurtheil iſt hier nur widerlegt, nämlich: die gröſsere Mortalität der Pocken in London ſeit der Einführung der Blatterneimpfung. 3) *Von den Verwickelungen der Blattern mit anderen Hautkrankheiten.* — *Deſeſſarts* Beobachtungen über die Complication der Blattern mit dem Scharlachausſchlag und Frieſel. Ein unvollkommener Auszug einer Abhandlung des Hn. *Deſeſſarts*, die man ſchon im 18ten Bande der Samml. auserl. Abh. f. pr. Aerzte S. 511. findet. 4) *Vermiſchte Anzeigen.* Aus der Wiener Zeitung. Pockenimpfung im allgemeinen Krankenhauſe zu Wien im Jahre 1798 und 1799. Häufige Druckfehler machen das Leſen dieſer Sammlung unangenehm.

Weimar, im Induſtrie-Comptoir: *Tabulae anatomicae, quas ad illuſtrandam humani corporis fabricam collegit et curavit Juſtus Chriſtianus Loder.* Faſcicul. IV. Splanchnologiae S. V. Tab. 81—90. Faſc. V. A. Angiologiae S. 1. Arteriae. Pars I. Tab. 91—97. P. II. Tab. 98—105. P. III. T. 106—112.

Daſſelbe Werk mit deutſchem Text, unter dem Titel: *Anatomiſche Tafeln zur Beförderung der Kenntniſs des menſchlichen Körpers*, geſammelt und herausgegeben von D. *J. Chr. Loder*, geh. Hofr. u. Prof. zu Jena.

Der verdienſtvolle Herausgeber dieſes Werks, deſſen ſchneller Fortgang und baldige Vollendung, als eine ſehr fühlbare Lücke ausfüllend, ſehr zu wünſchen iſt, fährt nicht nur unermüdet fort, ſeinen Plan zu verfolgen, ſondern iſt auch, wie man deutlich wahrnimmt, unausgeſetzt bemüht, ſein Werk noch vollkommener und nutzbarer zu machen. Zeichnung und Stich ſind in den vorliegenden Tafeln gut, und durch das Illuminiren der Gefäſse auf den angiologiſchen Tabellen iſt die Brauchbarkeit derſelben für Anfänger ſehr erhöht. — Möchte doch Hr. *L.* auch bald Muſse finden, die trefflichen *Wagneriſchen* anatomiſchen Zeichnungen, in deren Beſitze

er,

er, wie uns bekannt geworden, seit einigen Jahren ist, herauszugeben!

London, b. Hamilton: *The family Physician; or domestic medical Friend:* containing plain and practical instructions for the prevention and cure of diseases, according to the newest Improvements and Discoveries, with a series of chapters and collateral subjects; comprising every thing relative to the theory and principles of the medical art necessary to be known by the private practitioner etc. by *Alex. Thomson.* 1801. 576 S. 8. (6 Shill.)

Unter diesem vielversprechendem Titel ist dem armen Nichtarzte abermals eine Schrift übergeben, wodurch er sehr wenige helle, ihm nützliche Begriffe und eine sehr grosse Menge schädlicher Vorurtheile bekommen kann. Das vorangeschickte Kapitel von der *Arzneywissenschaft und den vorzüglichsten Theorien in derselben* zeigt schon sehr deutlich, dass die *neuesten Verbesserungen* nur als Titelschild figuriren können, welches dann die Abhandlung der einzelnen Krankheiten auch nur zu sehr bestätigt. Als Beweis will Rec. nur einen der kürzern Abschnitte vom *Durchfalle der kleinen Kinder* ausziehen. Dieser soll nicht immer eine Krankheit seyn (!) sondern oft Krankheiten abhalten oder verscheuchen, und nur alsdann schädlich werden, wenn er so lange dauert, dass er Schwäche *veranlasst.* Die einzigen Ursachen sind (nach unserm Vf.) ungesunde Nahrung, naskalte Luft und zurückgetretene Hautausschläge. Deshalb darf er nicht eher gestillt werden, bis (?) — seine Ursache gehoben und die schädliche Materie ausgeführt ist. Die Kur geschieht durch einige Dosen von Rhabarber und hinterher gegebenen *absorbentia*, weshalb auch ein Recept zu einem Säftchen mit Krebsscheeren angegeben ist. Will das Kind dann noch nicht besser werden, so soll man ihm *öfters* des Tages 3 bis 4 Tropfen Opiumtinctur geben, wegen der grosen Reizbarkeit der Kinder (die man freylich bey neugebornen Kindern durch solche Dosen, nach des Hausvaters Gutdünken öfters gegeben, schon in einen halben Tage *radikal* wird beseitigen können!). Wenn der Stuhlgang geronnen, sauer und schleimig ist, so giebt er ein excellentes Pulver, die Vermischung der Krebsscheeren mit Ingwer. — Die armen Kinder, die der ehrliche Hausvater nach dieser auch im Originale auf einer halben Seite ertheilten Belehrung zu heilen übernimmt!. — Möge dieses Buch nicht einem unserer rüstigen Uebersetzer in die Hände fallen! Haben wir doch ähnlicher deutscher Schriften, die zu nichts nützen, als ihre Vf. in praktischen Ruf zu bringen, leider schon so viele!

TECHNOLOGIE.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Modelle für Tischler zu Thüren, Fenstern und andern Meubles-Verzierungen, wie auch zu Garten-Stühlen und Bänken im besten gothischen und neuesten englischen Geschmack.*

Auch unter dem Titel:

Sammlung von Zeichnungen der neuesten Londner und Pariser Meubles als Muster für Tischler. 5. Hefte mit Kupfern. gr. 4. ohne Text. (Jedes Heft 1 Rthlr.)

Wie das ehrbare Tischlerhandwerk dazu gelangt, dass ihm diese Hefte ganz allein zugeeignet werden, lässt sich nicht wohl begreifen, da sie manches recht hübsche und brauchbare Muster für eisernes Gitterwerk nebst andern Dingen enthalten, mit denen ein Tischler gewöhnlich sich nicht befasst. Beym Durchblättern ist uns verschiedenes schon bekannte begegnet, welches wir aber, wo es gute Sachen sind, nicht tadeln, in Rücksicht der Bestimmung dieser Hefte für Handwerker, denen grösere und kostbarere Werke nicht immer zu Gebot stehen.

An einer kurzen fasslichen Erklärung der Kupfer hätte man es nicht fehlen lassen sollen. Wenn gleich der erste Titel nur von gothischem und neuestem englischen Geschmack spricht, so hat sich doch auch manches Bessere so gleichsam nebenher mit eingeschlichen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Hannover*, in d. Buchh. d. Gebr. Hahn: *Tabellarische Uebersicht zum Behuf des Krankenexamens*, zum Gebrauche für angehende Aerzte und Wundärzte, von D. *Chr. Aug. Struve.* 1800. 1 Bog. (1 gr.) So sehr Rec. das Verdienst erkennt, welches sich der Vf. durch Ausarbeitung einiger Tafeln für den gemeinen Mann erworben hat, so muss Rec. doch gestehen, dass ihm der Nutzen nicht einleuchtend ist, den Tafeln *dieser* Art haben sollen. Ein angehender Arzt und Wundarzt, der sich gründliche Kenntnisse in seinem Fache erworben hat, und täglich auf Vermehrung seiner Kenntnisse bedacht ist, braucht solche Tafeln nicht. Derjenige, der ganz ohne alle, oder wenigstens ohne gründliche Kenntnisse gewissenlos genug ist, medicinische oder chirurgische Praxis zu üben, wird sie gerne kaufen und gebrauchen, weil ihm überhaupt allgemeine Ueberblicke genug zu seyn dünken. Wird aber dann nicht der Unfug, den solche unwissende und pflichtvergessene Menschen mit der Praxis treiben, offenbar durch solche Tafeln befördert? — Ueberdiess findet Rec. die vorliegende Uebersicht, von welcher man hier keinen Auszug erwarten wird, äusserst unvollkommen. Besser sind dem Vf. die Tabellen für den gemeinen Mann gerathen, welche Rec. überhaupt zweckmässiger findet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. März 1802.

NATURGESCHICHTE.

PARIS u. STRASBURG, b. Fuchs u. Treuttel: *Hiſtoire naturelle des Quadrupèdes ovipares*, par *F. M. Dudin — avec des gravures faites et enluminées ſur les deſſins d'après nature*, par *J. Barraband*. I. Livraiſon. An. 9. 12 S. 4. mit 6 Kupfertafeln.

Ein beſonders Avertiſſement auf dem Titel ſagt noch, daſs die ganze Sammlung aus 30 Lieferungen beſtehen werde, und daſs jede Lieferung am Ort und Stelle zu Paris 5 Franken koſte. Alle hier abgebildeten Thiere fänden ſich zu Paris in den Sammlungen der Nation, von Vaillant, Boſc und andern. Nach Vollendung dieſer Sammlung will der Vf. ein methodiſches Werk über dieſe Thierclaſſe herausgeben, unter dem Titel: *Traité élementaire et complet de l'hiſtoire naturelle des Quadrupèdes ovipares:* welches dem *Traité d'Ornithologie* von demſelben Vf. in dem Plane ganz gleich ſeyn ſoll. Das Werk iſt dem berühmten Lacepède zugeeignet: und dieſer erſte Heft enthält ſchon einige neue Arten von Laubfröſchen, denen auch der zweyte gewidmet iſt, von welchem jedoch Rec. nur noch die Anzeige nicht aber das Exemplar erhalten hat. Die erſte hier beſchriebene Art iſt die von Boddaert weitläuftig beſchriebene und abgebildete *Rana bicolor L. Gmel.* Wir wollen zur Probe der Manier dieſe Beſchreibung ganz herſetzen:

Rainette bicolore. *Hyla bicolor.*

Hyla ſupra cyanea, ſubtus flaveſcens, cum maculis albis violaceo circumdatis.

Rana bicolor { *Boddaert* de rana bic. 1772, fig. 1. 2. 3. Schr. der Berl. Naturf. 2. p. 439. Lev. Vincent, Muſeum. Linné, Amoenit. Acad. Tome I. p. 135. Gmelin, Syſt. nat.

Calamitaidem. Schneider, Amphib. p. 156.

Caractere Phyſique. Longueur de quatre pouces. Tête auſſi large que le corps et ayant un pouce neuf lignes, trigone, un peu obtuſe en avant, plate en deſſus et ſur les côtés; narines petites, bouche très ample; une veſſie tranſparente derrière la langue en deſſous et ſe gonflant lorsqu'on ſouffle de l'air par le larynx dans les poumons; iris bleu; paupière inférieure bleue à taches blanches. Un large tubercule criblé de pores commençant derrière chaque oreille et recouvrant en entier les deux flancs. Couleur d'un bleu de ciel en deſſus, d'un violet très pâle ſous la tête, et d'un blanc-jaunâtre ſous le reſte du corps (la couleur bleue du corps et des membres ſeparée de l'autre par une ligne blanche bordée d'un trait violet foncé;) des tâches plus ou moins larges blanches bordées d'un trait violet ſur les bras, les doigts, la poitrine, le bas des flancs et la region de l'anus. Abdomen et deſſous des cuiſſes granulés Pieds à doigts fendus, terminés chacun par une large pelotte visqueuſe et ſeulement bleus en deſſus à leur baſe et à leur bout.

Caractère habituel. P. Boddaert, dans la deſcription très-étendue qu'il a donnée de cette belle Rainette, annonce n'avoir encore obſervé que deux individus. Schloſſer avoit reçû l'un de la Guinée, tandis que l'autre avoit été trouvé à Surinam en Amérique, et je la crois plutôt de ce dernier pays, parcequ'elle eſt indiquée dans la deſcription du Muſeum d'Huttuin, Nr. 122. ſous le nom de *Blauw Surinamſche Kikworſch.* Au reſte, quelle que ſoit la vraie patrie de cette Rainette, elle doit y être infiniment rare. Feu Bloch en avoit un petit individu dans ſa collection à Berlin, et celui que j'ai fait peindre eſt placé dans la galerie du Muſeum d'Hiſtoire naturelle de Paris, et faiſoit partie du beau Muſeum de Hollande.

Note. Cette Rainette eſt ſujette à varier par le nombre et la diſtribution de ſes taches blanches, et par la couleur du deſſous du corps qui eſt plus ou moins blanche ou ochracée.

Dieſs iſt der Inhalt des erſten Quartblatts; in welchem ſich mancherley Beweiſe der Flüchtigkeit finden, welche dem Rec. von der Aufmerkſamkeit und Genauigkeit des Vfs. keinen guten Begriff geben, und ihn von der Folge der Sammlung für die Erweiterung der Wiſſenſchaft ſelbſt weit weniger Vortheil hoffen laſſen, als dieſe doch gewinnen könnte, wenn Kenntniſs mit Genauigkeit verbunden wäre. Zuerſt muſs Rec. bemerken, daſs hier nur von der Art die Rede iſt, welche Boddaert das Weibchen nannte, und welche ſich von dem vermeyntem Männchen in manchen weſentlichen Punkten, und ſelbſt in der Farbe unterſcheidet. Von dieſer hatte Bloch kein Exemplar, ſondern von dem Männchen. Von dem letztern gilt auch nur allein die Stelle in Linné's *Amoenit.* und aus Huttuyn's *Muſeum.* Die Citation aus den Schriften der Berl. Naturf. Geſellſchaft iſt unrichtig; denn in dem angeführtem Bande ſteht nichts; und in dem Bande, welchen der Vf. meynte, ſteht bloſs die Beſchreibung von Levin Vincent überſetzt von Walbaum. Zweytens ſind die weſentlichen Merkmale, welche dieſen Froſch von den andern unterſcheiden, ganz übergangen worden: ſo daſs alſo die Wiſſenſchaft ſchlechterdings nicht um einen Schritt weiter gekommen, ſondern vielmehr zurückgegangen iſt, wenn man eine neue doppelte Abbildung ſtatt einer einfachen nicht für Gewinn rechnen will. Die zweyte Art *Rainette à bandeau, Hyla frontalis* iſt die von Beireis zuerſt beſchriebene *Rana leucophyllata*, aus der Sammlung von Vaillant beſchrieben und abgebildet, wohin ſie aus Surinam gekommen iſt. Der einzige Gewinn iſt die Kenntniſs des Vaterlandes; auſserdem lernen wir hier, daſs die Farbe oben braunroth iſt, und die der weiſsen

Flecke einen Silberglanz haben. Eine Abänderung im National-Mufeum hat einen einzigen weifsen langen Fleck auf dem Schenkel, und den Unterleib fo wie die Unterfeite der Hüften gekörnt, da bey dem andern Exemplar diefe Theile glatt find. Dafs *Grenouille tachetée* bey Bonaterre *Encyclop. méthodique* einerley mit diefer fey, lehrt felbft der lateinifche Name *leucophyllata*, den er von Beireis angenommen hat, fo wie die ganze Befchreibung; aber dafs *Grenouille bigarée* deffelben Nr. 17. oder *Rana variegata Gronovii Zoophyl. p.* 15. *Nr.* 67. diefelbe Art feyn folle, glauben wir ihm nicht; denn ob fie gleich ebenfalls oben grofse milchweifse Flecke auf fchwarzbraunem Grunde hat: fo unterfcheidet fie fich dargegen durch die ganz getrennten Vorderzehen; und die hintern find auch nur zur Hälfte durch die Schwimmhaut verbunden. Die dritte Art *Rainette à tapirer* von Lacepède befchrieben und abgebildet würde man hier nicht wieder erkennen, wenn der Vf. es nicht fagte, dafs es daffelbe Thier fey. Deftomehr Dank verdient er dafür! Der durchaus glatte Körper des zolllangen Frofches hat oben eine dunkle braunrothe Farbe, mit zwey weifslicht gelblichen Linien geziert, welche fchmaler als bey der vorigen Art, von der Stirne aus fich an beiden Seiten des Rückens bis nahe an den After erftrecken, hinten fich vereinigen, und vorher noch durch einen Streifen in die Quere verbunden find. Die Unterfeite ift mit kleinen runden Flecken auf einem blaffern Grunde überfäet. Alle Zehen find gefpalten, und am Ende (der Vf. fetzt hinzu *fous chaque articulation des phalanges* ohne ein Verbindungswort) mit Klebeballen verfehen. Eben fo befchreibt Laurenti feine *Hyla fufca*, welche fchon vorher Linné *Amoenit.* 1. p. 285. Nr. 9. unvollftändig befchrieben hatte. Die Abbildung Pl. 4. zeigt an der untern Seite der Vorderzehen auch am zweyten Gliede Klebeballen. Diefs wäre ein fchönes Merkmal, wenn der Vf. es deutlicher und beftimmter ausgedrückt hätte! Der Frofch lebt in Surinam und Guiana auf den Bäumen, begiebt fich aber zur Begattung ins Waffer. Noch wird am Ende bemerkt, dafs die Vertheilung der Flecke, in mehrern Exemplaren der National-Sammlung fehr verfchieden fey. Auf der Platte findet fich ein kleines Thier ganz blau abgebildet, mit drey weifsen Linien bis auf die Hälfte des Rückens; wo die mittelfte unterbrochen fich mit einem weifsen Gürtel vereiniget, welcher oben den Rücken umfafst, und unten in die Winkel der Hüften geht. Die beiden übrigen langen Linien gehen bis an den After. Die vierte Art, *Rainette Squirelle*, *Hyla Squirella. Bosc.* Pl. 5. f. 2. von Bofc in Karolina beobachtet, ift etwas kleiner, als unfer Laubfrofch, lebt auf Bäumen, und verfteckt fich, vornehmlich im Winter, unter der Rinde der Bäume. Jung foll fie der europäifchen vollkommen gleichen, von welcher der Vf. fie aufserdem durch die Schenkel, länger als die Hüften, unterfcheidet. Die Hauptfarbe des 15 Linien langen Körpers ift oben dunkelgrün mit braunen Pickeln, und dergleichen in vier Reihen der Länge nach ftehenden unregelmäfsigen Flecken; der etwas ftumpfe Kopf hat weifslichte Lippen, und goldfarbige Iris. Die Aufsenfeite der Hüften ift gelb. Die Unterfeite des Leibes ift weifslich, der Unterleib, After und die Unterfeite der Hüften gekörnt. Nur die Hinterzehen find zur Hälfte durch eine Schwimmhaut verbunden, die vordern ganz frey; die dunkelgrünen Füfse haben oben braune Querbinden, welche, wie gewöhnlich in den mit Saftfarben illuminirten Abbildungen, auch hier mehr grau als braun auf grünem Grunde erfcheinen. — Die fünfte Art, *Rainette femorale*, *Hyla femoralis. Bosc.* Pl. 5. f. 1. hat mit der vorigen einerley Vaterland, Wohnort, und gleicht ihr fonft gar fehr, aufser, dafs fie kleiner ift, 8 bis 14 Linien lang, und auf den dunkler grünen Hüften gelbe Flecken hat. Die Farbe ift grasgrün, an den Seiten des Kopfs weifslich, mit einer bräunlichen Linie um die Augen: auf dem Rücken ftehen feine braune Tüpfeln: die Unterfeite des Leibes ift gelblich weifs, mit Körnern an den gewöhnlichen Stellen. Die Füfse und Zehen find oben ganz einfarbig grün, und übrigens wie bey der vorigen Art geftaltet. Dem Rec. ift es unmöglich, in diefen Angaben einen wefentlichen Unterfchied aufzufinden; denn alle Merkmale laffen fich einigermafsen aus dem Unfchiede des Gefchlechts erklären. Die fechfte Art, *Rainette rouge*, *Hyla rubra. fufco-rubra, cum maculis rotundatis albidis femoribus infuper.* Pl. 6. Die Synonymie lautet. *Daubenton*, *Enc. méth. Lacepède*, *Hiftoire des Quadrup. ovip. Ranula Americana rubra. Seba*, *Thef. tom. II*, *tab.* 68. *fig.* 3. Wenn man Lacépède vergleicht, und bemerkt, dafs die von ihm S. 366. befchriebene und abgebildete *Rouge* diefelbe ift, welche der Vf. unter dem Namen *Rainette à tapirer* befchrieben hat: fo fieht man fogleich, warum er in einem Werke, welches dem Lacepède zugeeignet ift, fo leife auftritt, um den Lefer den ftillen Vorwurf der Verwechfelung nicht bemerken zu laffen. Aber keinen Grund kann Rec. finden, warum hier die von Lacepède angezogene Stelle von Laurenti Nr. 32. verfchwiegen wird, wo *L. Hyla rubra* aus der angeführten Abbildung von Seba kurz alfo befchreibt: *capite magno*, *victu ampliffimo-corpore rubro.* Das hier abgebildete Exemplar der National-Sammlung ftammt aus der von Seba her: und alfo war die Vergleichung mit der Sebaifchen Abbildung zuverläffiger. Länge 14 Linien, Kopf klein, ein wenig zugefpitzt, goldfarbige Iris. Farbe oben braunroth; zwey blaffe afchfarbige Linien gehen von den Augen über die Seiten des Leibes weg, bis nahe an den After; auf den Hüften kleine runde weifse Flecken; die Unterfeite des Leibes weifslich mit röthlicher Schattirung und Körnern an den gewöhnlichen Stellen. Die Zehen find wie an den beiden vorigen geftaltet. Diefe Art fcheint dem Vf. nahe an *Rainette femorale* zu gränzen. Wenn übrigens Sebas Zeichnung richtig ift, worüber der Vf. fich nicht erklärt, fo kann fie fo wenig als Laurentis darnach gemachte Befchreibung auf diefe Art paffen, weil der Vf. ihr einen kleinen Kopf, Laurenti aber einen grofsen

grofsen zuschreibt. Die Abbildungen sind sauber genug, haben aber nicht alle das Charakteristische, welches die Beschreibung angiebt. Bey der Anzeige der folgenden Lieferungen werden wir uns kürzer fassen können, nachdem wir einmal die Manier des Vf. kenntlich gemacht haben. Noch wollen wir die Namen der im zweyten Hefte beschriebenen und abgebildeten Arten hersetzen. 1) *Hyla viridis*, der gemeine Laubfrosch. 2) *Hyla boans Lin.* 3) *Hyla venulosa.* 4) *Hyla lactea* und *H. hypochondrialis.* 5) *H. lateralis* und *H. bilineata.* 6) *H. marmorata.*

LITERATURGESCHICHTE.

ALTONA u. LEIPZIG, b. Kayen: *Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie* von *Johann Adolph Nasser*, Prof. d. Philos. zu Kiel. *Erster Band.* 1798. 374 S. *Zweyter Band.* 1800. 415 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Einem längst empfundenen und oft zur Sprache gebrachten Bedürfnisse, die Schicksale und Denkwürdigkeiten unserer vaterländischen Dichtkunst in einer vollständigen Geschichte behandelt und dargelegt zu sehen, ist bisher nur sehr unvollkommen, durch die Herbeyführung einzelner Materialien, abgeholfen worden. Was von ihrer Bearbeitung und Zusammenstellung, literarisch oder kritisch versucht wurde, war, bey allem seinem Werth und Interesse, zur Befriedigung jenes Bedürfnisses noch nicht hinreichend. Auch der Vf. dieser Vorlesungen macht selbst keinen Anspruch auf dieses Verdienst, sondern will das, was er hier liefert, für nichts weiter als für einen geringen Beytrag zur Bearbeitung eines bisher so sehr vernachläfsigten Theils unserer Literatur angesehen wissen. Eigene Vorlesungen über diese Geschichte sind, vollends auf einer nicht sehr zahlreich besuchten Akademie, eine, wo nicht ganz neue, doch gewifs ungewöhnliche und seltene Erscheinung. Schon vor neun Jahren machte unser Vf. in öffentlichen Lehrstunden damit den Anfang, und widmete ihnen entweder ein Jahr hindurch zwey, oder während eines halben Jahrs vier öffentliche Lehrstunden. In der Folge schränkte er, wegen des immer wachsenden Reichthums an Stoff, seinen mündlichen Vortrag blofs auf die neuern Zeiten ein, und entschlofs sich, seine Ausarbeitungen über die frühern Perioden in einer etwas veränderten Gestalt dem Druck zu übergeben. So entstand dieses Werk, in welchem zwar der in diesem Fache belesene und geübte Literator wenig Neues finden wird, das aber doch auch ihm zur Erleichterung der Uebersicht dienen, und vornehmlich dem minder von diesen Gegenständen unterrichteten Leser ganz brauchbar und nützlich werden kann.

Der *erste Band* enthält die Geschichte der deutschen Poesie in ihren frühern Zeiträumen bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Gleich zu Anfange der *ersten Vorlesung* wird das Ganze in sieben Perioden eingetheilt, wovon die vier ersten in diesem ersten Bande abgehandelt werden. Schon zwey derselben sind in der ersten Vorlesung, S. 1—34. befafst, nämlich bis auf die Zeit der schwäbischen Dichter; denn freylich fehlt es gar sehr an hinlänglichen Nachrichten und Urkunden aus jenem nicht kurzen frühern Zeitalter unserer Dichtkunst; und nur von denen, die wir bisher schon kennen, ist hier das Vornehmste angeführt und nachgewiesen. Der alberne Einfall *Reimmann's*, der in der Stelle des Tacitus von den Liedern der alten Germanen eine Probe von diesen Liedern selbst zu finden glaubte, hätte doch kaum eine Erwähnung verdient. Die Gandersheimische Nonne *Hroswitha* paradirt auch hier wieder, ob man gleich, wie der Vf. selbst bemerkt, in deutscher Sprache nichts von ihr hat. — Reichhaltiger ist die in der 2. *Vorl.* abgehandelte dritte Periode der Dichter aus dem schwäbischen Zeitalter, deren Zusammenstellung von *Adelung* in seinem Magazin, wozu in der *Bragur* von dem jüngern *A.* neulich ein Nachtrag geliefert wurde, hier wohl desto genauer hätte sollen nachgewiesen werden, da der Vf. nur einige von ihnen namentlich anführt. — In der 3. *Vorl.* wird die vierte Periode angefangen, vom Verfall der Minnesänger bis auf *Opitz*, und zuerst von den Meistersängern, *Hugo von Trymberg*, und *Boner's* Fabeln geredet. Hier findet man viel Bekanntes, und manches wohl zu umständlich wiederholt, und zum Theil blofs abgeschrieben. Ueber den Druck des Bonerschen Fabelbuchs zu Bamberg 1461 ist die Untersuchung jetzt zur Entscheidung gediehen. — *Vorlesung* 4. betrifft ganz das Gedicht, *Reinke de Vos*, über dessen ersten Urheber hier doch wenigstens die wahrscheinlichern Vermuthungen hätten erwähnt werden sollen. Dieses geschieht blofs in der beygefügten Anmerkung; aber sehr unzulänglich. Der Anführung der Ausgaben hingegen (nach *Flögel*) ist der gröfste Theil der *fünften Vorlesung* gewidmet, worin auch von den Nachbildungen dieses Gedichts, und von der dramatischen Poesie dieses Zeitalters die Rede ist. *Henynk de Han* wird hier irrig noch für ein wirklich altes Gedicht genommen. — *Vorlesung* 6. von *Sebastian Brant's* und *Thomas Murner's* bekannten satyrischen Gedichten. Dafs der letztere Vf. des Eulenspiegels sey, ist zu unstatthaft, um auch nur als Conjectur Anführung zu verdienen; und die gegebenen Proben aus diesem Volksmährchen stehen hier nicht an ihrer rechten Stelle. — *Vorlesung* 7. über den *Theuerdank*, und über *Luther*, als Dichter. Von jenem Gedichte wird hier genauer, als bisher, gehandelt, und der Originaltext in einigen Proben mit den spätern Umänderungen verglichen. — *Vorlesung* 8. über *Hans Sachs*, aus bekannten Quellen. — Von ihm auch noch *Vorlesung* 9. und von *Fischart*. — *Vorlesung* 10. über *Burkard Waldis* und den Frofchmäusler von *Rollenhagen*. — Ueberall sind Proben angeführt, woraus die Manier der Dichter sich einigermafsen beurtheilen läfst.

Mit der *eilften Vorlesung*, welche den Anfang des *zweyten Bandes* macht, geht der Vf. zu der

fünf-

fünften Periode fort, welche sich von *Opitz* bis *Canitz* erstreckt, oder vom Anfange des zweyten Viertheils bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Zuerst redet er von *Opitz's* nächsten Vorgängern in der deutschen Poesie, *G. R. Weckhrlin* und *J. V. Andreä*. Ueber den ersten hatte schon *Eschenburg* in der Fortsetzung der auserlesenen Stücke älterer deutscher Dichter gehandelt, die *Zachariä* zu sammeln angefangen hatte; und von *Herder* war dazu im deutschen Museum und in der fünften Sammlung seiner zerstreuten Blätter ein Nachtrag geliefert. Beide Vorarbeiten sind von dem Vf. benutzt, und aus ihnen die hier gegebenen Proben ausgehoben worden. So war auch über *Andreä* von *Sonntag* und *Herder* vorgearbeitet; und dieser in mehr als einem Betracht denkwürdige Mann hätte wohl auch als Dichter eine etwas genauere Charakterisirung verdient. Mehr als eine Quelle fand der Vf. auch zu den Nachrichten vor sich, die er, mit gröfserer Ausführlichkeit in der eilften und zwölften Vorlesung von *Opitz* selbst ertheilt. Am umständlichsten wird sein Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges zergliedert. In der folgenden Vorlesung ist zuerst die Rede von der *fruchtbringenden Gesellschaft*, und sodann von *Dieterich von dem Werder*, welcher, als Uebersetzer des *Ariost* und *Tasso* wohl etwas mehr Beachtung verdient hätte; ferner von *Zinkgräf*, zu dessen Apophthegmen allerdings *Weidner* noch drey Theile hinzugeliefert hat; von *Flemming* und *Homburg*, wieder gröfstentheils aus der oben gedachten Sammlung auserlesener Stücke. Und so war auch für die vierzehnte Vorlesung über *v. Logau*, *Tscherning*, *Scultetus* und *Schwieger*, dem Vf. in bekannten Hülfsmitteln hinlänglich vorgearbeitet. Bey dem ersten dieser Dichter hat er jedoch auch die alte Originalausgabe benutzt, und aus derselben Beyspiele des Schlechtern gegeben. Ueber den Zustand der deutschen Schaubühne um diese Zeit sind nur wenig Worte zu Anfange der 15ten Vorlesung gesagt, und nur blofs von *Andreas Gryph* als dramatischen Dichter umständlich gehandelt. Mit dem Lobe desselben ist der Vf. doch wohl etwas zu freygebig. Von dem, was über seine Anlage zur Satyre und von seinen Epigrammen gesagt wird, geschieht der Uebergang zu zwey andern denkwürdigen satyrischen Dichtern dieses Zeitraums, *Joh. Wilhelm Lauremberg* und *Joachim Rachel*. Von erstern hat man, wie bekannt, vier satyrische Gedichte in plattdeutscher Sprache, die gewöhnlich den Satyren des letztern beygedruckt sind. Die biographischen Nachrichten von *Rachel* nahm der Vf. aus einigen handschriftlichen Hülfsmitteln, die ihm von den Professoren *Mellmann* und *Cordes* mitgetheilt wurden. Ersterer besitzt eine Sammlung ungedruckter Gedichte von *R.*, wovon die lateinischen sich am meisten auszeichnen; die deutschen sind meistens Gelegenheitsgedichte. Zuletzt noch über *Lohenstein*, der aber nur von der fehlerhaften Seite charakterisirt wird, über *Hofmannswaldau* und *Filipp von Zesen*, an denen es freylich keine lobenswerthe Seite giebt, und über *Morhof*, der mit seinen bekannten übrigen Verdiensten nicht nur das verband, den ersten Entwurf einer deutschen Sprach- und Dichtkunst-Geschichte zu liefern, sondern auch selbst in verschiedenen Dichtarten, besonders im Epigramm, kein verwerflicher deutscher Poet war. — Die Vorrede beantwortet einige Kritiken und enthält verschiedene Zusätze und Berichtigungen zu dem ersten Bande dieser Vorlesungen, deren dritter Band sich mit den vorzüglichsten Dichtern von *Canitz* bis auf *Gellert* beschäftigen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Braunschweig*, in der Waisenhausbuchdruckerey: *Väterliche Ermahnungen an einen Sohn in (bey) einer (der) Confirmationshandlung (desselben) nebst einer Taufhandlung* von *J. C. Zuckschwerdt*, Prediger zu Flechtorf im Braunschweigischen. 1800. 56 S. 8. (4 gr.) Dafs ein Vater bey der Confirmation seines Sohnes mit Wärme sprechen wird, läfst sich nicht anders erwarten; und so ist es auch hier. Allein sind gleich die Gedanken in dieser Rede wahr und nützlich: so hat doch die ganze Einkleidung nichts, was sie nur ein wenig über das Alltägliche erhöbe. Die angestellte Prüfung hat Rec. durchaus nicht gefallen. Der Fragende spricht zu viel und zu weitschweifig, stellt auch mit unter Fragen auf, auf welche mehr als eine richtige Antwort erfolgen kann, z. B. 6. 24. „Was schreibt sich von Jesu her?“ Antwort. „die christliche Religion.“ Hr. Z. scheint, nach dieser Probe zu urtheilen, das Talent, gut zu fragen und zu katechisiren, nicht zu besitzen. Die Taufrede ist ebenfalls etwas ganz gemeines. S. 52. „Indem die Besprengung mit Wasser zu *dreyen Malen* und darauf, nach Jesu Befehle, *im* d. h. auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes geschieht, so wird damit angedeutet, dafs der Christ, als Christ, Gott, als den Vater, Sohn und heiligen Geist, zu verehren habe.“ Wie hängt das Besprengen mit Wasser mit dieser Verehrung zusammen? Und gehört es denn wesentlich zu der Taufe, dafs es nach unserm Rituale gerade *dreymal* geschieht? In Jesu Verordnung steht nichts davon, und in der ersten Kirche ist, bekanntermafsen, nicht so getauft worden. Auch kann man nicht einmal mit Gewifsheit angeben, welcher Formel sich die Apostel eigentlich bedient haben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 17. März 1802.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Perthes: *Pfauenfedern*, von *Soltau*. 1800. 78 S. 8. (8 gr.)

Bey weitem den gröfsern Theil dieſes Büchleins füllen funfzig Leſſingiſche, vom Vf. verſificirte Fabeln. Dreyſsig derſelben ſtanden ſchon früher (1776—1779) im deutſchen Merkur abgedruckt, und reizten damals bereits unſre *Verwunderung*. Da ſie jetzt, nach einem ſo beträchtlichen Zeitraum mit Veränderungen abgedruckt und mit faſt eben ſo viel neuen verſtärkt worden ſind, ſo ergiebt ſich hieraus: daſs Hr. S. dieſe Umſchmelzung nicht als einen bloſs jugendlichen Verſuch, ſondern als eine ernſtere Arbeit betrachtet; und er wird es daher hoffentlich auch ſehr ſchicklich finden, daſs die Kritik dabey ein paar Augenblicke verweile.

Leſſing ſah bekanntermaafsen mit einer gewiſſen Vorliebe auf ſeine Fabeln. Er hielt ſie gerade nicht für ſein gröfstes, genialiſches Product, aber für ſeine gelungenſte, das heifst, ſeinem vorſchwebenden Ideal am glücklichſten entſprechende Arbeit. „Ich bin mit ihnen unter allen, was ich machen wollen, noch am beſten zufrieden"! Dieſes Urtheil hörte Rec. aus des Verſtorbnen eignen Munde, und mehrere von Leſſings vertrautern Freunden werden wahrſcheinlich gleicher Aeuſserungen ſich entſinnen. — Eine ſolche Arbeit noch einmal überarbeiten, das heifst ſtillſchweigend erklären: es habe doch noch bisher ein merkliches Erfodernifs ihr gemangelt! Das ſcheint einen *ſehr feſten Glauben an die Nothwendigkeit der Verſificirung bey einem Gedicht* anzuzeigen. — Sey es darum! Wollen wir jetzt nicht über eine Meynung ſtreiten, die gehörig unterſucht, weitläuftiger auseinander geſetzt werden müſste, als hier der Ort erlaubt! Aber ſo viel geſtehen des Versmaafses und des Reimes eifrigſte Verfechter: daſs durch dieſe Verſchönerung des Gedichts weſentlichern Eigenſchaften, der Lebhaftigkeit der Ideen, der Kraft des Ausdrucks nichts entzogen werden dürfe. — Hat Hr. S. dieſs beobachtet? Ein paar Vergleichungen des Leſſingiſchen proſaiſchen Originals und der neuern Bearbeitung müſſen dieſs entſcheiden. Wir ſchlagen auf, ohne lange Wahl, und leſen S. 27. *Jupiter und Apollo*. Sie lautete bey Leſſing alſo:

> Jupiter und Apollo ſtritten, welcher von ihnen der beſte Bogenſchütze ſey. „Laſs uns die Probe machen! ſagte Apollo. Er ſpannte ſeinen Bogen, und ſchoſs ſo mitten in das bemerkte Ziel, daſs Jupiter keine Möglichkeit ſahe, ihn zu übertreffen. — „Ich ſehe, ſprach er, daſs du wirklich ſehr wohl ſchieſseſt. Ich werde Mühe haben, es beſſer zu machen. Doch will ich es ein andermal verſuchen." — Er ſoll es noch verſuchen, der kluge Jupiter!

Wie trefflich! Wie anſchaulich, kurz und kraftvoll! Und nun Hr. Soltau.

> Zeus und Apollo ſtritten
> im Bogenſchieſsen um den Preis.
> Apollo traf ſo fertig mitten
> ins Ziel, daſs Zeus
> ihn nicht zu übertreffen *wagte*.
> Doch Zeus *bedachte*
> *ſich einer Liſt*. — „Du ſcheinſt mir, *Lucifer*,
> ſprach er, beynah' ſo gut, als ich zu *treffen*,
> und kaum werd' ich dich *übertreffen*.
> Doch komm' ich einmal wieder her,
> ſo will ich es *verſuchen*.
> Er ſoll ihn noch *beſuchen*,
> der ſchlaue Jupiter!

Iſt es möglich, daſs eine ſolche Verſification ihrem eignen Verfaſſer gefallen konnte? Wir wollen nichts von den ſehr ſchlechten Reimen *treffen* und *übertreffen*, *verſuchen* und *beſuchen*, *Lucifer* und *her*, *wagte* und *bedachte* ſagen — wiewohl es doch ſehr arg iſt, unter *ſieben* Reimen *vier* fehlerhafte zu geben. Aber wer ſagt denn: *ſich einer Liſt bedenken?* Wie falſch iſt der Ausdruck: Er *wagte* es nicht ihn zu übertreffen! Er *vermochte* es nicht, *muſs* es heifsen. Wenn Graf Grammont mit dem Kardinal Richelieu um die Wette ſpringt, und mit Fleifs niedriger ſpringt, als dieſer, dann *wagt er nicht* ihn zu übertreffen; aber Jupiter ſieht keine *Möglichkeit* dazu. Wie hergeſchleppt durch den Reim iſt hier das Beywort *Lucifer*. Es iſt jetzt vom Bogenſchützen Apollo, und nicht vom Strahlengott die Rede. Ueberdieſs hat hier der Verſificator eine Feinheit des Originals vernachläſsigt oder überſehn. Apollo und Jupiter ſtreiten ſich (das heifst, *mit Worten*) um den Ruhm des beſten Bogenſchieſsens. „Wir können ja gleich die Probe machen!" ſagt raſch Apollo; legt ſie wirklich ab, und Jupiter entſchuldigt ſich nun für heute. Bey Hr. *Soltau* ſtreiten ſie hingegen allerdings ſchon im Bogenſchieſsen mit einander und Apollo hat nur den Vorſchuſs. Der Aufſchub des Jupiters wird nun zur wahren Abgeſchmacktheit. — Nenne man dieſs doch nicht Mikrologie! Leſſings Fabeln zählten ſonſt mehrere einſichtsvolle Kunſtrichter unter die

Juwelen deutſcher Proſa; und von Juwelen bläſst man ja gern auch den Staub weg. Noch eine Vergleichung! Leſſing erzählt:

„Ein ſchwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirſch weideten auf einer Wieſe zuſammen. — „Hirſch, ſagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen ſollte: ſo laſs uns für einen Mann ſtehn; wir wollen ihn tapfer abweiſen.“ — „Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirſch, denn warum ſollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlaſſen, da ich ihm ſichrer entlaufen kann?“

Hr. S. überträgt dieſs in gebundne, gereimte Rede alſo:

Einſt weideten ein Hirſch und Stier
im Forſtrevier
zuſammen auf der *Wieſe*.
„Hirſch (ſprach der Stier),
wann ſich der Löwe *ſehen lieſse*,
und fiel uns an:
Du biſt behend, ich ſtark: ſtehn wir für einen Mann“!
Verzeih mir, ſprach der Hirſch, ich brauche meine
Fuſse
zur Flucht mit gröſsrer Sicherheit,
als mein Geweih zum ungewiſſen Streit.

Was für unrichtiche Reime ſind hier wieder, *Wieſe*, *lieſse* und *Füſse*! Welcher ganz müſsige Zuſatz iſt: *im Forſtrevier*, und, wenn der *Löwe ſich ſehen lieſse*! Wie unſchicklich iſt es, daſs der Stier ſelbſt den Hirſch an ſeine Behendigkeit erinnert! — Auch die Leſſingiſchen, hier weggelaſſenen Beywörter *ſchwerfallig* und *flüchtig* waren keineswegs überflüſsig; denn nicht *jeder* Stier und nicht *immer* iſt er ſchwerfällig. Ein junger nicht ſo feiſter Stier, kann auch ſchon laufen aber dieſer wohlbeleibte konnte es nicht. Leſſings Proſa abkürzen iſt faſt immer bedenklich. Er war nie verſchwendriſch mit Worten, und hier war er vielmehr wortkarg. Zuweilen verändert Hr. S. ſogar den ganzen Gang der Fabel; z. B. beym *Phönix*, S. 9. Leſſing hatte geſagt:

„Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, ſich wieder einmal ſehen zu laſſen. Er erſchien, und alle Thiere und Vögel verſammelten ſich um ihn. Sie gafften, ſie ſtaunten, ſie bewunderten, und brachen in entzückendes Lob aus. Bald aber verwandten die beſten und geſelligſten mitleidsvoll ihre Blicke und ſeufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er iſt der Einzige ſeiner Art.“

Immer las Rec. dieſe Fabel mit merklicher Rührung; und das Naive, Höchſteinfache und Edle im Schluſs verfehlte gewiſs ſeines Endzwecks nie. Bey Hn. S. iſt alles viel künſtlicher und weitläuftiger geworden. Man urtheile ſelbſt davon!

Der Phönix zeigte ſich.
(Ihr wiſst, in hundert Jahren
ſieht man ihn einmal nur), gleich ſammelten die
Schaaren
der Vögel ſich um ihn, und prieſen männiglich
den ſeltnen Gaſt. Die Aelſtern und die Staaren
erhoben an ihm Schönheit und Geſang;
der Rabe lobte ſein Gefieder;
von ſeinem Witze ſchallt das Lob der Eule wieder;
und Pfauen rühmten ſeiner Stimme Klang.
Von ferne ſaſs die Turteltaube.
Sie ſtaunt ihn an, und girrt dem Täuber zu:
„Geliebter, er iſt ſchön; doch glaube,
ſo glücklich iſt er nicht, als ich und du.
Denn wozu hilft es ihm, ſo ſchön zu ſeyn?
Iſt er doch, armer Phönix! ganz allein
und kann ſich nicht, wie wir, der Liebe freun.“

Warum mag wohl Hr. S. das Lob des Phönix ſo zweydeutigen Kunſtrichtern übertragen? Der Rabe rühmt das Gefieder, der Pfau die Stimme, die Aelſter den Geſang! das ſieht ja faſt aus, als wäre alles dieſs mit Unrecht gelobt worden; und das wollte der Fabuliſt gewiſs nicht geſagt haben. Der Phönix beſitzt *wahre* Vorzüge, aber ſie vergüten doch nicht, was ſeinem Glücke abgeht. Das erkennt man in Leſſings ſchlichter Proſa, und muſs es aus Soltau's Umarbeitung erſt heraus errathen. Auch iſt nach unſerm Gefühl die allgemeine kurze Bedaurung der beſſern und geſelligen Thiere überhaupt weit wirkender, als die viel längere Rede der Turteltaube allein.

So verhält es ſich mit allen funfzig Fabeln! Sie haben ſämmtlich Veränderungen erfahren; aber ob es auch bey einer nur Verbeſſerungen ſeyn dürften; ob es nicht Leſſingen hier noch weit, weit ſchlimmer ergangen ſey, als dem Aeſop beym Phädrus, das iſt eine andre Frage. Da Hr. *Soltau* ſich durch weit ſchwerere Arbeiten als ein Mann von Geiſt und dichteriſchen Talenten bewährt hat: ſo verzeihen wir ihm dieſe kleine Verirrung zwar gern, aber ſie nicht ungerügt hingehen zu laſſen, ſchien uns gerade hier um ſo nöthiger, da die Fehler *guter* Köpfe gar zu leicht bey den geringern ein böſes Beyſpiel geben.

Unter den übrigen dreyzehn Gedichten ſind zehn anakreontiſche Lieder nach dem Spaniſchen des Don Juan Melendes Valdés. Sie ſind gerade keine groſse Bereicherung für uns, die wir dieſer Art von Geſängen uns faſt entwöhnt haben; aber ſie beſitzen Leichtigkeit des Tons und Anmuth des Inhalts. Sie mit dem Original zu vergleichen hatten wir keine Gelegenheit. Doch der Verdeutſcher des Cervantes hat Anſpruch auf unſer Zutrauen.

Leipzig, b. Gräff: *Eliſa*, or, The Pattern of Women. A Moral Romance. Translated from the German upon the Fourth Original Edition, by *John Ebers*, Prof. With Six Prints. 1799. XX. und 410 S. 12. (1 Rthlr.)

Von der Urſchrift dieſes ſo viel gekauften und geleſenen Romans, die ſchon ſechs Auflagen erlebt hat, ſind in dieſer A. L. Z. von J. 1796. Nr. 207, und v. J. 1797. Nr. 381. Beurtheilungen geliefert worden. Hier alſo nur von der Ueberſetzung. Dieſe

iſt

ist die Arbeit eines Mannes, der sich schon durch mehrere Proben, und vornehmlich durch sein bekanntes Wörterbuch, als vertrauter Kenner der englischen Sprache gezeigt hat. Das Verständniss einer Sprache, die Bekanntschaft mit ihren grammatischen Regeln, und die Fähigkeit, ihre Wörter und Redensarten nach ihren Bedeutungen zu entwickeln und in einer andern Sprache richtig zu erklären, alle diese Eigenschaften schliessen jedoch noch nicht die Fähigkeit in sich, in jene fremde Sprache so zu übersetzen, dass der ganze Genius derselben erreicht und beybehalten, dass Alles vermieden werde, was dem Eingebornen fremd und anstössig seyn könnte. Bey der englischen Sprache giebt es vielleicht in dieser Hinsicht der Schwierigkeiten noch mehr, als in irgend einer andern; und diese werden nicht etwa durch die genaue Verwandschaft derselben mit unsrer deutschen Sprache gehoben, oder nur vermindert. Vielmehr scheint eben hierin ein Grund mehr zu liegen, warum der Englisch schreibende Deutsche gar leicht zu der Wahl ähnlicher Wörter, Wendungen und Redensarten verleitet wird, die der Engländer nicht für geltend und correct anerkennt, wenn sie gleich für den Deutschen, an sie in seiner Muttersprache gewöhnten, Leser wenig oder nichts Auffallendes haben. Diess möchte denn auch wohl bey gegenwärtiger Uebersetzung nicht selten der Fall seyn; und wenn Rec. gleich kein geborner Engländer ist: so glaubt er doch der Stellen nicht wenige darin angetroffen zu haben, wo ihm die Wörter und Redensarten dem englischen Idiom minder gemäss, als dem deutschen, zu seyn dünkten. Hier muss er sich nur auf die Anführung einiger Proben einschränken. Gleich im Anfange der Vorrede ist *enlightening*, als Substantiv gebraucht, schwerlich das rechte Wort für *Aufklarung*, und *one should naturally think*, sollte wohl eher *one would*, oder vielmehr *one might* heissen. *This beautiful half of ourselves — to please after another manner — some light of their destination — it is even but of few men just* für: „(Der Gesichtspunkt) ist selbst *bey* wenigen Männern nur richtig." — *the intellectual and corporal gifts* (für *bodily parts*) — *knowledge accomplishes the woman* (für *renders the woman accomplished*) — *limits, which prejudices would circumscribe to your sex* (für *by which prejudices attempt to circumscribe your sex*) — *propose our women for patterns to posterity* — sind ähnliche Stellen der ersten, nur drey Blätter füllenden Vorrede. Aus dem Buche selbst nur ein paar Beyspiele: S. 9. *virtue itself would cease to be Virtue, if she (it) could not bear with the weaknesses of men* — S. 11. *to conceal truth to (from) thee* — S. 17. *how greatly (much) does he abase himself.* — Ebendas. *How culpable (guilty) is he.* — S. 35.: *A redness (a blush) overspread Elisa's cheeks.* — S. 65.: *I have virtue to (for) my guide* — S. 305.: *I venture to add yet one prayer (request).* — Das *one* für das deutsche *Man*, dessen die Engländer sich nur selten bedienen, und wofür sie *a man, they* oder *we*, zu setzen pflegen, kommt in dieser Uebersetzung allzu oft, und zuweilen zu nahe nach einander vor; z. B. S. 38. *Methinks, one respires with more freedom, when one beholds the earth below one's feet, and when one approaches the clouds.* — Dergleichen kleine Mängel werden indess dem Vf. bey einer neuen Durchsicht und Auflage seiner, im Ganzen treuen und fliessenden, Uebersetzung gewiss nicht entgehen.

Tübingen, b. Haselmayer: *Gallerie griechischer weiblicher Schönheiten in ihren reizendsten Attitüden.* Im antiken Geschmack einfärbig und erhaben (en haut relief) gearbeitet. *Mit kritischen und artistischen Nachrichten von deren ästhetischen Schönheit.* Erste Sammlung mit 4 Figuren, jedes Relief ist ohngefahr 9 Zoll lang und 6 Zoll hoch in grün lakirtem Rahmen. Die Erklärung hat 23 gedruckte Seiten 8. (3 Carolins.)

Brauchbares oder Unterrichtendes findet sich in den erwähnten kritischen und artistischen Nachrichten nur sehr wenig; und dieses Wenige, mit vielen Scklacken gemischt, wäre allenfalls in einigen aus Hn. *Ramdohrs* Schriften abgeschriebenen Stellen zu suchen. Eine Aeusserung, welche dem Vf. selbst zur Last fällt, erregte, wir können nicht sagen, ob mehr Unwillen oder mehr Mitleiden gegen ihn. Er empfiehlt nämlich diese Sammlung von Wachsfiguren in Schlafzimmern aufzuhängen, wo sie ein wirksames Mittel zur Erzeugung schöner Kinder werden dürften; verspricht überdiess noch beyläufig, solches nächstens noch in einem besondern Werke ausführlich darzuthun. Mag er doch, wenn es ihm gut dünkt: wir wenden uns indessen zu den vor uns liegenden Arbeiten des bildenden Künstlers, welche mehr Lob verdienen. Nr. I. *Schlafende Nymphe von einem Satyr belauscht.* Ihr Körper ist zart, jugendlich, hat sanfte wallende Umrisse und zierliche Formen, Schenkel und Beine harmoniren mit demselben; auch bemerken wir an der Drapperie, auf welcher die Figur liegt, gutgeworfene Falten. Der Kopf ist hingegen weder hübsch noch passend, und der über das Haupt gelegte Arm zu schmächtig und klein. Am Satyr vermisst man den kräftigen derben Charakter, welchen die alte Kunst diesen Wesen zu geben pflegte. Nr. II. *Venus trauernd um Adonis.* Kopf und Brust sind am befriedigendsten ausgefallen; der Leib hat nicht die gehörige Wendung, die Hüften sind zu breit und die Schenkel schliessen nicht zusammen, welches häslich und an einer sogenannten griechischen Schönheit vollends unverzeihlich ist. Der ausgestreckte rechte Arm scheint zu kurz; wenn überdiess der Künstler wirklich die um den Adonis trauernde Venus hat darstellen wollen: so misslang ihm auch der Ausdruck, indem die ganze Stellung der Figur weder Schmerz noch Traurigkeit, sondern behagliche Ruhe andeutet. Nr. III. *Venus und Amor.* Der Leib der Venus unter der Brust nebst dem linken Schenkel und Bein haben uns, sowohl

we-

wegen ihrer Form als auch weil sie mit schmelzender Weichheit behandelt sind, wohl gefallen; alles übrige hat keine grofsen Verdienste; es lassen sich Stellen nachweisen, wo der Künstler ohne Urtheil fehlerhafte Formen seines Modells gewissenhaft nachgeahmt zu haben scheint. Amor ist mager und schwerfällig zugleich. Nr. IV. *Eine Bacchantin auf einer Tygerhaut sitzend.* Sie zeigt den Rücken, welcher, so wie der rechte Schenkel, der nur allein sichtbar ist, der Behandlung wegen Lob verdient. Die andern Theile mit Ausnahme des Kopfs, welcher nicht den Charakter einer Bacchantin hat, sind mittelmäfsig.

Zu wünschen wäre, dafs auf Hände und Füfse, die an den sämmtlichen Figuren dieser ersten Sammlung vernachläfsigt sind, künftig mehr Fleifs verwendet werden, und der Künstler sich auch um kunstmäfsige Anordnung der einzelnen Figuren sowohl als der Gruppen mehr Mühe geben möchte.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Annalen der bildenden Künste für die österreichischen Staaten,* von *Hans Rudolph Füefsli.* 1801. *Erster Theil.* 213 S. gr. 8. nebst der Einleitung und Dedication an den Grafen von Fries. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., ein Schweizer von Geburt, aber lange schon in österreichischen Diensten und seit einigen Jahren in Wien wohnhaft, sagt S. XXI. der Einleitung, seine Absicht bey diesem Werk sey, in der Residenzstadt, und überhaupt in den Erbländern mehr Aufmerksamkeit für die bildenden Künste zu erregen, dem Publicum den gegenwärtigen Zustand derselben bekannt zu machen; deswegen solle gleich anfangs eine Geschichte der bildenden Künste in Wien bis auf die gegenwärtige Zeit gegeben werden, mit Nachrichten von den dortigen Lehranstalten und ihren Wirkungen. Es sollen ferner abwechselnd besondere Abhandlungen über das Theoretische der Kunst, über den guten Geschmack in derselben, geliefert werden; auch Beschreibungen von merkwürdigen Kunstwerken, welche sich in den Sammlungen zu Wien befinden, Anzeigen neuerscheinender Kupferstiche und zuweilen Biographien von bedeutenden Künstlern.

Diesem Plan zufolge, beginnt also das Werk mit einer *Geschichte der bildenden Künste in Wien*, wo man erfährt, dafs bis gegen die Hälfte des XVIIten Jahrhunderts wenig erhebliches in der Kunst geleistet wurde. Damals berief Kaiser Ferdinand III. Wilhelm Bauer und nicht lange nachher Joachim v. Sandrart zu sich; erst im J. 1704 wurde die Akademie gestiftet, bey welcher seither manche gute Künstler theils angestellt gewesen sind, theils sich gebildet haben. Der Vf. giebt Nachrichten von der Einrichtung dieser Akademie und der Lehrmethode, die bey derselben beobachtet wird, theilt beyläufig auch seine eignen Gedanken über die Bildung junger Künstler mit, und sagt zum Schlufs noch einiges über den Geschmack und Kunst der Historienmaler, welche zu Anfang des abgelaufnen Jahrhunderts in Wien arbeiteten. Angehängt findet man kurze Lebensbeschreibungen einiger vorzüglicher Künstler, *Füger, Canzig, Maurer, Schmutzer* und *Bartsch* nebst dem Verzeichnifs ihrer bedeutendsten Arbeiten. Dem Hn. Canzig macht der Vf. nicht ohne Grund den Vorwurf, er habe zu einigen seiner historischen Gemälde solche Gegenstände gewählt, die unmöglich deutlich können dargestellt werden. Dasselbe liefse sich auch bey manchen Bildern vom Hn. Füger bemerken.

Betrachtung über den dermaligen Geschmack des Wiener Publicums, in Rücksicht auf die bildenden Künste. Es wird grofse Klage darüber erhoben, dafs ausländische Kunstproducte gewöhnlich den Werken einheimischer Künstler vorgezogen werden. Die Ursache hiervon soll in der vernachläfsigten Geschmacksbildung der Vornehmen und Reichen liegen: deswegen werden hauptsächlich die Hofmeister in Anspruch genommen, ihren Zöglingen von dieser Seite bessern Rath und Unterricht zu ertheilen.

Zum Schlufs dieses ersten Theils macht uns Hr. *F.* noch mit der Kupferstich- und Zeichnungs-Sammlung Sr. k. H. des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen bekannt, welche in 500 *Portefeuillen* über 70000 *Kupferstiche* und 5000 *Zeichnungen* enthält, alle nach Schulen geordnet. Zwey Handzeichnungen von Rafael, welche sich in dieser Sammlung befinden, werden ausführlich beschrieben.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Trauer-Monumente für alle Nationen und Religionen*, gestochen von *Sprinck* und *Hüllmann. Zweytes Heft.* mit 7 Kupfertafeln. gr. 4. ohne Text. (1 Rthlr.)

Wir wollen das Beste anzeigen, und auch dasjenige, was nach unserer Meynung den wenigsten Beyfall verdient, damit die, welche sich dieses Werks bedienen, das übrige nach dem gegebenen Maafsstab selbst schätzen mögen. Unter die gefälligern Stücke gehören: das erste Monument der ersten Tafel, die Urne jedoch weggelassen, welche nicht schicklich angebracht ist; das dritte der zweyten, das zweyte und vierte der dritten und das erste der siebenten Tafel. Zu den am wenigsten verdienstlichen sind zu rechnen: das, welches als Vignette auf dem Titelblatt steht, das dritte der ersten Tafel, das erste und fünfte der dritten, das zweyte der vierten und das fünfte der fünften Tafel. Diese zwey letztbemerkten zeichnen sich als besonders verwerflich aus.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 18. März 1802.

PHILOSOPHIE.

LANDSHUT, b. Weber: *Metaphyſik des Sinnlichen und des Ueberſinnlichen, mit Hinſicht auf die neue und neueſte Philoſophie, zunächſt für Anfänger.* Von *Joſeph Weber*, der Theol. Doct. Kurf. Pfalz-Bayerſchen wirkl. geiſtl. Rathe und ord. Prof. der Phyſik an der Bayerſch. Univerſ. Landshut. 1801. XVI. u. 306 S. 8. (20 gr.)

Dieſe Metaphyſik — eine neue Bearbeitung der zu Landshut im J. 1795 in lateiniſcher Sprache erſchienenen Metaphyſik des Vfs. — iſt ein Amalgama von Kriticismus und Fichtiſchem Dogmatismus, wodurch das Syſtem durchaus inconſequent wird, und Anfänger in der Philoſophie eher verwirrt als zurecht weiſt. Hr. *W.* will hier bloſs die *Metaphyſik der Natur* liefern, mit Ausſchluſs der Metaphyſik der Sitten; gleichwohl bedient er ſich in jener auch praktiſcher Grundſätze der letztern. Er theilt die Metaphyſik der Natur in die des *Sinnlichen*, oder deſſen, was gefühlt und empfunden, und des *Ueberſinnlichen*, oder deſſen, was nicht gefühlt und empfunden werden kann. *Jenes* ſind die Dinge auſser uns; *dieſes* die *Seele*, die *Objectenwelt überhaupt* und *Gott*; daher die Eintheilung der Metaphyſik des Ueberſinnlichen in die *rationale Pſychologie*, *Kosmologie* und *Theologie*. Nach einer weitläuftigen Ausführung der Lehre vom Bewuſstſeyn, die zum Zweck hat, die Realität der Dinge auſser uns und die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Metaphyſik des Sinnlichen zu begründen, handelt der Vf. in dem erſten Theile von den *Formen* der Sinnlichkeit und des Verſtandes, *als ſolchen*, alſo nicht metaphyſiſch, ſondern kritiſch, und es hätte wenigſtens dieſe Lehre dem aus der Natur des Bewuſstſeyns geführten Beweiſe von der Wirklichkeit der Gegenſtände auſser uns vorausgeſchickt werden ſollen, da ſich die Möglichkeit der Erkenntniſs von Dingen oder Erſcheinungen darauf gründet. Dann eine Aufzählung der Kategorien, ihrer Prädicabilien, und der durch ſie beſtimmten Geſetze, die als Naturgeſetze anzuſehen ſind. Dieſe Metaphyſik des Sinnlichen — eine nicht ganz ſchickliche Benennung — enthält demnach die transſcendentale Aeſthetik und die transſcendentale Analytik der Begriffe und Grundſätze des reinen Verſtandes. Der zweyte Theil, oder die *Metaphyſik des Ueberſinnlichen* iſt ganz dogmatiſch und dialectiſch, und in der rationalen Seelenlehre und Theologie insbeſondere, ſind praktiſche Grundſätze mit ſpeculativen vermiſcht, welches dieſer Metaphyſik *der Natur*, welcher praktiſche Grundſätze ganz fremd ſind, in dieſen Theilen eine zwitterartige Geſtalt giebt. Im Einzelnen bietet ſich ebenfalls reichlicher Stoff zu Erinnerungen dar. *Philoſophie im ſtrengen Sinne* iſt dem Vf. die Wiſſenſchaft vom *abſolut letzten Grunde* des menſchlichen Wiſſens von alle dem was iſt und ſeyn ſoll; in *weiterer* Bedeutung, das Syſtem reiner Vernunfterkenntniſſe, *oder* (?) eine Wiſſenſchaft der unwandelbaren Principien und Geſetze, woraus alles was iſt und ſeyn ſoll, richtig erkannt und conſequent deducirt werden kann. Nach dieſen Definitionen dürfte ſich ſchwerlich ein Unterſchied zwiſchen der Philoſophie im *ſtrengen* und im *weitern* Sinne finden laſſen. Eine Philoſophie im *ſtrengen* oder *engern* Sinne kennen wir gar nicht, wofern nicht darunter die *reine* im Gegenſatze der *empiriſchen* verſtanden wird. Jener Begriff der Philoſophie im wiſſenſchaftlichen Sinn enthält aber gar kein Merkmal, das ſich auf die letztere, die Logik und Kritik der reinen Vernunft, die doch auch zur Philoſophie im weitern Sinne gehören, bezöge. Philoſophie iſt auch nicht die Wiſſenſchaft vom *abſolut letzten Grunde* des menſchlichen Wiſſens (Erkennens) von allem was iſt und ſeyn ſoll; denn auſser dem Erkenntniſsvermögen und ſeinen Zweigen, der Sinnlichkeit und dem Verſtande, giebt es keinen andern Grund des Erkennens, und von jenem iſt hier die Rede nicht. Eben ſo wenig iſt ſie eine Wiſſenſchaft der Principien und Geſetze, *woraus* alles was iſt und ſeyn ſoll, *erkannt* und *deduciret* werden kann. *Erkannt* und *deducirt* kann *aus* dieſen Principien kein erfahrbarer Gegenſtand werden; vielmehr würde ſie ein Syſtem reiner Vernunfterkenntniſſe aus dem Reiche der Natur und Sitten heiſsen müſſen. Allein jener Begriff der Philoſophie iſt nicht der in der weitern, ſondern vielmehr in der *engſten* Bedeutung, nach welcher ſie, mit Ausſchluſs der empiriſchen Philoſophie, der Logik und Kritik der reinen Vernunft, ſchon *Metaphyſik*, nämlich *der Natur* und der *Sitten*, iſt. Metaphyſik heiſst dem Vf. die Philoſophie bloſs darum, weil ſie ihre Erkenntniſſe *a priori* aus reiner Vernunft ſchöpfe. Das thut aber *alle reine* Philoſophie, und zwar nicht allein die *materiale*, die der Vf. hier allein im Auge gehabt hat, ſondern auch die *formale*, die doch nicht Metaphyſik heiſst. — Der ächte *abſolute Grund des Bewuſstſeyns* liegt dem Vf. im *ſelbſtthätigen Ich* und im *Nicht-Ich* zugleich, weil kein Bewuſstſeyn ohne vorſtellendes Ich und vorgeſtelltes Nicht-Ich möglich ſey. Hier wird auf die Wirklichkeit von etwas, das gar kein Gegenſtand der Erfahrung, hier der innern, ſeyn kann,

aus einem in der innern Erfahrung Gegebenen; von dem Bewufstfeyn von Dingen auf das transfcendentale Ich, höchft unkritifch gefchloffen. Keineswegs ift diefes transfcendentale Subject des Denkens, das gar nicht vor unfer Bewufstfeyn kommt, fo theoretifch gewifs, als das Bewufstfeyn von Dingen aufser uns. Da nur Vermögen und Kräfte, zu welchen wir uns ein Subject denken, durch innere Erfahrung gegeben, und für uns erkennbar find: fo kann auch das Bewufstfeyn nur in diefen unmittelbar gegründet feyn, und diefe find das Anfchauungsvermögen und der Verftand, aus welchen fich alle inneren Erfcheinungen des Bewufstfeyns befriedigend und erfchöpfend erklären laffen, ohne dafs man nöthig hat, auf ein für uns ganz unergründliches Subject diefer Vermögen zurück zu gehen. Eine ganz irrige Behauptung ift es auch, dafs das Bewufstfeyn eine Wirkung des *blofs felbftthätigen Ich* und des *Nicht-Ich zugleich* fey. Denn das Vermögen der Anfchauung, durch welches wir Vorftellungen von Dingen aufser uns erhalten, ift blofs *leidend*, und diefe Dinge können nicht fowohl ein *Grund*, oder richtiger, eine *Urfache*, als vielmehr nur äufsere Veranlaffungen zur Erweckung des Bewufstfeyns genannt werden; fie find die äufsern Bedingungen unferer Vorftellungen und unferes Bewufstfeyns. Jener Satz ift eben fo falfch, als wenn man fagen wollte, die äufsern Gegenftände wären der Grund oder die Urfache und Quelle unferes Verftandes und unferer Sinnlichkeit. — Beym Empfinden oder Wahrnehmen foll ein *doppeltes Handeln* vorgehen, das erfte heifse *Sinnlichkeit*, das zweyte *Verftand*; und obgleich der Sinnlichkeit das Anfchauen beygelegt werde, fo fchliefse diefes doch die Möglichkeit nicht aus, dafs unfer Ich, als reine Intelligenz, unmittelbar einen *überfinnlichen* Gegenftand erfaffe, mithin ihn *intellectuell anfchaue*. Auch paffe der Ausdruck *Vermögen* gar nicht auf unfer Ich, da es *pure Selbftthätigkeit* fey. Das wird fo ohne allen Beweis Fichten nachgefprochen. Der Begriff der *Subftanz* foll, ftreng genommen, nicht auf das *realfte Wefen* paffen, weil diefes nothwendig allen Wechfel ausfchliefse, daher unveränderlich fey. Die Subftanz habe aber die Eigenfchaft, dafs fie zwar während des Wechfels der Beftimmungen beharre, aber doch immer *geändert* würde. Es ift aber nicht einzufehen, warum in dem reinen Verftandesbegriffe *Subftanz* nothwendig ein Wechfel der Beftimmungen gedacht werden foll; in dem Begriffe felbft liegt diefes nicht, fondern nur in dem Begriffe der *Subftanz in der Erfcheinung*, und zwar in wie fern fie Erfcheinung ift. Uebrigens ift das *realfte Wefen* eine blofse Idee, der in theoretifcher Hinficht eben fo wenig ein Gegenftand entfpricht, als der Kategorie *Subftanz*; beide Begriffe können alfo, da keiner von ihnen der Erkenntnifs einen Inhalt darbietet, gar wohl mit einander beftehen.

Die objective Realität der Ideen des Unbedingten und die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Metaphyfik des Ueberfinnlichen wird fo bewiefen. Das ift wirklich reell, was die Vernunft mit unausweichlicher Nothwendigkeit erfchliefst, und was zugleich für die Menfchheit von höchfter Wichtigkeit ift; nun aber findet die Vernunft nothwendig das abfolut Beftimmende aus den Beftimmungen unferes Ich *in der menfchlichen Seele*; das abfolut Unabhängige aus der Reihe des Abhängigen *in der Objectenwelt*, und das Realfte aus den Schranken des Ich durch das, was Nicht-Ich ift, und beides das Realfte und das Unabhängige, *in Gott*, und diefes fo gefundene, erfchloffene, ift von der höchften Wichtigkeit; es ift alfo das abfolut Beftimmende, das Unabhängige und das Realfte wirklich reell. Da nun eben die Vernunftkenntnifs der *Seele*, der *Objectenwelt überhaupt* und des *höchften Wefens* die Aufgabe der Metaphyfik vom Ueberfinnlichen ausmacht: fo ift diefelbe nicht nur möglich, fondern auch zur Wirklichkeit zu bringen. Ohne uns auf die feltfame Wendung einzulaffen, die der Vf. in diefem dialectifchen Schluffe nimmt, um die Möglichkeit und Realität feiner rationalen Pfychologie, Kosmologie und Theologie zu begründen, führen wir blofs an, dafs es dem Fundamente diefes Schluffes an objectiver Gültigkeit gebricht; es ift nicht allgemein und unbedingt wahr, dafs dasjenige *wirklich* und *reell* fey, worauf die Vernunft, in ihrem theoretifchen Gebrauche, — denn diefer kommt in einer Metaphyfik der Natur allein in Anfchlag, — durch ein fpeculatives Bedürfnifs zu fchliefsen genöthiget wird. Es folgt nicht nothwendig, dafs, weil die Vernunft von der Reihe des Abhängigen abzugehen und um diefe zu fchliefsen, ein Unabhängiges anzunehmen und vorauszufetzen gedrungen wird, und weil diefe Annahme und Vorausfetzung von Wichtigkeit ift, auch diefes Unabhängige objectiv reell und wirklich exiftire. Aus eben diefem Grunde wird in der rationalen Pfychologie erwiefen, dafs die Selbftbeftimmung, die Freyheit unferes Ich, reell fey. Diefes Ich ift dem Vf. *urfprünglich fühlend*, weil es durch äufsere Objecte befchränkt ift. Es ift ein *Geift*, weil es dem Nicht-Ich (der Materie) das ein abfolutes Unvermögen hat, felbftthätig zu wirken, entgegengefetzt ift, und folglich gar nicht als Materie denkbar ift. Es ift *unfterblich*, weil keine *phyfifche Kraft* als wirkende Urfache in das freye Ich, in den Geift eingreifen kann, felbft dann, wenn unfere Organifation der gewaltfamen Naturkraft unterliegt. S. 196. wird fogar ein Beweis von der Auferftehung unferes Leibes gegeben. Von der *rationalen Kosmologie* des Vfs. kann man fich aus folgenden darin aufgeftellten Sätzen einen Begriff machen: weil das Bewufstfeyn gewifs ift, fo ift auch mit dem Ich das Nicht-Ich oder die Objectenwelt wirklich. Diefes Weltganze ift ein blofs leidendes Wefen, abfolute Unthätigkeit, ein paffives Seyn, blofser Widerftand, ganz Paffivität, Stoff für unfer Ich, den wir formen und bilden, beftimmen und mannichfaltigft modificiren können; ein abfolut Beftimmbares, eine Reihe bedingter Dinge; ihr wefentliches Gefetz die Naturnothwendigkeit. In Verbindung mit unferm Ich betrachtet, fey die Welt der Zeit und dem Raume nach weder befchränkt,

noch

noch unbeschränkt, sondern in verschiedener Hinsicht *beides zugleich*. Wozu diese fruchtlosen Dinge wohl nutzen mögen! — *Rationale Theologie*. Weil wir die Dinge aufser uns nicht produciret haben, sie nicht nach Belieben verändern und unsere Zwecke durch Selbstkraft nicht durchsetzen können, sind wir durch Vernunft genöthiget, ein übersinnliches Princip, Gott, in unsere Ueberzeugung aufzunehmen, an ihn zu *glauben*. Der Vernunftzweck, auf dem Tugendwege immer fortzuschreiten und nach dem Maafse der Tugend beseligende Folgen zu ärndten, wäre absolut unerreichbar, wenn es kein übersinnliches Princip, Gott, gäbe. Ein solches Princip ist also *reell*, Gott existirt. *An sich* ist Gott ein absolutes Handeln, die absolute unumschränkte Freyheit in der Wirklichkeit, ein Wesen aus sich und durch sich, u. s. w. Man sieht aus allem, dafs sich der Vf., dem man übrigens philosophisches Talent nicht absprechen kann, noch keinen festen Begriff von Metaphysik und ihren Gränzen gemacht hat, weil er sonst seinen Plan ganz anders entworfen, und seine *Metaphysik der Natur* blofs auf eine systematische Aufstellung aller Begriffe und Grundsätze der reinen Vernunft eingeschränkt, dann die Anwendung dieser Begriffe und Grundsätze auf die Gegenstände der äufsern Sinne gemacht, alle rationale Kosmologie, Psychologie und Theologie aber entweder ganz weggelassen, oder blofs zur Aufdeckung und Widerlegung der Trugschlüsse dieser dialectischen Wissenschaften aufgeführt haben würde.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein und Klüger: *Anweisung zur Kenntniss des Menschen, und besonders der Kräfte der menschlichen Seele, als Vorbereitung auf den Unterricht in der Religion, für Bürger und Landschulen brauchbar, von einem Freund der Jugend.* 1801. 149 S. 8. (4 gr.)

Die Dedication an das Consistorium in Rudolstadt ist aus *Konitz* datirt und *Karl Heinrich Biel* unterschrieben. Man erfährt aus derselben, dafs in dem Schwarzburg-Rudolstädtischen ein *neuer Katechismus* und *Vorbereitungslectionen* zu demselben in den Stadt- und Landschulen eingeführt sind, zu welchen letztern diese *Anweisung* eine Erklärung oder ein Commentar seyn soll. Da wir jene Vorbereitungslectionen, die dem Katechismus wahrscheinlich vorgesetzt sind, nicht vor uns haben, und auch hier davon weiter keine Nachricht gegeben wird: so können wir über die Einrichtung und Beschaffenheit derselben nicht urtheilen. Sie scheinen jedoch nur in den kurzen Aphorismen, die in dieser *Anweisung* als Text mit Schwabacher Schrift gedruckt und den Erklärungen vorgesetzt sind, zu bestehen, die Erläuterung derselben aber den Lehrern selbst überlassen zu seyn, denen nun hierzu die gegenwärtige Schrift als ein Hülfsmittel dienen soll. Die Expositionen der Texte sind aber gröfstentheils nur Wiederholungen dieser letztern, nur mit andern Worten; an eigentliche Exposition der Begriffe ist selten oder vielmehr gar nicht gedacht worden. Sie bestehen lediglich in einer Folge von Sätzen und in gehäuften Beyspielen, deren keines die Sache deutlicher macht, als das andere; dabey sind Geschichtchen in unnützer Menge angebracht, unter welchen wir auf mehrere gestofsen sind, die das gar nicht erläutern, was sie erläutern sollten, und die passenden machen die Sache nicht deutlicher, als sie durch die vorher gegebenen kurzen Beyspiele schon waren; wodurch also die Schrift ganz unnöthig vergröfsert worden ist. Wir wissen auch gar wohl, dafs ein Unterricht in niedern Volksschulen sich von einem philosophischen Vortrage entfernt halten und der Fassungskraft der Lernenden gemäfs seyn müsse; aber ein so hoher Grad von Oberflächlichkeit und Seichtigkeit, eine so ängstliche, und wie es scheint vorsetzliche Entfernung von Aufstellung und Entwicklung deutlicher und vollständiger Begriffe und ihrer Merkmale, wie man sie hier findet, ist eine Uebertreibung, welche die Verstandeskräfte auch der fähigsten Kinder, ungebührlich einengt, und nicht so weit kommen läfst, als ein Unterricht besserer und gründlicher Art verstattet. Uebrigens sind die Gegenstände, über welche sich die Vorbereitungslectionen verbreiten, von der Art, dafs sie auch bey einer gründlichern Behandlung, einer populären Darstellung gar wohl fähig sind. Wie übrigens diese sogenannten Lectionen und ihre hier gegebenen Erklärungen den Katechismusunterricht *vorbereiten* sollen, sehen wir nicht ein, da sie gar nichts enthalten, was auf Religion überhaupt und protestantisches Christenthum insbesondere Beziehung hätte. Um wenigstens unser gefälltes Urtheil von dieser Schrift nicht ganz ohne Bestätigung zu lassen, führen wir nur Einiges aus dem ersten Artikel an. Es soll vom *Sehen* gehandelt werden; aber anstatt dieses zu erklären, beschreibt der Vf. das *Auge*, und zwar so: „Das Auge ist rund und liegt in einer mit Fett ausgefüllten knöchernen Höhle. Die Knochen sind *hervorragend*, um es *für* Gefahr zu schützen. Die Augenwimper und Augenlieder sind zur Verwahrung *für* den Staub und die Insecten. Die Augenbraunen leiten, gleich einem *Dache*, den Schweifs ab. Der Augapfel bestehet aus verschiedenen Häuten *oder* Feuchtigkeiten, ist beweglich, ruhet auf Fett, und wird durch Muskeln gezogen.“ Wie sehr es dieser Beschreibung an Präcision und Vollständigkeit gebreche, werden sachkundige Leser von selbst erkennen. Hierauf heifst es: „Ich kann sehen, aber ich sehe nicht allezeit *recht*, ich sehe die Sache nicht so, wie sie wirklich ist. Das geschieht, wenn meine Augen durch einen Schlag oder Stofs u. dgl. m. Schaden gelitten haben, — wenn ich etwas in weiter Entfernung sehe, wenn ich etwas beym Mondenscheine, im Dunkeln, oder unter Furcht und Schrecken sehe. Ich kann vieles gar nicht sehen. In einem Glase Wasser, das ganz rein und helle meinen Augen vorkommt, ist doch ein Theil Erde, Salz und eine Menge *Thiere*. Es ist das alles darin, und kein Mensch kann es mit seinen Augen sehen. Ich sehe etwas, das einer andern

Sache

Sache ähnlich ſieht, und ich weiſs und verſtehe es nicht, wodurch ich *ſie* von der Sache unterſcheiden ſoll, der *ſie* ähnlich ſieht, wenn ich eine Sache nicht lange genug anſehe und anſehen kann.“ Bey dieſer Verwirrung zweifeln wir, daſs der Vf. das, was er hat ſehen wollen, ſelbſt richtig geſehen habe. So viel ſehen wir jedoch, daſs man darum, daſs jemand eine Sache geſehen hat, die einer andern ähnlich iſt, dieſer aber ſich nicht ſogleich wieder erinnert, nicht ſagen könne, er *ſehe* jene Sache nicht recht. Ueber alle dieſe Sächelchen, die zum Theil ſo beſchaffen ſind, daſs ſie jeder Knabe kennt, giebt der Vf. mehrere von ihm ſelbſt erfundene Erzählungen, die, da jene ſelbſt gar nichts enthalten, was noch begreiflicher und anſchaulicher zu machen wäre, ganz überflüſsig ſind. Durch ein paar ſolcher Erzählungen von Knaben, die in der Nacht Menſchen für Geſpenſter hielten, und vor ihnen flohen, ſoll begreiflich gemacht werden, daſs Furcht und Schrecken am rechten Sehen verhindere. Dieſer Aberglaube und dieſe Geſpenſterfurcht hinderte aber jene Knaben nicht eigentlich am richtigen Sehen; ſie ſahen wirklich das, was ſie ſehen konnten, und glaubten nur, daſs ſie Geſpenſter geſehen hätten. Die Furcht hielt ſie nur zurück, ſich dem Gegenſtande weit genug zu nähern, um ihn ſo deutlich, als es ihnen möglich war, erkennen zu können. Eben ſo erläutern die übrigen Erzählungen von den Sternſchnuppen, den Irrlichtern, dem Lauf der Sonne u. ſ. w. in Abſicht auf das Sehen nicht das mindeſte. In der ſehr magern und mangelhaften Beſchreibung vom Sonnenlauf heiſst es ſogar, die Sonne bleibe, *ſo viel die Sternkundigen ſehen könnten*, immer an einem Orte ſtehen.

GESCHICHTE.

Wien, b. Pichler: *Hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch über die älteſten Völkerſtämme und ihre erſten Wanderungen, nebſt weiterer Verpflanzung nach Amerika.* — Zur Entwicklung des dunkeln Zeitalters von *Karl Michaeler*, Cuſtos auf der K. K. Univerſitäts-Bibliothek. *Dritter Theil*, der die theils noch aſiatiſchen, theils europäiſchen Hauptſtämme behandelt. *Erſte Hälfte*, von dem Erſtgebornen Japhets, und ſeiner Nachkommenſchaft. 1801. 360 S. 8. (1 Rthlr.)

Wer die Abſtammung der Hauptvölker Europens von Gomer des Askenas älteſten Sohne, mit der genauen Auseinanderſetzung der kleinern Unterabtheilungen, näher kennen lernen will, findet in dieſem Theile reiche Belehrung. Die alten Sätze Bocharts und anderer werden hier ganz neu wieder aufgetiſcht, und mit einer ausgebreiteten Beleſenheit in ältern und neuern Schriftſtellern mehr bekräftigt. Es iſt eine gefährliche Krankheit um die Etymologiſirſucht; ſie nimmt alles auf, was ihr tauglich ſcheint, glaubt gar nicht, daſs dieſs andere ehrliche Leute anſtöſsig finden, oder das als Wahrheit Vorgetragene auch nur bezweifeln könnten; auf ſo ſchwankenden Füſsen auch der gröſste Theil der Behauptungen ſtehen mag, und ſo leicht andere dem unbefangenen Leſer ein unwillkürliches Lächeln abzwingen. Auch dem grundgelehrten Vf. genügt ein See Ascanius, der ſich in Phrygien fand, zum Erweis, daſs die Phrygier vom Askenas abſtammen; und ohne Bedenken nimmt er an, daſs der Axenus Pontus nur „durch groſse Umbeugung der Griechen“ aus dem ächten Namen Askenas entſproſsen ſey. Daſs die ſo wandelbaren Riphäiſchen Gebirge der Alten für die Nachkommen Riphats in den nördlichen Gegenden zeugen, unterliegt bey ihm gar keinem Zweifel. Er hält ſich überzeugt, daſs die Auswanderungen der Nachkommen von Japhets älterem Sohne ganz planmäſsig nach verſchiedenen Directionen angelegt geweſen ſeyen, daſs daher ein vorhergängiger langer Aufenthalt in Aſien nothwendig geweſen ſey, um für die nothwendigen Magazine, für den Saamen zur Ausſaat in den neu zu beſetzenden Ländern, für die nöthige Menge von Schiffen zum Seetransport etc. zu ſorgen. Als Beleg, wie weit ſich auch ein kenntniſsvoller Mann verirren könne, wollen wir etwas weniges von Gomers jüngſten Sohn *Thogarma* ausheben. Von ihm ſtammen die Gallier ab, welches vorzüglich aus Oſſian ganz klar und einleuchtend wird, welcher von *Togarmas* Fluthen ſpricht. Und dieſer Zweig des Japhetiſchen Hauptſtammes machte ſeine groſse Reiſe nach den Weſtländern Europens durch Paläſtina und Aegypten, wo man ſchon die nöthigen Vorbereitungen hatte treffen laſſen, durch ganz Afrika über die Meerenge von Gibraltar. Die Annahme läſst ſich nicht bezweifeln, denn noch ſind im ſüdlichen Afrika unter Habeſch die *Galle*, unſtreitig ein Volk von galliſcher Abſtammung, und S. 304. „Es wird mir ſehr verdächtig, ob nicht ein Theil „dieſer, oder vielleicht anderer in Afrika zurück„bleibender *Gallier* veranlaſst haben mögen, daſs der „groſse Nigerſtrom, der ſich von Aethiopien aus „endlich bey dem grünen Vorgebürge in das atlan„tiſche Meer ergieſst, und bey den griechiſchen Geo„graphen Νιγρις heiſst, nachmals *Senega*, und *Se„negal* ſammt der bey ſeinem Ausfluſſe liegenden In„ſel genannt wurde, glaublich weil einige Ueber„bleibſel der alten *Gallier* ſich dort niedergelaſſen, „und den Namen nicht nur erhalten, ſondern auch „an die Portugieſen, als ſie endlich daſelbſt ange„landet hatten, überbracht haben, denn nie hätten „dieſe ſonſt daran denken ſollen, dieſen neuen Na„men dort einzuführen?“ etc. — Dieſs iſt doch gar zu arg. Die ausgehobene Stelle mag zugleich ein Beyſpiel geben, mit welcher Bündigkeit und Kürze Hr. *M.* ſeine Gedanken auszudrücken weiſs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Geographisches statistisch-topographisches Lexicon von Franken* u. s. w. *Dritter Band.* 1 Alph. 3 Bog. *Vierter Band.* 22 Bog. 1801. (4 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Werk, dessen vorhergehende Theile A. L. Z. 1799. Nr. 309. und 1801. Nr. 88. angezeigt worden, erhält sich noch immer bey seinem innern Werthe und hat an Vollständigkeit mehr zu als abgenommen. Dass es, dem angelegten Plane zufolge, etwas voluminös werden dürfte, haben wir vorausgesagt, indem der Vf. bey vielen unbedeutenden Dörfern, je nachdem er aus gedruckten oder ungedruckten Quellen schöpfen konnte, ins genaueste Detail zu gehen pfleget, ohne auf Weglassung oder Abkürzung mancher uninteressanten Nachrichten Rücksicht zu nehmen.

Es musste daher bey den neuesten Rubriken in Ansehung der Umständlichkeit, eine auffallende Ungleichheit entstehen, indem die Beschreibung vieler kleinen Dörfer mehrere Columnen einnehmen, wichtige Ortschaften hingegen nur mit wenigen Zeilen abgefertiget werden. Indessen darf man bey Wörterbüchern von der Art, in Ansehung statistischer Nachrichten, keine gleichförmige Ausführlichkeit erwarten; denn diese hangt theils von den bereits vorhandenen Vorarbeiten, theils von der Unterstützung solcher Männer ab, die mit der Localität eines jeden Orts genau bekannt sind.

Die *zwey* vorliegenden Bände begreifen die Buchstaben Ja bis Ru. Am ausführlichsten beschreibt der Vf. Städte und Ortschaften folgende: Kitzingen, Kühndorf, Marisfeld (drey unbedeutende Dörfer), — Marienburg, Meiningen, Mergentheim, Naila, Nürnberg, Oeringen, Ostheim, Römhild, Rothenburg, die Röhngebirge und die Voigtländische Ritterschaft des Höfer Bezirks. Die Beschreibung der R. Ritterschaft der sechs Orte Landes zu Franken, hat der Vf. besonders bearbeitet, und sie wird als ein Anhang zum vierten Band ausgegeben. Unter dem Artikel *Kitzingen* findet man, neben den statistischen Nachrichten, auch manche historische, welche sich über die ehemaligen Schicksale und pfandschaftlichen Verhältnisse dieser Stadt verbreiten, und den bekannten Reluitions-Process zwischen Würzburg und Brandenburg kürzlich bemerken. Sehr dankenswerth ist die topographische Beschreibung des Schlosses und der Stadt *Meiningen*, mit ihren Gegenden, welche besonders durch die Anlegung des englischen Gartens ungemein viel gewonnen haben. Billig hätte aber auch des Hennebergischen Hauptarchivs erwähnt werden sollen, welches sich in dem alten Würzburgischen Schlosse befindet, und einen Schatz von merkwürdigen Urkunden, Copial-Büchern, Acten-Bänden und andern schätzbaren Nachrichten in sich fasset. Vermöge der Recesse gehöret dasselbe dem Kurhause Sachsen und den Herzoglichen sächsischen Häusern Weimar, Gotha und Meiningen gemeinschaftlich zu, so, dass der jedesmalige Archivar gemeinschaftlich angenommen wird, auch ohne Bewilligung der genannten kur- und fürstlichen Häuser, keine urkundlichen Nachrichten aus diesem Archiv, zu irgend einem Behuf, communiciret werden dürfen. Bey *Mergentheim* lässt der Vf. eine kurze Geschichte des deutschen Ritterordens vorangehen, zählet die Grosmeister auf, welche seit dem J. 1191 bis 1769 zu dieser Würde erwählet worden, bemerkt ihre vorzüglichsten Begebenheiten und beschreibt in gedrängter Kürze die Gebräuche, welche bey der Einkleidung in den deutschen Orden beobachtet worden. Die Güter, die der Orden in Deutschland besitzet, bestehen aus dem Meisterthum Mergentheim und zwey und zwanzig Balleyen, wovon aber die Balley Franken, nachdem sie 1788 mit dem eigentlichen Meisterthume vereiniget wurde, ganz aufgehöret hat. Der Vereinigungsrecess ist bis jetzt noch nicht bekannt. Die Einkünfte des Deutschmeisters werden auf 150,000 Fl. geschätzt. Mit diesen und andern Nachrichten verbindet der Vf. eine Beschreibung der Lande des Deutschmeisterthums, der Regierungsform und der Stadt Mergentheim, in Ansehung ihres Zustandes und ihrer Verfassung. — *Naila*, ein Bayreuthischer Markflecken, ist besonders in mineralogischer Hinsicht, merkwürdig. Unter andern giebt es daselbst 45 Marmorbrüche, die hier nach ihrer Lage und ihren Eigenschaften beschrieben werden. Der seltenste in seiner Art ist der hinter Geroldsgrün, wo ein schwarzgrüner Marmor mit wenig weissen Adern gebrochen wird, auf welchem die eigentlichen Turbiniten oder petrificirten Wirbel- und Schraubenschnecken und andere fast unnennbare Arten von Figuren und Meergewächsen zu sehen sind, die (heisst es) eine wahrscheinliche Wirkung der Sündfluth (??) auf das wunderbarste vorstellen. Der Artikel *Nürnberg*, welcher 115 Spalten begreifet, ist in statistischer und topographischer Hinsicht mit vorzüglicher Genauigkeit bearbeitet, wofür der Vf. auf den wärmsten Dank des wissbegierigen Publicums mit vielem Rechte Anspruch zu machen hat.

Nach einer Einleitung in die Geſchichte des Burggrafthums, findet man zuförderſt eine zweckmäſsige Ueberſicht von der innern Staats-Verfaſſung Nürnbergs nach allen ihren Zweigen, von dem Patriciat, von der Art des Verfahrens bey der Wahl des gröſsern und kleinern Raths, von deſſen Rechten und Freyheiten, von dem Juſtiz-Polizey und Finanzweſen, von den Militair-Etats, von der Allmoſenpflege, Kirchenverfaſſung, von den Schul- und Erziehungsanſtalten u. d. mehr. Hierauf folget die topographiſche Beſchreibung der Stadt nach ihren ganzen Umfange und mit Bemerkung aller und jeden Gegenſtände, die auf die Kenntniſs ihrer politiſchen, kirchlichen, antiquariſchen, merkantiliſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe irgend Bezug haben können. Doch hat Rec. die Beſchreibung der Reichskleinodien vermiſſet, die daſelbſt aufbewahret werden, und unter den Sehenswürdigkeiten Nürnbergs einen vorzüglichen Platz verdienen. Auch würde es ſehr erwünſcht geweſen ſeyn, wenn der Vf. ſich nicht blos mit der, ohnehin noch unvollſtändigen, Liſte der Manufacturen begnügt, ſondern zugleich die Quantität der Fabricate bemerkt und überhaupt von der jetzigen Lage der Handlung einige Notizen beygefügt hätte.

Bey der Stadt *Oſtheim*, einer zum Sachſen Eiſenachiſchen Amt Lichtenberg gehörigen Landſtadt, wird vorerſt die älteſte Geſchichte derſelben, und zwar aus diplomatiſchen Quellen, ſehr gründlich entwickelt, und hierauf von ihren ganerblichen Verhältniſſen und von den zwiſchen Sachſen-Eiſenach und den adelichen Ganerben obgewalteten Jurisdictions-Streitigkeiten ausführliche Nachrichten mitgetheilt. Man ſieht aber, daſs dieſer Aufſatz aus der Feder eines für die Rechte der adelichen Ganerben etwas zu ſehr eingenommenen Correſpondenten gefloſſen ſeyn mag, indem hier alle Scheingründe, welche die Hoheitsgerechtſame des Hauſes Sachſen in Schatten ſtellen, und hingegen die Anmaſsungen der Ganerben rechtfertigen, mit auffallender Partheylichkeit vorgetragen werden. So wird z. B. bey der, Sachſen-Eiſenachiſcher Seits über jene Streitigkeiten 1797 herausgegebenen und S. 301. angeführten Deduction, welche den Hof- und Regierungsrath Thon zu Eiſenach zum Verfaſſer hat, das einſeitige Urtheil gefällt, „daſs ſolche das möglichſte „vermag, den mit den wahren Verhältniſſen unbekannten Leſer *irre zu führen*, zumal wenn Zeugniſſe in eigner Sache, aus welchen die *mehreſten* „Belege geformt ſind, Glauben beygeleget, und mancher chronologiſcher Fehler überſehen wird."

Nicht weniger beleidigend iſt folgende auf der andern Seite befindliche Stelle: „Unterdeſſen war „man ganerbiſcher Seits durch Erfahrung belehrt, „daſs es nicht hinlänglich ſey, Recht an ſich zu haben, um ſich wieder in deſſen, durch ungleiche „Kraft verſchloſſenen, Beſitz zu ſchwingen, und trat „daher mit dem Hauſe Eiſenach in gütliche Verhandlung" etc. Der Vf. würde überhaupt wohlgethan haben, wenn er den ihm zugeſchickten deductionsmäſsigen Aufſatz des ganerblichen Sachführers von dergleichen partheyiſchen Aeuſserungen gereinigt, und nur dasjenige davon ausgehoben hätte, was eigentlich zur ſtatiſtiſch-topographiſchen Beſchreibung der Stadt Oſtheim nöthig geweſen wäre. — Die ausführliche Topographie der Reichsſtadt *Rothenburg* ob der Tauber empfiehlt ſich vorzüglich durch ihre ſyſtematiſche Ordnung. Sie enthält zuförderſt kurze Nachrichten von dem Gebiete, deſſen Lage und Flächen-Inhalt, Landes-Producten u. d. m. liefert eine genaue Beſchreibung der Stadt ſelbſt, in Anſehung des Umfangs, der Eintheilung nach Quartieren, der Gebäudezahl und Bauart, der Kirchen, des Gymnaſiums u. ſ. w. — handelt von der natürlichen Beſchaffenheit in Abſicht auf Geſundheit der Bewohner, von der Handlung und den Gewerben derſelben, von den Verhältniſſen der Stadt gegen Kaiſer und Reich, von der innern politiſchen und kirchlichen Verfaſſung und andern gleichwichtigen Gegenſtänden, die dem Freunde der deutſchen Staatenkunde willkommen ſeyn werden.

Da der Vf. in der Vorrede zum erſten Bande Berichtigungen und Ergänzungen verlangt: ſo will Rec. hier nur einige wenige beyfügen: *Königshofen* trugen die Grafen von Henneberg nicht vom Stifte Eichſtädt, ſondern nach einer Urkunde vom J. 1292 vom Stifte Würzburg zu Lehen, auch wurde es nicht (wie S. 190. ſtehet), im J. 1305, ſondern erſt im J. 1354, vom Graf Eberharden zu Wirtemberg, der es mit andern Gütern durch die Vermälung mit einer Hennebergiſchen Erbtochter überkommen hatte, an Würzburg verkauft.

Bey dem Artikel *Maſsbach* iſt noch zu bemerken, daſs über die dem Hauſe Sachſen allda zuſtehenden Hoheitsgerechtſame und Lehnsherrlichkeit vormals zwiſchen Würzburg und Sachſen viele Streitigkeiten obwalteten, welche durch zwey Receſſe von 1685 und 1759 verglichen, und vorzüglich in Anſehung der Kirchenverfaſſung ſehr umſtändlich reguliret wurden. — Im 4ten Band wird S. 18. bey der Rubrik *Niſten* erzählet, daſs der letzte Herzog von Meran 1248 daſelbſt durch ſeinen Hofmeiſter ermordet worden. Dieſe Angabe hat aber ein neuerer Geſchichtsforſcher, aus diplomatiſchen guten Gründen widerlegt und für eine Fabel erkläret. (ſ. Spieſens Aufklärungen in der Geſchichte etc. S. 82. ff.). — S. 20. ſind die Gränzen des bayeriſchen Nordgaues viel zu weit ausgedehnet, indem ſie keinesweges, wie hier vorgegeben wird, die Fürſtenthümer Bayreuth, Anſpach und Coburg begriffen. Nach dem Zeugniſſe vorhandener Urkunden, lag das Erſtere im Radenzgau, das zweyte im Rangau und das dritte gehörte noch zur Provinz des öſtlichen Grabfeldes. Dieſe drey Gauen gehörten zu Oſtfranken, beſtanden ganz für ſich, und ſtanden mit Bayern und dem Nordgau, weder in geographiſcher noch politiſcher Hinſicht, in Verbindung. Bey dieſer Gelegenheit muſs Rec. noch die Bemerkung machen, daſs es allerdings zwar ſehr gut geweſen wäre, wenn der Vf. ſein Wörterbuch auch auf die mittlere Geographie

und

und auf die Beschreibung der ostfränkischen Gaubezirke ausgedehnt hätte. Da aber bis jetzt noch keiner derselben erwähnet worden: so hätte auch der, blos zu Bayern gehörige, Nordgau wegbleiben können. — Die *oberweimarische Schmiede*, ein im Amte Lichtenberg gelegenes Vorwerk, ist S. 170. und 232. zweymal anzutreffen; auch gehört dasselbe weder dem Hn. von Wildungen noch dem Hn. von Wechmar, sondern ersterer verkaufte es 1800 dem Hofrath und Amtmann Thon zu Lichtenberg.

Als Anhang zu dem *vierten Band* liefert der Vf. zugleich einen

Versuch einer historisch-topographisch-statistischen Beschreibung der unmittelbaren freyen Reichs-Ritterschaft in Franken, nach seinen sechs Orten. 9 Bogen.

Die Kenntnifs der reichsritterschaftlichen Besitzungen in Franken, die im Ganzen einen nicht unbeträchtlichen Theil dieses Kreises ausmachen, verdienet allerdings aus der bisherigen Dunkelheit hervorgezogen, und in Hinsicht auf die Geschichte und Statistik besonders bearbeitet zu werden. Freylich kann dieß das Werk eines einzigen Mannes nicht seyn; sondern mehrere sachkundige Männer, ritterschaftliche Beamten und andere aufgeklärte Patrioten müssen ihren Fleifs zu diesem Zweck vereinigen, und das rühmliche Unternehmen des Vfs. durch Mittheilung statistischer Nachrichten von der Gröfse, Cultur, Menschenzahl, den Natur- und Kunstproducten, Einkünften und andern politischen, kirchlichen, und ökonomischen Verhältnissen der ritterschaftlichen Ortschaften auf das thätigste unterstützen. Schon im J. 1788 arbeitete der Consulent Meder in Heutingsheim an einer ritterschaftlichen Topographie, nach deren Plan das ritterschaftliche Territorium mit einem Blicke zu überschauen, auch die Qualität, Lage und Beträchtlichkeit eines jeden einzelnen Ritterguts zu beurtheilen war. Das Werk ist aber — weil dem Vf. wahrscheinlich von Seiten der Ritterschaft dabey manche Hinderniffe in den Weg gelegt wurden — bis jetzt nicht erschienen. Späterhin (1792) kam zwar eine Zeitschrift mit dem Titel: *Archiv für Geschichte, Staatsrecht und Topographie der Reichsritterschaft* zum Vorschein, deren Plan sehr gut und zweckmäfsig angelegt war; aber ihr frühzeitiges Ende lieferte, leider! einen traurigen Beweifs, dafs viele Mitglieder der Reichs Ritterschaft durchaus nicht geneigt waren, ein so nützliches Unternehmen mit Beyträgen gehörig zu begünstigen. In unsern Tagen sollte doch endlich einmal eine so tadelnswürdige Verheimlichungssucht verschwinden, damit der Vf. nicht so wie seine Vorgänger Ursach hätte, über Mangel an Publicität, in Ansehung der fränkischen Reichs Ritterschaft, laute Klage anzustimmen.

An der Spitze des vorliegenden Versuchs stehet eine ausführliche Beschreibung des Dorfs *Nordheim im Grabfelde*, welches dem Canton Rhön-Werra einverleibt ist, und der Freyherrlich-Steinischen Familie zugehört. Diese Beschreibung dient blofs zum *Muster*, nach welchem die übrigen ritterschaftlichen Orte bearbeitet werden sollen. Gelingt es dem Vf. überall, so gute Nachrichten zu erlangen, so wird sich dieses Werk zu einer vorzüglichen Vollständigkeit erheben und eine beträchtliche Lücke in der Geographie Deutschlands ausfüllen. Hierauf folget unter verschiedenen Rubriken eine gedrängte Uebersicht: 1) von der Entstehung des Adels; 2) von dessen allmäligen Bildung zu einer eignen Würde und den Ursachen, wodurch sie veranlasset wurden; 3) von den Ursachen des Verfalls des Ritterwesens; 4) von den Versuchen der Ritter in Franken, Schwaben und am Rheinstrome zur Unmittelbarkeit; und 5) von der öffentlich anerkannten Unmittelbarkeit und Verfassung derselben. Bey diesem Artikel schränket sich der Vf., wie billig, nur auf den fränkischen Ritterkreis ein, dessen staatsrechtliche Verhältnisse hier, nach ihrem ganzen Umfange, sehr zweckmäfsig dargestellt werden. Den Beschlufs macht 6) die Beschreibung der fränkischen Ritterorte, *Ottenwald, Gebirg, Rhön-Werra, Staicherwald, Altmühl* und *Baunach*, nach den zu jedem derselben gehörigen Städten, Flecken, Dörfern, Weilern und Höfen.

Für jetzt hat der Vf. bey jedem Orte nur die Religion und Besitzer, zum Theil auch die Häuserzahl und Volksmenge angegeben, welche aber nicht überall mit Gewifsheit haben bestimmt werden können. Eine vollständige Ortsbeschreibung, so wie solche von Nordheim im Grabfeld geliefert worden, hängt von Beyträgen der ritterschaftlichen Beamten ab, denen es hoffentlich weder an gutem Willen noch an Kenntnifs mangeln wird, ein so nützliches Unternehmen auf das thätigste befördern zu helfen.

Ohne Druckort, auf K. d. Vfs.: *Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und die Schweiz* in verschiedener, besonders politischer Hinsicht in den Jahren 1786, 1795, 1796, 1797 und 1798 von *A. Riem. Achter Band.* 1801. 348 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Reise durch Frankreich vor und nach der Revolution etc. *Dritter Band.* (1 Rthlr. 12 gr.)

Warum diese Arbeit unter dem Titel einer Reise in die Welt geschickt wird, läfst sich bey diesem Theile eben so wenig sagen, als bey den vorhergehenden, da er schlechterdings nichts enthält, was der Vf. nicht eben so gut zu Neapel oder Stockholm, als in Frankreich hätte schreiben können. Doch hier ist der Inhalt, wie er über den verschiedenen Kapiteln steht. — Was war die grofse Republik vor ihrer gegenwärtigen glänzenden Lage? — Die französische Republik in Beziehung auf Europa überhaupt — in Beziehung auf Deutschland — auf Italien — Rufsland und den Norden — Oesterreich — England — Preufsen — Spanien und Portugall — auf die von ihm gegründeten Republiken. — Ueber das linke Rheinufer — die Insel Malta — gegenwärtiges Gouvernement von Frankreich — über die französische Barriere — das gegen

genwärtige Gouvernement der Republik." — Von Thatsachen findet der unterrichtete Leser hier nichts, das er nicht schon längst aus den öffentlichen Blättern wüsste; wohl aber wird wacker über alle diese Gegenstände gekannegiessert, wie wir es schon von diesem Schriftsteller gewohnt sind. Uebrigens bezieht sich Rec. auf das Urtheil, das sich über die ersten 7 Bände dieses Werkes in der A. L. Z. findet. Mit der Ausnahme, dass hier weniger auf Fürsten, Adel und Geistliche geschimpft wird, passt auf diesen 8ten Band alles, was dort über die ersten 7 gesagt ist, — die nämlichen kühnen und gewagten Urtheile, die nämliche Anmasslichkeit, die nämliche unbegreifliche und unbeschreibliche Unwissenheit über eine Menge Dinge, über die frischweg entschieden wird, die nämliche Fahrlässigkeit, mit welcher der Vf. immer in der Folge vergisst, was er früher sagte, die nämliche Unanständigkeit, womit er gelegentlich spricht und schimpft u. s. w. u. s. w.

Theils als Beleg dieses Urtheils, theils um unsere Leser zu belustigen, führen wir folgende Stelle an. S. 30. Paul I. theilte der Thor Pitt Zuckerplätzchen des Lobes mit, und hätschelte ihn wie sein eigenes Kind etc. S. 35. Im J. 1799 gab Pitt die jährlichen Einkünfte des Staates zu 135 Millionen Pf. Str. an!! S. 40. Pitt hat die Zinsen für die dem Auslande schuldigen Capitalien, die jährlich 5 Millionen Pf. Str. (!!) betragen, seit ungefähr 5 Jahren nicht bezahlt!! S. 94. da man in Beziehung auf Russland *fast in allen Cabinetten Europa's* in grösstem (im grösten) Irrthum zu seyn scheint, und wohl nicht am wenigsten zu Paris etc. Und nun werden die Cabinette Europa's von Hn. R. belehrt (S. 95) „dass Russland in Rücksicht auf seine innere militärische und Finanzkräfte hinter Preussen steht etc., dass (S. 96.) die höchste Bevölkerung Russlands *in gegenwärtiger Zeit* 25 Millionen Menschen beträgt etc. dass der ganze Flächeninhalt dieses Reiches 350,000 deutsche Quadratmeilen ist, und dass 300,000 Quadratmeilen aus mit Schnee und Eis bedeckten Gegenden bestehen etc. Und so fährt er fort, eine Menge abentheuerlicher Dinge von Russland zu erzählen. Wie das alles in eine Reise durch Frankreich kommt? Antwort: es füllt Seiten und Bogen aus. S. 155. England hat 432 Millionen französische Livres rückständiger Zinsen an Auswärtige nachzutragen!!! Ib. England braucht das 1ste Jahr nach dem Frieden 1665 französ. Livres. S. 219. Grossbrittanien, in dem ⅔ Theil unangebaut liegen." — Auch ist der Vf. oft witzig! So findet man — Adonis Whitworth, Gladiator Akton, Satan Pitt, auch Meister, Mester Pitt *cum Suis*, der brittische Vielfrass; die Britten sind jetzt gemästete Gänse, die Gefahr laufen, in ihrem Fette zu ersticken; die Pudding- und Rostbeeffresser halten den weiten Ocean für eine Bowle Punsch, auf welchem hohle Zitronenkerne schwimmen. Auch fehlt es nicht an Sprachfehlern, undeutschen Wendungen und Ausdrücken, wie an Kommerce, Kalkul, totaler Ruin, observiren, Ressorts, Konstitution, Motife, motifiren, pacisciren, durch Proclamationen sanciren und garantiren, releviren, Proposition, Affinität, perennirend, arrogirtes Monopol, Rivalität, Latitüde, Exaktionen, Douaniers, arrangiren, insolente Protestationen etc. etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Görlitz*, b. d. Vf. und in d. Expedition der Nationalzeituug in Gotha: *Hebammentafel, oder allgemeine Uebersicht des Verhaltens der Hebammen und Mütter bey natürlichen Geburten*, von Dr. *Chr. Aug. Struve.* 2te Auflage. 1 Foliobogen. (30 Stück 1 Rthlr.) Es ist sehr löblich, dass Hr. *Struve* mehrere Jedermann wichtige Lehren in Tabellenform gebracht, und so gemeinnütziger zu machen gesucht hat. Der Inhalt dieser Hebammentafel ist folgender: Die nöthigen Geräthschaften; das Verhalten der Hebammen beym Gebären; was die Hebamme gleich nach der Geburt zu beobachten habe, *a)* in Ansehung des Kindes, *b)* in Ansehung der Mutter, Besorgung der Wöchnerin; von dem Stillen; wie man mit todscheinenden Kindern verfahre; Pflichten der Hebamme gegen Schwangere; und die Zeichen einer bevorstehenden schweren Geburt, wobey der Geburtshelfer geholt werden muss. — Da nun aber solche Vorschriften, die ein so grosses Publicum haben und auch verdienen, mit der möglichsten Genauigkeit abgefasst seyn müssen, wenn Missverständnisse, die hier unmittelbaren Einfluss auf Leben und Gesundheit haben, vermieden werden sollen: so wünschte Rec., dass bey einer neuen Auflage doch auf folgende Bemerkungen von dem Vf. Rücksicht genommen werden möchte. — Dass der *Steinische* Geburtsstuhl der beste sey, ist unrichtig; der Kenner findet besonders an dem Sitzbrete viel zu tadeln, überdem ist er zu theuer; der in *Osianders* Hebammenbuche bekannt gemachte ist für die Landhebammen schon eher zu empfehlen. — Die Angabe, dass bey heftigem Kopfschmerze, ängstlicher Schwere der Glieder, rothen Augen, glühenden Gesicht, vollem Pulse ein Aderlass nothwendig sey, ist viel zu unbestimmt und schwankend; überhaupt kommt es einer Hebamme gar nicht zu, hierüber zu urtheilen. — Eben so ist es eine viel zu allgemein hingeworfene Lehre, dass Wassersüchtige und Personen mit Fehlern auf der Brust (?) stehend entbunden werden sollten. — Wegen braunblauer Farbe eines scheintodten Kindes gleich? — 2½ Löffel Blut aus der Nabelschnur zu lassen, ist eine gewiss oft nachtheilige Regel, wenn sie immer als unbedingt wahr angewendet wird. — Ein drolliger Rath ist es, dass die Schwangere immer auf der gesunden Seite liegen sollte; als wenn eine Schwangere eine gesunde und eine kranke Seite hätte!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Prudhomme: *Dictionnaire Géographique et Méthodique de la République Française*, en CXX Départements etc. etc. Par une Société de Géographes. Ve Edition, considérabl. augmentée. Tom. I. 462 S. Tom. II. 463—674 S. gr. 8. Mit 2 grofsen und 116 kleinen illuminirten Karten. An IX. 1801. (20 Francs.)

Die schnell auf einander gefolgten verbefserten Ausgaben eines Buches, das als Staatsgeographie, von einem Volke binnen 8 Jahren, während der neuen politischen Zeitrechnung deswegen so häufig gesucht wurde, weil es der Wechsel der Dinge, und die veränderte Gestalt der Karte Frankreichs nöthig machte, sind hinlängliche Beweise, dafs dieses Handbuch der Erdbeschreibung eben so viele Abnehmer gefunden, als die schnell auf einander gefolgten Erweiterungen des französischen Gebiets, auch den Umfang dieses Buchs erweiterten. Die gegenwärtige 5te Ausgabe geht bis auf den Lüneviller Frieden, wodurch Frankreich das linke Rheinufer, Belgien, einige Länder der batavschen Republik, Savoyen, Piemont etc. zugesichert bekam; vielleicht wird eine 6te baldige Ausgabe alle die Veränderungen enthalten, welche der Definitiv-Frieden mit England zu Amiens hervorbringt, und welcher alsdann *hoffentlich* die allgemeine Geographie der europäischen Staaten consolidiret.

Der Herausgeber dieses bis jetzt in Deutschland noch wenig bekannten Werks ist der Verleger *Prudhomme*, der zugleich *Vorredner* ist. In der 4ten Ausg. (1799) wurden damals alle die Länder mit zu Frankreich gezählt, die entweder durch den fruchtlos abgelaufenen Congrefs zu Rastadt an Frankreich zugestanden und zufolge desselben mit der Republik vereinigt wurden, oder durch Macht und Versprechungen zu Vasallen Frankreichs erkläret waren. Zur *ersten* Classe gehören die Rheingränze, das Herzogthum Bouillon, schweizerisch Mühlhausen, die Fürstenthümer Montbeillard, u. Salm, die österreichischen Niederlande, die kleine Republik Genf, das Bisthum Basel, u. s. w.; zur *letztern* einige griechische Inseln; die ältern Besitzungen in Afrika, Ost- und Westindien; verschiedene Handels-Comptoire der Franzosen in China und Indien; Beschreibung der französischen Besitzung von Madagascar über 500 Lieues im Umfange, nebst einer Beschreibung von Malta, u. a. m. — Alle diese Länder und Provinzen werden auch in dieser Ausgabe für französisches Eigenthum, jedoch mit Ausnahme von Malta erkläret, wogegen aber Aegypten als eine neue Colonie erscheint; auch sind die Gemeinheiten Boxmeer, Gennert und Ravenstein, die im nördlichen Theile des Ruhrdepartements am linken Ufer der Maas liegen, und theils zum Canton Goch gehörten, theils zwey eigne Cantone ausmachten, aus dem bekannten Grunde weggelafsen worden, weil das französische Gouvernement dieselben so wie Huissen, die Grafschaft s Heerenberg und die Grafschaft Anholt, an die batavsche Republik für 6 Millionen holl. Gulden verkauft hat. Davon kommt aber in dem Buche selbst nicht das mindeste vor; aber in der, dem 2ten Bande vorgesetzten General-Karte der belgischen Departements, ist dies, in Ansehung des ganzen Ruhrdepartements deutlich ausgedrückt und die Maas als Gränze der batavschen Republik angenommen worden; dagegen wird in eben dieser Karte, der ganze Theil des sogenannten Quartiers von Nymwegen, vom Holländischen Geldern zum belgischen Ruhrdepartement gezogen, was zwischen der Maas, der Waal, dem Niederrheine und der alten Grenze des Herzogthum Cleve am linken Rheinufer bis gegen Westen zum Fort St. Andries liegt. Diesemnach würde die Stadt und Festung Nymwegen, nebst dem sogenannten Lande zwischen Maas und Waal, westwärts Nymwegen, nebst der Herrlichkeit Millingen, an Frankreich geknüpft werden. Aeufserst auffallend ist aber der Umstand, dafs in der, dem *ersten Bande* vorgesetzten Generalkarte von Frankreich, das 100te Departement, als das neu bestimmte Ruhrdepartement nicht weiter als bis an die südliche Grenze vom bisherigen Fürstenthum Meurs gegen Norden hinauf rückt, und dieses mit den preufs. Herzogthümern Geldern und Cleve am linken Rheinufer aufserhalb der Gränze Frankreichs liegen läfst, dagegen aber dieselben, wie eben bemerkt worden, zu den niederländischen Departements ziehet, die auf einer schönen, aus 6 Folioblättern bestehenden Generalkarte ganz vorzüglich dargestellt werden. Vielleicht ist der Zeitpunkt nicht fern, wo auch diese geographisch-politischen Gegenstände sich entschleyern, und unsere bisherigen Lehrbücher der Erdbeschreibung zur Richtigkeit bringen werden.

Uebrigens ist die Einrichtung des Ganzen die nämliche, wie in der vierten Ausgabe. Nachdem eine kurze Uebersicht vom physischen und politischen Zustande Frankreichs im Allgemeinen gegeben worden, geht der Vf. zur Betrachtung eines jeden der einzelnen Departements über, deren 102 im arrondirten

Frankreich zwiſchen dem Rheine, der Waal, der batavſchen Republik, dem Ocean, den Pyrenäen, dem mittelländiſchen Meere, der liguriſchen, cisalpiniſchen und helvetiſchen Republik liegen, wovon blofs das alte Frankreich nebſt Savoyen, nach der im Jahr 1798 bis 1800 geſchehenen neuen Vermeſſung 26,896 Quadratmeilen (□ Lieues oder □ Myriameter) und 27,613,814 Einwohner enthält, die in 556 Diſtricte, 4770 Cantons oder Friedensgerichtsbezirke, 41,007 Municipalitäten oder ſtädtiſche Verwaltungen, 564 Juſtiz- und Polizey-Tribunäle und in 1436 Poſthäuſer getheilt werden; die Belgiſchen und 4 weſtrheiniſchen Departements, die beſten und volkreichſten Provinzen von ganz Frankreich, noch nicht mit eingerechnet, wovon eine jede Commune, Canton, Arondiſſement oder Departement in Anſehung ſeines geographiſch-politiſch-ſtatiſtiſchen Zuſtandes gehörigen Orts im 2ten Bande beſchrieben wird. — Ueberall findet man im Eingange der Departementalbeſchreibungen die Summe der Volksmaſſe angezeigt, nur in denen der 4 Rheindepartements Tom. II. S. 510, 513, 516 u. 519 nicht. Die Stadtebeſchreibungen, oder die der Hauptorte eines jeden Cantons, ſind ſehr kurz, oft nur in zwey Zeilen abgefaſst, wobey immer die Entfernungen von einer oder mehreren Haupt- und benachbarten Städten des Departements nach Lieues zu 4 Kilometers (eine deutſche Poſtſtunde) in Abkürzungen angegeben werden, wobey oft groſse Irrthümer vorkommen, die eben ſo beträchtlich als die Summen der Schreibfehler ſind, die man faſt auf jeder Seite des 2ten Bandes antrifft, wo von Ländern, Gegenden und Städten die Rede iſt, die ehemals zu Deutſchland und den vereinigten Niederlanden gehörten. Sonſt iſt die Einrichtung des Textes und der dazu gehörenden Karten die nämlichen, wie in der 4ten Ausgabe, die übrigens nichts weiter, als der angezeigten Abänderungen vor der letzteren voraus hat. — Papier und Druck iſt ſchön, und der Preis im Verhältniſs der groſsen Anzahl illuminirter kleiner und groſser Karten billig.

Hamburg, b. Hofmann: *Reiſe durch einige Schwediſche Provinzen bis zu den ſüdlichern Wohnplätzen der nomadiſchen Lappen*, von *Joh. Wilh. Schmidt*, Conr. am deutſchen Nat. Lyc. in Stockholm. Mit maleriſchen Anſichten nach der Natur gezeichnet von *Karl Guſtav Gillberg*, Conducteur bey der Fortification in Stockholm. 1801. 312 u. XIV S. 8. Nebſt 14 Kupferſtichen.

Das nämliche Werk hat auch den Titel:

Neuere Geſchichte der See- und Land-Reiſen. 15ter Band etc. (3 Rthlr.)

Der Vf. machte die ganze Reiſe von 237 deutſchen Meilen in 4 Wochen. Sie geht von Stockholm aus über Gögfors, einen beträchtlichen Landſitz, nach Norberg, wo 27 Eiſengruben ſind, von denen aber nur 6 bearbeitet werden. Intereſſant iſt ſeine Beſchreibung von Aveſtad und Bjurfors; nur wird man hier und bey mehreren andern Gelegenheiten, z. B. der Beſchreibung von Löfſta den Mann gewahr, der noch wenig geſehen hat, und der alſo manche Dinge als ſehr wichtig vorſtellt, weil ſie ihm neu waren. Man ſchmelzt zu Aveſtad jährlich 4000 Schiffpfund Schwarzkupfer, da man in vorigen Zeiten, als Fahlun ergiebiger war, 20,000 Schiffp. und zu Garkupfer verarbeitete. — S. 121. Leckſand iſt eine der einträglichſten Pfarreyen im Lande. Dieſes Kirchſpiel enthält 9000 Menſchen, und iſt, nächſt Tuna im Weſt-Thalland, das für das gröſste im ganzen Reiche gehalten wird, und 10 bis 12,000 Menſchen haben ſoll, das volkreichſte in Dalarne. Das Bergwerk zu Fahlun, worüber man hier nicht viel Neues findet, liefert jetzt 4000 Schiffpfund Garkupfer. Ganz Schweden zählt 9 Kupferbergwerke von Bedeutung, die im J. 1782 gegen 10,000 Schiffpfund Garkupfer abwarfen. Von Fahlun verfolgt der Vf. die Straſse nach Geſle, verläſst ſie aber, ehe er dieſe Stadt erreicht, und geht nach Helſingland, deſſen Schönheiten er mit Begeiſterung beſchreibt. Es iſt, ſagt er, vielleicht diejenige Provinz Schwedens, wo der meiſte Fleiſs und Wohlſtand herrſchen. Nirgends trifft man Spuren von Armuth an. In Deutſchland würde er es (wohl ſehr übertrieben) mit dem Lande Altenburg vergleichen. Deſto trauriger und elender iſt, nach ſeiner Beſchreibung, die Provinz Herjedalen. Ueberall wurde hier nach dem Paſſe der Reiſenden gefragt, die man immer mit Mifstrauen anſah, weil man ſie für Flüchtlinge hielt. In jener Gegend iſst man gewöhnlich Geriſtenbrot. In ſchlechten Jahren wird auch Kieferrinde mit eingemiſcht; bisweilen muſs man ſich auch blofs mit Rindenbrot begnügen. Deſto beſſer ſind die Viehweiden. Er fand einen Käſe, der eben ſo fett und wohlſchmeckend als der Schweizerkäſe war. Aber das Land iſt zu entlegen, um in die Ferne etwas abzuſetzen. (Es liegt ja nicht ſo gar weit von Drontheim, welches einen Seehafen hat. Man bedenke, daſs der Schweizerkäſe drey und viermal ſo weit auf der Achſe verſchickt wird.) Von hier geht er über Gliſeberg, Ranſjö und Meſslinge nach Ljusnedalsbruck, wo er mit der gröſsten Gaſtfreundſchaft empfangen wird. Mit Vergnügen lieſst man, was über drey dort lebende Familien geſagt wird. Bis zum J. 1756 wurden zu Ljusnedal jährlich 450 Schiffpfund Kupfer gewonnen; ſeitdem aber hat man wegen Mangel an Erz aufhören müſſen. Jetzt iſt hier ein blofses Eiſenwerk, das jährlich 400 Schiffpfund theils in Stabeiſen, theils in Senſen, Radfelgen, Aexten, Pflugeiſen und einigen gegoſſenen Oefen liefert. Alles das geht gröſstentheils nach Drontheim, denn in den benachbarten Schwediſchen Provinzen wird wenig abgeſetzt. Von Ljusnedal geht der Vf. nach Funnesdal, Tenndalen, Gröndalen und Glannſjön, von welchem letztern Orte er einen Beſuch bey zwey Lappiſchen Familien macht. Dieſe ſind jene halb civiliſirten Lappen, welche bis gegen Röraas herabkommen und durch ihre zahlreichen Heerden von Rennthieren ziemlich wohlhabend ſind. Er fand ungefähr 400 dieſer Thiere, die den beiden Familien gehörten, von deren Lebens-

art

art er eine umständliche und intereſſante Beſchreibung liefert. Nach Drontheim oder Röraas zu gehen, erlaubte ihm ſeine Zeit nicht, da er die ganze Reiſe in innerhalb 4 Wochen machen mufste.

Er kehrt nun nach Ljusnedal zurück und weiter bis Long§, wo er ſeinen Reiſekarren wieder findet, denn den letzten Weg hatte er zu Pferde gemacht. Eben ſo macht er den ganzen Weg durch Herjedalen etc. zurück, bis Kurland, wo er links nach Geſſle abgeht. Auch dieſe Stadt iſt zu vortheilhaft beſchrieben. Sie hat unter Schwedens Handelsſtädten den dritten Rang, und ſteht mit Norköping in einer Parallele; welches aber freylich nicht viel ſagen will. Jährlich werden von Geſſle 32—4[0],000 Schiffpfund Eiſen ausgeführt; im J. 1786 ſtieg die Zahl auf 48,000. S. 282 meynt der Vf., man könnte die Wälder, die durch das Branntweinbrennen verzehrt werden, weit vortheilhafter zum auswärtigen Handel benutzen, da das Land mit ſo vielem Waſſer durchſchnitten iſt. Für einige Theile von Schweden mag das wahr ſeyn; im Ganzen aber iſt es ſehr irrig; denn dieſes Land hat in vielen Strichen groſse Waldungen, die zu gar nichts zu gebrauchen ſind. So ſagt z. B. der Vf. ſelbſt, (S. 208) dafs die Luleå Lappmark, welche 300 Qu. Meilen hält, bisher keinen andern Einwohner hatte, als die wandernden Lappen, die nur einen Theil des Jahres hier zubringen. Wem nutzt in dieſer inländiſchen Provinz alle das Holz? Der Baron von Hermelin, dem dieſes ganze Land gehört, hat ſich viele Mühe gegeben, Anſiedler dahin zu ziehen, und hat ihre Zahl endlich auf 300 gebracht — auf 300 Qu. Meilen! Ueberhaupt irrt ſich der Vf. hier und an einem andern Orte über die Schwediſchen Flüſſe. Dieſes Land hat nach Verhältniſs ſeines Umfanges keinen Ueberfluſs an Waſſer, und kaum einen ſchiffbaren Fluſs, der dieſen Namen verdiente; denn ſelbſt die Götha Elbe iſt zum Theil nur durch Schleuſen ſchiffbar, und unter den Schleuſen bis nach Gothenburg iſt ſie an manchen Orten nur 11 Schuh tief. Der Motala wird erſt unter Norköping ſchiffbar, d. h. wo das Meer eintritt, und manche Schwediſche Waſſer ſind ſelbſt zum Holzflöſsen unbequem. — Von Geſſle geht die Reiſe über Söderfors, Löffta und Dannemora nach Stockholm zurück, ohne über dieſe Striche andere, als mehrentheils bekannte Nachrichten zu liefern.

Im Ganzen wird dieſe Reiſebeſchreibung Unterhaltung gewähren; dieſs würde aber noch mehr ſtatt finden, wenn der Vf. ſo Manches weggelaſſen hätte, was zu kleinlich iſt, oder blofs ihn ſelbſt angeht. Die Kupferſtiche ſind nicht die beſten, doch liefern ſie gröſstentheils ſehr intereſſante Gegenſtände.

Düsseldorf, b. Dänzer: *Karl Nernſt's Wanderungen durch Rügen.* Herausgegeben von *Ludw. Theobul Koſegarten.* 1800. 304 S. 8. mit 1 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. K., der Herausgeber, ſagt im Vorberichte, dafs Hr. *Nernſt*, ein junger Mann und ehemaliger Schüler von ihm, dieſe Wanderungen ihm mit dem Auftrage hinterlaſſen habe, „nicht nur dieſelben zum Drucke zu befördern, ſondern auch bey ihrem Eintritte in die Welt ſie mit einem kleinen Vorberichte einzuführen.“ Da aber der Vf. ſehr viel Verbindliches über ſeinen ehemaligen Lehrer ſagt: ſo enthält ſich dieſer, über das Buch zu urtheilen, und begnügt ſich, das Empfangene dem Publikum in der nämlichen Geſtalt zu überantworten, in welcher es ihm anvertraut worden, und blofs die Richtigkeit der factiſchen Angaben zu verbürgen. — Hiermit hat Hr. K. nicht zum Beſten an ſeinem jungen Freunde gehandelt; denn ſo wie das Werkchen jetzt vor dem Publikum erſcheint, hätte er es ſchlechterdings nicht drucken laſſen ſollen. Ohne ſich in die Unterſuchung einzulaſſen, inwiefern es neben einem andern von einer bekannten Hand und früher erſchienenen Werke beſtehen kann, will Rec. einräumen, dafs es manche gute Nachrichten liefert und einige intereſſante Stellen hat, und ſich blofs bey der Sprache aufhalten. Da Hr. N. nicht ohne Fähigkeiten iſt, ſo mufs er es dem Rec. Dank wiſſen, wenn dieſer ihm zeigt, dafs er auf einem ganz falſchem Wege iſt und dem ſchlimmſten Geſchmacke zueilt. Wie wird der Leſer folgende Stellen aufnehmen? S. 14 das erſtaunende *Auge betaſtete mit neugiervollen Blicken* alle ſchimmernden Schönheiten, *bewegte ſich mit einem ſchnellen Sprunge* etc. S. 16 das angenehme Jasmond, das an den Brüſten des erdeſaugenden mütterlichen Meeres (es iſt von zwey kleinen Meerbuſen die Rede) in dem Zauberreiz einer ewigen Jugend lächelt etc. S. 55. Hoch von oben hinab ſchaute der entzückte Himmel mit tauſend Sternenaugen die ſchöne Granitz an. S. 59. Die Poſaunen-Engelbacken des krausköpfigen Wirthsſohnes wollten etwas zu knacken haben. S. 67. Da mein *Auge* hundert entfernte Gegenden mit neugiervollen Blicken *betaſtet* etc. — In dieſes betaſtende Auge iſt er ſo verliebt, dafs es noch ein paarmal vorkommt. S. 67. Sandbänke, auf welchen ſich der Robbe, wie ein Autor auf einem kahlen Gedanken ſonnet etc. S. 68. Aber jener Thurm ſchlofs auch tauſend ſüſse, tauſend bittere Erinnerungen meines Jugendalters in ſich, wie eine Pyramide die Mumien guter und böſer Geiſter in ſich ſchlieſst; und in jenen Tannenkämpen (?) luſtwandelten die Schatten verſchwebter genoſſener Lebenstage. S. 127. ſagt er von einem Berge: „Ich beuge anbetend meine Knie, und in die weite Opferſchaale des Weltmeers fluten dir meine Preiſe und meine Gebete hin — Rieſe der Natur!“ Bisweilen iſt er auch ſcherzhaft. S. 148. „Die Peitſche des ungeduldigen Fuhrmanns, welcher ſo eben kulminirte, mahnte uns etc. — — Nota bene! Der Fuhrmann peitſchte eigentlich nicht uns, die reſpectiven Herrſchaften, wie man dieſs unrecht ausdeuten könnte; ſondern er lieſs nur an der Luft ſeine Wuth aus, wie ungefähr Göthens Wirth an ſeinem Stuhl!“ — An Provincialausdrücken fehlt es auch nicht: als Gejachter, Adelſchaden, Halbſchied, bieſtrige Strafsen, Gelebung, ſtickel etc. Auch nicht

an veralteten Formen, als Reiſekumpan, oder S. 180 „in jenen Zeiten, *ſeit wannen* wir Kunde von dieſem unſern Vaterlande haben etc. Endlich gebraucht er auch eine Menge ausländiſcher Wörter, als qualificiren, Proſpecte, Plaiſanterien, Revenüen, perorieren, produciren, converſiren, Auberge, concediren, fait von Doctern machen.

PARIS, b. Buiſſon: *Voyage en Italie* de Mr. l'Abbé *Barthelemy*, de l'Académie françoiſe, de celle des inſcriptions et belles lettres et auteur du voyage d'Anacharſis; imprimé ſur ſes lettres originales écrites au Comte de Caylus: Avec un Appendice, où ſe trouvent des morceaux inédits de *Winckelmann*, du P. *Jacquier*, de l'Abbé *Zarillo* et d'autres Savans; publié par *A. Serieys*, bibliothécaire du Prytanée. An X. 1801. XXIV und 432 S. mit dem Regiſter. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Name des Abbé *Barthelemy* ſteht ſo hoch in der literariſchen Welt, daſs ein Nachlaſs von ihm in der That allgemeine Aufmerkſamkeit erregen muſs. Betrifft nun vollends dieſer Nachlaſs eine Reiſe durch Italien, ſo denkt ſich jeder alle das Gute und Schöne, das uns dieſer geſchmackvolle Gelehrte über ein ſo intereſſantes Land ſagen muſs, — ſeine Urtheile über Natur und Kunſt, Bemerkungen, die gemeinern Reiſenden entgiengen, Zurechtweiſungen dieſes oder jenes ſeiner Vorgänger, neue Anſichten und neue Aufklärungen. — Von dem allen aber findet der Leſer hier ſehr wenig, und das Ganze ſcheint mehr eine Finanzſpeculation, als ein groſses Geſchenk für das Publikum zu ſeyn. B. war bekanntlich Aufſeher des königlichen Medaillencabinets, und wurde 1755 nach Italien geſchickt, um dieſe Sammlung zu vermehren. Er brachte auf dieſer Reiſe 19 Monate zu, und ſchrieb in dieſer Zeit die vorliegenden Briefe an den Grafen von Caylus. Sie enthalten wenig über Italien und Rom im Allgemeinen, indem ſie ſich bloſs auf die Vermehrung der königlichen Medaillen, auf die Lieblingswiſſenſchaft des Grafen und auf beſondere Verhältniſſe beziehen, die zwiſchen beiden Männern obwalteten. Ein groſser Theil dieſer Briefe enthält Nachrichten über Herkulanum und Pompeji, zwey Orte, über die wir jetzt unendlich mehr wiſſen, als B. damals wiſſen konnte, und in welchen ſeit der Zeit ſo viel ausgegraben worden iſt, daſs einem Briefe des Abt *Zarillo* zu Folge, die Sammlung ſich in einigen Artikeln um das doppelte, in andern dreyfach und in noch andern vierfach vermehrt hat. Wären dieſe Briefe vor 45 Jahren erſchienen: ſo würde ein Theil derſelben allgemeine Aufmerkſamkeit erregt haben; jetzt ſind ſie für den gemeinen Leſer gar nicht; der Liebhaber der Kunſt findet nur wenig darin, was ihn intereſſirt, und an gewiſſen beſondern Verhältniſſen des Vf., an ſeiner Verbindung mit dem damaligen franzöſiſchen Geſandten in Rom, und an manchen andern Dingen der Art wird das heutige Publikum ſich ſo wenig erbauen, als an dem „*je vous embraſſe un million de fois*“ das in jedem fünften oder ſechſten Briefe wieder kommt. Auch können die umſtändlichen Nachrichten und Urtheile über Männer, die B. der Pariſer Akademie der Aufſchriften zu Correſpondenten empfiehlt, jetzt wohl ſo wenig intereſſiren, als die Briefe, die einige damals in Rom lebende franzöſiſchen Künſtler betreffen, oder die ſogenannten antiken Gemälde, wovon zu der Zeit ein lebender Künſtler eine Fabrike errichtet hatte, oder die Geſchichte aller ſeiner Bemühungen, die königliche Münzſammlung zu vermehren. — Indeſſen findet ſich hier Manches für den Alterthumsforſcher, einige genauere Ausmeſſungen, ſorgfältiger copirte Aufſchriften, hergeſtellte Leſearten, ſinnreiche Muthmaſsungen und einige glückliche Erklärungen.

Die Briefe nehmen nur die Hälfte des Werkes ein. Der andre Theil enthält ein kurzes Reiſejournal des Vf., mancherley Erklärungen und Zuſätze, die ſich auf die Briefe beziehen, und Briefe und Aufſätze von mehreren Gelehrten, die denn von verſchiedenem Werthe ſind. Auch hier findet ſich Einiges, das ſeitdem umſtändlicher und beſſer bekannt geworden iſt, und dieſs und jenes, was uns jetzt Langeweile macht. Durch dieſe Einrichtung ſind mancherley Wiederholungen entſtanden, indem man z. E. in dem Reiſejournal wieder findet, was man ſchon in den Briefen geleſen hat. Ja gewiſſe Dinge kommen nicht nur zweymal, ſondern dreymal vor. — Merkwürdig iſt es, daſs der Abt ſchon auf dieſer Reiſe den Entwurf zu ſeinem groſsen Werke faſste. „Das Ungefähr, ſagt er, gab mir den Gedanken zu Anacharſis Reiſe ein. Ich war in Italien (1755) weniger aufmerkſam auf den gegenwärtigen Zuſtand der Orte, durch die ich gieng, als auf ihren ehemaligen Glanz. Ich gieng in das Zeitalter zurück, wo ſie ſich um die Ehre ſtritten, der Sitz der Künſte und der Wiſſenſchaften zu ſeyn; und mich dünkte, daſs eine Reiſebeſchreibung in den Zeiten Leo X. durch eine gewiſſe Reihe von Jahren durchgeführt, eins der intereſſanteſten und nützlichſten Schauſpiele für die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes liefern würde etc.“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. März 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Verſuch über den letzten Grundſatz der chriſtlichen Sittenlehre* von *Jakob Friederich Duttenhofer*, D. d. Ph. u. Diac. zu Vayhingen an der Enz. 1801. VIII. S. Vorr. 288 S. Text. 8. (20 gr.)

Ungeachtet das Thema dieſes Buchs nicht zu den literariſchen Neuigkeiten des Tages gehört, vieles auch, was man hier findet, in früher erſchienenen Schriften unter andern in *Joh. Wilh. Schmids* Geiſte der Sittenlehre Jeſu und Lehrbüchern über die chriſtliche Moral auf ähnliche Weiſe und nach den nämlichen Principien, von denen Hr. *Duttenhofer* ausgeht, entſchieden iſt: ſo wird es doch niemand gereuen, gegenwärtige gründlich ausgearbeitete, und von ſcharfem Nachdenken ſowohl als von ſchätzbaren gelehrten Kenntniſſen zeugende Schrift geleſen zu haben. Wenn *Schmid* in dem zuerſt erwähnten Werke einen gröſsern Reichthum von Bibelſtellen angezogen hat, und mit ihrer Erläuterung für den vorliegenden Zweck mehr ins Detail gegangen iſt: ſo ſind dafür die philoſophiſchen Räſonnements bey unſerm Vf. ausführlicher und erſchöpfender, nehmen auch auf neuere Einwürfe gegen den Begriff der Willensfreyheit, hauptſächlich in *Bardilis allgemeiner praktiſcher Philoſophie und Urſprung des Begriffes von der Willensfreyheit* beſonders angelegentliche Rückſicht. Eben in Beziehung auf dieſe Irrungen ſcheint es dem Vf. mehr darum zu thun, zu zeigen, wie müſste das Chriſtenthum beſchaffen ſeyn, um für eine rein moraliſche Sitten- und Glaubenslehre gelten zu können? — als ſich bey Darlegung der Richtigkeit der Subſumtion deſſelben unter jenen Begriff lange aufzuhalten, ungeachtet er allerdings auch dieſsfalls in gedrängter Kürze und mit ſehr guter Auswahl bibliſcher Stellen, jedoch, wie Rec. dünkt, mit nicht genug Rückſicht auf allerley mögliche Einwürfe vieles Treffende beybringt. Das Buch beſteht aus drey Abhandlungen, wovon jede zwar ein Ganzes für ſich ausmacht, doch mit den übrigen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke in Verbindung ſteht und ſich auf jene bezieht. Sie haben folgende Ueberſchriften: I. *Vergleichung des formalen Moralprincips mit den Grundbegriffen und Foderungen der chriſtlichen Sittenlehre.* II. *Ueber den Begriff der Cauſalität in der Eleutheriologie, und die dadurch gegebene Möglichkeit der Beſſerung.* III. *Ueber die Möglichkeit poſitiver Vorſchriften in der Moral.* Die erſte Abhandlung beſchäftigt ſich hauptſächlich damit, den reinen Rationalismus in der Moral zu retten, und ſie auf ein formales Principium, was allein als unbedingt gültig anzunehmen ſey, und bey allen übrigen darin angenommenen Principien, um ihnen auch nur die partiale Gültigkeit, deren ſie fähig ſind, zu ſichern vorausgeſetzt werden müſſe, zurückzuführen, worauf dann dargethan wird, daſs obgleich das Chriſtenthum nicht jenen formalen und überhaupt gar keinen oberſten Grundſatz der Sittenlehre feſtſtelle, auch etwas von der Art gar nicht zum Zwecke habe, dennoch die Vorſchriften und Lehren deſſelben und die darin empfohlene Geſinnung, (dieſe möchte wohl das Hauptmoment ausmachen) damit gar wohl übereinſtimmen, auch jenes rein moraliſche Principium unumgänglich vorausſetzen. Im zweyten Verſuche wird der Begriff einer Cauſalität der Freyheit — (beſtimmter und richtiger wohl *Cauſalität mit Freyheit* oder *der freyen Willkür* —) beſtimmt, von Seiten des unzertrennlichen Zuſammenhanges mit Moralität und mit Beſſerung ins Licht geſetzt, und gegen mancherley ſubtile Einwürfe mit vieler Geſchicklichkeit vertheidigt, dann aber gezeigt, daſs die Sitten- und Glaubenslehre des Chriſtenthums die moraliſche Freyheit ebenfalls poſtulire, ohne Vorausſetzung derſelben ſchlechterdings keine Bedeutung habe, und auch ſelbſt mit ihren Verheiſsungen eines höhern Beyſtandes zum Guten, wenn man dieſe nicht miſsdeute und miſsbrauche, jenen Vorausſetzungen gar nicht in den Weg trete. Die Aufſchrift des dritten und letzten Verſuches läſst kaum errathen, was man hier zu ſuchen habe, nicht ſowohl nämlich, oder doch nicht allein und vorzügliche Rechtfertigung des Begriffes ſolcher Vorſchriften ihrem aus Vernunftprincipien nicht herflieſsenden Inhalte, ſondern auch hiervon abgeſehen, lediglich ihrem Urſprunge nach, kurze Winke zur Rechtfertigung des Begriffes einer göttlichen Offenbarung überhaupt, und zwar nicht bloſs als eines Bedürfniſſes für moraliſch geſunkene Menſchen, ſondern als eines kaum entbehrlichen und mit Moralität wohl verträglichen Erziehungsmittels für die Menſchen als moraliſche Weſen einer eigenthümlichen Art überhaupt.

Der Vf. hält ſich vornehmlich in den beiden erſten Verſuchen gröſstentheils genau, doch unter ſteten Beweiſen eines angeſtrengten und glücklichen, ſeinen Gegenſtand vielſeitig faſſenden, und auf alle mögliche Einwürfe Bedacht nehmenden Selbſtdenkens an die Vorſtellungsart des Urhebers der kritiſchen Philoſophie, und Rec. befindet ſich in Anſehung ſeiner Ueberzeugungen mit ihm meiſtens auf

einem Wege, glaubt jedoch, das Intereſſe, womit er dieſes Buch geleſen hat, am beſten durch einige der obigen Inhaltsanzeige noch beygefügte beſcheidene Erinnerungen zu beweiſen. Wenn es S. 8. heiſst: „den Grund aller Verbindlichkeit ſucht der Menſch „entweder in *einem* auſser ihm exiſtirenden Weſen, „oder in ſich ſelbſt:“ ſo iſt damit die Eintheilungs-Sphäre nicht erſchöpft. Der Zuſammenhang im Buche nämlich lehrt, dafs unter dem *einen* Weſen, der göttliche Wille, als Grund der Verbindlichkeit angenommen, zu verſtehen iſt. Aber auch Sitten, Convenienzen und Meynungen oder auch Wünſche und Bedürfniſſe der Menſchen, mithin mehrerer Weſen auſser uns, ingleichen die Beſchaffenheit der uns umgebenden Objecte überhaupt, (wohin der unlängſt von Hn. *Schlegel* in Greifswalde aufgeſtellte Grundſatz weiſt,) können als auſser uns befindliche Principien und Beſtimmungsgründe der Sinnes- und Handelnsart angeſehen werden, und ſind, wie ſich in Kants Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten erinnert findet, wirklich ſo angeſehen worden. Alles, was der Vf. gegen jenes theologiſche Moralprincipium bemerkt, würde, wie bekannt, auch gegen dieſe materialen und empiriſchen zu bemerken geweſen ſeyn. — In einer philoſophiſch beſtimmten Sprache ſollte durchaus nicht mehr wie S. 42. u. 49. von einem *uneigennützigen Triebe*, der dem eigennützigen entgegengeſetzt ſey, die Rede ſeyn. Jener höchſt unglücklich gewählte Ausdruck bezeichnet, wie man ihn gebraucht findet, nichts anders, als die praktiſche Vernunft ſelbſt, und das davon abhängige ſittliche Gefühl der Achtung fürs Geſetz, die durch Verwechſelung, mit einem Triebe, als etwas rein Phyſiſchen, und im Grunde allemal ſelbſtſüchtigen herabgewürdigt werden. Uebrigens ſcheint jene Benennung dem Vf. nur des Wechſels im Ausdrucke halber entwiſcht zu ſeyn, da er nach der Hand allemal von Herrſchaft der Vernunft, Achtung fürs Geſetz u. dgl. m. im Gegenſatz des Uebergewichts der ſinnlichen Neigungen ſpricht. — Soll in der Note S. 44. und 45. das Daſeyn eines radicalen Böſen, d. h. eines urſprünglichen von aller Zeitbeſtimmung unabhängigen und daraus unerklärbaren unſittlichen Hanges oder Verderbtheit der Maximen des Menſchen aus Grundſätzen der bloſsen Vernunft in Anſpruch genommen werden, wie Rec. nicht ganz klar iſt: ſo hätte wohl auf die, wie ihm dünkt, unumſtöſslichen Beweiſe, die Kant (Rel. i. d. Gr. d. b. V.) *a priori* dafür gegeben hat, ohne ſich übrigens von dem, was an ſich unerklärlich iſt, eine Erklärung anzumaſsen, Rückſicht genommen werden müſſen. — Sollte wohl die Erklärung von Philipp. 2, 6. Chriſtus habe das, was er ausgeführt hat, *nicht um der dadurch zu erreichenden Belohnung willen ausgeführt*, ſich exegetiſch rechtfertigen laſſen, und würde ſeine Aufopferung für uns dann *nicht* moraliſch lobenswerth geweſen ſeyn, wenn er ſie nicht nach Röm. 5, 6—8. um keines uns zuſtehenden Verdienſtes willen geleiſtet hätte? — Nicht ſo ganz dürfte es mit der Behauptung S. 92. ſeine Richtigkeit haben: „Vernunft haben, und zur Befolgung der von „der Vernunft aufgegebenen Verpflichtungen verbunden ſeyn, oder — Vernunft haben und verpflichtet ſeyn, dieſe Vernunft zu gebrauchen, (vernünftig zu ſeyn,) ſind meines Erachtens zwey ſo „innig verbundene Sätze, dafs die Läugnung des „einen unmittelbar auch den andern aufheben würde.“ Das Vermögen der Vernunft, für ſich praktiſch zu ſeyn, kann aus dem Daſeyn der theoretiſchen Vernunft oder des Erkenntniſs-Vermögens keinesweges bewieſen werden, ſondern geht unmittelbar aus dem urſprünglichen Bewuſstſeyn des Sollens als einer Thatſache, über welche hinaus keine Erklärung und kein Beweis denkbar ſeyn dürfte, hervor. Hat der Vf. jenes nicht behaupten wollen: ſo hat er ſich wenigſtens ſchwankend ausgedrückt, und einen Beweis von etwas, das weiter keinen zuläſst, verſucht. — In ſo fern das Bewuſstſeyn des Sollens, wenn wir uns darüber gebührend verſtändigen, jeden Begriff von Verurſachung nach einem Cauſalzuſammenhange in der phyſiſchen Welt unter Zeitbedingungen unumgänglich entfernt, und uns das Bewuſstſeyn der Selbſtthätigkeit bey unſern Handlungen unumgänglich aufnöthiget, mithin ſittliche Nothwendigkeit, die ſich in jenem Sollen ausdrückt, mit Willensfreyheit eins iſt, iſt denn auch unſere moraliſche Freyheit dem Vf. S. 121. entgegen, allerdings *eine unmittelbare Thatſache* des Bewuſstſeyns zu nennen. Was nun aber zur Vervollſtändigung dieſes Begriffes der Freyheit gehört, dafs wir das, was wir ſollen, auch (moraliſch — denn vom Erfolge in der Sinnenwelt iſt, begreiflicher Weiſe, nicht die Rede —) bewerkſtelligen können, dafs keine Naturkraft unſere Willkür ſich nach rein ſittlichen Principien zu beſtimmen abſolut hindern kann, und wir durch Spontaneität in den Zuſammenhang der Erſcheinungen der Sinnenwelt mittelſt einer uns eigenthümlichen Cauſalität eingreifen, wovon der Vf. im zweyten Verſuche ſehr bündig handelt — dieſer (theoretiſch) transſcendente Begriff, den man allerdings nicht mehr Thatſache nennen kann, mufs von uns zum Behufe des ſittlich guten Wandels poſtulirt, und für den rechtſchaffenen Menſchen ein nicht abzuweiſender Gegenſtand ſeines lediglich praktiſchen Glaubens werden. — Dafs der *Begriff der Schöpfung* (unſtreitig mufs man wohl hinzudenken *aus nichts*) als dem der Freyheit analog, nach S. 173. von den Gegnern dieſer aus theoretiſchen Gründen unbeſtritten ſey, dürfte ſo allgemein nicht zu behaupten ſeyn. Er hat bekanntlich von jeher den gröſsten Widerſpruch gefunden, und noch neuerlich von Fichten, in deſſen Syſteme Spontaneität des moraliſchen Ich oben an ſteht, die Benennung eines ungeheuern Syſtems erhalten. Vielleicht hat jedoch der Vf. hier eigenthümliche Gegner, die ihm ſeine Geltung laſſen, vor Augen gehabt. — Eine ziemlich befremdende Lücke darf man es wohl nennen, dafs bey der Rechtfertigung des Purismus der chriſtlichen Sittenlehre, ſo viel Rec. hat finden können, auf den Einwurf, dafs von Chriſto und den Apoſteln nicht ſelten eudämoni-

monistische Antriebe zur Erfüllung der empfohlenen Pflichten gebraucht werden, (Matth. 5, 5. 11. 12. 7, 1. vergl. Luc. 6, 37. Luc. 16, und mehrere apostolische Stellen) und dass vornehmlich die Hinsicht auf eine ewige Glückseligkeit in der Sittenlehre des Christenthumes eine so bedeutende Rolle spielt, so wenig Rücksicht genommen ist. Rec. glaubt allerdings, dass sich auch diesen Einwürfen begegnen lasse, und behält sich noch vor, über den Weg, auf welchem dies zu versuchen wäre, einen Wink zu ertheilen, hätte aber doch gewünscht, dass dieser Punkt vom Vf. nicht so ganz mit Stillschweigen übergangen wäre. Auch dürfte man ungern einige Rücksicht auf die neuerlich mit viel Gewicht rege gewordenen historischen Auslegungs-Versuche des N. T., wodurch sich vornehmlich *J. C. E. Schmidt* in Giessen verdient macht, in einer Würdigung der christlichen Sittenlehre vermissen. — Sehr gut ausgeführt ist das, was der Vf. in dem dritten Versuche über den Begriff des moralisch-religiösen Glaubens, und über die Gründe dazu, wie nicht minder über die Bedeutung dieses Wortes in dem Christenthume sagt, auch aller Aufmerksamkeit würdig, obgleich wohl nicht genug erschöpfend, was er über Offenbarung als allgemeines und fortdauerndes Erziehungsbedürfniss der Menschheit beybringt; zur wirklichen Ausübung des Guten nämlich, zur Befestigung eines empirisch guten Charakters und zur Annäherung der Menschheit an das Ideal der Heiligkeit, von dieser Seite sey nicht blos Achtung, sondern (nach Kants Erinnerung in der Abhandlung über das Ende aller Dinge) auch Liebe des Guten unentbehrlich, und diese müsse in einem solchen äusserlichen Hülfsmittel, dergleichen eine Offenbarung seyn würde, ihre Unterstützung finden. Ob hier nicht noch manche Bedenklichkeiten übrig bleiben möchten, will Rec. unentschieden lassen, ob es gleich sehr seinen Beyfall hat, dass Offenbarung nicht blos als temporäres Hülfsmittel der gänzlich gesunkenen Moralität angesehen wird. Ihm scheint noch dieses Moment Beherzigung zu verdienen, dass Religion (der Gesinnung nach) schwerlich ohne Cultus, eine unsichtbare Kirche Gottes schwerlich ohne eine sichtbare dürfte existiren, Einigung der Menschen zu diesem Behufe ohne positive Constitution, und da es eine freye Gewissens-Angelegenheit gilt, in welcher kein Mensch von der Autorität der andern abhängen darf, ohne Glauben an eine höhere göttliche Sanction nicht füglich möchte gedacht werden können, welche Ideen weiter auszuführen übrigens hier der Ort nicht ist. Der achtungswürdige Vf. sagt am Schlusse der Vorrede, dieser Versuch enthalte blos die allgemeinen Grundsätze, welche bey einer vollständigen Vergleichung der christlichen Moral mit der Sittenlehre der Vernunft vorausgesetzt werden müssen; der übrige Theil, welcher eine Darstellung des Geistes der christlichen Religion enthielte, würde nur eine Anwendung dieser allgemeinen Grundsätze auf die besondern Vorschriften der christlichen Sittenlehre fodern; ob er diese ihm sehr interessante Arbeit noch liefern werde, hänge von dem Urtheil über die gegenwärtige und von günstigen Umständen seiner Lage ab. Eben auf diesem Felde ist vielleicht noch die reichste Aernte übrig. Den moralischen Geist des Christenthums nicht nur aus einzelnen praktischen Vorschriften desselben, sondern aus dem Zusammenhange dieser untereinander, aus den Umständen, unter denen diese Vorschriften gegeben wurden, und aus den gesammten moralischen und religiösen Verhältnissen, worin wir uns durch das Christenthum versetzt sehen, rein aufzufassen und lebendig darzustellen, das ist wohl der Hauptpunkt, von dem man es anzugreifen hat, wenn man zeigen will, ob die Foderungen, die dort an die Gesinnungen und das Verhalten des Menschen gethan werden, mit dem allgemeinen Ideale menschlicher Rechtschaffenheit und Frömmigkeit übereinstimmen. Vor dieser Prüfung hat sich nach Rec. ganzer Ueberzeugung das Christenthum nicht zu fürchten, und dieses Geschäft, welches zugleich die Mittel an die Hand giebt, einzelne Aeufserungen in der Schrift, bey denen sich Bedenklichkeiten finden, gehörig zu würdigen und vor Misdeutungen zu sichern, ist es, wozu man dem Vf. mit Recht alle erfoderliche Aufmunterung und Musse wünschen darf.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

STUTTGART, b. Löflund: *Versuch eines Unterrichts in den Waffenübungen für die leichten Infanterie-Compagnien und die Bataillonsschützen,* von *Karl Scheidemantel*, Herz. Wirtemberg. Jägerlieutenant. 1800. LVI. u. 127 S. 8. m. 2 Kpfrt. (16 gr.)

Obgleich der *kleine Krieg* keinesweges zu den noch unbearbeiteten Feldern der militärischen Literatur gehöret: so beschäftigen sich doch die dahin gehörenden Werke theils ausschliefsend mit der leichten Kavallerie, theils blos mit dem Felddienst der leichten Truppen. Es war daher keine undankbare Mühe des Vf., hier in Form eines Reglements Vorschläge über die Formirung, Bekleidung, Ausrüstung und das Exerciren der leichten Infanterie zu geben. Anstatt der Halbkamaschen S. XXXIX. würde Rec. die leichte Infanterie lieber Halbstiefeln tragen lassen, die doch in Schnee und Koth den Fuss besser verwahren. Die Einrichtung des Ladestockes mit einem Würbelgewinde S. L. ist allerdings bey der Kavallerie nützlich, indem sie das Einbringen des Ladestockes in den Lauf erleichtert; bey der Infanterie hingegen ist diese Vorrichtung überflüssig und selbst der Geschwindigkeit des Ladens nachtheilig, wie deshalb angestellte Versuche Rec. gelehrt haben.

Der Unterricht in den Handgriffen ist gut und zweckmäfsig, doch ohne näheres Detail, weil dies sich bey jeder Armee abändert. Das Laden ist zwar auf dem rechten Knie liegend etwas beschwerlicher, als auf dem linken; S. 44. jedoch wird man in der letztern Stellung nie so gut und richtig zielen können,

nen, als im andern Falle, wo ſich bey gehöriger Uebung das Laden ebenfalls ohne groſse Schwierigkeit bewerkſtelligen läſst. In Abſicht der Vertheidigung gegen Reuterey bemerkt der Vf. ſehr richtig: daſs man wenig aber gut ſchieſsen müſſe. Rec. fügt noch hinzu: daſs nur dann die Pferde umkehren, wenn ihnen das Feuer der Gewehre ſelbſt entgegenſchlägt; daſs aber ein ſelbſt ſchwer verwundetes Pferd, demungeachtet den *Choc* mit macht, und einzubrechen im Stande iſt. Ein Infanterie-Peloton hatte anſtatt der Kugeln Sand in die Gewehre geladen, den es der Kavallerie auf ungefähr 50 Schritt entgegenſchoſs. Die Pferde kehrten auf der Stelle um, und waren durchaus nicht wieder herum zu bringen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Breslau*, b. Graſſes Erben u. Barth: *Ueber die Mainotten, die vermeyntlichen Abkömmlinge der alten Spartaner.* Zur Ankündigung — der — öffentlichen Prüfung — im Magdaleniſchen Realgymnaſium, von *Johann Caſpar Friedrich Manſo*, Rector und Prof. 1801. 24 S. 8. Der Vf. wurde bey ſeinen Forſchungen über das ehemalige Lakonika, welche das Publicum ihm zum Theil ſchon verdankt, zum Theil nächſtens verdanken wird, auch auf die *Mainotten* geleitet, welche man für Abkömmlinge der berühmten Spartaner hält. Weil er anfangs vorzüglich nur *Pauws* Nachrichten darüber (*Recherch. philoſoph.* etc. To. II. p. 415.) kannte: ſo glaubte er, wegen der bekannten Unzuverläſſigkeit dieſes Schriftſtellers, dieſe in ſeinem Werk über Sparta nicht beſonders beachten zu dürfen. Nachher aber fand er mehrere und merkwürdigere Nachrichten, die er in gegenwärtiger Schrift zuſammenſtellt, und einer ſcharfſinnigen, lehrreichen Prüfung unterwirft. An der Spitze ſtehen die Angaben, welche der berühmte Entdecker des Helminthochortons, *Dimo Stephanopoli*, lieferte, ein in Corſica wohnhafter Abkömmling der Mainottiſchen Colonie, welcher von Bonaparte beordert wurde, nach Albanien und Morea zu gehen, um die dortigen Griechen für die Sache der Freyheit und Unabhängigkeit zu gewinnen. Es erſchien, zu Folge dieſes Auftrags, die ſehr intereſſante *Voyage de Dimo et Nicolo Stephanopoli en Gréce pendant les années V et VI.* (1797. 1798.) *d'après deux miſſions, dont l'une du Gouvernement Français* etc. (London, vielmehr Paris 1800. Tom. III. 8.), worin der Vf. der Geſchichte und den Sitten der Mainotten mehr, als die Hälfte des Werkes, gewidmet hat. Sodann theilt Hr. *M.* eine der früheſten und beſtimmteſten Nachrichten über die Mainotten mit, welche ſich in einer Beſchreibung von Morea findet, die im J. 1697, alſo während des Kriegs, in welchem Venedig das gedachte Land den Türken, nach einem anhaltenden und blutigen Kampfe, wieder entriſs, zu Frankfurt in drey Theilen herauskam. Dieſer Nachricht fügt er den Bericht des Engländers *Wheler* (*Voyage de Dalmatie, de Gréce et du Levant*, 1723. 8.) hinzu, der die Levante im J. 1675. bereiſete, und, ob er gleich Maina ſelbſt nicht beſuchte, doch über die Bergbewohner des Landes Erkundigungen einzog. Zuletzt folgen die Nachrichten, welche ein anderer glaubwürdiger Schriftſteller, der ſelber in Corſica gelebt und mit den angeſehenſten Männern des Landes in Verbindung geſtanden, *Jacob Boswell* (*Account of Corſica, Journal of a Tour to that Island. Glasgow* 1768. 8.) über die Auswanderung der Mainotten nach Corſica gegeben; ferner ein kurzer Auszug aus *Choiſeul Gouffier's* bekannter Reiſe durch Griechenland, die gemeinſamen Unternehmungen der Ruſſen und Mainotten gegen die Türken im J. 1770. betreffend; endlich die neueſten und wichtigſten Zeugniſſe, welche *St. Sauveur*, ehemaliger franzöſiſcher Conſul und Reſident auf Corfu und Zante in ſeiner *Voyage hiſtorique, litéraire et pittoresque dans les iſles et poſſeſſions cidevant Vénitiennes du Levant* (Paris, An. VIII.) über die Mainotten bekannt gemacht hat. — Die Reſultate, welche Hr. *M.* mit gewohnter kritiſcher Genauigkeit aus dieſen Nachrichten herleitet, ſind folgende: I. Alles Geſchichtliche, was Stephanopoli über die Mainotten beybringt, wird auch von andern Schriftſtellern erwähnt, aber es ſtimmt mit keinem derſelben zuſammen. Dieſe Abweichungen, ſo wie der Charakter eines partheyiſchen und beſchönigenden Erzählers, welcher ſich überall in Stephanopoli's Darſtellung ausdrückt, laſſen mit Recht vermuthen, daſs alles, was er von der Bravheit, Redlichkeit und patriarchaliſchen Lebensart dieſes Volks zu rühmen weiſs, ebenfalls erdichtet, oder doch äuſserſt entſtellt ſey; zumal da er, in dem an Bonaparte erſtatteten Bericht, von allen dieſen glänzenden Eigenſchaften in einem überaus beſcheidenen Tone ſpricht, und ſogar aufrichtig bekennt, daſs die wahren Schutzwehren der Mainotten, wenn ſie von den Türken angefallen werden, Höhlen und Berge ſind. Nur *Boswells* Zeugniſs begünſtiget die Schilderung des Franzoſen. Was dieſer von dem in Corſica angeſiedelten Haufen der Mainotten meldet, wirft allerdings ein vortheilhaftes Licht auf das ganze Volk. Indeſs kennen wir doch die Geſchichte jener Colonie zu wenig, um uns eine richtige Idee von dem Grade der Cultur zu bilden, nicht zu gedenken, daſs die Mainotten die ebenfalls rohen Corſen, noch in manchen andern Stücken, als in Fleiſs und Ackerbau übertreffen, und dennoch zu den ungebildeten Völkern gehören können. — II. Aus allen Nachrichten jener Schriftſteller geht nicht einmal mit einiger Wahrſcheinlichkeit, geſchweige denn mit Gewiſsheit, hervor, daſs die Mainotten Abkömmlinge der Spartaner, oder, wie *Pauw* will, der ſpartaniſchen Periöken ſind. Die einzige Aehnlichkeit zwiſchen ihnen und jenem ausgearteten Volke beſteht in ihrer ausgezeichneten Tapferkeit: allein dieſe Eigenſchaft ſcheint ſich weit leichter aus ihrer politiſchen Lage, aus der harten Nothwendigkeit, ſich zu vertheidigen, aus ihren rohen Sitten und aus der Natur des Berglandes, das ſie bewohnen, als aus der Abſtammung von tapfern Vorältern, herleiten zu laſſen. Denſelben Ruhm der Tapferkeit behaupteten einſt die Schweizer, und behaupten noch heut zu Tage die Corſen; und niemand bedarf ihrer Herkunft, um zu erklären, warum ſie ſo tapfer ſind. Aus demſelben Geſichtspunkte ſah auch der erfahrne Major von *Warnery* (*Remarques ſur le Militaire des Turcs et des Ruſſes. Breſl.* 1771. p. 161.) die Sache an.

Da dieſe Schrift, als ein Schulprogramm, nicht durch den Buchhandel im Umlauf gekommen iſt: ſo hoffen wir durch eine etwas ausführlichere Anzeige derſelben den Beſitzern von Hn. *Manſo's Sparta* einen angenehmen Dienſt zu erzeigen. Vielleicht aber, — und gewiſs iſt dieſs der Wunſch der meiſten Leſer, — daſs der würdige Vf. ſich entſchlieſst, in dem letzten Bande ſeines trefflichen Werkes die ganze Schrift, als Beylage, durch einen neuen Abdruck bekannter und gemeinnütziger zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. März 1802.

GOTTESGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Magazin für christliche Dogmatik und Moral*, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion. Herausgegeben von D. *Joh. Friedr. Flatt*, Prof. d. Theol. in Tübingen. *Siebentes St.* 1801. 243 S. gr. 8. (20 gr.)

Nr. 1. *Ueber die a priori und a posteriori aufgestellten Principien der Beurtheilung, was in der christlichen Religionsurkunde locale und temporelle oder allgemeingültige Lehre sey?* Aus dem Standpunkt des Offenbarungsgläubigen von *W. T. Lang*. Unter dem Offenbarungsgläubigen versteht der Vf. den, der eine unmittelbare göttliche Mittheilung der christlichen Religionslehre glaubt. Das Locale und Temporäre in dieser kann auf eine zweyfache Weise dem Allgemeingültigen entgegengesetzt werden. Es kann 1) eine *wahre*, aber nicht für alle Christen zu allen Zeiten verbindliche oder anwendbare Lehre, oder auch die Hülle, Einkleidung, Vorstellungsart allgemeingültiger Lehren nach den zu den Zeiten Jesu und der Apostel herrschenden Volksbegriffen heissen. In diesem Sinne kann und soll der Offenbarungsgläubige es annehmen. Zur Erkennung desselben dient das Princip: jede Lehre, die eine Verheissung solcher Wirkungen, welche von keinem Gläubigen mehr hervorgebracht werden können, und jede, die als allgemeingültige Lehre genommen, andern ungezweifelt allgemeingültigen Lehren widerspricht, ist blosse Introductionslehre. Aber man kann 2) unter den localen und temporären Lehren auch *irrige* verstehen. In diesem Sinne kann der Offenbarungsgläubige keine annehmen. Aus dem Princip, dass eine der Vernunft widersprechende Lehre nicht geoffenbart seyn könne, folgert er, dass keine solchen Lehren in der christlichen Religionslehre enthalten seyn können, weil sie eine geoffenbarte Religion ist, es müsste denn erwiesen werden, dass die Introduction religiöser Wahrheiten einzig durch gewisse irrige Lehren möglich gewesen sey. Aber das hält er für schlechterdings unerweislich. Könnte er es aber auch zugeben, so müssten doch sichere Principien zur Beurtheilung des Wahren und des Irrigen aufgestellt werden. Solche hat man nun *a priori* und *a posteriori* aufzustellen gesucht. *A priori* behauptete man aus dem Begriffe von Religion überhaupt: Was innerhalb der Gränzen der praktischen Vernunft liegt oder nicht liegt, ist allgemeingültige oder locale und temporäre Lehre; aber man kann nicht einräumen, dass in der Religion keine andere, als Sätze der praktischen Vernunft gültig seyen. *A posteriori* war man nicht so glücklich, ein höchstes Princip aufzufinden; man musste sich begnügen, eine Sammlung von Regeln zu geben. Aber diese Regeln stützen sich sämmtlich auf das *a priori* aufgestellte und bereits widersprochene Princip. Lässt man sich dennoch auf die Prüfung der einzelnen Regeln ein: so findet man, dass sie bald zu weit, bald zu eng sind, bald selbst die unbezweifelt allgemeingültigen Lehren des Christenthums zerstören. Der Vf. beweist das durch eine ausführliche, aber hier noch nicht zu Ende gebrachte, Prüfung der (S. 23. verzeichneten) Regeln.

Die ganze Abhandlung ist sehr schätzbar. Die Prüfung der einzelnen Regeln, und ihrer Anwendung auf einzelne Lehren ist mit vorzüglichem Scharfsinn ausgeführt; die Untersuchung, z. B. ob die Auferstehungslehre als eine blosse Einkleidung der Unsterblichkeitslehre betrachtet werden könne, verdient in aller Hinsicht musterhaft genannt zu werden. Andere Erörterungen, besonders die der Behauptung, dass die Religion nur Sätze der praktischen Vernunft enthalten könne, sind wenigstens scharfsinnig, und enthalten viel Wahres, wenn sie gleich nicht tief genug in die letzten Entscheidungsgründe eindringen. Aber das ist befremdend, dass der würdige Vf. auf die Vorstellung derer gar keine Rücksicht nimmt, die zwar sehr bereit sind, auch diejenigen Lehren, über deren Wahrheit oder Unwahrheit die Vernunft nicht entscheiden kann, z. B. von der Auferstehung, von den Engeln, als wahre Lehren anzunehmen, wenn es gewiss ist, dass sie von Jesu als allgemeingültige Lehren vorgetragen seyen, die aber zugleich behaupten, dass, der eigentlichen Offenbarung der christlichen Lehre unbeschadet, Jesus und die Apostel sich in dem Vortrage derselben nach Volksmeynungen haben accommodiren, (und dass die Apostel auch haben irren) können, und die deswegen Kriterien der Accommodation aufzustellen bemüht sind, und, bey der zugestandenen Unzulänglichkeit derselben in mehreren Fällen, darzuthun suchen, dass, und wie man sich über die daraus entstehende Ungewissheit beruhigen könne. Diese Unterlassung ist aber nicht der vorliegenden eigen; in dem ganzen Magazin sucht man bis jetzt eine prüfende Hinsicht auf diese Vorstellung vergebens, und der Rec. wünschte, durch seine Erinnerung die Ausfüllung dieser Lücke bewirken zu können.

Nr. 2. *Storr über Joh.* 13, 20. Hr. KR. *Lang* hat in dem 4. B. des *Gablerschen theologischen Journals* geurtheilt, dass dieser Vers mit dem, was vorhergeht und nachfolgt, nicht in Verbindung gebracht wer-

werden könne, und alſo auch nicht an ſeiner rechten Stelle ſtehe, ſondern entweder von Johannes ſelbſt, oder von einem Abſchreiber unpaſſend hier eingeſchoben worden ſey. Wenn man aber bedenkt, daſs für eine Einſchaltung von einem Abſchreiber nicht eine kritiſche Autorität aufzufinden iſt, und daſs Johannes (wie Hr. D. *Gabler* S. 133. N. ſehr richtig bemerkt) dieſen Ausſpruch Jeſu, wenn er ihn hierher ſetzte, auch im Zuſammenhang mit den vorhergehenden und nachfolgenden gedacht haben muſs: ſo kann man ſich der Bemühung nicht entheben, der verdeckten Verbindung der zuſammengeſtellten Ausſprüche nachzuſpüren. Hr. D. *Gabler* hat am angeführten Orte ſelbſt einen ſolchen Verſuch gemacht, und Hr. O. H. Pr. *Storr* liefert hier einen neuen, in welchem der Rec. ſeine eigene Anſicht wieder gefunden hat. Man muſs ſich bey den Reden Jeſu vom 10. V. an in die Stelle der Apoſtel verſetzen, und überlegen, welchen Eindruck die auffallenden Worte V. 10. und 18. auf ſie machen konnten, die bisher zuverſichtlich hatten glauben müſſen, daſs ſie alle in den Geſinnungen gegen Jeſum übereinſtimmten. Den Johannes konnte beſonders, bey ſeinen hohen Begriffen von der Würde des Herrn, der Gedanke beunruhigen, daſs Jeſus ſich in der Wahl ſeiner Vertrauten habe irren können. Wahrſcheinlich ſchaltete er deswegen gleich im 11. V. die Erklärung ein, daſs Jeſus ſeinen Verräther gekannt habe, was ſich doch aus V. 26. ohnehin von ſelbſt ergiebt. Mit dieſem Skrupel verband ſich ſehr natürlich die Bedenklichkeit, ob ſie ſelbſt ſich auf die ihnen von Jeſu früher gegebenen Verheiſsungen verlaſſen könnten. Auf dieſe Gedanken beziehen ſich nun wohl die Aeuſserungen Jeſu: (V. 18.) „Ich habe euch ausgewählt, nicht ohne euch zu kennen; daſs ich den Unwürdigen mitgewählt habe, iſt dem Willen Gottes gemäſs geſchehen, (ἵνα ἡ γραφὴ πληρωθῇ, wie auch VI, 12.); (V. 19.) ich mache es euch alſo jetzt bekannt, damit ihr nicht in eurem Glauben an mich irre werdet; (V. 20.) alle meine Verheiſsungen in Beziehung auf euer Apoſtelamt (Matth. 10, 40.) werden pünktlich in Erfüllung gehn.“ Die Worte, ὅτι ἐγω εἰμι V. 19. erklärt Hr. *St.* durch die Verweiſung auf ſein Werk über den Zweck der evangeliſchen Geſchichte und der Briefe Joh. (S. 204. ff.), ſo: „daſs ich Gott bin“ (כי אני אני הוא Deut. 32, 39. LXX. ὅτι ἐγω εἰμι). [Daſs Johannes ſie ſo verſtanden habe, daſs Jeſus ſie ſo habe verſtanden wiſſen wollen, das können wir durchaus nicht glaublich finden. Der Rec. verſteht ſie hier und 8, 24. 28. noch immer ſo: „daſs ihr mich *für das* erkennen ſollet, *was* ich bin“ ὁ, τι τατο ὁ, vergl. Joh. 2. 5.]

Nr. 3. *Bemerkungen über die von unſerm Wohlſeyn hergenommenen Beweggründe, die in den Reden Jeſu enthalten ſind*, von *J. F. Flatt*. Der Vf. bemerkt zuerſt in dieſer überaus wichtigen Abhandlung, welche eine weitere Ausführung der 2. Abh. in ſeinen *Beyträgen zur chriſtlichen Dogmatik und Moral* (Tüb. 1792.) enthält, daſs die Hinweiſungen auf die künftige Seligkeit und auf unſer geiſtiges Wohlſeyn in dieſem Leben (in ſo fern in den Reden Jeſu das Streben nach ihnen geboten wird) betrachtet werden können als Auffoderungen, der rein moraliſchen Triebfeder durch das Mitwirken zu dieſen Zwecken Gottes zu folgen; und daſs eben dieſe Güter (in ſo fern ſie von Jeſus zugeſagt werden) betrachtet werden können als die Bedingung, unter welcher es uns möglich wird, das Sittengeſetz als unbedingt verpflichtend für uns anzuerkennen, und als Mittel, die pflichtmäſsige Verehrung Gottes in uns zu erhalten; und daſs auch die Zuſicherungen eines äuſsern irrdiſchen Wohlſeyns als ſolche Mittel angeſehen werden können. Aber die Verheiſsungen des Wohlſeyns können auch als ſinnliche *Beweggründe* gedacht werden, und man kann daher mit Recht fragen, ob ſie nach der Abſicht Jeſu auf ſolche Art gebraucht werden ſollen. Allerdings ſollen ſie das nach den Grundſätzen der Lehre Jeſu. Freylich würde die Vernunft dieſes misbilligen müſſen, wenn durch dieſe Begünſtigung des Naturtriebs ſeine Befriedigung zum höchſten Zwecke des Handelns gemacht würde, aber dazu wird ſie durch die Grundſätze der Sittenlehre Jeſu keineswegs gemacht. Es möchte zwar ſcheinen, als ob Jeſus durch die Parabel von den Arbeitern im Weinberge (Matth. 20.) den ſinnlichen Gebrauch der eudämoniſtiſchen Beweggründe ſogar für unzuläſſig erklärt hätte; aber in dieſer liegen nur die zwey Hauptſätze: 1) Man darf darauf, daſs man länger und beſchwerlicher, als andere, für die Zwecke Gottes arbeitet, keinen Anſpruch auf gröſsere Belohnung gründen. 2) Auf eine recht edle Geſinnung (ἐκλεκτοι) bey dem Arbeiten für die Abſichten Gottes kommt es hauptſächlich an, um von ihm einer vorzüglichen Belohnung gewürdigt zu werden. (Nach dem Bedünken des Rec. liegt in ihr der einzige Hauptſatz: diejenigen, welche von Gott gewürdigt werden zur Ausbreitung ſeines Reiches etwas Groſses zu wirken, ἐκλεκτοι (vergl. ἐις ἐξελεξαμην Joh. 13, 18.) haben keinen Anſpruch auf gröſsere Belohnung, als diejenigen, welche bey gleicher Treue, nicht ſo viel wirken konnten.) In vielen Stellen ermuntert Jeſus die Seinigen unverkennbar durch Glückſeligkeitsverheiſsungen zum Gehorſam gegen Gottes Gebote. Und dieſe Ermahnungen waren nicht etwa bloſs für die Zeitgenoſſen Jeſu berechnet, deren Bedürfniſſe in dieſer Beziehung nichts Unterſcheidendes von den allgemeinen hatten. Eben ſo wenig läſst ſich behaupten, daſs nur die Anfänger in der chriſtlichen Tugend die Benutzung der ſinnlichen Triebfeder nöthig hätten, daſs bey der vollkommenſten menſchlichen Tugend die Achtung gegen das Geſetz einzig und allein den Willen beſtimmen müſſe. Es würde vielmehr bey der Wegwerfung der ſinnlichen Triebfeder die Verbindung der *Liebe* zum Guten mit der Achtung des Geſetzes, es würde die moraliſch-pathologiſche Liebe gegen Gott und Jeſum, die das eigentliche Princip der *Neigung* zur Befolgung der Gebote bey den Chriſten ſeyn ſoll, nicht möglich ſeyn. Der Gebrauch der ſinnlichen Triebfeder kann eine Folge und Aeuſserung der pflichtmäſsigen Geſinnung ſeyn, und durch

ſie

ſie beſtimmt werden; und daſs der Menſch einer ſolchen Vollkommenheit, bey welcher ihm die Hülfe der ſinnlichen Beweggründe durchaus entbehrlich würde, fähig ſey, iſt ganz unerweislich. Mit gleichem Rechte könnte man ſchlieſsen: Je mehr Antheil unſere Selbſtthätigkeit an unſerer Erkenntniſs hat, deſto gröſser iſt der Werth unſerer Erkenntniſs; alſo dürfen nur die Anfänger äuſsere Hülfsmittel zur Erkenntniſs benutzen. Gewiſs würde auch die Verſchmähung der ſinnlichen Triebfeder manche Verletzungen und Verſäumniſſe der Pflichten verurſachen, würde unvermerkt der reinen moraliſchen Triebfeder die Triebfeder einer ſtolzen Selbſtgefälligkeit unterſchieben, oder ſonſt durch den Wahn von einer eingebildeten Vollkommenheit eine Selbſttäuſchung, oder auch das Gefühl des Unvermögens hervorbringen, die idealiſche Gröſse, der man nachſtrebt, zu erreichen, eine niederſchlagende Kleinmüthigkeit, oder gar eine leichtſinnige Verwerfung des Unmöglichkeiten fodernden Sittengeſetzes, veranlaſſen; man würde nur emporzuſteigen verſuchen, um deſto tiefer zu fallen.

Nr. 4. *Bemerkungen über den Verſuch das Chriſtenthum aus dem Eſſaismus abzuleiten*, von *M. Bengel*. Die Aehnlichkeiten zwiſchen dem Eſſäismus und dem Chriſtenthum, welche ſchon längſt bemerkt worden ſind, haben zu der Hypotheſe Anlaſs gegeben, daſs Jeſus ſeine Lehre aus der Eſſeniſchen Schule geſchöpft habe, daſs er als Knabe in dem Inſtitut der Eſſener erzogen, unterrichtet, gebildet, zum Jüngling herangewachſen, und von dem Orden zur Bewirkung einer groſsen moraliſchen Revolution ausgeſandt worden ſey; welches ſelbſt der bedachtſame Forſcher, Hr. D. *Stäudlin* im 1. B. ſeiner trefflichen Geſchichte der chriſtlichen Sittenlehre annimmt, und zu erweiſen ſucht. Die Widerlegung dieſer Hypotheſe iſt die Abſicht der vorliegenden Bemerkungen. Der Vf. unterſucht zuerſt ihre innere Wahrſcheinlichkeit. Er vergleicht die allgemeine Organiſation der Eſſeniſchen Secte und der erſten chriſtlichen Kirche, dann die moraliſchen Grundſätze und einzelnen Gebote, und die Religionsgebräuche des Eſſäismus und des Chriſtenthums, und zeigt die Verſchiedenheiten zwiſchen beiden, und die Erklärbarkeit der Aehnlichkeiten ohne die Hülfe jener Hypotheſe. Hierauf geht er zur Unterſuchung der äuſsern Wahrſcheinlichkeitsgründe über, und bemerkt, daſs die Hypotheſe mit dem, was Jeſus ſelbſt von dem Urſprung ſeiner Lehre behauptet, (er habe ſie allein von Gott), auf keine Weiſe zu vereinigen iſt, und daſs weder die Evangelien, noch die Geſchichte und Briefe der Apoſtel irgend ein hiſtoriſches Datum enthalten, welches auf eine ſolche Verbindung Jeſu mit den Eſſenern hinwieſe, und daſs auch in keinem der ältern Kirchenſchriftſteller ſich ein hiſtoriſcher Wink darüber findet. (Unſers Bedünkens iſt durch dieſen überaus ſchätzbaren Aufſatz die Unſtatthaftigkeit dieſer Hypotheſe entſchieden; und wir würden bedauern, daſs ſeine Reichhaltigkeit einen detaillirten Auszug unmöglich gemacht hat, wenn wir nicht darauf rechneten, daſs doch jeder, der über dieſen Gegenſtand gründlich urtheilen will, ſich dem eigenen prüfenden Studium der Abhandlung unterziehen werde.)

Nr. 5. *Einige Bemerkungen in Beziehung auf die Frage: ob Jeſus ſeine Auferſtehung beſtimmt vorhergeſagt habe?* Von *Süskind*. Der Vf. zeigt, daſs die Vorherſagungen Jeſu Joh. 14, 18—20. und 16, 16. 19. ff. nur auf eine ſehr harte und geſuchte Weiſe von dem *Aufleben ſeiner Lehre* verſtanden werden können, da hingegen die Erklärung vom Wiederſehn nach ſeiner Auferſtehung durchaus leicht und natürlich iſt; daſs aber noch weit weniger die zahlreichen Stellen, nach welchen Jeſus ſchon früher ſeine Auferſtehung am dritten Tage, und in unmittelbarer Verbindung mit ſeinem phyſiſchen Tode, vorausgeſagt hat, und am allerwenigſten die Verſicherung der erfolgten Auferſtehung unter ausdrücklicher Berufung auf die Vorherſagung Jeſu (Matth. 28, 6. Luc. 24, 6. 7.), von einer moraliſchen Auferſtehung ſeiner Lehre von dem Siege, den ſie, aller Verfolgungen und Hinderniſſe ungeachtet, in kurzer Zeit erhalten werde, erklärt werden können, da es äuſserſt unwahrſcheinlich iſt, daſs ανεστηναι εκ νεκρων, von einer verſtorbenen *Perſon* geſagt, und im profaiſchen Stil, die Erhaltung und den Sieg der von dieſer Perſon vorgetragenen *Lehre* bezeichnen ſollte. Solcher Ausdrücke muſs ſich aber Jeſus wirklich bedient haben, wenn nicht ſeine Jünger eine abſichtliche unredliche Verfälſchung ſich erlaubt haben ſollen, da es ganz unmöglich iſt, daſs ſie andere Ausdrücke, durch eine erſt nach der Auferſtehung Jeſu entſtandene Selbſttäuſchung, für gleichbedeutend mit dieſer dafür ſubſtituirten gehalten haben könnten; denn ſie erinnerten ſich ja ſchon vor der Erfahrung derſelben ihrer Vorausſagung von Jeſu (Luc. 24, 21.), nur aber fanden ſie dieſelbe noch unglaublich, ſo wie ſie ſich ſogleich als ſie Jeſum bey der Vorausſagung ſeines Todes zugleich ſeine Auferſtehung vorausſagen hörten, nicht darein hatten finden können (Marc. 9, 10. 32. Luc. 18, 34. Matth. 16, 21. ff.). [Schwerlich läſst ſich nach dem hier ausgeführten Beweiſe etwas Erhebliches gegen die beſtimmte Vorherverkündigung der Auferſtehung Jeſu aufbringen, ſo ſchwer es auch werden mag, ſie mit gewiſſen Anſichten der Geſchichte Jeſu, die man nicht aufgeben, und mit einer gewiſſen Achtung gegen die Evangeliſten, von der man ſich nicht diſpenſiren zu können glaubt, zu vereinigen.]

Nr. 6. *C. C. Flatt über den Kanon des Euſebius.* Der Vf. beantwortet in dieſer Abhandlung, deren Fortſetzung verſprochen wird, zwey Fragen mit Scharfſinn und Genauigkeit. 1) Theilt Euſebius die in ſeinem Kanon aufgeführten Schriften in 3 oder in 4 Claſſen? Er entſcheidet, in 3, in ομολογουμενα, αντιλεγομενα oder νοθα, und αποκρυφα. [Der Rec. pflichtet dem Vf. bey, ungeachtet er lang geneigter war, die αντιλεγομενα und νοθα für 2 Unterabtheilungen der 2 Claſſe anzuſehen. Das και in der Stelle: εν τοις νοθοις κατατεταχθω και etc., und die Eintheilung in H. E. 3, 3. aus welcher die 3, 25. zu erklären iſt, ſcheinen allerdings entſcheidend, zumal da das kanoniſche Anſehen der αντιλεγομενων eben aus dem Grunde

de beſtritten wurde, weil man ſie für νοθα, nicht γνησια, nicht von den angegebenen Verfaſſern herrührend, hielt. So wurde der Brief an die Hebräer von der römiſchen (lateiniſchen) Kirche, und von einigen, die ihr beyſtimmten, nicht angenommen, weil man glaubte, er ſey nicht von Paulus (H. E. 3, 3.), wofür man den Umſtand, daſs der Vf. ſich nicht genannt hat, als einen Beweis anſah (ſ. H. E. 6, 13. und 25.). Der nämliche Grund verhinderte die allgemeine Annahme des 2. und 3. Briefs Joh. (3, 25. 6, 23., auch 7, 25. Φερομεναι ιωαννου)]. 2) Was haben die Ausdrücke ὁμολογουμενα, αντιλεγομενα, und νοθα für eine Bedeutung? Ὁμολογουμενα γραμματα heiſsen ſolche Schriften, die als *neuteſtamentlich* allgemein angenommen ſind, und daher auch H. E. 3, 3. und 25. ενδιαθηκα heiſsen. Für ſolche wurden alle die anerkannt, welche von einem Apoſtel geſchrieben ſind, oder an denen ein Apoſtel Antheil hatte; daher mag der erſte Brief des *Clemens Romanus* an die Corinthier nicht unter die ενδιαθηκα gezählt worden ſeyn, ob er gleich in Hinſicht auf ſeine *Aechtheit* ein ὁμολογουμενον war, welche Benennung 3, 16. und 38. vgl. mit 3, 25. ſich nicht auf die Kanonicität beziehen kann, wiewohl einige wenige ihn zu dem Kanon des N. T. gezählt haben müſſen, weil ihn doch Euſebius 6, 13. unter andern αντιλεγομενοις anführt. Aber warum wurde der Brief des *Barnabas* und der Hirt des *Hermas* von denen, welche ſie für ächt hielten, unter die neuteſtamentlichen Bücher geſetzt? Mit Gewiſsheit läſst ſich das wohl nicht beantworten; ihr Gebrauch in manchen Kirchen kann der Grund nicht geweſen ſeyn, das beweiſt die Ausſchlieſsung des erſten Briefs des römiſchen Clemens: aber einer Prüfung wenigſtens mag die Vermuthung werth ſeyn, daſs der Brief des Barnabas darum für neuteſtamentlich angeſehen wurde, weil Barnabas, wie Marcus und Lucas, allgemein für einen der 70 Jünger gehalten ward (ein Hermas und Clemens ſtehen freylich auch in den willkürlich erdichteten Verzeichniſſen der 70 Jünger, aber daſs ſie ſchon in den Zeiten, die hier in Betrachtung kommen, dafür gegolten hätten, folgt daraus nicht); und der Hirt des Hermas vielleicht darum, weil er angeblich Offenbarungen enthielt; [dafür ſcheint einigermaſsen zu ſprechen Origenes περι αρχων 4, 11. p. 168. *ed. de la Rue* T. 1.]. Αντιλεγομενα heiſsen diejenigen, deren Recht, eine Stelle im N. T. einzunehmen, beſtritten, νοθα ſolche, deren neuteſtamentliche Aechtheit verdächtig iſt. [Wir begreifen nicht, wie der Vf. nach dem Reſultate ſeiner Unterſuchung über die erſte Frage dennoch einen Unterſchied zwiſchen den αντιλεγομενοις und νοθοις machen kann; nach jenem Reſultate verhalten ſich dieſe Benennungen (ſagt er ſelbſt S. 243.) wie Grund und Folge, die αντιλεγομενα waren eben deswegen αντιλεγομενα, weil ſie für νοθα gehalten wurden; eine andere Erklärung, die er S. 242. von den νοθοις als möglich anführt, daſs ſie Schriften von geringerer Art oder von geringerem Anſehen ſeyen, iſt eben ſo unnöthig als unbegründet.]

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Graffé: *Natur und Religion in Predigten.* Von *J. G. Heinig.* 1801. 362 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Man findet in dieſer Sammlung abwechſelnd Religionspredigten, die der Vf. ehedem als Student an verſchiedenen Orten gehalten hat, und Naturbetrachtungen in Selbſtgeſprächen auf ſeinen Spaziergängen. Zu jeder Gattung iſt eine beſondere Vorrede. In der zu den Naturbetrachtungen eifert der Vf. gegen die durch Luxus und Verkünſtelung der Menſchen entſtandene Gleichgültigkeit gegen die Natur, das Herzerhebende in derſelben nicht mehr zur Erweckung der Andacht und Religioſität wahrzunehmen, ſondern dazu immer über die Sinnenwelt hinweg an den Himmel und an künftige himmliſche Freuden und Vergeltungen zu denken. In der zweyten erzählt er ſeinen literariſchen Lebenslauf, wie er in Wittenberg ſein Gedächtniſs mit ſtrenger kirchlicher Orthodoxie angefüllt und ſich eifrig zu einem derſelben gemäſsen Prediger vorbereitet, auch damals die hier abgedruckten Predigten gehalten habe, von denen er S. XXXIII. ſelbſt urtheilet, daſs er damals nicht im mindeſten habe denken und reflectiren können, von aller Urtheilskraft verlaſſen geſchienen, von Begriffen, Grundſätzen, Menſchen- und Weltkenntniſs nichts gewuſst habe, daſs ſein Ausdruck ſteif, weitſchweifig und inhaltleer geweſen ſey, (und dennoch bietet er ſie jetzt dem Publicum zu leſen an?) — daſs er aber nachher, da er an Betrachtungen der ſichtbaren Natur Geſchmack gewonnen, auf Spaziergängen die Naturbetrachtungen entworfen; daſs er, nachdem er von der gröſsten Orthodoxie zur gröſsten Heterodoxie übergegangen (in welcher Periode er mehrere Schriften verfaſst habe, die von lauter Paradoxieen und excentriſchen Ideen wimmeln) nun in der Mittelſtraſse zwiſchen beiden Extremen Ruhe, Glück und Nützlichkeit in der Welt zu finden ſtrebe — welches Rec. ihm von Herzen wünſcht. In den Naturbetrachtungen kommen mit unter gute Schilderungen und Empfindungen, auch metaphyſiſche Speculationen vor; doch iſt alles in einen Schleyer des Trübſinns, der Zweifelſucht und des Miſsvergnügens über die Menſchheit gehüllt. Vieles iſt ganz ohne Weltkenntniſs und Ueberlegung hingeſchrieben, z. B. in der Herbſtbetrachtung die Auffoderung der Europäer, die zu gedrängt wohnen, zum Auswandern nach Aſien, Afrika und Amerika, welche Theile des Continents er ſich ſo menſchenleer vorſtellt, als wenn europäiſche Colonieen dort paradieſiſche Länder ungehindert in Beſitz nehmen, oder patriarchaliſch mit ihren Heerden von einer Gegend zur andern herumziehen könnten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 23. März 1802.

PHILOSOPHIE.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Ueber Paradoxie und Originalität.* Zwey philosophische Versuche von *Ferdin. Heinr. Lachmann,* d. Phil. Mag. 1801. XII. und 124 S. 8. (12 gr.)

Da die beiden auf dem Titel genannten Gegenstände in unsern Tagen zwar oft zur Sprache gekommen, aber keiner besonderen Untersuchung gewürdiget worden sind: so hat sich der Vf. derselben hier unterzogen. Auf ihre Form, sagt er, habe ich den gröfsten Fleifs verwendet, um ihr, wo möglich, alles Langweilige zu benehmen, und in Ansehung der Materie nichts unbenutzt gelassen, was ich zu benutzen Gelegenheit hatte; denn es war mir daran gelegen, über manches, was nur dunkel vorschwebte, ein helleres Licht zu verbreiten, und den Kennern etwas mehr als ein unnützes Bruchstück vorzulegen. Wir müssen aber gestehen, dafs wir die Ausführung anders gefunden haben; sie ist in der Darstellung trocken und keinesweges so gefällig, als es die Natur beider Gegenstände zuläfst, und über ihre Gegenstände selbst verbreitet sie so wenig Licht, dafs diese noch verworrener erscheinen. Was wir hier mittheilen, wird unser Urtheil bestätigen. In dem *ersten Versuche*, wo eigentlich nicht von der *Paradoxie*, wie auf dem Titel steht, deren Betrachtung der Untersuchung eine andere mehr anthropologische Richtung gegeben haben würde, sondern vom *Paradoxon* gehandelt wird, redet der Vf. von der Natur des Paradoxen, seinen verschiedenen Arten, seinen Quellen, seiner Wirkung, von dem Verhalten in Ansehung des Paradoxen und von dem Nutzen und Schaden desselben. Voraus wird gesetzt, dafs das Paradoxe einen Widerspruch gegen gewöhnliche und gangbare Ideen, Begriffe und Meynungen enthalte, dafs dieser Widerspruch Verwunderung erregen, und aufser diesen auch noch, als wesentliche Merkmale, Spuren eines wirklichen Scharfsinns, eines feinen Beobachtungsgeistes, eines ächten Witzes und guten Geschmacks an sich tragen müsse. Dafs das Paradoxon eine frappante der allgemeinen Meynung widerstreitende Behauptung sey, ist schon von andern gesagt worden. Scharfsinn, Witz und Geschmack können aber keine unterscheidenden Merkmale im Begriff des Paradoxen, als solchen, abgeben, da sie auch andern Aeufserungsarten des Erkenntnifsvermögens angehören. Der Widerspruch gegen gangbare Ideen, meynt der Vf. ferner, dürfe in dem Paradoxon nicht so grell seyn, dafs er alle Hoffnung zur Vereinigung mit der herrschenden Meynung sogleich niederschlage, er müsse vielmehr die Möglichkeit einer völligen Aussöhnung mit derselben ahnen lassen. Diese Meynung hat aber keinen Grund, da es Paradoxa giebt und gegeben hat, deren Inhalt den ihnen entsprechenden gangbaren Vorstellungen so entgegen sind, dafs eine Vereinigung beider gar nicht denkbar ist; und dieser Fall hat nicht allein bey solchen der gemeinen Meynung widersprechenden frappanten Thesen, deren Inhalt sich als wahr bestätiget, welche Art von Paradoxen der Vf. allein für die einzig ächten erklärt, — sondern auch bey solchen Statt, die Irrthümer und Täuschungen enthalten. Alles, was wir bisher angeführt haben, ist so ohne alle Vorbereitung und Beweise hingeworfen, als ob an der Wahrheit deffelben gar nicht gezweifelt werden könnte. Ein desto ernsthafteres Ansehn gewinnt aber die Untersuchung, das Räsonnement, die Deduction, oder wie wir es sonst nennen sollen, die den vollständigen Begriff des Paradoxon zu begründen abzweckt. Man lese und urtheile: „Die *gangbaren* Ideen sind *gewöhnlich* das Product von dem *nach einerley Gesetzen* wirkenden Denk- und Empfindungsvermögen. Wenn von *diesen* (?) beym Urtheilen über Wahrheit, Recht und Schönheit Gebrauch gemacht wird: so kommt ein *Gemeinsinn* zum Vorschein." (Aus welcher andern Quelle, als dem nach einerley Gesetzen wirkenden D. u. E. V. wohl die *nicht gangbaren*, ungewöhnlichern Begriffe und Urtheile *zum Vorschein* kommen mögen?). „Jener Gemeinsinn läfst auch einen möglichst individuellen *Privatsinn* zu, welcher das Product des *Eigenthümlichen* ist, das jedem in dem bestimmten Maafse seiner Fähigkeiten und den besondern Umständen, unter denen er existirt, gegeben wurde." (Man vermuthet, der Vf. werde nun auf die rechte Spur kommen und in dem *Privatsinne*, dessen Begriff eben so wenig als der des Gemeinsinns deutlich und genau bestimmt ist, den Grund der Paradoxie und die Natur des Paradoxen aufsuchen; aber mit nichten; er läfst seinen Privatsinn, der in jedem Gemeinsinn wohnet, fahren, und nimmt in seinem Räsonnement folgende Wendung). „Da nun die anschaulichen Aeufserungen des Privatsinnes, wie des Gemeinsinnes, in Worten, Gebehrden und Thaten bestehen: so wird auch der Widerspruch oder die Uebereinstimmung des erstern mit dem letztern, nur aus der Rede oder der Schrift, aus Gebehrden oder Handlungen erkannt werden können." „Nach dem bisher Gesagten bestände also das Paradoxe in einem *Widerspruche*" (das ist zwar gleich zu Anfange der

Abhandlung, ohne weitere Prämiſſen und Beweiſe angenommen, aber es erhellet mit keinem Worte aus dem angeführten unmittelbar vorausgehenden Räſonnement, das unter dem *bisher Geſagten* verſtanden werden ſoll), der bald den Gemeinſinn, bald den Privatſinn, bald beide zugleich treffen kann; dieſer Widerſpruch läge bald in der Materie, bald in der Form, bald in dem Bezeichneten, bald im Zeichen." (Auch davon können wir in jenem Räſonnement den Grund nicht finden). „Paradox wäre *demnach* im Allgemeinen, was vom Privatſinn abweicht, oder mit den gemeinen Begriffen von wahr und recht, ſchön und nützlich in einem *ſcheinbaren* Widerſpruche ſteht, aber durch ſeine Abweichung vom Gewöhnlichen mehr für ſich einnimmt, als von ſich zurückſchreckt; eine Aeuſſerung durch Wort, Gebehrde und That, welche das Gepräge des Widerſpruchs an ſich trägt, welches anfangs zwar ſtutzig macht, aber bey dem Unbefangenen um ſo mehr Intereſſe erweckt, je mehr Grund da iſt, zu erwarten, daſs bey einer nähern Beleuchtung entweder völlige Uebereinſtimmung mit den eignen oder allgemein gangbaren Ideen, oder eine neue Anſicht von etwas längſt Bekannten, oder gar eine bisher noch unbekannte Wahrheit der Gewinn ſeyn werde." Nach dieſer Beſchreibung des Paradoxon giebt es keine Wahrheit, die, wenn ſie gegen den Gemeinſinn oder Privatſinn irgend eines Individui anſtöſst, wie das nicht leicht vermieden werden kann, nicht paradox genannt werden müſste. In dieſer Allgemeinheit pflegt man aber dieſes Wort, welches gewöhnlich einen Tadel ausdrückt, nicht zu brauchen. Nur diejenigen können eine Behauptung paradox nennen, die von dem, was ſie ausſagt, Erkenntniſs beſitzen oder denen doch zugemuthet werden kann, daſs ſie dieſelbe beſitzen ſollten. Eben ſo wenig Grund iſt vorhanden, nur diejenigen Sätze als ächte und wahre Paradoxa anzunehmen, welche, ob ſie gleich anfangs frappiren, doch bey näherer Beleuchtung endlich als übereinſtimmend mit den gangbaren Begriffen befunden werden, oder neue Anſichten und Wahrheiten gewähren. Wie nun, wenn man ihnen dieſe Eigenſchaften, vor der nähern Beleuchtung, nicht ſogleich anſieht? Wie ſoll man ſie in dem Momente, da ſie frappiren, und ehe man ſie näher beleuchtet hat, nennen? *Ein Paradoxon* iſt, unſerer Meynung nach, eine Behauptung, die mit unſerm bisherigen Begriffe und unſerer Theorie in Anſehung des Gegenſtandes der Behauptung, in Widerſpruch zu ſtehen ſcheinet, und die uns auffallend iſt, weil wir ſie nicht ſogleich mit unſern Vorſtellungen von der Sache zu reimen, oder ihr Irriges einzuſehen oder ihre Wahrheit zu entdecken vermögen. Sie hört auf dieſe Benennung zu behalten, ſo bald der Widerſpruch bey unſerer Beleuchtung verſchwindet, oder die in der Behauptung liegende Erkenntniſs unſere Begriffe und Theorie berichtiget oder erweitert; behält hingegen jenes Beywort, ſo lange der Widerſpruch nicht gehoben iſt. — Von gleichem Werthe iſt die Eintheilung des Paradoxon in ein *wiſſenſchaftliches* oder *philoſophiſches*, in ein *redneriſches* und ein *praktiſches* oder Par. *des gemeinen Lebens;* ferner der Tadel einer Stelle in *Kant's* Anthropologie S. 7. das, was von den natürlichen und künſtlichen Quellen des Paradoxen geſagt wird u. a. m. Wir können uns aber dabey nicht aufhalten, um noch Einiges aus dem *zweyten Verſuche über die Originalität* anführen zu können. Zuerſt viel Unbeſtimmtes und Oberflächliches über *Humanität*, von der man weder erfährt, was der Vf. darunter verſteht, noch einſehen kann, wie das darüber Geſagte mit dem Hauptgegenſtande zuſammen hängt. Dann ſpringt die Betrachtung auf das *Genie* über, welches, in der weiteſten Bedeutung, die Summe der auszeichnenden Geiſtesgaben ſeyn ſoll, und ſo viel Beynamen erhalte, als es Wiſſenſchaften und Künſte gebe, wie man denn von einem *philoſophiſchen*, dichteriſchen, *mechaniſchen* Genie ſpreche. (Der Vf. ignorirt gänzlich, was *Kant* in der *Kritik der Urtheilskraft*, ganz ſeinen Begriffen entgegen von dieſem Gegenſtande ſo überzeugend gelehret hat). Seltſam genug unterſcheidet er *originell* von *original*, *Originellheit* von *Originalität*. Das *Originelle* beſtehet ihm in dem, was unabhängig von Muſtern, Regeln und Gewohnheiten, als *Naturanlage* oder auch als Product der eigenen *Willkühr* erſcheinet, und von dem Gewöhnlichen auffallend abweicht. Die beiden weſentlichen Beſtandtheile der *Originellheit* wären demnach *Natürlichkeit* und *Sonderbarkeit*, und ſie ſelbſt ſey im Grunde nichts anders, als natürliche, in der Naturanlage begründete, Sonderbarkeit. (Schicklicher und unzweydeutiger würde ſtatt *Sonderbarkeit Eigenthümlichkeit* geſetzt ſtehen müſſen. Auch iſt das Originelle nicht regellos, und obgleich nicht nach fremden, dennoch nach eigenen, durch das Genie des Urhebers des originellen Geiſteswerks ſelbſt gegebenen Regeln hervorgebracht). Die *Originellheit*, meynt der Vf., werde erſt *Genie*, wenn die originellen Producte ſo beſchaffen wären, daſs ſie durch ihre Sonderbarkeit die Aufmerkſamkeit und Bewunderung des Einſichtsvollen verdienten, und nicht nur auf ein *ganz eignes*, ſondern vielmehr auf ein ſehr *glückliches* Verhältniſs der Naturanlagen ſchlieſsen lieſsen. (Da Originellheit nur eine Eigenſchaft des Genies iſt: ſo kann ſie nicht ſelbſt Genie werden; *Sonderbarkeit* allein macht ein Kunſtproduct noch nicht bewundernswerth, und originelle Kunſtproducte laſſen zwar auf *Genie* ſchlieſsen, aber es iſt ſeltſam, zu ſagen, darum, daſs man von jenem auf ein glückliches Verhältniſs ſchlieſsen könne, werde die *Originellheit* zum *Genie*). Erſt dann, fährt der Vf. fort, gehe die *Originellheit* in den groſsen Vorzug der *Originalität* über, wenn ſie aus einer glücklichen Harmonie der Seelenkräfte und aus Erhabenheit des Geiſtes entſpringe; wenn das, was ſie producire, nicht nur Aufſehen, ſondern auch Bewunderung und den Beyfall der beſſern Menſchen errege, indem es ſich dem Verſtande als wahr und richtig, dem unverdorbenen Geſchmacke als ſchön und anmuthig, dem moraliſchen Gefühle als recht und gut empfehle.

Wenn

(Wenn die Originellheit aus einer glücklichen Harmonie der Seelenkräfte und aus Erhabenheit des Geistes entspringen kann, wiewohl wir nicht einzusehen vermögen, warum hier gerade die *Erhabenheit* des Geistes vorzüglich Antheil haben soll: so begreifen wir nicht, warum diese *Originellheit* nicht mehr *Originellheit*, sondern *Originalität* heifsen soll. Die deutsche Endigung in dem ersten Worte verändert den Begriff desselben, der mit dem der *Originalität* ganz gleichbedeutend ist, nicht im geringsten. Die Gründe, die der Vf. beybringt, dafs man sich der Wörter *originell* und *original* so bedienen sollte, dafs durch das erstere blofs das Neue und Eigenthümliche, durch das letztere aber zugleich auch das veredelte, musterhafte Eigenthümliche ausgedrückt würde, sind sehr schwach. Er meynt *Original-Ideen* und *originelle Ideen* wären etwas ganz Verschiedenes, so auch *Original-Ausgabe* und *originelle* Ausgabe. Schon das Gefühl weise darauf hin, dafs ein ganz verschiedener Sinn in beiden Ausdrücken liege. Unser Gefühl sagt uns davon nichts. In den Wörtern Original-Idee und Original-Ausgabe ist *Original* als Substantiv, in den Wörtern *originelle* Ideen u. o. Ausgaben *originelle* als Adjectiv gebraucht; und beide sowohl das Substantiv als das Adjectiv deuten auf ein Ursprüngliches und Musterhaftes im Gegensatz einer Copie, eines Nachgeahmten oder Nachgemachten; und wir sehen nicht ein, aus welchem Grunde eine *originelle* Idee nicht eben so gut eine musterhafte bezeichnen könnte, als eine *originale* oder Original-Idee. Das germanisirte Wort *Originellheit* dürfte auch, um jener Grille willen, schwerlich mehr Anspruch auf das Indigenat in unserer Sprache gewinnen, als es bis jetzt durch den Gebrauch guter Schriftsteller erhalten hat.

Königsberg, b. Nicolovius: *Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie in Hinsicht auf die ihr beygelegte Aehnlichkeit mit dem reinen Mysticism*, von *Reink. Bernh. Jachmann*, Prediger der evangel. Gem. zu Marienburg (jetzt Director des von Conradischen Schul- und Erziehungsinstituts auf Jenkau bey Danzig). Mit einer Einleitung von *Imman. Kant*. 1800. 173 S. 8. (10 gr.)

Die nur 4 Seiten starke Einleitung von *Kant*, vom 14. Jan. 1800., hat die Ueberschrift: *Prospectus* zum inliegendem Werk. *Philosophie*, sagt K., als *Werkzeug* zu beliebigen Zwecken, hat nur einen *bedingten* Werth; und wenn man dabey nach *Principien* verfährt: so wird sie auch eine *praktische* Philosophie heifsen können. Als *Weisheitslehre* aber hat Philosophie einen *unbedingten* Werth; denn sie ist die Lehre vom *Endzweck* der menschlichen Vernunft. Es ist nun die Frage, ob Weisheit von *oben herab* dem Menschen, durch *Inspiration, eingegossen*, oder *von unten herauf*, durch *innere Kraft seiner praktischen Vernunft, erklimmt* werde. Wer das erstere behauptet, denkt sich das Unding der Möglichkeit einer *übersinnlichen Erfahrung* und fufset sich auf *Mystik*, welche das *gerade Gegentheil aller Philosophie* ist. Diese *Afterphilosophie* nun *auszutilgen*, hat der Vf. in vorliegender Schrift, *mit gutem Erfolg beabsichtigt*. Mit diesem Urtheil K. über gegenwärtige Prüfung seiner Religionsphilosophie können unsere Leser und der Vf. zufrieden seyn. Wir zeigen daher nur noch an, was in dieser Schrift zu finden ist. In der Vorrede sagt der Vf.: Kant habe ihm 1799 des D. *Willmann's* Dissertation: *de similitudine inter Mysticismum purum et Kantianam religionis doctrinam* (Halle 1797.) zur Prüfung und öffentlichen Mittheilung dieser Prüfung zugesandt. K. hatte bereits 1798 einen Brief von *Willmann*, mit welchem dieser die Dissertation übersandte, als *Anhang*, in dem *Streit der Facultäten* eingerückt; doch mit der ausdrücklichen Erklärung, dafs er die Aehnlichkeit seiner Vorstellungsart mit der Willmannschen unbedingt einzugestehen nicht gemeynt sey. Dennoch gaben von der Zeit an viele vor, K. habe sich für den Mysticismus erklärt. Hr. *J.* prüft nun im *ersten* Abschnitt seiner Schrift die Principien, auf welche K. *Religionstheorie* und der *Mysticismus* gegründet sind, im *zweyten* Abschnitt aber einzelne Lehrsätze beider Systeme. Aus dieser Prüfung geht, gegen Willmanns Behauptung, das *Resultat* hervor, dafs die zwey Lehrgebäude *keine Aehnlichkeit* mit einander haben.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und für Besitzer von Landgütern*, von *Grohmann*. 33stes und 34stes Heft. Jedes mit 7 zum Theil illumin. Kupfertafeln und Erklärung derselben deutsch und französisch. gr. 4. (2 Rthlr. 16 gr.)

Das 33*ste Heft* ist gröfstentheils mit gothischen und chinesischen Ideen angefüllt, welches zu der gewifs nicht erfreulichen Vermuthung Anlafs giebt, dafs dergleichen Irrthümer im Publicum immer noch zahlreiche Gönner haben. Tab. I. stellt *ein gothisches Portal* mit Wohnungen für Aufseher oder Arbeitsleute an den Seiten dar, und ist, wenn man diesen Geschmack einmal zugiebt, wohl gerathen. Tab. II. ein *Scheiben- oder Vogelschiefshaus*, recht artig, leicht und lüftig, es wäre sogar empfehlenswerth, wenn nur die Ecken des Dachs nicht auf chinesische Manier aufwärts gebogen wären. Dasselbe gilt auch von dem Badehäuschen Tab. III. *Ein kleines offenes Gartencabinett* ebenfalls im chinesischen, und *ein Thor* im gothischen Geschmack, welche beide Tab. IV. vorkommen, gefallen weniger. Aeufserst zweckwidrig wäre es, einem *Brunnen* die Gestalt eines solchen *Denkmals* zu geben, wie Tab. V. vorgeschlagen wird; die an demselben angebrachten Sitze würden immer bespritzt werden, und also nicht vorzüglich bequem seyn. Tab. VI. enthält zwey Gartengebäude von gleichem Plan, aber verschiedenen Aufriss, das eine mit Kuppel und Giebel, gewährt einen freundlichen Anblick, nur hätte der Balken oder

was es sonst seyn mag, im Giebelfeld wegbleiben sollen. Bey dem zweyten ohne Kuppel thut die Tafel zur Inschrift, welche aus einer Art von niedriger Attike hervorragt, keine gute Wirkung. Tab. VII. von Bretern aufgebauter *Eisberg* nach russischer Sitte, möchte wohl bey der lieben Jugend den meisten Beyfall finden.

Das 34*ste Heft* ist sonder Zweifel eins der am besten ausgestatteten des Ideenmagazins. Gleich Tab. I. zeigt sich *ein Thor oder Eingang zu einem Garten*, mit Seitengebäuden, recht vernünftig angegeben. Eben so zufrieden kann man auch mit Tab. II. seyn, wo die Bildsäule einer *Nymphe* vom hohen Fussgestelle herab Wasser aus der Urne giesst: nur scheint uns zwischen Figur und Postament kein richtiges Verhältniss beobachtet. Ein Tab. III. dargestelltes massivgebautes *Landhaus* sieht ernst und dabey doch gefällig aus, die innere Eintheilung desselben ist indessen lange nicht so verdienstlich, als die Aufsenseite. Das *ägyptische Cabinett* Tab. IV. lieben wir nicht. Tab. V. stellt ein im Park bey Weimar befindliches Gebäude in Form einer grosen *gothischen Capelle* dar. Der kleine runde *Tempel mit Kuppelgewölbe* Tab. VI. hat sein Gutes, nur wäre die Thüre anders zu machen, oder wenigstens die kleinen Säulchen in derselben wegzulassen. Tab. VII. mit den *Ruinen eines alten Bades*, thut ganz artige Wirkung; indessen möchten wir doch niemand die Ausführung desselben anrathen; weil es, wiewohl nur ein Scherz, doch beträchtlichen Aufwand verursachen müsste.

In diesen beiden Heften sind die Kupfer von verschiedenen Künstlern meistens recht sauber gearbeitet.

Tübingen, b. Haselmeyer: *Probe von der Charakteristik menschlicher Leidenschaften*, in erhaben gearbeiteten Figuren (en haut relief) dargestellt und mit erklärendem Texte versehen, für grose Herren, Kunstliebhaber, Psychologen, Schauspieler und Künstler. 1801. (3 Carolins).

Diese Probe besteht in zwey Halbfiguren, *haut relief*, aus einer röthlichen Masse, deren vornehmster Bestandtheil Wachs zu seyn scheint, ohngefähr 8 Zoll lang und 6 Zoll breit in violet lackirten Rahmen. Der Künstler, der sie verfertigt hat, wird nicht genannt; eben so wenig als der Verfasser des erklärenden Texts dazu auf 12 gedruckten Octavseiten, welcher gröstentheils als eine Einleitung zum ganzen Werk anzusehen, und Zweck und Nutzen desselben deutlicher auseinander zu setzen, bestimmt ist. Wenn aber dieses wirklich die Absicht gewesen: so wird solche schwerlich erreicht werden; denn mehrerer sonderbaren Aeusserungen nicht zu gedenken, so werden bald „getreue *Darstellungen menschlicher Leidenschaften*" und, was wir nicht verstehen „*gleichsam Allegorisirung* derselben", bald *Charaktere* versprochen, dann wieder, was eben so unverständlich ist, „*Eine Reihe von Porträten, die das ganze Menschengeschlecht hinzeichnen.*" Ungewiss also was man noch zu erwarten haben mag, nehmen wir lieber blos, was sich uns darstellt, und betrachten nach billiger Schätzung den Kunstwerth der beiden vor uns liegenden Halbfiguren, welche die Bildnisse von *Franklin* und *Newton* seyn sollen. Die Köpfe sind mit vielem Fleis und Geschicklichkeit ausgeführt, in den bedeutenden Theilen ungemein bestimmt gezeichnet, wobey das Ganze am gehörig Weichen und Fleischigen gleichwohl nichts einbüsste. Newton ist lebhafter bewegt, überhaupt geistreicher, und erscheint daher gefälliger als Franklin, welcher den Ausdruck von Ermüdung und Schwermuth, auch lange nicht so edle Züge hat, wie jener. In den Gewändern war der Künstler überhaupt nicht glücklich, sie sind in keinem guten Geschmack angelegt, und durchschneiden an verschiedenen Stellen die Glieder.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Sammlung neuer Zimmerverzierungen und Meubles. Erstes* und *Zweytes Heft*, jenes mit 8 illum., dieses mit 10 illum. und 2 schwarz abgedruckten Kupfertafeln. längl. 4. ohne Jahrzahl. (4 Rthlr. 15 gr.)

Im *ersten Heft* findet man *ein Pariser*, *ein Berliner* und *ein Leipziger Zimmer*, von denen wir freylich das unterscheidend Charakteristische nicht einsehen; es wäre denn etwa die Rosengehänge im letztern. Indessen müsste das sogenannte Pariser Zimmer ausgeführt ganz gut lassen; das Berliner Zimmer hingegen ist frostig und hat übelgewählte Zierrathen, am wohnbarsten und freundlichsten scheint das Leipziger Zimmer zu seyn, vorausgesetzt, dass die Figuren grau in grau auf dunkelm Grund über den grünen Feldern, nebst dem Blumentopf und Blumengehängen leidlich gemalt sind. Hierauf folgen *ein gothischer*, *ein ägyptischer* und *ein persianischer Saal*, alle drey barbarisch, wie schon aus der blosen Benennung erhellet: besonders ist der Aegyptische mit Mumien, Schlangen, Krokodillen, Affen u. dgl. unerträglich fratzenhaft. Die zwey letzten Blätter sind mit Mustern für Tische und Stühle angefüllt, welche mit Ausnahme derer im gothischen Geschmack ganz artig sind. Das *zweyte Heft* enthält 1) *einen Saal im griechischen Geschmack*, d. h. ungefähr auf die Weise der herkulanischen Decorationen. 2) *Ein ordinäres Zimmer*, ist ziemlich ordinär, so wie 3) *ein Jagdsaal oder Zimmer*. 4) *Ein Ritterzimmer*, entfernt sich noch weiter vom guten Geschmack. 5) *Ein Saal im etrurischen Geschmack*, möchte ausgeführt, mit einiger Mässigung in den Farben, sich gut ausnehmen. 6) *Ein Speisezimmer im neuesten französischen Geschmack*; ist mit Ornamenten überfüllt. Unter den Meubeln der sechs folgenden Kupfertafeln finden sich einige von hübscher Form.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 24. März 1802.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Wolf u. Comp.: *T. Lucretii Cari de Rerum Natura libri Sex* ad optimorum exemplarium fidem emendavit, cum Richardi Bentleji Animadverſionibus, Gilberti Wakefieldi Praefationibus et Commentariis integris, caeterorumque Interpretum praeſtantiſſimorum Obſervationibus ſelectis edidit, ſuas notas et indices copioſiſſimos adjecit *Henr. Carol. Abr. Eichſtädt* etc. *Volumen Primum.* 1801. CXII. u. 648 S. 8.

Mit Vergnügen zeigen wir dieſe neue Ausgabe eines Dichters an, welcher ſeit einigen Jahren die Aufmerkſamkeit des Publicums auf eine ungewöhnliche Weiſe beſchäftigt hat. Vor nicht langer Zeit iſt eine Ueberſetzung ſeines ganzen Gedichtes erſchienen; eine andere wird erwartet; und mehrere Liebhaber der lateiniſchen Poeſie ſind durch die Schwierigkeiten des Unternehmens wenigſtens zu einzelnen Verſuchen gereizt worden. Dieſe Erſcheinung eines rühmlichen Wettſtreites um eine ſchwer zu erringende Palme iſt aber um deſto erfreulicher, je weniger ſie von der einen Seite mit dem merkantiliſchen Geiſte unſerer Zeiten zuſammenhängt, und jemehr ſie von der andern ein würdiges Streben nach einer edeln und ernſten Kunſt zu bewähren ſcheint. Denn unmöglich kann man ein Zeitalter für frivol halten, das dem Geiſte eines *Lucretius* huldigt; das, ohne durch ſeinen Stoff beſtochen zu ſeyn, die reine Begeiſterung theilt, mit der er ihn ſeinem Memmius vorträgt, und durch den Zauber ſeines Enthuſiasmus ergriffen, die Nüchternheit des Inhaltes vergiſſt, und ſelbſt die einzelnen Mängel der Ausführung, die zum Theil aus jener entſprungen ſind, verzeiht.

Bey dieſer Stimmung konnte eine neue Ausgabe des *Lucretius*, welche etwas mehr als den bloſsen Text enthielt, auf den Beyfall des Publicums Anſpruch machen. Wenige Leſer möchten bey dieſem Dichter eines Commentars entbehren können, aber wenige möchten einen Beruf fühlen, das, was ſie bedürfen, aus der Menge von Anmerkungen zuſammen zu leſen, die ihnen etwa die Havercampiſche Ausgabe darbietet, welche nicht einmal in vielen Händen iſt, oder überall leicht gefunden werden kann. Indeſſen würde ſelbſt nicht einmal durch einen beſſer eingerichteten Commentar dem Bedürfniſſe der Leſer abgeholfen ſeyn, oder vielmehr, ein befriedigender Commentar war gar nicht möglich, ehe eine kritiſche Berichtigung dem Erklärer den Weg gebahnt und geebnet hatte. Denn es iſt wörtlich wahr, was einer der neueſten Herausgeber des L. behauptet, dafs es keinen lateiniſchen Dichter gebe, welchem die Willkür der Kritiker übler mitgeſpielt und mit eigenmächtigen Interpolationen mehr überladen habe.

Hr. Hofr. *Eichſtädt* hat nun das eine wie das andere unternommen, und der erſte Theil ſeiner Arbeit, der nach den beſten Ausgaben und andern kritiſchen Hülfsmitteln berichtigte Text, von einem ſehr wohl eingerichteten und brauchbaren Regiſter begleitet, liegt vor uns. Wie viel er hierbey geleiſtet, läſst ſich *im allgemeinen* durch eine bloſse Vergleichung ſeines Textes mit dem Texte der ältern Ausgaben bemerken; zu einer genauern Beurtheilung aber wird erſt der noch zu erwartende Commentar die vollſtändigen Data an die Hand geben. Bis dieſer erſchienen ſeyn wird, begnügen wir uns, eine vorläufige Nachricht über die Entſtehung dieſer Ausgabe, und dasjenige, was ſie zu leiſten beſtimmt iſt, mitzutheilen.

Die Wolfiſche Verlagshandlung hatte den Plan gefaſst, eine Sammlung lateiniſcher Dichter an das Licht zu ſtellen, in welcher die Schätze der beſten Ausgaben und Hülfsmittel auf eine zweckmäſsige und bequeme Weiſe zuſammengefaſst und geordnet wären. Sie wendete ſich an Hn. Hofr. *Eichſtädt*, um den *Lucrez*, dem er ſchon vorher ſeinen Fleiſs gewidmet hatte, nach dieſem Plane zu bearbeiten, und in dieſem Dichter eine Probe des Ganzen aufzuſtellen. Es verſteht ſich, dafs hier nicht von Ausgaben *cum notis variorum* die Rede iſt, ſondern von ſolchen, in denen alles Brauchbare aus den vorhandenen Hülfsmitteln ausgehoben, verarbeitet, beurtheilt, und dadurch jene Hülfsmittel ſelbſt überflüſsig gemacht würden.

Hr. Hofr. E. war mit der Ausführung dieſes Planes beſchäftigt, als die Wakefieldiſche Ausgabe zu London erſchien, und nicht nur durch ihre typographiſche Schönheit, ſondern auch durch unverkennbaren innern Werth die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſich zog. *Lucretius* hatte hier eine neue Geſtalt gewonnen, und *Wakefield* ſchien durch dieſe Arbeit einer gereiften Beurtheilungskraft die Vergehungen ſeiner frühern Jahre abgebüſst zu haben. *Lucretii nova editio*, ſagt Hr. E. S. XIX. *ita inter omnia Wakefieldiana caput extollit, ut majorem et diligentiae contentionem, et criticae peritiam, et lectorum reverentiam apertiſſime oſtendat. Ac vere mihi videor hoc eſſe dicturus, ante Wakefieldum cum librariorum ſtupor et editorum audacia Lucretium nobis paene eripuiſſent,*

puiſſent, hunc demum criticum, dijudicatis revocatisque optimorum librorum lectionibus praeclare effeciſſe, ut Lucretium in Lucretio agnoſceremus. Hr. *E.* beſchlofs alſo, dieſen verbeſſerten Text ſeiner Ausgabe zum Grunde zu legen, und den ganzen Wakefieldiſchen Commentar — welcher aufserdem nur wenigen unſerer Landsleute in die Hände kommen dürfte — mit einigen nothwendigen Veränderungen, der Latinität zum Beyſpiel, vielleicht auch mit einigen Abkürzungen, abdrucken zu laſſen. Und damit den Käufern der deutſchen Ausgabe nichts von den Schätzen der engliſchen vorenthalten würde, ſind ſchon in dieſem Bande die drey Vorreden und Elegieen *W.* aufgenommen, und ſelbſt die wenigen, den *Teſtimoniis Veterum* beygefügten Anmerkungen, in die Abhandlung *De vita et carminibus Lucretii* eingewebt worden.

So vielen Beyfall aber auch im Ganzen die Arbeit des engliſchen Kritikers verdient, ſo war es doch von dem erprobten Scharfſinne und der Gelehrſamkeit des Herausgebers zu erwarten, dafs er in Einzelnen öfters Veranlaſſung finden würde, von ſeinem Vorgänger abzuweichen. Er iſt daher nicht nur in der Berichtigung der Orthographie noch etwas weiter gegangen, ob er ſchon ſelbſt geſteht, dafs er ſich, nach vieler Mühe, dennoch nicht ganz habe Genüge thun, noch die geſuchte Conſequenz erreichen können; ſondern er hat auch an den Stellen, wo *W.* durch Eigenliebe oder fremde Autoritäten geblendet, den rechten Weg verfehlt zu haben ſchien, die Lesart nach eigener Einſicht hergeſtellt. Um unſere Leſer einigermafsen in den Stand zu ſetzen, die Menge dieſer Abweichungen zu beurtheilen, wollen wir hier nur aus der erſten Hälfte des fünften Buches diejenigen Stellen bezeichnen, in denen der Text der *E.* Ausgabe von der *W.* abweicht, wobey wir natürlich die orthographiſchen Verſchiedenheiten ganz unbemerkt laſſen. V. 54. *Jam mortalibus de diveis* (mit *Lambinus*) ſt. *Jam mortalibus, e divis*, welches *W.* wegen der Uebereinſtimmung der Handſchriften nicht zu ändern wagte, unerachtet er es nur durch eine höchſt gezwungene Erklärung vertheidigen konnte. V. 99. *Accidat* ſt. *adcidit.* V. 113. *tripode e Phoebi* ſt. *à Ph.* V. 116. *et ſolem, coelum* ſt. *et coelum.* V. 129. *nec in aequore* ſt. *non aequore. W.* erklärt jene Lesart für eine eigenmächtige Interpolation der Herausgeber (*editores impudenter de ſuo*) und da dieſem Ausſpruche das Zeugnifs der Wiener Handſchriften (in Hn. *Alters* Ausgabe 1787.) widerſpricht, behauptet er *ſoporem collatori obrepſiſſe.* V. 168. *aggrediantur* ſt. *adgredientur.* V. 290. *feruntur* ſt. *ferantur.* V. 363. *diſſiliant* ſt. *diſſiliat*, und *corpora ſunt* ſt. *ſint.* V. 400. *ira tum* ſt. *cum.* Die gemeine Lesart wird durch *Virgil. Aen. VII.* 770. unterſtützt. V. 459. *partibus* ſt. *partubus*, einer Conjectur *W.* V. 486. *limina* ſt. *lumina.* Jene Lesart iſt offenbar die ausgeſuchtere, und *W.* hängt hier zu ängſtlich an den Handſchriften, welche beide Wörter ſo oft verwechſelt haben (ſ. *Drakenb. ad Silium. I.* 66.). Nur mit Mühe legt *W.* in die adoptirte Lesart einen Sinn. V. 519. *ferantur* ſt. *feruntur.* V. 569. *nil miſſus intervalleis de corpore.* ſt. *nihil ipſa intervalla in ſis c.* Die gemeine Lesart iſt *Illa ipſa intervalla nihil de c.* Die Handſchriften geben *nihil niſi*, auch *nilque niſi; Gifanius Nihil viſus.* V. 584. *quantaque quanta eſt* ſt. *quanta quoque eſt quanta.* V. 598. *ex omni mundo quia ſic*, ſt. *quâ ſic.* V. 608. *Accipere* ſt. *Adcidere.* V. 612. *qui ſit*, ſt. *qui ſic.* V. 613. *aut recta* ſt. *ac r.* V. 638. *ſolem* ſt. *lunam.*

Aufser dem, auf dieſe Weiſe berichtigten Texte, einem eben ſo vollſtändigen als bequem eingerichteten Index — die *Indices* der Ausgabe von *Creech* und *Havercamp* ſind blofse Handarbeit von einer ſehr geringen Brauchbarkeit — und den ſchon oben angeführten *Wakefieldiſchen* Vorreden und Elegieen, enthält dieſer Band ein Sendſchreiben des Herausg. an ſeinen würdigen Freund, den Hn. Kreisſteuereinnehmer *Weiſse*, und eine *Abhandlung über das Leben und das Werk* des lateiniſchen Dichters. In dem erſtern, welches an vielen Stellen der Ausdruck einer ſchönen und liebenswürdigen Pietät iſt, giebt Hr. Hofr. *E.* von dem ganzen Unternehmen, dem, was er geleiſtet und noch zu leiſten willens ſey, Rechenſchaft und entwirft mit leichter aber feſter Hand ein flüchtiges Gemälde der Verdienſte, welche ſich ſeine Vorgänger um den *L.* erworben haben, indem er die ausführlichern kritiſchen Nachrichten auf die Prolegomena des Commentars verſchiebt. Bey dem Leben des *L.* iſt das von *Lambinus* zwar zum Grunde gelegt, aber mit ſo vielen Zuſätzen und Anmerkungen bereichert, dafs man es füglich für eine neue Arbeit anſehen darf. Mit triftigen Gründen wird die Meynung widerlegt, dafs *L.* Gedicht ehemals mehr umfaſst habe, und bey dieſer Gelegenheit die Tendenz des ganzen Gedichtes deutlich und beſtimmt aus einandergeſetzt. Da ſich jene Meynung zum Theil auf einige Verſe gründet, welche von den Alten als Lukretiſch angeführt, und doch nicht in dem Gedichte, ſo wie es jetzt vorhanden iſt, angetroffen werden: ſo nimmt Hr. Hofr. *E.* hiervon Gelegenheit, die ihm eigenthümliche Hypotheſe aufzuſtellen, dafs es eine doppelte Recenſion des Werkes *de rerum natura* gegeben, und dafs ſich eine Spur der wahren Tradition hiervon in der irrigen Sage von einer Umarbeitung durch *Cicero* erhalten habe. Dieſe Vermuthung wird hier mit ſehr wahrſcheinlichen Gründen auf eine ſinnreiche Weiſe unterſtützt. Es kommt ihr die groſse Ungleichheit des Ausdrucks und der Sprache zu ſtatten, *quae*, wie der Vf. ſich ausdrückt, *nunc vetuſtiſſimum colorem ſpirare, nec niſi caſca et antiquata loqui, nunc ad politioris aetatis elegantiam ita temperata eſſe et mitigata videtur, ut minime ſuccenſeam Virgilio, qui non dimidiatos ſed paene integros verſus in duo cultiſſima opera inde transtulerit;* ſie wird ferner durch die groſsen Abweichungen der Lesart, durch den auffallenden Mangel an Zuſammenhang in einzelnen Stellen, und durch die Bemerkung gewiſſer unnützen und geſuchten Veränderungen in den mehrmals zurückkehrenden Verſen nicht wenig unterſtützt. Man mufs alſo, der Meynung

nung des Hrs. zu folge annehmen, dafs das Werk, nachdem es aus den Händen des Dichters noch etwas roh hervorgegangen, von neuem überarbeitet, und an manchen Stellen abgeglättet worden fey; dafs diese Arbeit nicht das Ganze getroffen, und dafs wir also das Gedicht *de rerum Natura* zum Theil noch in seiner alten Gestalt, zum Theil aber nach der zweyten Recension desselben besitzen.

Der letzte Theil dieser Abhandlung beschäftigt sich mit der ästhetischen Beurtheilung des Lucretischen Gedichtes, die, wenn sie ihm auf der einen Seite manches von dem entzieht, was ihm frühere Herausgeber mit allzu freygebigen Händen zugetheilt haben, dafür auf der andern das, was sie ihm läfst, besser gegen mifsgünstige Angriffe gesichert hat. Treffend ist hier unter andern das Urtheil über L. Sprache S. CVI. wo es heifst, es sey ein grofser Vortheil für die lateinische Poesie gewesen, dafs L. in einem Zeitalter geschrieben habe, wo die lateinische Sprache noch nicht durch die Hände der Philosophen gegangen, abgefeilt und bestimmt worden war. Denn da er es bey weitem mehr auf Deutlichkeit und Ueberredungskraft, als auf poetische Schönheit angelegt habe: so würde, bey einer für die Philosophie schon ausgebildeten Sprache, das Streben nach Deutlichkeit zuverlässig den poetischen Glanz, der sich noch in seinem Gedichte findet, vertilgt haben.

Jedem Buche ist ein Argument vorgesetzt. Diese sind aus *Creech* Ausgabe entlehnt, aber an vielen Stellen gefeilt, verbessert und vermehrt, so dafs man mit ihrer Hülfe den Zusammenhang des Gedichtes leicht übersehen kann. Hr. *E.* rühmt den Nutzen, den ihm Hn. *Meinekens* Vorarbeiten in seiner deutschen Uebersetzung hierbey geleistet haben.

Die Freunde der römischen Poesie und einer gründlichen Gelehrsamkeit werden mit uns die baldige Vollendung dieser Ausgabe erwarten. Die ganze Anlage des Plans, dasjenige, was schon geleistet worden, und der Name des gelehrten und thätigen Herausgebers bürgt uns für ein Werk, das, bey einem minderglänzenden Aeufsern, durch seinen innern Werth, die Ausgaben unserer reichern Nachbarn entbehrlich machen wird. Gewifs wird Hr. *E.* zu mannichfaltigen Palmen, die er schon jetzt auf einer kurzen Laufbahn gewonnen hat, auch noch diese hinzufügen:

Insignemque suo capiti petere inde coronam.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Claudians Gedicht wider den Rufin.* Uebersetzt und erläutert von *J. F. Ratschky.* Nebst dem lat. Text. 1801. 131 S. gr. 8. (14 gr.)

Die Uebersetzung ist, wie die Urschrift, in Hexametern und ahmt dieser durch eine möglichst treue Nachbildung in gleicher Verszahl nach. Sie hat ihre Fehler und ihre Schönheiten. Hier eine der bessern Stellen aus dem zweyten Buche zur Probe:

— — — — Hochthronend und weithin
Sichtbar, erforschet hier Minos, der peinliche Richter, die Laster,
Sondert Verbrecher von Schuldlosen ab, und schickt zu des strengen
Bruders Peinigungsort, die sich des Bekenntnisses weigern;
Denn nicht fern von ihm haust Rhadamanth, der, wenn er das *Tagbuch*
Irdischer Wandrer genau und die Handlungen alle geprüft hat,
Nach Gebühr die Strafen bestimmt, und hin in die stummen
Kerker des Wilds die Verworfenen bannt. Blutgierige werden
Bären, Raubsüchtige Wölfen und Hinterlistige Füchsen
Einverleibt, und wer stets von Wein und Trägheit beschwert war,
Sich der Unzucht ergab und erschlaffender Ueppigkeit fröhnte,
Wird in den strotzenden Wanst unreinlicher Schweine verstofsen.
Wer mehr sprach, als man soll, und Geheimnisse kundzuthun pflegte,
Wird in die Wogen gestürzt, um, lebend unter den Fischen,
Seiner Geschwätzigkeit Hang durch ewiges Schweigen zu büfsen.
Drey Jahrtausende lang zu mancher Umstaltung genöthigt,
Und zuletzt in der Flut des Lethe gereinigt, erlangen
Dann die ursprüngliche Menschengestalt die Sträflinge wieder.

Indefs ist auf den Bau und das Mechanische des Hexameters bey weitem nicht der Fleifs verwendet, den Claudian auf den seinigen verwandte, und, um nur Eins zu erwähnen, erlaubt sich der Uebersetzer sehr häufig Verse, oft unmittelbar hinter einander, die auf ein oder mehrere einsylbige Wörter ausgehen, bisweilen auch solche, die wegen zusammenstofsender harter Mitlauter kaum auszusprechen sind, wie 1, 91. trüglicher als des *Eurips stets* (warum nicht: des Euripus?) Wechselnde Flut. 1, 280. von der starken Gorgone *beschirmt, stritt.* 2, 235. unseres *Zwists freun.* 2, 502. den Schoos des *Averns schon.* 2, 402. *er, der vor dir, wie du prahlst, sich.* In den beygefügten Anmerkungen werden historische und andere Anspielungen erläutert, auch die Vorzüge und Mängel des Gedichtes berührt. Zu 1, 294. sagt der Anmerker: „Geryon hatte drey Leiber, worauf das im Originaltext stehende Beywort *triplex* deutet, das in der Uebersetzung aus einer hoffentlich verzeihlichen Verlegenheit, es (*ohne nach Art der neuesten metrischen Verdeutscher der alten Klassiker der Wortfügung Gewalt anzuthun*) unterzubringen, keinen Platz fand.“ Er übersetzt:

Ihm (dem Rufin) kam nicht Geryon gleich, noch des
Orkus entrüsteter Pförtner: Hydern-

Hyderngrimm und die Wuth der Scylla, vereint mit Chimärens
Feuerschlund, reichten nicht zu, um sein scheufsliches Bild zu entwerfen.

Folgende Uebersetzung schliefst sich wenigstens näher an das Original an, und bringt auch den dreyfachen Geryon ohne gewaltsame Wortfügung unter:

Geryon kommt ihm nicht gleich, der Dreyfaltige, ihm nicht der wilde
Pförtner der Unterwelt, ihm nicht verschmolzen in Eines
Hydra's Wuth und der Scylla Begier und die Flamme Chimärens.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in d. Boltischen Buchh.: *Aphorismen und Maximen aus dem Gebiete der Liebe, Freundschaft und praktischen Lebensweisheit*, von *Aug. Lafontaine*. Gesammelt und herausgegeben von *B. W. P.* 1802. 13 Bog. 8. (16 gr.)

Der Herausgeber versichert in der Vorrede, dafs er seinen *ganzen* moralischen Charakter, *jedes* bessere Gefühl seines Herzens, *jeden* richtigen Begriff seiner Seele, *jede* ihm eigene Tugend, den Schriften *Lafontaine's* zu danken habe. Aus *Dankbarkeit* macht er daher diese aus denselben gehobenen *Schätze* und *Kostbarkeiten der Weisheit und Menschenkenntnifs* von neuem bekannt, in der Hoffnung, dafs sie auch andern gleichen Nutzen bringen würden. Dieser Beweis der Dankbarkeit ist so seltsam als jenes Geständnifs, und Hr. *Lafontaine* wird selbst seine Romane nicht für Repertorien aller theoretischen und praktischen Erkenntnisse, und das blofse Abschreiben der in denselben zerstreuten Bemerkungen und Maximen um so weniger für einen ächten Dank erkennen, als viele dieser Bruchstücke dadurch, dafs sie aus dem Zusammenhange gerissen, und von den Umständen, die sie veranlafsten, getrennt sind, vieles von ihrem eigenthümlichen Werth und Gehalt verloren haben, andere nicht kritisch gewählt sind, und das Ganze nur mechanisch nach der Seitenfolge, ohne alle Anordnung nach bestimmten Zwecken, oft uncorrect abgeschrieben ist. Ob alle bis zur Herausgabe dieser Compilation erschienenen Schriften *Lafont.* auf diese Art benutzt worden sind, läfst sich nicht sagen, da der Herausgeber hiervon weder etwas überhaupt erwähnt, noch die Originale, die ihm die hier zusammengetragenen Materialien lieferten, genannt hat.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Sitten, Gebräuche und Kleidung der Russen in St. Petersburg.* 2. 3. 4. und 5tes Heft, jedes mit fünf illuminirten Kupfern und Erklärungen derselben in deutscher und französischer Sprache. 4. (3 Rthlr.)

Da das erste Heft dieses Werks bereits A. L. Z. 1801. Nr. 240. beurtheilt worden ist: so enthalten wir uns, überflüssige Weitläuftigkeit zu vermeiden, der Beurtheilung jeder Kupfertafel im einzelnen, bemerken aber überhaupt, dafs in den dargestellten Gegenständen eine anziehende Mannichfaltigkeit beobachtet worden, auch die Figuren in ihrer Gebehrde, Handlung und Gestalt gröfstentheils wahr, naiv und charakteristisch sind. Mit den Erklärungen sind wir weniger zufrieden. Der Vf. derselben hat das Unglück, sich vornehmlich im Gesuchten zu gefallen, und dadurch unangenehm, frostig, bisweilen auch undeutlich zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Berlin*, b. Schöne: *Beschreibung der Sternbilder zu den neuerfundenen Sternkapseln gehörig.* Von *Abel Burja.* 1800. 74 S. kl. 8. (4 Rthlr. 12 gr.) Die zu dieser Schrift gehörige Sternkapsel enthält 38 Pappscheiben, worauf die Umrisse einzelner oder zweyer Sternbilder mit weifser Farbe auf schwarzem Grunde gezeichnet sind, mit gröfsern und kleinern Löchern an den Stellen der Sterne. Eine solche Scheibe wird in die auf beiden Seiten offene Kapsel auf einen schmalen, inwendig befestigten Rand gelegt, und an derselben Seite wird ein Deckel mit weifsem geölten Papier eingeschoben. Auf der andern Seite wird ein Pappendeckel mit einer Oeffnung zum Durchsehen aufgeschoben. Hält man die Kapsel gegen eine Kerze, so zeigt sich das Sternbild wie am Himmel. Diese Vorrichtung ist in der That sehr brauchbar, die Sternbilder kennen zu lernen. Die Abbildung ist lebhaft leuchtend, wie der Gegenstand selbst. Sie gewöhnt gleich zur Beachtung der Lage der Sterne gegeneinander, mit Unterscheidung der gröfsern, ohne Rücksicht auf die mit ihnen verbundene willkürliche Zeichnung auf den Sternkarten. Die Vergleichung des so ähnlichen Bildes mit dem Gegenstande wird den Lehrlingen der Astrognosie angenehm seyn. Wer eine Sternkugel daneben hat, wird auch ohne fremde Hülfe die Abbildungen mit dem Himmel vergleichen können. Die Einrichtung ist übrigens eine Nachahmung von *Christoph Semlers coelum stellatum*, worin die Sternbilder auch auf schwarzem Grunde mit gelblichen Umrissen gezeichnet sind. Die von Rec. verglichenen Bilder haben genau dieselbe Gröfse mit diesen.

Die beygefügte Schrift enthält gröfstentheils eine kurze Beschreibung der vornehmsten Sternbilder in Rücksicht auf ihre gegenseitige Lage, und die Stellung der gröfsern Sterne in ihnen. Hr. *B.* theilt den Himmel auf eine ganz bequeme Art in vier Felder durch den Thierkreis und die Milchstrafse. Die veränderlichen Sterne ist er geneigt auf der einen Seite für heller als auf der andern zu halten, so dafs sie bey der Umdrehung um ihre Axe uns bald heller bald dunkler erscheinen, oder auch ganz verschwinden. Wahrscheinlicher ist wohl der Lichtwechsel einer Veränderung ihrer Lichtsphäre zuzuschreiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

EISENACH. b. Wittekindt: *Neue Beyträge zum Staatsrechte und zu der Geſchichte von Sachſen. Aus ungedruckten Quellen.* Geſammelt und herausgegeben von *Chr. Heinrich Ludw. Wilh. Spiller von Mitterberg*, Herzogl. S. Cob. Saalfeldiſchen Geh. Regier. und Conſiſtorialrathe zu Coburg. 1801. 262 S. in 8. (1 Rthlr.)

Der Werth von dergleichen Sammlungen, welche der Geſchichte und Verfaſſung einzelner deutſchen Staaten gewidmet ſind, iſt allgemein anerkannt, und wir haben wohl nicht nöthig, uns über den Nutzen derſelben weitläuftig zu verbreiten. Die vor uns liegende Beyträge enthalten keine eigentliche Abhandlungen, ſondern Urkunden, Actenſtücke und andere Nachrichten, die zum Theil der Bekanntmachung würdig waren. Sie betreffen gröſstentheils das Fürſtenthum Coburg, von deſſen hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Merkwürdigkeiten ohnehin noch ſo wenig zur Publicität gekommen iſt, daſs jeder, zur nähern Kenntniſs der Geſchichte und Verfaſſung dieſes Landes abzweckender, Beytrag mit Dank aufgenommen zu werden verdienet. Ob die hier gelieferten Stücke aus Originalen oder glaubwürdigen Handſchriften herrühren? darüber findet ſich keine Nachricht. Es ſind deren zwey und dreyſsig.

1) Vergleich zwiſchen Graf Bertholden zu Henneberg uud den Söhnen Chriſtians von Coburg, über die Lehne zu Breitenau und Sulzbach 1315. 2) Kaufbrief zwiſchen eben dieſen Grafen und den Herrn von Coburg über die genannten zwey Dörfer. 1317. 3) Kaufbrief zwiſchen Graf Bertholden von Henneberg und Conraden von Coburg über die Dörfer Waldſachſen und Crailingshauſen. 1415. 5) Kaiſers Matthiae Lehnbrief dem Herzog Johann Ernſten zu Sachſen und ſeinen ſieben Brüdern ertheilet, den 25 Nov. 1617. 5) Merkwürdige Nachricht von der Verhaftung Herzogs Johann Friedrichs zu Sachſen, welche am 13ten Junius 1627, in der Form einer Vermahnung, von der Kanzel abgeleſen worden. 6) Vom Matrikular-Anſchlag des Hauſes Sachſen. Ein ſehr mangelhafter und ganz unvollſtändiger Auffatz von zwey Seiten, der noch mancher Berichtigung und Ergänzung fähig iſt. Statt deſſen hätte eine weit wichtigere im Manuſcript vorhandene, vom ehemaligen Hofrath *Ludwig Andreas Gotter* zu Gotha gefertigte *Nachricht* von den Reichsmatricular-Anſchlägen, ſo wie ſolche nach und nach bey den vorgegangenen Succeſſions-Fällen im Erneſtiniſchen Hauſe Sachſen vertheilet worden, in dieſer Sammlung einen Platz verdient. Auch müſſen wir bemerken, daſs über den nämlichen Gegenſtand eine ausführliche und ſyſtematiſch bearbeitete Abhandlung vorhanden iſt, welche von Johann Fr. Fiſchern zu Coburg im Jahre 1777 unter dem Titel: *Commentatio juridica hiſtoriam portionis matricularis collectarum Imperii Sereniſſ. Domus Sax. explicans* etc. herausgegeben und mit einigen dahin gehörigen Urkunden belegt wurde. 7) Extract eines ſogenannten fränkiſchen Stammbuchs von 1598. Enthält ein Verzeichniſs der Vaſallen, die dem Herzog Johann Caſimir zu Sachſen bey der mit ſeinem Bruder Johann Ernſten 1598 vorgenommnen Erbſonderung, zugetheilt wurden. 8) Deſignatio derer (der) von dem Herzoglichen Hauſe Sachſen-Coburg-Salfeld relevirenden Mann- Söhn- und Töchter- auch Erblehen innerhalb Landes und extra Curtem. (Mit Ausnahme der Lehne im Fürſtenthum Saalfeld und in denen (den) gemeinſchaftlichen Hennebergiſchen Aemtern Themar u. Römhild.) Dieſes bloſse Namensverzeichniſs der Sachſen-Coburgiſchen Lehne würde eine noch gröſsere Brauchbarkeit erhalten haben, wenn es dem Herausgeber gefällig geweſen wäre, auch noch die eigentlichen Lehnspertinenzien, die darauf haftenden Ritter-Pferde und die Namen der Beſitzer anzugeben. Von vorzüglichen Werthe iſt die Bekanntmachung der ſub N. 9 bis 18 befindlichen Herzogl. S. Coburgiſchen Landtags-Abſchiede von den Jahren 1641, 1648, 1699, 1675, 1681, 1682, 1685, 1687 und 1695, welche über die Verfaſſung und den damaligen Zuſtand des Landes, ingleichen über die Verhältniſſe zwiſchen den Fürſten und Landesſtänden ein bisher noch wenig bekanntes Licht verbreiten. 19) Herzogs Albrecht zu Sachſen-Coburg Einberufung und Citation der Vaſallen zu Ablegung der Lehenspflicht vom Jahre 1682. 20) Unterthänigſtes Vorſtellungs- und Bittſchreiben der Herzoglichen Sachſen-Coburgiſchen Ritterſchaft, die Befreyung der Rittergüter betreffend, d. d. Coburg den 9ten Febr. 1699. 21) Zuſatz des Herausgebers, die Praeſtation eines proportionirten Surrogatsquanti an Geld für die Ritterpferde betreffend. 22) und 23) Herzogl-Sachſen-Coburgiſches Reſcript vom 24. Julii 1797, die Reluition der Ritterpferde betreffend. Zuſatz des Herausgebers oder Etwas über die ſtrittige Frage: Ob die Lehens-Dienſte zu Geld angeſchlagen werden mögen? Nebſt einigen Beyſpielen aus der Sächſiſchen, Brandenburgiſchen und Wirtembergiſchen Landesgeſchichte. (Aus Eſtors und Lünigs Schriften.)

ten.) Rec. fügt noch hinzu, dafs bey dieſer ehemaligen Controvers der Kanzler von Ludwig in ſeiner Erläuter. der güldnen Bulle. Th. II. S. 1014—1023 die bejahende Meynung mit triftigen Gründen vertheidiget habe, und dafs im Kurfürſtenthum Sachſen von der Ritterſchaft neuerer Zeiten, ſtatt der vormaligen Ritterpferds-Gelder, ein Averſionalquantum von 30—40,000 Rthlr. unter dem Namen: *Donativ-Gelder*, verwilliget wurden. (Römers Staatsr. des Kurfürſtenthums Sachſen Th. II. S. 565.) 25) Herzogl. Sachſen-Coburg-Saalfeldiſches Mandat, eine aufserordentliche Kriegs-Anlage betreffend, vom 24ſten July 1797. 26) Tabelle über die Beſoldung der geſammten Fürſtl. Coburgiſchen Hof- und anderer Diener bey denen (den) Collegiis 1699. 27) Kurze Archival Nachrichten, das in den Herzoglichen Häuſern Sachſen-Hildburghauſen und Sachſen-Saalfeld-Coburg eingeführte Primogenitur-Recht betreffend. Man findet hier weiter nichts, als die ohnehin ſchon bekannte Exiſtenz jener beiden Primogenitur-Conſtitutionen. Eine wörtliche Mittheilung oder auch nur ein Auszug des weſentlichen Inhalts derſelben, würde daher für die Erweiterung des Partikular Staats-Rechts ungleich verdienſtlicher geweſen ſeyn. Vielleicht haben wir beide Urkunden in den folgenden Bänden zu erwarten. 28) Extractus Teſtamenti Herzogs Ernſt Friedrich Karls zu Sachſen-Hildburghauſen, den 14ten März 1778. 29) Merkwürdige Landes-Regierungs-Ceſſions-Acte zwiſchen Herrn Herzog Friedrich und Herrn Herzog Joſeph Friedrich zu Hildburghauſen den 25ſten Januar 1785, mit Beylagen. Wir vermiſſen hier eine vorläufige Nachricht von der Veranlaſſung dieſer merkwürdigen Verhandlung, die gewifs einzig in ihrer Art iſt. Zur nähern Kenntnifs der Sache will Rec. nur kürzlich bemerken, dafs dem Herzog, nach dem Tode ſeines Herrn Vaters, Ernſt Friedrich Karls, vermöge deſſen teſtamentariſchen Verordnung ſein Urgroſsoncle, Prinz Joſeph Friedrich zu Sachſen-Hildburghauſen nebſt der dortigen Landes-Regierung, durch zwey Reichshofraths-Erkenntniſſe vom 2ten Octbr. 1780 und 11ten Januar 1781 zu Vormündern beſtätiget wurden. Ob nun gleich der junge Herzog am 29ten April 1784 ſeine Volljährigkeit erreichte, und mithin zur eignen Antretung der Regierung qualificiret war: ſo faſste er doch die Entſchlieſsung, ſelbige nach ihrem ganzen Umfange ſeinem bisherigen Vormund freywillig noch weiter zu überlaſſen, und darüber unterm 25ten Oct. 1784 vom Reichs-Oberhaupt die förmliche Genehmigung auszuwirken. Die Gründe, die den Herzog zu dieſem Schritt bewogen, waren, — wie das Reichs-Hofraths-Concluſum ſagt, — die Beförderung des Wohlſtandes des Fürſtlichen Hauſes und die ſchleunige Befriedigung der Gläubiger. Vielleicht mochte auch die Verehrung eines 82jährigen Urgroſs-Onkels auf der einen, und deſſen Wunſch, ſeine noch wenige Lebenszeit als Regent zu beſchlieſsen, auf der andern Seite einen vorzüglichen Einfluſs auf jene Entſchlieſsung gehabt haben. Die hier mitgetheilte Ceſſions-Acte enthält nun den, zwiſchen dem jungen Herzog und ſeinem Herrn Urgroſsoheim errichteten Vertrag und beſtimmt die Grenzlinien, nach welchen dem Letztern die fernere Regierung abgetreten wurde. 30) Herzog Wilhelm zu Sachſen prolongiret dem Rath und der Stadt Coburg das Recht, das Umgeld zu heben und zum Pflaſter anzulegen. 1453. 31) Herzog Joſeph Friedrichs, weiland Obervormunds und Landes-Regentens zu Sachſen-Hildburghauſen merkwürdige letzte Willens-Diſpoſition vom 17ten May 1786. 32) Beytrag zur Lebensgeſchichte weiland Herzogs Ernſt Friedrichs zu Sachſen-Coburg-Saalfeld, mit Beylagen. Eigentlich der Lebenslauf des verſtorbenen Herzogs, ſo wie ſolcher bey deſſen Gedächtnifsfeyer öffentlich abgeleſen wurde. Die Beylagen beſtehen in dem Reglement zur Beyſetzung des Fürſtlichen Leichnams und in der Vorſchrift, nach welcher die Gedächtnifsfeyer in der Hofkirche begangen werden ſollte. Wir wünſchen dieſer Sammlung, welche mit den in den Jahren 1785 und 1788 herausgekommenen Beyträgen des verſtorben Hellfelds und mit Arnds Sächſ. Archiv viel ähnliches hat, eine lange Fortdauer, die aber hauptſächlich von der glücklichen Wahl intereſſanter Materialien abhangen wird.

Rostock, b. Stiller: *Patriotiſches Archiv der Herzogthümer Mecklenburg* zur Aufbewahrung der Geſchichte und Denkwürdigkeiten derſelben und zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe. *Erſter Jahrgang.* 1801. *Erſten Bandes Erſtes Stück.* 194 S. (18 gr.) *Zweytes Stück.* 212 S. 8. (16 gr.)

Gegen den Plan dieſer Zeitſchrift, der in dem Vorbericht umſtändlich entwickelt wird, und alle hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Merkwürdigkeiten von Mecklenburg umfaſst, hat Rec. nichts einzuwenden, auch hält er es für Pflicht, nach dem billigen Wunſche des Herausg., dieſes Stück nicht zum Maafsſtabe der Erwartungen von den nachfolgenden zu nehmen, weil er aus Erfahrung weifs, welche Schwierigkeiten anfangs mit einem ſolchen Unternehmen verbunden ſind.

Die erſte Rubrik welche Abhandlungen, Aufſätze und Vorſchläge liefert, enthält 1) *Eine Ueberſicht der mecklenburgiſchen Geſchichte im achtzehnten Jahrhundert.* Man erwartet in dieſer Ueberſicht keine neuen Thatſachen, wohl aber eine gutgeordnete und angenehm vorgetragene Erzählung der ſchon bekannten; allein dieſe Erwartung wird nicht befriedigt. Als eine Probe des Vortrags mögen folgende nicht ängſtlich ausgewählte Stellen dienen. S. 21. wo von den Streitigkeiten des H. Karl Leopold mit Roſtock die Rede iſt, heifst es: „*Wenn* (vermuthlich weil) er ſeine Abſicht *mit* (gegen) Roſtock ausführen *will* (wollte,) ſo *ſucht* (ſuchte) er zuerſt dieſe Stadt, wiewohl nur mit wenigen Truppen, zu beſetzen, dagegen die Stadt nichts einwenden konnte. Wie aber dieſe *Stadt* von jeher ſich beſtrebte, den *Feſſeln einer*

ihrem

ihrem Regenten erbunterthänigen Stadt (den Pflichten einer landsäfsigen Stadt) sich zu entziehen, so war sie auch auf ein jedes Vorrecht eifersüchtig und behutsam, von den erhaltnen Zusagen nichts fahren zu lassen." S. 26. „*Mit* (Gegen) Rostock *offenbarte er* (zeigte er) zuerst, dafs nur unbedingter Gehorsam und *keine Rechtssprüche des Reichshofraths* (nicht die Vollziehung von Rechtssprüchen des Reichshofraths) seine Foderung sey." S. 50. „Vorzüglich mufste die Akademie zu Rostock manche harte *Anwandelungen*, (Anfechtungen) sie ganz unter *den Schutzflügeln* (müfste *die Schutzflügel* heifsen, wenn nicht überhaupt dieser Ausdruck hier ganz unschicklich wäre) des Magistrats zu ziehen, ausstehen." Da übrigens dieser Aufsatz noch nicht vollendet ist, sondern blofs bis zu dem bekannten Erbvergleich von 1755 geht, so bitten wir den Vf., uns entweder mit der Fortsetzung ganz zu verschonen, oder gröfsre Aufmerksamkeit auf Darstellung und Ausdruck zu richten. II. *Unmafsgeblicher Vorschlag zur Aufnahme der Landstädte.* Nach einigen gerechten Klagen über den Verfall der letztern, giebt der Vf. verschiedne Mittel an, ihn zu heben, unter welchen in besondrer Hinsicht auf Mecklenburg die allgemeine Stallfütterung der Pferde Aufmerksamkeit verdient, weil dadurch allerdings grofse Nachtheile für Ackerbau und Viehzucht vermieden werden könnten. III. *Kurze Uebersicht der den einheimischen Forsten nachtheiligen Thiere, zur genauern Würdigung der auf selbige gesetzten Ausrottungs-Prämien*, von *A. C. Siemssen.* IV. *Patriotischer Wunsch, die wohlfeilste Art und nach Möglichkeit auf dem Lande feuerfest zu bauen, in Mecklenburg allgemeiner zu machen.* Betrifft die Gebäude von gestampfter Erde, oder *Pise.* Die folgenden Rubriken sind: Herzogliche Landes-Verordnungen. Standes-Erhöhungen. Dienstbeförderungen u. s. w. Chronik der Städte. Anzeige getroffener guten Einrichtungen. 1) *Kurze Nachricht von der in Mecklenburg errichteten Naturforschenden Gesellschaft, nebst beygefügten Statuten.* Der Zweck dieser den 1sten Jul. 1800 zu Rostock gestifteten Gesellschaft ist darauf gerichtet, die Naturgeschichte von Mecklenburg nach allen ihren Zweigen zu bearbeiten, auch eine Sammlung von Naturprodukten, vorzüglich aus Mecklenburg und den benachbarten Gegenden, anzulegen. 2) *Einrichtung der Brand-Assecurations-Gesellschaft zu Rostock.* Die Verordnung wodurch sie begründet wurde, ist vom 27sten Oct. 1800. Der Beytritt zu derselben ist der Willkür eines jeden Einwohners überlassen, und zur Erleichterung des Instituts bey grofsen Brandschäden eine besondre Kasse errichtet. 3) *Nachricht von dem zu Rostock von der löblichen Kaufmanns-Compagnie errichteten Korn-Magazin, nebst dem damit verbundnen Brot-Verkauf.* Wegen der hohen Korn-Preise ist gedachtes Magazin errichtet worden, aus dem die Armen den Scheffel Rocken für 30 fsl. und der bemittelte Einwohner für 1 Rthlr. 16 fsl. erhalten kann. Der Fonds dazu wird aus der Entrichtung einer Abgabe von 2 p. C. vom Werth jeder Last Korn, die ausgeschifft wird, zusammengebracht. 4) *Nachricht von der Anstalt des Herrn Kammerherrn von Lepel auf Dobbin in Betreff der* (natürlichen) *Pocken-Inoculation.*

Im *zweyten Stücke* sind enthalten: A. *Abhandlungen und Vorschläge.* 1) *Bemerkungen über einen Unterschied zwischen dem Mecklenburgischen Herzogshause und den übrigen deutschen Regierhäusern* (regierenden Häusern.) Der doppelte Unterschied, der angegeben und erläutert wird, besteht darin, dafs die Herzoge von Mecklenburg 1) nicht aus Kaiserlichen Bedienten (Beamten) entstanden sind und 2) nie einen besondern Geschlechts- und Familien-Namen hatten. II. *Ueber Parochialverbindung, besonders nach Mecklenburgischen Gesetzen.* Der Vf. sucht den von vielen Rechtsgelehrten bestrittenen Grundsatz zu erweisen, dafs ein jeder nur da seine Parochie habe, wo er gegenwärtig sey. III. *Zur Mecklenburgischen Münzverfassung einige Verbesserungen und Nachträge*, von *Evers.* Blofs für diejenigen interessant, welche Hn. E. Werk über die Mecklenburgische Münzverfassung besitzen. IV. *Ist es für den Handlungsstand im Allgemeinen vortheilhaft und für den Staat nützlich, wo* (wenn) *jeder Bürger das Privilegium, kaufmännische Geschäfte zu treiben, erkaufen kann?* Die Frage wird aus Gründen, die man leicht errathen kann, verneint; wobey Rec. das einzige zu erinnern hat, dafs die Befugnifs, Handlung zu treiben, in der Regel nicht auf einem erkauften Privilegio beruht, sondern von dem Bürgerrechte abhängt. V. *Vorschlag zu einer nicht unerheblichen Verschönerung der Stadt Rostock.* Der Vf. wünscht, dafs der Kanal, welcher durch die sogenannte *Grube* geht, ausgefüllt werden möchte, und sucht die Anwendbarkeit dieses Vorschlags zu zeigen. VI. *Reflexionen über die Rostockische Polizey und den jetzigen Zustand dieser Stadt.* Enthält theils Klagen über den Mangel am obrigkeitlichen Ansehn und zweckmäfsigen Schulunterricht, theils vermischte Nachrichten über den zunehmenden Flor der Handlung, Schiffarth und aller übrigen Gewerbe. B. *Landesherrliche Verordnungen.* Unter diesen verdient vorzüglich die den 10ten März 1801 erlassene Constitution des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin wegen der Versiegelung in Sterbefällen Kanzleyfäsiger Personen bemerkt zu werden. C. *Anzeige getroffener guter Einrichtungen. Gemeinnützige Nachricht einer verbesserten Schulanstalt in unserm Lande, nehmlich in der Stadt Friedland.* Die gegenwärtige Einrichtung dieser Schule scheint in der That, insofern man sie nach dem beygefügten Lectionsverzeichnifs beurtheilen kann, sehr zweckmäfsig zu seyn.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer: *Betrachtungen über merkwürdige Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts in Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit* in Predigten vorgetragen von D. *Johann Georg Rosen-*

Rosenmüller, Superintendenten zu Leipzig. 1801. 268 S. gr. 8. (21 gr.)

In der Vorrede zeigt der Vf., worin diese seine Predigten von den *vortrefflichen* Predigten des Hn. Doct. Stolz in Bremen verschieden seyn. Und beide können sehr wohl neben einander die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums beschäftigen. Allerdings verdienen diejenigen Begebenheiten, die sich zu unsern Zeiten zugetragen haben, eben sowohl unsre Beherzigung zur Erbauung, als die älteren Geschichtserzählungen, aus denen ein grosser Theil unserer heiligen Schriften besteht. Der Predigten sind eilf an der Zahl. In der ersten über das Evangelium Matth. 9, 18 f. *Von dem mancherley Aberglauben und den Schwärmereyen des 18ten Jahrhunderts und den Fortschritten zu deren Verminderung*, wird sehr richtig angemerkt, dass in der Parallelstelle Marc. 5, 30 nicht von einer unwillkürlich von Jesu ausgeströmten Gesundheitskraft, wie diese Stelle von neuern Schwärmern gemissbraucht worden, zu verstehen sey. Man sey aber bisher auf beiden Seiten, im Hange zum Wunderbaren und in dessen Bestreitung oft zu weit gegangen; wobey unter andern die *falsche* Erklärung der Lehre, dass der Mensch *allein* durch den Glauben gerecht werde, als die Ursache des gegenseitig entstandenen Mysticismus und Quietismus angeführt wird, mit manchen namentlichen Nachweisungen in den Anmerkungen unter dem Text. In der zweyten Predigt über Matth. 21, 4 zeigt der Vf. sehr zweckmässig, dass in der vom Geschichtschreiber angeführten Stelle des Zacharias keine Weissagung auf Jesum enthalten seyn könne, da dieser nicht als ein irrdischer Siegesheld allgemeinen Länderfrieden gestiftet habe, sondern dass diess eine dem Matthäus gewöhnliche Accommodation einer ähnlichen Stelle sey, und nimmt davon Gelegenheit, *von den ehemaligen Fehlern und den Fortschriten des 18ten Jahrhunderts in der Erklärung und dem zweckmässigern Gebrauch der Bibel*, sonderlich durch mehrere Bekanntschaft mit morgenländischen Sitten, Vorstellungsarten, Sprachgebrauch und durch bessere Ueberfetzungen zu reden. In der dritten *von den Fortschritten in der Naturkenntniss und deren Werth und Nutzen in religiöser Hinsicht*, wobey die neuern Entdeckungen und in den Anmerkungen die populärsten dahin gehörigen Schriften angezeigt werden. In der vierten von dem im 18ten Jahrhundert *überhand genommenen Unglauben*, dessen vornehmsten Ursachen und den Anstalten zur Aufrechthaltung des Christenthums. In der fünften *über erlaubte und verwerfliche Neuerungen in der evangelischen Religionslehre und dem Kirchenwesen.* In der sechsten *von den Fortschritten zur Verminderung des Religionshasses und der Religionsverfolgungen.* In der siebenten *Merkwürdige Veränderungen in der katholischen Religion und ihrem Kirchenwesen.* In Nro 5, 6 und 7 sind sehr gute, partheylose und freymüthige Bemerkungen gemacht. Die achte: *Getroster Muth in Ansehung der dunkeln Aussichten auf persönliche Schicksale, und auf der Menschheit Wohl und Wehe;* zeichnet sich weniger aus. Die neunte: *Von der Ausbreitung der christlichen Religion im 18ten Jahrhundert*, enthält gute Bemerkungen über die fehlerhafte Methode der evangelischen Missionarien bey ihren Bemühungen, Heyden, Juden und Muhammedaner zum Christenthum zu bekehren, und über die Hindernisse derselben durch das lasterhafte Leben, die Ungerechtigkeit und Tyranney der Europäer in ihren Ländern. Die zehnte: *Bemerkungen über die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesen im 18ten Jahrhunderte;* wobey in den Anmerkungen zu dem Texte unter den Schriftstellern Hr. von Rochow, und unter den Anstalten die Industrieschulen (deren in Berlin allein durch wohlthätige Beyträge patriotischer Menschenfreunde bereits acht gestiftet sind und sichtbaren Nutzen stiften, und die schon unter edeldenkenden Güterbesitzern Nachahmung gefunden haben) so wie die Sonntagsschulen für versäumte Jünglinge und Mädchen, unter den genannten Schulmeisterseminarien die vielen in den preussischen Staaten, und des Hn. Eschke Taubstummeninstitut zu Berlin genannt zu werden verdient hätten. Die fehlerhafte häusliche Erziehung der Jugend in allen Ständen wird mit Recht als ein alle gute Anstalten vereitelndes Hinderniss gerüget. Die eilfte Predigt handelt in praktischen und ausführbaren Rathgebungen davon, *wie ein Christ sich häusliche Leiden erleichtern könne.* Bey dem ausgebreiteten Ueberblick des Vf. auf alles, was im vorigen Jahrhundert auf Religiosität Einfluss gehabt hat, bey der edlen Einfachheit und Fasslichkeit des Stils, welche man unsern jungen Predigern, die entweder mit dichterischen Schwunge oder wissenschaftlicher Sprache prunken, zum Muster empfehlen kann, ja bey allem Vorzüglichen dieser Predigten, sind sie doch eigentlich mehr historische, sehr interessante Abhandlungen mit kurzen praktischen Bemerkungen und Schlussermahnungen, als eigentliche Kanzelvorträge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. März 1802.

MATHEMATIK.

1) Amsterdam, b. Elwe: *Het vernieuwde Licht des Koophandels*, of grondig Onderwys in de Koopmans Rekenkunst, enz. enz. *Derde* Druk. Doorgaans verbeterd en vermeerdert door *Arnoldus Bastian Strabbe*, Mathematicus en Wyroeyer te Amsterd. 1800. VIII. u. 331 S. gr. 8. (2 Guld. holl.)

2) Ebend., b. Dufour: *Table de Logarithmes*, à l'usage des Comptoirs, précédée d'une instruction élémentaire sur son usage dans les Calculs de Commerce, et d'une notice des Monnaies de change des principales Places. 1801. IV. u. 200 S. gr. 8. (1 Guld. 10 St.)

3) Ebend., b. Ebendemf.: *Manuel general pour les Arbitrages de Change, par nombres fixes ou par Logarithmes;* suivi d'une Table de Logarithmes, depuis 1. jusqu'à 10406; etc. par *Felix Reishammer*. 1801. VIII. u. 688 S. gr. 8. (6 Guld. holl.)

Alle drey Schriften haben einen entschiedenen Werth in der kaufmännischen Rechenkunst, und zeichnen sich so wohl in Absicht ihrer Bestimmung, als ihres wissenschaftlichen Gebrauchs, vor vielen andern der Art aus, die in neuern Zeiten in und ausserhalb Deutschland über diesen Gegenstand erschienen sind. Besonders kann Nr. 1. auf diesen Vorzug gerechten Anspruch machen. Der Vf. derselben hat sich seit etwa 30 Jahren durch eine ziemliche Anzahl mathematischer, meist grosser voluminöser Werke, wohin wir seine *Oeffenschool van mathemat. Wetenschap.* 4. Deel. (Amsterd. 1770 und 1771. gr. 8.); seine mit Anmerkungen herausgegebene Uebersetzung von *de la Lande* Astronomie nach der zweyten Pariser Ausgabe (Amst. 1773—1780; 4 Th. gr. 8.) eine Holländische Uebersetzung von *Montucla hist. des Mathemat.* wovon bisher 4. Bände die Presse verlassen, (Amsterd. 1782—1800. gr. 8.) vorzüglich rechnen, um seine Landsleute verdient gemacht. Es wäre zu wünschen, dafs die Schriften dieses gründlichen Gelehrten und Mathematikers, auch in Deutschland bekannt wären. Weder die *erste*, noch die *zweyte* Ausgabe von Nr. 1. ist in deutschen kritischen Zeitschriften angezeigt worden, und jene geht weit über die Gränzen der A. L. Z. hinaus; denn sie erschien zu Amsterdam 1769, auf XVI. und 344 S. gr. 8. welche aber sehr weitläuftig gedruckt, bey weitem den Reichthum der Materien nicht wie die *dritte* enthält, die mit sparsamern Drucke, ganze neue Abschnitte, z. B. S. 276—293. der vermischten Wechselrechnungen, wo die Berechnung der Kaufmannswaaren, nach gewöhnlichen und bedungenen Handlungsvortheilen etc. angestellt wird, und mehr andere Verbesserungen liefert, die auf den gegenwärtigen Zustand des Commerzes passen. S. 1—88. werden daher Kassier-Reductions- Zinsen- Rabatt- Provision- Assecuranz- Compagnie- und Rhederey- Rechnungs- Aufgaben vorgetragen, auch die Kettenregel in den meisten Fällen bey der Auflösung empfohlen. Sehr reichhaltig ist der Vf. in Erklärung der Wechselrechnung S. 88—167. die S. 167—210. von 146 Aufgaben begleitet werden, wovon einige wenige aufgelöset sind. — S. 211—276. findet man 120 Arbitragen und 38 Beyspiele von Gewinn- und Verlust-Wechsel-Calculationen, die, wie der *Anhang* S. 293—326., und die *Beschluss-Aufgaben* S. 326—331. dem praktischen Kaufmanns-Rechner zu allerley arithmetischen Speculationen Anlass geben. Ungeachtet es in Holland an dergleichen Büchern, von *Gemma Frisius* Zeiten, in der Mitte des XVIten Jahrhunderts an, bis auf *Strabbe*, keinesweges fehlt: so ist doch das gegenwärtige, wie des Vf. *Schatkaamer der Koopmans-Rekenkunst* etc. 2. Deelen; (Gouda en Bodegraven 1790 en 1791.), eins der vorzüglichsten, die sich in ihrer Darstellungsart, da die vornehmsten arithmetischen Vorfälle der Kaufleute, auf eine kurze, helle und deutliche Manier, nach mathematischen Grundsätzen erklärt werden, besonders auszeichnen. Rec. ist überzeugt, dafs wenn angehende Handelslehrlinge, und selbst geübte Comptoristen, dieses Buch zu calculiren, und alle darauf Bezug habende Hülfswissenschaften gründlich verstehen, in allen europäischen Handlungshäusern als brauchbare Arbeiter zurecht kommen können. Druckfehler sind nicht angezeichnet; indessen versichert der Vf., auf die Verhütung derselben, allen Fleiss verwandt zu haben. Demungeachtet haben wir bey verschiedenen Aufgaben einige Druckfehler bemerkt, als: S. 21. Nr. 35. mufs die Antwort heifsen: f. 790: 18: — ebend. Nr. 40. ebenfalls: f. 114: 5: — S. 37. Nr. 96. Antw. f. 291: 10: — S. 52. Nr. 9. Antw. f. 28: 12: — u. a. O. m.

Nr. 2. und 3. haben mit den logarithmischen Wechseltafeln von *Graumann*, *Raphael Levy*, *Nelkenbrecher*, *Hiddinga*, *Girtanner*, u. a. m. fast nichts weiter gemein, als dafs die Verfahrungsart in dem Entwurfe, dem Gebrauche und der Anwendung der hierin logarithmisch-construirten Geld- und Wechseltafeln, aus ähnlichen Grundsätzen, wie bey allen Vorgängern abgeleitet wird. Jedoch kommt Manches hier vor, was man in dem ältern Werke: *Het Licht des Koop-*

Koopmans; enz. door. *Joh. Phil. Graumann;* Amſt. 1787. 2. Alph. 17 Bog. gr. 4. antrifft. — Im Ganzen ſind beide Bücher ſehr brauchbar.

Göttingen, b. Schröder: *Praktiſche Abhandlung über die Lehre von der Reibung*, in Hinſicht auf das Maſchinenweſen, von *J. H. M. Poppe.* 1801. 184 S. 8. m. 1. Kupf. (12 gr.)

Zuerſt erzählt der Vf. die Verſuche, welche *Amontons*, *Muſſchenbröck* u. a. über das Verhältniſs der Reibung zum Druck angeſtellt haben. Hierauf liefert er einen umſtändlichen Auszug aus der lehrreichen Preisſchrift des *de Coulomb* über den Widerſtand von der Reibung und der Steifheit der Seile. Die Abhandlung des Abbate *Ximenes* wird blofs mit der Bemerkung angeführt, dafs ſie nicht unwürdig ſey, jener Preisſchrift an die Seite geſetzt zu werden. Da ſie aber Verſuche enthält, die im Grofsen angeſtellt ſind, ſo hätte ſie auch einen Auszug verdient. Die Schrift des Italiäners *Delanges* (del Lange's) über das Reiben ſtehe ziemlich weit hinter ihr. Aus der Abhandlung von *de Vince* wird einiges zur Beſtätigung und Ergänzung mitgetheilt. Unterſchied zwiſchen Friction der Ruhe (gerade vor der anfangenden Bewegung) und der Friction der (mehr oder weniger ſchnellen) Bewegung. Muſſchenbröcks und Segners Verſuche darüber. Bey der einen Reihe der von dem letztern angeſtellten Verſuche weichen die berechneten grofsen Geſchwindigkeiten ſehr von den beobachteten ab. Hr. *P.* meynt, dafs durch Stäubchen, die zwiſchen die Räder gekommen ſeyn, oder andere Urſachen, die Abweichung der Rechnung von der Erfahrung entſtanden ſey. Ohne Zweifel iſt aber die Formel, welche aus einigen Verſuchen von Muſſchenbröck für die Geſchwindigkeit und die Friction hergeleitet iſt, zu unvollkommen. Bey der zweyten Reihe von Verſuchen treffen die berechneten und beobachteten Geſchwindigkeiten viel beſſer zuſammen, weil eine der zum Grunde der Rechnung gelegten Geſchwindigkeiten ſelbſt beträchtlich iſt, und der gröſsten näher als der kleinſten kommt. Der Vf. führt hierauf aus allen Gattungen von Maſchinen Beyſpiele an, wie die Friction ſich daran äuſsert, und wie ſie vermindert werden kann. Auf eine gelehrte Theorie macht er hierbey keinen Anſpruch, ſondern nur auf nutzbare Anwendungen. In der That iſt ſein Unterricht für praktiſche Mechaniker brauchbar, gröſstentheils faſslich und richtig, ſo wie ſeine Sammlung der über die Reibung angeſtellten Verſuche eine gute Ueberſicht derſelben giebt, wenn auch noch einige ausgelaſſen ſind. Von dem Widerſtande, der von der Steifheit der Seile herrührt, werden die nach Amontons Regel berechneten Tafeln aus Lange's Maſchinenlehre angeführt. Coulomb ſetzte die Steifigkeit der Seile nicht ihrer Dicke ſchlechtweg, ſondern den Quadraten ihrer Durchmeſſer proportional, wobey ſich aber fand, dafs die Verſuche nicht ganz genau zutrafen. Von den Vorzügen der gewebten Seile, die Muſſchenbröck ſchon verſucht, und Rappolt vollkommener gemacht hat. — Bey der Formel S. 53. die Gröſse der Reibung durch eine gewiſſe Fallhöhe und die Zeit zu beſtimmen, mufs es befremden, dafs das Gewicht des auf einer horizontalen Ebene bewegten Körpers mit dem Gewicht des bewegenden verbunden wird, da jener blofs träg iſt. Die Formel hat für Ungeübte eine Erläuterung nöthig. — S. 73. ſteht immer *Talg* ſtatt *Talk*, welchen Tott als ein Mittel, die Friction zu vermindern, empfohlen hat. So viel Rec. ſich erinnert, war es ein Speckſtein oder Seifenſtein, den Tott hierzu vorſchlug. — Von dem Reiben der Kolben in Pumpenröhren iſt ſehr wenig geſagt. Dieſes iſt aber das nachtheiligſte unter allen. Es läfst ſich freylich nichts beſtimmtes darüber angeben, da ein neuer Kolben mehr Reibung giebt als ein abgeſchliffener. Der Vf. meynt, dafs der Druck des Kolbens gegen die Röhrenwand ſich nach dem Druck des darüber befindlichen Waſſers richte. Ein verticaler Druck kann aber keinen horizontalen in dem ſoliden Kolben bewirken, wie bey flüſſigen Maſſen. Der Kolben, ſchreibt der Vf. vor, müſſe ringsum genau an die Röhrenwand anſchliefsen, und dürfe nirgends Waſſer durchlaſſen. Allein bey ſchnellen Bewegungen mag immer ein weniges Waſſer durchſchlüpfen, man gewinnt es reichlich wieder an der leichtern Bewegung des Kolbens.

Göttingen, b. Schröder: *Mechaniſche Unterhaltungen*, oder faſslicher Unterricht über intereſſante Gegenſtände aus der Bewegungskunſt. Ein Leſebuch für die Jugend, von *J. H. M. Poppe.* 158 S. 8. m. 1. Kupf. (12 gr.)

Der Vortrag dieſes Werkchens iſt in eine Erzählung des Unterrichts, der einigen Kindern gegeben wird, eingekleidet. Die Materien betreffen das Gleichgewicht, den Schwerpunkt, und manche Kunſtſtückchen, die ſich darauf beziehen, dann von Uhren ziemlich umſtändlich, von andern Maſchinen gar nichts. Einige Stellen bedürfen einer Berichtigung. Die Empfindlichkeit einer Wage hängt eigentlich nicht von der Länge des Züngleins ab, wie S. 34. geſagt wird. Eine Wage kann bey einer langen Zunge ſehr träge ſeyn. Die Erklärung, S. 44. warum man einen Stein mit einer Schleuder viel weiter wirft, als es mit der blofsen Hand möglich iſt, weil eine gröſsere Entfernung von dem Mittelpunkte auch eine gröſsere Kraft hervorbringe, iſt wenigſtens ſehr verworren. Der Mittelpunkt ſoll hier der Mittelpunkt des menſchlichen Körpers ſeyn. Der Stein wird aber in einem Kreiſe um die Hand bewegt. Was S. 51. von dem Mittelpunkte des Schlages geſagt wird, iſt ganz unbefriedigend. Bey dem Verſuche mit einem auf zwey Gläſer gelegten Stockchen, das zerbrochen wird, ohne dafs die Gläſer dadurch leiden, ſollen ſie (S. 62.) deswegen nichts von dem Schlage empfinden, weil ſie weit davon entfernt ſind. Zwar wird noch die Urſache hinzugefügt, dafs der Stock beym Schlagen ſich zugleich aufwärts bewege, aber die-

dieſes hätte näher erklärt werden müſſen. Ein Mühlſtein könne unter zwey Vorausſetzungen auf einer Nadel ſchwebend bleiben; denn zerbrechen könne er ſie nicht, weil dieſs eben ſo viel ſeyn würde, als wenn er eine dickere Eiſen- oder Stahlmaſſe von der Höhe (Länge) der Nadel zerdrücken ſollte. Allerdings würde er die Nadel oder eine andere ſchwache Stange zerdrücken, wenn auch die beiden mechaniſchen Vorausſetzungen möglich wären. Die Erklärung, warum ein Teller, in horizontaler Lage ſchnell gedreht, ſich im Gleichgewicht erhält, wenn auch die Unterſtützungslinie den Schwerpunkt ein wenig vorbeygeht, iſt nicht richtig. Das Beharrungsvermögen erhält die Theile des Tellers in derſelben Ebene. Der Verſuch mit drey Meſſern, deren zwey in das dritte an den Enden ſenkrecht eingeſteckt ſind, iſt anders zu erklären, wenn er brauchbar ſeyn ſoll. Der Verſuch mit dem Einſchlagemeſſer, das mit der Schneide auf dem Rande eines Tiſches ſchwebend erhalten werden kann, könnte beſſer erklärt werden. Dieſer Verſuch kommt hier unter manchen Geſtalten vor. — Als Leſebuch zum eigenen Unterrichte für die Jugend iſt das Werkchen nicht ſo brauchbar, denn als Anleitung zum Unterrichte noch junger Kinder. Für Erwachſene muſs der Unterricht weniger Kunſtſtückchen, und mehr nützliche Anwendungen der Maſchinen enthalten.

STATISTIK.

Paris, b. Teſtu: *Almanach national de France*, l'an dixieme de la République Françaiſe, une et indiviſible, préſenté au Gouvernement et aux premières Autorités. 760 S. 8.

Nach hergeſtelltem Frieden wurde das Intereſſe der dieſsjährigen Staatskalender vorzüglich durch die Fürſtlichen Geſchlechtstafeln emporgehoben, deren Lücken und Zuſätze das neue politiſche Syſtem der gröfsern Mächte darſtellten. So z. B. wurde ſogleich in allen politiſchen Blättern die Auslaſſung des Königs von Sardinien, des Herzogs von Parma, der drey geiſtlichen Kurfürſten u. ſ. w. im vorliegenden Almanach bemerkt. In der That iſt auch der ganze Abſchnitt von den *Puiſſances de l'Europe* von S. 33. bis 56., insbeſondere von den ſieben Republiken S. 50., ſehr merkwürdig. Auſser dem Königlich-Etruriſchen Staatskalender von 1802 hat der dieſsjährige Franzöſiſche vor ſeinem in Nr. 172. der A. L. Z. recenſirten Vorgänger den ſehr erheblichen Vorzug, daſs er durch ein Conſulariſches Decret vom 19. Thermidor an IX. officielle Qualität und Zuflüſſe bekam. Nach dieſem hier vorangedruckten *Arrêté*, welches die längſt bekannte Aufmerkſamkeit von Bonaparte auf Zeitungen und Staatskalender bethätiget, müſſen alle Staatsminiſter jährlich den Nationalalmanach, und zwar *ausſchlieſslich*, mit Berichtigungen und Zuſätzen verſehen, worauf das Manuſcript vor dem 15. Fructidor im Staats-Secretariat revidiret wird. Durch dieſe Beyhülfe vergröſserte ſich der reichhaltige Inhalt bis beynahe 800 Seiten. Für das Ausland ſind die Darſtellungen des *Corps diplomatique* S. 129 bis 138. des National-Inſtitus und der vielen literariſchen und gemeinnützigen Anſtalten bis auf die Centralſchulen und das Prytaneum, die von S. 609 — 687. fortgeführt werden, ſehr intereſſant; unter andern findet man darin S. 639. das *Hoſpice central de vaccination gratuite*. Der ſtatiſtiſche Gebrauch iſt durch Zahl-Beziehungen und der praktiſche für die Stadt Paris durch die Anzeige der Wohnungen gehoben.

Neustrelitz, b. Spalding: *Herzoglich Mecklenburg-Strelitziſcher Staatskalender auf das Jahr* 1802. Mit Herzoglichem Privilegium. 131 S. 8. ohne Kalender.

Geſchlechts-Regiſter der jetztlebenden Königlichen und Fürſtlichen Familien. Eine Beylage zum Mecklenburg-Strelitziſchen Staatskalender. 105 S. 8.

Die allmälige Verbeſſerung dieſes Staatskalenders, und zwar durch die Mitwirkung des damaligen Hn. Canzleyraths von *Kamptz*, wurde ſchon 1796 in der A. L. Z. Nr. 352. S. 358. mit gebührendem Lobe angezeigt. Den vorliegenden verdankt das Publicum dem Cammerherrn *Auguſt Chriſtian Friedrich*, Grafen *von Schulenburg*. Das Namenverzeichniſs, in welchem die Geiſtlichkeit ſtatiſtiſche Erläuterungen mit ſich führt, füllt 78 Seiten. Dieſem folgt, bis zum Ende des Buchs, ein ſehr zweckmäſsig compendiariſches Verzeichniſs der Cabinets- und Domänengüter, nebſt der Zahl der Einwohner, desgleichen der Herrſchaftlichen Monopolien, der Ritterſchaftlichen und andern Landgüter, wie auch der Städte und Flecken, mit manchen andern Notizen durchwebt. Den Beſchluſs macht der Poſtcurszeiger, und das Jahrbuch der merkwürdigern innern Ereigniſſe unter der Benennung von *Annalen*. Letztere zieren nun ſchon zum eilftenmale den dortigen Staatskalender.

Das Geſchlechts-Regiſter iſt ausführlich, genau, und zu einer geſchwinden Ueberſicht bequem eingerichtet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Halle*, in d. Renger. Buchh.: *Parallaxen auf dem Sphäroid, von Rohde*, Kön. Preuſs. Capitän. — Mit einem Anhange über die leichtere Beſtimmung der Culminationszeit eines Geſtirns durch zwey beobachtete Höhen mit den Zeiten der Beobachtungen, in dem Aſtron. Jahrbuche für 1801. Nebſt 1. Kupfertafel. 1800. 34 S. 4. (8 gr.) Unbequemlichkeiten gewiſſer bisher bekannten parallaktiſchen Formeln, oder Mangel an Deutlichkeit der Beweiſe, den einige Aſtronomen darin zu bemerken glaubten, ſcheint dem Vf. die erſte Veranlaſſung gegeben zu haben, die Theorie der Parallaxen ganz von neuem zu unterſuchen, um, wo möglich, darüber durchaus ins Reine zu kommen. Zwar fehlte es in Abſicht

ſicht auf die Anwendung keineswegs an andern bequemern und ſtrenge erwieſenen Formeln, die man in jedem Falle an die Stelle der angezeigten minder vollkommenen ſetzen kann, und deren ſich wirklich die praktiſchen Aſtronomen mit hinlänglicher Sicherheit bisher bedient haben. Inzwiſchen erwirbt ſich der Vf. doch ein Verdienſt um die Wiſſenſchaft durch dieſe neuen einer an ſich ſchwierigen aſtronomiſchen Theorie gewidmeten Unterſuchungen, die in Rückſicht auf erſchöpfende Vollſtändigkeit, Strenge der Beweiſe, und analytiſche Eleganz der Formeln den geübten Mathematiker (denn für Anfänger müſste freylich manches weiter ausgeführt werden) hinreichend befriedigen werden, und, was den theoretiſchen Theil der Parallaxen-Rechnung betrifft, als vorzüglich gute Bearbeitung dieſer Materie angeſehen zu werden verdienen. Der Vf. geht von ganz allgemeinen directen Sätzen oder Grundgleichungen in der Lehre der Parallaxen auf einem Sphäroid aus. Jene Sätze beziehen ſich auf die beſtimmenden Theile der Parallaxe der Diſtanzen, und auf den vergröſserten Durchmeſſer eines der Parallaxe unterworfenen Geſtirns. Zugleich giebt er zum Anfange allgemeine und ganz genaue Gleichungen, um den ſcheinbaren gegenſeitigen Abſtand zweyer Geſtirne durch geocentriſche Data, oder umgekehrt ihren wahren geocentriſchen Abſtand durch ſcheinbare Data zu finden; beiderley Formeln enthalten zwar den Coſinus des geſuchten Abſtandes, und können daher mit Anwendung der gewöhnlichen trigonometriſchen Tafeln, wenn der Abſtand ſehr klein iſt, etwas unzuverläſſig werden, behalten aber ihre Brauchbarkeit um ſo mehr für die gewöhnlichen Fälle, wenn man aus gemeſſenen Mondsabſtänden, die nie gar zu klein genommen werden, die geographiſche Länge beſtimmen will. Nachdem der Vf. ſeine allgemeinern Fundamentalgleichungen hat vorangehen laſſen, ſo betrachtet er nun die Parallaxen in Beziehung auf die drey Hauptebenen, den Horizont, den Aequator und die Ekliptik; die erſte giebt Parallaxen des Azimuts und der Höhe, die zweyte Parallaxen der Rectaſcenſion und Declination, die dritte Parallaxen der Länge und Breite; unter dieſen Abtheilungen, verbunden mit der Parallaxe des Abſtandes und des Durchmeſſers, ſind die gewöhnlichen in der Ausübung vorkommenden Fälle vollſtändig enthalten. Die Parallaxen für jene drey Ebenen hat der Vf. auf folgende Art bearbeitet. Für die Ebene des Horizonts z. B. giebt er 1) genau erwieſene Formeln ſowohl für das ſcheinbare Azimut als für die Azimutalparallaxe, wobey alles durch lauter geocentriſche Data ausgedrückt iſt. 2) Eben ſolche Formeln für das wahre Azimut und die Azimutalparallaxe, durch lauter ſcheinbare Data ausgedrückt. 3) Die ſcheinbare Höhe und die Höhenparallaxe durch geocentriſche, und 4) die wahre geocentriſche Höhe, und die Höhenparallaxe durch ſcheinbare Data ausgedrückt. Für die Parallaxen, oder die Unterſchiede des ſcheinbaren und wahren Azimut, der ſcheinbaren und wahren Höhe ſind ſowohl vollkommen genaue als Näherungsformeln geliefert, auch wird jedesmal der mehr oder weniger bedeutende Werth einer ſolchen Parallaxe für Sonne und Planeten inſonderheit gezeigt. 5) Der vergröſserte Mondsdurchmeſſer durch geocentriſche, und der wahre Mondsdurchmeſſer, durch ſcheinbare Data ausgedrückt, die beide auf den Horizont Beziehung haben, hier alſo durch Azimut und Höhe des Monds beſtimmt werden: noch wird der Werth dieſer Vergröſserung für Sonne und Mond beſonders unterſucht. 6) Der ſcheinbare Abſtand zweyer Geſtirne durch geocentriſche Data, und ihr wahrer Abſtand durch ſcheinbare Data, beidemal aber in Rückſicht auf den Horizont, oder durch Zuziehung der Höhe und des Azimut ausgedrückt. 7) Endlich der ſcheinbare Abſtand der Mittelpunkte zweyer Geſtirne durch geocentriſche und auf den Horizont bezogene Data für die geocentriſche Centralconjunction dieſer Geſtirne, oder für den Zeitpunkt, wo aus dem Mittelpunkte der Erde ihr wahrer Abſtand $= o$ iſt, ausgedrückt. Ganz denſelben Gang befolgt der Vf. in Abſicht auf die beiden andern Ebenen, den Aequator und die Ekliptik; zuweilen vergleicht er auch ſeine Formeln mit jenen anderer Aſtronomen: ſo iſt bey ihm z. B. die Gleichung für die Längenparallaxe einerley mit der Lexellſchen in den Berliner Ephemeriden 1777. und ſeine Formel für die Breitenparallaxe ſtimmt mit der Bohnenbergerſchen überein. Vergleicht man die correſpondirenden Ausdrücke des Vf. für alle drey Ebenen unter ſich, z. B. die aufeinander ſich beziehenden Gleichungen für Azimut, Rectaſcenſion, Länge, für Höhe, Declination, Breite, oder auch für die Parallaxen dieſer Gröſsen: ſo findet man, daſs ſie alle von derſelben Form ſind, und eben dieſe ſchöne Concinnität iſt es, was ſie dem Analyſten vorzüglich empfehlen muſs. Dadurch daſs der Vf. überall beſondere Formeln ſowohl für die ſcheinbaren als für die wahren Winkel gegeben, und in jene bloſs geocentriſche, in dieſe bloſs ſcheinbare Data hat einflieſsen laſſen, ſind die Bedingungen der parallaktiſchen Aufgaben genauer abgemeſſen, und dadurch manche Schwierigkeiten, in die man ſich ſonſt verwickelt, im voraus gehoben worden. So viel gutes indeſs dieſe vom Vf. neu bearbeitete Theorie der Parallaxen in Hinſicht auf Genauigkeit, Eleganz und durchaus ſyſtematiſche Anordnung der Formeln wirklich hat: ſo könnte doch der Vortheil mehrerer Kürze nebſt andern Bequemlichkeiten den praktiſchen Aſtronomen veranlaſſen, zum wirklichen Gebrauche in manchen Fällen andere Formeln vorzuziehen, und der Vf. ſcheint darin zu weit zu gehen, wenn er ſchon bekannte und bisher gebrauchte Formeln geradezu verwirft, bloſs darum, weil ihnen das analytiſche Ebenmaaſs fehlt, oder weil ſie z. B. geocentriſche und ſcheinbare Data untereinander gemiſcht enthalten. So wundert er ſich, daſs man bisher für den vergröſserten Durchmeſſer des Monds in Beziehung auf die Ekliptik noch keine Formel gefunden habe, die eben ſo einfach als genau ſey, und nennt die eben dafür von *Bohnenberger* gegebene Gleichung bunt, und mit Gröſsen überladen, die von einander abhängen: allein *B.* wählte offenbar gerade dieſe Formel, weil ſie, zu nicht geringer Bequemlichkeit des Rechners, einerley Nenner mit den von ihm gefundenen Gleichungen für die Längen- und Breitenparallaxe hat; *Rhode's* Formel iſt dagegen zur Berechnung ungleich weitläuftiger, da ſie die Kenntniſs der Zenitdiſtanz des Geſtirnes fodert, die man vorher aus einer eigenen zweytheiligen Formel erſt ſuchen muſs. Dieſs iſt nicht der einzige Fall, wo der ausübende Aſtronom weniger elegante aber kürzere Formeln, indirecte Methoden u. ſ. w. mit Recht vorzieht, d. h. um zum Ziele zu gelangen, eher den am ſchnellſten dahin führenden und gleich ſichern, wenn ſchon nicht ſo regelmaſsig angelegten Weg wählt, als denjenigen, der mehr Kunſt und Geſchmack verräth, aber länger iſt. — Im *Anhange* erläutert der Vf. noch die Aufgabe, aus zwey Höhen und den Beobachtungszeiten die Culmination eines Geſtirns auf eine leichte Art, und zwar ſo zu beſtimmen, daſs Polhöhe, Abweichung und abſolute Höhen nicht ſehr ſcharf bekannt ſeyn dürfen. Der Generalmajor von *Tempelhoff* gab zuerſt eine Auflöſung dieſer praktiſch ſehr nützlichen Aufgabe im I. Supplem. Bande zu Bode's aſtronomiſchen Jahrbüchern; *Klügel* brachte die Gleichung in eine leichtere Form in aſtron. Jahrb. 1801, ſo daſs der Zähler, eben ſo wie der Nenner, die Summe von 6 Sinuſſen und Coſinuſſen enthält. In andern noch kürzern und gefälligeren Formen ſucht der Vf. die Auflöſung darzuſtellen; eine derſelben begreift zwar auch im Zähler die Summe von 6 Sin. und Coſin. aber im Nenner nur das Product von 4 Sin. und Coſin. Eine andere noch bequemer eingerichtete Form bey dem Vf. iſt folgende. Wenn p die Polhöhe, und in gewiſſen Zeiten T und T' die Abweichung der Sonne d und d', ihre Höhe a und a', der Stundenwinkel A und A' iſt, ſo hat man: Sin $\frac{1}{2}$ (A'—A) + Sin $\frac{1}{2}$ (A' + A) $=$ 2mal die Quadratwurzel aus dem Producte [Sin (45° + d'—s') Sin (45° + p—s') Sin (45° + a—s) Sin (45° —+ s) dividirt durch cof p' cof d' cof dj. Hierbey iſt $\frac{1}{2}$ (p + d' + a') $=$ s' und $\frac{1}{2}$ (p + d + a) $=$ s geſetzt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. März 1802.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verl. des Induſtrie-Comtoirs: *Taſchenbuch für topographiſche Excurſionen in die umliegende Gegend von Jena.* Entworfen von *A. J. G. C. Batſch*, Prof. zu Jena. 1800. 253 S. gr. 12. mit 2 Karten. (1 Rthlr. 18 gr.)

Aus einer Menge von Taſchenbüchern, worunter es ſo viele giebt, die keinem Menſchen einfallen kann, in der Taſche zu tragen, hebt ſich das gegenwärtige, auſser ſeinen andern Vorzügen auch dadurch heraus, daſs es ein wirkliches und nicht bloſs titulirtes Taſchenbuch iſt, ein wahres nützliches Vademecum, das jeder Freund der ſchönen Natur in Jena und der umliegenden Gegend, beſonders aber jeder, der auf der jenaiſchen Univerſität ſtudiert, auf ſeinen Spaziergängen immer mit ſich führen ſollte. Die Gegend um Jena hat das charakteriſtiſche, daſs man innerhalb einer oder zwey Stunden nach allen Richtungen hin Spaziergänge auf die ringsumliegenden Berge machen, und der angenehmſten und mannichfaltigſten Ausſichten genieſsen kann. Will ein Fuſsgänger längere Excurſionen machen: ſo giebt es eben ſo viel Gelegenheit, unter der ſchönſten Abwechſelung einen Tag oder einen halben Tag zu verbringen.

Das Feld demnach, was der würdige Vf. hier zu beſchreiben unternommen, bildet ein ungleiches Viereck, das ungefähr 3 Stunden in der Breite hat, in deſſen Mitte die Stadt Jena befindlich iſt, und das die nahen Berge mit ihren Waldparthien in ſich einſchlieſst. „In dieſem kleinen Raume iſt gleichwohl eine groſse Menge von Standörtern, es ſind die vielfachſten Anſichten und Spazierwege, mit mehrern tauſenden von Naturkörpern zuſammengedrängt. Studirende können insbeſondere täglich in den Abendſtunden die nahen, an den Sonnabenden, Sonntagen und in den Ferien die etwas weitern Gegenden dieſes Umkreiſes mit aller Bequemlichkeit beſuchen; Städte, Dörfer und Meyerhöfe, deren beynahe ein halbes hundert auf dieſer kleinen Erdfläche beyſammen liegen, geben überall Obdach und Erholung."

In der Einleitung giebt der Vf. eine allgemeine Ueberſicht der Naturbetrachtung und ihrer Vortheile, immer mit Hinſicht auf die hier zu beſchreibende Gegend; ferner eine Erörterung der ſehr zweckmäſsigen Frage: wie entſtand der Boden des hier in Betracht kommenden Landes? wie wurde er verändert? welche darauf hinausläuft, daſs der Boden der Gegend ein Seeproduct ſey, wovon ſich allenthalben deutliche Spuren genug auffinden laſſen. Dann die allgemeine Betrachtung des Hauptthals der Saale, in ſofern nämlich daſſelbe als die Urſache aller übrigen Veränderungen jener Gegend angeſehen werden muſs. Es folgt nun die Aufzählung und kurze Bezeichnung der Berge und Thäler der Gegend um Jena, ſowohl jenſeits als dieſſeits der Saale. Dann die Angabe und Betrachtung der natürlichen Standörter um Jena, der Wege um Jena, denen eine eigene Karte gewidmet iſt; ferner der Städte, Dörfer, Meyerhöfe und Ruinen, und endlich die Bemerkung verſchiedener Stellen, von welchen man ſchöne Ausſichten genieſst. Die Karten ſind von F. L. *Güſſefeld*, theils nach eigenen Meſſungen; theils nach anderen Originalzeichnungen neu entworfen.

In der Beſchreibung des Eigenthümlichen jeder Gegend, beſonders der verſchiedenen Berge und Thäler hat der Vf. ein groſses Talent topographiſcher Charakteriſtik gezeigt. Bey den Entwickelungen der Schönheit der verſchiedenen Naturparthien im Allgemeinen S. 163—220. iſt er hie und da etwas zu üppig geworden. Das Ganze aber iſt durch die innere Anlage ſowohl, als auch durch die zwey beygefügten Karten, ſo zweckmäſsig gerathen, daſs nicht nur diejenigen, welche ſich wirklich in Jena und umliegender Gegend aufhalten, es als den treuſten Wegweiſer auf ihren Excurſionen, ſondern auch andere, die ſich ehemals in Jena aufhielten, als einen Nomenclator zur Auffriſchung angenehmer Erinnerung gebrauchen können. Hr. *B.* verſpricht übrigens noch ein mineralogiſches, ein botaniſches und ein zoologiſches Taſchenbuch für die Gegend von Jena folgen zu laſſen, wodurch er ſich alle, die ihre Spaziergänge nicht bloſs auf Vergnügen, ſondern auch auf Erweiterung der Naturkenntniſs berechnen, ungemein verbinden wird.

Leipzig, b. Gräff: *Bruchſtücke aus einer Reiſe durch einen Theil Italiens* im Herbſt und Winter 1798 und 1799, von *Ernſt Moritz Arndt.* 1801. *Erſter Theil* 370 S. *Zweyter Theil* 356 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. iſt einer von den wenigen Reiſebeſchreibern, die die Individualitäten eines Landes eben ſo glücklich aufzufaſſen als lebendig wiederzugeben verſtehn. Zwar darf man hier keine ausgearbeiteten vollendeten Schilderungen erwarten, aber die Darſtellungen des Vfs. haben darum doch nicht weniger Werth. Man ſieht ihn vor ſich ſtehen, man hört ihn erzählen, und wird immer mehr für ihn eingenommen. Er iſt ein junger biederer jovialiſcher Mann,

der von seinen an Abentheuern ziemlich reichen Fussreisen in den vertraulichen Zirkel seiner Freunde zurückgekommen ist, und nun alles was er gesehen hat, mit der lebendigen Wärme der ersten Anschauung wieder erzählt. Er spricht völlig ungenirt, er sagt alles heraus, was ihm in den Mund kommt; aber es sind seine Beobachtungen, seine Ansichten, seine Erfahrungen und alles was er erzählt, kommt aus der ersten Hand. Mögen seine Ausdrücke auch hin und wieder ein wenig zu derb, seine Scherze nicht immer die feinsten seyn; man vergisst es leicht bey dieser Menge trefflicher Bemerkungen, gesunder Urtheile, und schöner herzlicher Züge, womit der Vf. seine Leser fast auf jedem Blatte zu überraschen weiss. Wer sich einmal in der Gesellschaft eines ächten Natursohnes wieder erholen will, dem mag unser Vf. aus voller Ueberzeugung empfohlen seyn.

Der Titel giebt bereits den interessanten Zeitpunkt dieser originellen Fussreise zur Genüge an. Der Vf. gieng von *Wien* über *Triest* nach *Venedig*, und von da über *Ferrara* u. s. w. nach *Florenz*, wo er sich am längsten aufhielt. I. Th. S. 199 bis II. Th. 135. Nun gieng die Reise nach *Livorno*, *Pisa*, *Lucca* und endlich über Lerici nach *Genua*, wo wir den Vf. in diesem Theile verlassen; um ihn wahrscheinlich in dem folgenden in Nizza zu sehn. Es würde unmöglich seyn, aus einem so gehaltreichen Werke einen nur einigermasen vollständigen Auszug zu geben. Rec. begnügt sich also die Leser besonders auf die interessanten politischen Bemerkungen, Anekdoten, so wie auf die reizenden Details über Menschen und Sitten aufmerksam zu machen. In dieser Hinsicht hat die Reisebeschreibung des Vfs. einen entschiedenen Vorzug.

Um eine Probe von seiner Manier und besonders seinen Charakteristiken zu geben, mag hier die Schilderung der *Florentiner* stehen. Th. II. S. 23.: „Was die Gemüthsart der Florentiner angeht, da kömmt man meistens mit falschen Begriffen nach Italien. Ich habe es hier fast eben so, wie an manchen Orten Deutschlands gefunden; ja ich müsste lügen, wenn ich nicht behauptete, dass manche Deutsche, z. B. Sachsen und Franken einen brausendern Charakter *zeigten*, ich sage nicht *hätten*. — Ich finde hier einen *Ernst* und eine *Ehrenfestigkeit*, und eine Ungewandheit des Körpers, eine Langsamkeit im Gange und in der Haltung, die sicher nicht sprudelnd und heftig sind. Diesem entspricht auch das äussere Betragen. So frey, wie auch immer zu Hause der geschmeidige Franzose bey aller Feinheit und Artigkeit ist, so *feierlich* und *steif* erscheint dagegen der Florentiner, und die Artigkeit und Urbanität, womit er einem bey jedem Schritte begegnet, die *Ganbatezze*, wie man es hier nennt, wird einem oft wirklich zur Last." — Eben so treffend ist auch die Schilderung der *Genueser* S. 294 ff., so dass Rec., der selbst in Genua war, seine Leute vor sich zu sehen glaubte; anderer eben so gelungenen Portraits zu geschweigen. Uebrigens haben auch die Landschaftsgemälde des Vfs. trotz mancher kleinen Incorrectheiten eine Wärme und eine Frischheit, die oft zu Begeisterung hinreisst. Und wie lebendig schildert er das Leben und Treiben der Menge in *Triest*, *Venedig*, *Livorno*, und beym Carnaval in Florenz! Hier ist er in seinem Element. Hier erzählt er mit unnachahmlicher Naivität, hier ist er sicher alle Leser zu fesseln, so bald man ihm hier und da ein derbes Sprüchelchen zu Gute halten will!

Altenburg u. Erfurt, b. Rink u. Schnuphase: *Briefe auf einer Reise durch Thüringen und Hessen*, geschrieben von einem wandernden Helvetier im J. 1800. 1801. 231 S. 8. (16 gr.)

Dies ist das Werk eines hellsehenden und selbstdenkenden jungen Mannes, der sich aber, wie so manche andere Reisebeschreiber, zu sehr seinen Gedanken und Gefühlen überlässt, und, anstatt blos bey den Gegenständen zu verweilen, die er sieht, zu mancherley Betrachtungen übergeht und seine eigene Denkungsart und Grundsätze vor uns entwickelt. Hieraus wird sich denn der Leser erklären, wie der Vf. die ersten 59 Seiten anfüllt, indem er zwischen Naumburg und Schulpforte verweilt, ohne uns gerade viel über die genannte Stadt zu sagen. Von der Schule aber liefert er eine interessante Beschreibung. Der 9te Brief enthält Vorschläge zu einer Bank, in welcher der Landmann sein Geld anlegen soll; allein gleich so vielen andern, die den nämlichen sehr guten Einfall hatten, giebt er uns die Mittel nicht an, durch welche die zusammengebrachten Capitalien wuchern sollen. — S. 91. wird von dem sächsischen Canal gesagt, dass der angefangene Bau seit einigen Jahren liegt. „Das Bette ist wieder an vielen Stellen zu hoch, und dadurch das Wasser zu seicht geworden. Die fertigen, aber unbenutzten Schleusen fangen an (sich) zu verschlemmen." — Aus der Gegend zwischen Naumburg und Schulpforte, wo die Reise anfängt, geht er über Weimar, Erfurt, Gotha und Eisenach, über welche Orte des Vfs. Bemerkungen weder etwas Neues noch Besonderes liefern, aber doch so dargestellt sind, dass die mehresten sich mit Vergnügen lesen lassen, nach Cassel. Diese Stadt und Hessen überhaupt nehmen den grösten Theil des Buches ein, und über beide macht der Vf. treffende, aber sehr strenge Bemerkungen, indem er beides die Pracht und die Armuth, die man da beysammen findet, gegen einander stellt. — Uebrigens ist dieses Werkchen mit unverzeihlicher Nachlässigkeit gedruckt; denn ausser den Fehlern, die am Ende angegeben sind, findet man eine grosse Menge anderer, wodurch häufig Sprachfehler entstehen, die dem Vf. gewis nicht zur Last fallen. Dergleichen sind S. 14. Sein Anzug verräth, *das* er etc. S. 15. ordentlich in seinen Hauswesen etc. Eb. eine mathematische Ausgabe, für Aufgabe etc. S. 23. unter diesen dichtbelaubten Gewölbe etc. S. 34. wenn junge Leute in ihren Fleisse gestört werden etc. S. 38. wie mancher wird kämpfen

auf

auf diesen Schauplatz etc. S. 53. er lernt jenes Ueberwinden von Schwierigkeiten kennen, was (das) dem künftigen Gelehrten etc., und so durchaus durch das ganze Buch, das sich sonst in so manchen Rücksichten vortheilhaft auszeichnet.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Kummer: *Einige Predigten und Homilien* von M. *Carl Gotthelf Arnold*, zweytem Prediger bey der altstädter Gemeine in Thorn. 1801. 130 S. 8. (10 gr.)

Ungeachtet diese Vorträge in Absicht auf Richtigkeit der Dispositionen, Bestimmtheit der Begriffe, Bündigkeit der Beweise, Präcision und Rhythmus des Ausdrucks noch mancherley zu wünschen übrig lassen, auch sich gerade nicht durch Neuheit der Gedanken und Wendungen auszeichnen: so kann man doch eine gewisse gute Haltung des Ganzen, einen rühmlich ausdauernden auf die Ausarbeitung davon verwandten Fleifs und einen regen Eifer für Tugend und Frömmigkeit darin nicht verkennen. Vornehmlich können sie bey der lebhaften oft blühenden, jedoch von Bombast, Tautologien, tadelhaften Inversionen und rhetorisch fehlerhaften Zusammenstellungen nicht freyen Sprache, worin sie geschrieben sind, durch eine gute Declamation unterstützt, vortheilhaften Eindruck gemacht haben. Die ersten fünf sind Predigten: I. von dem wohlthätigen Einflusse der Achtung gegen die Religion auf das Wohlseyn ganzer Völker und Länder, II. über den grofsen Ausspruch Jesu, seyd barmherzig, wie euer Vater barmherzig ist, III. von der Theilnehmung an den Angelegenheiten unsres Nächsten, IV. von der Anspruchlosigkeit, V. dafs wir auch nach der Trennung von unsern Freunden durch den Tod mit ihnen noch in Verbindung bleiben — die beiden letztern sind Homilien über Joh. 13, 21—30. und Joh. 18, 15—18. 25—27. in denen der Text gut, nur nicht ohne den Fehler, hier und da zu sehr in kleinliches Detail zu gehen und unbedeutende Züge zum Muster aufzustellen, benutzt ist. Die bey Beurtheilung dieser Art von kleinen Schriften nöthige Kürze verstattet nicht, das obige Urtheil ausführlich mit Beyspielen zu belegen; damit indessen der Vf. nicht glaube, als ob über seine Arbeit ohne Beweis abgesprochen sey, machen wir ihn auf die Disposition gleich der ersten Predigt, wo die Haupttheile I. und III. gar nicht im Thema liegen, sondern von der Abhandlung selbst nur eine kurze Vorerinnerung und Zugabe, um das Interesse nicht zu theilen, ausmachen sollten — auf das Unlogische der Unterabtheilungen im I. Haupttheile — auf das Schwankende im Gebrauche des Begriffs, *Achtung gegen die Religion*, wo diese nicht selten mit Religion selbst, *Religion* aber mit Christenthum oder rechtschaffener an Religion sich anschliefsender Gesinnung verwechselt wird — auf die ebenfalls nicht vermiedene Verwechselung des viel speciellern Begriffs *Barmherzigkeit* mit dem weit allgemeinern der Liebe in der langen, declamatorischen Apostrophe über Gottes Barmherzigkeit (welche sehr zu ihrem Nachtheil an eine ähnliche Stelle in einer Zollikoferschen Predigt über den Spruch: Gott ist die Liebe, die ihr zum Muster gedient zu haben scheint, erinnert), — auf die unstatthafte Erklärung des abstracten Begriffs *Anspruchlosigkeit* durch ähnliche abstracte Begriffe, Bescheidenheit, Wohlwollen, Uneigennützigkeit, Zufriedenheit, die eben sowohl durch ihn erklärt werden konnten, und auf die noch unstatthaftere Angabe von Mitteln der Anspruchlosigkeit theilhaftig zu werden, welche nach den im ersten Theile jener Predigt gegebnen Erklärungen sämmtlich keinen andern Sinn geben, als den: wollt ihr Anspruchlosigkeit lernen: so seyd anspruchlos — endlich auf die Inconsistenz in dem Bilde S. 3. „Herabsinken von einer Verirrung zu der andern", und die fehlerhafte Inversion S. 29. „dadurch erheben kannst und sollst du dich" — wie nicht minder auf die verunglückte und affectirte Apostopese S. 118. „der — doch nein er wird seinem Herrn nicht untreu" etc. — aufmerksam. Die praktische Nutzbarkeit dieser Vorträge wird gar sehr dadurch geschwächt, dafs in den Bewegungsgründen viel zu ausschliefsend der Eudämonismus vorwaltet, und auf reine Tugendlehre nicht genug Rücksicht genommen ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Rostock*, b. Müller: *Religionsbuch der nachdenkenden Jugend in den Schulen und den Erwachsenen zur Erbauung bestimmt* von D. *Georg Detharding*, des Minist. Director und erster Aufseher der Schulen. 1802. 96 S. und VIII S. Vorrede. 8. Der Vf. klagt in der Vorrede über die jetzige verschiedene Lehre und Sprache in der Religion, und sagt sehr naiv: „Es fehlt mir nur an Zeit und „Laune einen *van Dahle* [Dale], einen *Morhof*, einen *Buddaeus* [Buddeus] und andre zu plündern. Die Vergleichung „der Lehrmeynungen *dieser* alten Götzendiener [allein jene „Männer waren ja sämmtlich gute Christen, so viel man weifs] „mit den neuern Weltweisen würde die Wahrheit bestätigen: „es geschieht nichts Neues unter der Sonnen [Sonne]. Was „die Weltweisen der Vorzeit von Gott, Religion und dem „höchsten Gut *erdichtet* haben [!?] das wird wieder hervor„gesucht, aufgetischt, in mancherley Gestalten vorgetragen, „in schönen Worten [in schöne Worte] eingekleidet, und „das gefällt. Vielleicht tadelt man mich, wenn ich es zu be„haupten wage, dafs das Mehrste, was man zu unsern Zei„ten als Religion predigt, nur in leeren schön gefafsten Wor„ten bestehe [allein Worte führen doch Ideen und Gedan„ken mit sich?], welche sie selbst [die Worte?] nur halb

„glauben, und wodurch sie [welche?] weder ihr eigen Herz „bessern, noch ihre Zuhörer überzeugen können. Möchte „dieſs nicht auch von den mehrſten neuen Religionsbüchern „gelten! Wir finden darin eine vortreffliche Tugendlehre, „einzelne auserlesene Wahrheiten von den Tugenden der „Christen, unter denen die Gottesverehrung oben ansteht „[Nun das ist ja vortrefflich, und dieſs muſs man dankbar „benutzen, damit die redlichen Bemühungen verehrungs„würdiger Theologen nicht verloren gehen, und man end„lich einmal über die zehen Gebote hinaus kommt!]. Man „vergiſst aber hinzu zu setzen: wo sind die Menschen, die „dem von uns entworfenen Bilde ähnlich sind?" — Allein der Lehrer der christlichen Tugend zeigt ja auch vorzüglich nur, wie die Menschen seyn *sollen*, welches Bild den jetzigen Menschen freylich nicht ähnlich ist, woraus aber schon von selbst folgt, daſs sie besser zu werden sich bestreben müssen. — Die Absicht des Hn. *D.* mit diesem Buche geht alsdann dahin, wie man weiter aus der Vorrede sieht, daſs die Lehrer in den Kirchen und Schulen zu Rostock nach Kor. 1, 10. *allzumal einerley Rede führen in einem Sinne und in einerley Meynung.* So ganz buchstäblich läſst sich aber dieſses niemals erreichen, wie die Psychologie lehrt, und ist auch in der That niemals in einer Religionsparthey erreicht worden, wie Erfahrung und Geschichte bezeugen. Nach der Psychologie und Erfahrung muſs man sich damit begnügen, daſs so wie *ein* moralischer Geist des Christenthums die Apostel inspirirte, auch so alle christlichen Lehrer in Kirchen und Schulen, voll dieſses moralischen Geistes *eines Sinnes* sind, die Menschen vermittelst der christlichen Religion *moralisch* zu bilden, und sie auf diese Weise ihrem zeitlichen und ewigen Heile entgegen zu führen. Dazu bedarf es aber nicht einerley Sprache und einerley Meynung, die man doch nicht erreichen kann. Hiemit wird der würdige Vf. bey ruhigem Nachdenken, seinen übrigen schönen Grundsätzen von Toleranz gemäſs, die er in diesem Buche äuſsert, sehr wohl übereinstimmen können. — Jener Absicht zufolge wünscht Hr. *D.*, daſs dieſs Büchelchen in den Schulen, worin Kinder *religionsfähig* gemacht werden [das sind also die untern Schulen, wo Kinder die ersten Begriffe von der Religion erhalten], als ein Lesebuch gebraucht werden möge, damit der Schullehrer die einzelnen Religionssätze durch katechisire. Eine zweyte Absicht geht dann noch dahin, daſs es für Erwachsene ohne Vermögen zur Erbauung diene, um sie mit dem Inhalte der Bibel mehr bekannt zu machen. Allein diese doppelte Absicht läſst sich schwerlich auf eine und dieselbe Weise durch ein und dasselbe Buch erreichen; und wenn das auch möglich wäre: so ist doch hier der Erfolg gewesen, daſs es mit der Hinsicht auf die Erwachsenen für Kinder, die den ersten Unterricht in der Religion erhalten sollen, viel zu schwer, mithin unbrauchbar geworden ist. Man findet nämlich hier die ganze Dogmatik im Kern mit allen ihren Subtilitäten und philosophischen Bestimmungen, z. B. über die Vereinigung der beiden Naturen in Christo u. s. w., wovon Kinder noch nichts verstehen, und welche auch die besten Schulmeister nicht alle werden erklären können. Dazu kommt, daſs häufig unverständliche biblische Ausdrücke beybehalten sind, welche Kindern und Schulmeistern gleich unerklärlich seyn müssen; z. B. S. 96. „So lange ich hier unter den Hütten *Kedars* [?] wohne." Oder: „wann ich mit Jesu auf *Thabor* gewesen, warum sollte ich ihm [*ihn*] nicht auch auf dem *Oelberg* und *Golgatha* begleiten" u. d. m. Auſserdem ist die *Tugendlehre* ausgeschlossen. Die Art, wie sich Hr. *D.* hierüber erklärt, ist merkwürdig. „Ich setze solche bey jedem „Religionsunterrichte voraus [sehr richtig, wofern nämlich ein besonderes Buch, welches die Tugendlehre enthält, zuvor von den Schulmeistern erklärt wäre], und erwarte „von jedem tüchtigen Schullehrer, daſs er die zehn Gebote, „wenn gleich nur *nothdurftig* doch so *weit* erklärt habe, daſs „die Jugend überzeugt worden, *man könne durch Haltung der Ge„bote nicht selig werden* [!?]." Bey einer solchen Ueberzeugung kann freylich die ganze Tugendlehre wegfallen: allein das Unheil, was aus der Unbekanntschaft mit seinen Pflichten in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens entstehen muſs, ist auch unübersehbar; so wie ganz natürlich jene Ueberzeugung die Nichthaltung der Gebote zur Folge haben muſs, wann nicht die Stimme des Gewissens in den Menschen noch stärker ist, als die Stimme übel ausgedrückter Grundsätze. — So sehr sich auch der Vf. an den orthodoxen Lehrbegriff der Kirche gehalten hat: so dürften doch einige Sätze schwer damit zu vereinigen seyn. Nach S. 66. soll Gott *seinem Wesen nach* in den Herzen der Christen wohnen. „Wichtiger Trost für mich, setzt der Vf. hinzu, wer mich „also beleidigt, der beleidigt *Gott selbst*, und tastet seinen „*Augapfel* an." Wir wollen dem Vf. diesen Trost keineswegs rauben; nur sehen wir nicht ein, wie bey der Einwohnung des *Wesens* Gottes der Pantheismus vermieden werden kann, den doch unsre Kirche verabscheuet. Ferner räumt der Vf. nach S. 16. dem Menschen eine Kraft ein, das *Gute* zu erwählen, und das *Böse* zu verwerfen, also eine Freyheit des Willens, welches sehr vernünftig und brav ist: allein dieſs läuft doch auch unsern symbolischen Büchern geradezu entgegen, wonach der Mensch nach dem Falle nur noch eine Freyheit zum Bösen, aber nicht zum wirklichen Guten, mithin keine Freyheit des Willens hat. *cf Form. Concord. Artic. de libero arbitrio.* Wir bemerken dieſs blos deswegen, weil der Vf. in der Vorrede S. VII. erinnert, daſs die Christen durch dieſses Buch vor *allerley Wind der Lehre* gesichert werden sollen. — In der Exegese geht Hr. *D.* seinen eignen Weg, worauf ihm aber wohl nur Wenige zu unsrer Zeit begegnen werden. So heiſst es z. B. in dem Artikel vom Sitzen zur Rechten Gottes S. 50. „Ich weiſs es, daſs das *Sitzen* [als] ein „Zeichen der Herrschaft, so wie das *Stehen* vor Jemand als „ein Zeichen des Dienstes anzusehen sey. Zwar sah Stepha„nus Jesum *stehen* zur Rechten Gottes: allein hier war Jesus „menschlicher Weise zu reden, gleichsam *aufgestanden*, theils „ein *Zeuge* der Mishandlungen seines Knechts zu seyn, „theils ihn zu *empfangen*, und ihn als einen Ueberwinder „neben sich sitzen zu lassen." Dieſs dürfte doch wohl zu menschlich gedacht seyn, und dieſses Buch als Religionsbuch überhaupt zu spät kommen, da wir schon so manches andre von würdigen Gottesgelehrten haben, welche für die niedern Schulen weit besser berechnet und weit zweckmäſsiger eingerichtet sind, als dieſses, wie z. B. der treffliche Katechismus von *Schlegel*, worin sich die Religionslehre und Tugendlehre vereinigt findet, anderer zu geschweigen. — Am meisten sind uns endlich die incorrecte Sprache und Schreibart aufgefallen, die von einem *Lehrbuche* am weitesten entfernt seyn sollten, abgerechnet, daſs schon an und für sich grosse Misverständnisse daraus entstehen müssen, wovon wir bereits einige angedeutet haben. Wir können unmöglich alle Fehler gegen die Grammatik und Orthographie bemerken: allein wir müssen doch noch Einiges davon auszeichnen, womit wir unsre Verwunderung belegen, z. B. S. 41. ruhete auf *dich* [dir]. Ebend. an *dem* [das] Holz genagelt werden. S. 42. aus Liebe zu *mich*! S. 54. ohne *demselben*. S. 79. eben so. S. 92. nach *ihn* [ihm]. S. 95. gepflanzt in *mir* [mich]. Bewahre mein Herz *für eine* [vor einer]. Die Wollüste dieſses Lebens *sey* [seyn]. Eine Stelle, die zum offenbaren Misverständnisse führt, ist S. 70., wo man *diese* Nr. 179. auf die Ungläubigen und Irrgläubigen beziehen muſs. Vorrede S. III. Philantropine st. Philanthr. u. d. m.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. März 1802.

PHILOSOPHIE.

WIEN, b. Doll: *Grundzüge der neuern Philoſophie*, für alle ihre Liebhaber, und beſonders für Studierende, zur Wiederholung der logiſchen und metaphyſiſchen Gegenſtände, Lateiniſch vorgetragen von *Victorin Laaber*, ehemaligen Prof. der Philoſophie am K. K. Lyceum zu Görz und von ihm ſelbſt überſetzt. *Erſter Theil.* Logik. IV S. Vorr. u. 197 S. *Zweyter Theil.* Metaphyſik. 1801. 166 S. 8. (1 Rthlr.)

Warum ſich der Vf. auf dem Titel und in der Vorrede ſeines Werkes des Aushängeſchildes *neuerer Philoſophie* bedient, da doch in dem ganzen Buche wenig oder gar nichts von dem vorkommt, was man in unſern Tagen neuere Philoſophie nennen muſs, und kaum hier und da auf einen und den andern Lehrbegriff derſelben eine flüchtige Rückſicht genommen wird, iſt um ſo ſchwerer zu errathen, da der Vf. in ſeiner Kunde von Philoſophie, philoſophiſcher Geſchichte und Literatur wirklich faſt um zwey Jahrzehende hinter ſeinem Zeitalter zurückgeblieben iſt. Wie weit überhaupt Hr. *Laaber* von klaren und beſtimmten Einſichten in das wahre Weſen und den eigenthümlichen Charakter der Philoſophie und ihrer beſondern Theile und Disciplinen, entfernt iſt, davon giebt ſchon ſein *Vorbericht* zur Philoſophie manche auffallende Proben. Die Philoſophie, als Wiſſenſchaft betrachtet, erklärt er nämlich daſelbſt, für „den Inbegriff aller Wahrheiten „mit ihren Beweiſen, welche von den Eigenſchaften, „Wirkungen und Wirkungsgeſetzen der ſinnlichen „und überſinnlichen Dinge durch Forſchen und Nach„denken bisher entdeckt worden ſind.“ Und der *Gegenſtand* der Philoſophie ſind ihm ſo nach „alle wirk„liche und mögliche, ſinnliche und überſinnliche „Dinge, die ſich, ihrer ungemein groſsen Anzahl „ungeachtet, unter drey Hauptclaſſen bringen laſſen,“ auf welche er ſeine Eintheilung der geſammten Philoſophie in drey Haupttheile gründet, nämlich 1) in die *Anthropologie*, welche von den Dingen, die zum Menſchen gehören; 2) in die *Phyſik*, welche von den Dingen, die zwar nicht zu dem Menſchen gehören, aber doch durch menſchliche Sinne können wahrgenommen werden, und endlich 3) in die *Metaphyſik*, welche von den Dingen handelt, die nicht zu dem Menſchen gehören, und auch durch menſchliche Sinne nicht können wahrgenommen werden. Auf dieſe *Haupteintheilung* läſst der Vf. nun noch eine *Unterabtheilung* folgen, worin die *Arzneykunde*, als zur *Anthropologie;* und die *Mathematik*, als zum Theil zur *Phyſik*, zum Theil zur *Metaphyſik* gehörend, (?) in das Gebiet der Philoſophie gezogen wird. — Wie die Bearbeitung und Behandlung der Logik und Metaphyſik, dieſer vorausgeſchickten Erklärung und Eintheilung der Philoſophie gemäſs, ausgefallen ſey, läſst ſich im Allgemeinen ſchon vorausſehen; auch kennen wir nun den Maafsſtab, wonach wir ſie zu beurtheilen haben; denn es iſt alles nach dem Zuſchnitt des ehemals ſo beliebten Eklekticism der Popularphiloſophie eingerichtet und abgemeſſen, welcher die heterogenſten Lehren und Grundſätze des Empirism und Rationalism auf eine wunderſame und widernatürliche Weiſe zuſammen zu paaren ſuchte.

Was die *Logik* anbetrifft: ſo hat dieſe Wiſſenſchaft unter den Händen unſers Vf. nichts gewonnen, ſondern vielmehr in mehr als einer Rückſicht verloren, da er in das Gebiet derſelben ſo viele fremdartige, theils pſychologiſche, theils metaphyſiſche Sätze aufgenommen, und dadurch den Umfang dieſer Wiſſenſchaft über ſeine rechtmäſsigen Gränzen hinaus erweitert; und über dieſes auch ſo manche einzelne Lehren derſelben nicht richtig, klar und beſtimmt genug vorgetragen hat. So enthält die *erſte* und *zweyte* Abtheilung des erſten, theoretiſchen Theils der Logik, nichts als Pſychologie; und in der *dritten*, von den Hauptverrichtungen des menſchlichen Verſtandes handelnden Abtheilung, die ſich mit nichts als den Grund- und Lehrſätzen der eigentlichen (allgemeinen reinen) Logik befaſſen ſollte, kommt gleichwohl ſo manches vor, das wiederum entweder zur Pſychologie, oder gar zur Metaphyſik gehört; wohin wir z. B. die pſychologiſchen Lehren von der natürlichen Verknüpfung der Begriffe oder der Ideenaſſociation, (im 5ten Hauptſt.) von den wahrnehmbarſten Zuſtänden der Seele u. ſ. w. den Phänomenen des Schlafens, Träumens, Nachtwandelns, der Verrückung, der Schwärmerey u. a. m. (im 16ten Hauptſt.); — und die metaphyſiſche Lehre vom Urſprunge der Begriffe (in Anſehung ihres Gehalts) rechnen müſſen. Wie wenig ſich der Vf. zu einer klaren und richtigen Einſicht erhoben hat, wovon denn eigentlich in der Unterſuchung vom Urſprunge der Begriffe die Rede iſt, davon kann folgende Stelle (Log. S. 68.) zum Belege dienen, worin der Vf. „den Streit zwiſchen den „*Empiriſten* und den *Noologiſten* für einen bloſsen „Wortſtreit erklärt, und das Miſsverſtändniſs durch

„die Bemerkung berichtigen will: dafs die Noologi„ſten vielleicht vom Urſprunge der Ideen bey *gebil„deten*, und die Empiriſten von jenem der noch *un„gebildeten* Menſchen reden“ u. ſ. w. Als ob der Unterſchied zwiſchen dem zur Speculation ausgebildeten, *philoſophiſchen*, und dem *gemeinen* Verſtande etwas mehr als den blofsen Unterſchied des *entwickelten* und *unentwickelten Bewufstſeyns* der reinen Verſtandesbegriffe und ihres davon abhängenden Gebrauches *in abſtracto* oder *in concreto* betreffen könnte; — ein Unterſchied, der von den Vertheidigern der *a prioriſchen* Begriffe ganz und gar nicht beſtritten, ſondern vielmehr aus guten Gründen anerkannt und vorausgeſetzt wird! — Zum Beweiſe, wie unrichtig, verworren und unbeſtimmt unſers Vfs. Begriffe von manchen einzelnen logiſchen Gegenſtänden ſind, mag ſeine Erklärung des *Begriffs* (S. 54.) dienen, nach welcher die *eigentlichen* Begriffe „*einzelne Vorſtellungen einer Sache mit Bewufstſeyn*“ ſeyn ſollen, ohne dafs wir noch davon etwas bejahen oder verneinen. Iſt dieſes wohl eine richtige Erklärung des Begriffs, der, als der *Anſchauung* entgegengeſetzt, ſich von derſelben gerade dadurch unterſcheiden mufs, dafs er keine einzelne (individuelle) ſondern eine *allgemeine*, nur *mittelbar*, d. h. vermittelſt gewiſſer Merkmale auf ein Object ſich beziehende Vorſtellung einer Sache iſt. Der Vf. hätte hier zwiſchen *einzelner* Vorſtellung und Vorſtellung des *Einzelnen* (durch Anſchauung oder Begriff) wohl unterſcheiden ſollen.

In der Behandlung der Metaphyſik (im zweyten Theile des Lehrbuches) ſehen wir unſern Vf., ungeachtet ſeiner im Grunde empiriſtiſchen Denkart, aber freylich wohl der *Coalitions-Manier* ſeines Eklekticism nicht zuwider, gröſstentheils dem Wege der Dogmatiker aus der Leibnitziſch-Wolfiſchen Schule folgen, und die dogmatiſche Methode dieſer Schule in Entwickelung und Darſtellung der einzelnen metaphyſiſchen Begriffe und Grundſätze anwenden. Beym Vortrage der Lehre von *Raum* und *Zeit* erwähnt der Vf. doch einmal auch des Kantiſchen Lehrbegriffes von denſelben; erklärt ſich ſelbſt aber für die *Relativität* des Raums und der Zeit, d. h. für die Meynung, nach welcher Raum und Zeit etwas ſind, das theils durch die Dinge ſelbſt, theils durch unſere Vorſtellungen von ihnen beſtimmt wird; weil mit dieſer Meynung, wie er glaubt, alles übereinſtimme, was in Anſehung des Raums und der Zeit allgemeingültig ſey, z. B. ihre *Unbegränztheit* und *Continuität*, ſo wie die Annahme der *Abſtände* für den Maafsſtab des Raums und der *gleichförmigen Bewegungen*, für den Maafsſtab der Zeit; — und ſo dann auch, — wie philoſophiſch! — weil die gedachte Meynung zugleich unter den übrigen die *faſslichſte* ſey!! — Von der *Zergliederungskunſt* unſers Vf. in Anſehung der zu entwickelnden metaphyſiſchen Begriffe, wird es genug ſeyn, nur folgendes zur Probe auszuheben. S. 48. Wird die *Figur* für die *Gränze der Ausdehnung* erklärt, und ſo dann hinzugeſetzt: „dieſe Ausdehnung aber iſt entweder eine *phyſiſche* oder eine „blofs *ideale*. Die Gränze der phyſiſchen Ausdeh„nung nennt man *Geſtalt*, und der idealiſchen Aus„dehnung, *Figur*. *Dieſe letztere hat mehrere Bedeu„tungen: ſie heifst bald Punkt; — bald Linie; — „— bald Fläche.*“ — — — Wir müſſen den Vf. bitten, doch ja zu den Mathematikern in die Schule zu gehen, um ſich durch das Studium der Elemente und der Sprache der reinen Matheſis aus der Verwirrung dieſer ſeiner Begriffe herauszuhelfen, da er ſich hier weder durch den gemeinen noch durch den philoſophiſchen Sprachgebrauch hat zurecht weiſen laſſen.

BERLIN, b. Unger: *Gemeingeiſt. Ideen zur Aufregung des Gemeingeiſtes* von *Joh. Ludw. Ewald.* 1801. 212 S. 8. (16 gr.)

Der Vf., der das Publicum ſchon mit mehreren Schriften über gemeinnützige Gegenſtände beſchenkt hat, theilt hier, durch die Zeitumſtände veranlaſst, in einer den Edlen unter Deutſchlands Regenten gewidmeten Abhandlung, ſeine Gedanken über den Gemeingeiſt mit. Man würde ſich irren, wenn man eine wiſſenſchaftlich erſchöpfende Unterſuchung über dieſen Gegenſtand erwarten wollte; dieſe zu geben, war nicht des Vfs. Abſicht, ſondern nur eine populäre faſsliche Entwickelung einiger Gedanken über den Gemeingeiſt, in einer freyern Form und einer gebildeten Sprache. In dieſer Geſtalt wird ſie ein gröſseres Publicum finden, und mehr wirken. Freylich wird die ſtrengere Kritik hier und da ihre Erinnerungen machen, mit einigen Begriffen und Sätzen nicht ganz zufrieden ſeyn; aber die Hauptſache iſt, dafs der Vf. faſt durchgehends von richtigen ſittlichen Grundſätzen ausgehet, und die Entwickelung und Belebung derſelben in ſeinen Leſern ſtets im Auge behält. Nach einer Einleitung von dem Intereſſe dieſer Unterſuchung giebt er zuerſt eine pſychologiſche Darſtellung des Gemeingeiſtes, entwickelt daraus die Merkmale und Eigenſchaften deſſelben; darauf werden die Verpflichtungsgründe zum Gemeingeiſt, die Hinderniſſe ſeiner Entwickelung und die Urſachen, warum er ſo ſelten angetroffen wird, unterſucht, und endlich die Mittel angegeben, wie er geweckt und belebt werden könne.

Gemeingeiſt iſt nach dem Vf., *der aus beſtimmt gedachten Gründen entſtandene bleibende Entſchluſs für das von uns erkannte Wohl irgend einer Geſellſchaft, ſelbſt mit gewiſſen Aufopferungen, unſere Kräfte jeder Art zu verwenden, in ſo weit es mit unſern übrigen Pflichten verträglich iſt.* Dieſe etwas weitſchweifige Beſchreibung wird zergliedert, und durch paſſende Beyſpiele erläutert. Die Haupteigenſchaft deſſelben iſt, wie der Vf. ſagt, *Uneigennützigkeit* — ein Merkmal, welches in der Beſchreibung nicht beſtimmt genug angegeben iſt. Ueberhaupt hätte Gemeingeiſt als Geſinnung und beſtimmter Charakter des menſchlichen

chen Handelns, welche eigentlich darin besteht, dafs man die Zwecke der Menschheit zu seinen eigenen macht, noch schärfer gezeichnet werden können. Daraus hätte die Eigenschaft der Uneigennützigkeit ungezwungen abgeleitet werden können, und es hätte des Merkmals, *in so weit es mit unsern übrigen Pflichten verträglich ist*, nicht bedurft. Ist es richtig, dafs ächter Gemeingeist nur auf Moralität sich gründet, und aus derselben hervorgeht, was der Vf. oft mit Recht einschärft, so kann man nicht mit S. 26. sagen, dafs er aus Bedürfnifs entspringe. Ueberhaupt verwechselt der Vf. zuweilen Gemeingeist aus Neigung und aus Pflicht. Wir setzen zum Beweise eine Stelle S. 25. her, welche in anderer Rücksicht richtige Bemerkungen enthält, und als Probe der Schreibart dienen kann. „Gemeingeist setzt Familiengeist voraus. Nur wo rechter Familiengeist ist, kann ächter Gemeingeist seyn. Wer nichts thun oder aufopfern mag für die, die ihm so nahe sind; der thut sicher nichts für die, die ihm ferner sind. Die Sicherheit, Bequemlichkeit, Vortheile, die uns der Staat oder eine andere Verbindung verschafft, ist uns nur in dem Maafse recht lieb, wie uns unsere Familie lieb ist, weil wir das alles mehr für sie, als für unser isolirtes Ich bedürfen, das ohne das alles leicht zurecht kommen mag. Im Innern des Hauses wird der Geist aufgepflegt, der für anderer Wohl etwas Schweres thun, etwas Liebes aufopfern kann. Gemeingeist entsteht aus Bedürfnifs; und nur dann habe ich recht dringendes Bedürfnifs, wenn die etwas bedürfen, die mir lieb sind.“ Bey allen diesen und andern Fehlern, sind doch viele treffende Wahrheiten, die vorzüglich von den Regenten Deutschlands Beherzigung verdienen, gesagt, und manche herrschende Fehler unserer Zeit gerügt worden. Am Ende der Schrift macht der Vf. die Anwendung auf das deutsche Vaterland, indem er untersucht, warum der Gemeingeist, vorzüglich da, wo das deutsche Reich als ein Ganzes handeln soll, in den Reichskriegen, fast ganz verschwunden ist. Die Ursache davon entwickelt er aus der Geschichte derselben, welche lehret, dafs das Reich in keinem Reichskriege etwas gewonnen, in allen unendlich viel verloren hat. — Das Aeufsere der Schrift ist sehr empfehlend.

München, b. Lindauer: *Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren!* Ein Versuch zum Behufe der höhern Cultur von *J. Salat*. 1801. 459 S. 8.

Die Tendenz dieses seinem Inhalte nach trefflichen Buchs geht dahin, zu zeigen, dafs eine wahre Aufklärung *von der innern moralischen Reform* des Menschen ausgehen mufs, und dafs eine blofse intellectuelle Aufklärung, wie wir sie bis jetzt im Grofsen gewöhnlich nur gehabt haben, als einseitig und negativ mehr gefährlich als heilsam ist. Der Mensch mufs zuvor moralisch gebildet, am Herzen und Willen gebessert und veredelt seyn, ehe er die Welt zum Besten der Menschheit aufklären kann, und eben so müssen es zuvor die Menschen seyn, die aufgeklärt werden sollen, wenn eine wahre Aufklärung zum Heil und Segen der Menschheit gedeihen soll. Es giebt nämlich noch etwas Höheres als die blofse intellectuelle Aufhellung des Geistes, welches das Absolute genannt werden kann. Dieses ist der sittlich gute Wille oder die Moralität mit der moralischen Gesinnung und Denkungsart, welche der Zweck aller menschlichen Bildung seyn mufs, aber auch nicht als Folge von der einseitigen negativen Aufklärung erwartet werden kann, sondern derselben vorangehen, und alsdann mit derselben fortgesetzt werden mufs, damit die letzte für die Humanität gedeihe. — Dieses Hauptthema wird auf eine mannigfaltige Weise gewandt, von allen Seiten betrachtet, und durch Philosophie und Erfahrung erläutert und bewiesen. — Irren wir nicht, so haben wir durch diese Angabe den Geist des vorliegenden Buchs getroffen. Sollte aber noch ein Mifsverständnifs statt finden: so dürfte vorzüglich die Form in Anspruch genommen werden müssen. Die Kritik hat nämlich weit weniger bey dem Inhalte auszusetzen, der im Ganzen wahr und vortrefflich ist, als bey der Form, deren Mangelhaftigkeit wieder darin ihren Grund haben mag, dafs diese Schrift der *weitern Ausführung* einer Abhandlung ihr Daseyn verdankt, die schon im *philosophischen Journal* Jahrg. 1797. S. VIII. abgedruckt wurde. Vielleicht rührt es daher, dafs alles zu sehr auseinander geflossen, ohne bestimmte Rubriken geblieben, und nicht mit der gehörigen Präcision abgefafst ist, wie man sie von einem Philosophen erwartet. Dazu kommt eine, wenn gleich nicht überall, üppige und declamatorische Sprache, welche zwar gar nicht unangenehm ist, aber auch den Leser noch mehr im Kreise herum führt, und ihn verhindert, in Gedanken die Resultate zu ziehen, die der Vf. bey einer bestimmten wohlgeordneten Anlage seiner Schrift selbst hätte ziehen, oder doch dem Leser sehr hätte erleichtern können. So sehr wir also auch diese Schrift dem Publicum zur Beherzigung empfehlen müssen, so zweifeln wir doch, dafs sie in dieser Form die Wirkung thun wird, welche sie unstreitig würde gethan haben, wenn mehr Ordnung, Bestimmtheit und Kürze statt Zerstreuung, der Ausdehnung und der Wiederholungen darin herrschte. Die Correctheit und Schönheit der Sprache gereicht dem Vf. zum Ruhm, besonders da er in Bayern lebt, woher man dergleichen zu erhalten nicht sehr gewohnt ist: allein der Philosoph hat sich vor allen Dingen zu hüten, dafs er diese Schönheit nicht zu einem üppigen und declamatorischen Stil ausdehnt, worunter die Genauigkeit und Bestimmtheit der Ideen leiden. Je aufrichtiger wir es mit dem Vf. meynen, desto mehr halten wir uns verpflichtet, ihn aufmerksam auf diesen Punkt zu machen, und ihm *Garve* und *Engel* als Muster zu empfehlen, die bey aller Schönheit der Sprache doch nicht in diesen Fehler des Stils verfallen. — Sehr viel Anziehendes gewinnt das Buch des Hn. *S.* dadurch, dafs sich ein wohlthätiger Geist der moralischen Reflexion und Humanität darüber

über verbreitet, welcher Beſcheidenheit und Billigkeit des Urtheils nothwendig in ſeinem Gefolge hat. Mit dieſem Geiſte zieht er die jetzige Lage der cultivirten Welt, beſonders Deutſchlands, vor unſern Geſichtskreis, zeigt die Vortheile oder Mängel der jetzigen Cultur, und äuſsert noch mehr ſeine Wünſche und Hoffnungen für eine wahre Aufklärung, die ſich nicht bloſs mit der negativen begnügt, ſondern auf dem feſten Grunde einer vorläufigen moraliſchen Ausbildung gebauet iſt. Die Geſchichte liefert ihm Beyſpiele genug, daſs ſonſt alle einſeitige Aufklärung eine ſchiefe und unglückliche Richtung gewinnt, wie man an den Folgen der franzöſiſchen ſogenannten Philoſophie, der Jeſuitenerziehung, und an einzelnen Menſchen deutlich genug ſehen kann, z. B. an *Voltaire*, *Bahrdt*, *Eulogius Schneider* und andern. Eben ſo ſind auch die Urſachen und Hinderniſſe, warum unſere Aufklärung noch nicht beſſer gediehen iſt, ſehr richtig angegeben. Natürlich lag hier die Geiſtlichkeit der katholiſchen Kirche zunächſt in der Sphäre des Vfs., und er verbreitet ſich auch darüber mit ſeinen Bemerkungen, wenn gleich vielleicht nur zu weitläuftig. Es iſt der verhaſste und widernatürliche Cölibat, der den Keim der Sittlichkeit bey der katholiſchen Geiſtlichkeit im Groſsen erſticken muſs, und ſelbſt junge talentvolle Männer von dieſem Stande abſchreckt. Dieſe Erſcheinung des Cölibats iſt um ſo trauriger in Deutſchland, wenn man weiſs, mit welchen Unruhen ſeine erſte gewaltſame Einführung in dieſes Land unter *Hildebrand* begleitet war, und wenn man bedenkt, daſs ſelbſt in Italien ſehr viele Geiſtliche verheyrathet ſind, z. B. in Calabrien, wenn gleich unter dem Namen der katholiſch unirten Griechen. Es bedarf in Italien nur der gehörigen Connexion, um die Erlaubniſs zur Heyrath zu erhalten. Wann wird ſich das deutſche Reich oder ein einzelner mächtiger Fürſt deſſelben erbarmen, eine ſolche päbſtliche Diſpenſation auch für die Mitglieder des deutſchen Klerus, die ſie wünſchen, zu erringen? Allein ſo wie die Sachen jetzt ſtehen, ſo will man zwar eine moraliſche Cultur: aber man will die Mittel nicht dazu. Daher ſagt der Vf. S. 8. mit Recht: „Es iſt ſchwer, ſich mit „einer fehlerhaften Einrichtung nach dem hergebrachten Gange zu beſchäftigen, ohne dabey unvermerkt an Gradheit, an Schnellkraft und geſunder Denkart des Geiſtes einzubüſsen.“ Unterdeſſen muſs man den Muth nicht ſinken laſſen. Es läſst ſich zwar nach aller Analogie der Geſchichte und nach der Pſychologie voraus ſehen, daſs es nicht viel beſſer in der Welt werden wird, als es jetzt iſt: allein man muſs nie aufhören für das Beſſere zu kämpfen, denn ſonſt würde es bald ſchlimmer werden. — Bey der ſonſtigen leiſen Berührung und milden Beurtheilung des Vfs. iſt es uns doch aufgefallen, daſs er über einige Punkte nicht ohne Anſtoſs urtheilt, welches der guten Wirkung ſeiner Schrift nachtheilig ſeyn kann. Es iſt zwar ausgemacht, daſs der Cultus der Chriſten manche heidniſche Gebräuche aufgenommen hat, welche unter einigen chriſtlichen Partheyen noch fortdauern, wie Hr. *S.* an einer Stelle ſehr richtig und der Geſchichte gemäſs bemerkt. Allein dieſs würde uns noch nicht veranlaſst haben, von einem wahren Heidenthume in dem chriſtlichen Cultus S. 178. und von einem fortwährenden Geiſte des Heidenthums S. 231. zu ſprechen, welches eben ſo anſtöſsig werden kann, als wenn er S. 199. von einem *Götzen* redet „in deſſen Begriffe das phyſiſche Merkmal des Allmächtigen, und ſelbſt von Seiten der Gütigkeit des Willkürlichen *vordringt* (ein Lieblingsausdruck des Vfs.) „und dem der heidniſche Aberglaube ſogar unter „chriſtlichem Namen, mittelbar ſowohl als unmittelbar mancherley ſinnliche oder phyſiſche Opfer gebracht habe“; einer andern hieher gehörigen Stelle S. 135. 36. zu geſchweigen. Es giebt noch eine mildere Anſicht, als gerade dieſe, und es iſt nur ein Mangel an Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, daſs dem Vf. ſolche Aeuſserungen entſchlüpft ſind, die ſeinen eignen Grundſätzen von Humanität entgegen laufen. Freylich hält es ſchwer, ſich von den Fehlern der Zeit ganz frey zu halten, wenn man z. B. *Fichte's* Apologie geleſen und noch im friſchen Andenken hat; allein der Vf. hat ſich doch ſonſt frey davon erhalten, und es wird ihm nicht unbekannt ſeyn, daſs jener Ton, den Fichte und Conſorten anſtimmten, der ganzen gebildeten Welt verächtlich vorgekommen iſt. Alſo kann der Grund zu ſolchen auffallenden Aeuſserungen nur in einer Nachläſsigkeit liegen. Wir können dieſe Recenſion nicht beſſer ſchlieſsen, als mit den Worten, womit der Vf. ſein Buch ſchlieſst, da wir von der Wahrheit derſelben innigſt überzeugt ſind. „Was nicht auf dem Grunde „der Sittlichkeit ruht, dauert nicht. Was nicht „mittelbar oder unmittelbar an dieſem Centralpunkte „haftet, das verſchwindet. Wie ſehr es von dieſer oder jener Seite auch glänzen, und bis zu einer „beſtimmten Epoche hervorragen mag: es verſchwindet dennoch, und zwar, wenn man es aus dem „höhern menſchlichen Standpunkte anſieht, wie ein „Meteor, das ſchnell aufglänzt, und dann eine deſto „gröſsere Leere, das Bild der Finſterniſs und der „Verwüſtung nachläſst. *Nur auf dem Grunde der Sittlichkeit hebt ſich die Menſchheit, der einzelne und das „Ganze, zur höhern Cultur empor.*“

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 27. März 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Ueber Londons Polizey*, besonders in Bezug auf Verbesserungen und Verhütungsmittel der Verbrechen von *P. Colquhoun* Esq. Nebst einem Anhange ähnlichen Inhalts, im Auszuge aus Briefen. Aus dem Englischen, nach der 5ten Auflage, übersetzt und mit einigen Erläuterungen versehen von *J. W. Volkmann*, der Rechte Doctor, und des Senats zu Leipzig Mitglied. 1800. LVI. und 462 S. Nebst 47 S. Anhang. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ebendas. *Ueber Londons Fluss- und Hafen-Polizey*, besonders in Bezug auf Verbesserungen und Verhütungsmittel der Verbrechen, nebst Nachrichten vom Handel des Londoner Hafens von Dr. *P. Colquhoun* Esq. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Erläuterungen versehen von *J. W. Volkmann* etc. XVI. u. 370 S. ausser den Tabellen. Nebst einer Kupfertafel. (1 Rthlr. 18 gr.)

Diese beiden Werke, wovon das eine als der 2te Th. des andern angesehen werden kann, haben auch folgenden Titel:

P. Colquhouns Polizey von London. *Erster Theil*, die *Stadt-Polizey* enthaltend. Aus dem Englischen übersetzt etc. *Zweyter Theil*, die *Hafen-Polizey* enthaltend etc.

Dieses überaus wichtige und höchst interessante Werk ist, seit seiner ersten Erscheinung und im Originale, auch in Deutschland so bekannt geworden, dass es wohl überflüssig wäre, eine umständliche Anzeige von dessen Inhalte zu geben. Rec. wird sich also begnügen, blos einige allgemeine Bemerkungen darüber zu machen. So sehr es auch, dem Anschein nach, blos für Engländer geschrieben ist: so enthält es doch so viel statistische und andere Aufschlüsse über die wichtigste Stadt des Erdbodens, und zugleich so viel richtige Blicke auf die menschliche Natur und den Grund der Verdorbenheit gewisser Stände, dass es dem Statistiker, dem Philosophen und dem Manne von Erziehung und allgemeinen Kenntnissen gleich willkommen seyn muss. Der Vf. war einen grossen Theil seines Lebens hindurch ein thätiger Friedensrichter in London, und hatte, als solcher, ohne Unterlass mit dem niedrigsten und verworfensten Gesindel der Hauptstadt zu thun. Man wundere sich also nicht über den düstern Blick, der in seiner ganzen Art zu sehen herrscht, über eine gewisse Härte und über den Hang, auch die mehresten derjenigen für schuldig zu halten, die in den Gerichtshöfen wirklich frey gesprochen worden sind. Diesen Hang, überall Schuldige zu sehen, hat er mit vielen andern Magistratspersonen gemein, die ihr Leben auf den Gerichtsstuben zugebracht haben, und deren erstes Gefühl immer ist, in jedem Angeklagten einen Verbrecher zu sehen.

So ungeheuer auch die Masse der Betrügereyen scheint, die in diesem Werke entwickelt werden: so fällt doch ein Theil des Ungeheuern wieder weg, wenn man sie gegen die Bevölkerung von London, die der Vf. zu 1,250,000 Personen angiebt, und mehr noch, gegen das bewegliche Eigenthum dieser Stadt hält. Dieses letztere wird S. 430. auf 220 Millionen Pf. Str., und der Raub, der daran begangen wird, auf 2,100,000 Pf. gesetzt; folglich betragen die jährlichen Entwendungen noch nicht den hundertsten Theil. Und hierbey wird einem jeden, der dieses Werk liest, noch die Frage einfallen, ob der Vf. bey seinem trüben und strengen Blicke, die Angaben nicht übertrieben hat, wovon die mehresten von der Natur sind, dass sie sich unmöglich genau berechnen lassen. Ueberhaupt wird jedem, der London genau kennt, bey Lesung dieses Werkes sein Gefühl ohne Unterlass sagen: „So gar arg ist es denn doch nicht!" Es giebt sehr viele Menschen, Eingeborne und Ausländer, die viele Jahre hindurch einen Theil ihrer Zeit in dieser Stadt zugebracht, alle öffentliche Orte besucht, mancherley Gesellschaft gesehen, und die Gassen zu allen Stunden des Tages und der Nacht durchwandert haben, ohne dass ihnen je das Geringste entwendet worden ist, oder dass sie irgend einer Art von Betrügern in die Hände gefallen sind.

Einen grossen Theil dieser Uebel sucht der Vf. in der Härte sowohl, als in der Unzulänglichkeit, Unbestimmtheit und zum Theil selbst in der Verkehrtheit der englischen Gesetze. Niemand hat vielleicht je die letzteren so heftig angegriffen, als Hr. *Colquhoun* (liess *Cohuhn*). Aber in dieser Meynung hat er in England seine mannigfaltigen Widersacher, deren Gründe aber gegen die seinigen zu halten, eine ganze Abhandlung erfodern würde. Selbst die buchstäbliche Auslegung der Gesetze, die er so heftig angreift, findet dort noch immer sehr viele Vertheidiger, welche behaupten, dass sie, und nur sie allein gegen alle, Willkürlichkeit des Richters sichern. Dieser Umstand ist einem grossen Theile der Nation wichtiger, als die vielfachen Unbe-

quemlichkeiten, die aus der buchſtäblichen Auslegung der Geſetze entſtehen.

So wie der Vf. alle dieſe Uebel dem Publicum vor Augen legt, ſo thut er auch überall Vorſchläge zu neuen Geſetzen und Einrichtungen, ihnen abzuhelfen. Wirklich hat er die Genugthuung gehabt, daſs ſchon viele derſelben von der Regierung angenommen und ausgeführt worden ſind, während daſs alle Wahrſcheinlichkeit da iſt, daſs das nämliche auch mit verſchiedenen andern geſchehen wird. Viele aber ſind von der Natur, daſs ſie ſchwerlich je angenommen werden möchten. Die Polizeygrundſätze des Vfs. athmen zu ſehr den Geiſt der Polizeygeſetze von Paris und Wien, und ſtreiten mit dem Geiſte der engliſchen Nation, welche im Ganzen lieber groſse Unbequemlichkeiten und ſelbſt drückende Uebel dulden, als gewiſſen Einſchränkungen ſich unterwerfen will. Im Ganzen kann man von dem Vf. ſagen, daſs er hin und wieder mehr Rückſicht auf Eigenthum, als auf bürgerliche Freyheit genommen hat, und ſo kommt es denn, daſs ſein Werk den Groſsen und Reichen willkommener iſt, als der groſsen Maſſe der Nation. Manche Einrichtungen, die er vorſchlägt, ſind theils eine beſtändige Beleidigung und Kränkung gewiſſer Stände, theils bilden ſie eine ſo verwickelte und ſo tief eingreifende Maſchine, daſs Menſchen in mehreren Arten von Geſchäften ſich ohne Unterlaſs eingeſchränkt, und gleichſam umſtrickt, fühlen würden. Bey dem allen muſs dieſes Werk von unendlichem Nutzen ſeyn, und der Stadt London dauernde Vortheile gewähren. Auch ausländiſche Richter und Polizeybeamte können ſehr vieles daraus lernen, viele heilſame Winke benutzen, und auf manches gebracht werden, woran ſie wohl, ohne dieſes Werk, nicht gedacht haben würden.

Der zweyte Theil, welcher im nämlichen Geiſte geſchrieben iſt, wie der erſte, verhandelt den Diebſtahl und die Betrügereyen, die auf der Themſe getrieben werden, und enthält Vorſchläge zu Geſetzen und Anſtalten, dem Uebel abzuhelfen. Da dieſer Theil dem Publicum weit weniger bekannt iſt, als der erſte: ſo können folgende Nachrichten daraus intereſſiren. S. 4. Der Themſehandel giebt 120,000 Perſonen jedes Alters Beſchäftigung. Mittelbar nähren ſich vielleicht 500,000 Menſchen damit. S. 13. Der Tabakshandel brachte in einem einzigen Jahre (geſchloſſen den 5. Jan. 1799.) der Regierung 848,493 Pf. Str. ein. Die Zucker-Colonien beſchäftigen jetzt blofs im Hafen von London 450 Schiffe, und gewährten im J. 1799 eine Einnahme von mehr als 2 Millionen Pf. Str. S. 28. Der monatliche Kohlenbedarf von London iſt 1,320,000 Centner; alſo werden täglich über 40,000 Centner verbraucht. S. 104. Ein Kohlenſchütter erwirbt ſich täglich 7 bis 18 Schillinge; ja es hat Beyſpiele gegeben, wo ſie für 15 Arbeitsſtunden 27 Sch. bekommen haben. Was der Themſehandel der Staatscaſſe einbringt, wird auf mehr als ein Viertel aller Einkünfte des ganzen Landes gerechnet. Zufolge der Tabelle S. 108. machte London im J. 1797 mit Deutſchland für 10,672,000 Pf. Str. Geſchäfte, an Exporten und Importen; mit Oſtindien nur 10,502,000 mit Weſtindien 11,013,000 und — was nicht wenig merkwürdig iſt, da es während des Krieges geſchah — für 947,000 mit Spanien und den Canarien; 1,015,000 mit Frankreich und den ehemaligen öſterreichiſchen Niederlanden, und 2,211,000 mit Holland. Die Summe aller Ein- und Ausfuhr von London in dieſem Jahre war 60,591,000 Pf. Str.

Das deutſche Publicum iſt dem Hn. Dr. *Volkmann* nicht wenig Verbindlichkeit ſchuldig, daſs er ſich der höchſt beſchwerlichen, mühſamen und undankbaren Arbeit unterzog, dieſes Werk theils ins Deutſche zu überſetzen, theils hin und wieder in einer Abkürzung zu liefern. Wer das Original auch nur mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet hat, wird gefunden haben, welche Schwierigkeiten ein Ueberſetzer zu überwinden hatte. Ohne Unterlaſs muſste er ſich auch von den beſten Wörterbüchern verlaſſen ſehen, und ſelbſt das Berathen von Sach- und Sprachkundigen muſste oft unbefriedigend ausfallen, weil die mehreſten Engländer ſelbſt über eine groſse Menge der hier vorkommenden Wörter keine Auskunft geben können. Es iſt Rec. ſelbſt begegnet, ſechs bis zehn Engländer über gewiſſe Wörter zu fragen, ohne einen einzigen zu finden, der ſie aufklären konnte. Wirklich iſt dieſes ein groſser Fehler des Originals, wo man über eine Menge Ausdrücke Noten, und über manche Dinge Erklärungen finden ſollte. Der Vf. überlegte nicht, daſs nur wenige Menſchen in der Geſchichte der Diebe und Betrüger ſo erfahren ſind, wie er, und daſs es in London tauſende wohl unterrichteter Männer giebt, die eine Menge der hier vorkommenden Wörter nie gehört haben. Was den Ueberſetzer zunächſt in Verlegenheit ſetzen muſste, war die Schwierigkeit, für eine Menge Dinge, die wir in Deutſchland nicht kennen, ſchickliche Ausdrücke zu finden. Hr. *Volkmann* iſt hier in den mehreſten Fällen ſehr glücklich geweſen, hat aber dabey die Vorſicht gebraucht, das Engliſche Wort daneben zu ſetzen: und, wo er das Engliſche nicht zu überſetzen wuſste, hat er es beybehalten, und in einer Note, ſo gut als er konnte, erklärt. Die Ueberſetzung lieſst ſich freylich weder leicht noch angenehm; aber das iſt auch der Fall mit der Urſchrift. Hin und wieder vermiſst man hinlängliche Klarheit, und es wäre zu wünſchen, daſs Hr. *V.* bisweilen nicht ſo wohl überſetzt, als blofs den Sinn der Urſchrift herausgehoben, und in ein deutliches, beſtimmtes Deutſch übergetragen hätte. Um ganz und gar nicht zu verſtoſsen, wäre nöthig geweſen, daſs der Ueberſetzer ſich Jahrelang in England aufgehalten hätte. Folgendes iſt Recenſenten, der mehr die Schwierigkeiten bemerkte, als Fehler zu ſuchen ſich bemühete, aufgeſtoſsen. Th. I. S. XXIV. *Warehouſeporters* ſind nicht unſere Sonnenbrüder und Kreuzträger, ſondern entſprechen unſeren ſogenannten Markthelfern, und ſind, ſo wie dieſe, in Dienſten des Kaufmanns. Ebend. durch

under-

underclerks ist eine niedrigere Art von Kaufmannsdienern zu verstehen, die in den Läden als Diener gebraucht werden, aber sehr oft die Handelschaft nicht regelmäfsig gelernt haben. S. XXXI. Note. *Gin* ist gemeiner Branntwein und nicht Wacholderbranntwein, welchen man *Geneva* nennt. Freylich mag das Wort *Gin* urfprünglich Wacholderbranntwein bedeutet haben; aber dieser Begriff ist schon längst so ganz verschwunden, dafs kein Menfch bey diesem Worte sich etwas anders als gemeinen Englischen Kornbranntwein denkt. S. 42. Kommt das Wort wieder vor, wo es denn abermals durch Wacholderbranntwein, statt Branntwein schlechtweg, übersetzt worden ist. S. 53. Ein *Skewer* ist ein metallenes Stäbchen, das man in gewisse Braten steckt, z. E. in einen Kälberbraten mit Fülle, um das ganze zusammen zu halten. Oft sind sie auch nur von Pfaffenpfötlein, welches Holz man eben daher *Skewerwood* nennt. S. 115. Z. 3. und Not. 1. *Wagen-Office* und *Wagen-Vermiethung* sind hier wohl nicht die rechten Wörter. Rec. würde sagen: 1) Schreiber bey einer Postwagen-Expedition, und 2) Erlaubnifs, Postwagen anzulegen. Bekanntlich ist in England nur die Briefpost Sache der Regierung. Alle übrigen Posten und Postwagen, die unter den Namen von *Stage-coaches*, *post-coaches*, *balloons*, *flies*, *dillies* durch das ganze Land gehen, sind Privateigenthum, und von diesen ist hier die Rede. Ein jeder, der die Abgabe bezahlt, kann solche öffentliche Postwagen sowohl, als Pferde für Extraposten halten. S. 127. Z. 17. sie mögen plattirt seyn, oder *gefärbt* etc. (washed) mufs heifsen *versilbert*. S. 127. letzte Zeile: *in the bucket* etc. mufs heifsen „ein Tropfen im Eimer." S. 139. *Milled money* ist nicht geprägtes Geld, sondern solches, das einen gearbeiteten, oder verzierten Rand hat. *The milling of a coing* ist der Rand, der an den sächsischen Speciesthalern blofs verziert ist, an den bayerschen aber eine Aufschrift hat. S. 153. *Pricking the belt for a wager.* Ein doppelt genommener lederner Gürtel wird von dem einen in mehrere Falten gelegt, zwischen welche der andere mit einer Nadel sticht. Findet sich die Nadel, wenn man den Gürtel wieder auseinander läfst, innerhalb, so hat der Stecher gewonnen. Dieses ist aber durch einen Kunstgriff des Faltenlegers höchst selten, oder niemals der Fall. S. 187. *Mantua-makers* sind nicht sowohl Verfertiger von Frauenzimmermänteln, als Putzmacher, denn sie verfertigen mehrere Theile des weiblichen Anzugs und machen eine zahlreiche Zunft aus, die jedoch von den *trimming-makers* unterschieden werden mufs, welche feinere Verzierungen liefern. S. 258. Z. 15. wegen begangenen Raubes an einem Eheweibe etc. mufs heifsen „Nothzüchtigung.". S. 279. der gewaltsamen Entführung etc. ist abermahls Nothzüchtigung. Th. II. S. 10. *Merchant-taylors* sind nicht Galanteriehändler, sondern Schneider, auch wohl Kaufleute, die ungefähr alle Waaren halten, die man zu irgend einem Theile der Kleidung braucht, und dabey Leute, die die Kleider verfertigen. S. 69. *Fair game* heifst 1) eine gerechte Prise, und daher 2) alles, was man ohne Bedenken nehmen, oder plündern kann. Rec. würde hier übersetzen: „besonders bey Prisen, die diese Raubthiere ohne alles Bedenken plündern." S. 104. Wacholder etc. liefs Branntwein. S. 125. in der Note: „18,000 Centner," mufs heifsen 17 Millionen Centner.

Der Anhang am Ende des 1sten Theils ist ein Auszug aus dem nicht eben bedeutenden Werke: *Plain facts in 5 letters to a friend on the present State of politicks Lond.* 1798. Freylich findet der Leser darin einige Belege zu dem, was von *Colquhoun* gesagt wird; allein man sieht zu offenbar, wie es auch Hr. Volkmann bemerkt, den partheyischen Mann der Opposition, dem mehr daran gelegen ist, einen Angriff auf den Minister zu thun, als die Wahrheit zu sagen. So redet er z. E. S. 8. von 259 Pairs, von denen allein unter Pitts Ministerium 99 gemacht worden wären? — Nein, das sagt er nun wohl nicht; wohl aber bringt er die Sache so zur Sprache, dafs ein nicht sehr aufmerksamer Leser es so verstehen wird. Er verschweigt nämlich weislich, dafs die Marquis schon vorher Grafen, oder etwas anderes, und die Grafen schon vorher Viscounts und Barone waren. Eben so macht es sein theurer Gewährsmann, *Morgan*, dieser verwandelte die sämmtlichen Staatsschulden in eine einzige Art von Stocks, und hing durch diesen Kunstgriff dem Lande viele Millionen mehr auf, als es schon ohnedies trägt. Es würde zu viel Platz wegnehmen, dem Leser das ganze Trügliche dieses Verfahrens zu entwickeln, wäre auch hier der Ort nicht; auch ist es schon lang bekannt, wie wenig man sich auf diese Herren verlassen kann.

S. 23—47. finden sich Anmerkungen und Zusätze des Ueberf. zu der vorhergehenden kleinen Schrift, worin auch die falsche Darstellung gerügt wird, die diese trüglichen Rechenmeister von dem Zustande der englischen Bank gemacht hatten. Diese hat seitdem öffentlich Rechenschaft abgelegt, und das auf eine Art, die den handelnden Theil der Nation so sehr befriediget hat, dafs man keine Abnahme an ihrem Credit gewahr wird, ob sie schon seit Jahren nicht in klingender Münze bezahlt hat.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Küchler: *Forst- und Jagdkalender* für das Jahr 1801. 12. mit Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser vom Hn. Prof. *Leonhardi* herausgegebene Kalender enthält 1) einen Bericht von drey verschiedenen Baumarten, welche für England sowohl zu Zierbäumen, als auch zu Bau- und Nutzholz mit dem gröfsten Vortheil erzogen werden können. 2) Naturgeschichte des Elendsthiers. 3) Anleitung zur Theerschwelerey und zum Kienrufsbrennen. 4) Naturgeschichte des Schneehuns. 5) Beantwortung eines Briefes, die Anlegung eines Thiergartens und die

die Ausrodung der Stöcke betreffend. 6) Naturgeſchichte der wilden Katze. 7) Waldgeſchichte von England nach Gilpin. 8) Vom Schweifshunde. 9) Naturgeſchichte des Greifadlers. 10) Geſchichte nützlicher Erfindungen, welche den Forſtwirth überhaupt und insbeſondere angehen, 11) Wenn ſoll man Schlagholz-Reviere abtreiben? 12) Chronik der Waldbrände. In der Vorrede zählt der Herausg. die Ereigniſſe auf, welche die Verwüſtung der Waldung bewirkten, und hieher gehört denn insbeſondere der heftige Sturm im Nov. des vorigen Jahrs, welcher einen grofsen Theil der vorzüglichſten Holzbeſtände in Deutſchlands Forſten zu Boden ſtreckte. Der daher entſtandene Schaden iſt in der That ſo grofs, dafs er in verſchiedenen Ländern wenigſtens Seltenheit des Nutzholzes zur Folge haben wird. Rec. bezieht ſich auf die eingelaufenen traurigen Nachrichten von den Verwüſtungen am Harz, und verſichert, dafs mehrere beträchtliche Waldungen von Weſtphalen und Niederſachſen, welche er nach jenem Sturm bereiſte, ſchrecklicher von dieſem mitgenommen waren, als wenn eine feindliche Armee ihre Mifshandlungen daran verübt hätte. Rec. glaubt zwar mit dem Vf., dafs es in den meiſten Ländern an zweckmäfsigen Vorſchriften wegen Bewirthſchaftung der Waldungen nicht fehle; aber er erwartet von allem dem wenig oder nichts, ſo lange nicht die Landesregierungen tüchtige Subjecte zu Forſtbedienten wählen, und dieſen ein ſolches Jahrgehalt auswerfen, dafs ſie anſtändig davon leben können, ohne auf Nebenverdienſt bedacht ſeyn, oder wohl gar zu Defraudationen ihre Zuflucht nehmen zu müſſen. Uebrigens gewähren mehrere Aufſätze, unter denen wohl 2. 4. 6. hätten wegbleiben können, eine lehrreiche und angenehme Unterhaltung. In dem erſten iſt jedoch der Verſicherung der Engländer nicht ſogleich zu trauen, da ſie vieles übertreiben, und es überhaupt für eine erprobte Wahrheit angenommen werden mufs, dafs die exotiſchen Holzpflanzen, unſere guten Eichen, Buchen und übrige Nadelholz-Gattungen in Abſicht der Nützlichkeit nie verdrängen werden. Die 3te Abhandlung verſchafft einem Vorgeſetzten des Fortweſens die erfoderliche Kenntnifs von dieſen Fabricaten, vorzüglich, wenn er ſolche mit einer Local-Unterſuchung verbindet. Rec. giebt der Meynung des Vfs., — dafs Verpachtung dieſer, aus den Nadel-Waldungen entſtehenden, Nebennutzung der Adminiſtration auf öffentliche Rechnung vorzuziehen ſey — ſeinen vollen Beyfall, und glaubt, dafs in den meiſten Fällen, wenn nicht ganz beſondere Gründe die Adminiſtration nothwendig machen, die erſtere Nutzungsart einen merklichen Vortheil für die landesherrlichen Caſſen abwerfen werde. Bey dem 5ten Aufſatz mufs Rec. bemerken, dafs, je leichter die Holzbeſtände ſind, deſto gröfser die Quantität der Aeſung ſey, welche der Boden aufzubringen vermag, und je verbiſſener und ungleicher der Holzbeſtand an einzelnen Orten angetroffen werde, deſto lieber das Wildprett dahin austrete. Eben ſo verhält es ſich mit der Behauptung, dafs in einem Thiergarten ſchlechterdings keine Sümpfe und Brüche ſeyn dürfen. Für Sauen ſind ſie unumgänglich erfoderlich, und eben ſo für das Rothwildpret in den heifsen Sommertagen, welches ſolche ſehr begierig zur Abkühlung oder Söhlung aufſucht. Die Beſorgnifs, dafs das Rothwildprett durch die Aeſung der Sumpfgräſer der Geſundheit ſchaden werde, iſt ungegründet, da jenes die für daſſelbe paſſenden Kräuter ſehr gut zu wählen weifs, und Rec., der die genaue Bekanntſchaft mehrerer Thiergärten gemacht hat, nie der Fall vorgekommen iſt, dafs ſich Rothwildprett durch den Genufs von dergleichen Sumpfgräſern faul gefreſſen habe und verendet ſey, obgleich der Söhlungen und moraſtigen Stellen mehrere in jenen ſich vorfanden. Rec. hofft übrigens, dafs künftig mehr Aufſätze geliefert werden, die den Förſter und Jäger über Gegenſtände, die in ihren *eigentlichen* Wirkungskreis gehören, über Sachen, die von dem Vf. ſelbſt beobachtet ſind, unterrichten, und dafs dieſer die ſtrenge Wahrheit liebe und nichts, auch ſelbſt dem Schein nach, für eigene Erfahrung und Beobachtung ausgebe, was die eines andern iſt, oder oft gar nur ſeyn ſoll.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Bern*, b. Haller: *Helvetien im Anfang des Jahrs* 1800. Aus dem fünften Hefte der helvetiſchen Monatsſchrift beſonders herausgezogen. 2te Auflage. 36 S. 8. (6 gr.) Seit dem Abdrucke dieſer Schrift hat die unglückliche Schweiz ſo viele neue Kriſen überſtanden, dafs deren Inhaltsanzeige für das politiſche Intereſſe ſchon zu verſpätet iſt; dagegen bleibt der hiſtoriſche Werth unverkennbar. Der Ungenannte ſchildert darin mit Kraft, Würde und Unpartheylichkeit, drey Eigenſchaften, welche der bekannten Feder des Hn. Prof. *Ith* in Bern eigenthümlich ſind, ſowohl die Wirklichkeit des damaligen Zuſtandes, als die Art und Weiſe, wie ſolcher herbeygeführt worden. Der Herausgeber, Hr. Dr. *Höpfner*, hat ſeitdem ſeine Freymüthigkeit noch auf ähnliche Weiſe bethätiget, zugleich aber auch, nach öffentlichen Nachrichten, ſchwer dafür büſsen müſſen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 29. März 1802.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) PARIS, in der Gesetzdruckerey: *Instruction sur les Poids et Mesures Republicaines, déduites de la grandeur de la Terre, uniformes pour toute la République; et sur les calculs relatifs à leur division decimale; etc.* An X. XXXII. u. 196 S. nebst 4 halben Bogen Tafeln, auch 3 halben Bog. Nachschrift, und einer Kupfert. 8. (3 Frcs.)

2) AMSTERDAM, b. Crajenschot: *De tientallige Verdeeling der nieuwe Maten en Gewigten*, zo als dezelve, ingevolge der Staatregeling zal worden ingevoerd: enz.— Op de eenvoudigste... wyze beschreven... door en Liefhebber der Wiskunde. 1801. IV. u. 48 S. gr. 8. (8 St.)

Nr. 1. ist im Ganzen weiter nichts, als ein erneuerter Abdruck des im II. J. der französischen Republik (im Frühjahr 1794.) zu Paris erschienenen, und von der, durch den damaligen National-Convent dazu besonders niedergesetzten Commission, zum Druck beförderten *Instruction* etc. 32 S. *Inh.* u. *Vorr.* und 196 S. Text, gr. 8. nebst 14 Tafeln über die neuen Verhältnisse zu den Alten, die in Deutschland nicht so bekannt geworden, als sie es eigentlich verdiente. Die Vorzüge der letztern Ausgabe vor der erstern bestehen blos in einer verbesserten *Nachricht*, die sich auf das Gesetz von 18. Germ. III. J. beziehet, und in der *Erklärung des Beschlusses vom ersten Consul Bonaparte* v. 13. Brum. IX. J. (d. 2. Nov. 1800.), nach welchem alle Flächen-, Längen- und Körpermaasse zwar nach dem neuen Eintheilungssysteme bleiben, jedoch ihre bisherigen griechisch-lateinischen Revolutions-Namen mit den alten, oder zur Zeit der französischen Monarchie bestandenen Benennungen vertauschen, und also auch hierin, wie in mehrern andern Dingen, die vorige Ordnung wieder einführen sollen. Diese, in 2½ Bogen bestehenden Zusätze, machen die ganze Verbesserung der neuen Ausgabe aus, wovon so wenig, wie von der ersten, auf dem Titel des Buchs, die mindeste Erwähnung geschieht. Ob diese 2te Auflage eine ächte Pariser Ausgabe ist, oder in irgend einer Provinzialstadt, oder wohl gar in Holland nachgedruckt, und auf die so eben beschriebene Art ergänzt worden, lassen wir dahin gestellt seyn; und begnügen uns, unsere Leser mit dem Inhalt des Buchs, bekannt zu machen. Ausser der *Vorrede* S. IX—XXXII., wird dasselbe in *zwey Theile*, jener in fünf, und dieser in acht *Abschnitte*, nebst einem *Anhange* eingetheilt. Der *erste Theil* S. 1—54. handelt von dem System der Maasse, deren Ureinheit (wie bekannt) von einem Grade des zwischen Dünkirchen und Barcelona gemessenen Meridians entlehnt ist. Dem zufolge wird zuförderst von den Längen-, Flächen- und Körpermaasen; dann vom Gewichte, und endlich von den Münzen gehandelt. Der *zweyte Theil* S. 55—177. giebt Unterricht, wie nach Anleitung der gemeinen 4 Specien, alte französische Münz-Maass- und Gewichtwerthe in neurepublikanische verwandelt werden sollen, wobey auf einige arithmetische Vortheile, welche in Auflösung einiger Beyspiele angebracht werden, Rücksicht genommen wird. Im *Anhange* S. 177—196. wird *Abschn.* IX. eine Eintheilung des Thermometers und Barometers, so wie im letzten *Abschn.* X., eine Reductions-Tafel der alten Maasse gegen die neuen dargestellt. In diesen findet man alle Verhältnisse der Längen-, Flächen- und Körpermaasse, auch die der Münzen, wie sie ehemals in Frankreich bestanden, gegen die neurepublikanischen, wie sie durch dieses System nunmehr eingeführt worden. Das Uebrige sind die Zusätze, wovon wir im Eingange Nachricht gegeben. Die Kupfertafel erläutert die darauf Bezug habenden Stellen des Textes hinlänglich, und giebt eine anschauliche Darstellung von den Längen- und Körpermaasen, die genau mit den Urmaasen übereinstimmt, welche Rec. oft zu sehen und vergleichen zu können, Gelegenheit gehabt hat. Uebrigens hat dieses Buch nichts Wesentliches vor denjenigen voraus, die schon in Deutschland, besonders seit etwa zwey Jahren am linken Rhein-Ufer über diesen Gegenstand geschrieben und gedruckt worden sind.

Nr. 2. ist noch weit weniger als jenes, selbst nur einigen Landsleuten des ungenannten Vf. bekannt. Dieses rührt theils aus dem Umstande her, dass die batavische Republik deren Constitution bisher fast eben so oft verändert worden, als die ihrer Mutter, der französischen, zur Realisation dieses neuen Decimalsystems bisher ihre Sanction wo nicht verweigert, jedoch verschoben hat, theils aber, dass die Handelsstädte in den *Niederlanden*, besonders aber die Stadt Amsterdam, die Annahme dieses neuen statistisch-merkantilischen Lehrgebäudes, geradezu verweigert hat. Dieser Protest war entscheidend für das Ganze, wiewohl der französische Gesandte im Haag (wie Rec. weiss) schon mehrmals den gesetzgebenden Körper so wohl, als das nunmehr gestürzte batavische Directorium in dringenden Noten des französischen Gouvernements dazu aufgefodert hat. Un-

ter den jetzigen Umſtänden, wird es in den Niederlanden noch weit weniger als zuvor eingeführt werden, da alle Hoffnung vorhanden iſt, daſs die bataviſche Republik ſucceſſive zu ihrer ſelbſtſtändigen Unabhängigkeit wieder zurückkehren wird. Nichts deſto weniger iſt und bleibt dieſe Schrift in ihrer Art merkwürdig, und giebt einen überzeugenden Beleg zu der Seltenheit, womit die holländiſchen Gelehrten in unſern Tagen, als originale Schriftſteller ins Publicum zu treten gewohnt ſind. Der ungenannte Vf. (es ſoll der ehemalige Regierungs-Advokat, und gegenwärtige Holz-Kaufmann, *Gerhard Johann Palthe* in Amſterdam ſeyn;) hat ſich bemüht, in den vorliegenden Bogen, nach dem Sinne des, dem franzöſiſchen National-Convents den 19. Januar 1793 von der damaligen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vorgelegten, und den 20. May 1793 von jenem ſanctionirten Plan des Decimalſyſtems, die Münzen, Maaſse und Gewichte, die bisher in Holland und in der bataviſchen Republik üblich waren, dergeſtalt zu reduciren und zu benennen, daſs man die neufranzöſiſchen, oder aus dem griechiſch-lateiniſchen in altfranzöſiſch wieder überſetzten Namen von Gröſsen oder Dingen, auch auf Baſtart-Holländiſch zum Theil hier wieder findet. Zu mehrerer Ueberſicht wollen wir hier die *republikaniſch-conventionellen* Namen nach dem *Beſchluſs* vom 18. Germ. III. J.; die des *Conſular-Befehls*, nach dem *Geſetz* von 13. Brüm. IX. J. (aus Nr. 1.); die *gallo-bataviſchen* Namen aus Nr. 2., und die *deutſchen Benennungen*, die, ſeit dem 1. Vend. X. J. (d. 23. Sept. 1801.) am linken Rheinufer eingeführt und den franzöſiſchen unterlegt worden, nach dem ſo eben angeführten letztern Beſchluſſe des Gouvernements unter Nr. 3. neben einanderſtellen:

A. *Längen-Maaſs.*

Nr. 1. A. *v. 18. Germ. III. J.*	Nr. 1. B. *v. 13. Brum. IX. J.*	Nr. 2. *Bataviſche Namen.*	Nr. 3. *Deutſche Benennungen.*
Dégré.	*Dégré.*	*Grad.*	Grade.
Myriamètre.	*Lieue.*	*Myl.*	Meilen.
Kiliomètre.	*Mille.*	*Poſt.*	Viertel Stunden.
Hectomètre.	*Stadion.*	*Stadie.*	Büchſenſchuſs.
Decametre.	*Perche linéaire.*	*Ketting.*	Ruthe (Toiſe).
Mètre.	*Mètre.*	*Mitre.*	*Meter* (Elle).
Décimètre.	*Palme (le).*	*Palm.*	Handbreit.
Centimètre.	*Doigt.*	*Pink.*	Fingerbr. (Zoll).
Millimètre.	*Trait.*	*Lyn.*	Linie.
Decimillimètre.	*Point.*	*Stip.*	Punkt.

B. *Flächen-Maaſs.*

Nr. 1. A. *v. 18. Germ. III. J.*	Nr. 1. B. *v. 13. Brum. IX. J.*	Nr. 2. *Bataviſche Namen.*	Nr. 3. *Deutſche Benennungen.*
Dégré quarré.	*Dégré quarré.*	*vierkante Graad.*	Quadrat Grade.
Myriamètre quarré.	*Lieue quarré.*	*vierkante Myl.*	Quadrat Meilen.
Myriare, oder *Kiliomèt. quarré.*	*Deca-Arpent quarré.*	*Ce Morgen.*	Hundert Morgen.
Kiliare, oder *Hectare quarré.*	*Arpent quarré.*	*Kruis-Morgen.*	Kreuz-Morgen.
Hectare.	*Arpent.*	*Morgen.*	Quadrat Morgen.
Décare.	*Deca Perche quar.*	*Akker.*	Acker oder Juchart.
Are.	*Perche quarré.*	*Are.*	Quadrat Ruthe.
Centiare od. *Mètre quarré.*	*Mètre quarré.*	*vierkante Meter.*	*Quadrat Meter.*
Décimètre quarré.	*Palme quarré.*	*vierkante Palm.*	Quadr. Handbr.
Centimètre quarré.	*Doigt quarré.*	*vierkante Pink.*	Quadr. Zoll.
Milimètre quarré.	*Trait quarré.*	*vierkante Lyn.*	Quadr. Linie.

C. *Körper-Maaſse.*

I. *Feſter oder dichter Körper, als: Holz, Steine, Kohlen, Damm- und andere Erde, etc.*

Nr. 1. A. *v. 18. Germ. III. J.*	Nr. 1. B. *v. 13. Brum. IX. J.*	Nr. 2. *Bataviſche Namen.*	Nr. 3. *Deutſche Benennungen.*
Deca-Stre.	*Corde.*	*Tien Block.*	Klafter (Faden).
Stère.	*Stère.*	*Block.*	Stere.
Déciſtere.	*Solive.*	*Ceklos.*	Sparren.
Centiſtere.	*Mètre Cube.*	*Kruisklos.*	Cubic-Meter.
Miliſtere.	*Palme Cube.*	*Klos.*	Cubic-Handbreite.

Déci-

Décimillistère.	*Doigt Cube.*	*Cesteen.* — Cubic-Zoll.
Centimillistère.	*Trait Cube.*	*Kruisteen.* — Cubic-Linie.
Millionistère.		*Steen.*
Decimillionistère.		*Cekorrel.*
Centimillionistère.		*Kruiskorrel.*
Billionistère.		*Korrel.*
Decibillionistère.		*Cezier.*
Centibillionistère.		*Kruiszier.*
Trillionistère.		*Zier.*

II. *Flüssige Körper, nach obigen Gesetzen.*

Kiliolitre.	*Tonneau.*	*Hoed.* — Tonne.
Hectolitre.	*Poinçon.*	*Vat.* — Zehneimerfafs.
Decalitre.	*Velte.*	*Bak.* — Eimer.
Litre.	*Pinte.*	*Pot.* — Kanne.
Decilitre.	*Verre.*	*Maat.* — Glas.
Centilitre.		*Dop.* — Halbmäfsgen.
Millilitre.		*Tiendroppels.* — Zehntropfen.

III. *Hohlmaafse für trockene Körper.*

Diese führen die nämlichen Benennungen, in gedachtem republikanischen Gesetze v. 18. Germ. III. J., welche auch in der batavischen Staatsordnung, nach Nr. 2. verzeichnet worden; jedoch sind nach erwähnter Consularverordnung v. 13. Brum. IX. J., folgende Namensveränderungen im innern Frankreich und auf dem linken Rheinufer festgesetzt worden, als:

für	*Kilioliter* wird nunmehr	*Muid* (à 77 Pariser Boiss.)	Grofs-Mltr.
—	*Hectoliter* . . — . .	*Setier* (à $7\frac{2}{3}$ Pariser Boiss.)	Grofs-Fafs.
—	*Decaliter* . . — . .	*Boisseau*	Mitt. Fafs.
—	*Liter* . . . — . .	*Pinte*	Klein Fafs.
—	*Deciliter* . . — . .	*Picotins*	Becher.

D. *Gewichte, oder Schwermaafse.*

Nr. 1. A. *v. 18. Germ. III. J.*	Nr. 1. B. *v. 13. Brum. IX. J.*	Nr. 2. *Batavische Namen.*	Nr. 3. *Deutsche Benennungen.*
. . . . .	*Millier* oder *Tonneau de mer.*	*Zee-Ton.*	Seetonne ($\frac{1}{2}$ Last).
. . . . .	*Quintal.*	*Cepond.*	Centner.
Myriagramme.	*Deca-Livres.*	*Kruispond.*	Zehnpfund Stein.
Kiliogramme.	*Livres.*	*Pond.*	Pfund.
Hectogramme.	*Once.*	*Cegewigt.*	Unze.
Decagramme.	*Gros.*	*Kruisgewigt.*	Quentchen.
Gramme.	*Deniers.*	*Gewigt.*	*Scrupel.*
Decigramme.	*Grain.*	*Cegrein.*	Gran.
Centigramme.		*Kruisgrein.*	Grein.
Milligramme.		*Grein.*	As.

(Die *Gramme* des republikanischen Gewichts, als die Einheit desselben in einem Körpermaafse von einem *Deciliter* rein destilitirten Wassers, hält 18,^{841} alte französische Gran Markgewicht, oder 20,^{83} holl. As, oder 280,^{6} Clln. Richtpfennige, wornach also für die *Centigramme*, die nach dem Consularbeschlusse v. 13. Brüm. IX. J., schon keine Benennung mehr hat, und aufgehoben ist, 2,^{806} Clln. Richtpfennige zu stehen kommt; kann nach der neuen Gewichtsnorm auf dem linken Rheinufer, als *Scrupel* von 1000 *As* eingeführt werden, da dergleichen Asgewicht nur $\frac{806}{1000}$ Clln. Richtpfennige schwer seyn würde, das beym Gold und Juwelenhandel zwar immer Anwendung, nur nicht im gemeinen Leben, welches doch der neue Beschluss des Ober-Präfecten im Rhurdepartement *Simons* in Aachen, von 24. Vendimiäre X. J. (16. Oct. 1801.) für jeden Krämerladen angeschafft wissen will, jemals statt finden wird.)

In Ansehung der republikanischen Geldwerthe sind die französischen und holländischen Silbermünz-Einheiten sich, in Absicht ihrer Eintheilung, völlig gleich, aber am Werthe doppelt verschieden. Denn der *Franc*, der seit der republikanischen Staatsverfassung in Frankreich bis auf den heutigen Tag, in 10 *Decimen*, oder 100 *Centimen* getheilt wird, hält gerade 1 alten französischen Liv. und 1 Centime (eine kleine Kupfermünze, etwan in der Gröfse eines Reichspfennigs), wornach also die alten Laubthaler von 6 Liv., um 6 Centimen weniger als 6 Francs geachtet, und in französischen Cassen im ganzen Ruhrdepartement, wo der Clnische oder clevische Species-Fus im Handel und Wandel eingeführt ist, nur zu 1 Rthlr. 58$\frac{1}{2}$ Stbr. angenommen werden, welche aber, bis zur Vernichtung der *Hochescheu Convention*, daselbst zu 2 Rthlr. Clevisch ausgebracht wurden. (Die *Centime* ist völlig dem Gewichte *einer Gramme* gleich, wovon die *Myriagramme* = 188410 Gran, oder

oder 20,44 Pfd. alt französisches Markgewicht, d. i. 21,365, oder beynahe 21⅜ Berliner Pfd., und 42,82, oder *circa* 42⅝ Mark Cölln. Gewicht ist.) Der Vf. von Nr. 2. will S. 28. fg. §. 120. ffg. die Einheit der Münzspecien, wie die Franzosen, in Decimaltheile vereinzelt wissen. Bisher wurde der holländische *Gulden* zu 20 *Stuiv.* à 8 *Deuten* à 2 *Penn.* (letztere Benennung war jedoch fingirt) eingetheilt. Die *Stüber* und *Pfenn.* Namen sollen wegfallen, und der *Gulden* à 10 *Doppelstüber* (bisher unter dem Namen *Dubbeltjes* bekannt), jeder zu 10 *Deute* (wovon jeder ⅕ schwerer wie bisher in Kupfer bestehen, und wegen der erstaunlichen ausländischen Kupfermünze, die zum Nachtheil der batavischen Republik jährlich eingeführt wird, zu einem Schleichhandel Anlass geben würde) eingetheilt werden. Damit man nun, wie bisher, das Pfund Flämisch (*Liver Vlaamsch*, in allen Münzbüchern und Preis-Couranten als eine erdichtete Münze) im batavischen Rechnungsfuss beybehalte, sollen 10 Gulden = 1 Pfd. Fläm. seyn.

Nach allen diesen Erläuterungen, Instructionen und Resultaten, liefert der Vf. von Nr. 2. S. 38. und 39. zwey *Tafeln der Längen- und Quadratischen-Maasse* nach dem *vorläufig angenommenen*, und demnächst *genauer bestimmten Meter* (wovon wir sogleich nähere Auskunft geben werden), nach französischen und holländischen Benennungen, die neben einander stehen, in Vergleichung rheinländischer Ruthen, Fusse und Linien, auch Morgen, Ruthen, etc. Quadrat-Maasse. — S. 40. *Tafel der Maasse fester und flüssiger Körper*, nach rheinländischen Cub. Fusen, Zoll und Linien, auch holländischer Anker, Mingel- und Mötjes-Maasen; und in Absicht der Gewichte, gegen Pfunde, Unzen, Drachmen und Assen holländische Troygen. — S. 41—47. *Tafel der specifischen Schweren verschiedener Körper*, als Gold, Silber, Platina, Kupfer, u. s. w. nach eben dem Gewichte, und einem, vom Vf. neu erfundenen *Hygrometer*, der S. 48. beschrieben wird, wovon der Vf. neue Tafeln zu berechnen, und dieselben dem Publicum mitzutheilen verspricht. (Der anonyme Vf. würde wohl thun, wenn er zu diesem gemeinnützigen Unternehmen, den Anleitungen und Winken des Prof. *Fischer's* in dessen *physikalischen Wörterbuche* 2ter Th. S. 973—987. folgte, wenigstens sie bey seiner Arbeit benutzte.) Uebrigens ist der Stil dieser Bogen fliessend und der Sache angemessen, obgleich die S. 1. §. 2. geführte Sprache nicht durchaus gefallen wird. „*Dit* (nämlich die „Einrichtung des neuen Maass-Münz- und Gewichts-„Systems) *was wederom voor de Franschen bewaard, „om die weldaad aan het menschdom te schenken, en „dien moeglyken en kostbaren taak te onderneemen.*“ — Beyläufig wollen wir noch erwähnen, dass, wie mehrere Sachkenner schon längst erwähnt und aus einleuchtenden Gründen anschaulich gemacht haben, der 100,000ste Theil eines Grades des Meridians, in mittlern Breiten gemessen, der nach der Fraction aller Resultate 307,946 französische königl. Fuss beträgt, unmöglich die allgemeine Norm des Fussmaasses seyn und werden kann, da die Franzosen selbst sich in ihren anfänglichen Angaben vom *Meter*, merklich geirret haben, wie dies aus einem Schreiben des vorigen Ministers des Innern, des bekannten französischen Mathematikers *la Place* v. 4. Frim. VIII. J. (5. Nov. 1799.) an den Ober-Consul *Bonaparte* hervorgeht. Jener versichert darin diesem, dass die Nationalversammlung damals das *Metermaass* zu 3 Fuss, 11⅓⅓⅓ Linien *pied du Roi* angenommen, und das französische Gouvernement dabey beharret habe; die seit dem aber von *de Lambre* und *Mechain* vorgenommenen neuen Gradmessungen zwischen Duynkirchen und Barcelona zeigten zu klar eine bemerkenswerthe Verschiedenheit, wornach (wie auch Rec. in der *Connoiss. des temps. pour l'An. X p.* 371. gesehen hat,) man den *Meter* zu 3 Fuss, 11$\frac{296}{1000}$ Lin., also um $\frac{146}{1000}$ Lin. kürzer wie zuvor annehmen und festsetzen müsse; anderer, auf nähere Untersuchungen der dichten und flüssigen Maasse und Gewichte gestützten Abänderungen nicht einmal zu gedenken. Wir wollen zum Schluss unserer Bemerkungen nur noch auf die Gedanken über das neue französische Maass- und Gewichtssystem verweisen, die *Kästner* in seiner *höhern Mechanik*, S. 343—344. Gött. 1793. 8. und in der *mathemat. Geogr.* S. 87—96. Gött. 1795. 8. — *Büsch* in seinen *Zus. zur Darst. der Handl.* 1. Th. S. 257—261. Hamb. 1797. 8. andere im *Journ. v. u. f. Deutsch.* 1792. I. S. 35—50. und *Journ. f. Manuf. und Handl.* 1795. I. S. 52—55. geäusert haben. —

GESCHICHTE.

Ohne Druckort, (London): *The secret history of the armed Neutrality*, together with memoirs, official lettres and state papers, illustrative of that celebrated confederacy never before published; written originally in French by a german Nobleman translated by A*** St*** 1801. 8.

Dies ist nichts anders als eine unveränderte neue Auflage der schon 1792 erschienenen merkwürdigen Druckschrift über die bewaffnete Neutralität von 1780. Wahrscheinlich gab die jetzige Erneuerung dieses Bündnisses und die Seltenheit der in wenig Exemplaren abgedruckten, aber bald ganz vergriffenen, ersten Auflage, die Veranlassung zu dieser Buchhändler-Speculation; sie wäre aber rechtmäsiger gewesen, wenn man die Urschrift zugleich angezeigt hätte. Von dieser kam 1795 eine Uebersetzung in das Französische unter dem Titel: *Memoire ou precis historique sur la neutralite armée et son origine suivi des pièces justificatives* heraus.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stockholm, b. Lindh.: *Kongl. Vetenſkaps Academiens Nya Handlingar.* (Neue Abhandl. der königl. Akad. d. Wiſſenſchaften) 1801. *Erſtes* und *zweytes Quartal.* T. XXII. gr. 8. m. K.

Das *erſte Quartal* enthält: I. *Verſuche und Erfahrungen über den Nutzen und Gebrauch des Theerwaſſers in veneriſchen Krankheiten,* von *E. Acharius.* Schon vor mehrern Jahren war das Theerwaſſer in der Medicin ſehr an der Ordnung des Tages. Hr. *A.*, der als Arzt bey dem neulich zu Wadſtena auf Koſten des Medicinalfonds errichteten gröſsern Krankenhauſe angeſtellt iſt, worin ſich auch mehrerere veneriſche Perſonen aus der niedern Volksclaſſe befanden, hat es bey ſolchen ſowohl innerlich als äuſserlich mit Nutzen angewandt, und ſchreibt deſſen Wirkung dem damit verbundenen Oxigen zu, deſſen Nutzen Alyon in ſeinem *Memoire ſur les propriétés antivenériennes et antipſoriques* beſtätiget hat. Dieſer Sauerſtoff, wovon das Queckſilber bekanntlich eine ſo groſse Menge enthält, mache ſolches zu einem ſo wirkſamen antiveneriſchen Mittel. In der Anwendung ſey doch das Queckſilber von oft gefährlichen und zerſtörenden Folgen; daher hat man auch ſtatt deſſen die Salpeterſäure, Alyons Salbe zum Einreiben, und eine Auflöſung von *muriate ſuroxigéne de potaſſe* gebraucht. Auch dieſe Mittel hat der Vf. verſucht; allein er hat, ob ſie gleich wirklich viel ausrichten, doch damit keine vollſtändige Cur bewirken können, woran vielleicht das dortige kalte Clima mit Schuld ſeyn dürfe. Die Salpeterſäre griff gemeiniglich die Bruſt des Kranken an (vielleicht war ſie auch nicht rein und verdünnt genug!). Alyons Salbe muſs lange gebraucht werden, iſt daher koſtbar und fodert viele Genauigkeit bey ihrer Bereitung, und man hat bey dieſen Mitteln doch immer auch Mercurialpräparate zu Hülfe nehmen müſſen. Der Vf. ſuchte daher ein Mittel zu finden, das gleichfalls eine Menge Sauerſtoff enthielt, leicht zu haben und weniger koſtbar war. Und dieſs fand er im Theerwaſſer, das auſser dem Sauerſtoff, den es enthält, mit dem im Theer befindlichen empyreumatiſchen flüchtigen Oel geſättigt iſt, welches zur Auflöſung des Schleims, der das veneriſche Gift umgiebt, dienen kann. Wenn dieſes Mittel auch nicht immer zureichend ſey, das Uebel zu heilen: ſo unterſtütze und erleichtere es doch die Mercurialcur, und man gebrauche dabey weit weniger Mercurius. Da ſeine damit angeſtellten Verſuche in Stockholm und an andern Orten nachgemacht worden: ſo lehrt er zuerſt deſſen Bereitung, wozu er ſich des kalten Waſſers bedient, und etwas von der in der *Pharmac. Suec.* vorgeſchriebenen Bereitung abweicht. Zu 3 Spanen Waſſer, deren jedes an 15 Kannen enthält, nimmt er 2 Kannen guten Theer, zum äuſserlichen Gebrauch, zu Umſchlägen und zum Baden, auf jedes Spann eine Kanne. Er lieſs den Patienten täglich 1 bis 3 Quart Theerwaſſer trinken, das Theerbad aber 2 bis 3 mal in der Woche nehmen, und auf die veneriſchen Geſchwüre Compreſſen beſtändig mit Theerwaſſer, angefeuchtet, legen, die oft allein groſse veneriſche Geſchwüre heilten. Unter 70 Kranken muſsten 18 auſser dem Theerwaſſer auch Mercurialia gebrauchen, 24 wurden durch das Theerwaſſer innerlich und äuſserlich gebraucht, allem Anſchein nach allein geheilt; 13 bey denen vorher Mercurialmittel gebraucht worden, wurden, da nun auch das Theerwaſſer gebraucht ward, geſund; und 7, bey denen die Salpeterſäure und die Alyonſche Salbe nicht geholfen, wurden dadurch geheilt; bey 11 wurde bloſs zu mehrerer Sicherheit zuletzt auch Mercurius angewandt. Uebrigens hat er bemerkt, daſs es beſonders zu Anfang den Urin treibt, den Umlauf des Bluts und die Tranſpiration vermehrt, auch wohl eine gelinde Salivation bewirkt. II. *Abhandlung über analytiſche Serien,* von *J. Svanberg.* Zur mehrern Entwickelung des bekannten Taylorſchen Theorems. III. *Anhang zu der Abhandlung von der gelben China,* von *J. P. Weſtring.* Der Vf. beſchreibt hier noch einige erhaltene neue Arten von ſogenannten Chinarinden, als *Tecamez China* (der Vf. war nicht ſo glücklich damit wie Hufeland, ein altes Quartanfieber zu heilen); *Quina da Fernambuco,* zwey Arten *Quina da Bahia* und *Cortex Rondeletiae,* die er doch von weniger Wirkung gefunden hat. IV. *Siebente Abhandlung über den Zuſtand des Tabellwerks von 1772 bis 1795,* von *H. Nicander.* Sie hat das Verhältniſs der Lebenden zu einander und zu den Geſtorbenen in jedem Alter, und die Wahrſcheinlichkeit der ihnen noch übrigen Lebenszeit zum Gegenſtande. Um hier nur bey dem letztern ſtehen zu bleiben: ſo bemerkt der Vf., daſs die Wahrſcheinlichkeit in einem gewiſſen Alter bis zu einem andern, z. E. von 20 bis 60 Jahr zu leben, eben ſo groſs ſey, als das Verhältniſs der Menge derjenigen, die im 20. und 60. Jahre ihres Alters noch leben; und hierauf gründet ſich dann die Berechnung der Wahrſcheinlichkeit, wie lange einer von beiden Geſchlechtern bey einem gewiſſen Alter von 1 bis einige 80 Jahre noch zu leben habe. Rec. will

will hier aus der Tabelle des Vfs. bey einer gewöhnlichen Mortalität nur die Resultate von 5 zu 5 Jahren ausziehen:

Männliches Geschlecht.		Weibliches Geschlecht.	
Alter	übrige Lebensj.	Alter	übrige Lebensj.
1 — 52 J.	1 Mon.	1 — 53 J.	4 Mon.
5 — 50 —	3 —	5 — 51 —	8 —
10 — 47 —	0 —	10 — 48 —	6 —
15 — 43 —	8 —	15 — 45 —	3 —
20 — 40 —	5 —	20 — 42 —	0 —
25 — 37 —	1 —	25 — 38 —	8 —
30 — 33 —	9 —	30 — 35 —	2 —
35 — 30 —	4 —	35 — 31 —	8 —
40 — 27 —	0 —	40 — 28 —	1 —
45 — 23 —	8 —	45 — 24 —	8 —
50 — 20 —	5 —	50 — 21 —	3 —
55 — 17 —	4 —	55 — 18 —	0 —
60 — 14 —	5 —	60 — 14 —	10 —
65 — 11 —	8 —	65 — 11 —	11 —
70 — 9 —	2 —	70 — 9 —	3 —
75 — 7 —	0 —	75 — 7 —	1 —
80 — 4 —	8 —	80 — 5 —	0 —
86 — 1 —	9 —	87 — 1 —	10 —

Durch Hülfe der 4 beygefügten Tabellen lassen sich noch eine Menge andere Resultate finden. V. *Auszug aus dem meteorologischen Tagebuch, gehalten auf dem Observatorium zu Upsala im J.* 1800. von D. *Holmquist.* Die Mittelhöhe des Barometers war 25,47; die grösste Kälte — 29 d. 27. Febr. Die grösste Wärme + 27½ d. 14. Aug. VI. *Auszug aus dem meteorologischen in der Stadt Umeä im J.* 1799 *gehaltenem Tagebuch*, von D. *E. Nazen.* Die Mittelhöhe des Barometers war 25° 63 die grösste Kälte — 34° 9 den 16. Febr., und die grösste Wärme + 24° 7 den 7. Jul. VII. *Sciurus Plantani*, ein wenig bekanntes Eichhörnchen, beschrieben von *S. J. Ljungh.* Pennants Beschreibung ist davon zu kurz und unzureichend. Hier sind folgende Charaktere angegeben: *Sciurus Plantani: supra griseus, subtus albus, stria utrinque laterali flavicante, cauda longitudine corporis nigro-annulata pedibus tetradactylis.* Das Thier war auf Java gefunden, hält sich besonders auf den Cocosbäumen auf, und wird von den Holländer *Suri Katje* genannt; es ist hier in natürlicher Grösse abgebildet beygefügt.

Zweytes Quartal. I. *Fortgesetzter Bericht von der Fortpflanzung der von der Paarung eines Rehes mit einem Schafbock gefallenen Zucht, und von den bey diesen Thieren beobachteten Veränderungen*, von *C. N. Hellenius.* Er dient zur Widerlegung der Meynung, dass sich dergleichen Thiere die von gemischter Art abstammen, nicht fortpflanzen können; man sieht aber auch daraus, dass sie in der Folge mehrerer Zeugungen nicht eine eigene besondere Art ausmachen, sondern nach und nach immer mehr und mehr zu der Art des Männchens oder Weibchens, wovon sie zuerst abstammen, zurückkehren, so wie hier der Fall war, dass sie immer dem Schafbock ähnlicher wurden. II. *Beschreibung einiger neuen schwedischen Insekten und Berichtigungen der Beschreibung einiger vorher gekannten*, von *Gust. Paykull*, Drittes St. Hier: *Anthicus Antherinus, var. γ. niger elytris rufis fascia media lata nigra, antennis pedibusque rufis. Anthicus ater, niger glabriusculus immaculatus. Anthicus Rufipes; niger opacus, punctatus, rubescens thorace suborbiculato — globoso, antennis pedibusque rufis. Cassida Vibex, ovata, virens, elytris convexioribus, distincte punctata striatis sutura brunnea, pedibus pallidis femoribus nigris* mit *var. β u. γ. Cassida Viridis; suborbiculato-ovata, supra viridis, thorace brevi, elytris punctato-substriatis, macula subscutellari rubescente*, mit *var. β. Cistela Maura; supra nigra, subtus picea, elytris substriato-punctatis antennarum basi pedibusque rufis.* Und *Cuculus bimaculatus, antennis moniliformibus, testaceo rufescens, fronte depressa, thorace subquadrato mutico, elytris macula media fusca.* III. *Beschreibung des electrischen Finnaals, Gymnotus Electricus Linn.* von *S. Fahlberg.* Er ward von Suriname an den Vf. auf der Insel St. Barthelemy gesandt. Dieser Fisch ist von Bajon, Ingram, Schilling, van der Lott, Magellan, Condamine, Gravesand, Gronov, Fermin, Bancroft, Garden, Boyant, Walsh, Flagg, Wiliamson, Bloch u. a. m. beschrieben. Aber alle, ausser Hunter, haben dessen Anatomie vernachläfsiget, die uns doch allein den Weg bahnen kann, den Mechanismus der Electricität thierischer Körper näher kennen zu lernen, welche ein Abilgaard, Cotunin, Valli, Fowler, Robertson, Galvani u. a. m. bey mehrern Thieren wahrgenommen haben. Niemand hat so genau die Zergliederung dieses Fisches angestellt, und dessen innere Theile beschrieben, als der Vf. dieses Aufsatzes. Dies ist besonders in Hinsicht der Eingeweide und vorzüglich der Nerven geschehen. Der Vf. erhielt diesen Fisch über 14 Monate lebendig. Zuletzt nahm dessen Esslust und electrische Kraft immer ab, und letztere hörte mit seinem Leben ganz auf, auch zeigte sich nicht die geringste Spur davon bey der unternommenen Zergliederung desselben, welches den Galvanischen Versuchen entgegen zu seyn scheint, vermuthlich hier aber daher rührte, dass der Fisch nicht mit vollen Kräften starb, sondern dessen Nerven schon vorher alle Reizbarkeit und mechanische Wirkungskraft verloren hatten. Als der Fisch lebte, war seine electrische Kraft im Wasser dem 10 bis 15 Grad, ausser dem Wasser aber dem 20 bis 25 Grad der Ladung einer Leidner Flasche gleich. Kein Thier und kein Fisch hat im Verhältnifs seiner Grösse, grösere Nerven als dieser, und die Lage und Vereinigung derselben tragen das meiste zu dessen electrischer Kraft bey. Sie sind hier ausführlich beschrieben, und der Fisch selbst, so wie einzelne seiner innern Theile, sind in Kupfer gestochen abgebildet. Es gehören doch auch mehrere Versuche und ein gröfserer Zugang zu dergleichen Fischen dazu, um die Frage zu entwickeln: wie eine der atmosphärischen so ähnliche Electricität in einer so wirksamen Menge in einem Thier angehäuft werden kann, das

selbst

ſelbſt Conductor iſt, und wie ſolche durch eine Flüſsigkeit von faſt gleicher Natur kann mitgetheilt werden, da doch ſonſt die Feuchtigkeit in der Atmoſphäre ihre Kraft hindert; und was noch wunderbarer iſt, daſs die electriſche Ableitung derſelben eben ſo gut geſchehen kann, wenn Perſonen, oder andere ableitende Materien den Fiſch ſelbſt berühren, oder nur das Waſſer, welches ſeinen Körper umgiebt. IV. *Neue und weniger bekannte Flechtenarten*, beſchrieben von *E. Acharius*, VII. Fortſetzung. Zwar hat Hoffmann in ſeinem botaniſchen Taſchenbuch einige derſelben, aber nicht ſo vollſtändig, wie hier geſchehen, beſchrieben, auch ſind die hier beſchriebenen, mit ihren vergröſserten Befruchtungstheilen hier genau in Kupfer geſtochen. Es ſind folgende ſechs. 1) *Lichen limoſus; gelatinoſus imbricatus irregularis, foliolis adpreſſis minutis graniformibus crenulatisque, ſcutellis ſubimmerſis rufo-fulvis.* 2) *Lichen myriococcus; gelatinoſus imbricatus, foliolis confertiſſimis criſpo granulatis, ſcutellis aggregatis ſubgloboſis minutis concoloribus.* 3) *Lich. melaenus; gelatinoſus imbricatus orbicularis, foliolis confertiſſimis criſpis undulatis inciſis lacero-crenulatis, ſcutellis planis ſubmarginalibus concoloribus, margine granulato.* 4) *Lich. Scotinus; gelatinoſus imbricatus ſuborbicularis, foliolis minutis confertis erectiusculis plicato-gyroſis lobatis crenulatis, ſcutellis lateralibus concoloribus margine integerrimo.* 5) *Lich. rivularis; gelatinoſus membranaceus glauco-cineraſcens, foliolis oblongis obtuſis ſubrepandis integris laxis flexuoſis, ſcutellis pallide rubris.* Und 6) *Lich. furvus; gelatinoſus membranaceus fuſco-virens foliis difformibus obtuſis, lobatis undulatis ſubintegris rugoſis plicatis granuloſis ſcutellis nigro-fuſcis.* Jeder Art iſt die Synonymie, der Ort, eine genaue Beſchreibung ihrer Theile und Subſtanz, nebſt einigen botaniſchen Bemerkungen beygefügt. Eine Erklärung ihrer Figuren macht den Schluſs.

Duisburg a. Rhein, im Verl. d. Helwingſchen Univerſitätsbuchh.: *J. L. Ewalds kleine vermiſchte Schriften. Erſtes Bandchen.* 1800. 117 S. 8. (10 gr.)

Dieſe kleine Sammlung enthält folgende Auffätze: 1) *Ideen über beſſere Bildung chriſtlicher Prediger.* Officielle Vorſchläge aus Acten. Gute, und groſstentheils leicht ausführbare Ideen, welchen wir alle Beherzigung wünſchen. Einige, daſs z. B. die Candidaten in Gegenwart der Examinatoren katechiſiren müſſen, daſs Candidaten, wenn ſie nach einigen Jahren befördert, oder Prediger, wenn ſie verſetzt werden, ein ſogenanntes Colloquium mit den Examinatoren zu halten haben, ſind in dem Vaterlande des Rec. wirklich ſchon ſeit mehrern Jahren ausgeführt worden. Was hingegen den S. 11 fg. gethanen Vorſchlag betrifft, einen Profeſſor der Theologie zum Aufſeher über die ſtudierenden Jünglinge zu wählen, und dieſen von Zeit zu Zeit mit dem Generalſuperintendenten über ſie correſpondiren zu laſſen: ſo würde ihn Rec. nur dann unbedingt annehmen, wenn ſich eines Theils bey den Profeſſoren nie etwas Menſchliches einmiſchte, und wenn er andern Theils den herrſchenden Studentengeiſt nicht kennte, der einen aufrichtigen Referenten unter den Profeſſoren auf mancherley Art übel lohnen würde. Dem Rec. ſind mehrere Beyſpiele bekannt, wo nur einige aufrichtige Aeuſserungen eines akademiſchen Lehrers gegen die Aeltern des ſtudierenden Jünglings die Quelle der mannichfaltigſten Neckereyen und Beleidigungen des erſten wurden. Und wie ſollten dergleichen Aeuſserungen ganz verſchwiegen bleiben? (S. 3. Z. 2. muſs *leben*, ſtatt *lebt* geleſen werden). 2) *Der Arzt und die Kranken.* Eine Parabel. Dieſe Parabel zeichnet ſich weder durch vorzügliche Erfindung, noch durch ihre Einkleidung aus. 3) *Die Schule, eine literariſche Familie* (eine Rede); bey Einführung eines Schullehrers. Dieſe kurze Rede bringt den Gymnaſiaſten einige beherzigungswerthe Ideen ins Andenken zurück. 4) *Die griechiſche Weisheit, ein Symbol.* Einführungsrede. Nachdem der Vf. die einzelnen Attribute der Pallas gedeutet hat, macht er die Anwendung auf den einzuführenden neuen Lehrer der dritten Claſſe. Einige Züge der kalten jungfräulichen Göttin, die noch einer Deutung fähig geweſen wären, hat jedoch der Vf. mit Stillſchweigen übergangen. 5) *Freyheit und Frechheit.* Aus einer Rede an Jünglinge. Richtige, wiewohl bekannte Gedanken! Das angehängte Gedicht läſst in Abſicht auf das Silbenmaaſs noch ſehr vieles zu wünſchen übrig. Wer wird z. B. in folgenden Zeilen einen Pentameter ahnden?

Der dich zur göttlichen Freyheit, freylich nach Anſtrengung führt;

und wie hart iſt folgender Hexameter ſkandirt:

Nie wird das Mädchen voll Unſchuld ihr Herz dem Thiermenſchen geben!

Eben ſo wenig iſt folgendes ein Pentameter:

Wär' er nicht deines Schweiſes, Jüngling, der Anſtrengung werth?

Daſs aber der Vf. den Hexameter mit dem Pentameter abwechſeln laſſen wollte, ſieht man aus der ganzen Anlage des Gedichts, worin mehrere wirkliche Hexameter mit Pentametern richtig abwechſeln. 6) *Ueber den Enthuſiasmus.* Eine Rede. Wenige, aber treffende Worte, die Rec. mit vielem Vergnügen geleſen hat! 7) *Ideal einer Schule*; Abſchiedsrede eines Scholarchen. Auch dieſe Rede hinterläſst ein wohlthuendes Gefühl in dem Herzen des Leſers. 8) *Wünſche.* Drey kleine Gedichte, wovon wir zur Probe, folgende Strophe hieher ſetzen, weil ſie den übrigen an Gehalt ziemlich ähnlich iſt:

Blüten ſeyen eure Erdenfreuden
Eine Paradieſesfrucht, in jener Welt;
Regenſchauer euer Erdenleiden,
Reicher fruchtend jedes Land, auf das er fällt.

Der

Der Corrector dieſer Schrift hätte aufmerkſamer ſeyn ſollen. Auch wird der Vf. bey einer nochmaligen Anſicht derſelben Ausdrücke, wie folgende: an Neuigkeiten *kauen*, keinem befremden, *woler* ſt. beſſer, auf *mein* Vorurtheil ertappen, der Menſch iſt *kein* Menſch *nicht* mehr u. ſ. w. ſelbſt nicht mehr billigen.

ALTENBURG, b. Peterſen: *Ueber die Kleidertracht, Sitten und Gebräuche der altenburgiſchen Bauern, von Karl Friederich Kronbiegel.* Mit 12 ausgemalten Kupfern. 1801. 157 S. 8. (2 Rthlr.)

Nach der Vorrede zu urtheilen, ſoll dieſe Schrift nicht nur den Leſer mit den Eigenheiten der altenburgiſchen Bauern, welche in Abſicht auf Kleidertracht, Sitten und Gebräuche ſo auffallend ſind, bekannt machen, ſondern ſie ſoll auch denjenigen, die ehemals wegen Handelsgeſchäfte in dieſes Ländchen gekommen ſind, oder die auch der Krieg und andere Verhältniſſe dahin geführt haben, die daſelbſt froh verlebten Stunden ins Andenken wieder zurückbringen. Beide Abſichten ſind gut, und die Erreichung derſelben ſcheint dem Vf. auch ſo ziemlich gelungen zu ſeyn; nur wäre zu wünſchen, daſs er, weil er nicht ſelbſt Gelehrter iſt, ſein Manuſcript einem Sprachverſtändigen zur Durchſicht gegeben hätte, um die vielen Mängel der Schreibart, und die faſt auf allen Seiten des Buchs vorkommenden Sprachfehler verbeſſern zu laſſen. So ſteht z. B. S. 8. die Tochter hofft dem kommenden Freyer entgegen, ſtatt hofft auf den kommenden Freyer. — S. 9. ganze Schaaren, ſtatt Schaarenweiſe. — S. 17. begonnte, ſtatt begann. — S. 121. die ſich auf dieſes Geſchäft befleiſsigt, ſtatt die ſich dieſes Geſchäfts befleiſsigt. — S. 145. lucri, ſtatt luxus. — Die vielen kleinen Unrichtigkeiten, ſtatt dem, den; ihrem, ihren; für, vor, u. ſ. w. nicht gerechnet. Auch kommen bisweilen Stellen vor, z. B. S. 4. aus welchen Unbeſtimmtheit und falſche Wahl des Ausdrucks hervorleuchtet, noch mehr aber ſolche, wo der Periodenbau und die Interpunktion ganz fehlerhaft iſt. Bey der Darſtellung der altenburgiſchen Sitten und Gebräuche geht zwar der Vf. ſehr ins Detail, auch ſcheinen ſeine Nachrichten aus Quellen gefloſſen zu ſeyn, die die Wahrheit deſſen, was erzählt wird, hinlänglich verbürgen; gleichwohl aber herrſcht in ſeinem Vortrage eine ſolche Weitſchweifigkeit, daſs das Vergnügen der Unterhaltung, welches der Vf. ſeinen Leſern damit zu machen gedenkt, merklich geſtört wird. Dahin gehört unter andern die Erzählung, die der Vf. ſowohl von der Erziehung der altenburgiſchen Kinder, als auch von den Heyraths- und Hochzeitgebräuchen derſelben geliefert hat. Als Beyſpiel der Schreibart und des Vortrags heben wir folgende Stelle aus: „Sobald (heiſst es S. 31.) „der junge Landmann den Drang und Beruf zum Heyrathen „fühlt, ſieht er ſich unter den Dorfſchönen ſeines „Landes, einen für ſich brauchbaren Gegenſtand aus, „erkundigt ſich nach ihrer Aufführung, Vermögen „und Fähigkeit der Wirthſchaft vorzuſtehen, findet „er nun die ihm behaglichen Requiſita beyſammen, „ſo ſetzt er ſich vor, daſelbſt anzuklopfen; iſt ſie „überdieſs noch ſchön, um deſto beſſer, ſonderlich „wird aber bey den Bauern nicht eben auf Schönheit geſehen, wenn nur Geld da, und die Braut „von guter Familie iſt, denn bey den altenburgiſchen Bauer gilt — Convention und es finden ſich „daher wenig Meſalliancen unter ihnen. Denkt nun „der junge Menſch an den ſich ausgedachten Orte „ſein Glück zu machen, ſo wird jemand hingeſchickt, „welches gemeiniglich der Hochzeitbitter (?) oder ein „der Sache kundiger Mann iſt, dieſer muſs horchen „wie es ſteht,“ etc. Wie unrichtig bisweilen die Begriffe des Vf. ſind, beweiſet ſeine Definition von der Ehe, welche nichts anders ſey, als eine Verbindung einer Perſon mit einer Perſon andern Geſchlechts. — Was die, dieſem Buche beygefügten, Kupfer betrifft: ſo geben ſie zwar von der Kleidertracht, deren ſich die Altenburger männlichen und weiblichen Geſchlechts bedienen, einen anſchauenden Begriff; von einem Maler aber, der der Vf. der Unterſchrift in der Vorrede zu Folge, doch ſeyn will, hätte man, in Abſicht auf Illumination, mehr erwartet. Darauf iſt noch weit weniger Aufmerkſamkeit verwendet worden, als auf die Schrift ſelbſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Jena*, in d. akad. Buchh.: *Aufruf eines praktiſchen Forſtmannes an ſeine Cammeraden und deren Befehlshaber.* Erſter, zweyter und dritter Abſchnitt. Mit Anmerkungen des Herausg., in Betreff des jüngſt im Publico erſchienenen *Handbuchs der grundſätzlichen Forſtwiſſenſchaft im Staate mit Hinſicht auf Landokonomie und Wildbahn.* 1801. 36 S. 4. (8 gr.) Dieſs iſt eine Recenſion, oder vielmehr eine raiſonnirende Inhaltsanzeige des erwähnten Handbuchs. Es iſt auch unſer Wunſch, daſs die in jenem Buche aufgeſtellten Grundſätze von Kammern und Vorſtehern des Forſtweſens bald allgemeiner in Ausführung gebracht werden mögen. Uebrigens ſind wir der Meynung, daſs die Kammeraden des Vfs., ſo wie ſie gewöhnlich ſind, und bis jetzt faſt noch nicht anders ſeyn können, dieſen feinen Aufruf ſo wenig verſtehen werden, wie das Buch ſelbſt, über welches ausgerufen wird; denn die Vorkenntniſſe, die dazu erfodert werden, haben nur ſehr wenige, und beide zeigen einerley Gabe des Vortrags, nur die nicht der Popularität und Deutlichkeit. Man erfährt auch hier wieder, daſs das Forſtpublicum vor der Herausgabe jenes Werks eigentlich noch gar nicht gewuſst habe, wie man einen Wald ordentlich bewirthſchaften müſſe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. März 1802.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Celle, b. Schulze d. j.: *Verſuch einer moraliſchen Anwendung des Geſetzes der Stetigkeit. Ein Beytrag zur Paſtoral, (?) Homiletik, Katechetik, Pädagogik und natürlichen Theologie*, von D. *Friedr. Chriſtoph Gräffe*. 1801. 446 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Der Vf. verſichert, auf ſein Werk allen möglichen Fleifs gewendet zu haben; und es iſt nicht zu verkennen, es trägt Spuren der Anſtrengung an ſich, die es ihm gekoſtet hat. Hr. G. verweiſt bey dieſer Unterſuchung (S. 7) auf ſein 1798 herausgegebenes Buch über das mechaniſche Geſetz der Stetigkeit, in welchem er erwieſen zu haben glaubt, „dafs an keinem Körper der Zuſtand der Ruhe oder der Bewegung, und an dieſer der Geſchwindigkeit oder Richtung durch den Stofs in einem Augenblicke verändert, ſondern nur in einer gewiſſen Zeit durch eine unendliche Reihe von Zwiſchenzuſtänden.“ Rec. hat jenes Buch nicht geleſen, glaubt auch, um das gegenwärtige zu beurtheilen, es nicht nöthig zu haben. Durch das mechaniſche Geſetz der Stetigkeit hofft der Vf. in der Pſychologie vieles aufzuhellen. „Wir haben (S. 8) wenigſtens eine Analogie, durch deren Hülfe ein kläreres Licht angezündet wird.„ Das ganze Werk zerfällt in *drey* Hauptabſchnitte. Im erſten wird gezeigt, dafs die Geſetze der *Stetigkeit*, der *Trägheit*, der *Acceleration*, der *Retardation* und *Sollicitation* eben ſowohl in der moraliſchen Welt ſtatt finden, als in dem Mechanismus der Natur. Im zweyten wird hiervon die Anwendung auf Paſtoralklugheit, Homiletik, Pädagogik u. ſ. w. gemacht. Der dritte iſt eine Art von Zugabe, in der einige metaphyſiſche Aufgaben unterſucht werden, und der, unbeſchadet des Ganzen, hier wegbleiben konnte.

Durch Induction zeigt der Vf. im erſten Abſchnitte, dafs man das Geſetz der *Stetigkeit* in allen Naturprodukten wahrnehme. Er erläutert daſſelbe aus den Begebenheiten ganzer Länder und Staaten, von denen er behauptet, dafs es ein Maximum ihrer Macht und Cultur gebe, von dem ſie, ſo bald es in unmerklichen Uebergängen erreicht worden, allmälig wieder zurückweichen. In dieſem Räſonnement hat Hr. G. nicht beſtimmt genug angegeben, was man ſich eigentlich unter jenem höchſten Gipfel der Gröfse zu denken habe. Dafs ein abſolutes Maximum ſeyn müſſe, welches ſchon je erreicht worden ſey, und über welches die menſchliche Strebſamkeit nicht hinausgehen könne, ſcheint unerweislich zu ſeyn; man müfste denn, zumal in ſittlicher Rückſicht, die Perfectibilität des Menſchengeſchlechts durchaus verwerfen. Und ſcheinen nicht z. B. die *Sineſer*, nach den Nachrichten, die wir von ihnen haben, ſeit mehr als einem Jahrtauſende auf einem und demſelben Punkte der Cultur ſtehen geblieben zu ſeyn? Man kann alſo wohl nicht Wachsthum und Abnahme der Staaten auf gleiche Art, nach dem Geſetze der Stetigkeit meſſen, wie z. B. das allmälige Emporwachſen und Abnehmen eines Eichbaums. Hr. G. geht weiter und findet das nämliche Geſetz in den einzelnen Menſchen, zu welchem Behuf er auf mehrern Blättern die Geſchichte des Königs *David* durchgeht, worin Rec. nichts intereſſantes in pſychologiſcher Rückſicht, wohl aber manche Allotria gefunden hat. Bis S. 44 iſt eigentlich nicht mehr erwieſen worden, als dafs allenthalben, in der Natur ſowohl, als im Geiſterreiche, eine Cauſalverbindung herrſche, die durch unendlich kleine Gradationen, ohne irgendwo einen Sprung zu thun, fortwirke. Allein, wie kann Hr. G., als ein eifriger Anhänger *Kants*, dieſes behaupten, da, nach jenem Weltweiſen, die *Freyheit* eine Cauſalität iſt, die durch ſich ſelbſt eine Reihe von Begebenheiten anfängt, ohne, dafs das erſte Glied derſelben nothwendige Wirkung eines vorhergegangenen Zuſtandes iſt? Er kommt §. 7 auf dieſen Einwurf; geht aber ganz ſeicht darüber hin. Das alte abgedroſchene Geſchichtchen von einem Raben (S. 97—100) der aus einem Zimmer einem Ring verſchleppt hatte, worüber unſchuldige Domeſtiken beynahe als Diebe verurtheilt wurden, konnte wegbleiben; denn das daraus gezogene Reſultat: über nichts eher zu entſcheiden, als bis alle Umſtände unterſucht worden ſind, bedurfte keiner ſo ſeltſamen, weit ausgeholten, Erörterung. Folgende drey Sätze ſind es, die Hr. G. aus dem Geſetze der *Stetigkeit* ableitet: a) Es giebt im Moraliſchen eben ſowohl eine Stetigkeit als im Phyſiſchen. (Dieſs im Allgemeinen zugegeben: ſo bleibt doch unerweislich, dafs ſie hier eben ſo, wie im Phyſiſchen wirke.) b) *Alle* Operationen der Seele geſchehen nach dieſem Geſetze. (A priori iſt hierzu der Beweis nicht zu führen, und die Erfahrung läſst uns darüber im Dunkeln.) c) So allgemein das phyſiſche Geſetz der Stetigkeit iſt; eben ſo allgemein *mufs* (?) man die Oberherrſchaft, welche dieſes Geſetz über die Seele ausübt, anerkennen. (Dieſs ſcheint unvereinbarlich mit der *Freyheit* zu ſeyn; und die Moralphiloſophie kann bey dieſem dreiſten Poſtulate, auf das gelindeſte geurtheilt, nichts

gewinnen.) Rec. kann nicht begreifen, weshalb Hr. G. mit Hülfe des pythagoriſchen Lehrſatzes, den er S. 93 gleichſam als wenn er ein Compendium der Geometrie ſchriebe, demonſtrirt hat, zu beweiſen ſucht, daſs die menſchliche Seele bey dem Denken keinen Sprung mache? Aus ſeinem ganzen Räſonnement folgt nichts weiter, als daſs man in einem Syllogismus den Gehalt der major und minor erſt prüfen müſſe, ehe man die Concluſion macht; zu was alſo den Magiſter Matheſeos in Unkoſten geſetzt, um eine ſo triviale Regel zu beweiſen, und beyher, S. 96 über die Hetakombe geplaudert, die Pythagoras nach dieſer Erfindung ſoll geopfert haben? S. 101 ff. wird das Geſetz der *Trägheit* erklärt, und durch eine *vis inſita* ſich in ſeinem Zuſtande, es ſey in der Ruhe oder in der Bewegung zu erhalten, beſtimmt. So gelehrt das darüber Geſagte ſcheinen möchte: ſo hat doch der Vf. in der pſychologiſchen Anwendung deſſelben, nichts weiter klar gemacht, als daſs die Seele, ohne innere oder äuſsere Veranlaſſung, nicht wirken könne. Dieſs folgt, ſollte man denken, ſchon aus der Cauſalverbindung, ohne das Geſetz der *Trägheit* dabey zu Hülfe nehmen zu müſſen. S. 147 kommt der Vf. auf die *Acceleration*. Er berechnet hier die zunehmende Geſchwindigkeit der herabfallenden Körper, und trägt durch eine wahre μεταβασις εἰς ἀλλο γενος dieſes Geſetz auf Begierden und Leidenſchaften der Seele über. Er berechnet S. 154 ganz dreiſt, daſs eine Leidenſchaft ſich millionenmale vermehre. Der ſonderbarſte Einfall, da hier nichts berechnet werden kann! Denn welcher Sterbliche hat wohl je beobachtet, kann es beobachten, daſs die Acceleration einer Leidenſchaft gerade der eines fallenden Körpers gleich ſey? Alles was aus ſeiner Declamation als wahr hervorgeht, iſt der triviale Satz: Leidenſchaften werden mit der Zeit immer ſtärker. Aus der Acceleration leitet er S. 155 die Möglichkeit eines ewigen Elends in jener Welt her, weil die Laſterhaften, nach dieſem Geſetze, immerfort ſündigen und im Böſen ſchnellere Fortſchritte machen. Dem ſteht aber auch hier die Freyheit der menſchlichen Seele entgegen, die ſie nothwendig auch in einem andern Zuſtande des Daſeyns behalten wird. Und zu was ſeinen Scharfſinn aufbieten, eine ſo troſtloſe Vorſtellung zu demonſtriren? Doch nein, der Vf. erſcheint hierin nichts weniger als ſcharfſinnig; er verſucht nur auf eine ſeltſame Weiſe, es zu ſcheinen. S. 181 ff. erläutert der Vf. die Parabel von den Arbeitern im Weinberge. Die anſcheinende Unbilligkeit, daſs die Letztern gleichen Lohn mit den Erſtern empfingen, wird, ohne an jene alte Regel aller guten Ausleger zu denken: *in parabolis N. T. non omnia ad vivum eſſe reſecanda*, dadurch gehoben, daſs die letztern in einer Stunde eben ſo viel gearbeitet hätten, als jene den ganzen Tag über. Allein, wo iſt im N. T. die mindeſte Spur, daſs die erſtern ſo frohnermäſsig gefaullenzt hätten? Was von der Acceleration der Tugend geſagt wird, iſt ein Gemiſch von Zahlenberechnung und ſeichtem Geſchwätz. Die Worte Chriſti „Nehmet auf euch mein Joch u. ſ. w.“ werden S. 200 dem Context ſowohl, als dem Geiſte des Redenden zuwider, aus der Acceleration auf eine Art erklärt, die der Leſer ſelbſt nachſehen mag. Gott bewahre uns doch vor ſolchen Exegeten! Von dem, was über *Retardation* und *Sollicitation* geſagt worden, will Rec. nichts referiren. Der Vf. bleibt ſich in ſeinen ſeltſamen Spielereyen auch hier gleich.

Nach dieſer mühſamen Vorbereitung ſollte man Wunder! glauben, was für ein helles Licht im *zweyten* Abſchnitte über Paſtoralwiſſenſchaft, Homiletik, Pädagogik u. ſ. w. verbreitet ſeyn würde. Nichts, als die gemeinſten, mit unter recht triviale Dinge! Denn wenn z. B. §. 21 aus jenen mechaniſchen Geſetzen keine andern Reſultate für den Prediger hervorgehen, als, daſs er ſich das Zutrauen der Gemeinde erwerben, den Armen mit Rath und That beyſtehen, durch einen ſchlechten Lebenswandel, das, was er aufbaut, nicht wieder einreiſsen, und überhaupt bey ſeiner Amtsführung bedächtig zu Werke gehen, und nichts präcipitiren ſolle; ſo kann man nicht umhin, an jenen Helden zu denken, der nach allen Regeln der Conſtablerkunſt, einen Zwölfpfündner lud, und einen Sperling damit todtſchoſs. Um den Punkt der Behutſamkeit wichtig zu machen, wird S. 237 ff. ein Geſchichtchen von einem Prediger erzählt, der zu raſch das Glöckchen im Klingelbeutel abſchaffen wollte, und darüber Verdruſs bey der Gemeinde ſich zuzog. War es wohl nöthig, um ſolche alltägliche Regeln, wozu nur etwas geſunder Menſchenverſtand gehört, aufzuſtellen, erſt jene mechaniſchen Geſetze weitläuftig zu erklären? Da ſie alle fünfe einzeln auf Homiletik, Pädagogik u. ſ. f. angewendet werden: ſo iſt eine unerträgliche Weitſchweifigkeit daraus entſtanden. Auch die Beyſpiele, die Hr. G. aus ſeiner eignen Amtsführung, mit vieler Redſeligkeit mittheilt, enthalten nichts, was ein Prediger, der nicht ganz nach dem Schlendrian und ohne allen Beobachtungsgeiſt ſein Amt verwaltet, nicht längſt wiſſen könnte. Sonderbar iſt S. 289 die Anwendung der *Stetigkeit* auf die Homiletik. „Damit die *Stetigkeit* überall herrſche: ſo müſſen alle gewählten Ausdrücke ſowohl zu der Sache, die abgehandelt wird, als auch zu den Perſonen, mit zu welchen geredet wird, in der rechten Angemeſſenheit ſtehen. (Deutſcher: *den Sachen — angemeſſen ſeyn.*) Der Ausdruck muſs ſich offenbar nach der Beſchaffenheit des Gegenſtandes richten. Von niedrigen Dingen des gemeinen Lebens darf man nicht ſo reden, als von den höhern Angelegenheiten des menſchlichen Geiſtes. Das Erhabne will anders behandelt ſeyn u. ſ. w.“ Wahr, und ſelbſt Primanern bekannt! Aber wie gehört das zur *Stetigkeit? Cicero* nennt dieſes ſehr richtig das πρεπον, und ſagt, z. B. im Orator, intereſſantere Dinge darüber, als hier Hr. G. aus ſeiner Stetigkeit herauspreſſen will. S. 291 „Die Nothwendigkeit, dem Geſetze der *Stetigkeit* zu *huldigen*, zeigt ſich noch deutlicher, wenn man auf die ganze Art der Behandlung hinſieht, welche eine Predigt

digt erst recht zweckmäfsig machen kann. In der ganzen Rede mufs ein ftetiger Zufammenhang herrfchen. Nichts ftehe ifolirt, und aufser Verbindung mit dem Ganzen dar. Ein Theil, ein Satz, führe den andern herbey u. f. w.“ Wufste Hr. G. nichts trivialeres? *Horaz* hat diefes längft fchon das *fimplex et unum* genannt, und fich die Sache fehr richtig gedacht, ohne dafs er dem Gefetze der Stetigkeit *gehuldigt* haben mochte. Wer die Hokus Pokus, die mit der *Trägheitskraft* in Beziehung auf eine Predigt verfucht werden, kennen lernen will, der lefe S. 292 ff. und er wird die unnütze Mühe bedauern, die fich Hr. G. damit gegeben hat. — Der *dritte* Abfchnitt enthält einige wiffenfchaftliche Foderungen, in Beziehung auf die letzten Gründe der menfchlichen Erkenntnifs. Hier wird unter andern gezeigt, dafs die Zeit eine inhärirende Form der Sinnlichkeit fey (ganz nach *Kant*) und gefolgert, dafs die Ewigkeit für uns eine Succeffion feyn müffe. Rec. follte meynen, dafs niemand, er möge die *Zeit* halten für was er wolle, daran zweifeln könne, ob für endliche Gefchöpfe ein künftiger Zuftand des Dafeyns etwas anders als eine Succeffion in der Zeit feyn könne. Auf die Polemik gegen den *Fichte'fchen* Idealismus will Rec. fich nicht einlaffen. Hr. G. ertheilt der Kantifchen Philofophie grofse Lobfprüche, dafs fie fo viel gründliche Schriften hervorgebracht habe. Ein fchätzbarer Theil des Publikums wird ihm hierin Recht geben, aber auch geftehen müffen, dafs fie, wofür freylich *Kant* nicht verantwortlich feyn kann, Schriftfteller in Thätigkeit gefetzt hat, die, um Dunkelheiten in Wiffenfchaften zu zerftreuen, wie weiland Schilda's Bürger zu Werke gingen, die in ihren Schubfäcken Licht in das fenfterlofe Rathhaus trugen; Schriftfteller, die Sätze verwirrten, mit welchen man fchon vor vierzig Jahren auf das Reine gekommen war. Sie hat Schriften veranlafst, die einen gewiffen Tiefffinn zur Schau tragen, aber, nach Abfonderung einer fchwerfälligen Schulfprache und einer Menge unnützer, weit ausgedehnter, Spitzfindigkeiten, ganz gemeine und abgeftandene Gedanken enthalten, die in einer Menge, blofs vom gefunden Menfchenverftande eingegebner Schriften, weit beffer enthalten find. Diefem eben beurtheilten Werke kann Rec., feiner beften Ueberzeugung nach, keinen andern Platz anweifen. Er bedauert, dafs Hr. G., dem es am Kenntniffen nicht mangelt, feine Mufe auf eine fo unfruchtbare Weife verfchwendet hat.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nördlingen, b. Beck: *Die Evangelien zu fynthetifchen Homilien fkizzirt* (Skizzen zu fyntherifchen Homilien über die Evangelien) von *Johann Jakob Friedrich Vogelgefang*, Hochfürftl. Oetting - Oettingifchen und Oetting - Wallerft. Kirchenrathe und Pfarrer zu Trochtelfingen. 1801. 284 S. 8. (16 gr.)

Der Beyfall, den des Vf. Predigtentwürfe über die Leidensgefchichte Jefu, und über die Perikopen wirklich in den meiften kritifchen Blättern erhalten haben, hat ihn zu diefer Arbeit veranlafst. Wie er fie ausgeführt hat, kann fie einem guten Kopfe, der einige Fertigkeit erlangt hat, den Hauptgedanken eines hiftorifchen oder lehrenden Abfchnitts der Evangelien aufzufaffen, oder irgend einen fruchtbaren Gefichtspunct, aus welchem eine Begebenheit beurtheilt werden kann, zu finden, keine grofse Mühe gemacht haben. Gabe der Erfindung, einen gewiffen praktifchen Sinn und die Gefchicklichkeit, heterogene Theile zu einen erträglichen, ja wohl gefälligen und nützlichen Ganzen zu ordnen, geftehen wir dem Hn. Vf. gerne zu; wir wünfchten aber wohl, dafs er mit weniger Flüchtigkeit verfahren wäre, um dadurch die Unbeftimmtheit vieler Begriffe, das unrichtige Ableiten mancher Hauptfätze oder Unterabtheilungen, und manches Seltfame, was fich für die Kanzel gar nicht eignet, zu vermeiden. Wie wir denn auch wünfchten, dafs fich der Vf. deutlicher möchte gedacht haben, für wen er eigentlich arbeiten wollte. Gute Köpfe brauchen in der That diefe Vorarbeit nicht, und mittelmäfsige und fchlechte können diefen todten und nackten Gerippen zu Homilien weder Leben und Kraft noch Gewand und Auszierung geben. Wir wollen zur Bezeichnung der Methode des Vf. erft ein paar der vorzüglichern Skizzen diefer Sammlung herfetzen: Ueber Joh. 18, 12 — 27. *Ueber einige der traurigften Lagen, worin gute Menfchen gerathen können.* a) Wenn fie bey aller ihrer Unfchuld fchon verdammt find, noch ehe fie gehört werden, V. 12—14. b) Wenn fie in der beften Meynung andern zu dienen, ihr Unglück veranlaffen, V. 15. 16. c) Wenn irrige Vorftellungen von der Gröfse der Gefahr ihrer Tugend fchädlich werden, V. 17. d) Wenn fie in Gefellfchaften, in die fie nicht Muthwille, fondern Noth getrieben hat, ehe fie fichs verfehen, fo weit gebracht werden, dafs fie ihr Gewiffen verletzen, V. 18. 25—27. e) Wenn fie bey der befcheidenften und unwiderleglichften Vertheidigung ihrer Unfchuld mifshandelt werden, und die, die fich von Rechtswegen ihrer annehmen follten, es nicht thun, V. 20—24. — Ueber Joh. 2, 1—11. *Wodurch zeichnen fich gute Menfchen im gefellfchaftlichen Leben aus?* a) Durch herzliche Theilnahme an den Freuden und Leiden anderer V. 1—3. b) Durch Nachdenken, Berathen und Ueberlegen, wie fie jene fördern, und diefe mindern können, V. 4. 5. c) Durch weife Benutzung der Umftände und Perfonen um fich her, um zu ihrem Zweck zu gelangen V. 6—3. d) Durch Lob und Achtung derer, die fich für das gefellfchaftliche Befte auf weife Art verwenden. V. 9. 10. Durch Verfuch ihrer Krafte, für ihre Mitmenfchen alles zu thun, was möglich ift, hätten fie auch vorher diefe Krafte noch nicht gekannt und angewendet. V. 11. — Nun einige Beweife von der Flüchtigkeit des Vf. Ueber Matth. 2, 1 — 12 ftellt er folgenden Hauptfatz auf: *Ueber die ebne Bahn der Tugend und die krummen Wege böfer Politik.* Hier ift erftlich die ebne Bahn dem krummen Wege fälfchlich entgegen-

gengeſetzt, denn auch das ebne kann krumm ſeyn; es ſollte von dem geraden Wege der Tugend die Rede ſeyn. Sodann, warum nicht ſtatt: böſer Politik, lieber deutſch, argliſtiger Klugheit. Der erſte Theil ſollte den geraden Weg der Tugend beſchreiben, und die Merkmale angeben, woran man einen Menſchen, der darauf wandelt, erkennet, wie es der zweyte in Anſehung der böſen Politik thut; ſtatt deſſen heiſst es im 1ſten Th. bloſs: Wer jene wandelt, iſt verehrungswerth. Bey Matth. 1, 13—19. *Ueber rechtes Benehmen gegen Freunde, die wir vorzüglich ſchätzen*, ſollte es zu V. 17. 18. nicht heiſsen: unſern eigentlichen Charakter wollen wir gegen ſie nicht maskiren, ſondern unſere Abſichten — nicht verheimlichen. — Wie ſonderbar klingt es für einen Kanzelvortrag, den wir auch niemals allein an ſchwangere Frauen richten würden, wenn zu Luc. 1, 39. der erſte Theil ſo angegeben iſt: Es iſt ihnen und ihrer Leibesfrucht ſehr heilſam, ſich fleiſsig Motion zu machen. — Von undeutſchen Worten iſt Hr. V., wie die beygebrachten Beyſpiele zeigen, ein groſser Liebhaber. Wir übergehen andere Flüchtigkeiten, unter andern auch, das Gebieten gewiſſer Gefühle, um nicht zu weitläuftig zu werden. Der Vf. kann mehr leiſten.

* * *

Leipzig, b. Voſs u. C.: *Katechetiſche Unterredungen über religiöſe Gegenſtände in den ſonntäglichen Verſammlungen in der Freyſchule zu Leipzig gehalten*, von M. *Johann Chriſtian Dolz*. Mit einer Vorrede von dem Herrn Domherrn D. *Roſenmüller*. Erſte Sammlung. Dritte verbeſſerte Auflage. 1801. XVI u. 264 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. No. 340.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Kirchengeschichte. *Göttingen*, b. Dietrich: *Joannis Horn* Verdenſis *commentatio de ſententiis eorum patrum, quorum auctoritas ante Auguſtinum plurimum valuit de peccato originali.* 1801. 106 S. 4. (16 gr.) Eine Preisſchrift vom J. 1801, der die theologiſche Facultät zu Göttingen mit Recht den Preis zuerkannt hat, da ſie ſich durch Kritik, Ordnung, Deutlichkeit, fleiſsige Arbeit und Sachkenntniſs rühmlich auszeichnet. Dieſs iſt auch nicht zu verwundern, inſofern der Vf. ein Schüler von *Heyne* und *Planck* zugleich iſt. Man konnte alſo ſchon im Voraus auf der einen Seite die nöthige Kritik und Sprachkenntniſs erwarten, ſo wie auf der andern Seite die gehörige Einſicht in die Hauptpunkte, worauf es bey dieſer hiſtoriſch-dogmatiſchen Unterſuchung vorzüglich ankam. Hr. H. hat ſehr richtig die Methode gewählt, daſs er zuerſt die Meynungen der einzelnen Väter bis auf den Auguſtin zu ergründen ſucht, und dabey zugleich eine Vergleichung derſelben mit denen des Auguſtin und Pelagius anſtellt; alsdann ſie unter ſich vergleicht, ihre Harmonie oder Abweichung zeigt, aber immer mit der Rückſicht auf den Auguſtin und Pelagius, inwiefern ſie ſich dem einen und dem andern nähern, oder davon entfernen; endlich die Urſachen angiebt, warum ſie grade ſo dachten, und dennoch in einzelnen Punkten wieder von einander abwichen. Daraus ergiebt ſich nun das Reſultat, daſs zwar kein einziger *ganz* ſo dachte, wie Pelagius, aber noch weniger ein einziger ganz wie Auguſtin. Dieſes Reſultat kannte man zwar ſchon im Allgemeinen: allein man kannte es noch niemals ſo genau, und in einzelnen Puncten, als es durch dieſe gelehrte Unterſuchung aus einander geſetzt iſt. Man hielt von jeher den leiblichen Tod für Folge der Sünde Adams, wahrſcheinlich veranlaſst durch die Worte: welches Tages du davon iſſeſt, ſollſt du des Todes ſterben! und inſofern war man durchgängig anderer Meynung als Pelagius und ſein Anhang, die bekanntlich den leiblichen Tod zur Naturnothwendigkeit des Menſchen rechneten, wie es beſonders Julian deutlich an den Tag legt: allein man glaubte durchgängig eben ſo wenig, daſs die *Schuld* der Sünde Adams allen ſeinen Nachkommen als Strafe *zugerechnet* werde, und daſs Adam mit ſeinen Nachkommen durch den Fall *die Freyheit des Willens* verloren habe, wie es doch Auguſtin allen Einwendungen der Pelagianer zum Trotz durchaus behauptete. Warum man aber die Freyheit des Willens nicht wohl aufgeben konnte, davon lag der Grund theils in einer geſunden philoſophiſchen Denkart der griechiſchen Väter, theils in der kirchlichen Tradition, welche nach dem Origines dieſe Freyheit ſelbſt nach dem Fall ſchlechterdings behauptete. Ueberhaupt kann man wohl annehmen, daſs ein ſolches unphiloſophiſches monſtröſes Syſtem, als Auguſtin von den Folgen des Falls aufſtellte, in der griechiſchen Kirche ſchwerlich zu Stande gekommen ſeyn würde, ſo lange noch ein Funken ächter Philoſophie darin glimmte; allein deſto eher war dieſs in dem glühenden Afrika möglich, wo die Phantaſie mit der Vernunft davon lief. Schon beym Tertullian findet man die unphiloſophiſche Idee von einer *phyſiſchen* Fortpflanzung der Sünde, inſofern er eine phyſiſche Fortpflanzung der Seele (*animatum traducem*) annahm. Wenn nun gleich der feine Athanaſius, der faſt ganz pelagianiſch dachte, eine *progatio peccati* für Marcioniſtiſch und Manichäiſch erklärte, die weder in der Schrift noch in der Kirchenlehre ihren Grund habe: ſo hielt doch dieſes den Auguſtin nicht ab, ſie aufs Neue zu behaupten, und mit Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Alle einzelnen Ideen und Verſchiedenheiten der Väter muſs man in dieſer Schrift, die ein gelehrter Theolog nicht wohl entbehren kann, ſelbſt nachleſen, um hinlänglich darüber inſtruirt zu werden. Ein beſonderes Intereſſe wird es noch haben, zu ſehen, wie verſchieden die Griechen von den Lateinern denken, die hier ganz recht immer getrennt ſind, und wie die Stellen, worauf ſich Auguſtin berief, gewöhnlich nichts für ihn beweiſen, weil ſie aus dem Zuſammenhange geriſſen ſind, welches bey *Voſſius* und *Seiler* auch der Fall iſt. Hätte der Vf. bey jedem Kirchenvater genauer darauf Rückſicht genommen, worin jeder eigentlich das Ebenbild Gottes, ſo wie den Verluſt oder Nichtverluſt deſſelben ſetzte; ſo würde bey dieſer Arbeit nichts bedeutendes zu erinnern ſeyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. März 1802.

RECHTSGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Verſuch eines Grundriſſes des Wirtembergiſchen Polizeyrechts nach ſeinen verſchiedenen Zwecken und Objecten.* Ein Leitfaden zum Unterricht für den Advocaten- und Schreiberſtand, und zugleich Repertorium für die Beamten. Von *Joh. Gottl. Roller. Erſtes Bändchen.* 1800. 259 S. *Zweytes Bändchen.* 1801. 315 S. 8.

Wirtemberg mangelt es wie überhaupt, ſo auch in dem Fache der Polizey, an ſehr zweckmäſsigen Geſetzen ganz und gar nicht; manche andere deutſche Territorien könnten hier nachahmungswerthe Muſter, in nicht unbedeutender Zahl finden. Aber nicht auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit der Beobachtung und Vollſtreckung der beſtehenden geſetzlichen Anordnungen. Der Grund hiervon mag hauptſächlich in dem gedoppelten Umſtande liegen: einmal, dafs keine oberſte Behörde im Lande aufgeſtellt iſt, welche alle Zweige der Polizey in höchſter Inſtanz zu leiten hätte; und dann, dafs es bisher an einer zweckmäſsigen Sammlung der gegebenen Polizeygeſetze gänzlich gebrach. — Die allgemeine Landespolizey ſoll zwar in der Regel durch das Regierungsraths-Collegium verwaltet werden; allein es beſtehen nun wieder für ſo viele einzelne Zweige ſo viele einzelne Stellen, Deputationen genannt, z. B. die Armen-Anſtalten, Brandverſicherungs-Commercien-Schafzuchts-Verbeſſerungs- und andere Deputationen, dafs jene Regel durch die vielen Ausnahmen faſt aufgehoben wird. Ja! ſelbſt einzelne polizeyliche Hauptzweige ſind wieder unter ſo viele verſchiedenartige Behörden vertheilt, dafs Einheit in den Grundſätzen und Anſtalten, und Beharrlichkeit in der Ausführung unmöglich erreicht werden können. So wird z. B. die Medicinal-Polizey theils durch das Collegium der Leibärzte, theils durch die Sanitäts-Deputation, theils durch die Regierung, theils durch den Kirchenrath gehandhabt. — — Wie vorzüglich das letztere Collegium, das ſeiner Beſtimmung nach blofs das Kirchengut zu verwalten hat, zu dieſem ſo höchſt heterogenen Geſchäftszweig komme, werden Ausländer ſchwer begreifen können; allein die Erſcheinung wird ſogleich erklärbar, wenn man weifs, dafs die auf das Medicinalweſen zu verwendenden Koſten aus dem Kirchengute beſtritten werden. — Was die gegebenen Polizeygeſetze ſelbſt betrifft: ſo iſt die *gemeine Landes-Ordnung*, ſo wie ſie zuerſt von Herzog Chriſtoph im J. 1567, und nachher von Herzog Johann Friederich, mit einigen Marginalverbeſſerungen und 14. *novellis conſtitutionibus* verſehen, 1621 promulgirt wurde, im Grunde noch heute der einzige allgemeine Polizey-Codex in Wirtemberg, da alle ſeit dieſer Zeit ergangene Polizey-Geſetze in einer beträchtlichen Menge einzelner *Ordnungen*, *Reſcripten*, *Mandaten* u. ſ. w. zerſtreut vorliegen. Mit der polizeylichen Geſetzgebung dieſes Landes ſich bekannt zu machen, war daher bisher eine ungemein ſchwierige Aufgabe, und viele öffentliche Beamte, in deren Geſchäfts-Kreis die Beſorgung polizeylicher Gegenſtände gehört, legten nicht ſelten das freymüthige Bekenntnifs ab, dafs bey weitem nicht alle einzeln ergangene Geſetze ihnen bekannt wären.

Dieſem letzteren auffallenden Mangel iſt aber nun durch das vorliegende Werk, das von dem ausdauernden Fleifse, der ſcharfen Urtheilskraft, und dem guten Geſchmacke des Vfs. ein ruhmwürdiges Zeugnifs giebt, auf eine ſehr befriedigende Weiſe abgeholfen. — In der Vorrede zeichnet Hr. R. Zweck und Plan ſeiner Schrift ſelbſt ſehr richtig dahin: „Meine Abſicht war nicht, ein Mehreres mitzutheilen, *als das polizeyrechtliche Poſitive* im Herzogthum Wirtemberg, weſshalb man auch vergebens nach Literatur ſuchen wird. Vielleicht jedoch, dafs ſelbſt in dieſer Hinſicht mir hin und wieder Einiges entgangen iſt; aber wo ſind die ergiebigen und wohl geordneten Regiſtraturen, aus denen man *alles* ſchöpfen könnte? Ein *polizeywiſſenſchaftliches* Syſtem, deſsgleichen eine *Kritik* der vaterländiſchen Polizeygeſetze lag auſser meinem Plane; wiewohl ich in letzterer Hinſicht manche Lücke unſerer Geſetzgebung, beſonders im Felde der mediciniſchen Polizey, hätte bemerken können. Nur hiſtoriſche Notizen habe ich mir hier und da einzuflechten erlaubt. Auch gieng mein Augenmerk auf das ganze Land, nicht auf die Reſidenz, in Beziehung auf welche der Punkt der öffentlichen Sicherheit und Reinlichkeit ein eigenes Werk zulaſſen würde.“ In ſyſtematiſcher Ordnung findet man daher hier, nach den einzelnen Zweigen der Polizey, die ganze polizeyliche Geſetzgebung in Wirtemberg ſehr vollſtändig zuſammen geſtellt. In dem erſten Bande wird die *Rural - Straſsen - Waſſer - Gebäude - Feuer - Gaſſen - Medicinal - Ruheſtands - Nothſtands - Polizey*; in dem zweyten Theile aber die *Unglücksverhütungs - Verkehrs - Gewerbs - Commerz - Wucher - Vermögens - Bildungs - Aufklärungs - Sitten - Bevölkerungs - Polizey* abgehandelt. In kurzen, beſtimmten Sätzen iſt jedesmal der Inhalt der dahin einſchlagenden Geſetze ohne

Beybehaltung der Worte derſelben angegeben; aber dagegen wird unter jedem einzelnen Satze genau bemerkt, aus welchem Geſetze ſolcher genommen worden. So heiſst es z. B., um nur eine Probe der Behandlungsart zu geben, Th. I. S. 25. §. 42. „*Jährlicher Herbſtbericht.* Jeder Ober- und Staatsbeamte, in deſſen Amtsbezirk Weinbau getrieben wird, hat alljährlich, bald möglichſt nach geendigter Weinleſe, den immediaten Herbſtbericht an den Herzog zu erſtatten. Demſelben iſt eine Tabelle beyzufügen, welche enthalte: die Ortſchaften, die Morgenzahl der Weinberge, den heurigen Ertrag, die Qualität deſſelben, den Preis unter der Kelter, und die Beſchaffenheit des Rebholzes. — Circ. Reſcr. 30. Jan. 1769. Gen. Reſcr. 2. Jan. 1778. — Geht ein Unglücksfall, z. B. Wetterſchlag, Kälte u. ſ. w. über das Rebwerk, ſo iſt dieſs, als ein *caſus tragicus*, ſogleich einzuberichten. In dieſen Fällen haben auch verrechnende Beamte, deren Beamtung wegen des Zehendrechts u. ſ. w. ein Intereſſe dabey hat, noch beſondern Bericht an ihr vorgeſetztes Collegium zu erſtatten. — Gen. Reſcr. 24. May 1663. §. 41. — Als Beylagen ſind in dem erſten Bande Auszüge aus einigen neueren geſetzlichen Anordnungen, und aus einigen mit benachbarten Reichsſtänden geſchloſſenen Verträgen abgedruckt; in dem zweyten Bande aber wird in dem Anhange eine kurze Nachricht über die Polizey-Verfaſſung der Reſidenz-Stadt Stuttgardt gegeben.

Bey dem Ueberblicke des ganzen Werkes muſs es übrigens dem unbefangenen Beobachter ſehr auffallen, daſs dem ſonſt ſo wohl organiſirten Wirtemberg, dem ungleich reichere Hülfsquellen, als vielen andern Territorien, zu Gebote ſtehen, noch immer mehrere, ſehr weſentliche polizeyliche Anſtalten gänzlich abgehen. So fehlt z. B. ein allgemeines Arbeitshaus für Bettler und Arme; das Zuchthaus zu Ludwigsburg, das ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach, vorzüglich mit ein *Corrections-Ort* für untaugliche Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft ſeyn ſollte, iſt ſeit geraumer Zeit bloſs ein *Strafhaus* für grobe Verbrecher geworden; ein Irrenhaus beſteht zwar, aber ohne eigenen Fonds, und es hält daher oft überaus ſchwer, das erfoderliche Koſtgeld für ſolche Unglückliche aufzutreiben. — Schulmeiſter-Seminarien, Hebammen-Inſtitute exiſtiren überall noch nicht, und überhaupt ſcheint es, daſs man bey den Lehranſtalten mit den Bedürfniſſen der Zeit nicht gleichen Schritt gehalten hat. — Sollte nicht etwa bey allen dieſen Mängeln ein Theil der Schuld auf die Landſtände fallen; die vielleicht, wie man davon Beyſpiele auch aus andern Territorien hat, zu ängſtlich karg in Bewilligung der erfoderlichen Beyträge ſind, und gerne alle mit Handhabung der allgemeinen Polizey verbundene Laſten, der landesherrlichen Kammer aufbürden wollen?

WIEN: *Praktiſcher Leitfaden zur Kenntniſs der in Oeſterreich unter der Ens für das Unterthansfach beſtehenden Grundgeſetze.* Von *Ferdinand Edlen von Hauer*, K. K. n. öſter. Regierungsconcipiſten. *Erſter Band.* 1800. 100 S. 8. *Zweyter Band.* 1800. 468 S. 8.

Dieſer, vorzüglich dem Ausländer, etwas unverſtändliche Titel erhält in der Vorrede zu dem erſten Bande ſeine nähere Beſtimmung dahin: „Hier werden alle *zwiſchen dem Unterthan und ſeinen verſchiedenen Gattungen von Herrſchaften* beſtehende wechſelſeitige Rechte und Verbindlichkeiten vollſtändig entwickelt; die aus der gegenwärtigen Verfaſſung flieſsenden Grundſätze aufgeſtellt, und zu deren Beſtätigung jedesmal diejenigen Geſetze, welche hierbey zur Richtſchnur dienen, ihrem ganzen Inhalte nach buchſtäblich aufgeführt. — Das Verhältniſs, in welchem der Unterthan *zu ſeiner Grundherrſchaft* ſteht, gegen welche er die meiſten Verbindlichkeiten, gegenſeitig aber auch den gröſsten Schutz zu erwarten hat, macht den Gegenſtand der beiden erſten Theile aus, und zwar ſo, daſs *in dem erſten*, nach vorausgeſchickten Hauptbegriffen, von der Roboth, den Waiſendienſten, dem Grunddienſte, Pfundgelde, Abfahrtsgelde und den Grundbuchsgebühren, *in dem zweyten* aber von dem der Grundherrſchaft zuſtehenden Rechte der dinglichen und perſönlichen Gerichtsbarkeit gehandelt wird. — In dem dritten Theile, der dieſes Werk beſchlieſst, werden die Rechte und Verbindlichkeiten *der übrigen Gattungen von Herrſchaften*, als der Dorf-Zehend-Vogt-Geiſtlichen-Lehens- und Bergherrſchaft aufgeſtellt.“ —

Dem angehenden Juriſten ſowohl, als dem Geſchäftsmanne im Oeſterreichiſchen muſs dieſes Werk überaus erwünſcht ſeyn; denn wenn gleich ſolches weder in Hinſicht auf Darſtellung noch Anordnung den Muſtern beygezählt zu werden verdient: ſo iſt doch ſchon das Zuſammentragen der beſtehenden, ſo überaus zahlreichen Partikulargeſetze über eine ſo vielſeitige Materie, wie die vorliegende, unter gewiſſe Rubriken eben ſo nützlich, als verdienſtlich. — Uebrigens iſt eine nähere Darlegung des Inhalts bey einer Schrift der Art, des erfoderlichen groſsen Raums wegen, nicht möglich, und Rec. begnügt ſich daher mit der allgemeinen Bemerkung, daſs er aus den hier zuſammen geſtellten Verordnungen mit Vergnügen erſah, daſs die Geſetzgeber Oeſterreichs es ſich recht ernſtlich angelegen ſeyn lieſsen, auf der einen Seite überhaupt das rechtliche Verhältniſs zwiſchen Grundherrn und Gutsbeſitzern möglichſt genau feſtzuſetzen, und auf der andern Seite insbeſondere das Schickſal der letzteren möglichſt zu erleichtern, und ſolche vorzüglich gegen jede Willkür der erſteren ſicher zu ſtellen. — Nur einige Belege wollen wir ausheben. Mittelſt Patents vom 1. Sept. 1781., und einigen anderen Verordnungen wurde feſtgeſetzt: „Unter den der Erkenntniſs der Obrigkeit, oder des ſie vorſtellenden Beamten überlaſſenen Strafen wollen wir a) einen anſtändigen und der Geſundheit offenbar unnachtheiligen Arreſt, allenfalls bey Waſſer und Brod; b) die Strafarbeit; c) die Verſchärfung des Arreſtes und der Strafarbeit mit Anlegung der Fuſseiſen; dann d) die Abſtiftung

von

von Haus und Hof verſtanden haben, und ſolle bey deren Verhängung auf das hohe und gar niedere Alter, ſo wie überhaupt auf die Leibesbeſchaffenheit des ſchuldigen Unterthans die billige Rückſicht genommen; auch die ſchimpflichere und härtere Strafen nur gegen jene Unterthanen angewendet werden, bey welchen die vorausgegangenen gelindern ohne Wirkung geblieben ſind; daher in dem Strafprotocolle die vorausgegangene Beſtrafungen jedesmal in Kürze beyzurücken ſind. Zu dem wollen wir auch ausdrücklich verordnet haben, daſs die Verhängung des Arreſts und der Strafarbeiten zur Zeit der dringenden Feldarbeiten ſuſpendirt, und nur nach deren Vollbringung dieſe Strafen exequirt werden ſollen. e) Wollte aber eine Obrigkeit ihren Unterthan über acht Tage lang mit Arreſt oder Strafarbeit belegen, oder mit der Abſtiftung von Haus und Hof beſtrafen: ſo ſolle ſelbe für eine derley Beſtrafung vorläufig die kreisamtliche Genehmhaltung einzuholen verbunden ſeyn. f) Die Abſtiftung, als eine ſehr harte und äuſſerſte Strafe iſt ſchon niemal leicht zu verhängen, und wird daher den Kreisämtern ernſtlich eingebunden, daſs ſolche die Abſtiftung der Unterthanen den Dominien nur aus den allerwichtigſten Urſachen, und auf den letzten und äuſſerſten Fall geſtatten ſollen. g) Ein Unterthan darf nie im Gelde, oder Geldeswerthe geſtraft, ihm daher auch nichts bey gegen ihn verhängtem Arreſte an ſogenannter Sitzgebühr aufgerechnet werden; und ein Betrag im Gelde kann nur als eine Vergütung, oder ein Schadenserſatz gegen ihn erkannt werden. Selbſt in Kaufverträgen darf, weil den Unterthan mit Geld zu ſtrafen überhaupt verboten iſt, von der Herrſchaft kein Reugeld als Strafe für die Nichthaltung der ausgemachten Bedingniſſe feſtgeſetzt werden. h) Auch mit Stockſtreichen darf der Unterthan von den obrigkeitlichen Beamten, ohne Vorwiſſen und Genehmigung des Kreisamtes, nicht geſtraft werden. i) Die aus Strafe zur Arbeit verurtheilten Unterthanen dürfen nicht zu grundobrigkeitlichen, ſondern nur zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt werden.“ ——— Eben ſo ſind Dienſte, Zinſen, und übrige Abgaben, welche Gutsbeſitzer ihren Grundherrn zu leiſten, und zu entrichten haben, durch Angabe gewiſſer äuſſerſter Beſtimmungen, genau feſt geſetzt, und auf dieſe Weiſe an ſichere, nie zu überſchreitende Gränzen gebunden. Auch wird durch die ſehr detaillirte Vorſchriften über die Einrichtungsart der Grund- Lager- und Pfandbücher die Sicherheit des Eigenthums in einem hohen Grade auſser Streit geſtellt. —

Indeſſen laſſen ſich freylich auch gegen viele Einrichtungen ſehr einleuchtende Einwendungen erheben. So ſind z. B. überhaupt die Taxen überaus hoch angeſetzt, und insbeſondere fiel es Rec. auf, daſs nicht nur die Groſsjährigkeits-Ertheilung durchaus der *gerichtlichen Perſonalinſtanz des Mündels* heimgegeben iſt, ſondern daſs auch hierbey eigene Taxen für den Stand, und eigene für die abgehende Zeit entrichtet werden müſſen. So iſt dann in Hinſicht auf *unadeliche Perſonen* folgendes feſtgeſetzt: „Nach dieſer Eintheilung hat zu zahlen eine über den Bürgerſtand erhabene Perſon: für den Stand 200 Gulden; für jedes abgängige Jahr 60 Gulden. Ein Bürger, für den Stand 50 Gulden; für jedes abgängige Jahr 20 Gulden. Hiervon ſind ausgenommen, die minder conditionirte Perſonen, derſelben Vermögen nicht 2000 Gulden beträgt, welche für diesfällige Diſpenſation von dem beſitzenden ganzen Vermögen im Ganzen zu bezahlen haben, 7½ von 1000 Gulden. Die minder conditionirte ſind nur jene, welche ſich vermöge ihres Standes unter dem Bürgerſtande, folglich noch in einem geringeren Stande, als der Bürgerſtand iſt, befinden; und dieſe mindere Perſonen haben für die erhaltene *Venia aetatis*, wenn ſich ihr Vermögen nicht auf 2000 Gulden erſtreckt, die Taxe nur mit 7½ von 1000 Gulden von ihrem Vermögen zu zahlen; wenn ſie aber ein Vermögen von 2000 Gulden, oder darüber beſitzen, die Taxe gleich dem Bürgerſtande zu entrichten.“ — Wem wird es nicht bange bey dieſen furchtbar groſsen Abgaben! —

Hannover, b. Hahn: *Meditationen über verſchiedene Rechtsmaterien.* Von zweyen Rechtsgelehrten, *Gebrüder Overbeck.* (*Neunter Band.* 1801. 330 S. 8. (20 gr.)

Nach Rec. Ueberzeugung kommt der vorliegende Band einigen ſeiner Vorgänger an innerem Werthe bey weitem nicht gleich. — In mehreren Abhandlungen ſind die Verfaſſer von ganz unrichtigen Grundſätzen ausgegangen, und haben nicht ſelten gegen die erſten Grundbegriffe angeſtoſsen. So heiſst es z. B. in der 483 Meditation: *Die Provocation aus der L. diffamari kann mit der Injurienklage nicht cumulirt werden.* — „Die gedachte Provocation findet dann ſtatt, wenn Jemand von einem Andern etwas Ehrenrühriges, Schimpfliches, oder Nachtheiliges geredet hat.“ — Welchem Sachverſtändigen fällt hier nicht das Unrichtige in dem Begriffe, und der daraus nothwendig flieſsende Mangel an Zuſammenhang zwiſchen dem zu beweiſenden Satze und der zu dem Ende gemachten Ausführung, auf? — Eben ſolche ganz unrichtige Anſichten findet man in der Meditation 466.: *Derjenige, dem der Erfüllungs-Eid auferleget worden iſt, kann ſein Gewiſſen mit Beweis vertreten;* deſsgleichen in der 474 Meditat.: *Wenn Jemand eine Sache an ein entferntes Mitglied der Familie verkauft hat: ſo kann der nähere Verwandte den Retract nicht ausüben.* — Andere Ausführungen ſind in Hinſicht auf das behandelte Object ſo unerheblich, daſs ſie eine Stelle in einer ſolchen Sammlung nicht verdienen. Dahin gehören z. B. die 442 Meditation: *Bey Erklärung eines Contracts muſs man beſonders auf die Willensmeynung der Contrahenten ſehen.* — Deſsgleichen Nr. 448. *Unter dem Ausdruck proxime in gerichtlichen Beſcheiden, wird nicht immer der nächſte Gerichtstag verſtanden.* — Ferner die Meditation 450.: *In einer, wegen expilirter Erbſchaft angeſtellten Klage kann der Eid zugeſchoben werden, ohne daſs*

es nöthig ist, vorher einen Verdacht der geschehenen Expilation zu erweisen. — Nicht weniger die 451 Meditation: *Ein Rechtsfall, wo besonders durch einen Augenschein das streitige Eigenthum an einem Grundstücke beurtheilt werden musste.* — Ferner die Meditation 455.: *Die Behauptung, dass der Verkäufer den Schaden tragen müsse, wenn die gekaufte Sache wegen eines alten Fehlers zu Grunde geht, findet in manchen Fällen Einschränkung.* — Besonders sind hier die gewählten Beyspiele äusserst übel ausgedacht. — Von gleichem Gehalte sind die Meditationen 456. 460. 467. 469. 476. 477. 487. 489. von denen wir des Raumes wegen die Ueberschriften weglassen. Andere Abhandlungen haben dadurch eine widerliche Ausdehnung erhalten, dass die Herausgeber nicht nur die von den Partheyen in den verschiedenen Instanzen angegebenen Gründe und Gegengründe, sondern auch die von den verschiedenen Richtern aufgeführten Zweifels- und Entscheidungsgründe umständlich anführten; — eine Verfahrungsart, die sich höchstens nur als seltene Ausnahme von der Regel, bey äusserst verwickelten Rechtsstreitigkeiten, die ein ganz besonderes Interesse in Hinsicht auf das Faktische, oder Rechtliche haben, dergleichen aber hier keine vorkommen, rechtfertigen lässt. — Hieher gehören z. B. die Nr. 438. 439. 441. 443. 475. 478. 480. — Nur wenige Aufsätze verdienen als lehrreich und bemerkenswerth eine Auszeichnung. Dahin möchten zu zählen seyn, die Meditation 459.: *Die L. 1. p. D. si quis aliq. testari prohib. vel coge.* lässt sich nicht auf den Fall anwenden, wenn ein Intestat-Erbe den Erblasser zur Errichtung eines Testaments gezwungen hat. — Ferner, die 461 Meditation: *Eine Frauensperson, die dafür, dass sie die Bürgschaft übernommen, eine Belohnung erhalten hat, kann sich mit dem Sctum Velleianum nicht schützen.* — Desgleichen die Meditation 463.: *Kinder sind nicht schuldig, die bey Lebzeiten ihrer Aeltern erhaltenen Sachen bey der Erbtheilung in Natur zu conferiren.* — Eben so die Nr. 464. *Bey Schätzung der zu conferirenden Sachen wird auf die Zeit des Todes des Erblassers gesehen.* — Nicht weniger, die 471. Meditation: *Ueber die Anwendung der L. un. C. de stud. liberal. urbis roman:* Desgleichen, die Nr. 488. *Das Interdictum Salvianum findet wider einen dritten Besitzer der verpfändeten Sache nicht statt, wenn er nicht die Sache wissentlich, dass sie verpfandet gewesen, an sich gebracht hat.* — Ueberhaupt aber müssen wir hier die schon bey der Anzeige der vorhergehenden Bände gemachte Ausstellung, dass nämlich die Herausgeber zu wenig mit der Literatur fortschreiten, und daher äusserst selten von neueren und besseren Schriften Gebrauch machen, auch hier wiederholen. Eine gerade den vorliegenden Band auszeichnende Unvollkommenheit hingegen ist es, dass in dem Anhange nicht weniger, als *fünf und eine halbe Seite* mit Verzeichnung der auffallendsten Druckfehler angefüllt werden mussten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Halle*, b. Gebauer: *F. L. v. Cancrin*, Russisch Kaiserl. Staatsraths etc. *Abbildung und Beschreibung eines neuen, Holz, Zeit und Arbeitslohn sparenden Spleiss- und Treibofens.* 1800. 20 S. 4. mit 2 Kpft. Diese Schrift ist nur eine Beschreibung der zwey Kupfertafeln, die den neuen Spleiss- und Treibofen darstellen, und der Manipulation bey diesen Arbeiten wird weiter nicht gedacht. Hr. v. *C.* fand es nachtheilig, dass die bisher üblichen Spleiss- und Treiböfen zwey Mundlöcher und kein geschlossenes Feuer hatten, und dass der Wind die darin stehenden flüssigen Metalle nur von einer Seite umwendete, wobey viel Verlust an Brand, Zeit und Arbeitslohn zu bemerken war. Er entwarf daher in einer müssigen Stunde diese Zeichnung. Um nun das Feuer wirksamer zu machen, giebt er dem Heerde eine ovale Gestalt, und legt die zwey Bälge einander gegenüber, so, dass das eingesetzte Metall auf zwey Seiten vom Winde getroffen, und lebhafter getrieben werden kann. Das Flammloch, über welches auch der Schlot angebracht ist, hat eine Thür von gegossenem Eisen, worin nur ein mit einem Schieber versehenes Loch gelassen wird, um das Metall beobachten zu können. So sehr das einander gegenüber gelegte Gebläse angepriesen wird; so soll man doch auch in Ermangelung der Aufschlag-Wasser oder thierischer Kräfte, ohne dasselbe spleissen können. Man kann dabey Holz, Reisig, Torf und Steinkohlen anwenden, und jedes Erz, es halte Metall, was für welches man nur immer wolle, mit und ohne Gebläse, in diesem Ofen schmelzen, und wird ein besser gereinigtes Hütten-Product erhalten, als in den bisher gewöhnlichen krummhalb- und ganz hohen Ofen. Auch hat dieser neue Treib- und Spleisofen zwey Stichherde, zu jeder Seite des Flammloches einen, damit man das Metall theilen könne, und nicht so unförmliche Kupferscheiben erhalte. Die Bälge können, um Raum bey dem Ofen selbst zu bekommen, in Entfernungen von funfzehen und mehr Schuhen davon abliegen, wo der Wind durch Lutten aus denselben auf das Feuer geleitet wird. Will man diesen Ofen zu einem Treibofen einrichten: so lässt man nur die beiden Stichheerde nebst den Schirmmauern weg, und schlägt statt des Stübbe-Heerdes einen Aschenheerd in denselben. Er soll dergestalt wirksam seyn, dass man auch beym Treiben das Gebläse entbehren kann.

Es lässt sich nicht wohl übersehen, wie dieser Ofen sich in allen den Fällen beweisen dürfte, wo er als so besonders wirksam angepriesen wird, und Hr. v. *C.* würde sehr wohl gethan haben, wenn er ihn selbst erst erprobt hätte, da ihm diess zumal bey seinem grossen Wirkungskreise etwas sehr leichtes gewesen seyn würde.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.